Euphorion



Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Zweiter Band

Jahrgang 1895

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schaun.

Bamberg
C. C. Buchner Verlag
Rudolf Koch
1895

Inhalt.

Miscellen.

Recensionen und Referate.

Dazu ein Ergänzungsheft:

Mitteilungen aus der Literatur des 19. Jahrhunderts und ihrer Geschichte.

Inhalt:

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Zweiter Band

Erstes Heft

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schaun.

Vierteljährlich erscheint ein Heft im Umfang von etwa 13 Bogen.
Preis des Jahrgangs M. 16.–

Bamberg
C. C. Buchner Verlag
Inhaber Rudolf Koch
1895

Inhalt.

Briefe, Manuskripte und Büchersendungen sind zu richten an den Herausgeber, Professor Dr. August Sauer in Prag, Smichow 586.

Literaturkunde und Literaturgeschichte in der Schule.

Von August Brunner in München.

Die Zeitschrift Euphorion ist der Forschung gewidmet, die ihren Zweck in sich selbst hat und deshalb ohne Rücksicht auf die Schule ihre Ziele verfolgt. Wenn gleichwohl der Herr Herausgeber wünschte, ein Schulmann möge das Verhältnis der Literaturgeschichte zur Schule besprechen, so mag ihn dasselbe Interesse geleitet haben, das Kliniker bestimmt, Erkundigungen darüber einzuziehen, wie sich die Ergebnisse der klinischen Forschung vom praktischen Arzt verwerten lassen. Denn mit diesem Vergleich wird sich das Verhältnis der Hochschulen zu den Mittelschulen, der Vertreter der reinen Wissenschaft zu den praktischen Schulmännern bezeichnen lassen. Nicht als ob diese Begriffe sich ausschlössen. Denn zu allen Zeiten hat es Schulmänner gegeben, die in einzelnen Stunden ihres Arbeitstages als ebenbürtige Gehilfen den Männern an die Seite traten, die das Gold der Wissenschaft aus dem tiefen Schachte graben. Ihre Zahl würde noch weit größer sein, wenn ihre Studien wie die der Universitätslehrer nur einem Fache zugewendet wären, wenn sie also nicht auf mehreren Gebieten den Fortschritten der Forschung zu folgen hätten, und der größte Teil ihrer Kraft nicht durch vielstündigen Unterricht und die drückende Korrekturlast so in Anspruch genommen würde, daß nur wenigen Rüstigkeit und Zeit dazu bleibt, an der Lösung wissenschaftlicher Fragen sich in bedeutenderem Maße zu beteiligen. Deshalb wird es im allgemeinen dabei sein Bewenden haben, daß der Schulmann die wissenschaftlichen Forschungen mit Eifer verfolgt und sie sorgfältig darauf prüft, inwieweit sie seinem Be-

dürfnis entsprechen. Thäte er es nicht, so würde er zu jenem Brotgelehrten herabsinken, den Schiller in seiner Antrittsrede brandmarkt, so würde das Lehramt an Mittelschulen dem Banausentum verfallen, ein Unglück, das ebenso groß wäre, als wenn die Quellen der Wissenschaft versiegten; denn die Blüte der Nation würde des Segens der fortschreitenden Bildung unteilhaftig, und der Lehrer würde unfähig, seines Amtes mit Begeisterung und Arbeitsfreude zu walten, da ein geistiger Stoffwechsel ebenso die Bedingung des geistigen Lebens ist, wie vom körperlichen Stoffwechsel das animalische Leben abhängt.

Wenn die Literaturgeschichte auf genauer Kenntnis der einzelnen Literaturwerke beruhen muß, so kann sie im eigentlichen Sinne des Wortes nicht Gegenstand des Jugendunterrichtes sein; denn genaue Kenntnis der einzelnen Literaturwerke kann beim Jugendunterricht nicht vorausgesetzt werden. Das Hauptgeschäft der Schule besteht vielmehr darin, den Schüler mit der Literatur selbst vertraut zu machen. Ist freilich einmal eine Kenntnis der wichtigsten Literaturwerke, eine Literaturkunde, gewonnen, dann fällt dem Lehrer die weitere Aufgabe zu, die Literaturwerke, die der Schüler kennen gelernt, zu einander sowie zu den Zeitverhältnissen und den Lebensumständen der Dichter in Beziehung zu setzen und zu erläutern, wie die späteren Literaturerzeugnisse von den gleichzeitigen und früheren bedingt sind. Das so nicht ohne Hilfe der allgemeinen Kulturgeschichte gewonnene System kann aber wegen seiner Lückenhaftigkeit auch nur im uneigentlichen Sinne Literaturgeschichte heißen, und deshalb wählt die bayerische Schulordnung mit gutem Bedacht den freilich etwas umständlichen Ausdruck: Historischer Ueberblick der deutschen Literatur.

Zunächst sei es gestattet, dasjenige Unterrichtsfach näher zu betrachten, das wir oben als Literaturkunde bezeichnet haben.

Für die Stellung, welche früher und zwar in nicht allzu fernliegender Zeit der deutsche Unterricht, also auch die Literaturkunde einnahm, ist nichts bezeichnender als der von dem berühmten Philologen Friedrich Thiersch ausgearbeitete Schulplan für Bayern vom 8. Februar 1829; von den 24 Pflichtstunden entfällt keine

einzige auf die deutsche Sprache, da nach Thierschs Ansicht für die formale Ausbildung in der Muttersprache das meiste der altklassische Unterricht thue, die Lektüre aber nicht in der Schule, sondern zu Hause vorgenommen werden solle.[1] Eine allmähliche Besserung trat sehr bald ein, aber ein ernsterer Versuch, von Seite der Schule der Literaturkunde die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, wurde, in Bayern wenigstens, erst gegen Ende des siebenten Dezenniums gemacht.

Daß der deutsche Unterricht immer mehr an Bedeutung gewann, war vor allem die Folge der bahnbrechenden Schriften von Robert Hiecke und Ernst Laas. Die Forderungen beider Pädagogen waren freilich viel zu hoch; ihre Verdienste würdigt mit maßvoller Kritik Rudolf Lehmann in seinem „Deutschen Unterricht", einem Buch, das für jetzt eine abschließende Bedeutung hat.

Wie sorgt nun unsere heutige Schule für die Literaturkunde?

Mit den Lesebüchern, welche eine nur dem individuellen Geschmack des Herausgebers entsprechende Auswahl von Lesestücken boten, ist gründlich aufgeräumt. Schon von der untersten Klasse an werden die Schüler mit sorgfältig nach methodischen Grundsätzen ausgewählten poetischen und prosaischen Lesestücken bekannt gemacht. Ein Kanon sorgt in der Regel an jeder Anstalt dafür, daß gewisse Gedichte von allen Schülern beim Unterricht kennen gelernt und einige durch Memorieren zum bleibenden Eigentum werden. In den mittleren und oberen Klassen bilden Dramen sowie eine Auswahl aus den schwierigeren Gedichten Goethes und Schillers die stehende Klassenlektüre. Daneben liest man historische und philosophische Prosa von Winckelmann, Herder, Lessing, Goethe, Schiller, sowie Reden, auch aus der neuesten Zeit, z. B. von E. Curtius; selbst Romane, wie Gustav Freytags Ahnen, zu Hause zu lesen und in der Schule in der einen oder anderen Form

---

[1]) Grießbach, Die geschichtliche Entwicklung des altklassischen und deutschen Unterrichts an den Gymnasien im Königreich Bayern. Programm des k. humanistischen Gymnasiums zu Hof. 1892.

über die Lektüre Rechenschaft zu geben, werden unsere Schüler angehalten. Ueberblickt man die in den Jahresberichten der deutschen Gymnasien mitgeteilte Klassen- und Privatlektüre, so wird man kaum mehr eine Lücke entdecken können, welche durch einen neuen Vorschlag ausgefüllt werden könnte. Denn auch die mittelhochdeutsche Poesie, Shakespeare und selbst Werke der neuesten Dichter, wie Martin Greifs Dramen, bilden den Gegenstand der Gymnasiallektüre. Erwägt man noch, daß dem deutschen Aufsatz in den Prüfungsordnungen eine ganz hervorragende Bedeutung beigelegt wird, so muß man nach unserer Ansicht zugeben, daß die deutsche Sprache und Literatur so ziemlich diejenige Stellung errungen hat, die ihr am deutschen Gymnasium gebührt. Wir wissen freilich, daß manchen das Erreichte noch viel zu wenig scheint. Die Entscheidung der Frage, wie viel noch anzustreben sei, hängt zu sehr nicht nur von rein schultechnischen Erwägungen, sondern auch von der principiellen Anschauung über die Aufgaben des Gymnasiums ab, als daß ihre Erörterung hier am Platze wäre.

Daß die Lehrer es an Eifer und sorgsamer Fortbildung nicht fehlen lassen und die reiche Literatur [1] gewissenhaft benützen, darf ohne Ueberhebung behauptet werden. So bieten denn die Lehrpensa, die Aufsätze, überhaupt der gesamte Unterrichtsbetrieb für alle diejenigen, welche vor etwa dreißig Jahren das Gymnasium verlassen haben, ein recht überraschendes Bild, an dem auch die Stürmer und Dränger der verschiedenen Reformparteien wenig zu mäkeln finden. Trotz dieser scheinbaren Vollkommenheit können

[1]) Wir führen von methodischen Schriften nur das oben erwähnte Buch von Rudolf Lehmann an und die reichhaltige Programmliteratur. Reich an trefflichen methodischen Winken ist auch der eine umfassende Schulliteratur berücksichtigende „Ausgeführte Lehrplan im Deutschen" von Schnippel (Berlin, Gärtner). Von Zeitschriften dient vor allem Lyons „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" den Bedürfnissen der Schule, während Rethwischs „Jahresberichte für das höhere Schulwesen" auch für den deutschen Unterricht ein periodisches Repertorium bilden. Eine kritische Umschau auf dem Gebiete der Literatur für den deutschen Unterricht geben ferner die „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte" in dem „Die Literatur in der Schule" betitelten Abschnitt, welcher 1890 und 1891 von R. Lehmann, 1892 von P. Goldscheider verfaßt ist.

aber diejenigen Lehrer, welche mitten in der Schularbeit stehen, ihre Augen den Gefahren kaum verschließen, welche einem wirklich fruchtbringenden Unterrichtsverfahren auf diesem Gebiete allmählich drohen. Mögen auch die Vertreter der Literaturgeschichte an den Universitäten den Betrieb der Literaturkunde an den Mittelschulen ihre Aufmerksamkeit zuwenden und ihre Zuhörer, soweit sie sich zu Lehrern an Mittelschulen ausbilden, warnend und mahnend zu unterweisen nie müde werden!

Eine unleugbare Gefahr liegt offenbar in der Ueberfülle des Lesestoffes. Freilich ist diese Gefahr keine allgemeine, sondern tritt nur da und dort, oft aber in auffallender Weise, zu Tage. Wo sie jedoch besteht, ist sie groß; denn sie bedroht eine der unantastbaren Hauptaufgaben des deutschen Gymnasiums, nämlich die Schüler an gründliche Arbeit zu gewöhnen; wer aber überbürdet ist, verfällt notwendig der Oberflächlichkeit. Und wenn es ferner Aufgabe des Gymnasiums ist, die Schüler hungernd und dürstend zu machen, wenn es unbestritten feststeht, daß das Gymnasium eine Vorschule bildet, vor allem für die Universität, so ist nicht abzusehen, weshalb eine Art von Vollständigkeit erstrebt werden soll. Wer am Gymnasium mit unverdautem Wissen übersättigt worden, der hat nicht Lust, an der reichen Tafel der Hochschule mehr Platz zu nehmen; das mögen jene sich merken, die über die Abnahme der philosophischen Studien schelten; sie werden darin allerdings keine völlige Erklärung, aber doch einen Grund dafür finden, daß die Hörsäle der philosophischen Wissenschaften weniger voll sind, als man im Interesse der allgemeinen Bildung unserer akademischen Jugend wünschen muß.

Die Grenzen des Zuviel sind nicht festzustellen; denn das Maß der Schularbeit hängt zu sehr von der Individualität der Schüler ab. Die Hauptsache wird sein, daß diese durch gründliches Studium einiger für den Schulunterricht besonders tauglicher Hauptwerke[1] Goethes, Schillers und Lessings ihr ästhetisches

[1] Vgl. „Die neuhochdeutsche Lektüre am Obergymnasium" von A. Brunner in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1876 2. Abteilung S. 624.

Gefühl und Urteil bilden oder vielmehr zu bilden beginnen. Die Frage, ob in diesen Kreis der erste Teil des Faust und Nathan der Weise einzuschließen sind, kann nicht schlechthin bejaht oder verneint werden, während man wohl kaum schwanken wird, als Ergänzung der deutschen Dichtungen noch das eine oder andere Drama von Shakespeare den Schülern vorzulegen.

Uebergangen sei hier die an sich keineswegs gleichgültige Frage, wann die einzelnen Schriften den Schülern vorzulegen sind; im allgemeinen wird die Reife der Schüler eher über- als unterschätzt.

Wie eine Hauptschranke für die Menge des Lesestoffes in der Individualität der Schüler liegt, so ist die Zulässigkeit mancher schwierigen Schrift oder Dichtung hauptsächlich von der Individualität des Lehrers bedingt. Es ist vielleicht einem philosophisch durchgebildeten Lehrer möglich, Schillers Schrift über naive und sentimentalische Dichtung mit Nutzen zu erklären, aber viele werden an dieser Aufgabe kläglich scheitern und die schwere Verantwortung auf sich laden, den Schülern die Lust, sich mit derlei Schriften später zu beschäftigen, gründlich verleidet zu haben. Als offenbaren Mißgriff aber müssen wir es bezeichnen, wenn man gewagt hat, genannte Abhandlung den Schülern als obligatorische Privatlektüre zu überweisen.[1])

Hiemit haben wir bereits die Frage über die Erklärung der Schriftwerke gestreift. Denn der Streit, ob man die Dichtungen durch sich selbst wirken lassen solle, wie vor allem Raumer wollte, oder sie den Schülern erklären müsse, wofür Hiecke und Laas sehr energisch eintraten, ist zu Gunsten der letzteren entschieden.

Kein einsichtiger Schulmann wird leugnen, daß der Aufschwung, welchen die Gymnasialpädagogik in den letzten Jahren genommen, sehr fördernd auch auf den deutschen Unterricht eingewirkt hat, aber andererseits ist doch auch kaum zu verkennen, daß die Rücksicht auf psychologische Behandlung der Lehrgegenstände zu äußerst

---

[1]) Vgl. die Verhandlungen der 22. Direktorenversammlung in der Provinz Westfalen 1889 S. 75.

künstlichen Verknüpfungen führen kann, infolge deren die Lehrobjekte weniger um ihrer selbst willen als vielmehr als Grundlagen und Bausteine der zu entwickelnden Idee erscheinen und so mehr, als gut ist, in den Hintergrund treten. Eine notwendige Folge davon ist zugleich, daß an sich Wertvolles, weil es sich dem jeweiligen Bau nicht einfügen will, unbeachtet bleibt. Man wird verstehen, was ich meine, wenn ich folgende Stelle aus Fricks Abhandlung über „Die Lektüre der deutschen Lyriker in den oberen Klassen der höheren Schulen" anführe. Frick sagt dort[1]) über Goethes Lyrik: „Goethe hat (in Werthers Leiden) das Naturgefühl eigentlich erst erklärt und literarisch wieder eingeführt, es aber auch in seinen eigenen Dichtungen in bisher unübertroffener Weise zum Ausdruck gebracht. Er ist sodann wie kein anderer Dichter befähigt, uns über das Wesen der Dichtung selbst Aufschluß zu geben. Deshalb rücken wir unter seinen noch zu behandelnden Gedichten nunmehr diejenigen in den Vordergrund, welche diese beiden Begriffe nach ihren Elementen zu tieferem Verständnis zu bringen geeignet sind: das Naturgefühl nach seinen beiden wesentlichen Seiten (Herauslesen der Stimmungswelt aus der Natur, Hineintragen unserer Stimmungswelt in dieselbe) sowie nach den Objekten (Mannigfaltigkeit der Landschaftsgebilde, Wechsel der Tages- oder Jahreszeiten); — die Dichtung (Phantasie, Gestaltungsgabe, idealisierende Thätigkeit, Gehalt, künstlerische Thätigkeit). Was sodann an den übrigen für diese Stufe noch geeigneten Gedichten sich auf Menschenleben und die Welt des Ewigen (Lebensfragen und Lebensweisheit) bezieht, ordnen wir um jene beiden Hauptgruppen."

Ein anderes Beispiel zur Erläuterung des oben Gesagten ist die Einteilung, welche er in seinem mit Polack herausgegebenen Werke „Aus deutschen Lesebüchern" (4. Band 2. Abteilung) für die Behandlung der Goetheschen Lyrik vorschlägt: A. Naturleben. I. Gruppe, vorwiegend Ausdruck des Naturgefühls: 1. Meeresstille. 2. Glückliche Fahrt. 3. Auf dem See. 4. Dornburg. 5. „Dämmerung senkte sich von oben". 6. Wanderers Nachtlied.

---

[1]) 7. Heft der „Lehrproben und Lehrgänge" S. 70 (Halle, Waisenhaus.)

II. Naturgefühl und Liebe: a) Liebesglück: 1. Mailied. 2. Frühzeitiger Frühling. 3. Nähe des Geliebten. 4. Jägers Abendlied. b) Liebesleid: 1. Herbstgefühl. 2. Schäfers Klagelied. 3. An den Mond. c) Die Natur selbst als Geliebte angeschaut: 1. Der Fischer. 2. Ganymed. III. Natur und Gott. 1. Atmosphäre, Stratus, Cumulus, Cirrus, Nimbus. 2. a) Parabase, b) die Metamorphose der Pflanzen, c) Epirrhema, d) Metamorphose der Tiere, e) Antepirrhema. 3. Weltseele. 4. Prooimion. B. Menschenleben. I. Gruppe (enge Anlehnung an das Naturleben): 1. Mahomets Gesang. 2. Der Fischer. 3. Der Erlkönig. 4. Mignon. II. Gruppe (Anlehnung an die geschichtliche Welt): 1. Geistesgruß. 2. Bergschloß. 3. Der Wandrer. III. Gruppe (Innenleben im Anschluß an Einzelgeschichte): Der König in Thule. IV. Das eigene persönliche Innenleben des Dichters. V. Gruppe (Lebensweisheit, Gnomisches): 1. Der Gesang der Geister über den Wassern. 2. Prometheus. 3. Grenzen der Menschheit. 4. Das Göttliche. C. Dichtkunst und Dichter: 1. Künstlers Abendlied. 2. „Meine Göttin." Ob dieses Schema nicht einzelne überflüssige Gedichte enthält oder andererseits einzelne übergeht, die dem einen oder andern wichtig scheinen, darauf legen wir weniger Gewicht, ebenso fragen wir nicht, ob die angedeutete Behandlung bei der beschränkten Zeit ermöglicht wird; wohl aber müssen wir den Zweifel aussprechen, ob durch die gewählte Gruppierung die Gedichte in die richtige Beleuchtung gerückt werden, und ferner, ob, wenn auch diese Frage bejaht werden kann, der Schüler infolge der künstlichen Systematisierung nicht mehr von der eindringlichen Betrachtung abgezogen als dazu angehalten wird. Am bedenklichsten aber scheint uns der Satz (Lehrproben und Lehrgänge 7, 65): Mit der von uns gewählten eigentümlichen Anordnung aber wünschen wir in einem einzelnen Punkt einen Beitrag zur praktischen Ausgestaltung einer Theorie des Lehrplans zu geben, soweit er nämlich die Lektüre der deutschen Lyriker in oberen Klassen betrifft." Das klingt ja, als solle allmählich ein ganz bestimmtes, allgemein gültiges Verfahren für die Auswahl und Anordnung der lyrischen Gedichte herausgebildet, als sollten die Lehrer an den Mittelschulen

ganz Deutschlands in Automaten verwandelt werden![1] Das Unterrichtsverfahren darf gewiß nicht vom Augenblick eingegeben sein, aber eine für alle Lehrer verbindliche Methode kann und darf es so lange nicht geben, als man die Individualität des Lehrers für einen wichtigen Faktor des Unterrichts hält; eine solche einheitliche Methode kann es am wenigsten für die höchsten Unterrichtsstufen geben und am allerwenigsten für die Erklärung lyrischer Gedichte. Was soll hindern, die lyrischen Gedichte Goethes an seine Lebensgeschichte anzuschließen oder sie mit Bezug auf Stil und Ton der Darstellung vom einfachsten Lied bis zur grandiosen Odenform zu betrachten? Ganz besonders aber kann es hier keine bindenden Normen geben wegen der Verschiedenheit der Lehrer. Besitzt ein Lehrer poetischen Sinn und die Gabe, schön zu lesen, so kann er die den lyrischen Gedichten gewidmete Unterrichtszeit zu wahren Weihestunden machen, die oft auch im späteren Leben unvergessen bleiben und so den deutschen Dichtern nachhaltige Teilnahme sichern, während ein Amtsgenosse mit verschieden gearteter Beanlagung oder unglücklichen Stimmmitteln trotz aller pädagogischen Hilfen sich und das Gedicht lächerlich machen kann — auf lange hinaus. Kurz, das geheimnisvolle Fluidum, das gerade bei lyrischen Dichtungen vom Lehrer auf die Schüler übergehen muß, wird in den Retorten der pädagogischen Laboratorien nicht erzeugt.

Wir haben schon oben bemerkt, daß der Aufschwung, den die Pädagogik in letzterer Zeit genommen, auch dem Untericht im Deutschen zu statten kam. Zu der „neuen Methode" gehört auch die Anwendung der sogenannten Herbart-Zillerschen Formalstufen, deren nachdrückliche Betonung zweifellos dazu beitrug, daß man sich wieder mehr auf psychologische Unterrichtsbehandlung besann. Gegen die überaus heftigen Angriffe auf die Anwendung der Formalstufen verteidigen sich die Vertreter der Herbart-Zillerschen

[1] Vgl. Oskar Jäger „Aus der Praxis" S. 10: „... das wird künftig, wo es bloß noch Lehrkräfte geben wird, anders werden; allerdings diese Lehrkräfte werden keine Individuen mehr sein, sondern nur die willenlosen Organe der richtigen Methode, welche ihnen auf irgend einer Kandidatenbildungsanstalt eingegossen worden."

Schule mit allem Nachdruck: „sie seien als zwanglos verfügbare Hilfen frei und mit eigenem Nachdenken zu verwenden“,[1] „nur einer elastischen Verwendung der Stufen und einer freien Bewegung innerhalb derselben werde das Wort geredet“[2] u. s. w. Aber andererseits haben selbst Anhänger des Herbart-Zillerschen Unterrichtsverfahrens mit Recht darauf hingewiesen, daß die praktischen Arbeiten der Herbartianer in der That an manchen Stellen das Erreichbare, ja auch nur das Wünschenswerte um ein Bedeutendes überschreiten.[3] Und hierin liegt gewiß eine Gefahr für den literaturkundlichen Unterricht. Wenn die in den mitgeteilten Lehrproben aufgestellten Grundsätze ohne weiteres Eingang in den Schulen fänden, so würde der Lebensnerv des gedeihlichen Unterrichtes, die Teilnahme der Schüler, unterbunden.

Einer besonderen Erörterung bedarf noch die schulmäßige Behandlung der Dramen. An Hilfsmitteln fehlt es dem Lehrer keineswegs. Er schöpft nicht nur aus jenen Schriften, welche die wissenschaftliche Erkenntnis der Literaturwerke gefördert haben, sondern er benützt auch die zahlreichen Hilfsbücher, in denen der Erklärungsstoff gesammelt und in manchem Betracht durch selbständige Forschung der Herausgeber vermehrt dargeboten wird,[4] sowie die zahlreichen mitunter sehr verdienstlichen Schulprogramme, welche sich mit der Erklärung von Schuldramen beschäftigen. Für die Schüler hat man eine Reihe von billigen Ausgaben hergestellt, deren Mängel

---

[1]) Schiller in seinem „Handbuch der praktischen Pädagogik“ (Leipzig, Fues) S. 237.

[2]) Frick im 6. Heft der Lehrproben und Lehrgänge S. 113.

[3]) Verhandlungen der 22. Direktorenversammlung in der Provinz Westfalen 1889 S. 80.

[4]) Erwähnt seien nur Kuno Fischers Schriften, Düntzers „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern“, die für alle Erklärer eine Hauptfundgrube sind und bleiben, Fricks „Wegweiser durch die klassischen Schuldramen“, ein sehr gründliches Werk, das auch durch selbständiges Urteil sich auszeichnet, aber von Künsteleien keineswegs frei ist, Bellermanns „Schillers Dramen“, Blümners Kommentar zu Lessings Laokoon, Cosacks Materialien zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie.

jüngst Kurt Hentschel[1] in durchaus zutreffender Weise besprochen hat; hier sei nur auf eine Seite seiner Ausführungen hingewiesen, nämlich auf die Textänderungen, die man im Dienste der Moral vornehmen zu müssen glaubte. Wenn etwa die derbe Aeußerung in Lessings Minna von Barnhelm (I. 12) ausgelassen wird, so kann man dagegen wohl wenig oder nichts einwenden. Und wenn Verse gestrichen werden wie: „Dirnen, die ließ er gar nicht passieren, mußten sie gleich zur Kirche führen," so ist das einfach lächerlich, aber nicht mehr. Dagegen hört der Scherz bereits auf, wenn Baumgartens Erzählung „Ich hatte Holz gefällt — Bad gesegnet" fehlt. Man sollte doch meinen, es sei vor allem darauf zu achten, daß der Zusammenhang gewahrt wird. Aber die Aengstlichkeit geht noch weiter, viel weiter, unglaublich weit! Der 3. Aufzug von Maria Stuart scheint einem Herausgeber so gefährlich, daß er die acht Auftritte auf vier gekürzt hat; ebenso ist dortselbst im 1. Aufzug der 4. Auftritt fast ganz ausgeschieden worden. Gegen eine solche barbarische Verstümmlung, durch welche die Lektüre vollständig illusorisch wird, kann nicht laut genug Einsprache erhoben werden. Noch schlimmer scheinen uns freilich die häufig vorkommenden Fälschungen des Textes. Nur durch ein paar Citate wollen wir den Unmut des Lesers gegen solche Versündigungen wach rufen. So nennt nach einer Ausgabe Egmont seine Geliebte niemals Liebchen, sondern stets nur Klärchen. Statt „wenn mein Schoß von einer Tochter sich entbinden würde" liest man in einer Ausgabe: „wenn ich Mutter von einer Tochter einstens werden würde"; ähnlich wird statt „der des alten Fürsten ehliches Gemahl in ein frevelnd Ehebett gerissen" geschrieben: „in ein frevelnd Eheband gerissen."

Die oben genannten Erläuterungswerke sind wohl geeignet, auch den Anfänger im Lehramt den rechten Weg zu weisen und auf die Hauptgesichtspunkte der Erklärung aufmerksam zu machen: Fortschritt und psychologische Motivierung der Handlung, Charakte-

---

[1]) Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 8. Jahrgang 1894, S. 22. Diesem Aufsatz sind die folgenden Beispiele größtenteils entnommen.

ristik der Personen, Entwicklung der Hauptidee; auch die Forderung, daß Dramen nicht Zeile für Zeile in der Schule gelesen, und die dramatischen Gesetze an den Dramen selbst entwickelt und aus ihnen abgeleitet werden sollen, wird jetzt wohl überall beachtet. Bei der Gründlichkeit der Kommentare ist freilich die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß die Dichtung „zerrupft und zerpflückt und zu Atomen zerfasert, und herausgezerrt wird, was nicht darin ist.“ So erachte ich es z. B. schon für gefährlich, wenn gelegentlich der Erklärung von Goethes Iphigenie das Heldentum der Personen einen stehenden und wesentlichen Bestandteil der Lektüre bilden soll, etwa nach folgenden Gesichtspunkten: Heldentum der Iphigenie als das Heldentum eines Weibes, das Heldentum innerer Kämpfe; das Heldentum Orests zuerst als Heldentum des Duldens, dann als Heldentum der tapferen That; das Heldentum des Geschlechtes der Atriden; das geistige Heldentum des Thoas.[1] Jedenfalls aber müßte die lebendige, unbefangene Erklärung zu einem gekünstelten, toten Formalismus erstarren, wenn es der Lehrer als seine Aufgabe betrachtete, bei der Lektüre der Dramen die Begriffe der Ehre, Treue, der γενναιότης, der sittlichen Freiheit als Centren der Unterrichtsbehandlung zu betrachten.[2] Dagegen wird kein Unbefangener verkennen, daß gewisse Dramen von selbst zur Erörterung der genannten Begriffe anregen. Nur zu einer ermüdenden Wiederkehr solcher Erörterungen darf man es nicht kommen lassen; denn „der Unterricht soll methodisch, aber er darf nicht schematisch sein.“ Eine wirksame Kontrole der mit den Schülern bei der Dramenlektüre erarbeiteten Unterrichtsergebnisse bilden deutsche Aufsätze. Daß diese Kontrole ernstlich geübt wird, dafür zeugen die in den Jahresberichten der Gymnasien mitgeteilten Themen. Solche auf-

---

[1]) Frick, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen 1, 356, 414.

[2]) Frick, Lehrproben und Lehrgänge 5, 16. Wenn ich die Arbeiten des nun verewigten hochverdienten Schulmanns nicht immer in zustimmendem Sinn erwähnte, so wird hierin hoffentlich niemand eine pietätlose Nergelei erblicken. Wer seine Ausführungen nicht in allen Stücken billigen kann, darf an ihnen auch jetzt noch nicht schweigend vorübergehen, weil die Autorität des Verfassers seinen Schriften eine über das Grab hinausreichende Bedeutung sichert.

zufinden fällt auch dem Anfänger nicht schwer, da eine Anzahl trefflicher Aufsatzbücher die Themen zu deutschen Aufsätzen teils ausschließlich, teils großenteils der Lektüre, namentlich der Dramenlektüre entnimmt.[1] Auch wird durch den Vergleich mit den Schriftwerken der antiken Schriftsteller eine sehr fruchtbringende Konzentration des Unterrichts hergestellt. Gewisse Begriffe, z. B. der des Tragischen, die bei der deutschen Lektüre gewonnen wurden, werden auch an Homer nachgewiesen, für Motive und Charaktere der Personen einer modernen Tragödie wird eine Parallele in einem antiken Drama gesucht u. s. w. Daß übrigens mit solchen Themen, die sich auf deutsche oder auch antike Dramen oder auf Vergleiche zwischen deutschen und antiken Dichtungen beziehen, des Guten zu viel geschehen kann und geschieht, ist zweifellos. Nicht ganz selten wird der Schüler veranlaßt, über den Dichter, zu dem er — weil er Schüler ist — bewundernd aufschauen sollte, zu Gericht zu sitzen,[2] noch häufiger aber werden Themen gestellt, deren Bearbeitung nur spitzfindigem Klügeln gelingen kann. Derlei Künsteleien persifliert Oskar Jäger in seinem unübertrefflichen, durch seltenen Freimut ausgezeichneten Büchlein „Aus der Praxis", aus dem schon oben eine Probe angeführt wurde, in köstlicher Weise durch folgende Themen: Welche Gründe bestimmen in Schillers Tell den kleinen Wilhelm, nicht mit nach Altdorf zu wollen? — Charakter der Neubrunn in Wallenstein. Aber auch das Uebergewicht, das die auf Dramen bezüglichen Aufsätze allmählich gewonnen haben, scheint nicht unbedenklich. Unleugbar bildet das Verständnis deutscher Dichtungswerke ein wichtiges Unterrichtsergebnis deutscher Gymnasien, aber von gleicher Wichtigkeit ist auch der Beweis, daß die Schüler unserer Gymnasien etwas von dem Geist des klassischen Altertums verspürt haben, daß sie die literarischen Erzeugnisse des Altertums bis zu einem gewissen

---

[1]) Wir meinen freilich nicht, daß solche Themen in bequemer Weise einfach beim Unterricht benützt werden sollen, aber gute Themen regen zu ähnlichen an und stellen beachtenswerte Grenzen auf. Selbst die von Laas mitgeteilten Dispositionen können besonnenen Lehrern nützlich werden.

[2]) Solche gefährliche Aufgaben veranlaßte namentlich Laas.

Grade kulturhistorisch verstehen gelernt, ihre Beziehung zur Gegenwart einigermaßen erkannt und überhaupt sich eine geschichtliche Auffassung, historischen Sinn angeeignet haben. Dies wird ja wohl ungefähr auch der Sinn des fast zu Tode gehetzten Bildes sein, daß der deutsche Unterricht die Strahlen der übrigen Unterrichtsfächer in seinem Spiegel zu sammeln habe. Ja, er mag getrost auch noch die Strahlen sammeln, die er aus dem Erfahrungskreis der Schüler auffangen kann. Mit andern Worten: die Schule darf sich nicht auf literarische Themen beschränken, sondern soll auch historische, namentlich kulturhistorische, und sogenannte allgemeine Themen berücksichtigen. Diese dreifache Aufgabe des deutschen Aufsatzes sehen wir auch in den bayerischen Abiturientenaufsätzen berücksichtigt. In Bayern sind nämlich die Abiturientenaufgaben für alle Gymnasien die nämlichen, mit der Ausnahme, daß von der obersten Schulleitung stets drei Aufsatzthemen vorgelegt werden, von denen die Prüfungskommissionen der einzelnen Gymnasien eines auszuwählen haben. Regelmäßig wird ein sogenanntes allgemeines, ein historisches oder kulturhistorisches und ein ästhetisches Thema[1]) bestimmt. Letzteres bezog sich in den letzten Jahren auf die Dramenlektüre; es sollte z. B. der Charakter des Helden eines gelesenen Dramas geschildert oder nachgewiesen werden, wie sich die Handlung eines Dramas aus den Charakteren der Hauptpersonen entwickelt u. ä. Es scheint fast, als sollten Themen dieser Art alljährlich wiederkehren; das aber wäre sehr bedenklich. Denn darf man annehmen, daß bei jeder Abiturientenprüfung ein Thema gestellt wird, das die Lektüre eines Dramas zur Voraussetzung hat, so muß dies keineswegs ein gründlicheres Studium der Dramen im allgemeinen zur Folge haben, sondern es liegt die Gefahr nahe, daß Lehrer und Schüler ein einziges Drama, gewöhnlich das zuletzt gelesene, mit Rücksicht auf den Abiturientenaufsatz als Gegenstand des Drilles und des mechanischen Studiums betrachten. Das ist aber eine unwürdige Taglöhner-

[1]) Leider nur ganz ausnahmsweise wurden literarhistorische Themen und solche über die mittelhochdeutsche Literatur gestellt.

arbeit, die von der idealen Beschäftigung mit unseren Dichtungswerken weit entfernt ist und geradezu demoralisierend wirkt. Außerdem gibt ein solchermaßen vorbereiteter und „zugerichteter" Aufsatz nimmermehr einen Maßstab für die Beurteilung der geistigen Reife.

Aber auch bei freier, idealer Lehrer- und Schülerarbeit wird der schädliche Mechanismus nicht immer ferne gehalten. Und hiezu tragen selbst literarische Hilfsmittel, welche die Frucht ernster Arbeit sind, nicht wenig bei. Freytags berühmte „Technik des Dramas" ist allmählig auch ein Schülerbuch geworden, das aber freilich oft nur dazu dient, über verschiedene Fragen sich schnell Aufschluß zu erholen. Den Schülern allerdings wenig bekannt sind die Schriften von Unbescheid[1]) und Franz.[2]) Auch sie dürfen nimmermehr für den Lehrer autoritative Bedeutung gewinnen. Allerdings scheint diese Bemerkung überflüssig, aber gleichwohl liegt wenigstens für den jungen Lehrer die Gefahr nahe, daß er sich seinen unbefangenen Blick durch solche Bücher trüben läßt. Selbständige Auffassung und völlige Klarheit des Lehrers, oft freilich erst das Ergebnis wiederholten eindringlichen Studiums, ist, wie überall, so auch hier die notwendige Grundlage gedeihlicher Unterweisung. In der Unterrichtsstunde selbst mag man dann heuristisch die Hauptidee und den Aufbau des Dramas entwickeln und durch eine besonnen und sorgsam geleitete Diskussion der Schüler klären. Dabei kann der Lehrer die in den literarischen Hilfsmitteln vertretenen Ansichten beiziehen und der Prüfung unterstellen, aber es ist keineswegs nötig, daß die Streitfragen entschieden werden, daß ein völlig befriedigendes Ergebnis gewonnen wird; es wird sich vielmehr als sehr förderlich erweisen, den Schülern oft nur zum Bewußtsein zu bringen, daß verschiedene Auffassungen möglich sind, und sie darauf hinzuweisen, daß das in Rede stehende Problem auch noch für spätere Jahre

---

[1]) Unbescheid, Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre, Dresden 1886.

[2]) Rudolf Franz, Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen Bielefeld und Leipzig (Velhagen und Klasing) 1892.

Gegenstand des Nachdenkens und des Studiums bleiben soll. Wir meinen, daß durch solche Behandlung ästhetischer Fragen sich das Gymnasium als Vorschule für das wissenschaftliche Leben erweisen kann. So wird der Schüler allmählich auch zu der wichtigen Erkenntnis kommen, daß der Genius sich nicht immer den Schulregeln fügt, sondern aus sich begriffen werden müsse.

Diesen Weg, eine Frage nicht schlechthin zu entscheiden, sondern vorläufig nur die verschiedenen Wege der Entscheidung zu weisen, wird man auch bei anderen ästhetischen Fragen einzuschlagen haben, so z. B. bezüglich der Schuld Emilias in Lessings Drama und hinsichtlich des Begriffes des Tragischen. Vischers Erklärung dieses Begriffes wird vielleicht die Grundlage der Besprechung bilden können, aber der Lehrer wird auch Schillers, Hegels, Kleins, Baumgarts, Günthers Aufstellungen kennen müssen, nicht um durch einen gelehrten Kathedervortrag das Staunen der Schüler zu erregen und dabei ihre Köpfe leer zu lassen, sondern um, weise auswählend und sorgsam gruppierend, den Begriff zu erläutern und die wichtigsten Unterschiede der Auffassung klar zu stellen. Mit einem Machtwort wird er ebensowenig über die Tragik des Oedipus wie über die Katharsisfrage hinweg kommen können und dürfen. Letztere gehört überhaupt kaum in die Schule, da ihre Behandlung keinen solchen didaktischen Gewinn abwirft, daß es dem nötigen Aufwand an Zeit entspricht. Glaubt aber der Lehrer, darauf nicht verzichten zu können, so darf er sich nur auf kurze Darlegung der wichtigsten Auffassungen beschränken. Wie sollte die Schule sich anmaßen, fertige Entscheidungen solcher Fragen zu übermitteln, welche für die größten Geister noch immer Gegenstand der Erörterung und des Zweifels sind? Und müßte sie nicht auch an Ansehen einbüßen, wenn der Schüler später erfährt, daß die Dinge nicht so einfach liegen, wie sie ihm nach der Darstellung seiner Lehrer am Gymnasium schienen?

Es erübrigt noch, die mittelhochdeutsche Lektüre kurz zu besprechen. Daß die preußische Unterrichtsverwaltung die schulmäßige Lektüre mittelhochdeutscher Dichtungen in der Ursprache abgeschafft hat, ist hinlänglich bekannt. Die hierauf bezüglichen Vorschriften

lauten: Einführung in das Nibelungenlied unter Mitteilung von Proben aus dem Urtext, die vom Lehrer zu lesen und zu erklären sind . . . Einzelne sprachgeschichtliche Belehrungen durch typische Beispiele . . . Vorträge der Schüler über den Inhalt bedeutenderer mittelhochdeutscher Dichtungen."

Es ist überflüssig, hier die Gründe zu jener Vorschrift oder die durchaus gelungene Widerlegung derselben durch eine reichhaltige Literatur ausführlich zu besprechen. Wir wollen nur auf das eine hinweisen, daß es ein Widerspruch der grellsten Art ist, wenn der Schüler eines deutschen Gymnasiums zwar Homerische Formen sprachgeschichtlich zu erklären vermag, aber in der historischen Grammatik seiner Muttersprache durchaus nicht Bescheid weiß. Aber auch hievon abgesehen wird es sich fragen, was unter Einführung in das Nibelungenlied zu verstehen ist, d. h. ob es erlaubt und möglich ist, das Lied wenigstens durch Uebersetzungen pädagogisch so zu verwerten, wie die ethische Wirkung der Dichtung es wünschenswert macht; außerdem, ob die nicht ausdrücklich erwähnten Lieder Walthers von der Vogelweide teilweise wenigstens in der Uebersetzung gelesen werden. Wir Bayern können mit Genugthuung und Stolz auf die Verordnung unserer Unterrichtsverwaltung hinweisen, daß ausgewählte Stücke des Nibelungen- und Gudrunliedes sowie einige Lieder Walthers von der Vogelweide gelesen und erklärt werden sollen. „Vor Beginn der Lektüre und in Verbindung mit dieser ist die mittelhochdeutsche Laut- und Formenlehre zu behandeln. Es soll damit nicht nur ein Verständnis unserer alten Sprache und Literatur, sondern auch eine historische Sprachbetrachtung angebahnt werden." Einzelnen schultechnischen Bedenken gegen diese im ganzen hocherfreuliche Vorschrift haben wir in der Zeitschrift für deutschen Unterricht, 6, 802 „Der deutsche Unterricht und die Reform der höheren Schulen in Bayern", Ausdruck gegeben. Es wurde dort namentlich darauf hingewiesen, daß die Schüler das ganze Nibelungenlied, wenn auch großenteils durch eine Uebersetzung, kennen lernen müssen. Spricht man so viel von dem „nationalen Element" des Unterrichtes, so muß man doch vor allem jenes Epos, das ganz aus dem deutschen Geist und Volke

hervorgewachsen ist, billig in erster Linie der Jugend zugänglich machen.

Wir gehen nach diesen Bemerkungen über die Lektüre zu der Frage über, inwiefern an den Gymnasien ein eigentlicher Unterricht in der Literaturgeschichte gepflegt werden kann.

Vorausgeschickt seien die Bestimmungen der wichtigsten Lehrpläne.

Der neue preußische Lehrplan verlangt: Ausblicke auf nordische Sagen und die großen germanischen Sagenkreise, auf die höfische Epik und die höfische Lyrik. Lebensbilder aus der deutschen Literaturgeschichte vom Beginn des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in knapper Darstellung. Proben von neueren Dichtern. Lebensbilder Goethes und Schillers und ihrer berühmtesten Zeitgenossen sowie bedeutenderer neuerer Dichter.

Die bayerische Schulordnung sagt über den literargeschichtlichen Unterricht: „Ein historischer Ueberblick der deutschen Literatur wird in den beiden oberen Klassen gegeben und zwar in der 8. Klasse von der ältesten Zeit bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts, in der 9. Klasse von Opitz bis in das 19. Jahrhundert. Es soll dabei der literarische Entwicklungsgang in kurzen, aber scharfen Umrissen und mit charakteristischen Belegen aus den beiden klassischen Epochen zur lebendigen Anschauung gebracht und eine eingehendere Behandlung nur den bedeutendsten und einflußreichsten Schriftstellern der neueren klassischen Epoche gewidmet werden."

Die Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Oesterreich[1]) endlich äußern sich im Eingang der ziemlich ausführlichen Vorschriften über den Unterricht in der Literaturgeschichte folgendermaßen: „Literaturgeschichte ist als Lehrstoff des Gymnasiums insofern grundsätzlich abzulehnen, als sie ästhetisierend vorgetragen wird, d. h. dem Schüler ästhetische Urteile beibringt, die er nicht aus eigener Lektüre schöpfen gelernt hat; soweit sie aber rein historisch bleibt, d. h. literarische Werke, Persönlichkeiten,

[1]) Eine von tiefer pädagogischer Einsicht zeugende Schrift, die nach unserer Ansicht nur in den Fehler verfallen ist, daß sie auch alles einzelne gleichheitlich regeln will.

Richtungen in ihren historischen Zusammenhängen nach Ort und Zeit beschreibt, ist sie ebenso zulässig wie die Staatengeschichte und ergänzt diese. Doch ist die engste Begrenzung des Stoffes notwendig, insbesondere für jene Perioden, deren Erzeugnisse nicht Gegenstand der Schullektüre sind" u. s. w.

Man erkennt aus diesen kurzen Vorschriften den Unterschied der Auffassung: In Preußen kommt für den literaturhistorischen Unterricht die auch für den Geschichtsunterricht der unteren Klassen maßgebende biographische Behandlung in Betracht, die beiden anderen Lehrpläne wollen innerhalb bescheidener Grenzen einen wirklichen literaturg e s ch i ch t l i ch e n Unterricht erteilt wissen. Für welchen Lehrbetrieb man sich entscheiden wird, scheint kaum zweifelhaft. Soll der Schüler einen richtigen Begriff von dem Wesen der Literatur erhalten, soll er lernen, daß sie ein durch viele Faktoren der Kultur bedingtes Produkt ist, Literaturgeschichte also einen Teil der Kulturgeschichte bildet, so wird man auf eine, wenn auch nur elementare, eigentlich geschichtliche Behandlung nicht verzichten können.[1] Es ist auch nicht zu fürchten, daß dadurch eine Ueberbürdung der Schüler eintritt; es wird vielmehr die Konzentration des Unterrichts gefördert. Seitdem man nämlich zur Einsicht gekommen, daß es Aufgabe des Geschichtsunterrichtes ist, nicht etwa nur eine Geschichte der Kriege zu übermitteln und genealogische Tafeln auswendig lernen zu lassen, sondern den Entwicklungsgang der einzelnen Völker, und zwar nicht nur nach der rein politischen Seite, aufzuzeigen, muß die Sprache und Literatur eines Volkes auch im Geschichtsunterricht Gegenstand der Betrachtung sein. Werden nun die Fäden des geschichtlichen oder, genauer gesagt, des kulturhistorischen Unterrichts in den Bereich des deutschen Unterrichtes herübergesponnen, so wird man der Aufgabe, literaturgeschichtlichen Unterricht in bescheidenem Sinne des Wortes zu erteilen, leicht gerecht werden können. Die Werke, die der Schüler kennen gelernt und studiert hat, bilden die Hauptglieder der Ent-

[1]) Die Unzufriedenheit der preußischen Lehrer mit der neuen Vorschrift kam in den Referaten für die 22. Direktorenversammlung in der Provinz Westfalen zum deutlichen Ausdruck.

wicklungskette; diese durch Bindeglieder zu schließen, wird dem literaturgeschichtlichen Unterricht zufallen. Es ist z. B. nicht möglich, in der Schule Hans Sachsens Werke oder die Erzeugnisse der schlesischen Dichterschulen zu lesen; aber soll der Zusammenhang zwischen dem Mittelalter und der neueren Zeit klar gelegt werden, so ist es unumgänglich nötig, auf den unendlichen Einfluß des Humanismus und der Renaissance hinzuweisen. So werden für lange Strecken der Literaturgeschichte, z. B. für die Zeit von 1300—1500 und wieder für den Zeitraum von Luther bis Klopstock die Hauptthatsachen der politischen Geschichte und der Kulturgeschichte die Wegezeiger der schulmäßigen Literaturgeschichte bilden. Noch aufdringlicher macht sich der Einfluß der politischen Geschichte im Mittelalter geltend. Hier kann man überzeugend darthun, daß unsere Sprache und unsere Literatur das Spiegelbild unserer Geschichte ist. Die literarischen Erscheinungen von 900—1200 (lateinische Hofdichtung, Stoff der höfischen Poesie u. dgl.) können und müssen in durchaus heuristischer Weise aus dem Geschichtswissen des Schülers entwickelt werden. Die Ergebnisse der Besprechung bilden, streng genommen, keinen neuen Lernstoff, jedenfalls keine Belastung, sondern bringen nur Klärung und Verdichtung der erworbenen Kenntnisse. Und in welchem Lichte erscheinen auch die bekannten Dichtungen, z. B. Schillers Jugenddramen oder Emilia Galotti, wenn der Lehrer mit weiser Beschränkung das von Minor und Weltrich in ihren Schillerbiographien gebotene Material verwendet!

Daß Laas die Grenzen des schulmäßigen literaturgeschichtlichen Stoffes bei weitem überschritten hat, wird wohl heutzutage allgemein zugestanden. Andererseits muß uns das Schema, das Wilhelm Herbst in seinem Hilfsbuch für die deutsche Literaturgeschichte aufgestellt hat, wenigstens für die mittelhochdeutsche Periode — die althochdeutsche Zeit bleibt so ziemlich unberücksichtigt — etwas zu dürftig erscheinen; nahezu genügend dagegen ist sein Plan für die neuhochdeutsche Literatur, die er freilich erst mit Klopstock beginnt. Als trefflich bekannt sind die Literaturgeschichten von Hermann Kluge und Gottlob Egelhaaf. An ersterer hat man freilich den

zu großen Umfang getadelt. Wer nur ein dürres Lernbuch verlangt, hat mit diesem Vorwurf recht, aber wir meinen, das Handbuch der Literaturgeschichte soll wie das der politischen Geschichte ein Nachschlagebuch für das ganze spätere Leben des Schülers werden, und hiezu eignet sich Kluges Leitfaden so gut wie nicht leicht ein anderes Werk. Von etwas geringerem Umfang als Egelhaafs „Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte“ ist der kürzlich erschienene Abriß der deutschen Literaturgeschichte von Lyon, der namentlich in einer zweiten Auflage sich manche Freunde gewinnen wird. Die „Uebersicht der Geschichte der deutschen Literatur“ von Pütz-Conrads ist zwar wissenschaftlich zuverlässig, entbehrt aber als Schulbuch viele Vorzüge, die anderen Handbüchern eigen sind. Die Lehrer werden außer den bekannten Werken von Hettner u. s. w. mit Nutzen auch „die Geschichte der deutschen Literatur“ von Ferdinand Schultz benutzen. Ebenso ist ein willkommenes Hilfsmittel die graphische Literatur-Tafel von Flaischlen. Zur Privatlektüre soll den Schülern die erste Hälfte der bekannten Literaturgeschichte von Vilmar dringend empfohlen werden; denn niemand hat namentlich das Nibelungenlied schöner und ergreifender nacherzählt als er.

Zu beginnen ist der Unterricht damit, daß die Stellung der germanischen Sprachen, ihrer Dialekte und der daraus hervorgegangenen Idiome (des Englischen, Niederländischen u. s. w.) innerhalb des indoeuropäischen Sprachstammes erläutert wird. Ein Blick auf Fritz Reuter wird namentlich in Süddeutschland am Platze sein. Auch die Entstehung der romanischen Sprachen wird hereingezogen. Die Erörterung knüpft überall an den Geschichtsunterricht an. Die politische Geschichte erklärt auch die Bildung der Sagenkreise und das Uebergewicht der hochdeutschen Literatur. Die Entstehung des ältesten Sprachdenkmals fällt in die Regierung Karls des Großen, seit Ludwig den Frommen tritt die christliche Poesie in den Vordergrund, unter den Ottonen die lateinische. Belanglos für die Schule ist die nun folgende Zeit bis zu den Hohenstaufen. Nach deren für die Literatur hochbedeutsamen Regierungsperiode gelangen allmählich die Städte zur Blüte. Ihre Bürger pflegten den Meistergesang. Gleichzeitig entsteht das deutsche

Drama. An der Schwelle der neuen Zeit und Sprache steht Luther. Neben ihm macht der Humanismus seinen weitreichenden Einfluß geltend. Das Kirchenlied schließt sich an das Volkslied an. Letzteres erscheint namentlich auch als historisches Volkslied, z. B. auf die Schlacht bei Sempach, bei Pavia. Dem polemischen Charakter des Reformationszeitalters gemäß treten Satiriker auf: Murner (der Nachfolger Seb. Brants) und Fischart. Der dreißigjährige Krieg, an den Grimmelshausens Sittenroman anknüpft, veranlaßt die Verwelschung Deutschlands und die Nachahmung der fremden Literaturwerke. Auf den Einfluß Frankreichs mußte schon beim höfischen Epos hingewiesen werden. Nach den irrtümlichen Versuchen der Schlesier, der deutschen Poesie richtige Bahnen zu weisen, sah man in der Herrschaft des französischen Klassizismus ein Allheilmittel. Aus der Schar der Gegner Gottscheds im sächsischen Dichterverein ging Klopstock hervor, dessen begeisterte Jünger im Göttinger Dichterbund sich zusammenschlossen. Klopstock und sein Gegenbild, Wieland, Voltaires Schüler, führen zu Friedrich dem Großen und von diesem zum preußischen Dichterverein hinüber. Rousseau wirkte auf den ideenreichen Herder, der jene Genieperiode eröffnete, unter deren Bann auch der junge Goethe stand, zugleich aber das Verständnis für das Wesen der Poesie erschloß, während Lessing mit gewaltiger Hand die Fesseln brach, welche die freie Entfaltung der dichterischen Schöpfungskraft in Deutschland so lange gehindert.

Mit Namen von Schriftstellern, die der Schüler durch die Lektüre nicht kennen gelernt, sowie mit Zahlen kann der Lehrer nicht sparsam genug sein. Man glaube auch ja nicht, daß durch Mitteilung von Proben selbst nur deutliche Umrisse eines lebendigen Bildes entstehen. Das Annolied, die Kaiserchronik u. dgl. sind für den Schüler toter Gedächtniskram. Auch das Waltharilied wird nur mit Rücksicht auf Scheffels Ekkehard genannt werden. Solche Rücksicht auf Werke der Neuzeit wird auch sonst zu üben sein: beim Nibelungenlied wird man auf Hebbels Trilogie und Geibels Brunhilde hinweisen, und Richard Wagners Opern verleihen den mittelhochdeutschen Stoffen erhöhten Reiz.

Weise Beschränkung ist auch bei Dichtern am Platze, die an sich bedeutend sind. So kann Walther von der Vogelweide so ziemlich als der einzige Vertreter des Minnegesanges gelten; außer ihm wird etwa nur Neidhart als Ausläufer der höfischen Lyrik anzuführen sein. Die mittelhochdeutsche Didaktik ist durch Freidanks Bescheidenheit genugsam vertreten.

Manche Dichter, deren Werke nicht gelesen werden können, wird man dem Schüler mittelbar zur Anschauung bringen, so Hans Sachs durch Goethes „Hans Sachsens poetische Sendung“ und „Legende vom Hufeisen.“ Aehnlich kann bei Goethe die Darstellung des Tierepos der früheren Zeit nachgeholt werden, soweit dies nötig scheint.

Neben dem Inhalt der Literaturwerke ist aber stets auch ihrer Form, namentlich der Entwicklung der Sprache Aufmerksamkeit zu schenken.

An die Erörterung der deutschen Sprachzweige reiht sich passend eine Uebersicht der im eigenen Lande gesprochenen Dialekte. Wir Bayern dürfen dabei auch unseres Schmeller nicht vergessen. Auf die Brüder Grimm und ihre Werke führt, wenn nicht ein früherer Anlaß, so doch der mittelhochdeutsche Unterricht bei Besprechung der Lautverschiebung. Einen Begriff von der gothischen Sprache erhält der Schüler durch Mitteilung des Vaterunser, das Althochdeutsche wird beim mittelhochdeutschen Unterricht stellenweise zum Vergleich beigezogen. Der mittelhochdeutsche Unterricht wird auch die charakteristischen Unterschiede der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Sprache aufzeigen. Ueber den mittelhochdeutschen Unterricht selbst haben Böhme (Lehrproben und Lehrgänge 32. Heft) und besonders Oberlehrer Schmidt in Schwerin (ebenda, 34. Heft) ausgezeichnete Winke gegeben. Otfrieds Evangelienbuch gibt Anlaß, des Endreimes im Gegensatz zu dem bisher üblichen Stabreim zu erwähnen. Hier wird auch auf die Versuche der neueren Zeit, den Stabreim wieder zu einem wesentlichen Mittel der Poesie zu erheben, kurz hingewiesen. Bei der höfischen Epik ist auch der den Schülern von Uhland her schon bekannten kurzen Reimpaare zu gedenken, ebenso beim Nibelungenlied der neuhoch-

deutschen Nachahmungen der Nibelungenstrophe im iambischen Metrum und in Accentversen, sowie des viel gebrauchten Hildebrandstones. Endlich ist Opitz als Begründer der neuen Metrik zu würdigen.

Der Besprechung Shakespeares hat Lehmann eine Stelle hinter Hans Sachs angewiesen, da er die künstlerische Verschmelzung von Renaissancebildung und volkstümlichem Gehalt zeigt.

Daß vor allem Goethe und Schiller eine ausführlichere Behandlung zu teil werden muß, wird niemand leugnen. Eine sichere Unterlage bietet hier vor allem die eigene Lektüre des Schülers. Aber die diesem noch nicht bekannten Werke legen dem Lehrer auch bei Goethe eine besonnene Zurückhaltung auf. Er bleibe sich bewußt, daß es pädagogischer ist, für die noch nicht gelesenen Werke Interesse zu erwecken als fertige Urteile zu übermitteln und beim Schüler ein schädliches Scheinwissen zu erwecken.

Nicht belanglos ist auch die Frage — sie drängt sich gerade bei Goethe auf — inwieweit die Schule die Ergebnisse der Quellenforschung benützen soll.

Indem wir einen Unterschied zwischen den verschiedenen Quellen machen, ergänzen wir im folgenden zugleich das über die Lektüre der Dramen und der lyrischen Gedichte bereits Gesagte. Es scheint uns von großem Belang für die Auffassung und das genaue Verständnis der historischen Dramen, den Rohstoff, aus dem der Dichter sein Gebilde schuf, eingehend zu betrachten, ihn gleichsam in seiner Werkstätte zu belauschen und zu verfolgen, mit welchem Geschick er das Ungeeignete entfernte, wie er Homogenes zusammenschmolz und, ganz neue Gestalten schaffend, wirksame Kontraste hervorzauberte. In dieser Beziehung liefert die Betrachtung der Quellen zu Maria Stuart, Wallenstein, Egmont ungemein belehrendes Material. Aber abgesehen davon, daß der Lehrer im Interesse des ästhetischen Verständnisses auf Vorführung des wichtigsten Quellenstoffes nicht verzichten darf, wird er schon durch die Rücksicht auf die historische Wahrheit und die im Geschichtsunterricht vorgetragenen geschichtlichen Thatsachen förmlich gezwungen, an den Quellen des Dichters nicht vorüberzugehen und

den Unterschied zwischen den historischen Thatsachen und der dichterischen Gestaltung aufzudecken.[1] Daß die Zeitgeschichte helles Licht auf manche Dramen wirft, ist oben schon angedeutet worden. Anders schon steht es mit den Goetheschen Dramen Iphigenie und Tasso. Hier sind die Resultate der Forschung unsicher, und wenn sie es nicht wären, so würde gleichwohl kaum abzusehen sein, welch bildenden Ertrag die Rückwandlung Iphigeniens in Frau von Stein liefern sollte. (Vgl. Lehmann, „Der deutsche Unterricht“ S. 272). Eine gelegentliche, geschickt angebrachte Bemerkung mag immerhin den vermutlichen Zusammenhang zwischen Dichtung und Leben andeuten, aber als didaktisch wesentlich sollen derlei Fingerzeige nicht erscheinen. Verschonen wir überhaupt unsere Schüler mit den subtilen Forschungen der Goethephilologie! Unsere Jugend, die die Gymnasien besucht, ist für sie noch nicht reif und braucht es noch nicht zu sein. Der ganze Goethe ist ja überhaupt kein Dichter für achtzehnjährige Jünglinge, so wenig wie der ganze Horatius. Halbverstandene Mitteilungen führen aber gerade am leichtesten zu einer Verkennung des Dichters. Dies mögen jene bedenken, die ganz auf dem Boden Hermann Grimms stehen. Diejenigen aber, die sich zu dessen Auffassung nicht bekennen, — und wir gestehen offen, zu diesen zu gehören — mögen sich hüten, ihren Skeptizismus in die Schule hineinzutragen und etwa gar durch häßliche Polemik die Goethes Werken gewidmeten Stunden zu entweihen.

Von den lyrischen Gedichten kann manches eine willkommene Illustration eines Lebensverhältnisses Goethes geben — nur dieser ja kommt wohl in Betracht, — im ganzen aber wird man es auch hier vermeiden, didaktisch unfruchtbare und noch dazu vielfach unsichere Mitteilungen über den Zusammenhang der Gedichte mit dem Leben des Dichters zu machen; mit vollem Recht bemerkt Lehmann (a. a. O. S. 274), „daß wir uns in der Schule nicht mit den Werken des Dichters um seiner Person willen,

[1]) Für die Quellen einzelner Dramen vergl. Landwehrs „Dichterische Gestalten in historischer Treue“.

sondern mit seiner Person um seiner Werke willen zu beschäftigen haben; denn Goethes Wirkung auf die Jugend werde immer mehr von seinen Dichtungen als von seiner Persönlichkeit ausgehen.“ Das schließt freilich nicht aus, daß sein Lebensgang wie der anderer Dichter geschildert wird; es ist dies wegen der innigen Beziehungen zwischen dem Leben und den Werken Goethes sogar eine unabweisbare Forderung; aber nur in großen Zügen darf dieser Zusammenhang erörtert werden, weil er nur innerhalb gewisser Grenzen und bis zu einem gewissen Grade für die Jugend faßbar ist. Die Jugendzeit des Dichters, die Eindrücke des französisierenden Leipzig, Herders Einfluß und infolge dessen Shakespeares Wirkung auf den Dichter, die Bedeutung Lessings für Goethesche Dichtung, die folgenreiche italienische Reise, das scheinen wichtige Richtpunkte für die Biographie Goethes, um so wichtiger, als der Dichter die Ereignisse und Erlebnisse selbst schildert; das spätere Leben Goethes kann den an Lebenserfahrungen noch armen Schüler nicht so fesseln wie die Schilderung des mit äußerem Zwang, mit des Lebens Not und des Leibes Schwäche kämpfenden Schiller, dessen Biographie auf den Jüngling nicht nur ergreifender, sondern auch weit mehr erziehend zu wirken vermag.

Wie weit soll die Literaturgeschichte fortgeführt werden? Nur bis zu Goethes Tod oder bis zur Gegenwart? Unbedingt nötig scheint uns, daß die große Bedeutung, welche die Romantiker — allerdings nicht als Dichter — hatten, den Schülern einigermaßen begreiflich gemacht werden muß; ihre Wirksamkeit fällt freilich in Goethes Lebenszeit, aber da die Lehrbücher die romantische Schule meistens in einem auf Goethe folgenden Abschnitt behandeln, so scheint es am Platze, darauf hinzuweisen, daß die Romantiker einen Teil schulmäßiger Behandlung bilden müssen. Was weiter geboten werden soll, ist nicht leicht zu sagen; jedenfalls aber ist jener Dichter zu gedenken, von welchen die Schüler schon in früheren Jahren Dichtungen kennen gelernt haben. Nicht zu übergehen sind deshalb vor allem Uhland und der Dichter der Befreiungskriege, ferner Chamisso, Eichendorff, Gustav Schwab,

Kerner, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Geibel. Aber auch noch andere Dichter werden in den Kreis der Besprechung zu ziehen sein, diejenigen nämlich, deren Werke den Schülern teilweise durch Privatlektüre bekannt geworden, oder die da oder dort beim Unterricht erwähnt wurden, und endlich jene, mit denen sich für die Zukunft eine nähere Bekanntschaft lohnt, z. B. Grillparzer, Stifter, Wilhelm Hauff, Viktor Scheffel, Gustav Freytag. Dafür, daß die Besprechung nicht in eine bloße Aufzählung ausartet, sondern die Charakteristik der einzelnen Dichter teils aus dem Gelesenen gewonnen, teils ergänzt wird, hat die Einsicht des Lehrers zu sorgen. Besondere Kenntnisse und besonderen Takt setzt der Versuch voraus, die allerneueste Literatur in der Schule zu erwähnen. Nicht jeder Lehrer darf sich dies getrauen. Außerdem vergesse man auch nicht, daß selbst örtliche Verhältnisse von entscheidender Wichtigkeit sind. Wo Darstellungen guter oder gar hervorragender Bühnen auf die Schüler wirken und sie mit den neuesten Erscheinungen des Dramas bekannt machen, wo ein geistig anregender Verkehr auch in den Familien herrscht, da kann sich der Unterricht in mancher Beziehung ganz anders gestalten als in kleinen Städten, deren Schüler nie eine Bühne gesehen und selten ein Buch, das nicht ein Lehrbuch ist oder der dürftigen Schülerbibliothek angehört. Unter allen Umständen aber sei der Lehrer stets eingedenk, daß er, wenn er etwa gar von Ibsen spricht, nicht mehr Literaturgeschichte lehrt, sondern über einen Dichter redet, der ein Mitlebender ist und sich der objektiven Betrachtung mehr oder weniger entzieht, also Anspruch darauf hat, daß der Lehrer sein Urteil über ihn den Schülern nicht aufdränge.

Wir hoffen, durch unsere Auseinandersetzungen den Beweis erbracht zu haben, daß die Errungenschaften der Forscher auf dem Gebiete der Literaturgeschichte seit mehr als zwei Dezennien durch die Schule immer mehr Gemeingut des edleren Teiles des Volkes wird, — zwar keine notwendige Voraussetzung des Nutzens wissenschaftlicher Arbeit, aber doch eine schöne Frucht derselben. Wie die Lösung eines Problems dem akademischen Lehrer der Medizin nicht

nur die Freude des Forschens gewährt, sondern in ihm auch das erhebende Gefühl erweckt, daß er durch ein glückliches εὕρηκα der leiblichen Not der Menschheit Abhilfe schafft, so mag jetzt auf den wissenschaftlichen Vertreter der Literaturgeschichte auch der Gedanke ermunternd und begeisternd wirken, daß seine Worte nicht in dem Hörsaal verhallen, sondern durch die Jünger der Wissenschaft hinaustönen ins ganze weite Land und dazu beitragen, in die Seelen unserer Jugend den Geist der Edelsten ihrer Nation zu gießen und sie so mit idealen Gesinnungen zu erfüllen.

Mögen aber auch die Lehrer der Hochschulen, denen die Bedürfnisse der Mittelschulen ferner liegen, es nicht verschmähen, sich mit dem durch die Natur der Schüler und die Bestimmung der mittleren Lehranstalten gebotenen Unterrichtsbetrieb bekannt zu machen — zum Wohle der künftigen Lehrer und der Jugend selbst! Wissenschaft und Schule, Theorie und Praxis müssen sich notwendig ergänzen, wenn die allgemeine Bildung, die geistige Förderung unserer Jugend in Frage kommt. Wir wünschten deshalb auch, daß dem bayerischen Obersten Schulrat ein Germanist und ein Historiker beigegeben werde, nicht als ob wir glaubten, daß diese für die schulmäßige Behandlung ihres Faches die rechten Wege weisen könnten, sondern weil wir meinen, daß durch den Ideenaustausch der Vertreter der reinen Wissenschaft mit den Männern der Praxis Vorteile für unsere Schulen erwachsen würden; die einen könnten anregend wirken, die anderen zu hoch gespannte Forderungen mäßigen und auf das Erreichbare zurückführen.

Wir haben in unserer Betrachtung nur den Unterrichtsbetrieb derjenigen Lehranstalten berücksichtigt, die wir aus eigener Anschauung und Erfahrung genauer kennen. Hoffen wir, daß ein anderer das Bild von dem Unterricht in der deutschen Literatur an den deutschen Mittelschulen ergänze, namentlich auch durch Mitteilungen über den deutschen Unterricht an den Mädchenschulen!

Das Volkslied von den zwei Gespielen.

Von Adolf Hauffen in Prag.

Das Lied von den zwei Gespielen ist uns in der ältesten deutschen vollständigen Fassung *A* aus dem Jahre 1582 in dem sogenannten Ambraser Liederbuch Nr. 53 (Herausgegeben von Bergmann im Stuttgarter Litterarischen Verein 12, 46 f.) erhalten. Seine Entstehung muß aber für eine viel frühere Zeit angenommen werden. Das beweisen uns: 1. Ein Bruchstück unseres Liedes aus dem Jahre 1576 *C*, das durch seine Abweichungen von *A* auf mehrere verloren gegangene Zwischenglieder und ein älteres gemeinsames Vorbild schließen läßt. 2. Ein geistliches Lied aus dem Jahre 1589 (Uhland, Schriften 4, 120) mit der Bemerkung: „In dem thon: Es giengend zwo gespilen guot, wol vber ein gruene Heyde.“ Solche Melodienangaben bezogen sich natürlich immer auf ältere allgemein bekannte Lieder. 3. Die äußere Situation, die Unterredung zweier Mädchen, die, wie Uhland gezeigt hat (Schriften 3, 405—409, 490 f.; 4, 120 f.), in der mittelalterlichen Dichtung, namentlich bei den jüngeren Minnesängern sehr häufig ist.

In unserem Liede nun werden (so viel mir bekannt ist zum ersten male) die beiden Gespielen als reiche und arme Braut in Gegensatz gebracht. Im wesentlichen hat *A* folgenden Inhalt: Ein Jüngling wird von zwei Mädchen geliebt. Er wählt sich die Arme, die schön (säuberlich) und zugleich brav ist; denn er erwartet sich fleißige Mitarbeit von ihr (7, 3 f.). Er verschmäht die Reiche, die nicht schön ist (sie wird ja zur „säuberlichen“ in Gegensatz gebracht) und die nicht brav ist; denn er befürchtet, daß sie ihr Gut verzehren werde (7, 1). Er liebt die Arme, denn er will sie nicht betrüben (6, 2) und verspricht ihr ewige Treue (10, 4 „von dir will ich nicht wenden“), während er die Reiche allenfalls nur des Geldes wegen genommen hätte; mit dem Schwinden des Gutes, so sagt er selbst (7, 1 f.), hätte auch die Liebe ein Ende.

In allen Fassungen unseres Liedes und außerdem in mehreren Gruppen verwandter deutscher Volkslieder wird, was ich unten näher ausführen will, mit derselben demokratischen Tendenz gegen das reiche Mädchen Stellung genommen.

Früher als in Deutschland ist Text und Melodie des Liedes von den zwei Gespielen im Niederländischen nachgewiesen: die Eingangszeilen und eine Melodie bereits in Handschriften des 15. Jahrhunderts, eine zweite Melodie aus dem Jahre 1540 (Uhland, Schriften 4, 120 f.), der ganze niederländische Text *B* im Antwerpener Liederbuch aus dem Jahre 1544, Nr. 162, Hoffmann von Fallersleben, Horae Belgicae 11, 242 f.,[1]) *B* stimmt in den meisten Strophen völlig mit *A* überein, abgesehen natürlich von der verschiedenen Mundart, es enthält aber eine wichtige Strophe, die in *A* zwischen Strophe 4 und 5 ausgefallen ist. Das arme Mädchen weist den Antrag der Reichen kräftig zurück.

Och dijnen broeder en wil ic niet,
Noch dijns vaders goet een deele,
Ic hebbe veel liener mijn soete lief,
Dan siluer oft root gulden.

Diese Aeußerung treuer Liebe erleichtert natürlich dem lauschenden Jüngling die Qual der Wahl. Sie ist in *A* nur zufällig ausgefallen, denn sie fehlt nicht in den späteren deutschen Texten (*E* und *F*):

Deinen Bruder, den mag ich nicht
Noch Vaters Gut zum Theile,
Ich will nicht Silber und feines Gold,
Will meinen Schatz alleine.

Das niederländische Lied hat ferner eine neue Eingangsstrophe, zwei ganz allgemein gehaltene Schlußstrophen (für *A* 9—11), die nicht organisch zum Liede gehören, und es fehlt ihm die unentbehrliche Strophe *A* 5[2]).

Der älteren Aufzeichnung wegen hat Willems *B* für ein ursprünglich niederländisches Lied und *A* für eine Uebersetzung gehalten. Doch spricht dagegen die außerordentliche Verbreitung dieses Liedes über ganz Deutschland und außerdem versetzt gerade die Eingangsstrophe von *B* die Handlung nach Wittenberg. Endlich ist uns, wie schon erwähnt, aus dem Jahre 1576 ein deutsches Bruchstück *C* unseres Liedes überliefert (mitgeteilt von W. Büttner in Epitome Historiarum, Bl. 334, vgl. Erks Liederhort 1, 250), das neben wörtlichen Uebereinstimmungen mit *A* und *B* anderseits von beiden so sehr abweicht, daß

---

[1]) Die Texte *A* und *B* mit starken Aenderungen in Erks deutschem Liederhort herausgegeben von Böhme, Nr. 70b und 70a.

[2]) Nach dem Vorbild von *A* haben die neueren Herausgeber Willems, Oude Vlaemsche Liederen Nr. 57 und Hoffmann von Fallersleben, Horae Belgicae 2² Nr. 66 eine ähnliche Strophe eingefügt.

wir daraus auf einen älteren Stammbaum und eine reichere Verästelung unseres Textes auf deutschem Boden schließen müssen. In *C* ist der Gegensatz zwischen den beiden Gespielen (zu Ungunsten der Reichen) schärfer betont. Die Arme wird bezeichnet als: „ehrenreich“, als „säuberlich, fromm und fein“. Von der Reichen hingegen, der alle diese Tugenden fehlen, erwartet der Jüngling, daß sie schmollen und zannen (keifen) und ihm vorwerfen würde, er sei nicht ihresgleichen.

Ein weiteres Bruchstück *D*, nur den Anfang: das Gespräch der beiden Mädchen enthaltend, ist in des Knaben Wunderhorn (3, 18) aufgezeichnet.[1] Das vollständige Lied von den zwei Gespielen, in den wichtigsten Punkten mit *A* übereinstimmend, ist noch heute in verschiedenen deutschen Landschaften lebendig. Hoffmann von Fallersleben hat es nach dem Volksmund bei Breslau aufgezeichnet (Hoffmann und Richter, Schlesische Volkslieder Nr. 17) *E*, Erk bei Liegnitz (Erks Liederhort Nr. 70c) *F*.[2] Die beiden schlesischen Lieder (von einander nur wenig abweichend) haben in bewundernswerter Treue den alten Wortlaut von *A* bewahrt. Sie enthalten aber die oben erwähnte Strophe von *B* und weichen am Schlusse von *A* ab. Die beiden Gespielen werden hier nur als Reich und Arm in Gegensatz gebracht. Der Jüngling unterdrückt nicht seine Bedenken vor der endgiltigen Entschließung (für *A* 6, 3 f.):

Wend ich mich zu der Armen
Da geht's, daß Gott erbarme.

Doch durch Fleiß hofft er auch an der Seite der Armen seinen Unterhalt zu finden und tröstet sich mit der Erwägung, daß er am Geld der Reichen ja gar keinen Anteil hätte:

Wenn die Reiche einen Thaler hat,
So verzehrt sie ihn ganz alleine.
Und wenn die Arme einen Groschen hat,
So thut sie ihn mit mir teilen.

Diese Schlußstrophe von *E* steht für *A* 8—11.

Neben diesen aus dem mittleren und nördlichen Deutschland stammenden Fassungen der „Zwei Gespielen“ gibt es drei oberdeutsche Lieder des gleichen Inhalts, die desto mehr von dem alten Text

[1]) Das Gespräch der Mädchen, mit der Erweiterung, daß sie um den Geliebten losen und die Arme ihn gewinnt, finden wir in einem wendischen Liede, Haupt und Schmaler 1, 105.

[2]) *A*, *E* und *D* sind noch einmal abgedruckt bei Mittler, deutsche Volkslieder Nr. 140—142. Simrock (Deutsche Volkslieder Nr. 58) hat aus *A*, *B* und *E* einen neuen Text gemacht.

abweichen, je tiefer im Süden sie heimisch sind. Während die schon erwähnten Lieder in dem alten volkstümlichen Stil mit einem kleinen Begebnis, einer flüchtigen Zeichnung des Hintergrundes beginnen: „Es giengen zwei Gespielen gut, wohl über eine grüne Wiese“ und die verschiedene Lebensstellung der beiden Mädchen erst im zweiten Teil mehr oder minder deutlich bezeichnen, platzen die süddeutschen Lieder mit dieser Eröffnung unmittelbar heraus. Alle drei haben die Eingangsverse:

> Es waren (einmal) zwei Gespielen,
> Eine Reiche und eine Arme.

Das ist natürlich eine Vergröberung der älteren reizvolleren, nur zart andeutenden Weise. Am nächsten dem Wortlaut von *A* und *E* steht das schwäbische Lied von den zwei Gespielen *G* (Meier, Schwäbische Volkslieder, 373 f.). Es ist nur knapper gefaßt, hat mehrere Strophen fallen lassen und mehrmals zwei ältere Strophen zu einer zusammengezogen. So für *E* 4 und 5:

> „Wein nicht, wein nicht Gespielchen mein,
> Ach, weine nicht so sehre!
> Ich will dir geben den Bruder mein,
> Und Vaters Gut zu Teile.“

> „Deinen Bruder, den mag ich nicht,
> Noch Vaters Gut zum Teile.
> Ich will nicht Silber und feines Gold,
> Will meinen Schatz alleine.“

in *G* nur eine Strophe:

> „Ich will dir geben meinen jüngsten Bruder,
> Meins Vaters sein Gütle zum Teile!“
> „Und wenn du mir Silber und rotes Gold gäbest,
> So ist mir der Knab nicht feile.“

Der Jüngling entschließt sich auch hier für die Arme, auf Gottes Hilfe vertrauend. In *G* kann man beobachten, was auch sonst nachweisbar ist, daß die Worte eines Liedes, als etwas äußerliches, treuer im Gedächtnisse des Volkes haften, als der Sinn. Aeltere Ausdrücke und Reimpaare werden beibehalten, selbst wenn der Sinn der betreffenden Strophe ein anderer wird. In *E* und *F* heißt es:

> Wend ich mich zu der Armen,
> Da gehts, daß Gott erbarme!

und in *G* mit denselben Worten, aber anderer Bedeutung:

> Und wag ich's mit der Armen,
> So wird sich Gott erbarmen;
> Gott ernährt manchen Vogel in der Luft
> Er wird uns auch ernähren.

Am kürzesten erzählt die Geschichte von den zwei Gespielen ein Lied aus dem Berner Oberland *H* (Tobler, Schweizerische Volkslieder 2, 187; Erks Liederhort Nr. 70d). Es hat neun zweizeilige Strophen, mit einem gar nicht dazu passenden, wahrscheinlich nebst der Melodie von einem fremden Liede herübergenommenen Kehrreim („Hoff man zue, laß numme ga"). In dieser Schweizer Fassung, in der auch noch einzelne Verse wörtlich mit *A* übereinstimmen, wägt der Jüngling die Vor- und Nachteile der beiden Mädchen ab: die Arme ist hübsch und fein, sie kann wacker spinnen, hingegen:

Die Richi ißt keis Haberbrot
Und geit nit gern a d'Sunne.

Sie ist also verwöhnt und brächte ihm in der Wirtschaft wenig Nutzen.

Dieses Motiv, die Vorzüge der Armen und die Fehler der Reichen gegeneinander abzuwägen, mag wohl in mehreren verloren gegangenen Fassungen unseres Liedes ausgeführt worden sein. Breiter ausgesponnen finden wir es in dem Gottscheer Liede *J* (Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee Nr. 115), das von *A* vollständig abweicht, mit *H* abgesehen von dem schon erwähnten gleichen Eingang mehrfach zusammentrifft. Nach *J* ist die Arme gewöhnt in der heißen Sonne zu jäten, Hirsebrot zu essen, Wasser zu trinken; die Reiche hingegen: im kühlen Schatten zu rasten, feines Weizenbrot zu essen und Wein zu trinken. Und während in den übrigen Liedern der Jüngling nur die Vermutung ausspricht, daß er mit der Armen glücklich leben würde, und daß ihm die Reiche das Gut rasch verthun würde (*A*—*C*), wird in *J* der Versuch mit dem erwarteten Erfolge wirklich durchgeführt. Der Jüngling heiratet die Arme, lebt mit ihr glücklich sieben Jahre; nach ihrem Tode heiratet er die Reiche, und diese verpraßt ihm Alles in einem Jahre.[1])

Hiemit hätte ich eigentlich meine Aufgabe erfüllt, wenn mich nicht Euphorions Wahlspruch bestimmte, höher aufzusteigen und weiter auszuschauen und auch andere Gruppen von Volksliedern zu betrachten, die unser Motiv von der Armen und der Reichen mit ähnlicher Tendenz behandeln. Da wäre zunächst das Lied von der armen Braut, das in Schwaben (Meier, a. a. O. 349 f.) und mit einigen Kürzungen im Elsaß (Mündel, Elsässische Volkslieder Nr. 11) in neuerer Zeit aufgezeichnet wurde. Ein Bauernsohn hat einem armen Mädchen, das er liebt, die Ehe versprochen. Inzwischen trifft er ein reiches Mäd-

[1]) Diese Wendung beschließt auch ein steirisches Lied anderen Inhalts (Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark Nr. 299). Ein Mann, froh über den Tod seiner alten Frau, heiratet eine Junge, doch diese vertrinkt alle Ersparnisse der Alten.

chen, das er des Geldes wegen lieber hätte. Die Reiche gibt ihm den bösen Rat, die arme Braut zu vergiften. Der Bauernsohn läßt sich überreden, vergiftet und vergräbt seine Braut; doch der Mord bleibt nicht verschwiegen; und kommt (das wird als selbstverständlich nicht ausdrücklich gesagt) vor den Richter. Das Lied schließt mit dem Seufzer des Mörders:

Verflucht sei alles Geld und Gut,
Das in der Welt florirn (regirn) thut,
Hätt' ich meine Arme behalten!

Viel verbreiteter ist das Lied vom Genügsamen, das in älterer Form aus der Mitte des 18. Jahrhunderts belegt ist (Erks Liederhort Nr. 554 b) und das heute am Niederrhein, im Elsaß, in Franken, Schlesien, Schwaben, in der Schweiz und anderwärts fast gleichlautend gesungen wird.[1] Einem Jüngling raten der Vater (oder die Mutter), er solle sich eine reiche Braut wählen, die brav Silber und Gold habe. Doch der Genügsame will lieber in der größten Armut leben, als sein unbegütertes Schätzchen verlassen. An ihrer Seite sei er seelenvergnügt, Reichtum bringe keine Ehre, Armut keine Schande. Mit einer frommen Wendung schließt dieses anspruchslose Liedchen. Verwandt damit sind zwei Lieder aus dem Lahnkreise vom treuen Liebhaber (Erks Liederhort Nr. 447 f und 447 e). Seine Eltern (oder Freunde) wünschen, daß er eine Reiche freie, die viel Silber und Gold habe. Er aber versichert seiner Geliebten, daß er nach Reichtum und Geld nichts frage, er nehme sie, weil sie ihm gefalle.

Nur zum Teil in unseren Zusammenhang gehört das scherzhafte Lied von den Ehestandsbedenken. Ein Junggesell beschließt ledig zu bleiben, weil ihm kein Mädchen, wie er meint, die Gewähr dauernden Glückes bietet. Wählt er eine Schöne, so wird sie ihm untreu, wählt er eine Junge, so will sie nur Vergnügen haben und kümmert sich nicht um die Wirtschaft, vor einer Alten oder Häßlichen graut ihm, nimmt er eine Arme, so fehlt es bald an dem Nötigsten und:

Frei ich mir dann ein' Reiche,
Gleich wie ich gerne thät,
Die möcht sich viel rumstreichen, [Sie ist nicht meines Gleichen]
Was sie für Gelder hätt. [Sie hat 'nen stolzen Mut.]
So hieß es Tag und Nacht:
„Hab' dich zum Mann gemacht,

---

[1]) Simrock Nr. 167; Mündel Nr. 92; Ditfurth, Fränkische Volkslieder 2, Nr. 94; Hoffmann, Schlesische Volkslieder Nr. 156; Meier 104; Tobler 1, 136; Erks Liederhort Nr. 555.

Du Lumpenhund, du Prahler,
Du hast keinen halben Thaler
Zu mir ins Haus gebracht!"

Dieses Lied muß bei Hagestolzen sehr beliebt sein, denn es wird noch heute in verschiedenen längeren oder kürzeren Versionen in Preußen, Schlesien, den ganzen Rhein entlang, im Elsaß und in Gottschee gesungen.[1])

Für sich allein steht ein sächsisches Lied, (Mittler Nr. 771), worin ein Jüngling einem hübschen, armen Mädchen sagt, er würde sie nehmen, wenn sie nur ein bischen reicher wäre. Sie fertigt ihn kräftig ab. Es sei ein Laster nach großem Gut zu freien, nur mit seines Gleichen lebe man glücklich,

„Freit ihr nach einer reichen,
So seid ihr doch nur Knecht."

Berührt wird unser Thema wiederholt in anderen Liedern verschiedenen Inhalts. In einem thüringischen Liede (Erks Liederhort Nr. 521) droht das verlassene arme Mädchen dem treulosen Geliebten, daß auch seine reiche Braut arm werden könne; mit der Reichen könne es ihm noch ergehen, „daß Gott erbarm." In einem schlesischen Liede (Erk Nr. 565) klagt ein Mädchen, daß die Freier auf Geld statt auf Tugend sehen, und ein Abschiedslied aus dem 16. Jahrhundert (Erk Nr. 495) betont, daß man

Reichtum und auch Schöne
Adelig und Frumm

selten bei einander finde.[2])

Auch die Schnaderhüpfeln, die in ihrer zugespitzten Form Lebenswahrheiten eindrücklich und urwüchsig vortragen, haben sich mit diesem Motiv von der armen und hübschen, der reichen und unschönen Braut gerne beschäftigt. Weit und breit bekannt sind die nachstehenden Vierzeiler aus Westböhmen[3]) und aus Oberkärnten:[4])

---

[1]) Erks Liederhort Nr. 864; Hoffmann, a. a. O. Nr. 95 und 184; Zurmühlen, Niederrheinische Volkslieder Nr. 86; Mündel Nr. 231 f.; Hauffen, Nr. 116 u. a.

[2]) Hiebei erinnere ich mich eines Witzes in den „Fliegenden Blättern" mit der Ueberschrift Macht der Gewohnheit: A. „Sehn Sie mal die Dame drüben, die bekommt eine halbe Million zur Mitgift." B. „Nicht möglich, die ist doch wunderschön!"

[3]) Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, S. 286 Nr. 127 a. Parallelen dazu sind verzeichnet S. 516.

[4]) Pogatschnigg und Hermann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten, 1, Nr. 812 und Hruschka a. a. O. Nr. 127 b.

Man Schatzerl is hübsch, und Das Diendl is schen,
Owa reich is sie neat. Aber reich is es nit.
Was ho ih van Reichtum, Was nutzt mi das Geld,
S' Göld schmatz ih neat. Van Geld schlaft ma nit.

Wiederholt versichern die singenden Burschen, daß sie ihr Mädchen trotz ihrer Armut gerne nehmen werden.

Du Schatzerl du klans, und Mir is nix um'n Reichtum,
Hast a Haus oder kans, Mir is nix um's Geld.
Hast a Geld oder net, Und a liebs feins Herzel,
Lassen thue i di net. Is mir's Liebste af der Welt.[1])

Bei einer Reichen hat die Sache meist irgend einen Haken. Z. B.

'S Dirndl kriegt a Heiratsguet, und Wenn d' Houseis'n schlecht san,
Dos war mir schon recht, Dan günga d' Pferd krumm;
Nur nit kropfet wenns war, Die reichen Maidla san ja
Daß ih's heiraten möcht![2]) Z' mast állzsam dumm.[3])

'S Dirndl is sakrisch stolz
Mit ihrem Geld,
Wenn ihr glei im Köpferl
Der Spiritus fehlt.[4])

Aus allen diesen Beispielen geht es hervor, daß das deutsche Volkslied für das arme Mädchen Partei ergreift und gegen das reiche Mädchen nachdrücklich Stellung nimmt. Die Arme wird als schön, ehrenreich, brav, fleißig, sparsam bezeichnet. Sie ist dazu auserschen den Mann zu beglücken und seiner Wirtschaft Segen zu bringen. Die Reiche hingegen ist weder schön, noch brav. Sie ist verwöhnt und verschwenderisch, zänkisch und lieblos, dumm, für die Wirtschaft unbrauchbar, sie hält ihren Mann immer ihr Geld vor und erniedrigt ihn zum Knecht, ja in der zweiten Gruppe der besprochenen Lieder ist sie sogar eine Giftmischerin. Immer wird es ferner in den Liedern betont, daß der Jüngling die Arme aus Liebe heiratet, daß er bereit ist ihrethalben auf äußeres Glück zu verzichten, während es als selbstverständlich gilt, daß man die Reiche nur des Geldes wegen, nur auf Wunsch der Eltern, niemals aus Liebe nimmt.

Diese einseitige Auffassung ist sehr auffällig, läßt sich aber aus den gesellschaftlichen Zuständen unseres Landvolkes erklären. Denn

[1]) Pogatschnigg a. a. O. Nr. 809 und 813, vgl. das oben erwähnte Lied, Erk Nr. 447 f. und Erk Nr. 666 und 713 b.

[2]) Hruschka a. a. O. S. 288, Nr. 145.

[3]) Ebenda, S. 307, Nr. 318.

[4]) Ebenda, S. 306, Nr. 316.

in bäuerlichen Kreisen spielen ja durchwegs die vorgeführten Lieder. Auf dem Lande gibt es Liebesehen nur unter den Besitzlosen.[1] Der Knecht wählt sich eine Magd, die ihm gefällt, er geht mit ihr einen innigeren Bund ein und heiratet, sobald es ihm die äußeren Verhältnisse gestatten. In den Kreisen der besitzenden Bauern aber kennt man nur Konvenienz- das heißt Geldheiraten, die vorerst ohne Vorwissen der Kinder von den beiderseitigen Eltern beschlossen werden. Die Kinder befolgen zumeist den Wunsch der Eltern; seltener verweigern sie den Gehorsam, dann kommt es zu jenen in Dorferzählungen und Volksstücken hundertfach behandelten tragischen Konflikten. Da es üblich ist, daß der Erbe eines Bauernhofes ein dem Vermögen nach möglichst ebenbürtiges Mädchen aus derselben oder einer Nachbargemeinde heiratet, so ist die Zahl der für ihn überhaupt in Betracht kommenden Mädchen meist noch beschränkter, als für den Erben einer Krone. Es ist also nur Zufall, wenn er gerade eine von den wenigen „Möglichen" lieben würde. Darum kam es und kommt es bei den bäuerlichen Besitzern thatsächlich sehr selten vor, daß ein reiches Mädchen aus Liebe geheiratet wird. In der Regel hat sogar deren Bräutigam vor der Verlobung ein anderes nicht ebenbürtiges Mädchen geliebt, das er dann dem Willen der Eltern und seinem eigenen Standesstolz aufopfert. Aus diesen Erwägungen erscheint es begreiflich, daß die Volkslieder, die als echte Poesie immer für die Rechte des Herzens eintreten und die in demokratisch gesinnten Kreisen entstanden sind, das arme Mädchen über das reiche erheben und dem reichen Mädchen allgemein Untugenden zuschreiben, die ihm nur in einzelnen Fällen wirklich zukommen.

Diesen kleinen Ausschnitt könnte man leicht abrunden, und es wäre eine hübsche Aufgabe, aus unseren alten und neuen Volksliedern ein Kulturbild des bäuerlichen Lebens zu zeichnen. Bolte hat in seiner Sammlung: „Der Bauer im deutschen Liede" einen verdienstlichen Anfang dazu gemacht. Er hat aber in den mitgeteilten Texten, so wie in dem angehängten überaus reichhaltigen Verzeichnis zumeist nur jene Lieder zusammengestellt, in denen der Bauernstand ausdrücklich mit Namen genannt ist. Doch schildert darüber hinaus die Mehrheit unserer lyrischen Volkslieder ländliche Verhältnisse, und sie müßten alle zu dem bezeichneten Zweck herangezogen werden. Aus einer solchen kulturgeschichtlichen Arbeit würde man auch ersehen, wie konservativ unser Landvolk ist und wie nicht nur seine Lieder, sondern

[1]) Eine andere Art des Gegensatzes (woran hier erinnert werden kann) ist es, wenn jene Minnesänger, die im Tone der volkstümlichen Lyrik dichten, sich von den vornehmen Damen ab und den Mädchen des niederen Standes, armen wiben, zuwenden. Vgl. u. a. F. Arnold Mayer, Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift und der Mönch von Salzburg 1, 151.

auch seine, in den Liedern angedeuteten der Wirklichkeit entsprechenden gesellschaftlichen Zustände seit Jahrhunderten sich fast ganz gleich geblieben sind.

Anhangsweise möchte ich einige Bemerkungen zu dem Texte A des Liedes von den zwei Gespielen machen. In dem (Ambraser) Liederbuch ist es in verderbter Gestalt aufgezeichnet, weswegen alle neueren Herausgeber: Uhland (Volkslieder Nr. 115 A), Goedeke-Tittmann (Liederbuch, 89, Nr. 86), Böhme (Altdeutsches Liederbuch Nr. 41), Liliencron (Deutsches Leben im Volkslied Nr. 88) und Erk-Böhme (Liederhort Nr. 70 b) sich genötigt sahen einen neuen Text herzustellen. In der Quelle beginnt das Lied mit dem Vers: „Es giengen sich aus zwo gespiele". Daraus machen alle Herausgeber „Es giengen zwo gespielen gut". Das Schlußwort „gut" bildet den Reim zu „Mut" im 3. Vers und erweist seine Berechtigung durch die niederländischen Versionen; doch fehlt er in den späteren deutschen Liedern, denn den Volkssängern lag ja gar nichts daran ein Reimwort zu gewinnen oder beizubehalten. „Sich" haben nur Goedeke-Tittmann bewahrt. Sicher ist es alt berechtigt. Jakob Grimm hat in der Grammatik 4, 36 mehrere altdeutsche Beispiele für diese uns fremde Verwendung des Reflexivums zusammengetragen: „er kam sich, hieß sich, sprach sich." Im deutschen Wörterbuch 3, 1138 ist die Vermutung ausgesprochen, daß aus dem „sich" durch Verkürzung in s' und falsche Auflösung dieses Füllsel das Fürwort „es" entstanden sei, das gerade in unseren Volksliedern so häufig als nichtssagendes Flickwort steht: „Als wenn e s der Sommer angeht. Ein freier Reiter ist er's genannt. Mein Herz ist mir e s betrübet." Es ist wohl eine Bestätigung dieser Ansicht, daß in einer jüngeren (Schweizer) Fassung *H* unseres Liedes, gerade an der Stelle des älteren „sich" ein „es" eingetreten ist: „Es sin e s mal zwo Gspiele gsin."

Die Strophen 2—7 haben alle Herausgeber im wesentlichen unverändert beibehalten. Die Frage an die Freundin in der zweiten Strophe

> Ei traurest du umb deins Vaters Gut,
> Oder traurest du umb dein Ehre?

findet sich wörtlich auch in anderen Volksliedern, so in den Liedern vom Gretlein, vom Brautmörder, von Stolz Sieburg u. a.[1]) In den Vers 7, 3 haben nach Uhlands Vorgang die meisten Herausgeber augenscheinlich aus metrischen Gründen ein „wir" eingeschoben: „Wir zwei w i r sind noch jung und stark." Notwendig war dieser Einschub nicht, denn wenn wir nach *A* lesen: „Wir zwei sind noch jung und stark," so fehlt eben eine Senkung zwischen zwei Hebungen, was dem Volkslied ganz gemäß ist. Die anderen Fassungen weichen an dieser Stelle von A ab, doch keines setzt zweimal „wir".

> *B* „Dan zijn wi twee noch ionc ende sterck."
> *E* „Wir sind alle beid' hübsch jung und stark."
> *F* „Wir beide sind noch jung und stark."

Die 8. und 9. Strophe der Vorlage haben Uhland und Liliencron weggelassen. Sie sind aus dem Liede Abendgang (Uhland Nr. 90 *A* 10) übernommen worden und passen hier gar nicht in den Zusammenhang hinein. Die übrigen Herausgeber haben die 8. Strophe (nachdem sie die überlieferten 3 Verse, was sehr leicht war, in 4 zerdehnt haben) beibehalten. Ich glaube jedoch, daß Uhland mit

---

1) Des Knaben Wunderhorn (herausgegeben von Birlinger und Crecelius) 1, 43. Erk Nr. 41 d. 41 g. 42 f., ähnlich 41 b. c. 42 b—d. 67 c. d.

der Streichung der 8. Strophe auch Recht hatte, denn die Wendung: „Er nahm sie an der Hand und führte sie in den Wald" ist in Volksliedern zwar häufig, aber nur dort, wo es sich um eine Entführung mit böser Absicht handelt (Vgl. Hauffen, Gottschee, S. 152), was in unserem Liede gar nicht der Fall ist. In der 10. Strophe gibt der Jüngling dem Mädchen einen Ring und schwört ihr Treue. Darauf folgt die 11. und letzte Strophe:

Sie gab jm wieder ein kreuzelein,
Von gold, dabey er jr gedencken solt,
Jch hab euch lieb im hertzen mein,
Von euch wil ich nicht scheiden.

Der Wortlaut ist augenscheinlich verderbt. Uhland hat die Strophe ganz gestrichen, was nicht zu billigen ist, denn die Gegengabe des Mädchens bildet einen hübschen Abschluß und es ist ja noch heute durchwegs volkstümlicher Brauch, daß sich Liebespaare bei Verlobungen gegenseitig beschenken. „Von gold" gehört in den ersten Vers, schwerlich an den Schluß, weil die Volkslieder Reimpaare in vierzeiligen Strophen lieber vermeiden. Sehr hübsch haben Goedeke-Tittmann diese Strophe hergestellt:

Sie gab im von gold ein kreuzelein,
Daß er ir solt gedenken:
Jch hab euch lieb im Herzen mein,
Von euch wil ich nicht wenken.

Die übrigen Herausgeber sind Goedeke-Tittmann gefolgt, nur Erk setzt für „von gold" „wieder" ein und meint: „es war doch nur ein Blumenkranz." Man muß ihm nicht Recht geben, denn Kränze von Gold werden in Volksliedern häufig erwähnt (Erks Liederhort Nr. 453, 458, 490 u. a.), als Geschenke zwischen Liebenden und als Ehrenkränze der Jungfrauen.

Faust in Erfurt.

Von Siegfried Szamatólski.[1])

Alle Probleme, welche die literarhistorische Forschung in unseren mittelalterlichen Volksepen gefunden und zu ihrer Lieblingsaufgabe erwählt hat, werden auch von dem bedeutendsten unserer jüngeren Volksbücher geboten. Es ist aber noch nicht lange her, daß die Forschung sich diesen Fragen zugewandt hat und bemüht ist, mit den Mitteln philologischer Scheidekunst zu den Elementen vorzudringen, aus deren Mischung sich jenes wundersame literarische Produkt krystallisiert hat, das wir das älteste Faustbuch nennen. Und doch bietet sich

[1]) Wehmütig übergebe ich diese Studie des am 14. August 1894 in München verstorbenen Freundes dem Druck. Es ist ein am 23. Januar 1890 in der Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur gehaltener Vortrag (vgl. Deutsche Literaturzeitung 1890 Nr. 7), den Szamatólski reiflich nachprüfen und erweitern wollte. Die Hauptergebnisse scheinen mir gesichert zu sein; doch um nur eines

gerade hier wie sonst bei keinem Volksepos oder Volksbuch eine Fülle von Material für solche Untersuchungen. Die gewaltige Masse der erhaltenen gleichzeitigen Literatur gewährt uns Stützpunkte genug, um Schritt für Schritt der Entwicklung der Sage vom historischen Faust bis zum mythischen nach zu gehen. Zudem liegt uns im ältesten Faustbuch vor, was wir von andern Sagendichtungen vergebens zu besitzen wünschen: die erste literarische Zusammenfassung. In ihr sind noch alle die Fugen eines Rohbaues wahrzunehmen, die erst die spätere Entwicklung der Sage zu glätten und verdecken vermag. So läßt sich deutlich verfolgen, inwieweit die Sage auf historischer Grundlage ruht, inwieweit Einflüsse anderer Sagenkreise gewirkt haben, inwieweit literarische Entlehnung stattfindet, inwieweit der Verfasser des ersten Faustbuches die Sage gemodelt hat. Können auch die Probleme vorläufig nicht alle mit Sicherheit entschieden werden, weil das Material teilweise noch aufgesucht werden muß, so besitzen wir doch überall Unterlage genug, um wenigstens zu einer sicheren Fragstellung zu gelangen, die uns davor bewahrt, auf der Wildbahn lustiger Einfälle zu schweifen.

Im Gegensatz zu einer älteren Behauptung, die eine unverkennbare Aehnlichkeit mit gewissen Konstruktionen auf dem Gebiet des mittelalterlichen Volksepos aufweist, will die folgende Untersuchung die Lösung eines der wichtigsten und interessantesten Probleme der

---

zu berühren, die übrigen Teile der Hogelschen Chronik mußten stilistisch und grammatisch, im Zusammenhang mit Wambachs Nachlaß, untersucht werden. Ob die im Faustbuch gegebene Schilderung der Homerischen Schatten einen Einfluß des Hans Sachs oder Wierus u. a. erfahren hat? Daß Szamatólski diese Motive genauer zu entwickeln vorhatte, lehrt eine ihm von F. Schnorr v. Carolsfeld besorgte Abschrift aus Bütners Epitome historiarum Bl. 115: „So habe ich auch gehöret, das Faustus zu Wittenbergk, den Studenten und einem hohen Mann N. habe Hectorem, Vlyssem, Herculem, Aeneam, Samson, Dauid, vnd andere gezeiget, die denn mit grausamer geperde, vnd ernsthafftem angesicht herfür gangen, vnd sollen (welches Luth. nicht gelobet) dazumal auch Fürstliche Personen dabey gesessen, vnd zugesehen haben“ (Bl. 59 „Zu Halberstad, ist mir recht, so war es Faustus, vnd sprach: Nach dem essen wolan waschet die hende, zu Lübeck wollen wir sie treugen“). Milchsacks bedeutsamer Wolfenbütteler Fund, den ich durch seine Güte schon länger kenne, berührt Szamatólkis Studie nur von fern und bloß die allgemeinen Voraussetzungen über den Ursprung der Historia von 1587. Den Redaktor der Erfurter Capitel würde ich freundlicher beurteilen. Nachträglich bemerke ich, daß A. Pick neuerdings die Stellen aus der Hogelschen Chronik an schwer zugänglichem Orte mitgeteilt hat, doch ohne die Verzweigung der Berichte zu untersuchen (Faust in Erfurt. Vortrag gehalten im Verein für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt am 17. November 1893. Erfurter Echo, Beilage zur Thüringer Zeitung 1893 Nr. 30—32, 1894 Nr. 1—3). Ich erfuhr das zufällig im Goethe-Schiller-Archiv und erhielt dann von dem Verfasser, der selbständig verfahren ist, ein Exemplar. — Erich Schmidt.

alten Faustgeschichte vorbereiten, indem sie dem Ursprung der Erfurter Kapitel auf dem Wege philologisch-historischer Kritik nachspürt.

Georg Ellinger hat in einem Aufsatz über die Quellen des Faustbuches von 1587 (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissanceliteratur. Neue Folge. 1, 156 ff.), der im übrigen einen bedeutenden Fortschritt auf dem zuletzt bezeichneten Wege bedeutet, die Annahme vertreten, daß zur Zeit der Entstehung des ältesten Faustbuches eine den Faust idealisierende Tradition ihre literarische Fassung gefunden habe; uns erhalten in gewissen Bruchstücken, die in die gedruckten Historien geraten seien: in die Ausgabe von 1587 nur zwei kleine Trümmer, die beiden viel berufenen Stellen von den Titanen und den Adlersflügeln, in die Ausgabe von 1589 außerdem eine umfänglichere Ruinengruppe, die Erfurter Kapitel. Es kann sich hier nicht um eine Kritik der allgemeinen Grundlage dieser Behauptung handeln, die mit ihrer theoretischen Konstruktion einer den Faust idealisierenden und einer ihn niederdrückenden Tradition dem vielgestaltigen Leben der Sage Gewalt anthut; auch nicht um eine Erörterung der Unwahrscheinlichkeit, daß die eine Tradition aus der anderen zu verschiedenen Zeiten geschöpft habe, ebenso wenig um eine Ausscheidung der beiden Gleichnisstellen, deren Bedeutung ich bereits früher durch literarhistorische Vergleichung festgestellt habe (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1, 181 ff.); vielmehr um eine Betrachtung der Gründe, die Ellinger für seine Hypothese bezüglich der Erfurter Kapitel anführt: „Daß diese fünf Geschichten das Bruchstück einer größeren, die ganze Geschichte Fausts umfassenden, Darstellung sind, beweist meiner Ansicht nach nicht allein die kunstmäßige, die Hand eines einzigen Verfassers verratende Behandlung, der innere Zusammenhang der einzelnen Geschichten, sondern geht auch aus der Thatsache hervor, daß der Inhalt einer Erzählung des Faustbuches von 1587 auch zum Gegenstande eines Kapitels der Erfurter Ueberlieferung gemacht worden ist. Es handelt sich um die Warnung Fausts.“ Gegen diese Beweisführung ist einzuwenden, daß aus dem einheitlichen Stil der Erfurter Kapitel durchaus nichts weiter als ein gemeinsamer Verfasser eben dieser fünf Geschichten erschlossen werden kann; und die zuletzt angeführte Thatsache spricht sogar geradezu gegen Ellingers Satz, da sie sich nicht erklären läßt, wenn man bei dem Redaktor von 1589 freie Auswahl aus einer Gesamtüberlieferung voraussetzt, sondern allein dadurch, daß man die vollständige Uebernahme einer durch Ortseinheit geschlossenen, für sich bestehenden Gruppe annimmt. Aus einer solchen aber kann man ebenso wenig auf eine Gesamtüberlieferung schließen wie aus irgend einem einzelnen Kapitel, z. B. dem Leipziger.

Da wir uns nicht mit dieser negativen Kritik der älteren Hypothese

begnügen, sondern über diese hinaus zu einer neuen vorschreiten wollen und zwar auf dem Wege philologisch-historischer Untersuchung, so ist als Grundlage eine Analyse der Erfurter Kapitel kaum zu entbehren. Die beiden ersten Kapitel versetzen uns in die akademischen Kreise Erfurts. Faust liest an der Universität über Homer und erweckt in den Studenten die Sehnsucht nach den Helden des Altertums. Er befriedigt sie durch eine Geisterbeschwörung und schreckt sie zugleich von ferneren Wünschen ab, indem er ihnen mit dem Polyphem gewaltige Angst einjagt. Sodann erscheint Faust bei einer Promotionsfeierlichkeit, als man über die verlorenen Komödien des Terenz und Plautus spricht. Er erbietet sich, diese auf einige Zeit zum Zweck einer Abschrift herbeizuschaffen, wird aber von den anwesenden Theologen und Ratsmitgliedern abgewiesen, weil sie Teufelskünste befürchten. Die beiden nächsten Kapitel führen in die Kreise des Erfurter Stadtadels. In dem Hause zum „Encker“ (Anker) in der Schlössergasse feiert ein Stadtjunker ein Gelage. Ein Gast wünscht Faust herbei, der sich gerade in Prag beim Kaiser befindet. Da erscheint dieser plötzlich und führt der Gesellschaft das Zauberstückchen vor, dem wir noch bei Goethe begegnen: er zapft Wein aus dem Tisch. Noch in derselben Nacht besteigt er das Pferd, das ihn hergebracht und sich inzwischen teuflisch gefräßig erwiesen hat, reitet die Schlössergasse hinauf, um dann plötzlich durch die Luft in der Richtung auf Prag zu entschwinden. Nach seiner Rückkehr erhält die Gesellschaft aus dem Anker eine Einladung zu Faust, findet jedoch bei ihm keine Vorbereitungen zum Fest. In ihrer Gegenwart spielt sich nun die Scene ab, die an bedeutsamerer Stelle in die Volksschauspiele überging und ähnlich noch bei Lessing erscheint; Faust citiert verschiedene teuflische Diener und läßt sich von jedem seine Schnelligkeit bezeichnen: wie der Pfeil, wie der Wind, wie die Gedanken der Menschen.[1] Während der letzte, rascheste Geist die Aufträge zum Gastmahl empfängt, wird der Wein dadurch herbeigeschafft, daß Faust die leeren Becher zur Füllung vor das Fenster stellt. Eine wunderbare Musik bestreitet die Unterhaltung. Das letzte Kapitel enthält den Dialog zwischen Faust und dem Barfüßermönch Dr. Klinge, der ihn unter Hinweis auf Buße und Messe zur Umkehr überreden will. Faust aber antwortet: Meß hin, Meß her! Er wolle dem Teufel sein Wort nicht brechen, weil dieser ihm das seine gehalten habe. Da verflucht der Mönch Faust und erwirkt gegen ihn bei Rektor und Rat einen Ausweisungsbefehl.

Für diese Kapitel vermute ich nun auf Grund der folgenden Untersuchung als Quelle nicht eine fabulose Gesamtüberlieferung, sondern

---

[1]) Vgl. Euphorion 1, 47. E. S.

ein ganz bestimmtes literarisches Erzeugnis, das jedoch nicht vorgelegt werden kann, da es zur Zeit leider verschollen ist. Das Ergebnis meiner Untersuchung, das nicht nur Ellingers Schlüsse, sondern auch, wie sich später zeigen wird, die Forschung über den historischen Faust angeht, stützt sich also weder auf luftige Gespinste noch auf die wohlfeile Beweiskraft einer einfachen Quellenentdeckung, sondern auf ein strenges Indizienverfahren, dessen letzte Bestätigung oder Verwerfung freilich erst die Auffindung des von mir zu bezeichnenden Werkes ergeben könnte.

Wie mir eine Hypothese die Anregung zur Untersuchung lieh, so gab eine andere den Fingerzeig für meinen neuen Weg. In einem jener wüsten Sammelwerke, deren die Gelehrtengeschichte des vorigen Jahrhunderts viele aufzuweisen hat, in der „Erfordia literata“ des Just Christoph Motschmann [3. Fortsetzung 1735 S. 372: Kloster 5, 486] findet sich eine Biographie des Dr. Klinge, deren größeren Teil die vollständige Erzählung der erwähnten Begegnung mit Faust und mehr oder weniger ausführliche Auszüge der vier übrigen Geschichten einnehmen. Als seine Quelle bezeichnet Motschmann „ein altes Chronicon“. Die fast wörtliche Uebereinstimmung der erstgenannten Geschichte mit dem betreffenden Kapitel des Faustbuches erhebt die Vermutung über jeden Zweifel, daß zwischen diesem und dem Chronikon ein engstes verwandtschaftliches Verhältnis bestehen muß, und die Frage nach der Art dieses Verhältnisses hat denn auch bereits mehrfach die Forschung beschäftigt. Emil Sommer stellte die Vermutung auf, daß Motschmanns „altes Chronicon“ das Faustbuch selbst oder ein Werk mit Auszügen daraus sei. Hier hatte es nun Düntzer leicht, einen Irrtum nachzuweisen: denn Motschmann teilt aus demselben Chronikon Ereignisse der Stadtgeschichte mit; und um Auszüge kann es sich auch nicht handeln, da er wenigstens das eine Kapitel, das ihn Dr. Klinges wegen interessierte, vollständig bietet. Düntzer nahm seinerseits an, daß Motschmann wirklich für seine Mitteilungen aus den Erfurter Kapiteln eine Chronik benutzt habe, und kam nun weiter zu der Frage: in welchem Verhältnis steht das Chronikon zum Faustbuch? Düntzer entschied sich dafür, das Chronikon habe aus dem Faustbuch entlehnt, denn die Geschichten seien mehr legendarisch als chronikalisch. Diese recht schwächliche Beweisführung erfuhr keinen Einspruch, bis vor kurzem Ernst Faligan in seiner Histoire de la légende de Faust [1888 S. 8 vgl. 180] der Düntzerschen Ansicht kühl entgegnete, sie sei haltlos, da die Chroniken gerade solche Geschichten liebten; und dem läßt sich hinzufügen: der beste Beweis hierfür ist eben die Chronik, die aus dem Faustbuch abgeschrieben haben soll. Die Bedeutung dieser Streitfrage für Ellingers Sätze ist leicht ersichtlich: wird sie zu Gunsten

der Priorität der Chronik entschieden, so ist die Hypothese auch auf diesem Wege zerstört. Die erste Vorbedingung für ein begründetes Urteil, die von den bisherigen Forschern übrigens vernachlässigt worden ist, besteht natürlich darin, die fragliche Chronik zur Stelle zu schaffen. Das treffliche Werk von Karl Herrmann, Bibliotheca Erfurtina,[1]) sowie auch eine zufällige Erwähnung P. Cassels [Erfurter Bilder und Bräuche 1859] erleichterten mir die Aufgabe, Motschmanns Zeugen zu identifizieren: es ist M. Zacharias Hogel II in seiner handschriftlichen „Chronica von Thüringen und der Stadt Erffurth". Faligan bemerkt sehr richtig, daß die Frage zu seinen Gunsten beantwortet sei, sobald sich herausstelle, die von Motschmann benutzte Chronik sei älter als das Faustbuch. Dies ist nun nicht der Fall: Hogels Chronik ist erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts entstanden. Sind wir also in eine Sackgasse geraten, und die gewöhnliche Meinung hätte Recht, sich Düntzer anzuschließen? Durchaus nicht! Man muß sich nur von der Vorstellung lossagen, daß Faustbuch und Chronik im Verhältnis von Vater und Kind stehen. Ihre Aehnlichkeit wird ebenso befriedigend dadurch erklärt, daß man sie als Geschwister ansieht; und daß diese Annahme richtig ist, sucht der folgende Indizienbeweis zu bekräftigen, der zugleich den leider verschollenen Vater genau bezeichnet.

Eine kritische Vergleichung der beiden Fassungen ergibt inmitten der allgemeinen Uebereinstimmung beträchtliche Unterschiede, die scharf in zwei Klassen geschieden werden können: die historischen und die novellistischen. Für die Verwendung der ersteren innerhalb des Indizienbeweises ist folgender allgemeine Gesichtspunkt maßgebend gewesen: besitzen wir von einer Sage zwei verschiedene Fassungen, von denen die eine etwa zwei, die andere etwa vier Menschenalter von den zu Grunde liegenden historischen Ereignissen entfernt ist, und finden wir nun, daß die zweite Fassung diese historischen Verhältnisse reiner darstellt als die erste, so müssen wir zunächst von einer Herleitung der jüngeren aus der älteren Abstand nehmen und für beide eine Urquelle suchen, die in der älteren Fassung umgegossen, in der jüngeren dagegen treu bewahrt worden ist. Diese allgemeine Voraussetzung unterliegt natürlich der Prüfung im einzelnen.

Betrachten wir zunächst die historischen Verschiedenheiten. Man

[1]) 1863 S. 123—125. Danach stammte Hogel (1611—1677), Pastor an der Augustinerkirche und Gymnasialdirektor, ein streitbarer Protestant, aus einer alten Erfurter Familie. Seine Chronik, soweit sie erhalten ist, bricht mit dem Jahre 1627 ab. Sie ist zuerst 1822 von Erhard (Herrmann S. 24) untersucht worden, der auch der Benutzung durch Motschmann gedenkt ebenda S. 124). Die Handschrift ging 1774 durch ein Vermächtnis des Herrn von Gerstenberg in die Bibliothek des evangelischen Ministerium zu Erfurt über (S. 48). E. S.

ist durchaus berechtigt, an die Erfurter Kapitel diesen Maßstab anzulegen, denn, wie längst feststeht und weiterhin bekräftigt werden kann, es gibt keinen andern Abschnitt im ganzen Faustbuch, der so wie dieser mit historischen Elementen gesättigt wäre. Hat doch Erich Schmidt, als er vor Ellinger und Scherer die höhere Sphäre unserer Kapitel pries, im Hinblick auf helle Lokalfarben den Verfasser einfach als den „Erfurter" bezeichnet. Der berühmte Humanist Mutianus Rufus verbrieft, daß Faust wirklich [und zwar Ende September 1513] in Erfurt war und allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Man hat erhärtet, daß die Ortsangaben im Gegensatze zu den übrigen Teilen des Faustbuches der Wirklichkeit entsprechen. Mit Hilfe der Erfurter Häuserchronik [von B. Hartung 1861 S. 190 f.] läßt sich sogar feststellen, was die Forschung bisher übersehen hat, daß das Haus zum „Encker" wirklich zu jener Zeit einem „Junckern" gehörte, nämlich dem Junker Wolfgang von Denstett. Ferner hat Erich Schmidt gezeigt, wie eigen die wissenschaftlichen Bestrebungen, an denen wir Faust hier beteiligt sehen, der Erfurter Poetenuniversität sind. Auch ist die Anwesenheit von Ratsmitgliedern bei der Promotionsfeier ein Charakteristikum dieser bürgerlichen Hochschule.[1] Dr. Klinge ragt als historische Persönlichkeit hervor, und an der Hand seiner eigenen Schriften mag man sich davon überzeugen, wie völlig die Rolle, die er im Faustbuch spielt, seinem wuchtigen Wesen entspricht. Ja, es ist gewiß kein Zufall, daß er die Messe so betont: vornehmlich wegen des großen Meßstreites mit Justus Menius verzeichnet die Kirchengeschichte Klinges Namen.

Hogel unterscheidet sich an zwei Stellen von dem Faustbuch, und an beiden steht er den historischen Verhältnissen näher als das Faustbuch.

Der erste Fall findet sich in der Einleitung zum letzten Kapitel, dem Bekehrungsversuch des Dr. Klinge. Nachdem gesagt worden ist, daß man allmählich Furcht bekommen habe, Faust könne die Jugend ernstlich verderben, heißt es:

Historia: „war von etlichen verstendigen ein berhümpter Barfüsser Mönch, Doctor Klinge genandt, welcher auch mit Doctor Luther vnd D. Langen wol bekand war, angesprochen, weil jhme Faustus auch bekandt, er solte . . . versuchen, ob er jn . . erretten könnte."

---

[1]) Motschmann S. 18 überliefert uns den Bericht über eine theologische Promotion, deren Formen, was den hier interessierenden Verlauf angeht, gewiß denen der philosophischen Fakultät entsprechen: „im Rückweg geschieht die Promotion in voriger Ordnung, außer daß nunmehr der Rektor Magnificus und zwei Deputati von dem Stadtrate (als welche während der ersten Oration des Promotoris eingeholet werden) dabey sind"; ferner wird durch Erwähnung der Präsenzgelder die Anwesenheit der Mitglieder der andern Fakultäten bei dem theologischen Aktus, also gewiß vice versa, als offiziell beglaubigt. — E. S.

Dagegen Hogel: „Nun sich denn der Zäuberer zum Juncker im Encker, so ein Papist war, hielte. Als ward Anleitung gegeben, daß sich doch der benachbarte Mönch Dr. Klinge an ihm versuchen möchte, ob er jhn . . . bekehren möchte.“

Vergleichen wir nun beide Stellen mit der historischen Wirklichkeit. Zunächst die Fassung bei Hogel. Faust hielt sich zu einem Erfurter Junker, „der ein Papist war“: eine Angabe, die sich nicht im Faustbuch findet, aber vollkommen dem Thatbestand entspricht. Die bei Hogel oft erwähnte Familie von Denstett war so streng katholisch, daß sie sogar die Niederlassung der Jesuiten in Erfurt beförderte. Hieraus wird ganz richtig motiviert, daß Dr. Klinge als der Helfer in der Not erscheinen muß; denn er ist der Beichtvater und Gewissensrat des katholisch gebliebenen Stadtadels thatsächlich gewesen. Und selbst ein so unbedeutender Nebenumstand wie der, daß Klinge den Denstetts „benachbart“ war, ist, wie man sich auf der Karte von Erfurt überzeugen kann, historisch richtig. Man sieht also bei Hogel eine historisch und logisch fest geschlossene Darstellung. Wie anders im Faustbuch! Als Motiv die billige Angabe, Klinge und Faust seien von früher bekannt gewesen. Statt des charakteristischen „benachbart“ ein nichtssagendes „berhümpt“, das der Redaktor sofort selbst in ein seltsames Licht rückt, wenn er von Klinge, dem unentwegten Verteidiger des Katholizismus in Erfurt, einem der schärfsten Feinde Luthers und des Luthertums in Deutschland überhaupt, nichts anderes anzugeben weiß, als er sei mit D. Luther und seinem berühmten Erfurter Genossen, der Erfurt für die Reformation gewann, mit D. Lange „wol bekandt“ gewesen. Es ist für uns gleichgiltig, ob sich vielleicht noch einmal persönliche Beziehungen zwischen Klinge einerseits und Luther und Lange andrerseits herausstellen. Bis jetzt wissen wir nur, daß sie einander konfessionelle Todfeindschaft entgegenbrachten. Ein wunderlicher Ausdruck, das als „gute Bekanntschaft“ zu bezeichnen. Und was soll diese Erwähnung hier überhaupt?

Alles läßt sich sehr leicht erklären, wenn wir uns erinnern, wie starken Einfluß religiöse Tendenz bei dem Anonymus von 1587 und später bei Widmann 1599 auf die Darstellung der ursprünglichen Sage geübt hat. Religiöse Tendenz hat sicherlich auch dem Anonymus von 1589 die Hand geführt zur Entstellung der ursprünglichen Fassung. Wie alles Böse in der Faustsage dem Katholizismus allmählich zugeschoben wird seitens theologischer Bearbeiter, so alles Gute dem Protestantismus. Wenn also der Redaktor von 1589 in seiner Vorlage den Bekehrungsversuch Klinges findet, so sucht er diese ihm erfreuliche That für den Protestantismus zu retten, indem er Klinge in Beziehungen zu Luther und Lange rückt. Für das sechzehnte Jahr-

hundert ist es ja auch nichts Ungewöhnliches, daß Mönche zur antimönchischen Partei stehen. Dann mußte der Redaktor natürlich die Motivierung durch den Katholizismus des Junkers fallen lassen. Und bei einem Manne, der mit Erfurter Verhältnissen so wenig vertraut ist, um Klinges Persönlichkeit in das trübste Licht zu rücken, ist es auch ganz natürlich, daß er den charakteristischen Zusatz „benachbart“ nicht versteht und durch ein nichtssagendes Wort ersetzt.

Hogel hat also seine Vorlage bewahrt, das Faustbuch sie entstellt. Das ist meine Auffassung dieser auffälligen Verschiedenheit. In privater Besprechung habe ich nun hiergegen einen Widerspruch erfahren, der bald wieder zurückgezogen wurde, aber doch von andrer Seite wieder ins Feld geführt werden könnte. Dieser Einwand war folgender: allerdings könne die autochthone Erfurter Sage nicht so gelautet haben wie im Faustbuch; allerdings biete Hogel die Fassung, wie sie nach geschichtlichen und sagengeschichtlichen Erwägungen ursprünglich gelautet haben müsse. Aber das sei nicht dadurch zu erklären, daß Hogel eine ältere Fassung, als es das Faustbuch ist, benutzt habe, sondern Hogel habe als Erfurter Chronist auf Grund seiner historischen Kenntnisse die Geschichte wieder auf ihren ursprünglichen Stand gebracht. Eine etwas künstliche Annahme! Doch das würde nichts bedeuten. Künstliche Annahmen sind zuweilen die richtigsten. Aber hier wird die Annahme durch innere Gründe zu Falle gebracht, die in der Sache selbst liegen. Kann man Hogel solche Aenderungen seiner Vorlage überhaupt zutrauen? Wenn man seine eigene Handschrift vornimmt, wird man diese Frage strikt verneinen müssen. Es sind in dieser Handschrift nämlich mehrere Korrekturen vorhanden, von Hogels eigener Hand wie der Text. Und das Resultat fast aller dieser Korrekturen ist, daß ein Text hergestellt wird, der genau mit dem Faustbuch d. h. der gemeinsamen Vorlage übereinstimmt. Ein Mann, der „was ist's“ durch „was wolt jhr,“ „gefressen“ durch „verschluckt“ korrigiert, der so pedantisch seiner Vorlage folgt, wird sich nicht an andrer Stelle große Veränderungen erlauben. Dieselbe Vorlage, in der Hogel „was wolt jhr“ und „verschluckt“ fand, enthielt auch den Passus über Klinge, wie ihn Hogel giebt. Aber auch wenn dieser entscheidende Hinderungsgrund nicht entgegenstände, ist jene Annahme einer historischen Korrektur seitens Hogels ganz unwahrscheinlich. Selbst wenn wir annehmen, daß er historische Kritik auf das Faustbuch anwandte, ist es unwahrscheinlich, daß er so stillschweigend in einen sonst treu übernommenen Text seine tiefgehenden Umänderungen eingeschoben hätte. Dem widersprechen auch alle Analogiefälle. Man denke etwa an die bekannte Kritik eines Lercheimer. Und endlich, wie hätte es Hogel einfallen sollen, einen so unbedeutenden Nebenumstand wie das „benachbart,“

das wohl dem ersten Erzähler einfließen kann, plötzlich nun einzuflicken? Daß diese umgekehrte Erklärungsart auch die verkehrte ist, wird ferner dadurch bewiesen, daß sie sich nicht konsequent durchführen läßt bei dem jetzt zu besprechenden zweiten Fall historischer Unterschiede.

In dem dritten Erfurter Kapitel heißt es: „zu Praga beym Keyser“ [die letzten Worte fehlen bei Widmann]; dafür bei Hogel: „gen Prag in Böhmen“.

Am Anfang des vierten Kapitels: „Als nun D. Faustus von Prag wider anheim komen, vnd von den Osterreichischen Herren und andern Fürsten und Graffen, so aus Römischen Keysers Hoffe, damals sich verhielten, viel herrlich geschenck mit sich bracht hatte“; dafür bei Hogel: „Nach etlichen Wochen komt er wider von Prag gen Erffurt mit herrlichen ihm dort verehrten presenten“.

Der Unterschied der Hogelschen Fassung von der des Faustbuchs besteht darin, daß in beiden Fällen die Erwähnung des Kaisers fehlt. Die triviale Erklärung, Hogel habe die Stelle übersehen, wäre selbst dann unmöglich, wenn Hogels pedantische Treue nicht erwiesen wäre. Die wahre Erklärung ist wiederum nur durch historische Erwägungen zu finden. Man beachte, daß Prag erst 1558 Residenz des römischen Kaisers wurde oder eigentlich sogar erst 1576, denn Ferdinand I. und Maximilian II. weilten als Kaiser recht flüchtig in Prag. Erst Rudolf II. machte Prag zur dauernden kaiserlichen Residenz. Setzen wir nun die gemeinsame Quelle von Hogel und vom Faustbuch, jene Chronik X, etwa in das dritte Viertel des Jahrhunderts, so sehen wir ganz klar, weshalb dieser Chronist nicht daran dachte, Faust zum Kaiser nach Prag gehen zu lassen. Einfach, weil es keinen Kaiser in Prag gab. Dagegen mußte sich dem Redaktor von 1589 ganz naturgemäß mit dem Namen Prag die Idee der Residenz des Kaisers verbinden — und welches Kaisers: Rudolfs II., des Astronomen, Astrologen und Alchymisten! Aus dem einfachen Besuch, von dem seine Vorlage berichtete, wurde ihm ganz selbstverständlich ein Besuch bei dem der Magie ergebenen Kaiser.

Hören wir nun wieder den Verteidiger der umgekehrten Ansicht: Hogel habe das Faustbuch historisch korrigiert. Hogel habe, da er die Faustgeschichten unter dem Jahre 1550 berichtet, einsehen müssen, daß damals noch kein römischer Kaiser in Prag gesessen habe, und ihn somit aus dem Text gestrichen. Dagegen ist wieder und wieder die Thatsache anzuführen, daß Hogel viel zu pedantisch seiner Vorlage (ich meine damit die Chronik X, der Gegner kann sich das Faustbuch denken) folgt, um solche Streichungen vorzunehmen. Und das auch noch so stillschweigend, ohne die polternde Kritik analoger Fälle.

Der wichtigste Einwand gegen diese Argumentation ist die bereits

angedeutete Inkonsequenz. Im vorigen Falle, da Hogel es so leicht hatte, sich mit einer einfachen Streichung zu begnügen, soll er statt des Unsinns, den er entfernte, ein anderes historisches Stück eingeflickt und außerdem noch einen ganz unbedeutenden Nebenumstand hineingetüftelt haben, hier aber sollte er einen unhistorischen Umstand, trotzdem er in der Vorlage auf das stärkste herausgearbeitet ist, einfach fallen lassen, während doch gerade hier für den historisch-grübelnden Kopf, der Hogel nach der falschen Annahme ist, eine ganz leichte Korrektur sich bot: er brauchte nur statt Kaiser König zu setzen; seit 1531 saß in Prag der römische König Ferdinand I. Will man also die gegen Hogels Charakter verstoßende Annahme einmal machen, daß er ein mit philologischer Akribie ausgerüsteter Restaurator des alten Sagenbildes gewesen sei, dann müßte man wenigstens konsequent verfahren können. So aber können solche Einwände die auf anderem Wege wahrscheinlich gemachte Behauptung nicht erschüttern, daß Hogel und das Faustbuch auf eine gemeinsame ältere Quelle zurückgehen.

Hierfür spricht auch ein Grund, der schon Düntzer veranlaßt hat, in einer Anmerkung seine eigene Meinung anzuzweifeln. In der Einleitung zum ersten Erfurter Kapitel im Faustbuch heißt es: „wie noch etliche Personen beim leben, die jn wol gekandt, solche Ebentewr von jhm gesehen, auch mit jm gessen und getruncken haben.“ Selbst wenn wir annehmen, daß Faust nach dem Jahre 1513 noch einmal in Erfurt geweilt habe, ist es nicht recht zu glauben, daß die Angabe für das Jahr 1589 noch wahr gewesen sei. Man kann vielmehr Düntzer darin beistimmen, daß sich diese Angabe aus einer Notiz einer älteren handschriftlichen Vorlage eingeschlichen haben muß. Diese Worte mußte Hogel, wenn er auch sonst seine Vorlage auf das genaueste bewahrte, fortlassen: daß im Jahre 1650 ein Bekannter Fausts noch am Leben, konnte er beim besten Willen, seiner Vorlage treu zu sein, nicht behaupten.

Hiermit sind die historischen Indizien aus den Unterschieden der beiden Fassungen erschöpft. Wir wenden uns nun zu den Unterschieden, die ich die technisch-novellistischen nannte. Wir können und müssen diese im ganzen abmachen. Nur einige Beispiele seien angeführt. Ueberall zeigt sich das Faustbuch reicher als Hogel: wenn Faust fragt, welchen Wein man haben wolle, heißt es im Faustbuch: jemand antwortete „lachend,“ sie seien alle gut. Wenn Faust sich durch die Bitten der Gäste zweimal zur Verlängerung seines Aufenthalts bewegen läßt, macht er jedesmal einen Knoten. Wenn er dann das Haus verläßt, wird erwähnt, daß man ihm sein Pferd vorzieht. Wenn er dann selbst seine Gesellschaft gibt, heißt es: um sich zu befreunden und um zu danken. Wenn der letzte Teufel erscheint, heißt es: „sah

er gar sawer ins Feld." Wenn Faust mit Klinge disputiert, heißt es: hörte er mit Fleiß zu, bis der Mönch geendet hatte und sagte dann.

Lauter kleine Züge, die entbehrlich sind. Es erhebt sich nun die Frage: ist es möglich, daß Hogel all das nur fortgelassen hat, oder hat das Faustbuch Zusätze zur ursprünglichen Fassung gemacht? Man könnte hier sagen, der Chronikstil habe eine Zusammenziehung und Auslassung erfordert, Hogel habe alles Entbehrliche ausgeschieden. Dagegen ist zu erwidern, daß Hogel, wie bewiesen, seine Vorlage genau wiedergeben will und viel nebensächlichere Umstände als die eben erwähnten anführt. Es ist vielmehr anzunehmen, daß das Faustbuch Erweiterungen einer gemeinsamen Vorlage vorgenommen hat. Hierfür spricht noch besonders, daß wenigstens zwei Stellen, die das Faustbuch vor Hogel voraus hat, unmöglich in der ursprünglichen Sage gestanden haben können: in den Abschnitten vom Zauberpferd und die von den verlorenen römischen Komödien.[1]) Aber nicht nur deshalb ist der Weg von der knapperen zur reicheren novellistischen Darstellung wahrscheinlich, weil das Faustbuch nachweislich sich Zusätze erlaubt, sondern auch durch die Analogie der weiteren Entwicklung bei Widmann und Pfitzer. Stets erfährt das Novellistische Verstärkung. So wird später z. B. der Luftritt auf der Rückreise damit motiviert: die Stadtthore seien noch verschlossen gewesen; oder wenn der Diener Faust auf der Straße am Abend erkennt: es war Mondschein . . .

Hieran können wir endlich einige sprachliche Erörterungen schließen. Erinnern wir uns, daß nach allem bisher Gesagten Hogel eine Quelle aus der Mitte des 16. Jahrhunderts benutzt haben muß, daß er selbst in der Mitte des 17. schrieb, endlich daß er sich pedantisch genau seiner Vorlage anschloß, so wird man sehen, daß auch die sprachliche Gestalt der Hogelschen Darstellung für einen Indizienbeweis in Betracht kommt. Man wird fragen müssen: kann die Geschichte, wie sie bei Hogel steht, formal auch dem 16. Jahrhundert angehören? Und ferner, finden sich bei Hogel Formen, die durchaus für das 16. entscheiden? Die erste Frage ist nicht nur von mir, sondern auch

---

[1]) Szamatólski meint die bei Hogel fehlende, bei Widmann (Kloster 2, 514; vgl. Pfitzer S. 302) auf die ersten sechs Worte reduzierte Stelle (Braune S. 135 u.): „Es war aber sein Geist Mephostophiles, der, wie oben gesagt, sich zu weilen in ein Pferd mit Flügeln, wie der Poeten Pegasus verwandelte, wenn Faustus eilends verreisen wollte", womit auf die viel prosaischeren Worte des ersten Anonymus zu Anfang des 26. Kapitels zurückverwiesen wird: „Derhalben sich M. zu einem Pferde verkehret und veränderte, doch hatt er flügel wie ein Dromedari." Den Faustbüchern eigentümlich ist auch das Knotenknüpfen (Braune S. 136). Szamatólski meint ferner die pedantische, mit einem Verweis auf Ausonius u. s. w. ausgestattete Einleitung des Promotionskapitels (Braune S. 132), das Widmann und Pfitzer übergangen haben; doch kennt Pfitzer die alte Ausgabe. — E. S.

einem der bedeutendsten Kenner unserer Sprachgeschichte bejaht worden. Für die zweite Frage kommt noch die Einschränkung hinzu, daß die bezeichneten Stellen nicht im Faustbuch stehen dürfen, da sonst immer noch Einfluß von diesem geltend gemacht werden könnte.

Zwei solche Stellen kann ich aufzeigen. Die erste ist eben jene, die ich schon aus historischen Gründen auf eine ältere Quelle zurückführte: „Nun sich denn der Zauberer zum Juncker im Encker, der ein Papist war, hielte. Als ward Anleitung gegeben" u. s. w. Hier ist die Interpunktion Hogels von großer Wichtigkeit. Er setzt hinter „hielte" (also am Ende des Nebensatzes) einen Punkt, und beginnt dann mit großem Buchstaben einen neuen Satz mit „Als" wie wenn es sich um ein temporales „Als" handelte. In der That aber ist dies „Als" konsekutiv wie „also" oder unser „so." Wie kommt nun Hogel, der sonst auch in der Interpunktion seine Genauigkeit durch Korrekturen beweist, zu dieser seltsamen Verwirrung? Schlägt man Grimms Wörterbuch auf, so findet man, daß diese Verwendung von „als" im Sinne des konsekutiven „so" eine zwar im 16. Jahrhundert gewöhnliche Erscheinung ist, die jedoch im 17. schwindet.

Die zweite Stelle ist ein einzelnes Wort in der Einleitung. Faust wird genannt: „verzweifelter hellebrandt." In diesem Kompositum ist der erste Bestandteil auffallend. Schlägt man wiederum den Grimm auf, so findet man: im 16. Jahrhundert fast durchaus „helle," aber bei Fischart schon vorwiegend „hölle"; im 17. dagegen verliert sich „helle" ganz. Aber mehr noch als der Vokal spricht für das 16. Jahrhundert die Endung. Aus ihr kann man einen entscheidenden Schluß auf den Ursprung im 16. Jahrhundert ziehen. Die Deklination ist mhd. stark; im 16. wird sie vorwiegend schwach. Luther hat „also nur noch teilweise „hellebrant," meist aber schon „hellenbrant" u. s. a. Im 17. Jahrhundert ist „hellebrant" ohne direkten Einfluß einer alten Vorlage unmöglich.

So zwingt mich denn eine ganze Kette von Indizien zu dem Urteil: Hogel und das Faustbuch haben eine gemeinsame ältere Vorlage, eine Chronik aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Sollte sich aber ein so bestimmtes Werk nicht finden lassen? Die rechten Zeugen, die wir zu vernehmen haben, sind natürlich die beiden Kinder des gesuchten Vaters: Hogels Chronik und das Faustbuch. Das Faustbuch gibt, wie man weiß, keinerlei Auskunft. Und auch Hogel nicht in unmittelbarem Bezug auf seine Erzählung vom Faust. Wenn wir aber die umliegenden Jahre nach Quellenhinweisen durchsehen, so finden wir eine Spur, der wir nachgehen müssen. Unter dem Jahr 1556 lesen wir die Worte: „Wolf Wambach, aus dessen Continuierung der Erfurtischen Chroniken bißher manches erzehlet worden" und unter

dem Jahr 1542: „Dieser (Pfarrer zur Regularn Georg Jngweiler) hatte einen Schwager, nahmens Wolf Wambach, der war ein achtknecht, bekam erstgedachten verstorbenen Pfarrers (Kilian Reichmann) Teutsche Erfurtische Chronikam, und continuierte sie fleißig.“ Also eine Chronik von 1542—1556, die Hogel nach eigenem Geständnis für den Zeitraum benutzt hat, innerhalb dessen er die Faustgeschichte erzählt. Anlaß genug, auf diese Chronik als Quelle der Faustkapitel zu fahnden. Doch vergeblich! An der Hand der trefflichen Arbeit von Herrmann[1]) gelangen wir zu der betrübenden Erkenntnis, daß die Reichmann-Wambachsche Chronik verschollen ist.

Ueber diesen Verlust müssen wir um so mehr klagen, als eine ganze Reihe neuer Jndizien unsere Vermutung bestätigt, daß Wambach der Gewährsmann für Hogel und das Faustbuch war. Wir besitzen ein chronistisches Werk Wambachs aus der Zeit, da er noch nicht an der Fortsetzung des Reichmann arbeitete. Und dies zeichnet sich nach dem kundigen Urteil von Herrmann dadurch aus, daß es von poetischen Vorfällen berichtet, die keine andere Chronik kennt. Das stimmt vollkommen dazu, daß die Faustgeschichten von keiner anderen Chronik des 16. Jahrhunderts gemeldet werden. Sehen wir nun diese Aufzeichnungen einmal durch, so finden wir in den sonst ziemlich abgerissenen Notizen als längste Geschichte die Erzählung von den Geständnissen eines Mannes, der sich dem Teufel verschrieben hatte. Jn ganz unchronistischer Weise — wie Düntzer sagen würde — läßt er den Mann erzählen; dem Teufel habe die rote Zunge herausgehangen wie einem lechzenden Hunde, und Augen habe er gehabt wie ein paar Käsenäpfe. Was liegt näher, als daß derselbe Wambach ähnliche Geschichten auch in sein zweites Werk aufnahm, sobald er solche hörte.

Und wir können mit ziemlicher Sicherheit bestimmen, nicht nur daß —, sondern auch wann und von wem Wambach die Faustgeschichten vernahm.

Jene Notiz bei Hogel, die Wambachs Kontinuierung anführt, erwähnt Wambach in amtlicher Thätigkeit: am Mittwoch nach Laetare 1556 reist Wambach als Achtknecht des Rates von Erfurt in gericht-

[1]) Herrmann gedenkt S. 142 eines Convolutes erhaltener Aufzeichnungen Wambachs, stellt, die zwei Belegstellen Hogels anführend, den Verlust des Originals der „continuierten“ Chronik fest, vermutet aber in unklaren Ausdrücken, daß die Abschrift einer anderen auf uns gekommen sei. Von Wambach erzählt Herrmann, daß er „1507 wahrscheinlich zu Groß-Rudestedt geboren, in seiner Jugend verschiedene Schulen, in Groß-Rudestedt, Salza und Halle, besuchte, sodann Knecht (Diener) in Erfurt wurde, von dem Knechte eines Dieners zu den Reglern 1524 selbst zum Kirchner an dieser Kirche vorrückte und später einer der Achtknechte (Rats- und Gerichtsdiener) der Stadt Erfurt wurde.“ S. 379 lehrt, daß die Familie Denstädt 1700 ausstarb. — E. S.

lichen Angelegenheiten nach Schmalkalden in Begleitung eines Mannes, der als höherer Beauftragter des Rates hingeht, als ehemaliger Kirchner und Ratsmeister; und dieser Mann heißt — Junker Georg von Denstett.

Es läßt sich leider nicht feststellen, in welchem Verwandtschaftsverhältnis dieser Georg zu Wolfgang von Denstett steht. Aber es ist nach genauen Prüfungen sehr wohl möglich, daß er mit jenem Georg von Denstett identisch ist, der 1510 mit Wolfgang zusammen am Aufruhr sich beteiligte, fliehen mußte, wieder heimkehrte und mit Wolfgang zusammen die ganze Stufenleiter städtischer Ehren durchlief. Georg von Denstett war sicher in der Gesellschaft des Wolfgang von Denstett und gehörte sicher zu den Leuten, die mit Faust zusammen speisten und zechten. Die Thatsache, daß drei von den Erfurter Geschichten im Kreise der Denstetts spielen, stimmt vorzüglich dazu, daß es ein Denstett wäre, der die Geschichten seinem Unterkollegen im Rate, dem Chronisten Wambach erzählte.

Und weiter! Läßt man in der Chronik von Hogel den Blick von der Notiz über die Reise Denstetts und Wambachs auf die andere Seite hinübergleiten, so findet man dort folgende Notiz: „Dr. Kunrad Klinge der Münch starb heuer" oder genau am Dienstag nach Oculi 1556, d. h. genau acht Tage vor der erwähnten Reise.[1]) Das war der aktuelle Anlaß für Junker Denstetts Mitteilungen aus seiner Familiengeschichte.

Und bei dem Tode Dr. Klinges, unter dem Jahre 1556 muß Wambach auch die Faustiana aufgezeichnet haben als Ereignisse, die vor „etlichen Jahren" geschehen seien. So kam Hogel, der von Fausts Lebenslauf nichts wußte, dazu, bei der chronologischen Einordnung dieser Geschichten sie nach Gutdünken nun bis zur nächsten runden Zahl, d. h. 1550, zurückzuschieben. Er sagt anfangs: „Ferner mag es auch wol um diese Zeit und Jahre geschehen sein", und am Schluß: „doch mag sich dieses mit solchem Zäuberer in diesem Jahre,

---

[1]) „Auch grif Gott der Herr obgedachten verstockten Mönch und Guardian im Franziscaner Kloster zu Erfurt D. Klingen mit schwerer Krankheit an, daß er sich seines Lebens erwegte. Er kam aber wieder auf, und weil ihm vorbracht worden, man hette von ihm in der Stadt ausgesprengt, alß ob er Lutherisch were worden, schrieb und publicierte er deshalben sein Buch Catechismus Catholicus genant, und anno 1570 zu Cöln gedruckt, und bezeugt er in der Vorrede er wolte bey der lehre, die er nu 36 Jahr zu Erfurt gepredigt, bleiben, etc. Und diß der Mönch gewesen, der den berufenen D. Fausten von seinen bösen leben ablencken und bekehren hat wollen: welcher D. Klinge aber hernach anno 1556 am Dienstage nach Oculi gestorben: an welchem Sontage er noch zu unserer lieben frawen gepredigt hatte, und liegt drumb alda gegen der Cantzel über begraben, da man sein Grabschrift siehet." Diese Notiz fand sich mit der bloßen Bezeichnung „1554" unter Szamatólskis Papieren. Sie stammt, wie mir Herr D. Bärwinkel auf eine Anfrage bestätigt, aus Hogels Chronik. E. S.

oder kurtz vorher oder hernach bey D. Klingen Lebzeit noch zugetragen haben."

Ich fasse die Ergebnisse zusammen: Motschmann schreibt Hogel aus, die Quelle für Hogel und das Faustbuch ist die verschollene Erfurter Chronik Wolf Wambachs, Hogel bietet eine ursprünglichere Gestalt als das Faustbuch, die Erfurter Kapitel in Hogels Fassung sind, wie schon Faligan unter Benutzung der fragmentarischen Mitteilungen Motschmanns gethan, aus der Sage im engern literarischen Sinn auszuscheiden und den Zeugnissen über den historischen Faust zuzuweisen. Damit ist ein alter Wunsch der Faustforschung wissenschaftlich erfüllt, denn all den halbgeschichtlichen Kunden vom Doktor Faust fehlte bisher der höhere geistigere Zug, während nunmehr die Erfurter Berichte über Faust den Humanisten und Faust im trotzigen Gespräch mit Klinge eine alte, an den historischen Landfahrer unmittelbar anknüpfende idealere Auffassung ergeben.

Hogels Erzählung.

„Ferner mag es auch wol umb diese Zeit [1550] und Jahre geschehen seyn, was sich zu Erffurt mit dem beruffenen Schwartzkünstler und verzweifelten hellebrandt Doctor Fausten vor ebenthewr sol zugetragen haben. derselbige, wiewol er zu Wittenberg wohnte, iedoch wie er mit seinem unruhigen geiste sonsten immerdar in der welt herumb vagirte, also fand er sich auch zu Erffurt bey der Universitet ein, mietete bey dem großen Collegio in der nähe ein, erlangte mit seinem großsprechen so viel, dz er sich auf offentlicher cadethra hören dorfte lassen, und den Griechischen Poëten Homerum den Studenten erclären; und indem er hierbey des Königs zu Troja Priami und derer Kriegshelden Hectors, Aiax, Ulyssen, Agamemnons und mehr anderer zu erwehnen anlaß hatte, beschrieb er sie jede wie sie ausgesehen hatten. Wurde gebeten, (wie es denn vorwitzige bursche gibt, und was hinter ihm stack, nicht gar verborgen war,) er wolte es durch seine kunst dahin bringen, dz sie cämen, und sich also sehen möchten laßen, wie er sie ihnen gleichsam vorgemahlt hatte. dz sagte er ihnen zu, bestimte sie auf die nechste zeit ins auditorium, und sagte, da die stunde kommen, und sich mehr Studenten, als zuvorn, bey ihm eingestellet hatten, mitten in seiner lection, nur ietzt solten sie die alten Griechischen helden zu sehen bekommen. Flugs rief er einen nach dem andern hinein, und trat ietzt dieser, darnach ein ander, wenn jener wieder hinaus war, zu ihnen daher, sahe sie an, und schüttelte seinen kopf, wie wenn er noch vor Troja im feldt agirte. der letzte unter allen war der Riese Polyphemus, der nur ein einig schrecklich groß auge mitten an seiner Stirn hatte, trug sich mit einem langen fewerrohten Barte, fraß an einem Kerl, und ließ deßen schenckel zum maule herauszoten; schreckte sie mit seinem anblicke, dz ihnen allen die haar gen berge stunden, und wie D. Faust ihm hinaus zu gehen winckte, thäte er, wie wenn ers nicht verstünde, [und] sondern ihrer auch ein bohr mit seinen zähnen anfaßen wolte: stieß mit seinem großen eisernen spieß auf den Erdboden, dz sich dz gantze Collegium davon erschütterte, und machte sich drauf wieder davon.

Nicht lange darnach ward eine promotio Magistrorum gehalten, undt bey derselben [dabey angestelleten prandio] in beyseyn derer von der Theologischen Facultet und des Rahts Gesandten, von der alten Poëten Plauti und Terentii comoedien discurrirt, und geklagt, dz derenselben so gar viel vor zeiten schon verlohren weren worden, derer man sich doch, wenn man sie haben könte, mit nutz bey den Schulen wol brauchen könte. D. Faust hörte zu, hub auch an von beiden Poëten zu reden, erzehlte etliche Sprüche, die in ihren verlohrnen Comoedien stehen solten, und erbot sich, wo es ihm ohn gefahr, [seyn], und den Herrn Theologen nicht zuwieder seyn solte, die verlorne Comoedien alle wieder an dz liecht zu bringen und vorzulegen auf etliche stunden lang, da sie von etlichen vielen studenten oder schreibern geschwinde müsten abgeschrieben werden, wenn man sie haben wolte, und nachfolgends möchte man ihrer nützen, wie man wolte. Die Theologen und Rahtsherren aber ließen ihnen solchen vorschlag nicht gefallen: denn, sagten sie, der Teufel möchte in sollche newerfundene Comoedien allerley ärgerliche sachen mit einschieben, und man könte doch ja auch ohn dieselben aus denen, die noch vorhanden weren, gnung gut Lattein lernen. Dorfte also der Teufelsbanner hierinnen kein meisterstück sehen laßen.

Sonsten pflegte er sich die Zeit über, weil er zu Erffurt war, viel und oft in der Schlößergaßen zum Encker bey Juncker N.   aufzuhalten, und ihn samt seiner geselschaft mit seinen ebenthewren zu belustigen. Er war aber einsmals gen Prag in Böhmen gefahren, und nichts destoweniger hette ihn solche gesellschaft, da sie inmittelst daselbsten beysammen war, gern bey sich gehabt, der wirt mochte gleich sagen, wo er war: undt rief ihn einer schertzweise mit nahmen, und bat ihn, er wolte sie nicht verlaßen. Indem klopft eines auf der gaßen an die thür. der Haußknecht laüft aus fenster, [und] guckt, und fraget, wer da sey. Sihe da steht D. Faust vor der thür, helt sein pferd bey der hand, wie wenn er erst abgestiegen were, und spricht: kennest mich nicht? ich bins, den sie ietzt geruffen haben. der Knecht laüft in die Stube, und sagts. der [Herr] Wirt wils nicht glauben, denn D. Faust sey ja zu Prag. Indem pocht er noch einmal an die thür. da lauft herr und knecht wieder aus fenster, sehen ihn, machen auf, und wird er schön empfangen, und bald zun gästen geführt. des Wirts sohn nimt sein Pferd, sagt, er wolle ihm schon futter gnung geben, und führts in stall. D. Fausten fragt der Juncker bald, wie er so geschwinde wiederkommen sey. Da ist mein Pferd gut dazu, sagt D. Faust: weil mich die herrn Gäste so sehr begehrt, und mir geruffen, hab ich ihnen wilfahren und erscheinen wollen, wiewol ich noch vor morgen wieder zu Prag seyn muß. drauf trincken sie ihm einen guten rausch zu, und, wie er sie fragt, ob sie auch gern einen frembden Wein mögen trincken, sagen sie, Ja. Er fragt, ob es Rheinfal, Malvasier, Spanischer oder Frantzenwein sezn solle. Da spricht einer [corrigiert aus: So spricht da], Sie sind alle gut, Bald fordert er ein börl, macht damit in dz Tischblat vier löcher, stopft sie alle mit pflöcklein zu, nimmt frische gläser, und zäpft aus dem tischblatt jenerley Wein hinein, welchen er nennet, und trinckt mit ihnen darvon lustig fort. Indeßen läuft der Sohn im Hause in die stube; spricht, Herr Doctor, ewer Pferd frißt wie wenns toll were: es hat mir schon etliche scheffel haber [gefreßen] verschluckt, steht und sicht stets, wo sein mehr sey; ich wil ihm doch noch mehr geben, dz es satt habe. Laſt dz bleiben, sagt der Doctor, es hat gnung bekommen, es fräße euch alle ewer futter vom boden, ehe es voll würdt. Zur Mitternacht aber thut dz Pferd ein hellen Schrey, dz man es durch dz gantze hauß hört. Ich muß fort, sagt der Doctor; läst sich doch halten ein wenig, bis es zum andern, und letzt zum drittenmal schreyet. drauf geht er fort, nimt draußen seinen abschied von ihnen, setzt sich aufs Pferd, reitet die Schlössergasse hinaufwerts. dz Pferd aber schwingt sich zusehens eilends in

die höhe, und führt ihn durch die luft gen Praga wider zu. Nach etlichen Wochen komt er wider von Prag gen Erffurt mit herlichen ihm dort verehrten presenten, bittet jene Gesellschaft zu sich bey S. Michaël zu gast. Sie kommen, und stehen da nun in der Stuben: da ist aber gar keine Zuschickung nicht. Er aber klopft mit einem meßer an den tisch. Bald trit einer hinein, und sagt: herr, was [ist?] wolt ihr? Er fragt: Wie behende bistu? Jener antwortet: Wie ein Pfeil. O nein, sagt D. Faust, du dienst mir nicht. gehe wieder hin, wo du bist herkommen. Darnach klopft er aber, und wie ein ander diener hinein-tritt, und fragt gleichfals, spricht er: wie schnell bistu denn? Wie der Wind, sagt jener. Es ist wol etwas, spricht D. Faust, läst ihn aber auch wieder hinaus-gehen. Wie er aber zum drittenmal klopfte, da trat einer hinein, und sagte, als er auch so gefragt wird, er were so geschwinde, als der Menschen Gedancken weren. da recht, sagte D. Faust, du wirsts thun: gieng mit hinaus, befahl ihm, wz er thun solte, gieng wieder zu seinen gästen, ließ sie waßer nehmen, und sich setzen. Bald brachte der diener selb dritte, ein ieder drey gedeckte schüßeln voll: und dz geschah viermal: wurden also 36. gerichte oder schüßeln aufgetragen, mit wildpret, vogeln, gemüßen, Pasteten und anderm fleische, ohn des obsts confects, kuchen etc. Alle becher, [und] gläser und Kandeln wurden leer auf den tisch gesetzt: bald fragte D. Faust, wz einer wolte trincken von bier oder wein, setzte drauf dz geschirr vors fenster; und bald nahm ers wieder voll eben des geträndes frisch, welches man haben wolte. Die music, so einer seiner diener spielte, war beides so lieblich, dz dergleichen von den gästen nie gehört worden, und so wunder-lich, wie wenn ihr etliche auff positiven, querchpfeiffen, zincken, lauten, harfen, posaunen etc. zusammen stimmeten. So waren sie bis an den hellen morgen lustig. Wz solte geschehen?[1]) Es machte der mann der poßen so viel, dz die Stadt und dz land von ihm schwatzte, und manche vom Adel auf dem lande ihm gen Erffurt nachzogen, und begunte sich die sorge zu finden, es möchte der Teufel die zarte jugent und andere einfeltige verführen, dz sie auch zur Schwartzen kunst lust bekämen, und sie vor eine geschwindigkeit nur halten möchten. Nun sich dann der Zäuberer zum Juncker im Encker, so ein Papist war, hielte. Als ward anleitung gegeben, dz sich doch der benachbarte mönch D. Klinge an ihm versuchen möchte, ob er ihn vom Teufel reißen und bekehren möchte. Dieser Franciscaner thäts, fand sich mit herbey, redte erst freundlich, so dann hart mit ihm: erklärte ihm gottes zorn und ewig verdamnis, so ihm auf solchem wesen stünde: sagte, er were ein fein gelehrter mann und könte sich mit got und ehren wol nehren sonsten: drumb solte er sich solcher leichfertigkeit, dazu er viel-leicht in seiner Jugend, durch den Teufel bereden hatte laßen, abthun, und Gott seine Sünde abbitten: solte hoffen, er würde also vergebung seiner Sünde erlangen, die Gott keinem noch verschloßen hette. D. Faust sagte: Mein lieber Herr, ich erkenne, dz ihrs gerne gut mit mir sehen möchtet: weiß auch dz alles wol was ihr mir ietzt vorgesagt habt: Ich hab mich aber so hoch verstiegen, und mit meinem eigenen blut gegen dem Teufel verschrieben, dz ich mit leib und Seel ewig sein seyn wil: wie kan ich denn nu zurück? oder wie kan mir geholfen werden? D. Kling sprach: Dz kan wol geschehen, wann ihr Gott umb gnade und barmhertzigkeit ernstlich anruft, wahre rew und buß thut, der Zauberey und gemeinschaft mit den Teufeln euch enthaltet, und niemanden ärgert, noch verführt: wir wollen in unserm Kloster vor euch Meß halten, dz ihr wol solt des Teufels loßwerden. Meß hin, Meß her, sprach D. Faust: meine zusage bindet mich zu hart: so hab ich gott muthwillig verachtet, bin meineydig und trewloß an ihm

1) Das Vorige excerpiert Motschmann nur, das Folgende druckt er ab, mit geringen Abweichungen im Anfang und am Ende: „Hierauf ward der Rath auch davon berichtet, und Faust aus Erffurth geschaft. Bis hierher gedachtes Chronicon.“ — K. S.

worden, dem Teufel mehr gegläubet und vertrawt, denn ihm: darumb ich zu ihm nit wieder kommen, noch seiner gnaden, die ich verschertzt, mich getrösten kann: zu dem were es nicht ehrlich: noch mir rühmlich nachzusagen, dz ich meinem brief und Siegel, dz doch mit meinem blut gestellet, wiederlauffen solte: so hat mir der Teufel redlich gehalten, wz er mir hat zugesagt, darumb wil ich ihm auch wieder redlich halten, wz ich ihm hab zugesagt und verschrieben habe. Ey, sagt der mönch, so fahre immerhin, du verfluchtes Teufelskindt, wenn du dir ie nicht wilt helfen laßen, und es nicht anderst haben. Gieng drauf von ihm zum magnifico Rectore und zeigte es ihm an. Hierauf ward der Raht auch von der sachen berichtet, und von ihm verschaffung gethan, dz D. Faust den stab förder setzen musste, und ward also Erffurt des bösen menschen loß.

doch mag sich dieses mit solchem Zäuberer in diesem Jahre, oder kurtz vorher oder hernach bey D. Klingen lebzeit noch zugetragen haben" . . .

Der junge Opitz.

Von Max Rubensohn in Berlin.

1. Asterie.

Liebes- und Dichterleben in Görlitz.

Als ich mich im verflossenen Sommer mit Opitzens Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie[1]) beschäftigte, bemerkte ich nicht ohne Ueberraschung, daß der Dichter dem (gewiß mehr zur Ostentation als zur Belehrung) beigefügten „gelehrten" Apparat[2]) eine Ausgabe der Anthologie zu Grunde legte, die zwar sämtliche Epigramme (gegen 3000) mit des Herausgebers (und anderer Gelehrten) lateinischen Uebersetzungen bringen sollte, aber schon nach den ersten fünf Centurien zu erscheinen aufhörte und so, zum Torso geworden, weitere Beachtung und weitere Verbreitung nicht gefunden hat. Es ist des Görlitzer Rektors Elias Cüchler *Ἀνθολογία διαφόρων Ἐπιγραμμάτων παλαιῶν.* Florilegium

[1]) Florilegii variorum epigrammatum liber unus, Gedani 1639 — liber alter, Gedani 1639; 4 Monate liegen die Bücher auseinander.

[2]) So gleich zum ersten Epigramm: Ex Anthologiae Graecorum epigrammatum libro primo. In vitam humanam, Tit. XIII (= Anthologia Palatina IX 359). „Posidippi, sive ut aliis placet, Cratetis Cynici." Griechischer Text. Lateinische Uebersetzung J. Scaligers (darüber sich meine Ausgabe). „Idem Epigramma Latine reddiderunt Ottomarus Luscinius, Casp. Ursinus Velius, Georg. Buchananus, Elias Cuchlerus, Erasmus Roterodamus paullo liberius, ac forte alii. Respondet illi et Ausonii Ecloga de vita humana." Deutsche Uebersetzung. Die Note ist bis auf das durch den Druck Hervorgehobene aus Cüchler entlehnt, nur daß dieser auf die Autorennamen auch die entsprechenden Uebersetzungen folgen läßt.

diversorum Epigrammatum veterum in Centurias distributum. Opus nov-antiquum, Lusatiae literatae sacr. Versione Latina gemina, soluta et ligata (cum autoris perpetua, tum aliorum diversorum saepius intertexta) adornatum. Centuria prima. Gorlicii. IohannIs RhaMbae typI eXCUDebant.[1]) Aus demselben Jahre 1618 stammt noch die zweite Centurie, während die drei folgenden das Chronogramm 1619 zeigen.[2]) So kommt denn jener Apparat im ganzen nur 14 Epigrammen zu gute — soviel gehören von den aus der Anthologie aufgenommenen (gegen 40) den fünf ersten Centurien an. Die Verwendung dieser Sammlung nun und der Umstand, daß man über den Aufenthalt unseres Dichters während des Winters 1617/18 nichts Sicheres weiß — Einzeldrucke dieses Zeitraums führen nicht, wie man erwarten sollte, nach Beuthen oder Frankfurt, sondern eher nach Görlitz — schienen mir die Kombination zu rechtfertigen, daß Opitz

---

[1]) Die Widmung (12. Cal. Jun. A. C. 1618) ist von einem gewissen Interesse: Illustrissimo et generosissimo heroi ac dn. Dn. Carolo Hannibali Burggravio de Dohna .... Sacrae Caesar. Maiest. a secretis consiliis et cubiculis, Marchionatus superioris Lusatiae Praesidi dignissimo, domino et Mecaenati suo submisse colendo. In der in Distichen verfaßten Zuschrift heißt es von den einzelnen Centurien: Quas Patriae visum Diis tutelaribus atque / Omnigena cultis arte sacrare viris. / Quos inter virtus alios tua praeterit omnes ...... / Regia cui Camerae commissa negocia (also nicht erst 1621, wie in den Biographien steht), cuius / Consiliis Magni Caesaris aula viget, / Cui data Lusatiae imperitandi plena potestas / Caesare sic fasces distribuente soli. / Tu mihi primus ades Mecaenas optime .... Mit diesen Blättern wird deinen Namen noch eine späte Nachkommenschaft lesen, das höchste ist ja: Funere maiorem te superesse tibi. In Dohnas Familie war die Pflege literarischer Interessen hergebracht. In Fibigers Silesiographia 8, 453 wird von dem Vater, Abraham von Dohna, erzählt, in wie engem Verkehre er mit dem schlesischen Dichter Andreas Calagius stand (sieh Höpfner, Reformbestrebungen S. 37); er ließ ihn z. B. monatelang auf seiner Besitzung Wartenberg wohnen. Auch Grotius (epistolae p. 100) rühmt in einem Schreiben an Salmasius (5. Oktober 1630) die Familie: digna est, quae cordi sit literatis, cum ipsa, raro tantae nobilitatis more, literarum cultum literatorumque amicitiam plurimi semper fecerit. Zwei Mitglieder habe er kennen gelernt (Achazius und Christophorus), die seien freilich in pietatis negotio constantes geblieben, Opitzens Gönner aber sei Caesarianus adeo, ut et religionem domini induerit. Wie kann man nach dieser durchaus authentischen Notiz (Opitz war kurz vorher bei Grotius gewesen) zweifeln, ob Dohna von Kind auf oder erst später, im Verlaufe seiner politischen Thätigkeit, übergetreten sei?

[2]) Zu III und IV: eXsCrIpta stVDIo IohannIs RhaMbae, zu V: eX offICIna RhaMbaVIana proDIt. Die sonstigen kleinen Differenzen der Einzeltitel brauche ich hier nicht anzuführen. Das Exemplar war mir von Herrn Oberlehrer Dr. Buchwald, dem Verwalter der Milichschen Bibliothek zu Görlitz, freundlichst zur Verfügung gestellt worden. In Berlin ist das Buch nicht vorhanden, wohl aber in Göttingen (M 9380).

in jenem Winter in Görlitz verweilt, dort die Bekanntschaft mit Cüchler und dessen Florilegium gemacht habe, ja von ihm geradezu zu einer Bearbeitung einzelner Epigramme veranlaßt worden sei. So erklärte ich es mir wenigstens, daß sich bereits in der ersten Ausgabe der Gedichte von Zinkgref (1624) eine Anzahl griechischer (meist erotischer) Epigramme in Uebersetzung, auch eine beträchtliche Zahl nach Art dieser Epigramme verfaßter Dichtungen (zu einem großen Teile freilich später fortgelassen) vorfinden [1]) und vor allem daß sich der Dichter in einem an Balthasar Venator gerichteten Carmen (Zinkgref S. 14 f.) als einen Jünger und Schützling des Haupterotikers der Anthologie, des Meleager von Gadara, bezeichnet, der sein neues Saitenspiel lobe und sich ihn gar wohl gefallen lasse. Die angedeutete Vermutung ist, wie ich sofort nachzuweisen versuchen werde, richtig gewesen: sie scheint mir zugleich von einer damals gar nicht geahnten Tragweite zu sein für die Erkenntnis einer wichtigen Periode aus Opitzens Leben, für die rechte Auffassung und Datierung einer nicht unbedeutenden Zahl seiner lateinischen und deutschen Gedichte und endlich für die quellenmäßige Darstellung seiner Metrik. Den Schlüssel birgt ein kleines, auf der Berliner Königlichen Bibliothek (vergleiche Lindner, Opitz 2, 327), und zwar in zwei Exemplaren vorhandenes Schriftchen von Opitz, das den Titel führt: Martini Opitii / Hipponax / ad Asterien / puellam formae & animi do / tibus longe amabi / lissimam. / Item Germanica quaedam / ejusdem argumenti. Gorlicii / IohannIs RhaMbae typI eXCUDebant. Es ist dies überhaupt die zweite von Opitz allein herausgegebene Schrift (voran geht 1616: Strenarum Libellus, Görlitz) und, vom Aristarchus und von einem kleinen Gelegenheitsgedichte abgesehen, die einzige des Jahres 1618, denn die übrigen in Görlitz erschienenen und die Glogauer und Beuthener Einzeldrucke, die Oesterley [2]) aufzählt (Centralblatt für Bibliothekswesen 2, 385 f.) enthalten nur Beiträge des Dichters. Die Vorrede ist an zwei Jugendfreunde gerichtet: „V. C. Casparo Kirchnero et Bern. Guilielmo Nüsslero, literatissimo adolescenti,

---

[1]) Auch P. Ronsard hat griechische Epigramme übersetzt, und zwar schon in einer seiner frühesten Sammlungen (Livret de Folastries, Paris, 1553), davon finden sich fünf auch bei Opitz, aber erst in dem Florilegium von 1639. Irgend eine Beeinflussung habe ich nicht entdecken können. In Beuthen aber wurde wohl Theognis, nicht aber die Anthologie in der ersten Klasse traktiert, Hoffmann, Spenden 2, 62.

[2]) Oesterleys Bibliographie der Einzeldrucke ist gewiß ein sehr dankenswertes Unternehmen: hätte er nur der Versuchung widerstanden, die nicht datierten aus Gründen, über die er Rechenschaft nicht erstattet, bestimmten Jahren zuzuweisen. Ich bin dadurch wiederholt in die Irre geführt worden, sieh unten.

amicis summis“[1]); sie ist wichtig, weil sie die Stimmung des Verfassers und, freilich recht versteckt, seine Lage erkennen läßt: Die Ruhe des Gemütes ist das höchste Gut; sie durch wissenschaftliche Thätigkeit, durch das Studium der Philosophie zu erwerben und damit den einzigen Reichtum, der des Strebens wert sei, sich zu verschaffen, sei er von Jugend auf bemüht gewesen. Wenn er daher jetzt noch an die Liebe denke und an ihre Freuden, in tam prolixa adolescentiae meae calamitate, so sei das nicht verwunderlich. Denn da, wo es andere Affekte nicht gebe (perturbationes reliquae absunt), verschaffe sich der freche Eindringling Amor am ehesten eine Stelle, er verlange gar keine Unterstützung von anderen Dingen (nervos caeterarum rerum). Warum solle er also den Kopf hängen lassen? Habe doch Sappho in eines Dichters Haus keine Traurigkeit dulden können, vielmehr nach Maximus Tyrius (VIII 96) nicht eben ungern mit dem schönen Bathyllos, Smerdias und Kleobulos (sieh S. 74) sich beschäftigt. Man müßte denn meinen, sein Liebchen (pellex) könne seine Armut (penia) nicht ertragen. Uebrigens sei wohl zu beachten, daß die Dichter wie alles, so auch ihre Geliebten (amasiae) — um eine gute Stilübung zu erhalten — sich erdenken könnten (so seien denn auch gewiß mehr Weiber entstanden als durch die Steinwürfe der Pyrrha). Er habe wenigstens nur an Abspannung seines Geistes gedacht; wäre ernst gemeint, was er mitteile, so hätte er ja Gefahr gelaufen, daß die jungen Freunde, denen er so das Geheimnis verraten, seine Süßigkeit vor ihm und gar an seiner statt kosten könnten. — Die guten Bekannten werden natürlich gewußt haben, was von diesem Geständnis zu halten: daß ihr guter Opitz wieder einmal in süße Bande geschlagen sei und im Dienste der Venus seine unglückliche äußere Lage zu vergessen suche. Denn daß es ihm schlecht gehe, daß er die externa bona, die er angeblich verachtet, auch in Wirklichkeit, und keineswegs zu seiner und

---

[1]) Caspar Kirchner, Opitzens Vetter und Freund, wurde 1592 in Bunzlau geboren. Sein Leben hat der Dichter selbst in einem an Nikolaus Henel gerichteten Briefe beschrieben (Palm, Beiträge 186) ex memoria vel aliis: die Schulbildung genoß er in der Vaterstadt und in Breslau; er studierte in (Frankfurt und) Straßburg, wurde in Basel zum Dichter gekrönt (1615). Dann trat er die übliche peregrinatio an, die ihn durch die Niederlande, England und Frankreich führte und mit Dan. Heinsius bekannt machte. Ueber seine Rückkehr (Anfang 1618) nach Bunzlau und Heirat sieh unten. — Nüßler wurde Februar 1598 zu Friedland in Böhmen geboren, von wo sein Vater 1610 als pastor primarius nach Bunzlau kam († Dezember 1616); am 3. April 1614 in Frankfurt inskribiert, wurde er erst 1616 vereidigt. In Görlitz war er Dornaus Schüler gewesen, sieh unten; ihm widmete er von Bunzlau aus (1. Januar 1618) seine Comparatio galli gallinacei cum principe (Görlitz, 1618). Am 1. Juli 1618 war er bereits bei dem Kanzler Geisler in Liegnitz als Hauslehrer, sieh unten.

seines Mädchens Freude, nicht besitze, mußten sie aus der Dedikation allerdings entnehmen. — Wo aber befand sich der Dichter? Das Widmungsschreiben schließt mit den Worten: Utrum enim nuntius magis voti fiat compos, an qui misit, κόρης ἐν γούνασι κεῖται. Valete. E coenobio. Also aus einem Kloster ist das Büchlein in die Welt gesendet. Was ist damit gemeint?

Als im Jahre 1616, am 18. Januar, für den im Sommer 1615[1]) von Görlitz nach Beuthen zur akademischen Thätigkeit berufenen Caspar Dornau sein Nachfolger im Rektorat, der eben genannte Elias Cüchler, der schon 23 Jahre an der Anstalt unterrichtet hatte, in feierlicher Versammlung eingeführt worden war, hielt er einen längeren Vortrag, den er zugleich mit der Inaugurationsrede des Görlitzer Syndikus G. Glych von Milzig[2]) und kurzen Reden zweier neuen Kollegen und — was für uns wohl das Wichtigste — mit einem Curriculum studiorum scholae Gorlicensis veröffentlichte (Actus Inauguralis. Gorlicii. Excusus typis Joh. Rhambae). Die übliche Zuschrift an verschiedene Gönner fehlt nicht, sie trägt folgende subscriptio: Gorlicii ex Coenobio, Augusta Musarum sede, ipso die Gregorii M. Anno, quo InVIgILanDVM bonIs LIterIs (1616). Mit Coenobium ist demnach das Görlitzer Gymnasium gemeint, das wie unten ausgeführt wird,[3]) im Jahre 1565 in einem säkularisierten

[1]) Nicht 1616: „ad operas Academicas superiore aestate evocatus“ schreibt Cüchler 1616. — Der 18. Januar 1616 galt zugleich der Feier des 50jährigen Bestehens der Anstalt.

[2]) Milzig wurde im Sommer 1595 in Frankfurt immatrikuliert, aber nicht vereidigt. Er war mit Dornau verschwägert; wenn er diesen in seiner Rede ex certis causis scholae valedicere läßt, so scheint er damit auf seine „Schulmüdigkeit“ anzuspielen, sieh Reifferscheidt, Geistiges Leben in Deutschland, Band 1 unter „Dornau“.

[3]) In der vom 1. Mai 1566 datierten Vorrede zu der Disciplina et Doctrina Gymnasii Gorlicensis. Edita a Petro Vincentio Rectore (Gorlicii, a. MDLXVI) heißt es: laudem maximam mereri honestissimum consilium vestrum (des Magistrats), quod captum vobis atque initum est, anno pene iam elapso, de aperienda Dei opt. maximi et Inuictissimi Imperatoris Diui Maximiliani II auspiciis, noua Scola, in qua patria adolescentia et simul extera iuuentus, si qua huc mitteretur, doctrina de Deo et optimarum artium ac virtutum disciplina instrueretur. Ferner schreibt in der oben schon citierten praefatio El. Cüchler: Itaque basilicam hanc fratrum olim religiosorum, sed ob temporum vicissitudinem tum pene desolatam et desertam ab Opt. Imper. Maximiliano II augustae memoriae, consentiente in donationem Antistite Loci Ordinario, non sine labore et impensis impetrarunt (magistratus): novisque ac necessariis exornatam aedificiis sedem Musis aptam constituerunt. Das Gymnasium erhielt, zumal der Kaiser es alljährlich mit der Summe von 200 Thalern unterstützte, den Namen Schola Augusta. — „Kloster“ wird das Gymnasium

Franziskanerkloster errichtet worden war. Ist so durch die mitgeteilte Unterschrift Opitzens Aufenthalt in Görlitz und — was nicht weniger interessant sein dürfte — sein Domizil während desselben bezeugt, so wirft ein (zum Glück datierbares) Hochzeitsgedicht ein Licht auf sein Leben und Dichten in der Hauptstadt der Oberlausitz. Das Carmen steht in der im Jahre 1631 von B. G. Nüßler veranstalteten Sammlung Opitzscher lateinischer Gedichte (Mart. Opitii Silvarum libri III. Epigrammatum liber unus. Francofurti) S. 45. Ich muß den ersten Teil ganz hersetzen.

In nuptias Jacobi Gottfridi et Catharinae Emericae.[1])

Nisse pater, foetis quem diva Lusatia pratis
  Et variis culta saltibus ambit humo:
Et tu, nobilium quaedam regina locorum,
  Gorlicium, nostri stella corusca soli;
5 Si fas est sedesque meis vacat ulla Camoenis,
  Nos quoque post reliquos vatibus adde tuis
Haud ego praeripiam vestris loca debita Musis:
  Sat mihi postremo non nisi fine legi.
Meisteri summa facies statuatur in ora:
10 Huic par tam celebri nullus in urbe fuit;
Seu facili puros elegos deducit avena,
  Seu, Flacco propior (!), grande figurat epos.
Vendicat inde suo Mylius sibi iure triumphum:
  Cederet argutis Bilbilis ipsa iocis.
15 Alcaei quoque sublimi rivalis in oestro
  Arnoldus reliquis non minor unus eat.

---

z. B. mehrfach in einem handschriftlich erhaltenen Diarium genannt (Neues Lausitzer Magazin 41, 102): 1592 „gefengnuß im Kloster“, 1595 „h. a. ward ein neu Klosterthor angelegt“. Die Görlitzer Programme fand ich hier in Berlin.

[1]) Die Emmrichs waren ein Görlitzer Patriziergeschlecht; vergleiche G. Hoffmannus, Scriptores rerum Lusaticarum (Leipzig, 1719) 1, 414 ff.; 2, 63; 2, 77 und 81. Ein Johann Emmrich „Civis Romanus, Comes Palatinus“ ist 1613 Scabinus und 1617 und 1620 Consul. Auch der Erbauer der Kreuzkirche (1489) war ein Emmrich. — Auf dieselbe Hochzeit bezieht sich übrigens ein Opitzsches Anagramm (Zinkgref, S. 99): „Katharina Emmrichen . . . . . An ihren Hochzeiter Herrn Gottfried Jacobi“ (Jacobus Gottfridus ist ein Versehen). Auch letzterer (Sommer 1610 unvereidigt in Frankfurt immatrikuliert: Godfridus Jacobi Gorlitzensis) war aus reicher Familie: er hatte ein Landgut Leschwitz Z. 56, gegenüber der Landeskrone (sieh unten) Z. 73, sein alter Vater lebte noch Z. 95. Eine reiche Mitgift bringt ihm die Braut Z. 111 f.

Cüchleri[1]) numero titulus ponatur ab isto,
Quem referet Latiis Graecia versa modis.
Post alios aliosque, quibus tua gloria surgit
20 Vindicibus, nomen tunc superadde meum.

---

[1]) Es kann natürlich nicht meine Sache sein, die Görlitzer Dichterschule zu schildern; vielleicht wird ein mit dem Gegenstand vertrauter Lokalforscher sich der Aufgabe unterziehen. Einige Dichtungen sind noch besonders unten zu erwähnen. Hier mögen wenige Notizen genügen, die ich zum Teil aus Ottos Schriftsteller-Lexikon der Oberlausitz entnommen. 1) Joachim Meister, geboren in Görlitz am 1. November 1532, wurde 1569 Rektor, dankte aber 1584 ab, um nach Bremen zu gehen; hier starb er 1587 am 10. Februar. Abraham Scultetus, der bekannte pfälzische Theolog, hielt ihm als seinem Lehrer die Leichenrede, wie er es auch bei dem Tode eines seiner anderen Lehrer, Laurentius Ludovicus (gestorben 1594), that. Genannt werden von Meister besonders geistliche Gedichte. 2) Martin Mylius, 1542 in Görlitz geboren, kam 1568 als Lehrer an das Gymnasium, 1594 Rektor, 1611 gestorben: Laurea Apollinaris — M. Mylio collata a Melisso — Gorlicii 1601 mit miscella carmina des Mylius. Gelegenheitsgedichte. 3) Christ. Arnold war aus Dresden (daher bei Otto nicht genannt, wohl aber in den Scriptores rerum Lusaticarum), J. U. D. und P. C., er starb im Jahre 1616 in Görlitz, am 24. Juli. Ich kenne von ihm unter anderem drei Ehrengedichte auf Dornaus Encomium Invidiae, ferner ein von Cüchler mitgeteiltes, ganz feinsinniges Urteil über die griechischen Epigramme: Graecorum acumen Latinis poetis mirari facilius quam imitari licet. Er hatte vier Centurien gelesen, also schon 1616 war das Florilegium Cüchlers (vergleiche auch dessen Vorrede zur ersten Centurie) ziemlich weit gediehen. Daß ihn Opitz in dieser Reihe nennt, ist bemerkenswert; er wird von Cüchler und Dornau über ihn öfters gehört haben. Letzterer sagt in seinem Epekedion:

Si cui Musa loqui facilis dedit ore rotundo:
Arnoldus solidae nomina laudis habet.
Gallica si placeat vox, Itala, Graeca, Latina:
Arnoldus solidae nomina laudis habet.
Si pulchrum est viridi praecingi ab Apolline lauro:
Arnoldus solidae nomina laudis habet.

4. Durch die Güte des Herrn Dr. Buchwald in Görlitz kann ich das Epitaphium Cüchlers (nach Fundes Eigentlicher Beschreibung der Kirchen S. S. Petri und Pauli) mitteilen. Es wurde im Jahre 1655, also a pacifica Passav. Aug. Vindel. confirmata Julibaeo primo, errichtet: M. Elias Cuechlerus, P. L. C. / et Notar. Publ. / Gymn. Gorl. patr. per annos XVII. Rector / natus Gorlicii an. M.D.LXVII. / denatus ibidem an. M. DC. XXXII. / aetatis LXV . . . . Unter dem Bildnis stehen 4 Distichen. Er starb an der damals in Görlitz grassierenden Pest; diese nebst dem Kriegsunglück brachte das einst so blühende Gymnasium (es nannte sich mit Stolz Schola Philippica, im Jahre 1590 gehörten ihm 616 Schüler an) der Auflösung nahe. Die Fortsetzung der Cüchlerschen Anthologie hat offenbar der Ausbruch des Krieges verhindert. — In poetischen Gratulations- und Kondolenzheften jener Jahre ist die Muse eines so gewandten Latinisten natürlich oft vertreten. Auf einen solchen Beitrag bezieht sich wohl die Anfrage Dornaus (vom 4. Februar 1617) in einem der 13 an Cüchler gerichteten Briefe, die nach Dr. Buchwalds gütiger Mit-

Nec timeo, reliquis ne dedecus arguar; hospes
  Nec nimium vestra sum male notus humo.[1])
Jam vaga bis solitum Phoebe decrevit in arcum —
  Vestra mihi gratus tecta recessus erant —
25 Cum me sollicitas intra tua moenia curas
  Sperabam pulchro ludere posse dolo.
Nec nos vana sua mens credulitate fefellit
  Plus nimis, et voti sat bene compos eram.
Materies etiam nostro festiva furori
30 Contigit et nervis digna palaestra meis.
Nam cum grassantem patriis crudeliter hostem
  Finibus et saevas in sua membra manus
Victura populis tentassem credere penna
  Virgiliique gravi non minor ire tuba;
35 Mox alio traxere tui nos, diva, lepores
  Fixaque virgineis astra[2]) superba polis.

---

teilung die Milichsche Bibliothek bewahrt: „Epigrammatium illud, quod abs te, loco meo, petiit Ludovicus noster (Lehrer in Görlitz), spero jam nunc abs te confectum esse.“ Die Berufung Cüchlers, über dessen Familienverhältnisse wir noch weiter unten zu sprechen haben, nach Görlitz war 1592 erfolgt, die Einführung am 18. Januar 1593. Unter dem Namen von Kochheim erhielt er den Adelsbrief. In Neumeisters berühmter Magisterarbeit „de poetis Germanicis“ (1695) wird irrtümlich unseres Cüchlers gedacht als des Verfassers von „Apollos Denck-Sprüchen“.

[1]) Als sich Heinsius in seinem letzten Hipponax (Poemata, 1617, S. 161) bei dem Magistrat von Brügge für die ihm bezeigten Ehren bedankte (1609 war er dort gewesen), zählte er die berühmten Männer der Stadt auf:

. . . Pluresque, quos laus consecravit et fama
Aevo nepotum saeculoque venturo.
His, Diva, si quid nostra tinniet pulchrum
Et audiendum nota posteris Musa
Dignumque laudis, Heinsium licet adiungas.
Quem tu benigna comitate . . . . sic tenes vinctum . . .

Mit den folgenden Versen vergleiche aus dem Hipponax ad Thaumantidem (S. 146):

Hic, Diva, versor usque; patriae vestrae
Nec inquilinus degener nec ignotus.

Nochmal nachgeahmt sind die Verse 1619, als Opitz Gruter in Heidelberg zurief (Silvae II p. 37):

Non vivam in vestra degener hospes humo.

Zu V. 3 vergleiche das unten (S. 98) folgende Sonett.

[2]) Anspielung auf den Namen Asterie. „Das jrrdische Gestirn“ nennt er sie in dem Gedicht An die Teutsche Nation Z. 19, „O mein Gestirn“ im 8. Sonett, sieh unten, „Asteris mein Firmament“ in der 4. Ode, „O astrum amicum!“ Hipponax V. 5, „o inclytum astrum“ ebendort V. 52 und „Asterin stellam“ V. 199, (ähnlich V. 29, V. 172); sieh auch die unten zu besprechenden zahlreichen Epigramme, in denen sie und die Sterne, die sie verdunkele, zusammengestellt werden.

Hinc mihi grandiloquum Cypri regina cothurnum
Exuit et lepidum condere iussit opus.
Protenus exciderunt animo fera bella, meumque
40 Pro lauru myrti circumiere caput.[1])
Nec mirare meas hausisse venena medullas:
Vates et iuvenis, res erat apta deae.
Feci, quod voluit: nunc claudos fingere iambos
Occepi, numeros nunc, Elegia, tuos. —

---

[1]) Mehrfach spricht Opitz den Gedanken aus, daß ihn Venus von einem großen Epos, das er bereits begonnen, abgebracht habe. Das Sujet wechselt. Schon in dem Abschiedsgedichte an Nüßler (1617, Silvae, p. 44) liest man V. 39: Cumque laborato sublimius ire cothurno Vellem et Mantoo tradere vela Noto, Arridens vafro formosa Amathuntia nutu Monstrat virgineos imperiosa sinus: Ista palaestra tua est, ait .... Nun brenne er, aber nicht nimium relligiosus für eine: bald sei's Lesbia, bald Neaera, bald Corinna, jede habe ihre besonderen Reize. Nur so ein Dichter könne das ungestraft thun. Scultetus, der Treffliche, begünstige seine Muse. An die Teutsche Nation Z. 4 ff. „Mein Sinn flog vber hoch: ich wolte dir (o Vatterland) vermelden Durch Kunst der Poesie den Lauff der grossen Helden, Die sich vor dieser Zeit den Römern widersetzt, Vnd in dem stoltzen Blut' ihr scharpffes Schwerd genetzt .... Da kam der Venus Kind, bracht' einen Krantz von Myrten Vor meine Lorbeerkron' vnd stieß mich zu den Hirten In einen grünen Wald, wieß auff ein schönes Bildt .... [23] die bittersüsse Pein Die muste mir an statt der Heldenthaten seyn. Ich thue, Asterie, nach deinem Wohlbehagen ...“ Aber am Schluß heißt es wieder ... „Biß daß ich höher steig' vnd deiner Thaten Zahl Werd' vnablässiglich verkünden vberall“. — In den Hendekasyllaben „Ad C. Kirchnerum sponsum“ (Silvae, p. 63, 1619 Frühjahr): „Sed quod iam posito gravi Maronis Summi pondere castiore gressu Gyros contraho carmen in minores, Quid mirum tibi ....“ In dem Epithalamium an ebendenselben, 1619: [36] „Vergeßt der hohen Kunst der Himmlischen Poeten .... [37] Vergönnet mir den lauff der tapffern werthen Helden, Die vor das Vatterlandt sich opffern, zu vermelden. Das, so ihr jetzundt thut, ich mir noch nicht begehr, Was aber ich will thun, wer' euch mit dem zuschwer“ Zinkgref, S. 31. Von 1625 ab bleiben Z. 37—40 weg wegen der Aehnlichkeit mit dem anderen Gedicht. Hierher gehört auch der 1620 (?) geäußerte Plan eines „liber ... ingens arte protusus mea Corneliae de nuptiis“ (Silvae, p. 68). — Ein Arminius-Epos plante auch Opitzens Freund Christoph Köler (Hochzeitgesänge für Kasten, 1627, Straßburg; Euphorion 1, 295):

Vor andern allen wolt' ich preisen den Armin,
Den keine Ritters-Hand, dann meineydt schlug dahin:
Wie damals-Teutsche sich gegliedert vnd getrewet,
Vnd von der Römer Joch' vnd Dienste sich befreyet;
Wie auch der Flavius (der Schelm mit vnterlaufft)
Sein Vatterland vmb Geldt verrahten vnd verkaufft.

Es paßt dies alles in der That zu der damals so gewaltig aufflammenden Begeisterung für deutsche Sprache, Art und Dichtung, gerade infolge der Jämmerlichkeit der Gegenwart (vergleiche Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, S. 363). Auch Opitzens Lieblingsschriftsteller scheint Tacitus gewesen zu sein (Tacitus meus nennt er ihn in einem Gedicht an Gruter 1619, Silvae p. 99).

Mit „Hos quoque tam leni manantes flumine versus
46 Indulget genio sponte Cupido meo,
Seu quia sopitos etiam sentiscit amores
Et tacito mea mens igne videtur agi,

Seu quod sidereos ...“ wendet sich Opitz endlich in recht konventionellen, von der metrisch wie inhaltlich wohl gelungenen Einleitung stark abfallenden Versen[1]) zum Preis der Braut und zur Geschichte der Liebe der beiden. Gegen den Schluß des Gedichtes kehrt der jugendliche Verfasser, durch das Glück des jungen Ehemannes an sein eigenes Unglück erinnert, wehmütig zum ersten Teil, zur Schilderung seiner Lage zurück.

113 Nos miseris vitae florem depascere curis
Cogimur et sortis de levitate queri;
115 Ingeniumque meum duro sub pondere languet
Ulteriusque sui vix meminisse potest.
Si tamen haud prorsus Musarum castra relinquam
Nec penitus nostrae transfuga partis ero,
Extollam Famae fretus plaudentibus alis
120 Carmine Gorlicium non moriente tuum.
Tu sobolis, Gothofride, tuae natalis in ipsa
Ut possit libri fac modo fronte legi.

Die Hochzeit, für die unser Gedicht bestimmt war, fand am 4. Februar 1619 statt.[2]) Wo hat Opitz das Carmen verfaßt? Er bittet Görlitz, auch ihm ein Plätzchen in dem reichen Kranze seiner Sänger zuzuweisen. Er werde den anderen wohl nicht zur Unehre gereichen. Sei er doch der Stadt kein Fremdling mehr. Schon diese Apostrophe erklärt sich besser, wenn man den Dichter nicht mehr in der Stadt weilen läßt. Notwendig aber wird diese Annahme durch die folgenden Verse 23 ff.: „Zweimal schon nahm ab der Mond — eure Stadt gewährte mir eine willkommene Zuflucht — seit ich hoffte, in ihren Mauern durch ein süßes Spiel mich über meine Sorgen

[1]) Sie sind teilweise, wie wir unten sehen werden, in freier Weise einem holländischen Gedichte entlehnt, das Opitz in „Frülings Klaggedichte“ vollständig übersetzt hat.

[2]) Nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Superintendenten Schultz in Görlitz: „Zwar nicht aus unseren Kirchenbüchern, die bloß bis 1720 zurückreichen, wohl aber aus den (handschriftlichen) Schaeferschen Tabellen, welche für uns beinahe urkundlichen Wert haben, geht hervor, daß Gottfried Jacobi auf Leschwitz“ (vgl. V. 55 Heu quoties motu conatus frangere morbum, Leschuicium sese contulit ille suum) „sich am 4. Februar 1619 mit Catharina Emmerich verheiratet hat“.

hinwegtäuschen zu können.[1]) Und ich irrte mich nicht: ich fand, was ich suchte. Allen ernsten Plänen und Gedanken entriß mich meine Göttin. Ihr weihte ich bald hinkende Jamben, bald Elegien." Jetzt freilich, wo er dieses niederschreibt, darf der Dichter an solche Thätigkeit nicht denken, sein Geist erlahmt unter einer schweren Last, ist sich seiner kaum noch bewußt. Trotzdem hofft er, vielleicht nicht ganz der Musen Lager verlassen, nicht ganz seiner Natur untreu werden zu müssen. Dann aber will er in unsterblichem Gesange (non moriente, wie V. 33 victura penna) das liebliche Görlitz feiern und damit, wie hier gleich eingeschaltet sein mag, dem Beispiele jenes Joachim Meister folgen (Urbis Gorlicensis descriptio, 1550, 486 Hexameter, Scriptores rerum Lusaticarum I 2, 95 ff.) und noch mancher anderen, die die Herrlichkeit der Stadt und ihrer Quellen, auch der innumerae formoso corpore Nymphae gepriesen.

Dieser melancholische Ausklang des Gedichtes erinnert an ein anderes, das fast gleichzeitig ist und etwas deutlicher ahnen läßt, was den Dichter, der freilich sehr oft pessimistisch über sein Unglück spricht, damals drückte. Es ist an Nüßler gerichtet, cum Aranei Laudes ab eo ederentur (Silvae, p. 108). Dies Büchlein erschien, wie ich durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Wendt von der Breslauer Stadtbibliothek mitteilen kann, im Jahre 1619 zu Leipzig unter dem Titel: „B. G. Nüssleri Encomium Aranei ad magnificum et nobilissimum virum Andream Geislerum." Andreas Geisler war Kanzler des Herzogs von Liegnitz; nach der Widmung (Kl. Novembris, Anno MDCXIIX) wohnte Nüßler (sieh oben S. 60) noch Ende des Jahres 1618 in Liegnitz bei Geisler („Lignici Silesiorum in aedibus tuis"). Ganz anders und ungünstiger zunächst war Opitzens Schicksal:

> At nobis aetas viridis, spes magna juventae,
> Pressa sub adversae pondere sortis, abit.
> Ingenio F o r t u n a tuo contendit et aequat
> Virtutes rerum dexteritate tuas.

So ersteigst du rasch den Gipfel des Ruhmes, du magst treiben, was du willst . . . .

> 9 Seu melius nobis q u o n d a m obvia numina Musas
> Sollicitas, cultis proditur Ascra modis:
> Sive ad t e n t a t a s t o t i e s m i h i vertere leges,
> Astraea haud alium mallet amica procum.

[1]) Nicht ganz gleich ist die Konstruktion in dem Epigramm Ad Principem Transsilvaniae (Silvae p. 105): Bis tribus exercuit vaga Cynthia cornibus, ex quo A Dacis ibas, Dux generose, tuis. In der Parenthese soll mit recessus e r a n t der Zeitpunkt, in den die Erzählung fällt, fixiert werden. Bei Nüßler steht ein Semikolon nach erant.

Materielle Sorgen also und die Trennung von den Musen, die Notwendigkeit sich mit einem ihm verhaßten Studium zu beschäftigen, das war es, was den Dichter zu jenen schwermütigen Versen drängte. Die Jurisprudenz hat ihm solche Pein verursacht. (Sieh unten S. 79). Die Frage, wo er ihr damals oblag, wo er also das Epithalamium geschrieben, werden wir später beantworten und dann auch erst die Chronologie genauer behandeln können. Kehren wir inzwischen nach Görlitz zurück und zu des Dichters materies festiva furoris.

Die erste Andeutung des Görlitzer Liebesverhältnisses enthalten, so weit wir erkennen oder besser datierbares Material haben, die unten zum ersten Male nach dem in Breslau aufbewahrten Einzeldruck mitgeteilten Alexandriner aus der „Orchestra melica" für die Hochzeitsfeier des Schulkollegen Sebastian Namsler zu Bunzlau (Gorlicii, IohannIs RhaMbae typI eXCVDebant, Tag: 26. Februar 1618). Hier heißt es:

35 Wir müssen mit gedult ziehen an Venus Wagen,
Vnd vns bey Tag vnd Nacht mit diesem leiden plagen,
Wir sehen angst vnd noth, ihr sehet hülff vnd rhat,
Was bey vns hoffnung ist, das wird bey euch die that . . .
43 Wir wollen williglich es lassen jetzt anstehn
Biß es vns dermaleins auch wird so wol ergehn.

Dieser in Resignation abwartenden Stellung entsprechend nennt sich Opitz in den schon vorher dem Bräutigam übersandten Jambi claudi (Silvae, p. 110) noch inexpertus in Ehesachen, womit es nicht in Widerspruch steht, daß er als eine durch Erfahrung feststehende Thatsache verkündet:

. . . Cui semel iugo collum
Venus dolosa aptauit, ille nequicquam
Quae iam subiuit onera, ferre detrectat.

Fünf Monate später, am 11. Juli, feierte Matheus Ruthard, Pastor in Tillendorf, Bunzlauer Patronats (geboren 1593, Februar 1629 „weggejagt militari manu", gestorben 1642 in Lüben) seine Hochzeit. Auch für diesen Anlaß dichtete Opitz ein Carmen, er ließ es zugleich mit dem seines Freundes Caspar Kirchner besonders in Görlitz bei Rhambau drucken.[1])

[1]) Das Datum ergiebt sich aus dem zu derselben Feier erschienenen, auch von Opitz (mit sieben Distichen) ausgestatteten lateinischen Gratulationshefte, vergleiche auch S. J. Ehrhardt, Schlesische Presbyterologie III, 2. Abschnitt. Jenen deutschen Einzeldruck kennen wir leider nur durch die Beschreibung Lindners (Opitz 2, 5), der älteste war er übrigens nicht, wie mit letzterem Hoffmann (Spenden 2, 69) und Höpfner (Zeitschrift für deutsche Philologie 8, 471 und

Nach der üblichen Anrede an das neuvermählte Paar lesen wir nun hier die folgenden wichtigen Verse:

9 Ihr vielgeliebtes Par, bitt wollet mir verzeihen,
Daß ich (wie gern' ich will vnd soll) nicht kan einweihen
Ewer unmüssig Fest mit Römischem Gedicht.
Apollo zürnt mit mir, will mich mehr kennen nicht.[1])
Entschuldiget mich euch: Ich schwere bey der Schönen,
Der Schönen, von der ich mein Leben muß entlehnen,
15 Die mich führt im Triumph, die mir nimpt meinen Geist
Vnd ihn, wenn's jhr geliebt, auch widerkommen heißt.[2])
Ich schwere bey dem Liecht, das sie lest freundlich blicken
Von jhrer Augen Sonn', vnd mich mir selbst entzücken,
Daß Venus zu mir kam (es ist noch nicht ein Jahr)
20 Am schönen Wasserberg mit jhrer gantzen Schar.[3])

„Beiträge zur deutschen Philologie" 1880, S. 298) annehmen, sieh oben. Der Titel lautet: „Herrn Matthäi Ruttarti vnd Jungfraw Annä Namslerin Hochzeitslieder, von zweyen guten Freunden gestellet. Gedruckt zu Görlitz bey J. Rhambau 1618." Das eine ist unterzeichnet: M.O., das andere: Desiderius von Liebethal. Dies wunderliche Pseudonym erklärt sich folgendermaßen: Im Jahre 1616 war Kirchner in England gewesen und hatte hier unweit Windsor das immer grüne Thal und das Rosenschloß der Liebesgöttin kennen gelernt, das nur Dichter betreten dürfen. Dort wurde ihm von der Göttin zuerkannt, was er später empfing (sein Liebchen nämlich). So erzählt wenigstens Opitz im deutschen wie im lateinischen Hochzeitsgedichte an Kirchner, offenbar einem Einfall des letzteren folgend. — Abgedruckt ist unser Epithalamium nur bei Zinkgref, S. 42 und in den Züricher Streitschriften 3, 49.

[1]) Der sieben lateinischen Distichen (sieh oben) gedenkt er hier also nicht. — Es verdient beachtet zu werden, daß Opitz damals noch deutsche Verse für minderwertig, von Apollo, dem eigentlichen Patron der gelehrten, ernsthaften Dichtung (daher er denn in Gegensatz steht zu der Liebesdichtung, An die deutsche Nation, oben S. 65) nicht eingegeben und also der Entschuldigung bedürftig erachtet. Selbstbewußter spricht er in dem Hochzeitsgedicht an Geisler, aber auch schon in der im zweiten Teil mitzuteilenden Zuschrift an Namsler.

[2]) Aus Heinsius' Elegie, ofte Vryagie Z. 78 f. die (seine Göttin) my de moet kont geven, En wederom beneemt.

[3]) Höpfner (Zeitschrift für deutsche Philologie 8, 471) hat mit glücklichem Scharfsinn die Beziehung herausgefunden: „gemeint kann nur sein das Schlößchen Bellaquimontium, das des jungen Opitz Beschützer, der kaiserliche Kammerfiskal und Pfalzgraf Herr Tobias Scultetus von Bregoschitz und Schwanensee, sich 1615 auf dem hohen Ufer der Oder zu Beuthen erbaut hatte". Wir hörten oben (S. 65) wie Scultetus des Dichters „tenerae largus dat amica silentia Musae" und letzterer in Beuthen Schöne aller Art sich zum Preisen erkiest. Allerdings ist von dieser Poesie (und gar von deutscher Erotik) nichts erhalten (vergleiche aber Aristarchus, S. 98). Uebrigens findet sich schon im „Strenarum libellus" (Januar 1616) ein ziemlich freies Erotopaegnium.

Sie bat, ich wolt' jhr Kindt lassen bey mir einkehren,
Vnd es die Teutsche Sprach, so gut ich's wiste, lehren:
  Ich gab jhr guten Trost, sie gab mir jhren Sohn:
  Sie hofft' auff meinen fleiß, ich hofft' auff trewen Lohn.
25 So kompt zwar unverhofft der Knab' in eyl geflogen,
Alsbald er aber nur bey dir ist eingezogen,
  Legt' er die Flügel ab, dein Essen nicht begert,
  Thut, wie er wer zu Hauß, macht Fewer auff den Herdt.
Du mußt gedultiglich deß Gastes nur gewohnen:
30 Wiewol er seinen Wirth thut zimlich schlecht belohnen:
  Das Hertze zündt er an, die Augen macht er blindt:
  Man find nicht die man sucht, man sucht nicht die man findt,
Ist das der Danck? Ich ließ an mir nichts nicht erwinden,
In kurtzer zeit kondt' er sich in die Sprache finden,
35 Letzlich vor meine Müh er sich selbst in mich drang,
  Vnd nam mir mein Gemüth vnd Sinn. Ist das der Danck?
O Pein, O süsse Pein, O Leyden ohne Frewden,
O Fewer ohne Brandt, O Frewden ohne Leiden,
  Das liebliche Gespenst, so man allhier zu Landt
40 Jungfraw zutäuffen pflegt, ward mir durch jhn bekandt.
Wie offt' hab' ich gewündscht, daß mich der Sonnen Wagen,
Vmb das gläserne Feld deß Himmels möchte tragen:
  Wie würd' ich halten offt' auch mitten in der Flucht,
  Daß ich den schönen Glantz an jhr beschawen mocht.
45 Wie offt' hab' ich gewündscht, daß ich doch werden solte
Ein Bien', ein kleine Bien vnd lesen, wenn ich wolte
  Auß jhrem rothen Mundt den honigsüssen Thaw,
  Deßgleichen man nicht findt in der Welt großen Aw.
So würd' mein Seel' in jhr, jhr Seel' in meine kommen,
50 So würde mir mein Schmertz durch jhren schertz benommen,
  So würde mir die Pfort des Lebens auffgemacht,
  So wer mir die Nacht Tag, so wer mir der Tag Nacht.
So würd' ich frewdiglich mit lebendem Todt sterben,
So würd' ich in der Welt den Himmel noch ererben:
55 Den Todt den ich mir wündsch, den Himmel den ich mein',
  Ist in der Liebsten Schoß gar sanffte schlaffen ein . . . . .

Für den Kenner Opitzscher Dichtung ergiebt es sich sofort aus den gehäuften Concetti, die auch im folgenden noch fortgesetzt werden und erst mit Z. 65 „diß alles sollet jhr, Herr Brentigam, erlangen“ ein Ende finden, aus der häufigen Anwendung der Anaphora, aus dem ganzen rhetorischen Habitus, daß hier eine Nachahmung einer

jener späteren Renaissance-Dichtungen vorliegt. Wiederum (sieh S. 66) ist es eine Vorlage, die Opitz noch einmal und zwar vollständiger nachgebildet hat: „An die Jungfrawen in Teutschlandt. Auß dem Holländischen Dan. Heinsii“ (Zinkgref, S. 2). Das ist denn auch der Grund für die Fortlassung des Hochzeitsgedichtes aus den späteren Auflagen gewesen (nicht richtig also ist Hoffmanns Ansicht, Spenden 2,69). Freilich, dem Dichter selbst vielleicht unbewußt, enthielt seine Sammlung noch eine dritte, ältere Bearbeitung desselben Motivs, die für Heinsius das Vorbild gewesen: der seinerseits aus Bions viertem Idyll entlehnte „Hirtengesang“ (so bei Zinkgref, wonach ich die Texte hier zu geben habe, S. 25, in 1625 als VII. Ode mit dem Zusatz): „Aus Ronsardts Erfindung“.

1 Newlich als ich außgegangen
In des Waldes grüne stett,
Vnd, mein bestes zuerlangen,
Mit den Hirten singen thet,
Kam die Venus selbst zu mir,
Bracht auch jhren Sohn mit jhr,
Der bey mir verbleiben solte,
Wo ich jhn was lehren wolte.

2 Alles was du wilt bedingen,
Sagte sie, ist dir vergündt,
Wo du deine Kunst zu singen
Lehren wirst mein kleines Kindt.
Wohl, ich lehrt es gantz bereit,
Was man noch findt, dieser Zeit,
Von den Göttern auffgeschrieben,
Vnd im Hirtenbuch ist blieben.

4 Aber doch der lose Knabe
Der gieng seinen alten Gang,
Wann ich jhm was guts auffgabe,
Bracht er einen Liebsgesang,
Allzeit hat er in dem Mundt,
Wie die Lieb das Hertz verwundt,
Wie, nach seiner Mutter Sinnen,
Alle müssen Lieb gewinnen.

So wurde der Lehrer zum Schüler: „Jetzt ich also nichts mehr weiß Als von Lieb vnd ihrem Preiß.“ Ich glaube, man darf die Variation, die im Hochzeitscarmen vorliegt, geistvoll nennen, ein Lob, das man bekanntlich Opitz selten erteilen kann und das ihm auch hier im Grunde nicht zukommt, da er sich fast Zeile für Zeile — mit einer Ausnahme — an Heinsius anschließt: Amor, d. h. die lyrische Poesie, hat der deutschen Sprache sich zu bedienen gelernt, der Dank gebührt dem Dichter, der freilich dafür sein Herz verlieren mußte. Das scheint mir eine feinsinnige und bescheidene Darstellung einer wichtigen Epoche aus Opitzens Leben zu sein. Und vergleicht man nun, wozu die ausführliche Anmerkung dienen mag, beide Fassungen,[1])

[1]) 13 f. (. . . ich schwere . . .) = 9 f. der Uebersetzung, 17 f. = 13 f. (. . das sie mir pflegt zugeben, Wann jhrer Augen Sonn erblickt mein trawrig Leben), 19 f. = 17 f. (Es ist nicht lange Zeit daß ich die Venus fande An einem grünen Orth in meinem Vatterlande), 21—24 = 21—24 (Sie wolte daß jhr Sohn hier bey mir solte bleiben, Vnd vnser Teutsche Sprach auffs best

so wird man die des Epithalamium nicht ungeschickt nennen, ja behaupten dürfen, daß das stolze Bekenntnis, er sei der **Begründer** der neuen deutschen Lyrik, sich in dem Hochzeitsgedicht deutlicher, bestimmter ausdrücke. Letzteres ist zugleich ein treffliches Beispiel für die erfolgreiche Bemühung des jungen Opitz, der Gelegenheitspoesie (auch der lateinischen) einen höheren, allgemeineren Inhalt zu geben. Unser Carmen sollte zugleich Opitzens persönliche Erlebnisse und seine dichterische Entwickelung vor Augen führen, die vor fast einem Jahre durch Cupidos Eingreifen in eigenartiger Weise bestimmt worden waren, so daß der Dichter jetzt (Juli 1618) schon mit ihnen als gegebenen Thatsachen sich beschäftigen kann, ohne uns freilich genauer die Schöne und die ihr gewidmeten Gedichte zu nennen. Dennoch

---

ichs wüste treiben, Ich sagte zu, so viel mir möglich, vnd gab für Es wer ein junges Kindt: Sie ließ es da bey mir), 25—32 *selbständig vielleicht in Anschluß an das Anakreonteon* 31, 33 f. = 25 f. (Er hielt sich bey mir vff, wir liessen nichts erwinden, Vnd kont er ohne müh sich in die Sprache finden), 35 f. = 27—31 (*der Dichter spielt mit des Gottes Waffen, endlich beim Abschied* an statt mir Danck zu haben . . . Hat er mir einen Pfeil getrucket in mein Hertz), 37—40 = 33—44 (O bitter süsse Pein! *Dadurch lernt er* die vrsach zu der Ehr, die vrsach zu dem Leyden, *die Jungfrauen kennen*), 41—49 = 45—58 (O daß ich Sonne wer, vnd jhren hohen Wagen Einmahl regierete nach meinem wolbehagen, Daß ich nur von der Lufft herab recht schawen kundt Der schönen Angesicht, die mich so sehr verwundt. O daß ich Sonne wer, ich wolt jhr Augen machen Zu Sternen in der Lufft, daß ich sie könt anlachen Vnd ansehn jederzeit. . . . . [53] Wie offt hab ich gewünscht, wie offte dörffen sagen, daß ich wer eine Bien' vnd Honig solte tragen Aus jhrem rothen Mundt, wenn er wirdt auffgethan Bin ich so froh, daß ich mich nicht mehr halten kan. Alß dann kompt jhre Seel, wann ich mich nichts before, Vnd fleucht in meine Seel). — Heinsius wünscht sich nun noch die Metamorphose in eine Fliege (60—67), spricht dann so geziert, wie nur möglich, von der Frauen Macht über den Mann, ihrer Erschaffung durch Jupiter (ein Thier — een dier, een lieflichs dier — das man bey vns jetzundt hier eine Jungfraw nennet, vgl. Epithalamium 39 f.) des Gottes eignen Liebesleiden (vgl. Epithalamium 60 f.), endlich wie er den Himmel regieren und einrichten würde als Jupiter. — 50—56 = 133 ff. (Deß Gottes Himmel ist [ach wer ihn könt ererben!] In seiner Freundin Schoß vnd zarten Armen sterben: Deß Gottes Himmel ist nur allzeit können seyn, Bey seiner liebesten verklärtem Augenschein). Mit Z. 136 schließt die Dichtung, deren teilweise Benutzung in dem Hochzeitsgedicht zwar Unselbständigkeit verrät, aber zumal wenn man die Veränderungen genauer vergleicht, keineswegs Urteilslosigkeit. Daß Muth in seiner Dissertation (Opitz und Heinsius) hierauf nicht geachtet, zeigt, wie wenig sie den Anforderungen genügt, freilich hat er noch Wichtigeres vernachlässigt. Höpfner (Beiträge zur deutschen Philologie, Halle 1880, S. 300) hat zwar den Sachverhalt erkannt, auch die Abhängigkeit des Kirchnerschen Gedichtes von Heinsius, aber das Opitzische Carmen nicht recht gewürdigt. — Um nun einen Vergleich mit dem Original zu ermöglichen, seien einige der wichtigeren Stellen noch niederländisch angeführt: 17 f. Self Venus de Godin (het is niet lang' geleden) Quam vroeyelick en bly naer Hollants rijcke

dürfen wir die weitere Auseinandersetzung an einige Zeilen unseres Hochzeitsgesanges anschließen: ich meine Z. 41—44. Sie sind von mir in die Sammlung von einzelnen Versen und Motiven aus der griechischen Anthologie aufgenommen worden; ich könnte diesen Punkt hier unberücksichtigt lassen, wenn nicht eine Stelle aus Opitzens (teilweise aus Scriverius und Heinsius geschöpfter) Vorrede zur Straßburger Ausgabe eine ganz eigentümliche Entdeckung veranlaßt hätte, die mit jener Entlehnung und des Dichters Anthologie-Studien zusammenhängt. Blatt A² setzt er auseinander, daß die deutsche Sprache sich sehr wohl für die „gebundene Art zuschreiben" eigne. Das beweise das Heldenbuch und andere alte Dichtungen, das solle nun auch sein Büchlein, mit dem er die Bahn breche, erweisen. Enthalte es aber vorzüglich Liebessachen, so möge man bedenken, daß „sonderlich der anfang jetwedern Dinges von Freundlichkeit vnd Liebe (welcher ein jeglicher durch verborgene gewalt der Natur, derer grösseste vnderhalt sie ist, verbunden) muß gemacht werden." Sprächen doch dafür ferner die „Exempel der Edelsten Poeten" und „daß auch gemeiniglich die vnderrichtung von Weißheit, Zucht vnd Höfligkeit vnder dem betrieglichem Bilde der Lieb verdeckt lieget."[1] So werde niemand die Poeten „vmb dieser jhrer alten Freyheit willen verwerffen. Ist auch Plato, der vnder andern in seinen schönen Versen jhm wünschet der Himmel zu werden, daß er Asteriem genugsam beschawen könte, nit zu verdammen . . . (Cicero, Plinius, Apulejus folgen noch), wie viel mehr ich, der ich angesehen meine blühende jugent, die Keusche Venus mit den gelerten Musis zugleich verehret habe." Er werde jedenfalls, sollte auch diese Entschuldigung nicht gelten, noch zeigen

steden, 21 ff. Zy wou dat haeren soon by my wat sou verkeeren, Op dat hy onse spraeck van Hollant mochte leeren: Ick gaf haer goeden moet, ick seyd'het sou wel sijn, Het kint was jonck genoech. Zy liet het daer by mijn. Hy woonde vast by my, wy souden Hollants spreken, Hy hadd' de spraecke vast in tien of twellef weken. Für Opitz ist bekanntlich Daniel Heinsius der Erwecker der Muttersprache, der deutschen Poesie, so setzt er denn auch Z. 16 „Vnd von der Teutschen Sprach' auß mir bericht einnimpt (Cupido)" für das niederländische „Dat ick Cupido wil gaen leeren onse spraeck"; 45 ff. Dat ick de Sonne waer, of dat ick haeren wagen Een dach mocht ofte twee doen gaen naer mijn behagen, Ick soude stille staen soo dickwils in de locht, Dat ick den schoonen glans van een aenschouwen mocht. In dem Hochzeitscarmen hat Opitz sich also hier enger an das Original gehalten. 55 . . als hy (ihr Mund) eens open gaet Soo word ick met een sap der lieflickheyt versaet. Dan kommt haer siel in my soetrieckende geslopen, En vloeyet in de mijn.

[1]) Heinsius (Vorrede zum Hipponax) will auch bezeugt haben, daß ihm in seinen Amores sapientiae plurima praecepta excidisse.

„wie sehr die irren, so auß dem anfange von künfftigem zu vrtheilen sich vnderstehen." Wunderlich wird gewiß diese Rechtfertigung der erotischen Dichtung erscheinen, rätselhaft aber geradezu der Hinweis auf Platon. Wir sahen zwar oben schon (S. 60), wie Opitz in dem Vorwort zu seinem Hipponax von Sappho ganz harmlos erzählt, was Maximus Tyrius über Anakreon berichtet;[1]) aber das ist ja nur ein Flüchtigkeitsfehler. Einem solchen kann die angebliche Geliebte des Platon doch wohl nicht ihren Ursprung verdanken. Die Aufklärung bringt die Ausgabe der Anthologie, die Cüchler seiner Sammlung und Opitz seinen Studien und Uebersetzungen, so weit er die Görlitzer Edition nicht (oben S. 57 f.) oder noch nicht benutzen konnte, hauptsächlich zu Grunde legte. Der besonders als österreichischer Historiograph bekannt gewordene Hieronymus Megiser aus Stuttgart († 1616 in Linz) veranstaltete im Jahre 1602 in Frankfurt eine Anthologia seu Florilegium Graecolatinum: hoc est Veterum Graecorum Epigrammata, ... quotquot in hanc usq. diem, doctissimorum virorum opera Latino carmine conversa exstant.[2]) Hier stehen l. II p. 188 die berühmten zwei Epigramme, die man Platon zuschreibt (Anthologia Palatina VII 669 und 670, von Cüchler nicht mehr aufgenommen).

Πλάτωνος.

Ἀστέρας εἰσάθρει ἀστὴρ ἐμός. εἴθε γενοίμην
οὐρανός, ὡς πολλοῖς ὄμμασιν εἰς σὲ βλέπω.

(Τοῦ αὐτοῦ.)

Ἀστὴρ πρὶν μὲν ἔλαμπες ἐνὶ ζωοῖσιν ἑῷος,
νῦν δὲ θανὼν λάμπεις ἕσπερος ἐν φθιμένοις.

Zunächst ist klar, daß Opitz Z. 41—44 und seine Vorlage Heinsius Z. 45—51 (sieh Anmerkung zu S. 72) wirklich das erste Platonische Epigramm metaphrasiert haben und daß ersterem, wenn er die Anthologie überhaupt studiert hat, dies Verhältnis bewußt werden konnte. In meiner Sylloge habe ich aber durch den Hinweis auf eine Anzahl Mißverständnisse, die Opitz mit den Uebersetzern bei Megiser gemein hat, dargethan, daß er in der That, wie wir oben schon erwähnten, jenes Florilegium zu Hilfe genommen — so zu Zinkgref S. 58:

[1]) Die Verwechslung wird dadurch erklärlich, daß Anakreon nicht namentlich genannt ist, es heißt vielmehr: *ἡ δὲ τοῦ Τηΐου σοφιστοῦ τέχνη*, zufällig steht bei Heinsius *τέχνη*. So konnte man leicht bei *ἡ δέ* an die vorhergenannte Sappho denken, übrigens ein Beweis, daß Opitz nicht nur Heinsius' Uebersetzung, sondern auch den Text benutzte. Vgl. Witkowski, Aristarchus S. 98.

[2]) Opitz benutzte vielleicht den nach Ablauf des kaiserlichen Privilegs im Jahre 1614 ebendort erschienenen Abdruck, der den albernen Titel erhalten hat: Omnium horarum Opsonia . . .

Auß dem Griechischen Platonis, lib. IV —; die angeführte Stelle aus der Vorrede ist nun ein weiterer, schlagender Beweis. Megiser hat unter anderem auch die lateinischen Paraphrasen des Nathan Chyträus (Professor der lateinischen Sprache und der Poesie in Rostock, seit 1593 Rektor in Bremen, † 1598, sein Bruder der berühmtere Theolog David Chyträus) dem griechischen Texte des Platon beigefügt. Sie lauten

> Suspicis Asterie stellas mea: caelum utinam sim,
> Pluribus ut videam te, mea lux, oculis.
> Asterie vivens vivis fuit alter Eous,
> Mortua defunctis Hesperus alter erit.

Solche Variationen mit den Texten vorzunehmen war etwas ganz Gewöhnliches,[1]) Megiser pflegt sie durch ein vorgesetztes Simile zu kennzeichnen; sie ernst zu nehmen, d. h. als richtige Interpretationen war wohl auch damals kein Zeichen eindringender Beschäftigung mit den Originalen. Opitz hat, wie wir sehen, sich düpieren lassen: er spricht wirklich von den schönen Versen Platons auf seine Asterie. Der Irrtum ist aber nicht nur für den von ihm so sehr verehrten Platon (vgl. die bekannte Ronsard nachgebildete Ode, ferner Witkowski S. 89, unten S. 90) verhängnisvoll geworden, auch für eine andere von ihm ebenso treu verehrte und gefeierte Person: für sein Görlitzer Mädchen, das er Asterie nannte, nicht nur weil der Name auf den Himmel und das Göttliche hinwies, sondern vor allem um dem großen Philosophen zu huldigen.[2]) So zeigt meines Erachtens allein der Name der Geliebten, der ersten Dichterbraut der neuen Dichtung, daß Opitz sie kennen lernte, als er mit den griechischen Epigrammen

---

[1]) So metaphrasierte Mich. Tarcagnota Marullus: Lucebas superis mea Lucia lucida Phoebe: At nunc Persephone tertia regna tenes. Vielleicht schien den Paraphrasten (auch Opitz) das Verhältnis zu dem Knaben (*Ἀστήρ!*) anrüchig. In den Delitiae poetarum Germanorum II (1612) stehen p. 284—411 Kochhafens Gedichte und so unsere Epigramme p. 400 mit dem Titel: Ex Graeco, das zweite mit der Ueberschrift: In defunctam. Das griechische Lemma der Planudesausgabe: *εἰς τινα λεγόμενον Ἀστέρα* fehlt, was von Wichtigkeit, bei Megiser. — Z. 1 ist *εἰσαθρεῖς* zu lesen.

[2]) Asterie ist der fingierte Name einer Schönen bei Horaz c. III 7, sonst als Personenname fast ungebräuchlich. Auf Inschriften findet sich dagegen zuweilen Asteris, auch Statius silvae I 2, 197. 198. So nennt denn auch Heinsius, der den Statius bearbeitete, in seinem Epithalamium in Hugonis Grotii nuptias dessen Braut Asteris (Sylvae II 1, 38). Nicht unwahrscheinlich ist es, daß daher die Namensform Asteris statt Asterie (Ode IV, Silvae p. 93, unten S. 93) stamme. Als mythischer Name kam Asterie in der Erzählung von Arachne vor, Opitz hebt in dem Gedicht auf Nüßlers Arachne dies besonders hervor (oben S. 67).

sich beschäftigte, zu der Zeit also, wo er in Görlitz Cüchlers Verkehr genoß. Doch wir haben ein anderes, ganz unzweifelhaftes Zeugnis über die Herkunft Asteries, das man freilich schon beachtet, aber in wunderlicher Weise mißverstanden hat.

G. Witkowski hat sich durch die Veröffentlichung einer größeren Anzahl Opitzscher Briefe aus Breslauer Handschriften ein nicht geringes Verdienst erworben. (Zeitschrift für deutsche Philologie 21, 16 ff., 163 ff.). Als Nr. XLII teilt er einen Jugendfrische und -übermut verratenden Brief Caspar Sinners mit, eines dem Dichter besonders werten (vgl. Nr. XIV und XV) jungen Mannes aus Lauban, bei dem er beispielsweise einen Tag in heiterster Laune verbrachte, als er die Reise von Breslau nach Paris antrat. Das Datum des Briefes hat der Herausgeber richtig bestimmt. Der Lobgesang Bacchi, den Sinner von Opitz gerade erhalten, erschien nach der Fastnacht 1622 (Unterschrift der Vorrede), nach diesem Termin, aber vor der Abreise nach Siebenbürgen (Ende Mai) ist das Schreiben verfaßt. Ich muß den Anfang ganz hersetzen.

Sal.: et Amorem.

Gratum est, o Poeta et Amor noster, quod tam cito ad meas respondisti; gratiora quae scribis; gratissimum quod hymnum in Bacchum mittis una: quod veluti
5 fidus elucet in literis candor et calor ille veri ac veteris affectus amoris in me Tui. Te Gorlicii fuisse scribis, ubi mentionem mei fecisse cum Asterie tua; quaererem quid ibi. Sed ipsemet dicis. Asterie; nihilne „mutatus ab illo“? Semperne adhuc tibi in ore et corde
10 Amasia? Ah Amasia! Amasia! dedistine centum basia, quidni?[1]) Sapienti sat! Hac nostra aetate nil magis amplecti debemus quam studia, non favillas, nisi fortasse matrimonialiter, tamen feminae sunt potentes, immo sole potentiores videntur, sol tantum obfuscat oculos, femina
15 occaecat... De statu rerum tuarum quod significasti gratum. Eremiticam vivere vitam scribis, vix imaginari possum; cum non modo ibi Aula, Curia, Amasia...[2])

Witkowski schreibt Z. 7: fecisse, cum. Dagegen spricht nicht nur die Stellung, sondern auch der Umstand, daß dann gar nicht gesagt ist, bei wem Opitz des Absenders Erwähnung gethan. Nun ist

[1]) Aber ich meine ins lincke Bein.
[2]) Die folgenden Worte: amabo, num tibi male credam jam posse nämlich esse) sub tot vitae incentivis? sind durchaus nicht unvollständig.

aber mentionem alicuius facere cum aliquo eine ganz gewöhnliche Phrase in dem Sinne „mit jemanden sich über einen besprechen“. Dieser jemand ist Asterie, die Opitz demnach im Jahre 1622 in Görlitz besuchte. Witkowski läßt übrigens den guten Opitz, der allerdings in puncto sexti manches auf dem Gewissen hatte, als einen argen Sünder erscheinen. Er sagt nämlich in einer Note: „Der Name „Amasia“ ist nur hier erwähnt,“ nimmt also eine zweite Geliebte an, der Opitz seine Huldigungen — also wohl in Liegnitz — und auch die obbemeldeten 100 Küsse dargebracht. Nun, amasia ist eine gar nicht ungewöhnliche Bezeichnung der Buhle, kommt außerdem (oben S. 60) gerade bei Opitz vor in dieser Bedeutung. Natürlich wundert sich Sinner, und zwar bei dem beweglichen Charakter seines Freundes mit Recht, daß Opitz die kleine Görlitzerin noch immer nicht vergessen könne, gar Exkursionen nach ihrer Vaterstadt unternehme[1]) und dann selbst in den Briefen sein süßes Geheimnis verkünde (Z. 9). Die kleine Görlitzerin! So konnte man sie freilich 1622 nicht wohl mehr nennen, wohl aber in dem Jahre, wo Opitz ihre Bekanntschaft machte. Witkowski berichtet a. a. O., er habe sie schon in Bunzlau besungen, als sie erst 14 Jahre zählte. Das ist — von der Ortsbestimmung natürlich abgesehen — richtig. Es war im Jahre 1620, als Opitz in Heidelberg von einem seiner dortigen Freunde, Balthasar Venator, dem Verfasser des Panegyrikus auf Gruter, ein neckisches Brieflein erhielt voller Vorwürfe über seine Schreibfaulheit und seinen Wankelmut, unter der Fiktion, daß es von Asterie herrühre. Es steht in den Ausgaben vor dem vierten (fünften) Buche der poetischen Wälder unter der Aufschrift: Balth. Venatoris ad Auctorem Epistola. Ex persona Asteries, cuius in his carminibus saepe fit mentio.[2]) Das Gedicht gehört zu denjenigen des Heidelberger Kreises, die man nicht ohne herzliche Freude liest, die deutlich noch jenes Hochgefühl,

---

[1]) In dem Silvae p. 70 abgedruckten Gedicht Ad Michaelem Bartschium (Cassoviae, Prid. Cal. Jun. A. 1622) gedenkt er auch der pia puella und wie er in der Heimat gelebt: gute Freunde habe er dort gehabt, Queiscum futile tempus otioso, Cantando simul et simul bibendo, Et quod forte caput rei est amando, Prorsus fallere suaviter licebat.

[2]) Scripta Heidelbergae An. MIϽCXX. David Schirmer verrät keinen schlechten Geschmack, wenn er die Elegie im ersten Rosengepüsch des zweiten Buches übersetzt hat. Uebrigens hat er in der Vorrede bereits Platons Geliebte mit in seinen Katalog herübergenommen. — Zu der zarteren Jugend scheint Opitz auch später noch inkliniert zu haben, vgl. den XXII. Brief an Buchner bei Geiger (1637) über das schwarze, geschwätzige Kind, mit dem er drei Monate lang verlobt war: decimum quartum annum parte vix dimidia iam accessit, ut pater eius esse possim. — Z. 18 steht in den Ausgaben ein Punkt nach vetat.

jenes erhebende Bewußtsein nationalen Stolzes widerspiegeln,[1] das das Erscheinen des jungen schlesischen Dichters, die Bekanntschaft mit seinen — rhythmisch mit bisher nie gekannter Eleganz ausgestatteten — deutschen Gedichten in der Neckarstadt hervorrief: Als ich dir noch schön erschien, erklang deine Leier von meinem Preise. Nun würdigst du die schöne Asterie nicht einmal eines Briefes. Oder hast du geheuchelt, denkst nun mehr an die Heidelberger Schönen, gegen die ich wohl gar eine Bettel bin:

17 At bis septenos nutrix mihi computat annos
  Et me ceu parvam mater amare vetat,
Cum tu me caneres — nec enim potes ista negare,
  Nondum ego tunc noram quid puer esset Amor.

Oft fragte ich in meiner Einfalt meine Mutter danach und zog mir dadurch ihren Unwillen und Argwohn zu, doch verriet ich den Sänger nicht. Nun kenne ich freilich jene Gottheiten, von denen deine Gedichte sprechen, o, nur zu gut. Verschmähst du mich nicht, so schreib mir doch! Meinst du, ich wüßte nicht, welch gewaltiges Unternehmen du planst: daß du den Lorbeer durch deutsche Verse dir erwerben willst, um die Hellas und Rom uns beneiden werden, als ein deutscher Kallimachos, als ein deutscher Virgil? Wie freute ich mich der Botschaft! Soll doch auch eine Jungfrau in ihnen gefeiert werden! O, daß ich es doch sein und ich ewig meinen Platz in deinem Herzen bewahren möchte! Verzeih mir meine Zweifel an deiner Treue. Schreib nur einmal wieder: meine Asterie, und nie sollst du dergleichen wieder hören! Doch mußt du mir auch die goldenen deutschen Verse senden und auch die lateinischen, die die Römer neidisch machen; keinen Leser wirst du haben, der sie so lieben kann wie ich. Nur muß ich die einzige sein, von der man darin liest, die Alleinherrscherin. Meine Freundinnen trösten mich freilich: ich solle dir nur trauen. Glücklich preisen sie mich, stolz dürfte ich sein, eines solchen Dichters Herz zu besitzen und mit ihm unsterblich zu werden. O, kehrtest du doch bald heim, meine Treue und Liebe zu erproben! — Der Brief ist meines Erachtens ein deutlicher Hinweis auf die damals vom Dichter

[1]) „Die deutsche Sprache hat er von dem fremdländischen Unflat welscher Gecken gereinigt, sie, die einst rauhe, barbarische, ungefüge, unter Gesetze gebracht, an den Rhythmus gewöhnt und gebunden, mit solcher Eleganz und so erfolgreich ausgebildet, daß wir mit allen anderen modernen Sprachen den Wettkampf aufnehmen, die alten aber nun weniger zu bewundern gelernt haben. Gerade den Griechen gegenüber zeigt Opitz' Dichtung jene Fülle und jene Kraft des Ausdrucks, all den poetischen Schmuck, die glänzenden Lichter, um die wir jene sonst mit Recht beneideten" so Nüßler 1631 in der Vorrede zu den Silvae und Epigrammata ganz im Sinne jener Dichter.

ernstlich geplante Sammlung seiner deutschen und lateinischen Dichtungen (sieh Witkowski, S. 34; Euphorion 1, 59). Der Einfall der Spanier ließ den Gedanken nicht ausreifen.[1]) Opitz, der diesen Brief durch eine gleichfalls lateinisch geschriebene Elegie (Silvae p. 56) beantwortet, ähnlich wie er das deutsche Carmen desselben Venator in deutschen Alexandrinern beantwortet (sieh oben S. 59), will freilich jetzt gar nichts Poetisches vorhaben:

„Nos Pindo extorres sacramus Apollinis aris
  Versibus his pulsas non sine laude fides:
„Hic tibi, Phoebe, lyram grati mens ponit Opitî,
  Dum petit undosi turbida iura fori.
Si tamen interdum huc ad non sua regna redibit,
  Sis facilis, gravis haud non fuit ille tibi.“[2])

Ich habe die Verse ausgehoben, weil man auch sie nicht beachtet hat, wie so viele lateinische, obwohl gerade diese oft den Schlüssel zu umstrittenen Fragen geben. Es wird so sicher gestellt, was man aus Kölers Worten „Musas cum Gratiis suavissima harmonia miscuit“ ohne weiteres nicht (vgl. Palm S. 138) schließen durfte, daß Opitz wirklich in Heidelberg Jurisprudenz studierte.[3]) Sonst ist aus der Antwort nicht viel zu lernen: Er habe, heißt es da, sofort aus dem Siegel ersehen, daß Freund Venator seine Hände im Spiel gehabt, er habe allen Grund zu fürchten, daß der sein Nachfolger in der Gunst Asteries geworden. Uebrigens sei er treu geblieben, ja selbst wenn er wolle, könnte er ihr nicht untreu werden, da die Heidelberger eine wunderliche Kälte, ja Angst vor dem Fremden zeigten. An die Dichtung denke er jetzt fast gar nicht, und wenn auch, das weibliche Geschlecht ginge das nichts an; seine Stelle sei am Spinnrocken, die Poesie verderbe die Jungfrauen. So möge sie denn das Schweigen seiner Muse ertragen und mit dem besseren Poeten Venator sich trösten. — Hierin liegt, glaube ich, eine versteckte Ankündigung seiner neuen Heidelberger Liebschaften, denen er allerdings weniger zahlreiche Dichtungen geweiht hat.

Noch in einem anderen Gedichte an Venator erwähnt Opitz seiner Görlitzer Geliebten, auch dieses sei hier mitgeteilt (Epigrammatum liber, p. 113).

---

[1]) Darauf bezieht sich die bekannte Stelle in der Poeterei, daß er sein Gedichte „zum theil vor etlichen Jahren selber“ zusammengelesen.

[2]) So bittet in einem frivolen Wortspiel Silvia (Epigrammata p. 119): Ne gravis esto (Helios); levis nam fuit ille (Opitz) mihi.

[3]) Auf die Verse: „Hat auch ein solches Recht Justinian gelehret? Habt ihr's mit mir vorhin zu Heydelberg gehöret“ (Auff Herrn E. Langens Hochzeit) verwies schon Hoffmann; sieh auch oben S. 68.

In poemata Venatoris.

Quid facis? aut quibus absolvis tua tempora rebus,
Lingelsheimiacas inter, amice, dapes,
Dum patrias tantum iam conspicis eminus oras
Nec tibi quo vellem viuere more licet?
5 Ut video, versus e chartis colligis illos,
Quos ipsae vatum te docuere deae.
Sic me Phoebus amet, nil nobis gratius unquam
Ex libris misit Lipsia pulchra suis.
10 Forsitan hic etiam nostri tibi mentio facta est,
Si vetus in memori pectore viuit amor.
Forsitan Asteries alio nunc igne calentis
Dulce prius quaedam pagina nomen habet.

Auf die Zeit dieses Gedichtes erlaubt wohl einen Schluß der Brief, den Opitzens Freund Chr. Köler aus Straßburg, wo damals auch Venator bei Lingelsheim eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, am 8. August 1626 an den schlesischen Dichter sandte (Jaski S. 10) . . . . Peto a te iam summopere, ut Berneggerianis respondeas et poemata mea si tanti aestimas euphemia aliqua exornes. Zincgrefius, Venator, Creutzius et alii sua poemata meis reliquarii loco adiungent, also eine Nachahmung der Opitz-Zinkgrefschen Sammlung von 1624. Leider ist aus dem Plane nichts geworden (Euphorion 1, 305). Mit Z. 9 ist wohl ein Meßkatalog gemeint, vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie 21, 26 (20. November 1626): De poematis tuis (Kölers) catalogus Francofurtensis indicauit. So viel aber zeigt die poetische Epistel, daß Opitz an Asterie noch um 1626[1]) denkt und nicht ohne Betrübnis ihrer Untreue Erwähnung thut.

Noch zwei Stellen seien erwähnt, um das Bild von dem Görlitzer Verhältnis zu vervollständigen. Als Caspar Kirchner nach seiner Rückkehr, im Jahre 1618, sich verlobte und die Freunde aufforderte, ihm Gratulationsgedichte zu seiner Vermählung[2]) zukommen zu lassen, entsprach Opitz der Aufforderung durch zwei Gedichte (Silvae S. 63 ff.),

---

[1]) Sollte meine Ansetzung nicht richtig sein, so könnte doch wohl nur das Jahr 1625 in Betracht kommen.

[2]) Opitz sagt allerdings in seinem biographischen Briefe, die Heirat habe 1618 stattgefunden. Aber der Schluß des deutschen Hochzeitsgedichtes: „Vnd wann das streiten nicht in Böhmen grösser were" ist notwendig auf das Jahr 1619 zu beziehen. Oesterley hat hier, wie leider noch öfters, die falsche Jahreszahl eingesetzt. Sieh Witkowski, Centralblatt für Bibliothekswesen 5, 531.

während ein drittes (S. 51) schon vorher dem Bräutigam übersandt war. Die Hendekasyllaben (S. 63, sieh oben S. 65) erwähnen der Geliebten nur versteckt; wenn Kirchner gar schon an das Heiraten denke, so dürfe er sich auch nicht wundern, quod iam posito gravi Maronis Summi pondere castiore gressu Gyros contraho carmen in minores. Die 54 Hexameter (S. 64) gedenken ihrer am Schluß:

At mihi si, quamvis ab avo descendimus uno,
Praesenti non esse licet vultusque meorum
Asterienque meam cogor vitare, benignus
Fatorum concedat amor, reduci alite laeto
Ut vestros detur tamen olim cernere natos.

Nuptiarum promulsio nennt daher Opitz seine beiden Carmina, er schrieb sie längere Zeit vor der Hochzeit, die am 18. März 1619 stattfand.[1] Kurz darauf brach er schon nach Heidelberg auf. Kirchner wollte ihn zurückhalten, aber der junge Dichter brennt vor Verlangen, Neues zu lernen, nicht hinter den anderen zurückzustehen und Ruhm zu erwerben (Silvae, p. 66. Ad eundem. Peregre abeuntis).

Quare valete prospere; et tu civitas[2])
Mei imperatrix atque Seiren pectoris,
Et si quid uspiam tui placuit, vale.

Daß er seiner Sirene die Treue nicht gehalten, wissen wir; er beruhigt sich mit den Worten, die ihm nachher noch von manchen Dichtern nachgebetet wurden („An eine Jungfraw", bei Zinkgref S. 48 „Elegie an seine newe Liebe"):

Verzeihe mir, Asterie mein Leben,
Weil ich jetzundt so sehr weit von dir bin,
Daß ich mich hab in ander Holdt ergeben,
Vnd frembde Gunst mir kommen in den Sinn.
Ich habe dich in ihren Augen (Delias) funden . . .

Und lang genug ist die Leporelloliste, vielleicht nicht einmal vollständig, in dem Gedichte „An Nüßlern" (1624):

---

[1]) Dazu stimmt das Epigramm Ad Mich. Bartschium (7. Mai 1622 in Bunzlau geschrieben): Nonne hoc (Veneris opus) cum noster quondam Kirchnerus agebat, Ibam ad nunc moesti littora foeta Nieri? (Silvae, p. 101).

[2]) Görlitz. Das Gedicht ist in Bunzlau verfaßt. Ebenso die anderen, vergleiche Silvae, p. 63: es will heuer nicht Frühling werden, „paternum Sero constiterit gelu fluentum (Bober).

Mir auch . . . :
Gefiel Asterie; vnd als ich diese ließ,
Durch Reisen, welches mich von jhrer Seiten rieß,
Kam meine Sylvia, die schon liegt in der Erden,
. . . . dann die lange Vandala und nach der Heimkehr aus Weißenburg Flavia.

Köler folgte den Spuren des Meisters im Lieben und Dichten; er wußte, daß es keine Schemen waren, die jener geliebt, fragte deshalb gelegentlich einmal (Ende 1626) nach ihrem Schicksal. Opitz antwortete am 13. Februar 1627 von Breslau (Zeitschrift für deutsche Philologie 21, 27) . . . . . Illam, de qua in nugis meis tot sunt amatoriae delitiae, caue credas esse nobilissimi apud nos uiri filiam. Jamdiu apud plures est Galatea siue Siluia siue quod aliud nomen puellae inferioris fortunae dedi. Asterie war somit nicht inferioris fortunae, aber andererseits auch nicht eines sehr vornehmen (Görlitzers) Tochter.

Sollte es nicht möglich sein, noch etwas weiter zu kommen und so, was der Dichter vor seinem Freunde verheimlichte, den profanen Blicken einer späten Nachwelt zu enthüllen, so glücklicher zu sein, als es in einem viel Aehnlichkeit bietenden Falle Otto Taubert war, als er den völlig mißlungenen Versuch machte, das „Rosina-Phantom" des Paul Schede (Melissus) zu beleben?[1]) Unter den Schönen der Stadt Görlitz auf eine zu fahnden, die im Winter 1617/18 vierzehn Jahre zählte,[2]) möchte als ein thörichtes Unterfangen erscheinen, das, selbst wenn es erfolgreich wäre, keinerlei Nutzen brächte.

Wie aber, wenn unter den Töchtern des ehrbaren Rektors Elias Cüchler, mit dem Opitz unter einem Dache wohnte, eine sich befunden hätte, auf die jene Angabe paßt? Das gäbe doch zu denken. Das ist nun aber in der That der Fall. Ein günstiger Zufall hat es gefügt, daß wir über die Familienverhältnisse des Görlitzer Rektors genauer informiert sind (Jancke, Einige historisch-genealogisch-kritische Zusätze und Berichtigungen zu Knauths Gymnasium Augustanum. II.

[1]) Torgauer Programm 1864, dagegen in einem vortrefflichen Aufsatz E. Höpfner, Zeitschrift für das Gymnasialwesen 19, 337. Melissus selbst hat das Forschen nach seiner Geliebten als vergeblich bezeichnet: Nulla est, Carole, nulla: ficta plane est. Obwohl er sie schon per bis terna fere lustra liebt, nennt er sie doch nec visam nec posthac forte videndam. Nur im Heiligtume seiner Minerva lebe sie.

[2]) Das hübsche Gesicht, das lange Haar, der milchweiße Teint, die Rosenwangen und die Purpurlippen, die V. Venator sonst noch hervorhebt, ergänzen das Bild Asteries in gar zu unbestimmten Zügen. Der Dichter selbst weiß von dem Wunderwerk ihrer Augen nicht genug Rühmens zu machen.

Neues Lausitzer Magazin 41. Jancke benutzt ein ihm gehöriges genealogisches Manuskript des 17. Jahrhunderts): „Cüchler heiratete 1596 4. November Hans Körners oder Kerners, Chirurgi in Hirschberg, Tochter, die 1634 29. November starb. Ein Sohn Elias Cüchler, geboren 1597,[1]) starb 1622 als Studiosus. Eine Tochter Elisabeth, geboren 1599, heiratete 1620 den Subdiaconus Gregorius Richter in Görlitz[2]) und ward 1633 Witwe, . . . gestorben 1639. Eine Tochter Rosina, geboren 1603, heiratete 1623 den Pastor Paul Schubarth in Rothenburg und wurde 1631 Witwe, verheiratete sich aber 1632 mit dem Görlitzer Amtssekretär Alberti, sie starb 1637 in puerperio. Cüchlers Sohn Georg, geboren 1608, starb 1645 als Stadtrichter aet. 37 Jahr." Die 1603 geborene Rosina war also, als Opitz in Görlitz weilte, in der That vierzehn Jahre alt, und die argwöhnische Mutter, die Asterie in ihrer Einfalt nach dem Inhalt der Liebesgedichte (tua carmina Z. 29) fragt und, da sie den Verfasser nicht verrät, zum Zorne reizt, wäre so auch urkundlich für jene Zeit erwiesen. Aber freilich was spricht denn für die Gleichsetzung Asteries mit jener Rosina? Das übereinstimmende Lebensalter kann doch nicht als hinreichender Beweis gelten. Zum Glück kommt uns eine authentische Aeußerung von einem der Beteiligten zu Hilfe, von keinem Geringeren nämlich als Opitz. Im Jahre 1619 ließ Opitzens Lehrer, Dornau, ein seit langem sorgfältig vorbereitetes Foliowerk erscheinen, zu dem er in der Zeit seiner Krankheit gesammelt hatte: sein zwar wunderlich angelegtes, aber durch die Vereinigung mannigfachster, z. T. sonst nicht gedruckter Literaturwerke doch recht wertvolles Amphitheatrum Sapientiae Socraticae ioco-seriae, hoc est encomia et commentaria . . ., quibus res, aut pro vilibus vulgo aut damnosis habitae, styli patrocinio vindicantur, exornantur (Hannoviae, die Zuschrift an Johann Christian von Liegnitz, ist vom 10. März 1619 aus Beuthen datiert). Auch die Rose findet hier ihre Lobredner (S. 184—194): antike (Anakreon, Ausonius) wie moderne (Passeratius, Acidalus, J. Camerarius, N. Chyträus u. s. w.), prosaische (Mich. Gehler) wie poetische (die meisten). Unter den letzteren liest man als letztes das folgende Anakreonteon:

---

[1]) „Elias Kuchler Gorlicensis Lusatius (propter aetatem non iuravit)." Frankfurter Matrikel vom Sommer 1612. Im Wintersemester 1617 wurde er vereidigt, supplevit 4 gr.

[2]) „1615. 12. Maij die Gregorius Richterus, Gorlicius": Heidelberger Matrikel; 1619 kam er als vierter Schulkollege an das Görliser Gymnasium, das geistliche Amt bekam er 1624, † 1633. Als Verfasser geistlicher Lieder in Opitzischer Manier wird er genannt. Sein Vater, Gregorius Richter, der gegen Jakob Böhme schrieb, war mit Opitz bekannt.

Mart. Opitii / Silesii Rosa ad / Rosillam.

JUuenantibus Poëtis
Rosa ordium canendi,
Rosa Etesiarum ocellus;
Rosa muta lingua Florae,
5 Rosa pompa nuda Peithûs,
Rosa Gratiae dioptra,
Rosa semihulca pubes
Horae nec impudica,
Rosa Cypridis labella,
10 Rosa carminum tabella,
Rosa basii medulla,
Rosa mel puellulorum,
Rosa lac puellularum,
Rosa temporis cachinnus,
15 Rosa ventuli susurrus,
Rosa amantium catena,
Rosa lectulus superbus,
Rosa rubra nuptiarum
Obelus aurearum,
20 Rosa dosque flosque florum,
Rosa osculum Rosillae
Rosa corculum Rosillae,
Juuenantibus Poëtis
Rosa exodus canendi.

Das Gedichtchen steht noch in der ersten Hälfte des umfangreichen ersten Bandes, wird also ziemlich lange vor März 1619 eingesendet worden sein. Bei einer so eindrucksfähigen Natur wie Opitz, der der augenblicklichen Stimmung so leicht erlag und so gern ihr einen Ausdruck lieh (sieh den zweiten Teil), darf man annehmen, daß die anakreontische Form sich ihm durch die Beschäftigung mit den Anakreonteen ergeben hatte. Sie lernte er aber wohl, wie die Anthologie und die Lyriker, in Görlitz bei Cüchler kennen. Und wenn das Ganze in eine Verherrlichung einer Rosilla ausläuft, auch die vorhergehenden Verse stark erotisch gefärbt erscheinen, so dürfen wir auch hier eine Andeutung, jedenfalls den Einfluß eines Herzenserlebnisses vermuten. Die Variation des Namens aber ist an sich nicht auffällig, für Rosina insbesondere wird sie, wie mir von sachkundiger Seite versichert wird, auch sonst bekundet.[1] Und ist es denn etwas so Außergewöhnliches, daß der Herr Kandidat — und als Candid. Poës. & L.L. ac Philol. Studiosus zeichnet Opitz schon Herbst 1617 ein Gedicht — seine Augen und Wünsche bis zu der reizenden Tochter des gestrengen Herrn Rektors erhebt? Oder etwa verwunderlich, daß diese in sprödem Stolz von dem armseligen Philologen nichts wissen mag, seine Huldigungen verschmäht — darüber aber klagt Opitz, wie wir sehen werden — und höher hinaus will? Wunderlich könnte eher erscheinen, wenigstens in unserer Zeit, daß die Stolze nicht zur Strafe sitzen geblieben ist, sondern, gewiß zum höchsten Schmerze ihres Verehrers, später einen

[1] „So nennt Günther seine Leipziger Geliebte Anna Rosina Lange in spielenden Variationen: Rosette, Rosilis, Rhodanthe. Vergleiche auch die Anspielungen in „Schertzhafte Gedanken über die Rosen“ (Gedichte S. 329)“. A. Kopp.

würdigen Ehegemahl in der Person des Pfarrers Schubarth gefunden hat, noch wunderlicher freilich, wie schon bemerkt, daß Opitz einer so langjährigen Liebe überhaupt fähig gewesen. An dieser Verwunderung aber trägst du, Freund Opitz, selbst die Hauptschuld. Oder schriebst du nicht im Jahre 1625, als du dem Fürsten Ludwig zu Anhalt deine Gedichte weihtest, in der Zuschrift: „Sie (die Tadler der weltlichen Gedichte) wissen nicht, vnnd wollen nicht wissen, daß in solchen Getichten offte eines geredet, vnnd ein anderes verstanden wird . . . .; wie dann Asterie, Flavia, Vandala vnnd dergleichen Namen in diesen letzten Büchern nichts als Namen sind, vnnd so wenig für wahr sollen auffgenommen werden (wie die Scaligers . . .)“? Freilich in der späteren Auflage (1639), da schlug dir doch das Gewissen über diese kleine Ungenauigkeit, und du fügtest vor „nichts als Namen“ das bedeutungsvolle Wörtlein „fast“ ein. — Immerhin, die uns allerdings kaum mehr begreiflichen Ansichten der Zeitgenossen, gegen deren Urteil anzukämpfen dem Dichter stets fern lag, zwangen ihn zu dieser Fiktion, wir aber freuen uns, daß wir es nicht mit fiktiver Liebe und nicht mit fiktiven Gedichten zu thun haben, sondern daß die Asterie wirklich gelebt hat, von ihm wirklich lange und innig geliebt wurde und daß er wirklich, wie das Hochzeitsgedicht berichtet, an dieser Liebe zum deutschen Dichter, zum Begründer der neuen Kunstlyrik geworden ist.

Ihre hauptsächlichsten Dokumente sollen nun noch im folgenden vorgeführt und zugleich kurz gezeigt werden, was außer der Liebe noch weiter bestimmend auf Opitzens poetische Entwickelung in Görlitz einwirkte.

Asterie-Lieder.

Vorbemerkung.

In der im Jahre 1621 geschriebenen Vorrede „an den Leser“ vor Heinsius' Lobgesang Jesu Christi (Zinkgref S. 118) erzählt Opitz von „etlichen Holländischen Reimen — auff welcher art dieser Lobgesang gemacht ist“ — die ihm vor wenigen Jahren „zue handen gestossen“; sie haben ihm „wegen sonderer bequemigkeit sehr gefallen, vnd vnderweilen, wann mich der verdruß schwereren studierens ankommen, mit vnserem Deutschen dergleichen versuch zue thun anlaß gegeben. Ob nun zwar damals meine einfälle vnd gedancken mehrertheils nur auff weltliche sachen (wie dann die jugend auß mangel reifferen verstandes im brauch hatt) gerichtet waren“, so wurden ihm doch viele gelehrte Männer gerade deswegen geneigt und rieten zur Veröffentlichung. Wer die Stelle unbefangen betrachtet, kann jene „holländischen Reime“ nicht von Heinsius Gedichten verstehen, die schwerlich in diesem Zusammenhang so unbestimmt bezeichnet werden konnten (und doch fassen Palm, Beiträge 144, Berghöffer, Martin Opitz' Buch von der deutschen Poeterei 34 f. die Worte so auf). Gemeint müssen vielmehr ältere holländische Gedichte sein, deren Verfasser Opitz nicht nennen konnte oder nennen wollte. Und solche Dichtungen müssen allerdings auch aus anderen Gründen

vorausgesetzt werden. Wäre der holländische[1]) Alexandriner Opitz gleich durch Heinsius bekannt geworden, sein Entwickelungsgang wäre ein schnellerer und einfacherer gewesen, das Accentgesetz würde er früher erkannt haben. Nun aber führen eine ganze Anzahl schon bei Zinkgref stehende Gedichte auf vorheinsische Quellen (letztere werden allerdings meist erst in den späteren Ausgaben angedeutet): 1. Frülings Klagegetichte. Einen grossen Theil aus dem Niederländischen: wie auch die nechstfolgenden vier Carmina. (Der Poetischen Wälder fünfftes Buch, 1625, S. 137. Gemeint sind mit den 4 Carmina) 2. Geburtgetichte (S. 143). 3. Vom Abwesen seiner Liebsten (S. 145). 4. Newjahrs-Getichte (S. 146). 5. An eine Jungfraw (S. 147). — 6. An die Augen seiner Jungfrawen. Fast aus dem Holländischen (Sonett VIII, S. 209). 7. Auff einen Kuß. Auch zum theil aus dem Holländischen (Sonett IX, S. 210). 8. Sonett XIV. Zum theil aus dem Niederländischen (Cupido, so du bist nichts anders als ein Kind, S. 213). 9. Sonett XVI. Aus dem Niederländischen (Was wil ich vber Pusch, S. 213). 10. Ode VIII. Fast aus dem Holländischen: wie auch das nachfolgende (O du Gott der süssen Schmerzen, S. 192). 11. Ode IX (Corydon sprach mit Verlangen, S. 193). 12. Epigramma auß dem Holändischen. (Nur bei Zinkgref, S. 35). Mir schien die Angelegenheit für die Erkenntnis der Opitzschen Dichtkunst so wichtig, daß ich mich entschloß, einen Kenner der niederländischen Poesie, Herrn Oberlehrer Dr. Bolte, um seine Unterstützung zu bitten. Er vermutete sofort, daß Opitz eine Anthologie von Gedichten verschiedener — nicht genannter — Verfasser benutzt habe, wie sie damals üblich waren. Nach kurzem Suchen fand er denn auch die Sammlung (gelegentlich eines Ferienaufenthalts) auf der Gothaer Bibliothek. Sie führt den Titel: Den / Bloem-Hof / Van de Nederlantsche Jeught / beplant / Met uijtgelesen Liedekens en dichten, / Vergeselschapt met eenen Maywagen / door verscheyden Liefhebbers geco^w: t / Noyt in den druck gesien. / t'Amstelredam. / Bij Dirck Pieterss in / de Witte Parsse op / het Waeter / a° 1610. / 4 Bl. + 106 S. Quer 4°.[2]) Hier stehen nun alle die genannten Dichtungen mit alleiniger Ausnahme von Nr. 5 und 12. Von welcher Wichtigkeit die Entdeckung Boltes ist, wird sich erst recht im zweiten Teil des Aufsatzes zeigen. Hier möge, bevor wir weitere Mitteilungen daraus geben, dem Gelehrten aufrichtiger Dank ausgesprochen werden für die freundliche Ueberlassung seines Fundes und besonders für die aufopferungsvolle Mühe, die er mit der vollständigen Abschrift der in Betracht kommenden Gedichte auf sich zu nehmen nicht verschmäht hat — Die Zeit der Bekanntschaft mit dem Bloem-Hof ist mit Sicherheit zu bestimmen. Im Hipponax, der, wie wir sahen, 1618 in Görlitz erschien, steht in dem Anhang deutscher Gedichte (oben S. 59) eines der oben aufgezählten Sonette (Nr. 9) mit der Ueberschrift: E Belgico. So fallen denn auch die andern Uebersetzungen, scheint es, meist in die Görlitzer Periode, sämtliche Alexandriner wenigstens (außer den frei bearbeiteten) vor den Beginn des eingehenderen Studiums der Gedichte des Heinsius (etwa Frühjahr 1618, sieh den zweiten Teil). Und wie sehr für einen verliebten, etwas sentimentalen Gesellen, wie es damals unser Opitz war, das Heft sich eignete, zeigt schon der Titel, noch besser freilich der Inhalt der Dichtungen, die widertönen von all den kleinen und großen Freuden, von all den sehnsüchtigen Hoff-

1) Er begann übrigens mit der Nachbildung des französischen, vergleiche Aristarch S. 98: Memini . . . . . Maecenati meo (Tobias Scultetus) Germanicos quosdam meos, Gallico more effictos, versiculos non ita pridem fuisse oblatos.

2) Es gab übrigens noch eine Ausgabe des Liederbuches vom Jahre 1608; Herr Dr. Worp in Groningen hat ein Exemplar dieser Ausgabe freundlichst für mich eingesehen: „Die 10 Lieder werden alle auch im Bloemhof von 1608 gefunden. Nr. 5 und 12 fehlen auch hier."

nungen, Wünschen und Klagen, den schmerzerfüllten Vorwürfen, wie sie junge liebende Menschenkinder zu allen Zeiten in solchen Liedern äußern. Daneben kommt freilich der besondere Geschmack der Renaissance-Poesie in dem überreichen mythologischen Beiwerk und in der Vorliebe für schillernde Concetti, der holländische Ursprung aber in dem zwar gesitteten, aber auch oft unsäglich nüchternen Gefühlsausdrucke zur Geltung.

1. Elegien.[1])

An die Teutsche Nation.

17 In ihren äugelein hab ich das alles funden,
Was ich mich in diß Buch zu schreiben vnderwunden,
Das jrrdische Gestirn hat meinen hohen Geist
20 In dieses enge Meer der Eitelkeit geweist.
In dieses enge Meer, auff welchem meine Sinnen
Nichts als von Freundligkeit und Liebe dencken künnen.
25 Ich thue, Asterie, nach deinem wolbehagen
Vnd will dein hohes Lob biß an die Sternen tragen:
So weit der Teutschen Red und Tugendt ist bekandt,
Soll auch dein Ehr vnd Preiß durchtringen alles Landt.
O hohe werthe Seel in Weißheit außerkoren
30 Zum Spiegel weiblicher vollkommenheit geboren,
Sey mir mit deiner Gunst, mit deiner Huld bereit
Komm, komm, vnd laß vns gehn den Weg der Ewigkeit . . .[2])

Elegia.[3])

WEil daß die Sonne sich ins tieffe Meer begeben,
Vnd ihr gestirntes Haupt die Nacht hat vffgericht,
Sein Menschen, Vieh vnd Wild wie gleichsam ohne Leben,
Der Monde scheinet auch gar kaum mit halbem Liecht.
5 Ich, ob schon alles schläfft, muß ohn auffhören wachen,
Ich, ob schon alles ruht, muß ruhen ohne Ruh,
Ob schon die gantze Welt frey ist von ihren sachen,
Bring ich vor Liebes Brunst vnd Angst kein Auge zu.
Vnd dich, Asterie, hat auch der Schlaf vmbringet,
10 Der Tages Arbeit furth, des Todes Ebenbild,
Da mir der Zähren bach auß beyden Augen dringet,
Bistu mit sanffter Ruh auff deinem Beth erfüllt . . . .
25 Du auch,[4]) mein Leben, schleffst, ich muß in Nöthen wallen,
Du bist in guter Ruh, ich wache für vnd für,
Biß mich der letzte Todt wirdt endlich vberfallen,
Auff den ich sehnlich wart allhie bey deiner Thür.

---

1) Feci quod voluit: nunc claudos fingere iambos
Occepi, numeros nunc, Elegia, tuos.

Vergleiche S. 67. Die Skazonten sind der (unten zu behandelnde) Hipponax, die Elegien die längeren deutschen Gedichte in Alexandrinern; lateinische Elegien sind in der Görlitzer Zeit, soweit ich sehe, nicht entstanden. Aus der ersten Elegie sind einige Verse schon S. 65 f. mitgeteilt.

2) Zinkgref S. 1.

3) Zinkgref S. 68.

4) Wie Delia, während Pan sie ängstlich sucht.

Newjahr Gedicht.[1])

DJe Sonn hat ihre Reiß auff dieses Jahr vollendet,
Mein Lieb, ihr endet noch die harten Sinne nicht,
Die Sonn hat jhren schein nun wieder her gewendet,
Jhr wendet von mir ab der schönen Augen Liecht.
5 Was wünsch ich euch dann jetzt, mein Augentrost, vor Gaben,
In diesem newen Jahr? Gelt? Das besitzt ihr schon.
Gut Glück? Auch diß ist hier. Wolt ihr dann Schönheit haben?
Jhr habt sie allbereit, vnd wist zuvil darvon.
Noch etwas ist in euch, wofern ich es mag sagen,
10 Davon kompt alles Leidt vnd trawren bey mir her,
Ein grosses Bollwerck steht vmb ewer Hertz geschlagen,
Diß möcht' ich gerne sehn, daß es gefellet wer.
Die feste Mawer macht, daß meine freye Sinnen,
Mein vnverfälschte Lieb, vnd trewe Dienste nicht
15 Des Hertzens hohes Schloß vermögen zugewinnen,
Die Schantz ist allzu starck dem anlauff zugericht.
Ach daß durch diesen Wahll Cupido wolte schiessen,
Wo nicht, so geb er mir den Bogen vnd Gewalt,
Jch solt ein grosses Loch bald haben durch gerissen,
20 Da ich mein Läger hett vnd stäthen auffenthalt.
Seyt nun mit meinem Schatz vnd höchstem Gut verehret,
Dem Hertzen, welchs ich euch zum neuen Jahre sendt,
Verwahret es ja wol, daß es nicht wirdt versehret,
Wie das vergangne Jahr, so jetzundt hat ein endt.

Von den übrigen Elegien sei hier zunächst noch der umfangreichsten gedacht „Frülings Klag Gedichte (Lentes Clag-ghedicht)“,[2]) eines Prachtstückes der oben charakterisierten holländischen Renaissance-Dichtung. Im Original ist die Scene in Holland lokalisiert.

---

1) Zinkgref S. 35. Wohl Neujahr 1618 Asterie überreicht. Das niederländische Original (S. 12a) das ziemlich frei wiedergegeben ist, sei gleich angeschlossen.

Jaer-dicht, aen sijn beminde.

1. Ic wensch u dit nieuw Jaer voorspoedich gants en gaer
Veel heyls in uwen schoot, een liefst' in u ghedachten,
Ic wensch u voor en naer een soet ghewenste jaer,
Int soet ghewenste jaer veel soet ghewenste clachten.
2. Rijckdom, Fortuyns gheluck, eere des aertrijcx staet,
Schoonheyt des werelts lust, deucht der godvruchten croone
Sal ick u wenschen niet in't Jaer, dat nu aengaet,
Dat waer ins' Hollandts baen gebrocht niet ongewoone.
3. Een font is doch in u, so verr'ick't segghen mach,
Die wensch ick dat van u wert verre wech ghenomen,
Dat is, dat daer een Schelp (ghelijck een bolwerck plach
Om een bemuerde Stadt) is om u hert ghecomen.
4. Dees Schelpe die belet, dat mijn suyver beleyt
Mijn dienstbaerheyt, mijn trouw, u hert niet connen raken.
V hert wert steets bestormt van mijn ghetrouwicheyt,
Dan door dees dicke Schelp can het nu niet ghenaken.
5. So wensch ick, dat die liefd' dit jaer dees wal doorschiet
Of dat hy my eens leen den boogh met sijnder peesen,
Ick sond' een bresse groot door des schulp maken siet
Op dat ick selfs daer door in u hert mochte wesen.
6. Ick geef tot een nieuw jaer een d'aldergrootste gaven,
Die ick ter werelt heb, dat is mijn eyghen hert.
Gheeft ghy het maer die plaets of een bequamer haven
Dan t'lest voorleden jaer, dat nu verloren wert!

2) Zinkgref S. 18. Im holländischen Text sind es 212 Verse, bei Opitz 196.

25 Dies Nimphen die nu gaet met t' IAS Nimphen paren,
Daer d'Emstel ende het Ty, haer water vergaren.
Die van u fiere hooft, u blonde hayren soet
Laet sweren op ten stroom van uwe stille vloet.
Die voor u daechlijcx siet, dees fiere Maghet sweven,
30 Die dus voet mijn verdriet, int beste van mijn leven.
En ghy, die op den boort van Rheno sit end claecht,
Dat uwen ouden stroom gheheel nu is verjaecht . . .

Opitz faßt das in zwei Versen zusammen:

25 Ihr Nymfen die ihr auff den schönen Wasserflüssen,
Sehr offt auß grosser Lieb auch Thränen müst vergiessen . . .

Der Grund für diese Generalisierung ergiebt sich ohne weiteres, wenn man beachtet, daß auch das Klagegedicht für Görlitz und für Asterie bestimmt war. Stark melancholisch klingt auch die „Elegie. Von abwesen seiner Liebsten“ (Zinkgref S. 27. „Elegie. Of Clachte“) aus:

31 Wann aber ich von ihr mich werde müssen scheiden,
Begehr ich weiter nicht bey Leben mehr zu sein.

Die 12. Strophe des Originals schließt dagegen:

Het wel[c]ick met my nam, doen ick van haer ginck ryen,
En liet haer weer mijn hert, t' welck haer een tempel is.

Auch hier ist das holländische Lokalkolorit vollständig fallen gelassen, auch die bestimmte Angabe (Strophe 7) „Twelf daghen moet mijn hert noch met een nevel duycken“ fehlt. Das „Geburt-gedichte“ (Zinkgref S. 65) gehört eigentlich nicht zu dieser Gruppe, das holländische Sonett (Gheboort dicht) ist hier in 48 Versen ganz selbständig umgearbeitet worden, aber auch die fast fehlerlose Metrik verrät eine spätere Zeit, desgleichen die Zahl der Jahre (sieh oben S. 77)

7 Drey mahl sein jetzund gleich sechs Jahre weg verlohren,
Daß die durch Gütigkeit deß Himmels ward geboren,
In der ich alle Tag auffs new geboren werdt, ...[1])

und der bedeutungsvolle Schluß, dem nichts in der Vorlage entspricht: In Asterie vereinigen sich

33 Die Dinge, so doch sonst gar selten Freunde sind:
Die Schönheit, vnd die Zucht. Ich will mein Haupt bedecken
Mit einem Lorbeerkrantz, Ich will viel höher strecken
Die Sinnen, die Sie mir hat gantz vnd gar entzündt,
Verzeihe mir, mein Lieb, daß ich von dir zuschreiben
Mich vnderstehen darff: ich will dich einverleiben
Durch diese meine Faust der Vnvergänglichkeit.
40 Wann andre Heldinen hinfort genennet werden,
Die durch ihr Lob erfüllt all Oerter dieser Erden,
Wird auch dein hoher Nahm erschallen weit vnd breit . . . .

In das Frühjahr 1619, in die Zeit also unmittelbar vor der Abreise nach Heidelberg, führt endlich die Elegie „An die Asterien“ (Zinkgref S. 85):

1) Thien, halfthien, viermael een: heeft nu ghemaeyt de jaren,
Saturnus uwe jeught, Regente van mijn hert.

ZWeymal ist jetzund gleich der schöne Früling kommen,
Vnd zweymal hat der Frost deß Winters abgenommen
Der Bäwme grünes Kleyd, als Venus zu mir kam,
Vnd mich, Asterie, von Phoebus Seiten nam,
5 Vnd dir zugab . . .
9 Wie offt hab ich bißher gehoffet frey zu werden,
Wie offtmals hetten mich geführet von der Erden
Die Flügel der Vernunfft, wann nicht das weite Meer
Der grossen Freundligkeit in dir gewesen wer?
Jedoch wird dich vnd mich Thalia nicht verschweigen . . .

Unsterblich ist allein der Dichter, aus dem Himmel stammt sein Geist, der Neid kann ihm nichts anhaben.

30 Diß ist der alte Lauff. Ich, den du hier sichst stehn,
Vnd auch dein Lob mit mir, soll nimmer vndergehn —,

„es sey, daß ich hinfort" (in Heidelberg bei Gruter) in die tieffsinnigsten Schriften der Alten meinen Geist versenke: vom Pöbel bleib' ich getrennt. „Mit dem bescheidt Beger ich deiner Huld, vnd gegenfreundtligkeit". Ergieb dich endlich, damit du nicht einst, wenn ich dir genommen, spät und vergeblich Reue empfindest. Die Ewigkeit breitet nach dir ihre Hand aus:

63 Dieweil sie nun durch mich zu küssen dich begert,
Bin ich nit widerumb auch deines Kusses werth?

Mit dieser etwas aus dem pathetischen Ton fallenden, daher später auch ganz beseitigten Frage schließt das Abschiedsgedicht, das ein großes Selbstbewußtsein des jungen Dichters verrät (vergleiche den zweiten Teil). Die Liebe zu Asterie hat er, wie wir sehen, mit sich genommen nach Heidelberg und zwei Jahre später auch aus Holstein wieder heimgebracht.[1])

2. Epigramme.[2])

1.* Auß dem Grichischen.[3])

CVpido, mustu ja mit deinem Bogen schertzen,
Triff mich wohin du wilt, schieß nur nicht nach dem Hertzen.

2.* An die Sternen, daß sie jhm den Weg zeigen wollen.[4])

Ihr Fackeln dieser Welt, ihr ewig brennend Fewer,
Ihr Liechter in der Lufft, ihr Himmels äugelein,
Führt mich zu meinem Lieb: Kompt ihr mir nicht zu stewer,
So wirdt mein brennendt Hertz an statt der Sternen sein.

---

1) Die nur bei Zinkgref S. 51 stehende Uebersetzung (Elegie) aus Dan. Heinsii Monobiblo sei wenigstens (ihres stark erotischen Inhalts wegen) hier genannt. Das Gedicht „Elegie" (Zinkgref S. 6), später „Gedancken bey Nacht, als er nicht schlaffen kundte" betitelt, gehört zwar in die erste schlesische Periode, hat aber mit Asterie nichts zu thun, es ist teilweise aus Heinsius kompiliert, sieh unten. Dagegen wird in einem nur in der Straßburger Ausgabe (S. 76) abgedruckten, nicht eben feinfühligen „Hochzeit Gedichte" Asteries gedacht:
Die Nymfen haben es (des Bräutigams Klagelied) mit Wehmut auch vernommen,
Vnd mein Asterie hats lassen mir zukommen.
All mein Leiden, Lieb vnd Schmertze
Hat mein Hertze . . . .
Vorher heißt es nämlich: „Nit lengst hab ich gehört von einer Feldgöttinnen," daß jener ein Klagelied anzustimmen pflegte.

2) Die zahlreichste Gruppe. Freilich bietet sie keinen sonderlichen Reichtum an Motiven, einige werden vielmehr wieder und immer wieder behandelt; deshalb hat Opitz nicht ohne Grund 1625 eine ganze Anzahl nicht beibehalten, die beibehaltenen sind mit einem Sternchen bezeichnet. Die im Hipponax veröffentlichten folgen im zweiten Teil.

3) Anthologia Palatina V 223, Makedonios. Zinkgref S. 59.

4) Nach Anthologia Palatina IX 15, Ungenannter. S. 30.

3.* An die Liebste.[1])

Auß dem Grichischen.

WO fern die Zeit die Schönheit gantz vertreibet,
So brauche sie, weil sie noch ist bey dir,
Verwartet sie vollkommen für vnd für,
So gib sie mir, weil sie dir gleichwol bleibet.

4. Epigramma.[2])

ALs dich, O werthe Kron, der Hirte Paris sach,
Erschrack er, vnd fieng an: O Venus halt gemach,
Gib mir den Apffel her, dir ist zuviel geschehen,
Die schöne Nymf hab ich vorhin noch nie gesehen.

5.* Epigramma.[3])

WEil ich mein Lieb gantz freundlich thäte küssen,
War sie betrübt, vnd seufftzet inniglich,
Ich achte wohl, daß sie befahrte sich,
Es würd' jhr Schmertz sich gar zu balde schliessen.

6. Epigramma auß dem Holändischen.[4])

DIeweil man muß, zukriegen Himmlisch Gut,
Die Sünde beichten vnd beklagen,
Vnd zu entfliehn der Höllen heisse Glut
In seinem Hertzen Rewe tragen,
5 So bitt ich doch, O meines Lebens schein,
Gebt mir mein Hertz, das ich verließ bey euch,
Wolt aber jhrs behalten ja allein,
So beichtet mein vnd ewre Sünd zugleich.

7.* Epigramma.[5])

DIe Sonn, der Pfeil, der Wind, verbrent, verwundt, weht hin,
Mit Fewer, schärfe, sturm, mein Augen, Hertze, Sinn.

8.* Aliud.[6])

WArumb wirdt Amor bloß von Mahlern fürgestallt?
Je nackter ist die Lieb, je minder ist sie kalt.

---

1) Anthologia Palatina XII 235, Straton, Opitz hielt aber nach der Planudea Meleager für den Verfasser. Zinkgref S. 62. Sieh oben S. 59.

2) Motiv der Anthologie. S. 55.

3) S. 33. Ich lasse zunächst die Liebesepigramme in vers communs folgen, sie verwendete Opitz später nur noch selten. So ist unser Epigramm 1625 in Alexandrinern umgeformt worden (S. 229): „Als newlich ich mein Lieb vmbfieng mit vielen küssen . . . . . .“ Das Epigramm VI (1625) fehlt dagegen bei Zinkgref, obwohl es in vers communs verfaßt ist. „Du sagst, es sey der Spiegel voller List Vnd zeige dich dir schöner als du bist; Komm, wilt du sehn, daß er nicht liegen kan, Vnd schawe dich mit meinen Augen an.“ Vergleiche Poeterey VII.

4) S. 35; oben S. 86. Z. 2 und 4 nicht vers communs. Auch das einem griechischen Epigramme nachgedichtete „Echo“ (S. 97) gehört in die Asterie-Zeit, wir bringen es im zweiten Teil.

5) S. 29. Ein gutes Beispiel für die Manier des Euphuismus.

6) S. 26.

9. Epigramma.[1])

FLeuch wo dir hingeliebt, wohin du nur kanst kommen,
Fleuch mein Gemüthe, fleuch Lufft, Fewer, Wasser, Erdt,
Du magst doch nicht entgehn, dein vorsatz wirdt verkert,
Weil dich mein Lieb inn sich schon gäntzlich eingenommen.

10.* Epigramma.[2])

MEin Lieb, hat dein Gesicht so weit mich können bringen,
Wie solte denn wol nicht dein gantzer Leib mich zwingen?

11. Epigramma.[3])

ACh schicke mir doch zu ein Küssichin, mein Leben,
Fürchstu, daß auff dem Weg es jemandt möcht auffheben?
Ey druck auff meinen Mundt dein zartes Mündelein,
So wirdt es vor Gefahr der Diebe sicher sein.

12.* Epigramma an die Asterien.[4])

OB schon dein rother Mundt ist einer Rosen gleich,
Wo er wirdt andre sich zuküssen vnderfangen,
So wünsch ich, daß er doch werd also weiß vnd bleich,
Als mir von Liebes Pein sein worden meine Wangen.

13.* Epigramma.[5])

OB du gleich, Edles Bild, die schönste bist auff Erden,
Ob gleich dir alle Zier vnd Gaben vnderthan,
Wünsch' ich, Asterie, mir doch nit du zu werden,
Weil ich kein Steinen Hertz' im Leibe führen kan.

14.* Epigramma,

Vber der Liebsten Bildnuß.[6])

SO ist mein Lieb gestallt, so ist jhr Angesicht,
Ihr Halß, jhr roter Mund, vnd jhrer Augen Liecht,
Vnd wan der Mahler köndt abbilden jhre Sinnen,
Nichts schöners würde man auff Erden finden können.

15. Von der Asterie Ringe.[7])

WIe dieser Ring von Golt geschmiedet ist zusammen,
Wie dieser edle Stein scheint gleich den Fewerflammen,
So ist auch dein Gemüth so hart als Golt vnd Stein,
Vnd dein Gesichte scheint ein helle Fackel sein.

---

1) S. 55. — Die Epigramme „Die Blumen zu dem Krantz“ (S. 74, nach Joseph Scaliger). „An seine Freundin. Gleich wie der Morgenstern“ (S. 83) und „Ihr zarte Brüstelein“ (S. 86) sind wohl auch hierher zu rechnen.
2) S. 24.
3) S. 48.
4) S. 28.
5) S. 86.
6) Zinkgref S. 68. Vergleiche „Vber seiner Buhlschafft Bildnuß“ S. 33, auch die Uebersetzung des Epigramms des J. Scaliger (S. 57).
7) S. 76. Vergleiche „An das Armbandt“ „vmbbunden meiner Handt zum zeichen jhrer Trew“ (S. 100) und „An seine Buhlschafft. Den Spiegel send ich euch, jhr Spiegel aller Frawen“ (S. 50).

16.* Epigramma.[1])

Von seiner Buhlschafft Winter Rosen.

WAs wunder ists mein Lieb, daß wir dir blühen sehen
Die Rosen, da wir doch im kalten Winter sein,
Es ist genug daß sie dein Athem an thut wehen,
Vnd deiner Augen Liecht ist jhnen Sonnenschein.

17. Epigramma an den Schlaf.[2])

JCh wach allhie mit sehnlichem verlangen,
Du sanffter Schlaf hast gantz mein Lieb vmbfangen,
Erblickt sie dich mit einem Eugelein,
So wirstu bald von ihr vertrieben sein.

18. Die Augen der Asterie.[3])

ALs Asteris bey Nacht den Himmel angesehen,
Hat sie der Sternen zahl vermehrt durch jhren schein,
Vermagstu das, mein Lieb, wie mag es dann geschehen,
Daß mein Gesicht vergeht von deinen äugelein?

19.* Epigramma an die Sternen.[4])

Jhr Liechter, die man sieht am hohen Himmel schweben,
Rufft auff von jhrem Schlaf, erwecket mir mein Leben.
Wolt jhr dann nicht? Gewiß jhr merckt, wann sie erwacht,
Daß jhrer Augen Liecht euch gantz zuschanden macht.

20.* Epigramma.[5])

An die Nacht vnd das Gestirn.

DV schwartze Nacht, die du die Welt vmbfangen
Hast vberal mit Forcht vnd Dunckelheit,
Schemstu dich nicht, wann jhre rote Wangen
Mein Augentrost lest sehen weit vnd breit?
5 Jhr Sternen auch dörfft jhr von oben schawen,
Vnd lenger stehn, daß jhr euch nicht verwendt,
Wann jhr das Liecht der schönesten Jungfrawen,
So biß zu euch in Himmel reicht, erkent?
Wie möget jhr nicht also bald verbleichen,
10 Wenn jhr Gesicht als eine Rose blüht?
Aurora selbst die pfleget jhr zu weichen,
So daß sie auch für Scham blutroth außsieht.

21. An den Abendtstern.

ACh jetzund wolt ich gleich zu meiner Bulschafft gehen,
Nun weicht die Sonne wegk, vnd du wilt auch entstehen,
Du schöner Abendtstern, die späte Nacht bricht an,
So daß ich heute nicht zu jhr gelangen kan.

---

1) S. 61.
2) S. 76. Hiermit beginnt die lange Reihe der Epigramme, die das Wunderwerk der Augen seiner Asterie beschreiben sollen; sieh oben. Eine starke Beeinflussung durch die Anthologie, besonders das Platonische Epigramm VII 669 (vergleiche Nr. 18), liegt entschieden vor, sieh S. 74.
3) S. 80.
4) S. 27.
5) S. 24.

Antwort deß Abendtsterns.[1])

JCh sonsten Hesperus, hab jetzundt mich gewendet,
Vnd werde Lucifer, ich bin vorher gesendet,
Sey nit bestürtzt, daß ich den alten Lauff verkehr,
Weil deine Sonne kompt, so geh ich für jhr her.

22.* Als er bey Nacht den Himmel ansahe.[2])

DJe andre Sternen zwar seh' ich am Himmel schweben,
Allein an zweyen nur ist gleichwol mangel doch,
Du schöner Morgenstern, weck' auff, weck' auff mein Leben,
An jhren äugelein da fehlt es jetzundt noch.

3. Lieder.

Ein Anders.[3])

Itzundt kompt die nacht herbey,
Vieh vnd Menschen werden frey,
Die gewünschte Ruh geht an,
Meine sorge kompt heran.

Schöne glentzt der Mondenschein,
Vnd die güldnen Sternelein,
Froh ist alles weit vnd breit,
Ich nur bin in traurigkeit.

Zweene manglen vberal
An der schönen Sternen zahl,
Die zween Sternen, so ich mein,
Sind der Liebsten Aeugelein.

Nach dem Monden frag ich nicht,
Dunckel ist der Sternen licht
Weil sich von mir weggewendt,
Asteris, mein Firmament.

Wann sich aber naht zu mir
Dieser meiner Sonnen zier,
Acht ich es das beste sein,
Daß kein Stern noch Monde schein.

An sein Bulschafft.[4])

Vff die weiße: Angelica die Edle.
ASterie du Edle Schäfferin
Werd ich dich sehen schier?

---

1) S. 80.

2) S. 34.

3) S. 92, nach dem „Lied“: „Wol dem der weit von hohen Dingen“ (S. 91). Mir scheinen die beiden hier mitgeteilten (Heidelberger) Lieder zu den besten aus Opitzens Feder zu gehören. Sie haben auch das gemeinsam, daß sie gewissermaßen in abschließender Form früher in Epigrammen oder Elegien behandelte Motive in volkstümlicher Liederform wiedergeben.

4) S. 101. Vergleiche zur 4. Strophe die Elegie „Von abwesen seiner Liebsten“ (oben S. 89): „Werdt ich die Zeit wol sehn, daß doch der Tag anbreche, darinnen ich mein Lieb noch endlich schawen soll? Ihr Stunden laufft doch fort .....“, für das folgende aber hat Opitz wieder das holländische Original zu Rate gezogen: Strophe 9 T'sa morghen gaen ick scheep, Heer Eole wilt vullen De zeglen met den wint ..... Strophe 10 Neptunus, Venus

In deiner huld ich gantz verschlossen bin,
    Vnd lebe weit von dir.
Nur bey den wilden Thieren,
    Vnd in dem wüsten Walt,
Muß ich mein Leben füren,
    Das ist mein vffenthalt.

Kein schöner Baum, kein zartes Blümelein,
    Kein Orth mich trösten mag,
Kein Kalter Brun mit springender Fontein
    Erleschet meine Plag,
Mein augen auch wie Brunnen
    Sein gantz von Threnen naß,
Auch fast gar außgerunnen
    Durch Weinen ohne maß.

Kein Rath noch Hülff ohn dich mein Hertz erfreut,
    Kein Edler Lautenklang,
Kein grüner Platz erquicket mich in Leidt,
    Kein lieblicher Gesang,
Voll Zittern, Forcht vnd Zagen
    Ist mir die gantze Welt,
Nur trawren, seufftzen, Klagen,
    Alleine mir gefelt.

Ach komm, ach komm du sehr gewünschter Tag,
    Ihr Stunden eilet fort,
Daß ich doch bald mit frewden kommen mag
    Zu meines Lebens hort,
Laß Eolus die Winde
    Mich füren von dem Landt,
Neptunus gib geschwinde
    Mich in der Liebsten Handt.

Gehabt euch wohl ihr Nimfen in der Heidt,
    O Pan ich muß von dir,
Gehabt euch wohl, mein Schiff ist schon bereit,
    Das mich von hinnen führ,
Adie ich will verlassen
    Der Weisheit Lob vnd Ehr,
Minerva mag mich hassen,
    Mein Augentrost ist mehr.

vrient, die zal sijn stroom ghetyden, Den wint doen jaghen naer ..... Strophe 12 Comt, aenghenamen dach ..... Das Gedicht steht in den späteren Ausgaben nicht, dagegen als XI. Ode die bei Zinkgref S. 102 folgende „Palinodie oder widerruff deß vorigen Lieds".

ASterie mag bleiben wer sie will,
    Ich weiß nit mehr von jhr,
Ade Jungfraw, ein sehr vil höher Ziel
    Hab ich gestellet mir . . .
33 Weg Venus, weg, Cupido geh beseit,
    Ich selbst vergesse mein,
Und will jetzt gehn den Lauff der Ewigkeit,
    Vnd nit mehr irdisch sein,
Mir thut nur kunst gefallen,
    Die Tugent ist mein Ziel,
Asterie mit allen
    Mag bleiben wer sie will.

Also dieselbe gemachte, katzenjämmerliche Stimmung, die sich in dem Einleitungsgedichte „An die Teutsche Nation" kund giebt: 37 „Diß Buch ist mein beginn in Lieb vnd auch das ende."

4. Sonette.

Das erste datierbare Sonett ist, wie wir oben (S. 86) sahen, das aus dem Holländischen übersetzte „Was wil ich über Pusch, was wil ich über Sandt“, das sich bereits im Hipponax-Anhang (1618) befindet und daher von uns im zweiten Teil veröffentlicht werden wird. Hier sei — da er sicher auf Asterie zu beziehen ist — wenigstens ein Vers daraus angeführt:

12 O were nicht Demant jhr Hertz' vnd harter Sinn!
(Och! mocht haer herte niet van Diamanten zijn).

Damals hatte der Dichter offenbar nicht nur zahlreiche Epigramme, sondern auch schon manche Sonette in seiner poetischen Mappe. Dachte er doch daran, junctim omnia (lateinische und deutsche Gedichte) einmal herauszugeben. „Zum theil aus dem Niederländischen“ stammt das XIV. Sonett, dessen Schlußverse

Ey triff nur auch das Hertz der liebesten Freundinne,
Daß Sie mich, wie ich sie, auch wieder lieb gewinne,
So sag ich, du schießt recht mit Vortheil vnd Verstandt [1])

nicht nur inhaltlich, sondern auch wegen der rhythmischen Beschaffenheit in jene Periode zurückweisen. Das gleiche gilt von Nr. IX „Auf einen Kuß. Auch zum theil aus dem Holländischen“.

5 Ich mag gewißlich wol von gutem Glücke sagen,
Ich bin durch jhren Mund zu letzte noch erfreut,
Ein Nectar-küssichen ward mir nach langem Streit,
Die große Gunst hab ich dannoch davon getragen.
Götter, mißgönnt mir diese Freude nicht:
Der Kuß ist wohl verkaufft vmb all mein bitter Leiden.[2])

Das VIII. Sonett „Fast aus dem Holländischen“ erwähnten wir oben schon (S. 66). Hier sind recht deutliche Anspielungen auf Asterie:

Sonnet.[3])
An die Augen seiner Jungfrawen.

LEitSternen meines Haupts vnd meiner jungen Zeit,
Die als Planeten sein gesetzet meinem Leben,
Ihr Augen, wann ich euch so freundlich sehe schweben,
Bin ich gleich als entzückt, für vnerhörter Frewd,

---

1) Zinkgref S. 63. Die Verse lauten im Urtext:
Maer vindt doch eens het hert mijns vriendlix vyandinne,
Treft haer met eenen pijl vun een ghelijcke minne,
So segh ick, dat ghy recht en oock met ordeel schiet.

2) S. 68. Im Bloem-Hof:
5 Ick mach voorwaer te recht van mijn gheluck nu booghen,
Ick heb noch van haer mont ten lesten eens ontfaen,
Een Nectars kusken soet. daer door ick heb voortaen
Mijn leven door haer mont al cussende ghesoghen.
14 T'is duer ghenoech ghecoft om al mijn bitter lijden.
Die Bearbeitung ist also keineswegs genau in Anschluß an die Vorlage gegeben.

3) S. 50. Im Bloem-Hof steht auch dieses Gedicht. Sein Verfasser ist, wie Bolte feststellte, P. Cz. Hooft. Ich gebe es daher nach der neuen Leendertzschen Ausgabe (1874 I 24) wieder:

Sonnet.

Leitsterren van mijn hoop, planeten van mijn jeucht.
Vermogen oogen schoon in hemels vuyr ontsteken
Als ghij u vensters luickt soo sietmen mij ontbreken

5 Dann ihr beschliest in euch ein hohe Liebligkeit,
Vnd lieblich hoheit: Ihr, ihr könnt alleine geben
Genüge, rechte Lust, vnd nach dem alle streben,
Ist völliglich bey euch, O mein Gestirn, bereit.
Natura selber ligt in Finsternuß begraben,
10 Vnd mangelt ihres Liechts, von wegen ihrer Gaben,
Die gantz beschlossen sindt in solcher engen statt,
Doch ist sie enge nicht, vnd thut sich weit ergiessen,
Ja wüst' vnd groß genug fast alles einzuschliessen,
Weil sich mein arme Seel in ihr verjrret hatt.

Eine selbständige Behandlung desselben Themas stellt das nur bei Zinkgref S. 33 erhaltene „Sonnet von der Liebsten Augen dar". Opitz spricht von dem Wunderwerk der Welt.

Hett es kein, oder auch zwo, Sonnen, stünd es nicht.
5 Ich arm betrübtes Thier muß zweyer Sonnen liecht
Vertragen, die mir arg für meine Liebe lohnen,
Ja die bey Tag vnd Nacht auch meiner nicht verschonen,
Doch ärger ist die Pein, wann mir der Glantz gebricht,
Was Wunder ist es dann, daß ihr mich sehet sterben
10 Mehr als zehn tausentmal, eh' kaum hingeht ein Tag?
Vnd jmmer widerumb belebt zur newen Plag?
Ist sie mir allzunah, muß ich durch sie verderben:
Ist sie denn gantz hinweg, so hab ich lauter Nacht,
Doch wehl' ich mir den Todt, den mir die Hitze macht.

Aus historischen Gründen ist in dieselbe Zeit zu setzen das gleichfalls nur bei Zinkgref (S. 62) stehende Sonnet:

DJe Liebe kränckt mein Hertz, der Krieg das Vatterland,
Der Krieg mit Haß vnd Zorn, die Liebe mit dem Bogen,
Die Liebe saugt mich auß, der Krieg hat außgesogen
Vns vnd die Nachbarschafft mit Anstoß allerhand . . .
9 Es ist vnglücklich Volck die solche Herren ehren . . .
14 Es ist der beste Rath, ich lasse beydes stehn.

Vielleicht könnten noch andere angeführt werden,[1]) aber gerade die, welche Welti (Geschichte des Sonetts) mit Sicherheit der früheren Sonettdichtung zuweist: „Bedeutung der Farben" (Zinkgref S. 74) wegen des viermal ge-

---

Mijns levens onderhout, een teder soete vreucht:
5 Want ghij besluit daer in een saligende deucht
Vriendlijcke vrolijckheit; de Min met al sijn treken,
Jock, Lach, Bevallijckheit daerinne sijn geweken
En wat ter werelt is van wellust en geneucht.
Natuire die daer schijnt in droeve damp begraven,
10 Doort missen van u glans, betreurt haer rijckste gaven,
Die gh'altesaem besluit in placts soo nau bepaelt,
Doch nau en is sij niet, gelijck het schijnt van buiten,
Maer wijt en woest genoech om alles in te sluiten,
Daer sich mijn wufte siel soo ver in heeft verdwaelt.

Das grobe Mißverständnis in Zeile 1 („Leitsternen meines Hauptes" statt „meiner Hoffnung") ist Leendertz nicht entgangen; übrigens irrt er, wenn er meint, Opitz habe erst in den Niederlanden Holländisch gelernt. Z. 8 ist „o mein Gestirn" (später geändert) ein Zusatz des Uebersetzers, sieh oben.

1) Das Sonett über den ersten Brief der Asterie (S. 70), das ich im zweiten Teil bringe, gehört in die Monate unmittelbar nach der Abreise aus Görlitz. Auch das „Sonnet auß dem Latein Adeodati Sebae" S. 61 kann man in diese Periode setzen, vielleicht auch „Sonnet an seine Thränen. Auß dem Lateinischen Hugonis Grotij" (S. 34).

hobenen iambischen Verses und die Uebersetzung von Petrarcas Wesen der Liebe (Zinkgref S. 26) wegen der auffallenden Reimstellung, lasse ich der Heidelberger Zeit. Volkstümliche Verse verwandte Opitz nur in dieser, und andere als niederländische Vorbilder sind für die schlesische Periode nicht zu erkennen. Aber zweifellos sind letzterer, und zwar dem Görlitzer Jahre, die beiden Sonette zu verdanken, die ich hier zuletzt besprechen will.

Sonnet.

An der Liebsten Vatterlandt.

DV aller schönster Ort der Flüß vnd kalten Bronnen,
Dahin sich alle Zier vnd Lust hat eingestalt,
Dahin sich alles Gut begeben mannigfalt,
So jemals worden ist beschienen von der Sonnen,
5 Du aller schönste Statt, du Hauß der Frewd vnd Wonnen,
Printzeßin aller Stätt[1]) an Reichthumb vnd Gewalt,
Doch mehr, weil du erzeygt meins Lebens vffenthalt,
Der keine Schätze nicht verglichen werden können,
Verzeihe mir du Statt darinnen ich geboren,
10 Hier hab ich mir zu sein ins künfftig außerkoren,
Hieher hab ich allein mein Hertz vnd sinn gewandt.
Vnd ob es mir gleich schwer, daß ich dich werde meiden,
Will dennoch ich von dir, als jhr, viel lieber scheiden.
Dann wo mein Leben ist, da ist mein Vatterland.[2])

Daß Görlitz gemeint sei, bedarf nach dem Vorausgehenden keines Beweises. Hinsichtlich des ersten Verses erinnere ich an des oben genannten J. Meisteri descriptio, wo es Z. 34 heißt:

Hic gelidi fontes, totam quibus unda per urbem
Labitur abiegnis diffusa canalibus . . . .

und an des M. Val. Polidamus Panegyricus (1518 verfaßt) Z. 44 Sint gelidi fontes, sint stagna virentia musco, Sint rivi circum labentes. V. 10 ff. wird man nicht allzu ernst nehmen dürfen; den Gedanken, in Görlitz sich niederzulassen, gab er auf. Ueber die sehr fröhlichen Exkursionen, die er statt dessen nach der Neiße-Stadt unternahm, habe ich bereits gesprochen.

Sonnet an einen gewissen Berg.[3])

DV grüner Berg, der du mit zweyen Spitzen
Parnasso gleichst, du hoher Felß, bey dir
Wünsch ich in Ruh zubleiben für vnd für,
Vnd deine Lust gantz einsam zu besitzen,
5 Weil du mir auch vor aller Welt kanst nützen,
Dann wann ich bin auff deinen Klippen hier,
Seh' ich allzeit derjenen orth für mir,
Die für dem Tod alleine mich kan schützen,
Mein höchste Frewd vnd meines Lebens Leben:

1) „Doorluchtige Princes van Neerlants rijcke steden." Heinsius Elegie 1. Sieh oben S. 66. „Magdeburg . . . Princeßin deiner landen" Rittershausen.
2) S. 80. Nr. 5 in 1625.
3) S. 52. Nr. 8 in 1625.

10 So weiß ich auch, daß man sonst nirgendt findt
Mit solcher Zier ein einig orth vmbgeben,
Natura hat die Lust allher gesetzet,
Daß, die auff dich mit Müh gestiegen sindt
Hinwiderumb auch würden recht ergetzet.[1])

Da das Gedicht sich unmittelbar an das Sonett auf die Stadt Görlitz anschließt, so schien mir die Beziehung auf Asterie und einen Berg bei Görlitz wahrscheinlich. Ich fragte daher bei einem Sachverständigen, Herrn Dr. Buchwald in Görlitz[2]), an, seine Antwort setze ich hierher: „Der in Sonett VI gepriesene Berg kann nur die Landeskrone sein, ein doppelgipfliger Basaltkegel von etwa 426 M. Höhe über dem Meeresspiegel, etwa $1^1/_2$ Stunden von Görlitz entfernt und von der Umgegend sehr viel besucht.“ Möge es der genannte Herr nicht für ein Mißtrauensvotum halten, wenn ich seinem Zeugnis das eines um drei Jahrhunderte älteren Kollegen beifüge. In seinen Annales Gorlicenses berichtet Martin Mylius (sieh oben S. 63) I 2 S. 13 der Scriptores rerum Lusaticarum, auch von dem Berge, quem Coronam provinciae vocant. Er sei einst sehr befestigt gewesen. Ceterum in gemino vertice eius montis, qui dimidio fere miliari ab urbe abest, duae fuerunt arces sibi invicem oppositae . . . . . Dem Historiker sei ein Dichter angereiht, Opitz selber: Wir sahen oben, daß Gottfried Jacobi auf Leschwitz sein Besitztum hatte und oft hierhin sich begab, um der Liebespein zu entgehen. Aber es nützt nichts, überall wird er an die Geliebte erinnert:

73 Consulit aduersi bipatentia culmina montis:
Parnasso dominae vellet adesse suae.[3])

Zu bemerken ist dabei, daß Leschwitz (vergleiche die Karte der Oberlausitz in Scriptores rerum Lusaticarum I) südlich von Görlitz liegt und so der Landeskrone, die sich etwas mehr nach Westen erstreckt, näher ist als die Stadt. — Sonette auf bekannte Oertlichkeiten waren in der damaligen Dichtung beliebt, Opitz huldigt der Sitte wie in Görlitz, so später in Heidelberg, Straßburg und Bunzlau (Sonett 2, 3, 4). Uebrigens weisen auch die vers communs (sie finden sich nur noch einmal in dem Ronsard nachgebildeten Sonett 27 „Au weh! ich bin in tausend tausend Schmertzen“) das Gedicht der früheren Sonett-Dichtung des Schlesiers zu. Wir sahen ja, daß auch in den Epigrammen der Alexandriner allmählich zur Alleinherrschaft kam und so der fünffüßige Jambus nur in den frühesten Verwendung fand.

---

1) 12 ff. Vergleiche Anthologia Palatina IX 230 *Ἀμβαίνων Ἑλικῶνα μέγαν κάμες, ἀλλ' ἐκορέσθης | Πηγασίδος κρήνης νεκταρέων λιβάδων | οὕτως καὶ σοφίης πόνος ὄρθιος· ἢν δ' ἄρ' ἐπ' ἄκρον | τέρμα μόλῃς, ἀρύσῃ Πιερίδων χάριτας.* Dies oft übersetzte Epigramm des Onestes fand Opitz in der ersten Centurie der Cüchlerschen Anthologie. Für ausgemacht möchte ich die Benutzung nicht halten, obwohl es sich beide Male um einen „Musenberg“ handelt.

2) Ihm möge es verstattet sein auch an dieser Stelle herzlich zu danken für die bei wiederholten Anfragen bewiesene Hilfsbereitschaft. Den gleichen Dank habe ich Herrn Dozenten Dr. Herrmann in Berlin zu erstatten.

3) Ein auch sonst vorkommender frivoler Witz.

Goethes erste Walpurgisnacht und ihre Paralipomena.

Eine methodologische Untersuchung.

Von Veit Valentin in Frankfurt a. M.

Seit der Bereicherung, die die Kenntnis Goethischer Werke durch den erweiterten Einblick in ältere Entwürfe, Vorarbeiten und Notizen erfahren hat, ist es ganz selbstverständlich geworden, daß die kritische Behandlung eines Goethischen Werkes nicht mehr ohne sorgfältige Berücksichtigung der sie betreffenden Paralipomena stattfindet. Zweifelt nun auch niemand an dieser allgemeinen Verpflichtung, so ist doch die Berechtigung des Verfahrens keineswegs über allem Zweifel erhaben. Namentlich aber wird sie nicht in allen Fällen die gleiche sein können: sie wird von dem besonderen Weg abhängen, den die kritische Betrachtung einschlägt.

Der nächstliegende und auch am häufigsten betretene Weg der kritischen Betrachtung ist der der literarhistorischen Methode. Je reicher das Material für eine bestimmte einzelne Schöpfung ist, je mannigfaltiger es sich in seinem Bestande infolge der langen Dauer bis zur Vollendung des Werkes darstellt, je verschiedenartiger dessen Ziele in verschiedenen Zeiten gewesen sind, desto schwieriger, desto dankenswerter aber auch ist eine Sichtung des Materiales, das jeder Einzelheit ihre rechte Stelle innerhalb der Entwickelung des dichterischen Werkes zuweist. Ein solcher Fall liegt bei Goethes Faustdichtung vor. Hier würde sich für die literarhistorische Methode die bedeutungsvolle Aufgabe zur Lösung bieten, ein klares Bild von der historischen Entwickelung der Dichtung in ihrer wechselnden Gestaltung herzustellen, so daß sich für die Hauptabschnitte der Dichtungsgeschichte deutlich ergäbe, wie nach den vorhandenen Mitteln in einer bestimmten Zeit die Dichtung im Plane des Künstlers gestaltet gewesen sei. Hieraus würde sich eine Geschichte der Gestaltungen ergeben, die die Dichtung bis zu der Form durchzumachen gehabt hat, in der sie jetzt fertig vor uns steht. Hand in Hand damit ginge der Nachweis, wann ein bestimmtes Motiv eingetreten ist, wie es sich zu der damaligen Gestaltung des Planes

verhalten, was es für Wandlungen durchgemacht hat, bis es verschwunden oder in die endgiltige Gestaltung der Dichtung aufgenommen worden ist. Es ist keine Frage, daß eine solche stufenweise Darstellung des jedesmal vorhandenen Bestandes in seinem Zusammenhang nicht nur einen höchst wertvollen Einblick in eine Geistesarbeit sonder Gleichen ermöglichte: es würde auch für das Verständnis der Dichtung sicherlich außer einem festen Boden für jeden Zeitabschnitt auch für ihre schließliche Gestaltung ein großer Gewinn sich ergeben.

Wenn eine solche Klarlegung des Sachbestandes für jeden Hauptabschnitt dazu übergeht zu untersuchen, aus welchen Gründen der Dichter eine bestimmte Aenderung vorgenommen hat, warum er ein bestimmtes Motiv fallen gelassen hat und zu einem anderen übergegangen ist, oder weshalb er ihm eine neue Wendung glaubte geben zu müssen, so verbindet sich die literarhistorische Methode der kritischen Behandlung mit der ästhetischen Methode: die Gründe werden nicht mehr in der äußeren, durch den Sachverhalt gegebenen Beglaubigung gesucht, sondern in der Beurteilung des künstlerischen Zweckes, den das einzelne Motiv und seine besondere Gestaltung in dem Gesamtzweck der Dichtung verfolgt: gerade diese vereinigte Betrachtung kann für die Erkenntnis dieses Gesamtzweckes der Dichtung höchst fruchtbar werden.

In dieser verheißungsvollen Verbindung dieser beiden Methoden der kritischen Betrachtung liegt nun aber auch eine Gefahr, sobald ein einzelnes Motiv herausgegriffen und so untersucht wird, daß die eine Methode, die literarhistorische, das Uebergewicht hat: tritt die sehr wünschenswerte Verbindung der beiden Methoden ein, so wird die ästhetische Methode das entscheidende Wort zu reden haben, weil hier für die Feststellung der Bedeutung einer besonderen Gestaltung des Motivs die Berücksichtigung der künstlerischen Stellung des Einzelnen in der Gestaltung der Gesamtdichtung in Frage kommt. Ein Ueberwiegen der literarhistorischen Methode tritt aber ein, wenn zur Unterstützung eines Motivs die Paralipomena herbeigezogen werden und wenn dabei übersehen wird, daß das Paralipomenon nur für den Zustand der Dichtung auf einer bestimmten Stufe der Entwickelung, nicht aber für die endgiltige Dichtung eine entscheidende Bedeutung hat. Hieraus ergiebt sich eine ganz bestimmte Grenze der Berechtigung, ein Paralipomenon für die Beurteilung der Gesamtdichtung zu verwenden.

In seiner schönen und für die Klärung des Planes des Dichters in einer bestimmten Periode der Entwickelung der Kunstdichtung sehr wertvollen Untersuchung „Die Walpurgisnacht im ersten Teile von Goethes Faust“ (Leipzig, F. W. v. Biedermann 1894) hat Witkowski diese Grenze überschritten. Er erkennt zwar an, es sei „im allgemeinen

kein Kritiker verpflichtet, bei der ästhetischen Beurteilung eines vollendeten Kunstwerkes die Zeugnisse für die früheren Stadien der Arbeit zu berücksichtigen": es fragt sich aber, ob der Kritiker überhaupt in dem Sinne dazu berechtigt ist, daß er, wo ein Abweichen der fertigen Dichtung von einem früheren Plane vorliegt, schließen dürfte: der frühere Plan deutet eine vollständigere Ausgestaltung eines Motivs an, die fertige Dichtung hat von dem früheren Plane nur einen Teil benutzt: sie zeigt deshalb eine Lücke. Diese Berechtigung muß ich bestreiten, weil sie dem Wesen des künstlerischen Schaffens widerspricht.

Witkowski weist zur Begründung seines Verfahrens sehr richtig auf ein Beispiel aus einer anderen Kunst hin: solche Verweisungen sind, solange es sich um das Wesen des künstlerischen Schaffens und die in ihm hervortretenden allgemeinen Gesetze handelt, sehr fruchtbar und durchaus berechtigt. Es kommt nur darauf an das Beispiel richtig zu wählen. Witkowski sagt: „Nur der wird die architektonische Größe der Peterskirche richtig würdigen, der von Bramantes und Michelangelos Plänen weiß und im Geiste die Zuthaten Madernas und der Späteren beseitigt" (S. 65). Bramantes Plan, der mit dem Michelangelos in der Hauptsache, der Wahl des griechischen Kreuzes als der Form des Grundrisses, übereinstimmt, kann hier wenig besagen: man muß den nachträglich wieder aufgenommenen Plan Raphaels, das griechische Kreuz im Grundriß durch das lateinische zu ersetzen, sich klar machen, um eine Vorstellung von der beherrschenden Bedeutung der Kuppel zu erhalten, wie sie für den an den Bau Herantretenden erscheinen würde, wenn Michelangelos Grundriß beibehalten und das Langschiff nicht verlängert worden wäre. Auch ist es wohl eine Frage, ob Madernas Arkaden den Eindruck des Baues beeinträchtigen und nicht vielmehr die Großartigkeit der Gesamtwirkung erhöhen: es ist als ob die Kirche Arme ausstreckte, in die sie alle Herantretenden fassen möchte. Allein das Unrichtige des Beispiels liegt für unsere Frage in etwas Anderem: es darf als Beispiel kein Kunstwerk gewählt werden, an dem mehrere Künstler gearbeitet haben, sondern ein solches, das uns die verschiedenen Stadien in dem Schaffen und der künstlerischen Entwickelung eines und desselben Künstlers erkennen lassen. Betrachten wir etwa wie Dürer die Komposition „Christus am Oelberge", die er schließlich in die „kleine Passion" aufgenommen hat, allmählich reifen ließ. Eine Handzeichnung zeigt uns Christus in wilder Verzweiflung auf der Erde ausgestreckt, während der Engel den Kelch hält; eine weitere Stufe ist die, daß Christus kniet und verzweifelnd zum Engel aufschaut, der ihm statt des Kelches das Kreuz hinhält: diese Auffassung ist bereits in Holz geschnitten gewesen; dennoch hat Dürer sie noch verworfen. Er schafft nun Christus schmerzvoll aber mit Ergebung zum Engel

aufblickend, der den Kelch hält. Nach und nach hat sich der Künstler zu der Auffassung durchgerungen, die allein für den Zusammenhang der Passion des sich opfernden Heilands paßt, und hat sich nicht gescheut, die anderen Auffassungen, die als Einzelwerke sicherlich großartiger und ergreifender sind, bei Seite zu lassen. Dürften wir nun vielleicht schließen: die älteren Auffassungen sind das Großartigere, Bedeutendere, Bessere, und wenn wir das Werk in seiner eigentlichen Gestaltung erkennen wollen, so müssen wir eine dieser früheren Auffassungen der später gewählten substituieren? Müssen wir nicht vielmehr schließen, daß Dürer seine guten Gründe gehabt hat, diese ersten genialen Eingebungen dennoch zu beseitigen, und müssen wir nicht suchen, diese Gründe aus der Stellung des Einzelblattes im großen Zusammenhang des ganzen Werkes zu finden? Ein nur verzweifelnder Christus ist eben kein Heiland: ein solcher opfert sich freiwillig und ergebungsvoll. So menschlich wahr und großartig besonders das erste Blatt empfunden ist, so fehlt ihm eben das göttlich den Schmerz Ueberwindende, was allein für die Passionsentwickelung geeignet ist und mit ihr stimmt. Aber welch ein wertvoller Einblick in das Empfinden des Menschen Dürer und die künstlerische Selbstbeherrschung des Meisters Dürer wird durch Herbeiziehung der Paralipomena gewonnen: gerade diese Stufen der Entwickelung sind nach allen Seiten hin im höchsten Grade lehrreich. Aber falsch wäre es wiederum zu behaupten, wir könnten das Blatt wie es jetzt in der kleinen Passion sich befindet, erst richtig erkennen, wenn wir die Paralipomena daneben sehen: Tausende und aber Tausende sind von ihm ergriffen worden, gar viele andere sind von seiner künstlerischen Schönheit erfaßt worden und haben nie von den beiden Blättern eine Ahnung gehabt. Und für das Verständnis des Blattes innerhalb der Gesamtdichtung sind die Paralipomena auch heute noch nicht notwendig: das hindert nicht, daß ihre Kenntnis unsre Wertschätzung des Künstlers und unsre Achtung vor seiner Meisterschaft erhöht — aber der Einblick in die Schaffensart des Künstlers ist etwas ganz Anderes als der Einblick in das einzelne fertig vor uns liegende Kunstwerk. Für die methodische Behandlung wird sich hieraus ergeben, daß ein Künstler, je länger er an einem Werke vorbereitend arbeitet, um so mehr Möglichkeiten in Betracht zieht: das fertige Werk stellt diesem Werke gegenüber die endgiltige Wahl des Künstlers fest, neben der alle früheren abweichenden Entwürfe als von dem Künstler zurückgewiesen und nach ihrer Durchprobung verworfen erscheinen. Das braucht ihrer Trefflichkeit keinen Eintrag zu thun: es zeigt nur, daß der Künstler, der immer das Ganze im Auge hat, die Wirkung des Einzelnen in der besonderen Gestaltung, die ihm zunächst gut erschienen ist, für das Ganze und in

dessen Zusammenhang bei der endgiltigen Gestaltung seines Werkes nicht mehr gebilligt hat. Hiernach wird man kein Recht haben, eine frühere Gestaltung, weil sie, für sich betrachtet, vollkommener erscheint, als die richtigere gegenüber der schließlich von dem Künstler gewählten anzusehen und ihre Nichtverwendung als eine Lücke in der fertigen Dichtung zu bezeichnen.

Witkowski thut dies bei der ersten Walpurgisnacht. Er weist ausführlich alle die Quellen nach, die Goethe zur Verfügung für seine Kenntnis des Hexenwesens gestanden haben — eine wertvolle Bereicherung des Materials der bisherigen Kenntnis gegenüber. Er baut dann sehr schön die ganze Satansscene auf, wie sie Goethe sicher einmal geplant hat, und benutzt dazu geschickt die Paralipomena. Dies alles halte ich für berechtigt und dankenswert, so lange es sich darum handelt nachzuweisen, wie in einer bestimmten Zeit auf einer bestimmten Stufe innerhalb der Entwickelungsgeschichte der Dichtung der Künstler die Ausführung der Scene sich vorgestellt hat. Wenn aber Witkowski annimmt, Goethe habe „der Dichtung im ganzen wie der ‚Walpurgisnacht' im besondern geschadet, als er sich durch Unlust oder moralische Bedenklichkeit bestimmen ließ, seine Conception zu verstümmeln" (S. 64), und wenn er den Schluß zieht, daß infolge dieser Verstümmelung die jetzige Fassung der „Walpurgisnacht" eine Lücke erkennen lasse, wie auch der Abstieg zur Proserpina und die Belehnung durch den Kaiser solche seien, so kann ich dieser Folgerung aus der durch die Paralipomena angedeuteten reicher geplanten älteren Fassung nicht zustimmen: dem Wesen des künstlerischen Schaffens folgend muß ich annehmen, daß Goethe mit vollem Bewußtsein aus künstlerischen Gründen den älteren Plan verworfen hat. Diese Gründe müssen sich aus der Betrachtung der Stellung des einzelnen Gliedes im Ganzen erkennen lassen: sie müssen sich aus der Notwendigkeit der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze ergeben. Es muß also gezeigt werden, daß die jetzige Fassung der Walpurgisnacht der Aufgabe dieses besonderen Gliedes im Ganzen besser entspricht und somit richtiger ist als die ursprünglich geplante Durchführung.

Der Ausgangspunkt für eine Verständigung über diese Frage liegt in der Grundvoraussetzung: ist Goethes Faustdichtung im vollen Sinne des Wortes als Kunstwerk zu betrachten und kommt ihr die wesentliche Eigenschaft des Kunstwerkes, die Einheitlichkeit, zu? Witkowski steht mit mir auf diesem Standpunkt und vertritt ihn mit aller Entschiedenheit: er verficht „grundsätzlich die Einheit des ganzen Faust", er hält ihn „nicht nur für unsre größte Dichtung, sondern auch für eines der höchsten Kunstwerke" und begrüßt daher „jeden Versuch die Einheit zu beweisen mit Freude" (S. 52): „es hieße in der That,

Goethen das schwerste Unrecht anthun, wollte man die Einheit der Faustdichtung leugnen." Ich würde nun freilich die Einheit eines Kunstwerkes nicht als die „Beziehung aller Teile auf ein gemeinsames Interesse" bestimmen, da dieser Gesichtspunkt teils rein subjektiver Natur ist, teils aber auch zu allgemeiner Art: ich würde die Einheit des Kunstwerkes als das Ergebnis der deutlich erkennbaren Mitwirkung aller Teile zur Erreichung des zunächst in der Sache selbst liegenden Gesamtzweckes betrachten. Wie dieser sich gestaltet, hängt im einzelnen Falle von der Art des besonderen Kunstwerkes ab: bei dem Drama, dessen sachlicher Zweck die Darstellung einer Handlung ist, muß jeder Teil in erkennbarer Weise den Fortgang der Handlung nach ihrem Endziele fördern. Da der Fortgang der Handlung aber auf einem Widerstreit entgegengesetzter Kräfte beruht, so ist auch ein Hemmnis berechtigt, wenn es nur in seinem Endergebnis wiederum dazu dient die Handlung vorwärts zu bringen. Es wird das Zeichen hervorragenden künstlerischen Geschickes sein, Hemmnisse so eintreten zu lassen, daß gerade sie gegen ihre Absicht die Förderung hervorrufen.

Es kann nun keine Frage sein, daß für Mephistopheles das Interesse Faust bei Gretchen festzuhalten in dem Augenblick aufhört, in dem er erkennt, daß sein durch diese Verbindung Fausts mit Gretchen erstrebtes Ziel nicht erreicht wird. Dieses Ziel ist eben so fraglos die Erfüllung der Wette, auf deren Gewinnung sein Anspruch auf Fausts Seele beruht. Der Verkehr mit Gretchen hat für Faust nicht die ersehnte Erfüllung gebracht: da er im Genuß nach Begierde verschmachtet und sich zugleich eines schweren Unrechtes gegen Gretchen bewußt ist, so kann er den Augenblick hier nicht erleben, dem er Verweilen wünschen möchte. So liegt es nun im Interesse des Mephistopheles ihn von Gretchen loszureißen und zu neuen Versuchen, neuen Genüssen hinzuführen. Ein Mittel hierzu bietet ihm die Walpurgisnacht: tückisch benutzt er Fausts Wunsch, für Gretchen neue Geschenke sich zu schaffen, dazu ihn auf den Blocksberg zu locken: so weiß der Dichter die Walpurgisnacht vorzubereiten und mit der Handlung enge zu verknüpfen (V. 3660—3675 Weimarische Ausgabe).

Hat so das Hereinziehen der Walpurgisnacht überhaupt seine volle Berechtigung, so fragt es sich nun, wie es mit dem Einzelverlauf ihrer Erscheinung steht. Wie die Paralipomena zeigen, hatte Goethe ursprünglich einen viel weiter gehenden Plan der Ausführung gefaßt. Nach Witkowski gliedert sie sich in drei Teile: der Aufstieg zum Gipfel, anfangs Mephistopheles und Faust allein emporklimmend, dann in den Zug der Hexen hineingeratend und von ihm mit nach oben gerissen, das eigentliche Fest mit Tanz, Dilettantentheater und Anbetung des Höllenfürsten, und endlich die Thalfahrt, bei der wieder Mephistopheles

und Faust von der Menge der Geister fortgerissen werden und wider ihren Willen in eine Richtung geraten, die sie schließlich zur Richtstätte führt: hier werden sie Zeugen der Tänze und Gesänge, in denen Gretchens herannahendes Ende sich ankündigt. Faust erfährt das Schicksal dann deutlicher durch das Geschwätz der Teufelskinder, der Kielkröpfe, und beim heranbrechenden Morgen schließt sich unmittelbar die Scene „Trüber Tag. Feld“ an“ (Witkowski S. 37; im einzelnen ausgeführt S. 57—64). Das ist sicherlich ein sehr sinnvoller Plan und, wie alle ein selbständiges Glied des Ganzen bildenden Episoden der Goethischen Faustdichtung, ein kleines Drama für sich in deutlicher Gliederung. Aber die Walpurgisnacht ist keine Episode für sich: sie ist eine Scene innerhalb einer selbständigen Episode, der Gretchentragödie. Ihr Heranwachsen zur Selbständigkeit ist ein künstlerischer Fehler, weil hierdurch Motive mithereingezogen werden, die für die Haupthandlung keinerlei Bedeutung haben, die die Haupthandlung in ihrem Fortgange hemmen, aber nicht so, daß durch dieses Hemmen eine Förderung, sondern ein Aufenthalt, ein Ablenken des Interesses von der Hauptsache stattfindet. Die Anbetung des Höllenfürsten ist sicherlich für sich genommen ein Motiv, das einen Künstler, der im Bewußtsein des reinsten Zieles sich nicht vor der derbsten Derbheit zu scheuen brauchte, wohl zur Ausführung reizen konnte, und so weit sie vorhanden ist, läßt diese Ausführung nichts von satanischem Geiste vermissen — sehr richtig ist es hierbei, daß Witkowski sich bei der Anführung nicht des nutzlosen Feigenblattes der Gedankenstriche bedient: für den Wissenden verhüllt es nichts, den Nicht- oder Halbwissenden macht es erst darauf aufmerksam, daß hier etwas Besonderes zu suchen sei und fördert einen Reiz, den die Offenheit vermeidet. Was aber hat diese Anbetung des Satans, was dessen Erscheinen überhaupt mit Faust und Gretchen, was mit dem ihr unmittelbar bevorstehenden Schicksal zu thun? Ich muß es daher als einen Akt künstlerischer Weisheit betrachten, daß Goethe die Selbstbeherrschung hatte dieses dankbare Motiv nicht auszuführen, sondern dem straffen einheitlichen Gange der Handlung zu Liebe zu opfern: der große Künstler scheut sich nicht auch das an sich Beste rücksichtslos zu verwerfen, sobald es sich dem höheren Zwecke, dem ungehemmten Zusammenhange des Ganzen, störend in den Weg stellt — nur der kleine Künstler ist in seine Schöpfungen verliebt und schont selbst die unbedeutendsten, und mit Recht: hat er doch nicht das Gefühl der schrankenlos und verschwenderisch wirkenden Schöpfungskraft, die unablässig immer Neues zu gestalten vermag.

So ist allerdings an die Stelle des Satans selbst nur eine Andeutung getreten, und auch sonst ist manches damit überflüssig

geworden: ist aber damit die Walpurgisnacht wirklich so herabgesunken, daß sie nur noch als eine „lose eingefügte Episode“ bezeichnet werden darf?

Soll die Walpurgisnacht der Aufgabe genügen als dienendes Glied sich dem Ganzen einzuordnen, so wird sie zwei Forderungen zu erfüllen haben: sie muß für Mephistopheles das Mittel werden Faust von Gretchen abzulenken, und dieses Mittel muß sich als nicht genügend erweisen. Zu einer wirklich künstlerischen und speciell dramatischen Gestaltung wird diese Doppelforderung erst dann gelangen, wenn gerade das Mittel, das Mephistopheles anwendet, um Faust von Gretchen abzubringen, dahin führt, ihn um so energischer zu ihr hinzutreiben. Und eben um diese Forderungen zu erfüllen, hat Goethe die Ausführung der Walpurgisnacht anders gestaltet als sie der in den Paralipomenis erhaltene ältere Entwurf erwarten läßt.

Demgemäß gliedert sich jetzt die Walpurgisnacht in zwei große Massen: die Ablenkung Fausts von Gretchen und die durch Mephistopheles selbst sehr gegen seinen Willen veranlaßte Zurücklenkung Fausts zu Gretchen, so daß das ganze Zauberwesen stets in engster Beziehung zu der Haupthandlung, hier der Verbindung Fausts und Gretchens, und ihres Fortganges bleibt. Die erste Hauptmasse geht von V. 3834 bis 4023: Faust folgt dem Mephistopheles widerstandslos. Sollen wir als Miterleber der Handlung den Eindruck einer unter bestimmten Voraussetzungen zuzugebenden Wahrscheinlichkeit gewinnen, so muß der Uebergang von der Welt der Wirklichkeit in die Welt der Traum- und Zaubersphäre und der ihr eignenden Wirklichkeit deutlich bemerkbar werden. So sehen wir die beiden nicht, wie es Mephistopheles lieber gehabt hätte, auf Bock und Besenstiel reiten, was sehr zauberhaft gewesen wäre, sondern als irdische Wanderer die Höhe hinanklimmen, was Fausts Entzücken an der Natur entspricht, während Mephistopheles sich recht unbehaglich fühlt. Der Eintritt in die Zaubersphäre, in die Wunderwelt dieser Nacht, in der das Unglaubliche natürlich ist, bietet die Führung des Irrlichtes, das naturgemäß von dem rechten Weg der Alltagswelt ablenkt: sofort fühlen die Wanderer die Wirkung, zunächst Mephistopheles, der auf diese neue, ihm ungewohnte Weise die Zaubersphäre betritt und daher die erste Wirkung mit so „scheint es“ begrüßt. Die Verteilung des Wechselgesanges auf die drei Personen ist zweifellos: Witkowski führt die von Erich Schmidt (Weimarische Ausgabe 14, 280) gegebene als die wahrscheinlichste an. Sie muß es sein: auch andere haben nicht anders geurteilt, wie ich mir selbst seit lange diese Verteilung bemerkt hatte — Beweis genug, daß die drei Individuen so klar charakterisiert sind, daß das Ergebnis der Verteilung bei verschiedenen Beurteilern dasselbe

sein muß. Jeder der drei Wanderer sieht in der Natur sein eigenes Wesen (Vgl. meine Nachweisung in „Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt,“ Berlin, E. Felber 1894, S. 100 f.). Natürlich ist sich auch der Dichter selbst über diese Verteilung klar gewesen, da er sonst eine so scharfe Charakterisierung nicht hätte geben können, und nicht minder sicher hat er eine Verteilung überhaupt gewollt: dies ist mit Notwendigkeit aus der Bezeichnung „Wechselgesang“ zu schließen. Ich kann daher die Ausführungen Witkowskis (S. 39) nicht für zutreffend halten.

Das Ergebnis dieses Eintritts in die Zaubersphäre spricht sich in den Worten Fausts aus: „Aber sag' mir, ob wir stehen Oder ob wir weiter gehen, Alles, alles scheint zu drehen“: was hier in der Zauberwelt wirklich und natürlich ist, erscheint dem dieses Treibens Ungewöhnten als das dem ihm bisher gewohnten Zustande völlig Widersprechende. Aber Faust wird bald heimisch, so daß diese Empfindung des Widerspruches aufhört: das Irrlicht hat mit seiner Führung seine Schuldigkeit gethan und erscheint ebensowenig wieder wie die anderen Gestalten, sobald sie an Faust oder Faust an sie herangetreten ist. Wie auf einem Jahrmarkt, dessen Bild ja auch vom Dichter verwendet wird, vor dem ihn Durchwandernden Gestalten auftauchen und verschwinden, Eindruck machen und verlieren, so geht es auch hier: das bleibende, die Handlung darstellende und fortführende Element sind die beiden Hauptpersonen, deren Besuch auf dieser „Messe“ geschildert wird.

Die erste Thatsache, die uns zeigt wie Faust, nach Durchmachung dieses Angleichungsprozesses, thatsächlich nicht nur äußerlich in die Zaubersphäre eingetreten ist, sondern für die Zeit seines Aufenthaltes in ihr Anteil an der Geisternatur genommen hat und eben dadurch befähigt ist alles als Gleichgearteter mitzuerleben, mitzusehen und mitzuhören, diese erste Thatsache ist das Erblicken des Mammon: der verborgene Schatz, den er früher nur aus der Ferne hatte flimmern sehen und von dem er gehofft hatte, daß er allmählich in die Höhe rücken werde, hat ihn ganz besonders bewogen Mephistopheles hierher zufolgen, und Mephistopheles zeigt ihm nun zuerst die ganze Fülle des erdgeborgenen Reichtums: aber Faust darf ihn nur staunend bewundern. Denn schon jagen die ungestümen Gäste heran, die Hexen jeglicher Art, die in alles durchbrechendem Sturm unter Heulen und Zischen zum Brocken ziehen. Sie brausen an den beiden Wanderern vorbei, die einzelne Worte von ihnen auffangen: diese haben logischen Zusammenhang nur so weit sie einer und derselben Gruppe der Vorüberziehenden angehören. Die erste Gruppe geht von 3956—3967: der Hexenchor. Dann begegnen sich zwei einzelne Hexen, begrüßen

sich und erzählen sich etwas: die beiden „Stimmen" 3968—3970a. Nun drängt sich eine Hexe, ohne ein Wort zu sagen, in blindem Eifer vor und verletzt zwei andere: die eine von diesen ruft entrüstet: „O fahre zur Hölle! Was reit'st du so schnelle!" Die andere klagt der Dahineilenden nach, indem sie der, die eben gesprochen hat, zuruft: „Mich hat sie geschunden, Da sieh nur die Wunden!" Es sind also die vier Stimmen vier verschiedene Personen: V. 3972 hat mit V. 3969 logisch nichts zu thun: die geschunden hat, ist nicht die Eule oder die Hexe, die der Eule ins Nest geguckt hat: die zwei ersten Stimmen und die zwei folgenden Stimmen sind zwei Gruppen, von denen jede für sich zu nehmen ist. Nun hebt der Hexenchor seinen Gesang wieder an, dem der Chor der Hexenmeister folgt: ehe sie sich im Gesang vereinigen, kommen wieder einzelne Hexen zu Wort, eine oben, eine unten — es ist eine durch verschiedene Höhen hingehende Scenerie, wie später auf dem Reinigungsberg in der Schlußscene: der Zusammenhang liegt in dem alle einzelnen Personen und Gruppen beherrschenden gemeinsamen Streben nach oben, nicht in der inhaltlichen Beziehung jeder folgenden Zeile auf den Inhalt einer der vorhergehenden. Noch viel weniger aber darf in den Versen 3987 ff. irgend welche satirische Beziehung gesucht werden: der Dichter bleibt hier durchaus in den sachlichen Verhältnissen der angenommenen Wirklichkeit: so wie die zur Seligkeit Bestimmten nicht alle sofort das höchste Ziel erreichen, sondern lange, selbst Jahrhunderte lang warten müssen bis sie den Gipfel erreichen, so ist es auch hier im Reiche des Bösen, das in allem eine karikierende Nachbildung des Reiches Gottes ist.

Dieser gewaltige Hexensturm bleibt auf die Wanderer nicht ohne Wirkung: sie werden auseinandergerissen und können sich nur mühsam, ja nur mit Anwendung von Gewalt zusammenfinden: Mephistopheles benutzt diese Gelegenheit zu einem Vorwand aus dem Gedränge zu weichen, um seinem persönlichen Gelüste nachzugehen. Damit tritt die mit besonderem künstlerischen Geschick herbeigeführte und benutzte Wendung in der dramatischen Entwickelung der Scene ein: Mephistopheles vergißt einen Augenblick über der Befriedigung seiner Lüsternheit den Hauptzweck des Brockenbesuches in dieser Nacht, und statt Faust von Gretchen fortzureißen, indem er ihn zur Anbetung des Satans hinführte, bringt er ihn an eine abseits gelegene Stelle, wo die Begegnung mit dem „Idol" erfolgt, die Faust unausweichlich wieder zu Gretchen zurückführt. Der noch unerloschene Erkenntnisdrang läßt Faust wünschen, der Menge zum Bösen hinauf zu folgen, wo sich manches Rätsel lösen muß. Auf diesem Wege nach oben hätte er das „Idol" nicht gefunden: dies aber wird für die Ausführung

dieser Scene nun die Hauptsache, und so kommt es dem Dichter darauf an, Faust möglichst bald dahin zu bringen, wo ihm das „Idol“ entgegentreten kann und muß. Der Grund, den er für Mephistopheles verwendet, ist das sinnliche Gelüste, die gemeinste Aeußerung des Geschlechtstriebes, dessen einseitig lüsterne Gestaltung stets den einzigen Empfindungsinhalt von Mephistopheles' Herzen bildet: ihm nachgehen zu dürfen erbittet sich Mephistopheles von Faust als einen persönlichen Gefallen: „Sei freundlich, nur um meinetwillen!“ So drängt Faust den Forschungstrieb zurück, der durch Lösung mancher Rätsel obendrein nur neue fände: Mephistopheles siegt und führt selbst Faust dahin, wo dieser ihm verloren geht. Indem sie nun bei Seite treten, den Augenblick benutzend, in dem der Hexenschwarm auf seinem Zuge nach oben sich für kurze Zeit lagert, kommen sie aus dem aufwärts stürmenden Strudel heraus und zu solchen Gestalten hin, die vorläufig noch in diese unteren Regionen gebannt sind: diesen Unterschied hat der Dichter durch die Stimme 3996—99 vorbereitend angedeutet. Hier ist zugleich die Stelle, wo der Dichter mit aller Entschiedenheit von dem alten Plan abweicht: es tritt aber auch deutlich genug hervor, warum er es thut. Hätte er hier erst zum Satan hinaufgeführt und dessen Anbetung ausführlich dargestellt, so wären zwar nach diesem alten Plane Faust nnd Mephistopheles schließlich auch, aber erst spät bei ihrer Thalfahrt, an die Stelle gekommen, wo das „Idol“ erscheint: allein dies wäre nebensächlich aufgetreten und im Verlaufe des regelmäßigen Auf- und Absteigens der Wanderer, und die scharfe Ironie, daß Mephistopheles selbst es sein muß, der Faust dahin bringt, wäre überhaupt nicht zum Ausdruck gekommen. Zugleich aber wäre durch diesen Umweg in die Hauptbestandteile der Scene, Ablenkung Fausts von Gretchen und Hinlenkung Fausts zu Gretchen, ein Mittelstück eingeschoben worden, das notwendig als Gipfelpunkt der Scene erschienen wäre und, da es mit der Haupthandlung keinen Zusammenhang hat, ebenso notwendig die Aufmerksamkeit von dieser abgelenkt hätte. Dies wird durch Beiseitelassung der Satansscene glücklich vermieden: der Dichter beschränkt sich und führt nur so viele Gestalten des Blocksbergs ein, wie notwendig ist, um das Treiben dort zu schildern, ohne daß der Hauptzweck aus dem Auge verloren wird.

In diesem Zaubertreiben macht Mephistopheles natürlich den Führer. Indem nun Faust auf dessen Wunsch, hier abseits „im Stillen zu hausen“, eingeht, fragt er Mephistopheles, in welcher Maske er hier auftreten wolle: er muß doch wissen, wie er mit dem Gesellen zu verkehren hat, ohne ihn aus seiner Rolle herauszubringen. Mephistopheles kann auf dem Blocksberg so auftreten, daß er wie die Hexenmeister als Zauberer erscheint, oder aber so, daß er seine wahre

Natur erkennen läßt. Mephistopheles zieht dies letztere vor: thatsächlich hat er schon von Anfang an nach diesem Grundsatze gehandelt, sowohl als er das Irrlicht anherrschte, das ihn daher als „Herrn vom Haus" erkannte, wie wenn er den „süßen Pöbel" Platz machen heißt und ausruft: „Junker Voland kommt." So will er sich denn auch weiterhin nicht verleugnen: wird doch hier in der Zauberwelt seine wahre Natur auch unter seiner Maske erkannt, wie er sie für den Verkehr mit Faust angenommen hat: so geschieht es eben jetzt durch die herankriechende Schnecke. So kann denn die Teufelsnatur ungehemmt walten, und sie thut es. Sie thut es, indem sie alles mit giftigem Hohn übergießt, wie zunächst bei den Alten der verschiedenen Stände, die mit den Neuerungen nicht einverstanden sind: um sie zu verhöhnen, erscheint Mephistopheles auf einmal selbst alt wie sie und spricht ihren Grundsatz aus: weil sie subjektiv alt werden, so muß es nach ihrer Meinung die Welt auch, die thatsächlich immer wieder sich verjüngt: „Und weil mein Fäßchen trübe läuft, So ist die Welt auch auf der Neige." Natürlich ist auch sein Wort, er ersteige den Hexenberg jetzt zum letzten Male, nur ironisch zu nehmen: plötzlich alt aussehend, spricht er, die Reden der vier Unzufriedenen karrikierend, wie ein altes Männchen, das keine Zukunft mehr vor sich hat. Diese Unzufriedenen sind typische Vertreter aller durch die vorwärtsgehende Welt Zurückgesetzten, wie sie zu allen Zeiten vorkommen und vorkommen müssen. Im nächsten Bilde, vor der Bude der Trödelhexe, verspottet er die Lust am Alten von einer andern Seite: überall ist er der Geist, der verneint.

Mit der Trödelhexe ist der von Mephistopheles ersehnte Uebergang zu den Weibern gefunden, was weiterhin freilich gegen seinen Wunsch zum „Idole" führt. Den Anfang der verführerischen Weiber macht Lilith, an der die Wanderer vorübergehen. Dann finden sie Tänzerinnen. Das Dazwischentreten des Proktophantasmisten dient dazu, das Bewußtsein, daß hier ein Geistertreiben realistisch herrscht, recht lebendig werden zu lassen: ein Leugner der Geister muß selbst als Geist erscheinen und die Wahrheit des Geisterlebens gegen seinen Willen beweisen, wie der Geist Talbots in Schillers Jungfrau von Orleans (vgl. meine Abhandlung: „Das künstlerische Hauptproblem in Schillers Jungfrau von Orleans," Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes 10, 36* f.). Soll diese Absicht verstanden werden, so muß der Dichter eine Persönlichkeit benutzen, die durch ihre Geisterleugnung bekannt war. Da der Dichter selbst natürlich auf der anderen Seite steht, so wird diese Verwendung zur Satire. Will man der poetischen Berechtigung dieser Gestalt damit das Urteil sprechen (Witkowski S. 47), daß diese Gestalt „schon zu Goethes Zeiten allen Lesern, die nicht in

die literarischen Händel eingeweiht waren, ein Rätsel gewesen" sei, und daß dies „noch weit mehr heute der Fall sein" muß, so wird damit aller poetischen Satire das Urteil gesprochen: sie setzt stets eine gewisse Kenntnis auf dem Gebiete voraus, das zur Satire benutzt wird. Sicher haben zur Zeit des Aristophanes nicht alle Hörer jede Anspielung verstanden, und ohne die Scholien stünden wir ihnen heute ganz fremd gegenüber: hatte darum der Dichter kein Recht zur poetischen Satire? Es ist nun aber noch ein großer Unterschied, ob dem Dichter die Satire das Ziel oder das Mittel ist: Goethe hat nicht den Proktophantasmisten hier eingeführt um sich über Nicolai lustig zu machen, sondern er brauchte einen Geistesleugner, um durch diesen Gegensatz die reale Wahrheit seiner Wunderwelt zu bewähren: hierzu benutzte er Nicolai. Unter anderen Verhältnissen hätte er einen anderen benutzt — die poetische Aufgabe der Gestalt wird dadurch nicht geändert.

Gerade hier war eine besondere Betonung der Realität der Wunderwelt notwendig, nicht nur wegen des dem Munde der jungen Tänzerin entspringenden roten Mäuschens, sondern mehr noch um der Natur des sofort erscheinenden „Idols" willen: ist das, was hier erscheint, Realität, so kommt sie auch dieser Faust bekannten Erscheinung zu, und alle Künste des Mephistopheles werden Faust nicht zu der Ueberzeugung bringen können, daß diese Erscheinung hier nur ein lebloses Zauberbild wäre. Faust bleibt fest dabei, es sei Gretchen, und schon grübelt er über das rote Schnürchen, das nicht breiter als ein Messerrücken diesen schönen Hals schmückt: ein weiteres Hinstarren würde ihn vielleicht zur Ahnung der Wahrheit bringen, und ihm so den Zustand der Geliebten, der der Tod durch das Richtschwert bevorsteht, andeuten — da reißt ihn der über diese „Lust zum Wahn" sich immer verzweifelnder gebärdende Mephistopheles fort und ergreift das erste beste Mittel Faust auf andere Gedanken zu bringen. Er sieht ein Theater: es trifft sich gut, man fängt gerade wieder an, und kaum sind die Wanderer stehen geblieben, wird auch der Vorhang aufgezogen: daß sie weiter stehen bleiben und mit ansehen was gespielt wird, ist selbstverständlich — alles was der Dichter vorführt, bringt er vor mit Bezug auf Faust und Mephistopheles, und Mephistopheles ist mit diesem Zusammentreffen viel zu zufrieden, als daß, wovon zudem nicht die leiseste Andeutung ist, er sich mit Faust wieder fortbegeben und sich aufs neue der Gefahr ausgesetzt hätte, daß Faust das „Idol" wieder gesehen und ihm weiter nachgegrübelt hätte. Ohne das Theater wäre Faust dies Grübeln nicht los geworden: gerade darin liegt die Berechtigung des Dichters hier ein größeres Schaustück einzufügen, das Faust bis zum Aufhören der Walpurgis-

nacht beschäftigen soll. Und es wäre nicht bloß ein verstandesmäßiges Grübeln gewesen: aus seinen Worten: „Daß sie dem guten Gretchen gleicht“; „Fürwahr es sind die Augen einer Toten, die eine liebende Hand nicht schloß“; „Welch ein Leiden! Ich kann von diesem Blick nicht scheiden“ geht hervor, wie sein schuldbewußtes Herz sich regt, wie er immer entschiedener sich der Geliebten wieder zuwendet.

Das vom Dichter auf den Blocksberg versetzte Theaterstück wird von ihm Intermezzo genannt: das heißt Zwischenspiel, und Witkowski hat gewiß Recht, wenn er hinzufügt (S. 56), „und zwar doch wohl sicher Zwischenspiel der ‚Walpurgisnacht‘ und nicht des ganzen Faust“. Er argumentiert nun weiter: „Ein Zwischenspiel aber kann unmöglich am Ende einer Handlung stehen, es muß noch etwas darauf folgen, und dieses folgende Stück fehlt hier.“ Aber muß denn Zwischenspiel durchaus subjektiv genommen werden mit Bezug auf uns, so daß für uns noch etwas folgt, das wir miterleben könnten? Liegt es nicht viel näher den Ausdruck objektiv zu fassen, als ein Zwischenspiel in dem Treiben auf dem Blocksberg für dessen Besucher, die sich dort im Theater ein Viertelstündchen vorspielen lassen und dann zu anderen Ständen und Gruppen weiterziehen, nachdem sie dies Zwischenspiel zwischen ihrem eigenen Treiben genossen haben? So ist für Faust und Mephistopheles in ihrem Umherstreifen dies Intermezzo in der That ein Zwischenspiel, für uns aber ist es, ohne diesen ihm objektiv zukommenden Charakter zu verlieren, außerdem noch Schluß der Walpurgisnacht: dieser Schluß aber ist zugleich ein in hohem Grade künstlerischer.

So wie der allmähliche Eintritt in die Zaubersphäre einer besonderen Darstellung bedurfte, so muß auch das Aufhören der Zauberwelt uns deutlich zum Bewußtsein gebracht werden: die Zauberwelt hört auf, sobald das Licht in sein Recht tritt, mit dem Morgengrauen. Dies hat der Dichter mit in das Intermezzo verwoben: die dort mitthätigen Geister, die das Orchester bilden, merken das Nahen des Tages wie die anderen alle: da gerade sie in der Gegenwart der Wanderer zu Worte kommen, so legt ihnen der Dichter das Wort in den Mund, das für alle Geister gilt, das von allen gesprochen wurde, von jedem je nach seiner Weise wieder anders. Da wir als Miterleber stets gerade das hören, was die beiden Wanderer hören, so wohnen wir der Aeußerung des Orchesters bei: „Wolkenzug und Nebelflor Erhellen sich von oben. Luft in Laub und Wind im Rohr Und alles ist zerstoben“ — natürlich nicht nur hier in dem Theater, das keiner Kulissen bedurft und im Freien gespielt hatte, so daß die Schauspieler, wie alle anderen Geister, der Wirkung des aufsteigenden Tages ausgesetzt sind, sondern auf dem ganzen Berge. Damit kehren

auch Faust und Mephistopheles in die Alltagswirklichkeit zurück: dies noch weiter auszuführen wäre Sache des pedantischen Grüblers, nicht des Dichters gewesen: wenn Dante in der Vision seines „Traumes“ das höchste Ziel erreicht und die Trinität geschaut hat, so hütet sich der Dichter uns zu erzählen, daß er dann wieder aus dem Schlaf erwacht und in das Alltagsleben zurückgekehrt sei — das ist selbstverständlich und würde eben deshalb die dichterische Wirkung stark beeinträchtigen. Und Goethe macht als echter Dichter es hier nicht anders.

Im alten Plane sollte der Henkerstod Gretchens viel deutlicher erscheinen: der Kopf sollte abfallen, der dem Hals entquellende Blutstrom das Feuer löschen, Faust in der Dunkelheit aus dem Gespräch von Kielkröpfen die schreckliche Wahrheit hören: daran hätte sich unmittelbar das Gespräch zwischen Faust und Mephistopheles angeschlossen, also die Scene „Trüber Tag. Feld.“ Ich habe den Grund des Abweichens von dieser Auffassung bereits an andrer Stelle dargelegt („Goethes Faustdichtung“ S. 108): ein solcher unvermittelter Uebergang aus der Zauberwelt in die Alltagswelt ist nicht möglich. Für die endgiltige Bearbeitung der Faustdichtung ist künstlerisch der Zug charakteristisch, daß Goethe aufs strengste jedes willkürliche, unvermittelte Herübergreifen aus einer Daseinsart in eine andere vermeidet, während dies in den ersten Entwürfen keineswegs geschieht: jede der Daseinsarten, die er verwendet, gewinnt ihre künstlerische Wahrscheinlichkeit nur dadurch, daß jegliches Ueberschreiten der einmal gesteckten Grenzen vermieden wird. So darf hier in der Zauberwelt zwar eine Andeutung dessen, was in der Alltagswelt inzwischen sich ereignet hat, erscheinen, aber diese selbst und ein Auftreten der Personen so, wie sie nur in dieser auftreten können, ist ausgeschlossen. Es darf daher einerseits die bevorstehende Hinrichtung Gretchens angedeutet werden, aber nicht zu voller Greifbarkeit kommen; andrerseits darf das Gespräch Fausts mit Mephistopheles, in dem die ganze gräßliche Wirklichkeit mit ihrem überwältigenden Eindruck auf Faust zu Tage tritt, weder auf dem Blocksberg noch in unmittelbarem Anschluß an die Erscheinungen der Zauberwelt, also hier der Kielkröpfe, geschehen. So lange Faust auf dem Blocksberg ist, erfährt er Gretchens Schicksal nicht. Die Ahnung, die in ihm aufsteigt, wird von Mephistopheles gerade durch das Theater wieder zurückgedrängt, so daß Mephistopheles Faust zwar nicht, wie er beabsichtigt hatte, durch die Lust am Zauberwesen endgiltig von Gretchen losreißt, wohl aber, nachdem seine eigne Thorheit dazu beigetragen hatte, die Erinnerung an sie in ihm wieder zu erwecken, diese wenigstens für die ihm so herrliche Walpurgisnacht zurückdrängte: so kann diese Nacht ohne Mißklang enden. Und es ist in der That keine geringe Kunst des Dichters, die es fertig bringt

nach all den seltsamen, erschreckenden, häßlichen, verletzenden Eindrücken einen Schluß zu finden, der beruhigend wirkt, und es ist ebenso keine geringe Kunst, durch diesen harmonisch endigenden Schluß einen Hintergrund zu gewinnen, von dem im denkbar kräftigsten Kontraste nun jenes Gespräch sich abhebt, dessen Furchtbarkeit durch Umprägung in Verse abzuschwächen der Dichter sich bekanntlich gescheut hat.

So steht die jetzige Fassung der Walpurgisnacht in künstlerischer Beziehung schon ihrem Plane nach weit über dem ersten Entwurfe, sobald man von dem Grundsatz ausgeht, daß das Glied eines Kunstwerkes sich dem Ganzen ein- und unterzuordnen habe. Ich kann deshalb Witkowski in dem Ergebnis seiner Untersuchung nicht zustimmen, wenn er behauptet, das Zwischenspiel bleibe „für die Handlung in jedem Betracht wirkungslos“: es greift vielmehr nach zwei Seiten sehr wesentlich in die Handlung ein: um Faust von dem Bilde Gretchens abzubringen und um das Zaubertreiben der Nacht abzuschließen und harmonisch ausklingen zu lassen. Ich kann auch nicht zugeben, daß diese Gesichtspunkte „von außen her hineingetragen sind“: sie sind durch die Dichtung selbst gegeben, sobald man das Augenmerk auf den dramatischen Entwickelungsgang hinlenkt. Demgemäß stimme ich auch der Schlußbemerkung nicht zu: „Die Behauptung der künstlerischen Einheit des Faust läßt sich an dieser Stelle, der einzigen ihrer Art in der gesamten Dichtung, nicht aufrecht erhalten“: ich glaube dargethan zu haben, daß das Eintreten des Intermezzo in der That in den dramatischen Gang gehört und die künstlerische Einheit in keiner Weise beeinträchtigt: daß das Intermezzo überhaupt eintritt, ist eine künstlerische Notwendigkeit. Ob es gerade so ausgeführt werden mußte, ist eine andre Frage. Daß es aber gerade so ausgeführt werden konnte, daß also Goethe, indem er Material benutzte, das ursprünglich nicht für diese Stelle geschaffen war, nicht der Satire zu lieb den Rahmen seiner Dichtung gesprengt hat, daß er vielmehr mit feinem Sinne seine feindseligen Verse den feindselig gesinnten bösen Geistern in den Mund legte, die hier ein Elfenstückchen aufführen und unwillkürlich ihre teuflische boshafte Natur hervorbrechen lassen, dies alles zeigt, wie vortrefflich der Künstler es verstanden hat auch bei einer solchen Einfügung den Charakter des Eingefügten mit dem Charakter der Umrahmung zusammenzustimmen; es zeigt, wie er bei seiner dichterischen Arbeit als Künstler gewaltet und sich in dem aus der Natur des Objektes, des Kunstwerkes, entspringenden Charakter strenge gehalten hat. So bewährt er sich gerade in diesen Umgestaltungen als echten Künstler, und der Hauptwert der Paralipomena besteht außer in ihrer geschichtlichen Bedeutung für die allmähliche Gestaltung des Werkes besonders darin, daß sie uns anregen in die Gründe einzudringen,

warum Goethe sie verworfen hat: hier lernen wir den Künstler bei der Arbeit kennen, und der Künstler bewährt sich dabei als Meister. Die Paralipomena selbst aber haben fertig gewordenen Werken gegenüber nur den Wert älterer, vom Künstler selbst verworfener und beseitigter Entwürfe. Sie werden sicherlich manche Erläuterung geben können: sie dürfen aber dem fertig gewordenen Werke nicht als für die endliche künstlerische Gestaltung der Schöpfung noch giltige Zeugen gegenübergestellt, nicht als Korrekturen für diese benützt werden. In diesem Sinne sind die Paralipomena in meiner Untersuchung über die künstlerische Gestaltung von Goethes Faustdichtung verwendet worden.

Ebenso bedenklich erscheint vom methodologischen Standpunkt die Verwertung von Aeußerungen des Künstlers selbst, die er während der Entstehungszeit seines Werkes gethan hat, zumal wenn diese Aeußerungen in eine Zeit der Planumgestaltung und der Unentschlossenheit fallen. Und wenn diese Aeußerungen zudem in dem vertraulichen Verkehr mit einem Freunde geschehen, von dem der Künstler neue Anregungen erhält und zwar gerne erhält, so gerne, daß er sie immer wieder hervorlockt, so dürfen solche Worte der Thatsache des fertig geschaffenen Werkes gegenüber nicht als Aeußerungen der „Mißachtung des eignen Werkes“ betrachtet werden (Witkowski S. 8 f.). Schiller stand dem „Faust“ ganz gewiß nicht gerechter gegenüber als Goethe: Goethe wußte sehr genau, was an dem Fragmente war, und wenn er zeitweilig an der Fertigstellung, an der Bewältigung des disparaten Stoffes verzweifelte, was gerade der beste Beweis für sein Bestreben nach künstlerischer Einheit ist, so tritt dieser Zweifel hinter der Thatsache zurück, daß diese Bewältigung ihm schließlich doch gelungen ist. Die Schiller gegenüber gebrauchten Ausdrücke mit ihrer Selbstironie tragen durchaus scherzhaften Charakter: wußte doch Goethe sehr genau, daß Schiller nicht an des Dichters Kraft verzweifelte: an Schillers kräftiger und energischer Hinweisung auf die Förderung des Werkes und auf die rücksichtslose Behandlung der einzelnen Gestalten mit ausschließlicher Rücksichtsnahme auf ihre Stellung in der Gesamtheit des Werkes (vgl. seine Aeußerungen über Helena: „Goethes Faustdichtung“ S. 289) richtete sich der zweifelnde Dichter immer wieder auf. Einem solchen Freunde gegenüber durfte er über sich und sein Werk spötteln — er war sicher verstanden und darum nicht geringer geachtet zu werden. Nun liegen zudem zwischen diesen Aeußerungen Goethes und der Wiederaufnahme der Dichtung, die diese zu Ende führte, fünfundzwanzig bis dreißig Jahre: was wollen sie dem fertigen Werke gegenüber, selbst wenn sie ernst gemeint gewesen wären, bedeuten, als daß Goethe zeitweilig an der Möglichkeit der einheitlichen Durchführung gezweifelt hat? Ein solches früheres Zeugnis, das für die Zeit aus der es

stammt, höchst wertvoll ist, verschwindet vor der späteren Thatsache der fertig gewordenen Dichtung für die Beurteilung ihrer Einheitlichkeit zu einem Nichts. So war auch Paul Heyses Versuch (in seiner Goetherede zu Weimar), die Annahme der Einheit der Faustdichtung durch die dem Jahre 1800 entstammenden Verse zu vernichten: „Wohl hats einen Anfang, hats ein Ende, Allein ein Ganzes ist es nicht" ein ganz verfehlter: die Verse beweisen, was Goethe 1800 von seiner Dichtung glaubte, nicht was er 1832 dachte. Wer über diese Frage vom ästhetischen Standpunkt aus urteilen will, muß die fertige Dichtung und nur diese sprechen lassen; eine solche Betrachtung neben der literarhistorischen zu verlangen ist das Recht des Dichters, und das sollte am allerwenigsten ein Dichter bezweifeln.

Es war bisher von literarhistorischer und von ästhetischer Methode die Rede: giebt es denn nicht aber noch eine dritte, die philosophische? Ich glaube nicht: wenn die ästhetische Methode nicht von philosophischem Geiste getragen ist, so hat sie von vornherein keinen Wert. Wohl aber kann sich die philosophische Betrachtung des künstlerischen Problems von der ihr nahe liegenden Seite her bemächtigen: dann untersucht sie aber nicht die Frage: wie hat der Künstler durch sein Kunstwerk das künstlerische Problem gelöst: diese Frage zu beantworten, ist Aufgabe der ästhetischen Betrachtung; sondern sie untersucht das in dem künstlerischen Problem mitgegebene, zugleich mitenthaltene menschliche Problem an sich und abgelöst von der künstlerischen Gestaltung, die ein besonderer Künstler ihm gegeben hat. Die philosophische Betrachtung des Faustproblems hat mit der besonderen dramatischen Gestaltung der Goethischen Faustdichtung gar nichts zu thun: das Faustproblem wäre vorhanden und könnte sich der Lösung bieten, wenn der Dichter irgendwelche andere künstlerische Form gewählt, ja wenn er es gar nicht künstlerisch gestaltet, sondern nur als Entwurf niedergeschrieben oder überhaupt auch nur als Frage aufgeworfen hätte. Dann käme die Frage zur Behandlung, ob die von Goethe erdachte Lösung die richtige sei, ob sie überhaupt eine wirkliche, sachlich entsprechende Lösung biete, ob nicht andere bessere gefunden werden könnten. Eine solche Untersuchung gehört aber nicht in die nach ästhetischer Methode angestellte Untersuchung: Max Schneidewin hat sie mit vollem Recht als eine wohlaufzuwerfende Frage bezeichnet, während er nicht im Rechte war, die Behandlung dieser Frage in meinem Buche „Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt" zu vermissen (Hannoverscher Curier 9. März, Abendblatt). Schneidewin betont dabei sehr richtig, daß Faust nicht die Verkörperung des Menschen an sich ist: nicht die ganze Menschheit ist in ihm gegeben, und er kann sie daher in ihrem Gesamtstreben und Ringen

auch nicht vertreten. Faust erwächst aus ganz bestimmten Voraussetzungen und muß für sein Thun und Denken innerhalb der durch diese Voraussetzungen gegebenen Verhältnisse beurteilt werden: er kann also ein Typus nur für die sein, für die auch diese Voraussetzungen zutreffen („Goethes Faustdichtung" S. 296). Diese müssen daher zuerst klar gelegt werden (ebenda S. 9 ff.): damit ist die Möglichkeit Faust als „den Menschen", als Vertreter der Menschheit überhaupt zu betrachten, ausgeschlossen. Es ist ein zweifelhaftes Lob Goethes, wenn man ihm zutraut, er habe mit einer dichterischen, in eine bestimmte Zeit, in ein bestimmtes Volk hineingeschaffenen Gestalt einen Typus schaffen wollen, der in seiner allumfassenden Begriffsweite jedes individuellen und somit auch jedes künstlerisch greifbaren Charakters entbehren müßte. Zu einer solchen, allerdings weit genug verbreiteten Auffassung konnte man nur durch eine Verquickung der philosophischen Betrachtung des in Faust gegebenen menschlichen Problems mit der ästhetischen kritischen Untersuchung gelangen, die die philosophische Auffassung, wie sie der Künstler verwendet, als gegeben betrachtet, und nur nach ihrer Verwertung für das Kunstwerk fragt: hier liegt ihr Problem klar und deutlich gegeben. So haben auch andere Kritiker die Sachlage angesehen: Kuno Fischers Faustbuch giebt literarhistorische und ästhetische Untersuchungen, nicht aber in dem Sinne philosophische, daß seine Beurteilungsweise als Vertreterin einer „philosophischen" Methode der literarhistorischen und der ästhetischen gegenüber gestellt werden dürfte, wie es Th. Ziegler gethan hat (Münchener Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 13). So lange die Dichtung als solche, das Werk als Kunstwerk betrachtet werden soll, giebt es nur zwei Methoden, die zu einem klaren und das Verständnis der Dichtung wirklich fördernden Ziele gelangen, die literarhistorische und die ästhetische: die Ziele der beiden Methoden sind nicht dieselben, aber sie haben eine Wesensgemeinschaft, die sie nebeneinander hergehen und sich gegenseitig unterstützen lassen kann, das Bestreben nach einem immer wachsenden, möglichst allseitigen Verständnis des literarischen Kunstwerkes.

Schwäbisches.

Mitgeteilt von Erich Schmidt in Berlin.

1.

Der Enkel Adelberts v. Keller, Dr. Sigmund Keller, hat mir gern gestattet, einige Blätter aus seiner ererbten reichhaltigen Autographensammlung vorzulegen, und ich schließe mehrere Stücke andern Ursprungs an, so daß Schubart, die Herzogin Franziska, Schiller und Uhland zu Worte kommen.

Schubart war im Mai 1773 aus Ludwigsburg ausgewiesen worden und durch wirre Pfälzer, Münchener, Augsburger Zeiten hindurch nach Ulm gelangt, wo er seinen saftigen Witz und sein politisches Ungestüm in der Deutschen Chronik spielen ließ. Der folgende Brief an Schillers Lehrer Nast (geboren 1751, seit 1773 Professor in Stuttgart), der später auch Schubarts Sohn Ludwig unterrichtete und noch 1789 zu den „alten Freunden" gezählt wird, ist nicht bloß anziehend durch den unmittelbaren frischen Sprechton wie alles was von Schubart kommt, sondern auch besonders interessant durch den publicistischen Anschlag auf die „Sclavenplantage" (an Haug 14. März 1775) und den ergreifenden Kontrast zwischen dem Freiheitshymnus und dem nahen Verhängnis. Die Chronik hatte am 12. Dezember 1774 ein rühmliches Artikelchen über die Militärakademie gebracht; aber eine offenbar von Schubart zur Würze beigefügte Fußnote S. 588 über den schon im Text leisironisch als Deutschfranzos bezeichneten Uriot zeigt, daß man keineswegs nur zu preisen gewillt war: „Uriot ist auch ein Männchen, der auf deutschem Grund und Boden den deutschen Geist in französischen Brühen ersticken möchte." Die Verse auf die Freiheit sind mit leichter Umstellung der Ode „Das neue Jahrhundert" seines Klopstock entlehnt; „frei bin ich, wie der Vogel unter dem Himmel" (vgl. Wohlwill, Allgemeine Deutsche Biographie 32, 594; Strauß, Gesammelte Schriften 9, 109) — einen Monat später ward er in langjährige Kerkerhaft geworfen.

Tit. Herrn Mag. Nast Profeßor der Herzogl. würtembergischen Militärschule in Stuttgardt.

Ulm den 10ten December 1776

Trauter Freund,

Die frohen Stunden, die mir Ihre Freundschafft in Ludwigsburg zuweilen schuf, ziehen noch immer meine Seele vorüber, wie Frühlingsgewölk. — Ach, warum kann man nicht immer ganz der Freundschaft und Liebe leben! — Aber so stoßt uns die Welt herum, dahin! dorthin!! wir schwindeln und der Empfindungsquell zerrinnt im Sande. — Was ist zu thun? — Das beste ist, man arbeite, leide, kämpfe, dulde, verschließe sich in sein Kämmerlein und bitte Gott um ein seeliges Ende. Warlich, lieber Nast, Hiob hat recht, wir sind zum Elend erschaffen, wie der Vogel zum fliegen. Was hab ich nicht, in vier wenigen Jahren, seitdem ich von Ludwigsburg weg bin, erlebt! Freud und Leid, Schmach und Ehre, Hunger und Sattheit, Durst und Räusche — und nun hoff' ich ist's vorüber, ich lebe bei meiner mageren Kost vergnügt, wie Kurius bei seinen Rüben. Miller — mein Freund ist mein und ich bin sein, meine Kinder geben mir große Hofnungen und frei bin ich, wie der Vogel unter dem Himmel.

O Freiheit! Freiheit!!
Silberthon dem Ohre!
Dem Herzen groß' Gefühl!
Licht dem Verstand!
und freier Flug zu denken!

Und wie leben dann Sie, mein Bester? Unter tausend Unterrichtssorgen, vermuth' ich. Seelige Sorgen, wenn sie mit Früchten belohnt werden. — O, lieber Nast, hätt' eine Bitt' an Sie. Ich leb in Absicht auf die innere Einrichtung der Militärschule so unwissend, wie ein Kamtschadal. Da ich nun einmal wieder was und zwar was Gründliches in meiner Chronik davon sagen möchte: so bitt' ich Sie, mir zu sagen: wie diese Anstallt zu ihrem gegenwärtigen Gipfel aufschoß? was für eine Methode da herrsche? welche Bücherwahl? welche Wissenschafften da getrieben werden? — Mit einem Wort, eine kurze und nervöse Beschreibung der dermaligen innern und äußern Verfaßung der Militärschule, in sofern sie in ein öfentliches Blat taugt. — Geheime Anekdoten, in sofern Sie mich damit beehren wollten, bleiben in meinem Herzen verschlossen. — Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Papa, dem brafen, redlichen Manne. Antworten Sie mir fein bald: mir ist würklich dran gelegen. Ich bin ewig der Ihrige

M. Schubart.

2.

Franziska von Hohenheim hat 1772 in Ludwigsburg Schubarts Musikunterricht genossen. Gern stößt man in Straußens Sammlung (9, 197) auf das Schreiben vom März 1787, worin die geschmähte „Donna Schmergalina“ der Karschin des Dichters Befreiung ankündigt. Aus demselben Jahr liegt mir ein unadressierter Dank an Nast vor, gewiß kein „durchlauchtiges Nichts“, kein „schwänzlender Brief“ wie Schubart 1789 ein seinem Sohne gewidmetes Billet nennt, sondern eine Urkunde liebenswerter weiblicher Bescheidenheit und ernster Teilnahme am geistigen Leben Schwabens. Die Handschrift ist zierlich. Der Reiz der seltsamen Orthographie darf hier nicht angetastet werden. Es handelt sich um das Buch „Von den Ursachen des Verfalls der römischen Beredsamkeit. Ein Gespräch aus dem Lateinischen [des Tacitus] übersetzt und mit kritischen und historischen Anmerkungen und Erläuterungen begleitet von Johann Jakob Heinrich Nast, der griechischen und römischen Litteratur, wie auch der Beredsamkeit öffentlichen Lehrer an der Karls hohen Schule zu Stutgart. Halle, bei J. J. Gebauer 1787“; zugeeignet „Der Durchlauchtigen Frau FRAU Franziska Herzogin zu Wirtemberg und Tek &c.“, mit einer sehr schmeichelhaften Zuschrift über Franziskas literarische Bildung und ihre mit feinstem Geschmack gesammelte Handbibliothek, die ihr nach Werken der Wohlthätigkeit die gewohnte Ruhe im Schooß der Musen beschere.

Hohenheim d. 17. Nov. 1787

Hoch Edel Gebohrner Herr Professor!

Den ofentlichen beweis, Hoch zu verehrenster Herr Professor, Ihres Wohlwollens, die schmeichelhafte Austrücke mit denen Sie mir Ihre heraus Gabe von den Ursachen des verfalls der römischen Beretsamkeit zu GeEignet haben, Erfüllet mein Herz in der That mit den Angenehmsten Empfindungen, doch wünste ich, das disses Werck mit Einem nahmen geziert wäre, der dem verfasser oder Uebersetzer auf der Seite der Einsicht u. der Beurtheilung so viel Genüge leisten Könte, als ich nur allein — wann Es Ihnen darauf ankumt — mich darin auszuzeichnen Glaube: das ich verdienste zu Schäzen u. zu verEhren weiß u. um des willen um so mehr Stolz darauf bin, wann ich mich von Einem Manne GeEhrt sehe, dessen verdienst u. Eigenschaften ich in denen Selben mit mit [so] hochachtung schätze; so sehr ich also fühle das Sie durch Eine andre zuEignung gewonnen hätten, so versichere ich Sie doch, das Kein Beurtheiler, dessen Beyfall als Känner schmeichelt, so viel Theil an Ihrer heraus Gaabe nehmen Kan, als ich, in dem ich mich Jedes product, wordurch Würtembergs

Söhne Ihr vatterland unterrichten u. durch Ihr talent Entfernde völker, Ihre Nation Bekannt machen, ungemein freue; — Kann disse Theilnehmung Ew. Hoch Edel Gebohren Ein Ersaz sein? so versichere ich Sie auch noch der danckbaresten Gesinnung Ihrer Güte: — die Gute Meinung, die Sie von mir haben, werde ich mir zur Aufmunterung machen, so zu werden, wie Sie von mir dencken, Haubtsächlich aber werde ich Streben zu zeigen das ich die Pflichten Känne, die ich Gegen Ihr vatterland habe, u. in Ihrer Erfüllung mich beruhige, wann ich Gelegenheit finden Kan, Ihrem verdienst die achtung laut zu beweisen, die Ihnen von Jedem, dem der rechtschaffne u. nüzliche Mann nicht Gleichgültig ist, Gebühret.

Erkäntlich u. mit wahrer Hochachtung bin ich un aus Gesezt

Ew. Hoch EdelGebohren
Ganz besonders affectionirte
Franciſca HzWürttemberg.

3.

Schon mehrmals habe ich, dank einer hilfreichen Erlanger Kollegin und Literaturfreundin, aus Niethammers kleinem handschriftlichen Nachlaß schöpfen dürfen. Einen der letzten Schillerschen Briefe wird Jonas in seiner schönen Sammlung bringen; die beiden folgenden, die dem Anfang des Verhältnisses angehören, sind mir zu spät zugegangen um ihm die erste Drucklegung zu überlassen. Ernst Müllers überaus fleißig gearbeitetes Register zu „Schillers Kalender" kann S. 275 die Daten der Korrespondenz erst seit dem April 1796 verfolgen. Die Ankunft des Landsmannes Friedrich Immanuel Niethammer in Jena, wo er sich 1793 als Philosoph habilitierte, steht nicht genau fest. Den jugendlichen Kreis, der Schillers damals umgab, hat zuletzt Brahm uns vergegenwärtigt; auch der Magister Göritz, damals Hofmeister des Herrn v. Fichard, gehörte bekanntlich dazu. Die aus seinem Nachlaß gedruckten Jenaer Erinnerungen, Morgenblatt für gebildete Leser 1838 Nr. 221 ff., gedenken Niethammers nur flüchtig. Am 8. October 1791 schreibt Schiller an Crusius, er habe die von Berling zu flüchtig besorgte Uebertragung der „Geschichte des Maltheserordens" von Vertot „reiferen Händen" übergeben. Am 28. November dankt er Göschen für die Gewährung eines halbjährigen Revisorgehalts, Niethammer rühmend: „Sie werden den Nutzen gewiß finden, wenn ein Mann von Ordnung und Fleiß sich der Thalia annimmt", erklärt aber ein Jahr später (16. November 1792) schroff: „Niethammern werde ich abdanken"; Göschen möge ihm die Höhe der Kosten und die Nachlässigkeit der Korrektur vorhalten: „Wenn die Leute ihre Schuldigkeit nicht thun, so kann man ihnen nicht helfen."

Eine letzte Abrechnung geschah am 11. Januar 1793. Diese wohl ungerechte Verstimmung war ohne Dauer. Niethammer arbeitete sich zu wohlverdienten menschlichen und wissenschaftlichen Ehren empor und unterhielt mit Schiller bis zu dessen Tod warme Beziehungen. Nicht das Geschäftliche giebt unsern Briefen ihren Wert, sondern die lebhafte praktische Sorge für die Zukunft eines tüchtigen jungen Landsmannes, die offne Herzlichkeit, der heitre Ton, der auch die Kirche nicht scheut. „Schiller mit seinem heiligen hohen Gemüt haßte die positive Religion, so wie er sie kannte," sagt Göritz, der spätere schwäbische Dekan (a. a. O. S. 901). Mit großer Anhänglichkeit spricht Charlotte Schiller von Niethammer, sehr scharf dagegen über Göritz (Hennes, Andenken an B. Fischenich 1841 S. 51, 91, vgl. 8).

Jena den 5. 8br. 91.

Herr D. Mereau wird Ihnen von meinetwegen gesagt haben, daß ich Ihren Wunsch, hier zu privatisiren, erfüllen helfen kann. Mit Hilfe zweyer Arbeiten die Ihnen weder viel Zeit noch Mühe kosten werden, weiß ich Ihnen für diesen Winter 15 Ldor zu verschaffen, außer dem, was vielleicht Göschen von seiner Seite gibt, um die Thalia in Ordnung zu bringen. Jezt hat er den Kopf von Meßgeschäften warm, sonst könnte ich Ihnen schon seine Anerbietung bestimmt sagen. Aber durch 15 Ldor sind Sie auf jeden Fall für diesen Winter gesichert. Ich bezahle sie Ihnen zu drey Terminen, und den ersten sogleich mit Anfang des folgenden Monats. Die Arbeiten, welche Sie dafür übernehmen, werden Ihnen des Tags kaum 2 Stunden kosten, und zugleich eine nicht ganz unangenehme schriftstellerische Übung für Sie seyn.

Lassen Sie mich nun rechtbald wissen, wie bald ich Sie hier erwarten kann. Mein Haus ist von Studenten besetzt, sonst hätte ich Sie ersucht, dieses vorzuziehen, weil Sie da eine gute Kost und gute Leute finden, und wir auch leicht communiciren könnten. Ich kann Ihnen aber vielleicht eine Wohnung in der Nähe ausfindig machen, wenn Ihnen dieses recht ist. Meine Frau und ich freuen uns der Hofnung, Sie länger und recht oft zu sehen. Mir besonders wird es, da ich ohnehin nicht mehr soviel Zeit am Schreibtisch zubringen darf, wahre Wohlthat seyn, die Abende mit Ihnen durchzuphilosophiren. Leben Sie indessen recht glücklich, und lassen bald etwas von sich hören Ihren ganz ergebenen

Schiller.

Jena den 28. Nov. 91.

Hr. Göschen accordirt sehr gerne 8 Louisdors für das Erste halbe Jahr, wenn Sie Sich mit Revision der für die Thalia einlaufenden Aufsätze und mit der Correctur der Bogen befassen wollen. Das Mscrpt zum Corrigiren, wovon ich Ihnen schon gesprochen, wartet nur auf Ihre Ankunft, so daß Sie sogleich bei Ihrem neuen Etablissement in Jena zu thun und zu erwerben finden. Ein Zimmer bietet Ihnen Herr M. Göritz in demselben Hause, wo er jetzt wohnt, an. Sie sehen also, lieber Freund, daß Sie uns mit jedem Tage willkommen sind. Auch hat sich eine neue schriftstellerische Beschäftigung für Sie aufgethan, mit der Sie, wie ich vermuthe, ganz wohl zufrieden seyn werden. Damit aber hat es gleichfalls Zeit, biss Sie bey uns sind.

Gebe übrigens der Himmel, daß keine wirtembergische Kanzel Sie uns vor der Zeit entführe; das würde nicht sehr geschickt seyn, mich mit dem lieben Christenthum auszusöhnen, das, unter uns gesagt, so wenig mehr bey mir zu verlieren hat. Doch fürchte ich es in Ansehung Ihrer, lieber Freund, dießmal weniger, als Amors schelmische Augen, die Ihnen bei Ihren Hausgenossinnen sehr scharf auflauern sollen.

Leben Sie wohl und beantworten mir diesen Brief, sobald möglich, mündlich.

Der Ihrige

Schiller.

Ich wiederhole hier für weitere Kreise einen Bericht über Schillers erste Collegia. Er hat sich, von unbekannter Hand, auf einem abgerissenen Blatt des Niethammerschen Nachlasses gefunden und ist von mir 1893 in einem Privatdruck zu Weinholds siebzigstem Geburtstage Freunden dargebracht worden. Ueber den Schreiber, einen schwäbischen Docenten, sind wir nur zu unsicheren Vermutungen gelangt. Einige krause Sätze, worin der junge Mann seine eigene Ansicht von der Universalgeschichte in mathematische Figuren faßt, habe ich weggelassen.

[Jena 26. 27. Mai 1789.]

— „daß man hätte vor Staub ersticken mögen! — Er sagte viel Gutes, und, ut Schiller, noch mehr Schönes und Schöngesagtes. Von seiten des Vortrags, der Deklamation hätt ich mehr von ihm erwartet. Seine Postulate sind mit unter überspannt und verfehlen dadurch den vorgesetzten Zweck. Morgen zur nemlichen Stunde wird er fortfahren uns vollends zu beweisen: daß man ohne gründliches Studium der Universalgeschichte nicht seelig werden könne. —

Das ist doch ein Erzgenie der Schiller. War heute wieder dort, es war das Gedräng noch ärger als gestern wenns möglich ist. Ich kam um drei Viertel, das Vestibüle war aber sogar schon vollgepfropft. Ich drang mich doch nach und nach bis ans Auditorium durch. — Schon nach 5. Uhr hatte das Auditorium angefangen, voll zu werden, ja einige wollten behaupten, verschiedene, die bei Griesbach Exegese hörten, seien seit 11. Uhr dageblieben und haben sich das Essen ins Auditorium tragen lassen, um ihre Plätze nicht zu verlieren. — Ich lasse dies billig auf seinem Werth oder Unwerth beruhen; ihm sei wie ihm wolle, genug, Schiller zeigte sich wieder besonders als ein Kraftschenie primi ordinis. — Universalgeschichte stellt er dar als einen conus; sie fängt aber bei der basis an und geht herunter bis auf die Spitze . . . ich dachte da wunder, wie paradox ich schon sei; aber der machts nun vollends breit; ich dachte man müsse anfangen Menschengeschichte, so bald es Menschen giebt, wenigstens so gut wir sie aus den wenigen alten Denkmalen zusammenflicken und zusammenphilosophiren können, und dann die Entwicklung der Menschheit herunter verfolgen, sie aber nicht, wie man gewönlich thut, da abbrechen und in Staatengeschichte zerstückeln, wo sie just am reichhaltigsten und interessantesten zum ganzen Großen sich vorbereitet und entknospet: aber Schiller ist damit nicht zufrieden, er will sie just da anfangen, wo andre sie aufhören lassen, bei der Völkerwanderung. Ich muß gestehen, daß ich es noch nicht recht einsehen und spitz kriegen kann, und bin daher sehr begierig auf seine Gründe, ich werde aber damit nicht bis über 8 Tage warten (denn er liest nur 2mal wöchentlich), sondern will ihn doch morgen besuchen, wiewol ich eigentlich mit ihm trutzen sollte, denn Er als Landsmann übergieng mich da er seine ersten Visiten machte, da sich doch ein neuer ordinarius, Voigt, und extraord. Göttling die Ehre gegeben haben, mich, — wenigstens par billet, wie überall — zu besuchen. Übrigens muß ich jetzt fort, es ist 9. Uhr; ich kann nicht ruhen, bis ich hinlängliche data zusammengesammelt habe, um zu wissen, ob Sie hier. ist, oder nicht. In einer halben Stunde — gute Nacht Ihr! —"

4.

Es muß nicht alles gedruckt werden. Gerade jetzt, wo die scherzhafte Weissagung, die Welt werde einst in Papier ersticken, sich zu erfüllen droht, wo ein ungeheurer Schwall politischer und literarhistorischer Urkunden, oft genug ohne jeden greifbaren Ertrag, über uns hereinbricht, wo wir uns nach zahllosen neuen Briefen eines B. oder eines F., die weder formales, noch inhaltliches Interesse bieten, ermüdet

fragen: cui bono, thut es dringend Not, in Büchern und Zeitschriften Maß zu halten. Was den ersten Männern der Nation vielleicht recht ist, kann den zweiten und dritten nicht billig sein; der Ueberbleibsel kleiner Scribler zu geschweigen. Auch dem herrlichen Uhland frommt es kaum, wenn jedes Reimblättchen von seiner Hand nun unter die Presse wandern sollte, so willkommen die verständige Auswahl unreifer Erstlinge ist, die uns jüngst Nägeles Tübinger Gymnasialprogramm (Uhlands Jugenddichtung 1893) geboten hat. Darum will ich aus Kellers Sammlung nur Einiges herausheben. Sie enthält an Autographen die beiden durch Strauch publizierten und erläuterten Briefe zur romanischen Philologie (Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum 13, 292), das Gedicht „Am [so] 22. September 1818" (Fränkel 2, 453; in einer beiliegenden Abschrift auf den Oheim Schmid bezogen) und die erste vielfach korrigierte Niederschrift der Verse „Um Mitternacht auf pfadlos weitem Meere," Fränkel 2, 95 [1]), außerdem ein paar Einzeldrucke [2]) und allerlei Kopien Kellers und Hollands, die z. T. durch neuere Veröffentlichungen [3]) entwertet sind.

---

[1]) Z. 2 aus „Wenn jedes Licht im Schiff erloschen ist"; über „erloschen" ist „gelöscht" wieder gestrichen. — Z. 3 „glüht" über „lebt", vorher „brennt" und nochmals „lebt" getilgt. — Z. 5 fehlt. — Z. 8 aus „Ja! wenn wir's wahren, hilft durch jede Nacht"; „jedes" für „alles." — Z. 9 unter gestrichenem „Ein Licht, das stille." — Darunter „4. Dec. 54." Das kleine Gedicht hat Werner eingehend behandelt, Lyrik und Lyriker S. 272.

[2]) Vgl. Fränkel 2, 351. Aus dem langatmigen Carmen „Dem Andenken unserer unvergeßlichen Friedrike Pfleiderer, gestorben den 22. August 1812, von Ihren Freundinnen" (Tübingen, Schramm) ist die 4. Strophe in den Württembergischen Vierteljahrsheften 1887 S. 7 wiederholt worden. Der Titel des Glückwunsches 2, 454 lautet genauer und vollständiger: „Zum Antritt des 75sten Lebens-Jahres der besten Mutter, Auguste Feuerlein, von Ihrem Enkel-Tochtermann Uhland, den 18. December 1821. Stuttgart, gedruckt mit Elben'schen Schriften, 1821."

[3]) Zu Fränkels dankenswerter Nachlese bemerke ich, daß S. 398 in dem Reimpaar für das Transparent des Conradischen Hauses nach Holland zu lesen ist: „Du wirst." S. 402 „Im Tannenhain" Z. 3 lies „Matt durchflimmert" statt „Matt durchflammet." S. 452 Str. 4, 8 „des Vaterlands," Str. 5, 7 f. „das". S. 489 am Schluß der Improvisation auf „Die fromme Jägerin" Fürstin von Löwenstein-Wertheim ist „Entweicht," wie Fränkel mit Jahn schreibt, gewiß falsch: Notter und Holland bieten „Entwischt," auch wird mit Holland statt „des Revier" zu schreiben sein „der Revier," während Notters Lesart „im Revier" wohl eine eigenmächtige Emendation ist. — Etwaigen weiteren Mißverständnissen vorzubeugen, sei gleich gesagt, daß im Zweiten Nachtblatt 2, 477 „Don Geishaar und Don Malmeel" keinen „Wormser Lokalwitzen" ihr Dasein verdanken, sondern aus dem eine Seite früher citierten „Wunderhorn" stammen: Arnim (Werke 14, 369) hat „spitzige Spottgedichte" zwischen Schneider und Müller betitelt „Die feindlichen Brüder" und die Streitenden lustig „Don Geißhaar" und „Don Mahlmehl" benamset, mit dem Winke: „Der lieben Dummheit muß bemerkt werden, daß dies ein Scherz, wenn sie weiß was ein Scherz ist, kein Schimpf gegen Schiller sei".

Von den Neujahrswünschen, die Uhland seiner kleinen Base und Hausgenossin Luise Uhland für ihren Vater reimte, hat Keller sechs durch Dr. von Leube aus Ulm abschriftlich erhalten, anderswoher einen siebenten. Einer davon ist mit einem weiteren gedruckt in den Württembergischen Vierteljahrsheften 1887, S. 9. Zwei will ich mitteilen, den frühesten:

Mein A. B. C. nur bring ich hier,
Mach Du daraus ein Wünschchen Dir.

und einen späteren wegen des sinnigen Abschlusses:

Für so viel Liebe, so viel Güte
Kann ich nur schwachen Dank Dir weihn,
Doch selbst Geringes, das ich biete,
Mag leicht Dein Vaterherz erfreun.
Der Baum, der sich von Früchten beuget,
Ist nicht allein des Gärtners Lohn,
Ihn freut die erste Blüthe schon,
Die sich am jungen Bäumchen zeiget.

Stammbuchverse für Rooschütz, Tübingen 14. September 1806, lauten:

Kennen lernten wir uns und lieben im Frühling des Lebens,
Bei der Freundschaft Pokal und bei der Freude Gesang.
Wie zwei Schmetterling' auf Einer glänzenden Blume,
So begrüßten wir uns mitten im schönsten Genuß.
Finden wir wieder uns einst, wir werden befrembet uns ansehn;
Worte der Jugend allein machen uns wieder vertraut.
Sank auch im Westen hinab des Genußes feurige Sonne,
Freundlich im Osten erhebt sich der Erinnerung Mond.

Als verschollen bezeichnet Fränkel S. 328 die in Karl Mayers Buch 1, 175 von dessen Bruder August abfällig beurteilten „paar Devisen für Zuckerbäcker." Uhland hat diese drei Reimpaare aus Paris, 18. October 1810, an Kerner geschickt, um eigne oder fremde Minnenot und süße Lyrik zu ironisieren, was denn freilich schwach geraten ist. Nur zur Aufklärung mögen die Verslein hier mitlaufen:

Devisen, für Zuckerbäcker.

Wer heilen kann von Liebesweh,
Der komm' zu mir, bevor ich sterbe!

*

Ich kenne Zwei, und Eins bin ich,
Die schmerzet Liebe bitterlich.

*

Errathen magst du, wen ich liebe,
Von mir erfährst du's nimmermehr.

Der so oft und nicht unnatürlich von elegischen, „fast zu kläglichen" Stimmungen heimgesuchten Jugend wird auch folgendes zarte Ineditum angehören:

Die Neige.

Frage nicht, warum so rein
Ich die letzte Neige schlürfe
Und warum kein Tropfen Wein
Mir im Glas verkümmern dürfe.

*

Frage den, der sterben soll
Mit dem lebensdurstgen Auge,
Ob er nicht noch ganz und voll
Jeden Stral des Lebens sauge.

*

Darum zähl ich so genau
Jede Perle edler Reben,
Dieser süße Himmelsthau
Ist ein Theil von meinem Leben.

Uhlands Spur fand ich auch in W. Buchners schönem zweibändigen Werk, das uns Freiligraths Leben in Briefen vor Augen stellt und dem tapfern, ehrenfesten Mann ein würdiges Denkmal errichtet. Aus Amsterdam, 31. August 1835, meldet Freiligrath, er korrespondiere nach Noten mit Uhland; „vorgestern" habe er einen vier Seiten langen Brief erhalten, der Uhland ganz als den innigen tiefen Dichter charakterisiere und aus dem er ein paar Worte über die Herstellung des zerblätterten Liederbuchs altdeutschen Volksgesangs citiert, während er später (1, 158) dem Schreiben einen ausschließlich gelehrten Inhalt nachsagt. Frau Ida Freiligrath hatte die große Güte, mir das Original aus London zuzuschicken, mit der Bemerkung, es habe sich nichts Weiteres gefunden, aber dieser eine Brief sei viele andere wert. Er führt uns mitten in Uhlands frische Bemühungen um das deutsche Volkslied ein (vgl. Uhlands Leben von seiner Witwe S. 263) und verbindet persönliche Wärme mit scharfer wissenschaftlicher Umsicht. Ein angeklebter Zettel G. Schwabs meldet die Absendung von zwei Exemplaren der Uhlandischen Gedichte für Freiligrath und seinen braven Hauswirt.

Tübingen, d. 10. Aug. 1835.

Wie sehr haben Sie, verehrter Herr, durch Ihr freundliches Schreiben vom 18. v. M. und dessen Beilagen mich überrascht und erfreut! Ich konnte nicht hoffen, daß schon eine vorläufige Anfrage von Schwab mir durch Ihre entgegenkommende Güte sehr werthe Beiträge für meine Liederstudien einbringen und daß Sie vor aller näheren Mittheilung von meiner Seite so ganz in den Sinn, in dem ich suche und sammle, eingehen würden, wie sich mir Dieses durch Ihre Zeichen in den Liederbüchern und durch Ihre schätzbaren Bemerkungen im Briefe kund gibt. Daß ein Dichter, dem in seinen eigenen Erzeugnissen so reiche Bilder und so glänzende Farben zu Gebote stehn, meiner Liebe zu den alten unscheinbaren Liedern mit Rath und That behülflich ist, mußte mir doppelt erfreulich und dankenswerth seyn.

Allerdings steht auch jene alte Liederwelt voller und frischer vor meinem inneren Auge, als sie in ihrem jetzigen verkümmerten Zustande sich darstellt, und eben das ist schon lange her mein stilles Trachten, das zerblätterte Liederbuch altdeutschen Volksgesanges, so weit es jetzt noch dem Einzelnen möglich ist, in seiner ächten Gestalt herzustellen; die Mittel dazu sammeln sich freilich nur allmählig an, aber auch der kleinere Fund gewinnt an Bedeutung, wenn er einen grösseren Zusammenhang ergänzen hilft.

Neuerlich ist nun, besonders durch Hoffmanns [1]) einsichtige Sammlung altholländischer Volkslieder, klar geworden, daß in dieser Volkspoesie manches schöne Lied zu finden sey, was einst deutsches Gemeingut war und sich in niederländischen [aus holländischen] Aufzeichnungen reiner erhalten hat, als im eigentlichen Deutschland, oder dort noch vollständig vorliegt, während man hier etwa nur noch die Anfänge aufweisen kann, und dieser Spur nun weiter nachzugehen, ist für den Freund solcher Studien alle Aufforderung vorhanden. Hoffmann hat hauptsächlich aus zwei älteren gedruckten Liederbüchern geschöpft Een schoon liedekens boeck ꝛc. T'Antwerpen, by Jan Roulans, 1544 (auf der Wolfenbüttler Bibliothek, 221 Lieder enthaltend, von denen, da Hoffmann in strenger Auswahl überhaupt nur 31 weltl. Lieder gibt, doch noch manches wenigstens geschichtlich merkwürdig seyn möchte;) sodann: 't dubbelt verbetert Amsterdamse Liedboeck ꝛc. Amst. J. Jac. Boun . .n (ohne Jahrzahl, aber bedeutend jünger als

[1]) Henricus Hoffmann Fallerslebensis, Horae belgicae. Pars II, Breslau 1833; S. VIII f. Verzeichnis seiner Hilfsmittel, darunter das von Jan Roulans verlegte Liederbuch (abgedruckt Horae belgicae 11, 1855) — vgl. Uhlands Volkslieder S. 977 — und das im Brief an zweiter Stelle genannte, 1819 im Besitze des Bonner Prof. Radlof.

jenes, sonst in Radlofs Besitze). Auch aus LeJeunes[1]) Sammlung hat Hoffmann mehrere der bessern Stücke aufgenommen, die Ersterer selbst, wie Sie bemerken, meist den blaauwe boekjes zu danken hatte. Merkwürdig ist aber besonders noch eine Reihe von Liederanfängen[2]), welche Hoffmann in zwei Handschriften aus dem 15. Jahrhundert über geistlichen Liedern, die den Tonweisen der weltlichen angepaßt waren, bemerkt fand. Jene Anfänge gehören theils zu jetzt noch vorhandenen Balladen und Liedern, theils aber zu nunmehr verlorenen, nach deren Wiederauffindung in anderen ältern Sammlungen oder noch jetzt gangbaren Blaubüchlein sie dem Liebhaber nicht geringes Verlangen erregen, z. B.:

Als dat wout draecht bloemen, so draecht mijn lief scoen haer ꝛc.
De edele heer van Brunenswijc, die heeft een kint ghevangen ꝛc.
Had ic den slotel van den dach, ic worpse ꝛc.
Het sat een voghel ende sanc so hoech op eenre tinnen ꝛc. u. s. f.

Darunter auch: Ic sach mijn here van valkenstein[3]) ꝛc., dessen niederdeutschen Text Sie für mich abzuschreiben die große Gefälligkeit hatten; Clostermeiers Beiträge, aus denen Sie es genommen, waren mir bisher unbekannt, hingegen fand ich es von Ebendemselben im Deutschen Museum, 1785, mitgetheilt; eine alte oberdeutsche Version entdeckte ich in einer Handschrift zu St. Gallen.

Der Nederlandtsche Gedenckclanck[4]) ist mir ein will-

[1]) Le Jeune, Letterkundig Oversigt en Proeven van de Nederlandschen Volkszangen sedert de XVde Eeuw, Te 's Gravenhage 1828, mit wiederholtem Vermerk: uit een blaawboekje; Volksbüchlein, gemäß der Bibliothèque bleue benannt.

[2]) Die beiden Handschriften geistlicher Lieder bespricht Hoffmann im ersten Teil der Horae belgicae 1830 S. 110. Uhland entnimmt die folgenden Liederanfänge aus dem Verzeichnis 2, 82—84 und citiert solche vorgesetzte Anfänge weltlicher Lieder mehrfach in den Anmerkungen (Schriften, Band 4). Had ic den slotel: Schriften 4, 77; Volkslieder S. 171.

[3]) Zu der auch von Goethe für Herder im Elsaß aufgezeichneten Ballade vom Herrn v. Falkenstein, Clostermeiers, des Archivars in Freiligraths Heimat, Druck (Hoffmann 2, 142) und lokalgeschichtlicher Auslegung u. s. w.: Schriften 4, 138 (Reifferscheid, Westfälische Volkslieder S. 141). „Beiträge zur Kenntniß des Fürstenthums Lippe“ 1816.

[4]) Nederlandtsche Gedenck-Clanck. Kortelick openbarende de voornaemste geschiedenissen van de seventhien Neder-Landsche Provintien, 't sedert den aenvang der Inlandsche beroerten ende troublen, tot den Jare 1625. Verciert met verscheydene aerdige figuerlicke platen, ende Stichtelijke Rimen ende Liedekens . . gestelt op Musyck-noten . . Door Adrianum Valerium. Tot Haerlem . . 1626. Quer 4°. Historische Erzählung, Texte, Weisen. Dem Berliner Exemplar fehlen die Platten.

kommner Erwerb. Stehen auch die historischen Lieder nicht in der ersten Reihe derjenigen, denen ich nachstrebe, so versäume ich doch auch sie nicht und es ist mir sehr anziehend, die patriotischen Gesänge der alten Niederlande hier mit dem ganzen nationalen Gepräge von Bildern und Melodien beisammen zu finden; auch die kleine Monographie über Wilhelmus van Nassouwe[1]) ist mir interessant, die Weise dieses Liedes war auch in Deutschland viel gesungen und das Lied selbst ist hoch= und niederdeutsch vorhanden. Aus dem gleichen Kreise besitze ich ein leider nicht ganz vollständiges Lied in niederdeutscher Mundart auf den Tod der Grafen Egmont und Horn,[2]) darin die Strophe:

Des von Egmunden schön Gemal
van Tranen nettede eren Sal,
mit klag dat Leid ded enden,
Och hörde vp de Nachtigal,
tho singen in dem grönen Dal,
de Maen und Sünn ded blenden.

Ein entsprechendes holländ. Lied scheint auch nicht in dem Nieu Geusen Lieden Boecxken 1581 vorzukommen, da Hoffmann der letztgenannten Sammlung gedenkt, ohne ein Lied von Egmont in der seinigen zu geben.

Thirsis Minnewit[3]) muß ein beliebtes Buch gewesen seyn; ich

[1]) Wilhelmus van Nassouwe Ben ick van duitschen bloet; das berühmte Lied, Gedenck-Clanck S. 46, aus dem weiter unten von Uhland angeführten Geusenliederbüchlein übergegangen in die Horae belgicae 2, 96; Böhme Nr. 410. R. H. van Sumeren, Over het Volkslied Wilhelmus van Nassouwe met eene Bijdrage door P. A. Brugmans, Utrecht 1834. (Bolte nennt mir als neueste Studie: F. van Duyse, 't Wilhelmus, im Nederl. Museum 1891 f.) — Auf Grund der schweizerischen Contrafaktur des 17. Jahrhunderts „Wilhelm bin ich der Telle Von Heldes Muth und Blut“ (Arnim 18, 128; Rochholz, Tell und Geßler S. 196) parodiert Klopstock: „Klopstock bin ich, der Vorige, Von Schweizer Treu und Blut“ (Lappenberg S. 152).

[2]) Nach einem fliegenden Blatt: Volkslieder Nr. 355; die im Brief hervorgehobene Strophe ist die 25. und wird von Uhland auch Schriften 4, 149 als schöner Beleg für das Einstimmen der Natur citiert. Ich unterlasse im Goethe-Kolleg nicht, die ergreifende Situation: Egmonts Gattin mit ihren Kindern fußfällig vor Alba — gegensätzlich zu verwerten, und vergleiche anderseits Klärchens „Leibstück“ „Die Trommel gerühret“ mit der weitverbreiteten, mannigfach variierten Strophe „Wär ich ein Knab geboren Wie ich ein Mägdlein bin, Wollt lernen Trommel schlagen Dem Kaiser um sein Geld“ (z. B. Tobler 1, 40 und 2, 108, Meinert S. 201, Böhme S. 177 f.).

[3]) Thirsis Minnewit. Bestaande in een versameling der moyste Minne-Zangen en Voysen, eine dreiteilige mehr aus amoureus=galanten Poesien denn aus Volksliedern bestehende Sammlung des 17. Jahrhunderts, in Amsterdam öfters mit oder ohne Jahreszahl aufgelegt (vgl. auch Scheltema, Nederlandsche Liederen 1885, S. 398), in Uhlands Anmerkungen wiederholt nach Drucken von 1750 und 1752 citiert. 1 (1725, Kgl. Bibl. Zf. 8034), 110 Anke van Trara, übersetzt; 3 (1726), 132—160 ein langes Alexandrinergedicht Hero en Leander.

traf davon kürzlich in Mainz eine andre, zu Deventer erschienene Ausgabe und extrahirte mir Mehreres daraus; erwünscht ist es mir nun, dasselbe durch die Freundlichkeit Ihres Hausherrn ganz zu erhalten. Es sind darin, vermuthlich der Melodien wegen, doch noch verschiedene gute und alte Lieder aufgenommen und jedenfalls ist es von Interesse, den Zustand der Liederpoesie, wie sie im Volk in einer bestimmten Periode gangbar ist, kennen zu lernen. Im Hoorns Lied-Boekje[1]) stieß ich auf ein wunderliches Lied, das mir immer wieder begegnet, auch im Thirsis etwas variirend, Ik voer al over de Rhijn; es ist in den holländ. Versionen gesunken, in einem deutschen Drucke aus der Mitte des 16. Jahrhunderts lautet es phantastischer. Das Lied auf Prins Hendrik[2]) ist eine willkommne Ergänzung der patriotischen Klänge.

LeJeunes Sammlung ließ ich mir gleich kommen, als ich von ihrem Erscheinen hörte, das Exemplar, welches Sie mir besorgt haben, kann ich aber gleichwohl gut anwenden. Die Mißverständnisse gehören bei den Herausgebern von Volksliedern nicht eben zu den Ausnahmen, man lernt zufrieden seyn, wenn nur immer auch, wie es hier der Fall ist, einiges Bessere mit zu Tage gefördert wird.

Nehmen Sie nun, verehrter Herr, für die ganze erfreuliche Sendung meinen innigen Dank und sagen Sie solchen auch Ihrem Herrn Hauswirthe, der einen ihm persönlich Unbekannten so angenehm beschenkt hat. Möge mir es gelingen, für die alten Lieder bald etwas zu leisten, wobei Diejenigen, welche mich in Erforschung derselben gefällig unterstützen, ihre Bemühungen nicht erfolglos aufgewandt finden.

Mittelst beifolgender Anweisung (25 f. rh.) bitte ich Sie die Ankaufspreise des Gedenck-Clancks und der LeJeune'schen Sammlung mit bemerkten 8 f. holl. zu berichtigten. Da Sie mir Hoffnung geben, eine Partie blaawe boekjes zu erhalten, auch der Preis der van Somerenschen Schrift noch nicht notirt war, so habe ich die Anweisung etwas über obigen Betrag erstreckt. Sollte sich Ihnen Gelegenheit darbieten, ohne zu viele Bemühung von Ihrer Seite noch Weiteres für meine von Ihnen so wohl verstandene Zwecke, (auch bis zum

---

[1]) 't Nieuw Groot Hoorns Lied-Boekje, Bestaande in veel Stigtige en Vermakelyke Bruylofts Liedekens, Te Hoorn o. J., sehr undeutlicher Sedezdruck Reinier Beukelmanns, wenig echte Volkslieder enthaltend. Uhland verweist darauf Schriften 4, 242 in seiner Besprechung des Liedes Jk voer al over de Rhijn. Es steht dort S. 240. Thirsis Minnewit 2 (1726), 76 Ik voer al over Zee. Vgl. auch Hoffmann 2, 76.

[2]) Hoorns Lied-Boekje S. 113: Vive la bon Prins Hendrik. Friedrich Heinrich von Oranien, 1625—1647 Statthalter der Niederlande. (Bolte sagt mir, daß Lieder auf ihn in dem von H. J. van Lummel, Utrecht 1874, herausgegebenen Geuzenlied-boek stehen.)

doppelten Belaufe der dießmaligen Anweisung,) anzukaufen, so werde ich auf erhaltene Nachricht den Betrag sehr dankbar anweisen.

Den nun bald erscheinenden Musenalmanach[1]) für 1836. hoffen wir mit Beiträgen von Ihnen ausgestattet zu finden. Mir stand dießmal nichts zu Gebote, was ich hätte beitragen können. Dagegen bitte ich Sie, die erst kürzlich fertig gewordene neue Auflage meiner Lieder freundlich aufzunehmen.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihr ganz ergebener

L. Uhland.

Sollten meine Gedichte dem Briefe nicht gleich beigelegt werden können, so werden sie durch andere Gelegenheit nachfolgen. Die Besorgung geschieht von Stuttgart aus durch Schwabs Gefälligkeit.

Frau Freiligrath schreibt mir: „Da F. bald darauf Amsterdam verließ und nach Soest zurückkehrte, hatte es natürlich auch ein Ende mit den Nachforschungen nach niederländischen Volksliedern. Als wir in St. Goar lebten, fuhr Uhland, der seine Nachforschungen persönlich in Holland fortsetzte, auf dem Dampfschiff vorüber. F. mit seinem Falkenaugen erkannte ihn vom Ufer und schwenkte den Hut. Er erwähnt diese ferne Begegnung in seinem Flecken am Rhein" (Gesammelte Dichtungen 1. Auflage 3, 18). 1840 ist er Uhland in der schwäbischen Heimat begegnet, als er den neulich von Theobald Kerner geschilderten Besuch in Weinsberg abgestattet hatte. Und an Uhlands fünfundsiebzigstem Geburtstage 1862, dem letzten, schon durch tödtliche Krankheit verdüsterten, wollte der Londoner Flüchtling nicht unter den Gratulanten fehlen. Er sandte dem alten Gaste des Wirtes wundermild eine dankbare Huldigung der englischen Apfelbäume, eines seiner reinsten und innigsten Gedichte; wie man denn nur mit schroffer Ungerechtigkeit Freiligraths Poesie bloß nach den von ihm selbst rasch abgethanen Reimen aus Victor Hugos orientalischer Schule in Bausch und Bogen beurteilen kann, doch geschieht es noch heute. Diesen duftigen Dichtergrüßen „Aus der englischen Apfelblüthe" (Gesammelte Dichtungen 5. Auflage 2, 256, 1. Auflage 4, 25) fügte Freiligrath die mir durch eine Kellersche Kopie bekannten Worte bei: „Wenig, und noch dazu verspätet, aber aus vollem warmem Herzen! Nehmen Sie es mit Nachsicht auf, theurer, hochverehrter Mann! Alles Heil und aller Segen über Sie! Für immer in Liebe und Treue Ihr F. Freiligrath." Als er die Strophen einem deutschen Freund mitteilte, nannte er das „bescheidene Scherflein" „kleine Blumen, kleine Blätter": „Was sollen

[1]) Am Chamisso-Schwabschen Musenalmanach war Freiligrath lebhaft beteiligt. Wie er sich 1836 in dem durch Heine zwischen den Herausgebern entbrannten Zwist verhielt, ist bei Buchner zu lesen.

zuletzt all die großen, volltönenden Worte? Die Apfelbäume in meinem Hausgarten und ringsum in den Gärten der Nachbarn blühten eben herrlich am 26. April. Da trugen sie mir denn ihren Glückwunsch auf" (Buchner 2, 342). So oft Uhlands „Einkehr" angestimmt wird, soll dieser herzliche und sinnreiche Nachhall miterklingen:

O leuchtender Aprillentag,
Maitag, der sich verfrühte!
Und wo das Auge schweifen mag,
Da sieht es Apfelblüthe! . . .

Und wie überall in Uhlands wissenschaftlichen Gefilden, ist uns auch dies Mal auf gelehrte Bücher und Papiere ein erquickender Blütenregen gefallen.

Zu Goethes Gespräch über Deutsche Literatur.

Goethe beabsichtigte der strengen Erziehungsschrift Friedrichs des Großen über die deutsche Literatur eine Gegenschrift entgegenzusetzen und zwar in Form eines Gesprächs in einem Wirtshause zu Frankfurt, „wo ein Deutscher und Franzose sich über des Königs Schrift besprechen" (Suphan, Friedrichs des Großen Schrift Ueber die deutsche Literatur S. 57). Die Form befremdet bei Goethe, der solche abwägende Dialogen in Fragen, die ihm ans Herz gingen, nie geliebt hat: „Des thätigen Manns Behagen sei Parteilichkeit!" dachte er mit seinem Prometheus. Er hat die Kampfgespräche wohl im Drama, nie als selbständige Form geliebt und auch jenen Wettkampf in Sprichwörtern mit dem Vater (Weimarische Ausgabe 28, 321) hat er erst spät der Oeffentlichkeit preisgegeben. Von Plato urteilt er: „Was er sich im Einzelnen an irdischem Wissen zugeeignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag" (Farbenlehre, Historischer Teil, Weimarische Ausgabe II 3, 141) und auch aus einem Urteil über Solger (Gespräche mit Eckermann 1, 215) tönt Mißbehagen an der Form des Platonischen Dialogs heraus. Daher glückte ihm selbst die Einkleidung nicht: „das Ganze hat mir nicht genug gethan," urteilt Herder über den Entwurf (Suphan a. a. O.) „und die Einfassung nicht gefallen. Er wills Französisch übersetzen lassen, und so herausgeben, wo es sich aber nicht ausnehmen wird." Vielleicht brachte ein fremdes Vorbild Goethe auf den wenig glücklichen Einfall. Wenige Jahre früher, 1778, hatte Lichtenberg in seinem Kampf gegen die Physiognomiker die gleiche Einkleidung gewählt. „Vor einigen Tagen ging ich, eben um tela aufzulesen, in ein Kaffeehaus" (Vermischte Schriften 4, 93 f.). Er läßt nun verschiedene Gäste über eine Entgegnung Zimmermanns disputieren. „Hierauf las ein schwärzlicher Franzos Ihre Noten. ‚Oh le joli Scholiaste!' sagte er. „Que des Hottentots parmi vous!" und warf das Museum auf den Tisch. Das ist zu hart für deinen Clienten, dachte ich, et parmi Vous, sagte ich, und so ging der Franzos weg." Auch hier also literarisches Streitgespräch im Wirtshaus, auch hier am Schluß der Franzose abgeführt. — Der Mitarbeiter an Lavaters Physiognomik hat Lichtenbergs heftige Angriffe sicher mit Eifer gelesen und als er nun aus Abwehr anderer Streitschriften, noch unsicher, eine Form suchte, bot die des berühmten Historikers sich aus Nachahmung an. R. M. Meyer.

Recensionen und Referate.

Alt Th., Vom charakteristisch Schönen. Ein Beitrag zur Lösung der Frage des künstlerischen Individualismus. Mannheim. J. Bensheimer. 1893.

Die vorliegende Schrift kann als Beweismittel für den paradoxen Satz dienen, daß unter Umständen auch eine nicht ganz vollständige Beherrschung der Geschichte einer Wissenschaft ihre Vorteile hat. Solch mangelhafte Kenntnis dessen, was bisher geleistet wurde, veranlaßt nämlich zuweilen eine abermalige Beschäftigung mit Problemen, die in der Hauptsache ihre Lösung bereits gefunden haben, und wenn nun Derjenige, welcher neuerdings und vollkommen selbständig an die Fragen herantritt, ein klarer, tüchtiger, zur Bewältigung seiner Aufgabe im übrigen genügend vorbereiteter Kopf ist, so kann es sich wohl ereignen, daß, ob er auch nichts wesentlich und fundamental Neues biete, doch mancherlei brauchbare Gesichtspunkte aufgestellt und einzelne Seiten des Gegenstandes besser als von seinen Vorgängern beleuchtet werden. Aber noch in anderer Weise wird die Wissenschaft dabei gefördert. Sehen wir, daß mehrere Bearbeiter der Frage unabhängig von einander und auf teilweise getrennten Wegen zu ein und demselben Ziele gelangen, so muß dies unsere Ueberzeugung, daß die Antwort, welche so von verschiedenen Seiten übereinstimmend dargeboten wurde, auch wirklich die richtige sei, in hohem Maße bekräftigen und etwa in uns sich regende Zweifel niederschlagen, wofern dieselben nur dem sogenannten „Gefühl" entspringen, d. h. nicht auf klare und bestimmte Erkenntnisse zurückgeführt werden können, nicht aus ernsten, schwerwiegenden Gründen hervorwachsen. Die Sicherheit unserer Vorstellungen wird also befestigt, der Grad der Verläßlichkeit, den wir bestimmten Einsichten zuschreiben, erhöht. Damit soll selbstverständlich weder der Unwert der Wissenschaftsgeschichte behauptet, noch die Vernachlässigung der vorhandenen Literatur irgend eines Gebietes empfohlen werden: im großen Ganzen und für die Gesamtkultur der Wissenschaften sind ja die überwiegenden Vorteile einer guten Uebersicht über alle von den älteren Fachgenossen gewonnenen Hauptergebnisse so einleuchtend,

daß jene eben bezeichneten Momente dagegen kaum in Betracht kommen können; — die letzteren sollen es nur verständlich machen, wie selbst eine Eigenschaft, die nach ihren durchschnittlichen Folgen zweifellos einen Mangel in der Ausrüstung des gelehrten Arbeiters vorstellt, dann und wann unschädlich zu bleiben, ja geradeswegs zum guten auszuschlagen vermag. Und ein derartiger seltener Ausnahmsfall scheint eben bezüglich der Altschen Schrift vorzuliegen, — vorausgesetzt nämlich, daß der Eindruck selbständiger Ideengewinnung, welchen dieselbe unleugbar hervorbringt, nicht täuscht und daß der Verfasser nicht doch etwa, im Gegensatze zu seiner sonstigen Art, auf die Uebereinstimmung von ihm entwickelter Ansichten mit den Lehren bekannter Aesthetiker aufmerksam zu machen, gerade bei den Haupt- und Grundgedanken seiner Abhandlung die Quelle verschweigt, welcher er diese Gedanken entnommen hat.

In der That würde Alt seine Arbeit vielleicht nicht veröffentlicht haben, wenn er gewußt hätte, daß seine Ausführungen nichts sind als die Darlegung und Begründung eines Princips, welches schon Zimmermann in klassischer Weise formuliert hat, ja daß seine wichtigsten Sätze bereits durch Hutchesons Aufstellung der „relativen Schönheit" vorweggenommen erscheinen. Und doch wäre es in mancher Hinsicht zu bedauern, wenn diese kleine Schrift nicht publiziert worden wäre. Sie erörtert nämlich das große Hutcheson Zimmermannsche Princip in so klarer, faßlicher Weise, sie bringt so gute Beispiele der Bewährung desselben im Bereiche der Kunst, wie in demjenigen der ästhetischen Naturanschauung, sie untersucht auch seine Tragweite und die Konsequenzen, welche sich aus seiner Geltung für die Beurteilung gewisser Kunstrichtungen unserer Zeit ergeben, mit solcher Besonnenheit und Unbefangenheit, daß mancher nicht fachmännische Leser dadurch nicht bloß in Grundlehren der Aesthetik eingeführt, sondern auch über brennende Tagesfragen in aller Kürze vortrefflich orientiert werden dürfte.

Alt nimmt für seine Untersuchung den Ausgang vom Widerstreite, in dem sich das „Charakteristische" mit dem „Schönen" befindet, wenn das Letztere als das Gattungsmäßige, der Normalidee Entsprechende, gleichsam den Durchschnitt oder das arithmetische Mittel aller einzelnen Individuen Vorstellende aufgefaßt wird. Nun aber gefällt, zumal in der Kunst, auch das Individuelle, das die Schranken der Gattungsnorm Durchbrechende, ja die bildende Kunst der Neuzeit hat bewiesen, „daß gerade dem Individuellen in der Erscheinung ein höchster ästhetischer Wert zukomme." Sehr richtig wird von Alt hervorgehoben, daß diese zunehmende Würdigung des individuell Charakteristischen mit dem Streben der neueren Künstler nach unverfälschter Naturnachahmung Hand in Hand ging; aber doch behauptet er im Anschluß an Vischer und v. Hartmann nicht minder richtig, daß die Nachahmung als solche den Reiz des Individuellen nicht erklären könne. Auch in der subjektiven Seite des ästhetischen Verhaltens, für welches der Gegenstand, wie

der Verfasser mit v. Hartmann oder vielmehr denjenigen Aesthetikern, deren Bestimmungen dieser sich angeeignet hat, sagt, „bloße Erscheinung", „ästhetischer Schein" ist oder welches, etwas exakter zu reden, sich als ein rein kontemplatives, das Objekt unmittelbar erfassendes und im Genuß der Anschauung befriedigtes darstellt, — auch in dieser subjektiven Seite des ästhetischen Verhaltens kann jener Reiz nicht begründet sein, weil nach Alts einleuchtender Bemerkung die ästhetische Betrachtung das Häßliche so gut wie das Schöne wahrnimmt, Schönsein und Objekt ästhetischer Auffassung-sein also gewiß nicht dasselbe ist. Daß die Konstruktionen der metaphysischen Lehre vom Schönen das Geheimnis nicht entschleiern können, ist dem gesunden Sinne des Verfassers vollends klar, und so zieht er es denn vor, sich „auf die eigenen Füße einer empirischen und psychologischen Aesthetik" zu stellen.

Bei den unbestreitbar vorhandenen, wenn auch oft gegensätzlichen Beziehungen zwischen dem Individuellen und dem gattungsmäßigen Schönen sucht er vor allem über dieses letztere ins klare zu kommen und dabei gewinnt er nun sein erstes Hauptergebnis. Selbst das gattungsmäßige, vom Reiz des Individuellen unberührte Schöne soll nicht, oder wenigstens nicht zunächst, der Gattungsmäßigkeit im engeren Sinne, nicht dem Umstande, daß es das Normale oder die Durchschnittsform bezeichnet, sondern vor allem seiner Zweckmäßigkeit den ästhetischen Wert verdanken. Die Schönheit der Organismen wäre darnach gewissermaßen der Ausdruck ihrer unbewußt erkannten, instinktiv gefühlten Zweckmäßigkeit. Das ist der wunde Punkt in den Ausführungen des Verfassers. Es scheint, als wenn er sich hier doch von der metaphysischen Aesthetik, speciell derjenigen v. Hartmanns, einigermaßen habe beeinflussen lassen, und jedenfalls wird man zugeben, daß, wenn auch die organische Schönheit noch etwas anderes als genaues Zusammenfallen mit dem Gattungsdurchschnitte bedeutet, dieses andere mit der einfachen Formel: „dem Gattungszwecke entsprechen" um so weniger erschöpfend ausgedrückt werden kann, je mißlicher es um der Erkenntnis der „Gattungszwecke" selber bestellt ist. Die Unterschiede der einzelnen Arten von Naturformen in Bezug auf Schönheit, die zweifellos anzuerkennende Häßlichkeit gewisser Gattungen, die auch dadurch nicht gänzlich beseitigt wird, daß diese Arten unter dem Gesichtspunkte des Typischen oder Charakteristischen, wie der Verfasser an späterer Stelle vortrefflich zeigt, ästhetischen Reiz gewinnen können, — diese verschiedene ästhetische Dignität der unter einander verglichenen Gattungen, während doch nach teleologischer Ansicht jede Lebensform in gleichem Maße ihrem Zwecke entspricht, würde bei einer solchen Betrachtungsweise sich schwerlich verstehen lassen. Ein Beweis aber für die Identität der Schönheit der organischen Bildungen und ihrer Zweckmäßigkeit, welcher darin gipfelt, daß Schiller die ruhende organische Schönheit als die architektonische bezeichnet hat und daß nun in der Architektur nach Semper die Zweckmäßigkeit thatsächlich über die Schönheit der Formen entscheidet,

ist wirklich kaum ernst zu nehmen, da die Voraussetzungen, auf welchen er ruht, erstens, daß Schillers bildliche Bezeichnung nicht nur absolut zutreffend sei, sondern auch alle Seiten des Gegenstandes beleuchte und daß zweitens in der Aesthetik der Baukunst gar keine anderen als Zweckmäßigkeitsrücksichten in Frage kommen, wohl beide gleich weit von axiomatischer Sicherheit entfernt scheinen. Und dieser Beweis ist nach des Verfassers Geständnis „der einzige", der überhaupt „geführt werden kann"! Indeß schlägt sich Alt freilich durch diese Identifikation von Organismen-Schönheit und Zweckmäßigkeit auf bequemste Art die Brücke zur Anerkennung individueller Schönheit. Die einfache Erwägung, daß den Individuen ebenso bestimmte Zwecke gesetzt sein können wie den Gattungen, macht dann ja auch eine Art Schönheit genugsam begreiflich, welche den Individuen zukommt, ohne daß dieselben bloß den allgemeinen Arttypus offenbaren, bloße Verkörperungen ihres Gattungswesens sind.

Diese Ansicht von dem „materiellen" (d. h. im Sinne des Verfassers wohl so viel als objektiven) Wesen der organischen Schönheit erschließt nun Alt, indem er auf die subjektive Seite, d. h. die psychologischen Vorgänge bei der Auffassung solcher Schönheit reflektiert, auch das Verständnis für das eigentlich Charakteristische. So wenigstens verhält es sich nach seiner Darstellung, während in Wirklichkeit vielmehr seine glückliche Erkenntnis der psychologischen Gründe oder Bedingungen des Wohlgefallens am Charakteristischen mitgewirkt haben dürfte, ihn zu jener einseitigen Conception von der Schönheit der Gattungen zu verleiten. Im Falle dieser letzteren Schönheit vergleichen wir „zwischen einer vorher in uns vorhandenen zwecklichen Vorstellung und ihrer Verwirklichung, sei es in einem Naturgegenstand oder sei es in einem Kunstwerk", und ist es die „vollkommene Uebereinstimmung des angeschauten Objekts mit dieser Vorstellung", was die „volle ästhetische Befriedigung erzielt". Eine solche Uebereinstimmung bezeichnet Alt als „ästhetische Wahrheit", die somit „die Wahrheit der einer Erscheinung zugrunde liegenden Vorstellung, aber nicht die Wahrheit der Erscheinung eines Naturobjekts" ist; eine solche Uebereinstimmung macht auch das Wesen des Charakteristischen aus. Wo wir das im vorhinein von uns gehegte Bild einer Sache in der künstlerischen Darstellung oder der wirklichen Erscheinung dieser Sache bewährt finden, da erproben wir nämlich den Reiz der charakteristischen Schönheit. So etwa läßt sich mit wenig Worten der Kern der Ausführungen des Verfassers wiedergeben und es gereicht der Fassung, welche das Princip des Charakteristischen bei Alt und früher schon bei Zimmermann gefunden hat, zu besonderem Vorteile, sowie es freilich auch mit logischer Notwendigkeit aus dem Wesen des Hutchesonschen Princips hervorfließt, daß dasselbe keineswegs bloß auf die Region der bewußten Nachbildung beschränkt wird. An einem hübschen, sinnig gewählten Beispiele zeigt die Schrift, wie vielmehr Derjenige, welcher ästhetisch schauen gelernt

hat, d. h. welcher die Dinge als Erscheinungen gewisser Typen oder Ideen aufzufassen versteht, in der Natur und im Leben nicht minder als in der Kunst sich an der buntesten Mannigfaltigkeit charakteristischer Züge und Gebilde erfreuen kann. Auf diese Weise aber erhält das Princip eine ungleich größere Bedeutung und erklärt viel zahlreichere Phänomene des ästhetischen Lebens als ein ausschließlich auf den Kunstgenuß zugeschnittenes Nachahmungsprincip. Daß Fechners „Vorschule" das Problem der charakteristischen Schönheit fast nur als die Frage nach den psychologischen Gründen unserer Freude an der Nachahmung behandelt hat, scheint mir einer der schwächsten Punkte in dieser klassischen, für die ganze moderne Aesthetik sonst grundlegenden Unternehmung. Hier ist Zimmermann, dessen Untersuchungen auch jetzt noch nicht bloß nach der historischen Seite hin die vollste Berücksichtigung verdienen, Fechner unstreitig überlegen und man muß es mit Freude begrüßen, daß Alt, wie es scheint, ohne von seinem Vorgänger zu wissen, zu der richtigeren, weil einen weiteren Ausblick gewährenden Position des Wiener Aesthetikers zurückgekehrt ist.

Wer das Princip des Charakteristischen einmal gewonnen und in so glücklicher Art wie der Verfasser formuliert hat, dem lösen sich die Fragen nach dem Werte des Individuellen in der Kunst, nach dem Verhältnisse des Charakteristischen zum rein oder eigentlich Schönen und nach der Berechtigung des sogenannten „Naturalismus" ganz von selbst. Daß das Charakteristische mit dem Individuellen keineswegs zusammenfällt, macht schon der Umstand einleuchtend, daß wir auch befestigte Vorstellungen von Gattungen haben, mit denen allein wir häufig eine individuelle Form, die uns als solche ganz neu, daher auch mit einem etwaigen Bilde von ihr nicht zu vergleichen ist, zusammenhalten müssen, welche wir aber auch sonst oft genug als den uns vorschwebenden Typus in der Einzelerscheinung ausgeprägt finden möchten, und wirklich ist nach des Verfassers zutreffender Darlegung das sogenannte „Typische" nichts anderes als dieses gattungsmäßig Charakteristische. Wollen wir aber ein bestimmtes, uns wohlbekanntes Individuum dargestellt wissen, dann müssen wir freilich auch die besonderen, unterscheidenden Züge eben dieses Individuums in seiner künstlerischen Wiedergabe verlangen. Da ferner jene Art von Uebereinstimmung zwischen Idee und Erscheinung, in welcher das Charakteristische liegt, ein ästhetisch reizvolles, stets unser Gefallen weckendes Verhältnis ist, so muß das Charakteristische selber unter allen Umständen als Schönes im weiteren Sinne anerkannt werden. Handelt es sich jedoch um charakteristische Ausprägung an sich, d. h. nach anderen Rücksichten und ohne Vergleichung mit einem Ur- oder Vorbilde häßlicher Formen, so begreift man leicht, wie jene charakteristische Schönheit in Konflikt mit den Bedingungen des übrigen Schönen, von welchem der Verfasser neben dem angeblich die Gattungszwecke Erfüllenden noch das rein sinnlich Schöne der Farben und Formen

hervorhebt, geraten kann. Maßgebend für die charakteristische Schönheit eines Gegenstandes ist eben nur das Vorhandensein der gleichartigen, übereinstimmenden Vorstellung vom Objekte in uns, keineswegs irgend welche an sich wohlgefällige Eigenschaft des Dinges oder gar eine Summe objektiver Merkmale. Es kommt also immer — dem Sinne des Princips gemäß — nur auf unsere Idee an: Hat diese eine Gattung zum Gegenstande, so erfreut uns das „Typische“ als „charakteristisch“, bezieht sie sich auf ein Individuum, so fordern wir die individuelle Eigentümlichkeit und Besonderheit, ist ihr Objekt an und für sich häßlich, so fühlen wir uns nur ästhetisch befriedigt, wenn die Erscheinung, vor der wir stehen, auch diese Häßlichkeit treu und unvermindert wiederspiegelt. Und weil es sich so verhält, weil Charakteristik nicht Zusammentreffen eines Gegenstandes mit einem anderen, unbekannten Objektiven, sondern lediglich Uebereinstimmung mit unserer sozusagen vorgefaßten Idee von ihm selber bedeutet, hat der Verfasser, indem er konsequent an den Forderungen des Princips festhält, auch leichte Mühe, in den Grundsätzen des modernen Naturalismus das Wahre von dem Falschen und Uebertriebenen zu scheiden. Unsere Ideen von Naturobjekten sind aus der Natur selbst geschöpft: — daraus ergiebt sich schon, daß ein Teil der Ansprüche des Naturalismus berechtigt sein muß; aber für unsere Vorstellung von dem „wesentlichen Charakter“ irgend eines Dings ist nicht der zufällige Anblick entscheidend, welchen uns dasselbe in diesem oder jenem Zeitpunkte gewährt, vielmehr kann ein solcher augenblicklicher Eindruck dem Bilde, welches sich auf Grund zahlreicher anderer Wahrnehmungen des Dings und Begegnungen mit demselben in uns erzeugt hat, recht schlecht entsprechen, also den „Charakter“ der Sache recht dürftig und mangelhaft ausdrücken: — dies beweist hinlänglich die Verkehrtheit des extremen, mit geistlosen Kopien sich begnügenden Naturalismus, welcher den Zauber, den das Erfassen charakteristischer Schönheit auf das empfängliche Gemüt ausübt, in seinem tiefsten, innersten Wesen verkennt und aus unrichtig gedeuteten Empfindungen eine falsche Theorie macht, der zuliebe er nun die Gefühle selber verleugnet, der Stimme seines eigenen ästhetischen Gewissens Trotz bietet. — So würden, auf ihren bündigsten Ausdruck gebracht, die Thesen lauten, welche der Verfasser in dem größeren, von den Konsequenzen des Princips handelnden Abschnitte seiner Schrift verficht; die hier kurz skizzierten Verhältnisse erörtert er von S. 16 bis zum Schlusse so geschickt und umsichtig, daß man nicht ohne Vergnügen seinen Ausführungen folgen kann.

Der hauptsächlichste Mangel des Schriftchens, obschon wir demselben, wie gesagt, vielleicht insoferne Dank wissen, als ohne ihn die Altsche Arbeit möglicherweise gar nicht erschienen wäre, ist das Fehlen eines Bewußtseins von Dem, was bereits Frühere in derselben Richtung gedacht und ausgesprochen haben. Darum möge mir zum Schlusse eine kurze Geschichte

des Princips vom Charakteristisch-Schönen gestattet werden. Die hohe Wichtigkeit eben dieses Princips, von dem man fast mit demselben Rechte, mit welchem Fechner dies vom Associationsprincip behauptet hat, sagen kann, daß an ihm die halbe Aesthetik hänge, dürfte den in der Aufgabe des Referats allerdings nicht mehr eingeschlossenen historischen Exkurs rechtfertigen, sowie andererseits diese geschichtlichen Nachweisungen vielleicht wieder geeignet sein werden, die außerordentliche Bedeutung des in Rede stehenden Grundsatzes noch klarer und überzeugender hervortreten zu lassen.

Daß Aristoteles das Wohlgefallen an charakteristischer Darstellung nicht bloß kannte, sondern dasselbe auch schon zu erklären versuchte, indem er es als eine Art intellektueller Lust auffaßte, nämlich aus der Freude an dem im Erraten der Intentionen des Künstlers bethätigten eigenen Scharfsinn ableitete, ist Jedem geläufig, der sich mit Geschichte der griechischen Aesthetik beschäftigt hat. Die Einengung des Begriffes auf die Sphäre bewußt-künstlerischer Nachbildung aber und die noch größere Specialisierung, welche die eben bezeichnete Auslegung des Phänomens, wie sie vom Stagiriten unternommen wurde, unvermeidlich mit sich bringt, beweisen aufs klarste, daß sich der aristotelische Gedanke und das moderne Princip des Charakteristischen nicht decken, — abgesehen davon, daß auch die Unzulänglichkeit der Hypothese des griechischen Denkers sofort sichtbar wird, wenn man erwägt, daß das Wohlgefallen um so größer, je gelungener die Nachahmung, ein je geringerer Scharfsinn also zum Rätsellösen, zum Erraten der künstlerischen Absicht erfordert ist. — Begreiflicherweise konnte es nicht fehlen, daß auch nach Aristoteles in dem mächtigen Zeitraume bis auf Hutcheson, wenigstens so lange die griechisch-römische Kultur blühte, und dann wieder in den neueren Jahrhunderten, die sich aus der mittelalterlichen Geistesenge befreit hatten, die Kunsttheorie, namentlich die Lehre von den Wirkungen, welche die Poesie und die bildenden Künste bezwecken, an das Princip des Charakteristischen zu öfteren Malen heranstreifte. Alles, was Batteux aus Horaz zusammengelesen, um den römischen Dichter als Vertreter des Nachahmungsprincips erscheinen zu lassen, ist ein ebenso guter oder noch besserer Beleg dafür, daß Horaz den Wert der Charakteristik zu schätzen gewußt hat, und wenn, um sogleich 1700 Jahre zu überspringen, Boileau sagt:

„Il n'est point de serpent ni de monstre odieux
qui, par l'art imité, ne puisse plaire aux yeux.
D'un pinceau délicat l'artifice agréable
du plus affreux objet fait un objet aimable,“

so verrät dies abermals, nicht minder als der Satz:

„A ces petits défauts marqués dans sa peinture
l'esprit avec plaisir reconnait la nature,“

ein volles Verständnis der Schönheit zeugenden, ja das Häßliche selber in Schönes umwandelnden Kraft, welche der charakteristischen Darstellung

innewohnt. Aber der eigentliche Entdecker des Princips bleibt Hutcheson, da er nicht bloß auf dasselbe anspielt und es gleichsam praktisch verwertet, ohne sich von seiner Natur ernstere Rechenschaft zu geben, sondern es in wissenschaftlicher Reinheit und Strenge heraushebt. In dem 1720 erschienenen berühmten Buche: „Inquiry of the origin of our ideas of beauty and virtue" unterscheidet der englische Philosoph die „relative", auf der Aehnlichkeit mit einem Vor- oder Musterbilde beruhende Schönheit so scharf als nur möglich von der „absoluten" und betont es mit dem größten Nachdrucke, daß für die erstere Art der Schönheit gar nicht die ästhetische Beschaffenheit des Vorbildes selber, sondern ausschließlich nur der Grad der Uebereinstimmung, welchen das Nachbild mit diesem Vorbilde gewahren läßt, bestimmend und ausschlaggebend ist. So kann nach Hutchesons Auseinandersetzung ein an sich reizloser, ja widriger Gegenstand — Hutcheson führt u. a. die häßlichsten Züge des Alters in einem guten Gemälde als Beispiel an —, in dem er einem Musterbilde entspricht, mit welchem er bewußt oder unbewußt zusammengehalten wird, zur Quelle ästhetischen Wohlgefallens werden.

Etwas später hat ein anderer brittischer Aesthetiker, Alison, einen Begriff von „relativer Schönheit" ausgebildet. Auch in diesem Begriffe ist das Charakteristische teilweise enthalten, wiewohl er mit demjenigen der „relativen Schönheit" bei Hutcheson nicht durchwegs zusammenfällt, da er nach seiner specifischen Fassung vielmehr einerseits noch andere Gattungen des ästhetisch Gefallenden in sich schließt, den Reiz des im engsten Sinne Zweckmäßigen bezeichnet und auch jene „artifiziellen" oder „Konventions-Schönheiten" umfassen kann, die André im „Essai sur le beau" (1741) und nachher (1784) von den Deutschen J. Ch. König, dem (1785) Gäng folgte, als eigentümliche Formen des ästhetisch Wirksamen kennen gelehrt haben, und da es andererseits auch wieder fraglich bleibt oder zum Mindesten nicht auf den ersten Blick klar ist, ob unter Alisons relative Schönheit, welche nicht sowohl wie der Hutchesonsche Begriff die Uebereinstimmung eines Gegenstandes mit einem im Geiste bereit liegenden Vorbilde, als vielmehr das aus Rücksichten des „Zwecks", der „Schicklichkeit" und „Nützlichkeit" entspringende Wohlgefallen ausdrückt, die Thatsachen charakteristischer Naturschönheit ebenso ungezwungen zu subsumieren sind als die Freude an Kunstwerken, die eine Nachbildung selber sich zum Zwecke gesetzt haben. Indeß, wie dem auch sein möge, jedenfalls hat ein Dritter von den berühmten Aesthetikern Englands das Princip des Charakteristischen gleich Hutcheson im Wesentlichen erfaßt und gekennzeichnet, nämlich Burke; zwar nicht, wie Fechner irrtümlich annahm, als der Erste — denn Hutchesons „Inquiry" erschien 37 Jahre vor Burkes „A philosophical inquiry in to the origin of our ideas of the sublime and beautiful" —, auch nicht so rein wie sein Vorgänger und auch nicht bloß in der Stelle des 16. Abschnittes des ersten Buches, auf welche Fechner verwies, sondern zum Teile schon in der

Einleitung seines vielgenannten Werkes, die durch einzelne Erörterungen ein ziemlich klares Bewußtsein von der Bedeutung dieses Princips kundzugeben scheint. So könnte man fast sagen, daß Dasjenige, was Alt wie völlig neu hinstellt, bereits der englischen Aesthetik des vorigen Jahrhunderts in der Hauptsache geläufig war. Die fraglichen Verhältnisse sind ja auch so einfach und unverkennbar zugleich, daß nur ein Mangel an Tiefe oder die Sucht, die Erscheinungen durch Anwendung allzu abstrakter Begriffe, wie des Diderotischen „Beziehungs“-Begriffes, in ungehöriger Art zu unifizieren, bei den Franzosen, das Eingesponnensein in die Begriffswelt der Wolffschen Psychologie und Metaphysik, das ausschließliche Operieren mit den unfruchtbaren Ideen der sinnlichen Vollkommenheit und des Zusammenseins von Mannigfaltigkeit und Einheit als der Bedingung dieser Vollkommenheit auf Seite des Objekts aber bei den Deutschen das Vorübergehen an jenen sonnenklaren Verhältnissen verschuldete.

Eine bedauerliche Verwirrung und Verdunkelung der Sachlage brachte Kants Lehre von der anhängenden Schönheit mit sich, so wertvoll die diesbezüglichen Aufstellungen des Königsberger Philosophen in anderer Hinsicht sein mochten: denn hier war das Charakteristische nicht einfach unbeachtet gelassen, sondern es war recht wohl bemerkt, aber einseitig nur in seiner sekundären Rolle aufgezeigt, nur als negatives, den Spielraum der Bewährungen freier Schönheit lästig einschränkendes, nicht als positives, schöpferisches, selber die reichste Fülle ästhetischer Werte hervorbringendes Princip erfaßt worden. Alt, welcher in der „anhängenden Schönheit“ seine Schönheit der Gattungszweckmäßigkeit wiederfinden möchte, mißversteht eben Kant nicht weniger, als dies Fechner thut, der in der „anhängenden Schönheit“ einfach die assoziativen Faktoren des ästhetischen Eindruckes erblickt. Und wenn der große Urheber der Vernunftkritik darin fehlging, daß für ihn gewissermaßen nur die reine, d. h. nicht den Forderungen des Charakteristischen gehorchende Schönheit existierte, das Charakteristische dagegen bloß als Hemmnis oder Schranke dieser reinen Schönheit galt, die ohne den Zwang typischer Ausprägung sich viel freier und allseitiger würde ergehen können, so darf man umgekehrt der nachkantischen spekulativen Aesthetik den Vorwurf machen, daß sie, soweit ihre Begriffsfassungen den festen Boden nicht gänzlich verloren, überhaupt nur das Charakteristisch-Schöne im Auge hatte, weil die Verwirklichung der Idee, worauf sie ihrer platonisierenden Grundtendenz entsprechend alle Schönheit zurückführte, offenbar nur dort einen Sinn ergab, d. h. noch einen anderen, besseren Sinn als den der platonischen Erklärung einer Sache durch ihren Allgemeinbegriff oder Namen, wo es sich um charakteristische Typengestaltung handelte. Wie tief die Schelling-Hegelsche Lehre vom Schönen in Wahrheit mit dem Princip des Charakteristischen zusammenhing, wie dieses Princip sozusagen die ganze reale und positive Grundlage ihrer luftigen Konstruktionen ausmachte und wie in

ihren bedeutendsten Vertretern wenigstens eine Ahnung dieses Verhältnisses immerhin vorhanden war, das erhellt am besten aus dem merkwürdigen Mißverständnisse, dem Vischer anheimfiel, als er in seinen „Kritischen Gängen", in jener Auseinandersetzung mit den Herbartianern, wozu ihm seine Autokritik Veranlassung bot, Zimmermann triumphierend den schönen Mohrenkopf, den der österreichische Philosoph unter den Beispielen charakteristischer Schönheit genannt hatte, als ein vermeintliches Zugeständnis an die Hegel-Vischersche Grundauffassung entgegenhielt. So legte der Meister der spekulativen Aesthetik unbewußt Zeugnis dafür ab, daß er den Kern dieser Aesthetik in der Anschauung vom Charakteristischen als dem innersten Wesen aller Schönheit sah!

Aber gerade die Erhebung des Princips der Charakteristik zum ästhetischen Universalprincip, die Unterordnung jeder Art des ästhetisch Reizvollen unter ein Verhältnis, das thatsächlich bloß bei ganz bestimmten Formen der Wohlgefälligkeit zutrifft, mußte von den schlimmsten, ja geradezu verheerenden Folgen für die wissenschaftlich-philosophische Aesthetik sein. Bei Schopenhauer, wo vermöge der klareren Gedankenhaltung die Identität des Schönen und Typischen im allgemeinen, d. h. für die überwiegende Mehrzahl der Fälle noch deutlicher zu Tage trat, verstattete wenigstens die auf Kant, auf die Bestimmung der Interesselosigkeit, zurückweisende Vorstellung von den subjektiven Bedingungen des ästhetischen Verhaltens die Annahme ästhetischer Reize, welche nicht einfach daraus entspringen, daß charakteristische Züge geschaut werden, und verhütete es, daß alle und jede Schönheit, auch die elementar-sinnlicher Art und diejenige bedeutungsloser Formverhältnisse, in Typenerscheinung umgestempelt wurde. Den Hegelianern und den Anhängern Schellings war bei ihrem auch in der Aesthetik durchgeführten Objektivismus dieser Ausweg, den ärgsten Verzerrungen der gesund-natürlichen Auffassung zu entgehen, abgeschnitten. Leitete sich aber aus dem „Erscheinen der Idee" alles Schöne ohne Unterschied her, dann mußte diese Beziehung notwendig so verschwommen und unklar werden, daß sie zu gar nichts mehr, auch nicht einmal mehr zur Erläuterung jener charakteristischen Schönheiten, bei welchen sie mit Grund zu behaupten und in wirklich verständlicher Weise vorzustellen war, taugte. Solcherart konnte es schließlich nicht ausbleiben, daß von den Aesthetikern der Hegelschen Schule das Princip des Charakteristischen auch in seinen deutlichsten, gleichsam greifbarsten Manifestationen übersehen wurde, wofür es wohl kaum ein interessanteres und signifikanteres Beispiel gibt als Schaslers Lehre von unadäquaten Verbindungen zwischen Form und Farbe, d. h. von einer ästhetischen Unvereinbarkeit zwischen gewissen Formen und gewissen Farben, — eine Lehre, welche durch den Hinweis auf die Widerwärtigkeit eines schönen, aber „in himmelblauem oder saftgrünem Ton" gefärbten Gesichtes begründet wird! Einen Erklärungsgrund so ver-

allgemeinern, daß ihm seine specifische Differenz, sein eigentümliches Wesen geraubt wird, heißt ihn eben gänzlich aus dem Gesichte verlieren! Um also die schon bei Hutcheson gereifte, aber dann durch mehr als ein Jahrhundert abhanden gekommene Einsicht wiederzugewinnen, mußte man vor Allem auch in der Aesthetik sich von der spekulativen Tradition losmachen. Das war in der Herbartschen Schule der Fall. Mit der Aufstellung einer Mehrzahl von Principien ästhetischer Wohlgefälligkeit ging Griepenkerl voran, und obschon sich unter den von diesem scharfen Kopfe namhaft gemachten, Schönheit-begründenden Beziehungen das Charakteristische noch nicht befand, war damit doch der Weg betreten, dessen Verfolgung Zimmermann die Zurückeroberung der so fruchtbaren Hutchesonschen Erkenntnis für die Wissenschaft vom Schönen ermöglichte. Zimmermann, der Wiederentdecker des Princips in der neueren Aesthetik, hat aber auch gezeigt, daß dasselbe nur dann einen Wert hat, wenn seine Anwendung auf bestimmte Fälle ästhetischer Wirksamkeit eingeschränkt wird: mit dem Mohrenkopf, der ja doch nur in gewisser Hinsicht schön, in anderer geradezu häßlich ist, dessen besondere Art von Schönheit also gewiß nicht den Schlüssel zum Verständnisse alles Schönen überhaupt bieten kann, hat er die spekulative Lehre nicht bloß nicht bestätigt, sondern gründlich und endgültig widerlegt.

Es ist recht wohl möglich, daß eine psychologische Zergliederung aller der Thatsachen, welche in dem Rahmen des Hutcheson-Zimmermannschen Princips eingeschlossen sind, zur Erkenntnis noch weiterer Unterschiede führen, daß man z. B. in dem Reize der künstlerischen Nachbildung noch andere Faktoren thätig finden wird als in dem Wohlgefallen, welches eine ihren Typus charakteristisch ausprägende und zur Schau tragende Naturbildung einflößt: der Affekt der Bewunderung, auf welchen Véron alle ästhetischen Freuden zurückführen will, mag im ersteren Falle als Bewunderung der künstlerischen Geschicklichkeit wirklich ins Spiel kommen — das wichtige, noch fast gar nicht gewürdigte Princip der Schwierigkeitsüberwindung würde teilweise damit zusammenhängen, — und noch in anderer Weise mag „our sympathy with the master minds“, von der schon James Douglas sprach, sich im Kunstgenusse bewähren, indem nämlich das bloße geistige Zusammentreffen mit den Ideen und Absichten des Künstlers uns bereits, wie Bain andeutet, eine Art sympathischer Lust verschafft; aber, wenn dem auch wirklich so ist, wenn sich die ästhetische Schätzung als eine nach ihren psychologischen Elementen zum Teil verschiedene darstellt, je nachdem sie sich auf gelungene, charakterische Kunstnachbildungen oder auf Naturgegenstände von charakteristischem Gepräge richtet, so bleibt das Princip des Charakteristischen selbst doch immer die Grundlage, von welcher sämtliche, in dieser Richtung etwa künftig anzustellende Untersuchungen werden ausgehen müssen.

Graz. Hugo Spitzer.

Brentano F., Das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung. Vortrag. Leipzig. Duncker & Humblot. 1892.

Die vorliegende Schrift des bekannten Wiener Philosophen beschäftigt sich mit der Erklärung einer alten Schwierigkeit, die man füglich ein ästhetisches Paradoxon nennen darf. Der Verfasser geht von einem Satze aus, der wohl keinen Widerspruch zu befürchten hat, nämlich, daß es der Zweck der Kunst sei, wertvolle Vorstellungen in uns zu erwecken. Nun zeigt jedoch ein Blick auf die Meisterwerke der Weltliteratur, daß die Tragödie den Vorstellungen des Schlechten und Minderwertigen in der Darstellung menschlicher Verirrungen und menschlichen Unglücks breiten Raum gewährt, während man doch erwarten sollte, daß sie als die höchste Gattung dichterischer Erzeugnisse Vorstellungen von ganz besonderem Werte zum Inhalt haben werde.

Der Verfasser sucht nun zu zeigen, daß der Dichter des Trauerspiels, wenn er uns unverschuldete Leiden, Verbrechen und Aehnliches vorführt, hiezu in mehr als einer Hinsicht berechtigt erscheint.

Zunächst vom Gesichtspunkte des Gegenstandes. Der Wert der Vorstellung wächst mit dem Wert des Gegenstandes. Unter den verschiedenen Gegenständen, welche die Kunst darzustellen vermag, gilt die Weltentwicklung in der Geschichte dem Verfasser als der erhabenste. Ihr Träger, der Mensch, sein Charakter und sein Schicksal werden der Kunst den würdigsten Vorwurf bieten und zwar ganz besonders die heroischen Charaktere und ihr Geschick.

Soll nun diese Darstellung nicht der Anschaulichkeit entbehren, so muß sie eine gewisse poetische Naturtreue besitzen, ohne welche dem dichterischen Werk alles wahre Leben fehlen würde. Der Dichter wird demnach seine Helden nicht bloß in ihrer Größe, sondern auch in ihrer Schwäche, also auch ihre Verirrungen und Mängel zu schildern haben. Da nun die Thaten und Leiden der Menschen fast niemals in einem vollkommen gerechten Verhältnisse zu einander stehen und unter den menschlichen Charaktertypen an Zahl jene überwiegen, denen irgend ein Fehler, z. B. eine übermächtige Leidenschaft ihr eigentümliches Gepräge verleiht, so erscheint dem Verfasser sowohl die Vorführung von unverschuldetem Leiden, als auch die von unvollkommenen Charakteren vom Gesichtspunkt des Gegenstandes aus gerechtfertigt.

Ein weiterer Umstand, der hier in Betracht kommt, ist die Empfänglichkeit des Zuschauers. Das Leiden gewinnt in höherem Maße unsere Teilnahme, als das Glück, es bringt uns den unnahbaren Helden menschlich näher und verringert so den Abstand, der zwischen diesem und dem gewöhnlichen Zuschauer besteht. Endlich erfordert auch der bedeutende Umfang des dramatischen Kunstwerkes, um das Interesse lebendig zu erhalten, jene Wechselfälle der Lage, wie sie die Tragödie zeigt.

Im Verlaufe seiner interessanten Darlegungen findet der Verfasser auch Gelegenheit, einige wichtige Begriffe der Aesthetik zu erläutern: von besonderem Werte scheint mir die Bestimmung der Begriffe Satire und Humor zu sein; während der Satiriker gewisse Abweichungen von normativen Gesetzen sich zum Gegenstande wählt und dadurch die Regel selbst anschaulich macht, stellt uns der Humorist nach der Auffassung des Verfassers das Walten eines Naturgesetzes vor Augen. Der Erstere rügt unsere Fehler als solche, der Letztere läßt sie als etwas Natürliches und darum auch Verzeihliches erscheinen.

Bei dem knapp bemessenen Umfange der vorliegenden Schrift bleibt manches unerörtert, was der Leser von so berufener Seite besprochen zu finden wünschte, alles Wesentliche ist jedoch mit überzeugender Klarheit ausgeführt, so daß es undankbar wäre, mit dem Spender einer solchen Gabe rechten zu wollen.

Prag. Emil Arleth.

Neue Sagensammlungen.

1. Knoop O., Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen. (Sonder-Veröffentlichungen der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen II.) Posen. Eigentum der Gesellschaft. 1893.
2. Hauser Ch., Sagen aus dem Paznaun und dessen Nachbarschaft. Innsbruck, Verlag der Wagnerischen Universitätsbuchhandlung 1894.
3. Meiche A., Sagenbuch der sächsischen Schweiz. Leipzig. Verlag von Bernhard Franke. 1894.
4. A. R. (Freifrau A. von Reichlin-Meldegg), Regensburger Volkssagen für Jung und Alt erzählt. Regensburg. Verlag von W. Wunderling. 1894.

1) Unter diesen im Inhalt, wie in der Art der Bearbeitung so sehr verschiedenen Sagensammlungen nimmt die Ausgabe von Knoop an Umfang und an Fülle des gebotenen neuen Stoffes die erste Stelle ein. Die Posener Sammlung bereichert den bisher bekannten Bestand deutscher Sagen umsomehr mit vielen eigenartigen Stücken, als in dieser Landschaft die Deutschen in ihren volkstümlichen Ueberlieferungen von den Polen überaus stark beeinflußt wurden. An den Grenzen von Ländern und Stämmen wandern die Fäden der Volkspoesie unausgesetzt hinüber und herüber. Gar bei den Deutschen in Posen, die in geringer Anzahl mit und unter den Polen leben, weist der Sagenschatz, wie wir aus der vorliegenden Sammlung ersehen, viel mehr slavisches Gut auf, als etwa bei den Deutschen in Böhmen, die in besonderen Gebieten, durch eine ganz scharfe Sprachgrenze getrennt, fast unvermengt neben den Tschechen leben. Außer den Sagen polnischer Abstammung haben die Posener Deutschen auch Erzählungen, die sie aus der Heimat mitgebracht und allmählig auf Oertlichkeiten des neuen Wohnsitzes übertragen haben (Stoffe, die wir in der norddeutschen namentlich in der pommerischen Volksdichtung häufig wiederfinden), ferner Sagen, die unter ihnen erst in der neuen Heimat, meist durch geschichtliche Ereignisse angeregt, entstanden sind (z. B. über die Leiden der evangelischen Kirche im polnischen Lande), endlich Märchen und abergläubische Anschauungen, die Deutschen und Slaven von altersher gemeinsam zukommen, z. B. der Hexenwahn. Knoop hat außerdem mehrere nur in polnischen Kreisen erzählte Sagen aufgenommen. Es wäre meiner Ansicht nach besser gewesen, wenn er diese in einen besonderen Anhang verwiesen hätte, denn es ist bei vielen einzelnen Stücken nicht deutlich zu ersehen, ob sie aus deutschen oder polnischen Kreisen stammen, und wir können darum nicht einen genau begrenzten Ueberblick gewinnen über das was in der vorliegenden Sammlung dem deutschen Volke in Posen zugehört. Die überwiegende Mehrzahl der Sagen

erzählt Knoop nach mündlichen Berichten, nur die geschichtlichen und einige hebräische Erzählungen hat er Chroniken, neueren gedruckten Mitteilungen und einigen jüdischen Quellen entnommen. Ein Festkalender und kurze Andeutungen über Sitten und Bräuche sind beigegeben. In den Anmerkungen ist die slavische Volkskunde hauptsächlich berücksichtigt. S. 349 weist Knoop auf die auffallende Uebereinstimmung in Bedeutung und Namen zwischen dem polnischen skrzat und dem althochdeutschen scrat hin. Ich füge dem hinzu, daß der Berggeist škratelj bei den Slovenen des Triglavgebietes, namentlich bei den Sennern und Jägern noch heute in großem Ansehen steht. Der Flohname „Schratter" in Fischarts Flöhhaz V. 1335 hängt wohl auch damit zusammen.

2) Hauser gibt uns den Sagenschatz aus dem Paznaun, einem an Vorarlberg grenzenden Tiroler Thale. Sein Büchlein ist gedacht als eine Ergänzung zu den schönen und reichhaltigen Sammlungen Vonbuns und der Brüder Zingerle. Wie unerschöpflich die Dichtungen der Volksseele sind, ersehen wir daraus, daß aus einem einzigen Thale so viele Nachträge möglich waren. Hauser, der selbst im Paznaun zu Hause ist, hat die Geschichten von befreundeten und verwandten Gewährsleuten gehört. Es sind sagenhafte Ereignisse, die vorgeblich von den Erzählern selbst oder doch von erst kürzlich verstorbenen Personen miterlebt wurden. Hauser gibt die Sagen genau nach den Mitteilungen des Volkes (die eingestreuten Redensarten, Sprüche u. s. w. in der Mundart), darum sind sie durch einen ganz besonderen Reiz von frischer Unmittelbarkeit und volkstümlicher Anschaulichkeit ausgezeichnet. Daß sie meist uralt sind und nur von den Erzählern auf heimische Oertlichkeiten und auf Zeitgenossen übertragen wurden, beirrt nicht die aus Hausers Sammlung deutlich sprechende Thatsache, daß diese Sagengebilde für das Volk noch eine ganz gegenwärtige Bedeutung haben. Die eigenartigen Lebensverhältnisse der Gebirgswelt, vor allem die Almwirtschaft, bilden den Hintergrund der Paznauner Sagen, die im wesentlichen nur neue Varianten zu den von den Brüdern Zingerle mitgeteilten allgemein tirolischen Erzählungen bilden. Neu ist Nr. 74 „Der Geliebte am Kammerfenster", wodurch zum ersten Male das Lenorenmotiv auch für Tirol belegt erscheint.[1]) Dieses Stück hat auf dem weiten Weg aus der Fremde alles Beiwerk fallen gelassen und gibt nur ganz knappen Bericht. Die typischen Worte des Freiers fehlen aber auch hier nicht. Der Geliebte erscheint am Kammerfenster des (sich nach ihm sehnenden) Mädchens, weckt es und ruft:

Ach, wie scheint der Mond so hell,
Ach, wie reiten die Toten so schnell!
„Schätzeli" fürchtest du dich nichts?

Als sie „Nein" erwidert, zerreißt er sie.

1) Das Volkslied vom toten Freier aus der Gegend von Meran (Erks Liederhort² Nr. 197°) hat zum Lenorenstoff nur sehr lose Beziehungen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf einige in neuerer Zeit bekannt gewordene, aber bisher nicht beachtete Fassungen des Lenorenstoffes aufmerksam machen. Die drei nachfolgenden Sagen aus dem von Schlesiern bewohnten Teil des nordöstlichen Böhmens drucke ich, da sie kurz sind, ganz ab. Sie sind mitgeteilt von Fiedler in der Zeitschrift Riesengebirge 10 (1890), 19:

Ein Mädchen bittet um einen Liebhaber.

Ein Mädchen betete, Gott möge ihm einen Mann zuführen, dabei hatte es die Gewohnheit, so oft es an dem Friedhof vorüber ging zu singen:

Der Monda scheint gehelle,
Die Toten reiten schnelle,
Die Toten laufen bei Mondenschein,
Sie sind keines Menschen Freund.

Heute mußte das Mädchen gerade wieder am Friedhofe vorüber und wieder sang es das Totenlied zu den Leichensteinen hinüber. Da kam plötzlich ein rothaariger und rotbärtiger Mann auf die Sängerin zu und rief:

Wärste ne tschwecha (zwischen) Stohl on Eisn ganga,
So hätt ich dich zeressa on gefanga,
Un 's wär dir bei Senga verganga.

Zugleich gab er dem Mädchen eine schallende Ohrfeige und flog unter Brausen und Heulen des Sturmes davon. Das Mädchen stand zitternd zwischen den Wagengeleisen, dem „Stahl und Eisen".

(Mündlich von Wernersdorf bei Starkstadt.)

Der tote Geliebte.

Ein Mädchen hatte einen Geliebten, welcher in den Krieg ziehen mußte, aus welchem er nicht mehr zurückkehrte. Da rief einstmal das Mädchen:

Der Monda scheint gehalle,
Die Toten reiten schnalle!

Da erschien der Liebhaber, nahm das Mädchen auf das Roß und ritt fort; man hat von dieser nichts mehr gesehen.

(Mündlich von Starkstadt.)

Der Totenritt.

Ein Mädchen hatte den Liebsten im Kriege verloren. Da klagte es: „Ach, wenn nur mein Liebster bald käme und mich holte und wäre es in die Hölle!" Das kam ihm teuer zu stehen. Eines Abends erschien der verstorbene Bräutigam und nahm die Geliebte aufs Roß. Da sprach sie: „Der Mond scheint so hell" und der Reiter antwortete: „Die Toten reiten

schnell." Dem Mädchen schauerte. Sie ritten über Feld, bis sie auf einen großen Kirchhof kamen. Daselbst angelangt nahm es der Reiter mit ins Grab. Das Mädchen war verloren.

(Mündlich von Klein-Borowitz.)

Unbeachtet blieben bisher auch zwei Fassungen aus Kärnten, die Valentin Pogatschnigg in der Zeitschrift Carinthia 63 (Jahrgang 1873) S. 24—27 mitgeteilt hat. Sie kommen den von Erich Schmidt[1]) zergliederten ober- und niederösterreichischen Fassungen sehr nahe. In der ersten Sage aus der Gegend von Timenitz verlangt das Mädchen (Annamiedl ist ihr Name) von ihrem Geliebten, einem Offizier, daß er nach sieben Jahren, ob tot oder lebendig um sie komme. Er fällt im Kriege. Nach sieben Jahren holt er sie nachts auf einem Schimmel und reitet mit ihr „über sieben Pfarren weit." Unterwegs spricht der Reiter: „Der Mond, der scheint so hell, die Toten reiten schnell; Diendle fürchtest du dich?" Sie antwortet: „Wie soll ich mich fürchten, bist ja du bei mir, Herzallerliebster mein." Da er das dritte Mal fragt, befällt sie ein „Grausen". Mit einem Satz springt das Pferd über die Kirchhofsmauer, Roß und Reiter verschwinden in einem Grabe. Das Mädchen reißt sich gewaltsam los, kommt nach langer Wanderung heim, erkrankt und stirbt. Die zweite Fassung aus dem Rosenthal weicht nur am Schlusse ab: Das Mädchen schwingt sich an der Friedhofsthür weit vom Pferde weg, so daß sie innerhalb der Traufe des nächsten Hauses niederfällt. Dort hat der Tote keine Gewalt mehr über sie. Dann kehrt sie heim, lebt aber nur mehr wenige Tage.

Pogatschnigg erwähnt, daß diese Sagen noch in den Vierziger Jahren von Deutschen und Slowenen in Kärnten in Balladenform gesungen wurden. Die deutsche Ballade hat sich nur in Gottschee erhalten (Erich Schmidt, 225 f.; in meiner Sammlung Nr. 54); die slowenische in Krain. Die letztere wurde veröffentlicht von Valjavec, Narodne pripovjesti u Varaždinu i okolici[2], Agram, 1890 (Einleitung S. IV f.). Sie besteht aus 28 dreizeiligen Strophen und hat folgenden Inhalt: Ein Mädchen bindet im Garten einen Strauß und ruft ihrem fernen Geliebten zu: „Ob tot oder lebendig, komm um den Strauß." In der Nacht kommt er zu Pferde und nimmt das Mädchen mit sich. Auf dem Ritt fragt er: „Fürchtest du dich? Der Mond scheint hell, die Toten reiten schnell." Sie erwidert: „Wie soll ich mich fürchten, Du bist ja bei mir. Der Mond und die Sterne leuchten, um uns die Zeit zu verkürzen." Dieses Zwiegespräch wiederholt sich dreimal. Sie reiten immer schneller dem Friedhof zu. Er legt sich ins Grab, während sie am Grabe stirbt.

1) In den „Charakteristiken" 219—229, 237—242 gibt E. Schmidt einen reichhaltigen Ueberblick über die Verbreitung des Lenorenstoffes, wozu ich oben einen kleinen Nachtrag liefere. Vgl. unten S. 208.

Die jüngst von Wilibald Müller (Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren, S. 56 f.) mitgeteilte Lenorensage ist ein wörtlicher Abdruck aus Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich, S. 80 f.

3) Meiches Sagenbuch umfaßt unter dem Namen „sächsische Schweiz" das Gebiet von der böhmischen Grenze bis an die Flüsse Gottleuba und Wesenitz, also etwa das früher so benannte „Meißner Hochland". In acht Abteilungen folgen einander Geschlechts- und Dämonensagen, Gespenster-, Teufels-, Zauber-, Schatz-, Geschichtliche und Etymologische Sagen. Sie sind mit einer Einleitung, knappen Anmerkungen und einem Anhang (Sprichwörter, Kinderlieder, Neckereien, Aberglauben) versehen. Sie sind zum Teil nach älteren Drucken, zum Teil nach dem Volksmund mitgeteilt und man kann sich billig wundern, daß in diesem von Fremden überschwemmten Gebiete noch so viel volkstümliche Ueberlieferungen zu finden waren. S. 81 sagt Meiche, daß in katholischen Gegenden die zwölf Apostel, Maria und Josef oder Johannes der Täufer den Namen der vierzehn Nothelfer führen. Das ist nicht richtig. Die vierzehn Nothelfer sind vielmehr: Achatus, Blasius, Christophorus, Cyriakus, Dionysius der Areopagit, Egidius, Erasmus, Eustachius, Georg der Märtyrer, Pantaleon, Vitus, Barbara, Katharina und Margaretha.

4) Die „Regensburger Volkssagen" sind von ganz anderer Art und verfolgen ganz andere Zwecke als die bisher besprochenen drei Sammlungen. Sie sind nicht Mitteilungen nach dem Volksmund, sondern freie Umdichtungen und Bearbeitungen bekannter älterer Quellen, die in einem Verzeichnis gewissenhaft angegeben werden. Die Verfasserin erzählt in liebenswürdiger und unterhaltender Weise „für Jung und Alt" durchwegs Regensburger Ortssagen. Die Wahrzeichen, Baulichkeiten, Statuen, von denen die Rede ist, sind in guten Nachbildungen dem hübsch ausgestatteten Büchlein beigegeben, das natürlich einen wissenschaftlichen Wert nicht beanspruchen kann.

Prag. A. Hauffen.

Alte und neue Literaturgeschichten.

1. Hettner H., Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. In drei Teilen. Dritter Teil: Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Vierte verbesserte Auflage. Braunschweig. Friedrich Vieweg und Sohn. 1893.

Erstes Buch. Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen. 1648—1740. 7 M.

Zweites Buch. Das Zeitalter Friedrichs des Großen. 10 M.

2. Wackernagel W., Geschichte der deutschen Literatur. Ein Handbuch. Zweite Auflage, neu bearbeitet und zu Ende geführt von Ernst Martin. 2. Band. Vierte (Schluß-) Lieferung. Neunzehntes Jahrhundert. Basel. Benno Schwabe, Schweighauserische Verlagsbuchhandlung. 1894. 3.20 ℳ
3. Koch M., Geschichte der deutschen Literatur (Sammlung Göschen) Stuttgart. G. J. Göschensche Verlagshandlung 1893. 80 ₰.
4. Wychgram J., Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte. Zweite Auflage (Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. 56. Lieferung.) Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. 1894. 1.25 ℳ
5. Hüppe B., Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauche an Gymnasien und anderen höheren Lehranstalten, sowie zum Privat-Unterricht. Vierte verbesserte Auflage, besorgt von A. Frauzem. Paderborn. Ferdinand Schöningh.
6. Lemmermeyer F., Kurzes Repetitorium der deutschen Literaturgeschichte. Zum Gebrauche für Lehrer und Lernende. 1. Teil. Von der Vorzeit bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts. Nach den Quellen und nach den Schriften von J. und W. Grimm, Lachmann, Holtzmann, Haupt, Gervinus, Koberstein, Wackernagel, Vilmar, Müllenhoff, Gödeke, Scherer, Zarncke, Bartsch, Heinzel, Pfeiffer u. A. (Breitensteins Repetitorien Nr. 63). Leipzig und Wien. M. Breitensteins Verlags-Buchhandlung. 1.10 ℳ

1) Aus Gottfried Kellers Briefwechsel weiß man jetzt, wie freudig der Dichter das Erscheinen von Hettners Literaturgeschichte begrüßte. Scherers kleine Schriften 2,66 rufen uns aber auch die Bedenken wieder ins Gedächtnis, die von fachmännischer Seite gegen das Werk geäußert wurden; konnte Scherer doch sogar einen Rückschritt gegen Gervinus konstatieren. Und der Begründer der preußischen Jahrbücher, dessen glänzende Kritiken und herrliche Aufsätze leider noch immer nicht gesammelt vorliegen, kam in seiner Besprechung des Werkes zu dem Schlusse, daß die Methode Literaturgeschichte zu schreiben bei uns noch nicht gefunden sei. Trotzdem bürgerte sich das Werk in Deutschland rasch ein und ist heute ein populäres Buch. Die auch von Haym und Scherer anerkannten Vorzüge des Strebens nach klarer und faßlicher Uebersicht, der wohlgegliederten Anordnung, der lichtvollen Sonderung und Gruppierung des Stoffes trugen den Sieg über die wissenschaftlichen Mängel davon. Das meiste aber that wohl die innere Wärme und Anteilnahme an der Sache. Das Buch ist aus begeisterter Seele geschrieben und hat allenthalben Begeisterung erweckt. Wir haben es hier nur mit der neuen Bearbeitung zu thun, die den berufenen Händen O. Harnacks anvertraut ist. Die Vorrede betont die Schwierigkeit der Aufgabe. Durch die Bestimmung des Verfassers sei sie dahin

begrenzt gewesen, daß nur Ergebnisse neuerer Forschung in das möglichst unveränderte Werk einzufügen wären. „Freilich konnte diese Einfügung nicht in so äußerlicher Art geschehen, daß ein Widerspruch zwischen dem Alten und dem Neuen eingetreten wäre. Und schlimm stünde es um die Forschung, wenn sie bei fortschreitender Untersuchung der Thatsachen nicht auch manches berichtigte und geklärte Urteil erzielt hätte, das nicht unbeachtet bleiben durfte. Im Ganzen habe ich mehr für meine Aufgabe gehalten, das Buch in den eigentlich literarhistorischen Partien, die ihm in erster Linie die selbständige Stellung in der Wissenschaft sichern, mehr dem heutigen Stande derselben anzupassen, als in den zahlreichen darüber hinausgreifenden Abschnitten, welche verwandte geistige Bewegungen charakterisieren, den Hintergrund und die Gesamtstimmung schaffen, und in denen die individuellen Conceptionen und Urteile des Verfassers den Grundton bilden müssen."

Der Nachprüfende kann bestätigen, daß Harnack seine Aufgabe mit großem Geschick und sicherem Takt gelöst habe. Er hat des Verfassers Eigenart überall gewahrt. Mit pietätvoller Schonung griff er nur dort ein, wo es unbedingt nötig war, z. B. findet sich 1, 175 ff. ein Einschub über Günthers Aufnahme bei seinen Zeitgenossen und ein weiterer über die geistliche Poesie um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, wogegen ich eine Erwähnung des Sperontes an geeignetem Orte vermisse. Größere oder kleinere Berichtigungen sind mir aufgefallen bei Christian Reuter 1, 153 ff., bei Schnabel 300, Haller 317, Hagedorn 319 (in der 3. Auflage 1, 356 hieß es: „nach dem Vorbild Priors und Lafontaines"; jetzt richtiger: „nach dem Vorbilde Lafontaines, Priors und Anderer"); der Passus über J. E. Schlegel 2, 82, Pyra 89, Gleim 99, Kleist 103; der Zusatz über Hebel 301, besonders notwendig und wichtig bei Wieland 424. Bei Winckelmann mußten die biographischen Partien teilweise umgearbeitet und gekürzt werden 369; bei Lessing war vieles zu thun. Oft wirkt der Bearbeiter nur durch 'einen leisen Zusatz verändernd und umbildend ein: 1[3], 356 hieß es, „Hagedorn war der wirksamste Verkündiger jener horazischen oder, wie man zu rühmen pflegt, sokratischen Lebensweisheit, welche ein sehr bestimmender Grundzug für die Charakterbildung des achtzehnten Jahrhunderts wurde; 1[4], 319 beginnt der Relativsatz: „deren altkluge Heiterkeit ein &c." Ganz ohne Widersprüche zwischen altem und neuem Text geht es nicht ab, wenn ich solche auch selten bemerkt habe. 1[4], 315 ist der Absatz über Hallers berühmtestes Gedicht „Die Alpen" aus der alten Auflage (1[3], 352) unverändert beibehalten. S. 316 folgt dann ein einschränkender Zusatz: „Hallers Gedichte erschienen zuerst 1732 unter dem Titel ‚Versuch Schweizerischer Gedichte'. Schon nach zwei Jahren erschien eine vermehrte Ausgabe, die auch die viel gerühmten, öfters einzeln abgedruckten ‚Alpen' enthielt. Man thut Haller Unrecht, wenn man diese zum Teil trocken lehrhafte, zum Teil lohensteinisch schwülstige Dichtung für sein Haupt-

werk hält. Seine schönsten Gedichte entstammen seinen persönlichen Erlebnissen."

Die ältere Literatur ist mit großer Sorgfalt durch die neuere ersetzt worden, z. B. die literarische Korrespondenz Rochows, die früher nach der alten Ausgabe von 1799 citiert war, jetzt nach der neuen von Jonas 1885. Danzel wird nicht mehr „der trefflichste Biograph Lessings", sondern nur der „treffliche Biograph des jugendlichen Lessing" genannt, an seine Stelle rückt Erich Schmidt vor, an die Stelle der Lachmannschen Ausgabe, soweit sie erschienen ist, die Munckersche. Die Citate sind revidiert und vervollständigt, z. B. das früher weggelassene englische Citat im Briefe Winckelmanns jetzt eingefügt 2⁴, 383; auch notwendige Erläuterungen zu Citaten finden sich, z. B. bei Herrn Nolten 2⁴, 370 der Zusatz: „Generalsuperintendent der Altmark". Wie gut sich Harnacks Zusätze in den alten Text auch stilistisch einfügen, zeigt sich z. B. an folgender Stelle 2³, 93: „Der Gipfel und Abschluß dieser psychologischen Aesthetik der Deutschen ist Kants Kritik der Urteilskraft"; jetzt 2⁴, 84: „Das Kernstück dieser psychologischen Aesthetik der Deutschen ist Kants Kritik der Urteilskraft; ihre schönsten Blüten die Ideen, zu welchen Schiller durch Kant erweckt wurde." — Verdienst und Bedeutung des Hettnerschen Buches sind dem Bearbeiter nach der Vorrede am meisten an den zahlreichen Stellen deutlich geworden, die er ändern durfte, weil herrschende Irrtümer in ihnen bekämpft wurden, die heutzutage nicht mehr herrschen. Daß sie es nicht mehr thun, dazu habe Hettners Literaturgeschichte entscheidend mitgewirkt. Ebenso fehlen Anspielungen, die nicht mehr actuell sind. Von zahlreichen ähnlichen Stellen seien hier zwei hervorgehoben. 1³, 335 heißt es von der Insel Felsenburg: „Noch immer pflegt man an diesem vergessenen Buch mit spottender Vornehmheit oder achtloser Gleichgültigkeit vorüberzugehen; die wenigsten haben es gelesen." Dieser Satz fehlt 1⁴, 299. — 2³, 424 las man: „Es ist eine sehr leidige Unsitte neuerer frömmelnder Geschichtschreiber, daß sie bei ihren Helden immer sogleich nach dem Stempel der Christlichkeit fragen und von dem Ergebnis dieser Prüfung ihr Gesamturteil abhängig machen. Hier bei Winckelmann aber ist diese Frage berechtigt." Dagegen 2⁴, 384: „Nicht vorübergehen kann man endlich, um Winckelmann zu charakterisieren, an der Frage nach seiner religiösen Ueberzeugung." — Regelmäßig eingefügt sind die Daten über das Erscheinen wichtigerer Werke (nicht ganz den Thatsachen entsprechend bei Hagedorn 2⁴, 320); die Verweisungen dagegen oft gestrichen, was in der Vorrede gerechtfertigt wird. Der Druck ist sehr sorgfältig; nur 2⁴, 120 steht ein sinnstörender Druckfehler: „Predigt" statt „Periode". Das Werk wird sich in der neuen Gestalt gewiß viele neue Freunde erwerben.

2) Mit der vorliegenden Lieferung führt Martin das vorzügliche Handbuch Wackernagels, dem er in der aufopferndsten Weise viele Jahre

hindurch seine große Mühe und Sorgfalt gewidmet hat, nach langer Wartezeit zu Ende. Die erste Lieferung des 2. Bandes in der neuen Auflage erschien 1885. Von der zweiten an, die 1889 veröffentlicht wurde und das 17. Jahrhundert umfaßt, war er auf selbständige Bearbeitung angewiesen, da ihm, abgesehen von der allgemeinen Einleitung zum 17. Jahrhundert, nur ein Kollegienheft Wackernagels vorlag, das für die spätere Literatur nicht ausreichen konnte. Wir haben es hier nur mit dem neuen Bearbeiter und nur mit dem 19. Jahrhundert zu thun. Die Schwierigkeit der Behandlung der neueren Zeit und dieses Zeitraumes insbesondere wird von Martin selbst im Vorworte betont. Er hätte auch den Mangel aller Vorarbeiten für dieses Schlußheft hervorheben können; denn was sich Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts nennt, ist (den trefflichen Fortsetzer Vilmars ausgenommen) entweder unbrauchbar oder reicht über die Mitte des Jahrhunderts nicht hinaus. Martin aber macht dabei nicht Halt, sondern geht bis zum Jahre 1870 vorwärts. Er teilt die behandelte Zeit in drei Abschnitte: vom Anfang des Jahrhunderts bis zu Goethes Tod; von 1832—1848; von da bis zur Einheit Deutschlands. Dem wird man im allgemeinen zustimmen dürfen. Zwar bildet der Anfang des Jahrhunderts kaum einen merkbaren Einschnitt in der Geschichte unserer Literatur. Eher noch wird das Jahr 1805 als Grenzstein anzusetzen sein, wo Schiller den Größen der alten Literatur, den Gleim, Klopstock, Herder, Kant ins Grab nachfolgt. Den eigentlichen Beginn der neuen Zeit bildet aber das Jahr 1815, das ja politisch längst als Scheidepunkt anerkannt ist. Das halbe Menschenalter von den Befreiungskriegen bis zur Julirevolution, bis zu Hegels und Goethes Tod zeigt gewiß eine eigene Signatur, die es von den vorausliegenden und den nächstfolgenden drei Lustren abhebt. Aber der schärfere Abschnitt fällt erst ins Jahr 1848, wie schon Prutz in seiner für uns Nachlebende sehr wertvollen „Geschichte der Literatur der Gegenwart" richtig erkannte und beredt ausführte. Von da ab ändern sich die socialen Voraussetzungen der Literatur. Die alten Zeitschriften gehen ein oder verlieren ihre Bedeutung; die Almanache verschwinden; die politischen Zeitungen verschlingen alles Interesse. Die Zeit der leisen, stillen Poesie, der Dichtung um ihrer selbst willen, ist vorbei. Die Lyrik verkriecht sich vor der aufstrebenden Prosa. Neue künstlerische Principien gewinnen die Oberhand. Mit dem Jahre 1848 endet das große Jahrhundert der deutschen Dichtung und Philosophie, das die Klassiker und die Romantiker in sich schließt, das von Klopstock bis Heine, von Lessing bis Grillparzer, von Kant bis Schopenhauer reicht. Künftige Zeiten werden das noch viel stärker fühlen als wir, denen das Unterscheidende und Trennende der einzelnen Gruppen und Schulen noch greller in die Augen tritt als das Einigende und allen Gemeinsame. Hält man an diesem Grenzpunkt 1848—1850 fest, so lösen sich manche Schwierigkeiten in der Anordnung leichter; ein Dichter

wie Redwitz, der bei Martin in den § 177 unter die politischen Lyriker des Vormärz geraten ist, schlösse sich zwangloser seinen Altersgenossen in § 180 an; nur wäre die Dichtung von 1850—70 schärfer und richtiger zu charakterisieren, als dies von Martin geschieht: „vom Humor beherrscht, mit Vorliebe historischen oder provinziellen Stoffen gewidmet". Daß das Jahr 1870 vorläufig als ein Grenzjahr anzusehen sei, darin stimme ich mit Martin überein; auch darin, daß über die Gegenwart zu urteilen nicht Sache der Literaturgeschichte sei, S. 544. Ich meine vielmehr, daß die Schranken zwischen Literaturgeschichte und Literaturkritik, die man jetzt so gerne ganz einreißen möchte, wie die zwischen Geschichtswissenschaft und Publicistik, nicht hoch genug aufgerichtet werden können, was nicht ausschließt, daß der Historiker und Literarhistorister seine geschulten Kräfte zugleich aufs allereifrigste in den Dienst der Gegenwart stelle. An der Literatur der Gegenwart kann aber eben nur Kritik geübt werden; eine rein geschichtliche Betrachtung im Fluß befindlichen Lebens und Strebens ist unmöglich.

Martin versucht nun, das 19. Jahrhundert nach derselben für die früheren Zeiten bewährten Methode zu behandeln und trachtet nach der Erfassung des gesamten geistigen Lebens von einem Hauptgesichtspunkte aus. Läßt sich aber schon die Charakteristik früherer, weit einfacherer und klarerer Perioden nicht ohne Zwang durch ein einziges Schlagwort wie das der Aufklärung rc. bezeichnen, so lassen sich noch weniger die tausendfachen socialen, politischen, religiösen, philosophischen und künstlerischen Wandlungen und Entwicklungen des schnelllebigsten aller bisherigen Jahrhunderte in den einen Grundzug des Strebens nach Bildung zusammenziehen, so wichtig dieses Element für diesen Zeitraum auch sein mag. Man halte nur einmal Euckens Buch über die „Grundbegriffe der Gegenwart" mit der Ueberfülle der sich drängenden Anschauungen dagegen, um die Aermlichkeit dieses einen Schlagwortes rechtdeutlich zu erkennen. Jedenfalls ist der gewählte Standpunkt für den Beschauer nicht hoch genug gelegen, um ihn das weite Gebiet in übersichtlicher Gliederung überblicken zu lassen, und die Einteilungsgründe für die Gruppierung des massenhaften Stoffes mußten daher anderswoher geholt werden. Für die romantische Schule § 166 und die jüngeren Romantiker § 167 war da nicht fehlzugehen; letzteren wäre aber wohl Eichendorf aus § 174 anzureihen gewesen; und zwanglos hätte sich um den Nordsternbund und den grünen Almanach, von dem Martin S. 631 nur einen Jahrgang kennt, ein dritter romantischer Kreis mit Varnhagen, Chamisso rc. gruppieren lassen, während bei Chamisso andererseits auch seine terzia maniera, die realistisch wuchtige Tendenzpoesie nicht scharf genug von seiner früheren romantischen und seiner mittleren am ausführlichsten behandelten Periode gesondert ist. Das Kennwort „Phantastisches Drama" in § 168 scheint mir für Kleist, Werner, Klingemann (!) und Oehlenschläger höchst

einseitig gewählt, Kleist überhaupt viel zu wenig gewürdigt. § 169 „Patriotische Schriften und Lieder" war nicht zu verfehlen. § 170 umfaßt die erzählende Dichtung nach den Freiheitskriegen in Versen und in Prosa, § 171 die Bühnendichtung derselben Zeit; da aber trotz dieser Einteilung nach Gattungen die biographische Manier festgehalten, die Thätigkeit eines Dichters immer an einer Stelle erschöpfend behandelt wird, so kommt Immermanns Dramatik so wenig wie seine Bühnenleitung (Fellners Buch wird gar nicht citiert!) zu Recht, und die Anfänge von W. Alexis fehlen an der richtigen Stelle in § 170 ebenso wie in § 171 die Anfänge Bauernfelds, dessen romantische Periode infolge dessen ganz unberücksichtigt bleibt. Hoffmann ist so einseitig wie Kleist charakterisiert. Der Meister realistischer Darstellung, dem die Gegenwart so viel verdankt, tritt ganz zurück hinter dem krankhaften Phantasten. Die „Prinzessin Brambilla" war in einer so allgemeinen Darstellung vielleicht zu entbehren, der „Artushof" ist schwer zu vermissen, „Des Vetters Eckfenster" aber unerläßlich. Von einem Wachstum, einer Entwicklung ist bei diesem Dichter sowenig wie bei anderen die Rede. Die Lyrik dieser Zeit wird in den drei §§ 172—174 abgehandelt. Glücklich stellt Martin Rückert und Platen als fränkische Dichter der schwäbischen Dichterschule gegenüber; Eichendorf, W. Müller, Reinick, Kopisch, Chamisso, Gaudy und Heine faßt § 174 als norddeutsche Lyriker zusammen. Warum steht aber dann Annette von Droste-Hülshoff (von deren epischen Gedichten wir ebensowenig wie von der Judenbuche hören) so vereinzelt in § 172, warum werden dann die Seidl, Vogl (in der Inhaltsübersicht fälschlich Vogel), Ebert, denen Leitner hätte angereiht werden müssen, nicht als Oesterreicher abgesondert? Eine konsequent durchgeführte Gruppierung nach Provinzen, wie sie § 177 für die politische Lyrik der Dreißiger und Vierziger Jahre wieder aufnimmt: Oesterreicher, Norddeutsche, Rheinische Schule, wäre kein übler Versuch. § 178 handelt über das Drama, § 179 über die Prosaerzählung von 1830—1850. Bei Hebbel kein Wort von seinen lyrischen Gedichten, wie schon früher bei Grillparzer nur das Gedicht auf Radetzky Erwähnung findet; Mosenthal fand Unterschlupf, Nissel fehlt. Mosen steht zwischen Halm (dessen Erzählungen wir vergebens suchen) und O. Ludwig kaum am richtigen Platz. Letzteren unter dem Schlagwort der weicheren Auffassung der Krafttragödie gegenüberzustellen, halte ich für verfehlt, Ludwigs Größe ist nicht genügend gewürdigt. Spätere Literaturgeschichten werden in diesem Zusammenhang G. Kellers dramatische Bestrebungen nicht außer Acht lassen dürfen. Bauernfeld nach Benedix zu besprechen ist unhistorisch. In dem Abschnitt Prosaerzählung wird ein Ansatz zur Gruppierung nach Stoffen gemacht: historischer Roman, literarhistorischer Roman, geographischer Roman, socialer Roman, Dorfgeschichte, jüdisches Kleinleben, Soldatenleben, Naturschilderung, Sittenmalerei. Aber dieses Schema tritt in der Inhaltsübersicht deutlicher hervor als im Text selbst,

wo man kopfschüttelnd Stifter zwischen Hackländer und Bogumil Goltz eingeschachtelt sieht. Es klingt wie Parodie auf Scherers in der Literaturgeschichte stark hervortretende Vorliebe für kontrastierende Parallelen, wenn es S. 677 heißt: „Während Hackländer einen kecken gelegentlich rücksichtslosen Lebensmut verherrlichte, fand die stille, entsagende Bescheidung einen Lobredner an Adalbert Stifter u. s. w." Armer Stifter! Und wie wirst Du charakterisiert: „Stifter verbindet die Kleinmalerei der Natur, die er in den wechselnden Jahreszeiten und Witterungen (!) sorgfältig beobachtete und dichterisch nachbildete, mit Erzählungen, die sich meist auf Kinder und Greise beziehen." Diese stoffliche Gruppierung wird auch wieder dadurch gestört, daß der Frauenroman mitten drinnen abgehandelt wird. § 180, der die Dichtung von 1850—70 zusammenfaßt, ist den oben angedeuteten Gefahren der historischen Betrachtung zeitlich nahestehender Perioden nicht entgangen. Die große Knappheit schadet weniger als die große Buntheit; dennoch hätte Leuthold nicht mit 3 Zeilen abgethan werden sollen, hätte dessen Penthesilea Erwähnung verdient (über Leutholds Uebersetzungen vgl. S. 662, 27). Drama; Lokalposse; Lyrik; Dialektdichtung; Roman und Novelle: Frauen, landschaftlicher Roman, Zeitroman, Soldatenroman, Kulturhistorische Novelle, Historischer Roman der Gelehrten folgen aufeinander. Dazwischen ist vom Münchener Dichterkreis die Rede, ohne daß dies gehörig ausgenutzt wäre (vgl. unten S. 160). Sollten sich nicht noch andere Literaturcentren auffinden lassen? Die §§ 175 und 181 über die wissenschaftliche Prosa ersetzen die Darstellung der Geschichte der Wissenschaften, welche nach Scherers Forderung in die Literaturgeschichte einbezogen werden muß. Ueber die nationale Beredsamkeit finden sich schon früher § 165 einige zurückhaltende Worte. Dem deutschen Volke eine höhere Entwicklung der Redekunst und Ueberredungskraft für alle Zukunft abzusprechen würde ich mich nicht getrauen. Der Behauptung, daß die Reden des Fürsten Bismarck mehr als Aeußerungen seines Genies, denn durch formelle, zur Nachahmung geeignete Vorzüge gewirkt hätten, mehr historische als literarische Bedeutung besäßen, wird von mancher Seite widersprochen werden.

Dieser rasche Ueberblick, in dem nur das Wichtigste gestreift werden konnte, dürfte die Vorzüge und Schwächen der Darstellung dennoch zur Genüge erkennen lassen. Wollen wir auch gerne zugeben, was die Vorrede betont, daß es schwer, wenn nicht überhaupt nur bis zu einem gewissen Maße möglich sei, eine selbständige Kenntnis der gesamten neueren Literatur zu erlangen, so glauben wir aber von dem Historiker dieser neueren Literatur eine um so tiefere und gründlichere Kenntnis der Haupterscheinungen, eine um so schärfere Erfassung der inneren Beziehungen zwischen diesen, eine um so anschaulichere Charakteristik im Ganzen und im Einzelnen verlangen zu müssen. Für das 19. Jahrhundert liegt diese dankbare Aufgabe noch ungelöst da.

Ich füge noch einige Einzelheiten hinzu, die sich vorwiegend auf die Anmerkungen beziehen. Die Literatur ist sehr umsichtig ausgewählt und zusammengestellt; wenn ich trotzdem an manchen Stellen gerade die entscheidenden Aufsätze und Bücher vermisse (wobei ich allerneuestes bei Seite lasse), so hängt das mit der Mangelhaftigkeit unsrer bibliographischen Hilfsmittel zusammen. S. 542, 9 fehlt M. Brühls Geschichte der Katholischen Literatur Deutschlands. Leipzig 1854. — S. 544, 18 fehlt Hebbels Name. — S. 546 „Das umfangreiche epische Gedicht wurde [im 19. Jahrhundert] selten und kaum jemals mit weitreichendem Erfolge versucht." Und Lingg, Jordan, Scheffel, Hamerling, Wolff, Weber? Ebenda ist der Einfluß der spanischen Dichtung viel zu wenig betont. — S. 547, 25 fehlt Rehorn, Der deutsche Roman, Köln und Leipzig 1890. — S. 548 Z. 4 hätte der Name Görres nicht fehlen dürfen. — S. 554, 16 fehlt Hayms entscheidender Aufsatz über Caroline in den Preußischen Jahrbüchern, Band 28. — S. 554 ff. hätten die neueren Uebersetzer angereiht werden müssen: Kannegießer, Donner, Storck, Gildemeister 2c. — S. 560, 55 fehlt Diltheys Aufsatz über Novalis, Preußische Jahrbücher 15, 596 und die wichtige Recension der „Nachlese" ebenda 31, 562. — S. 584, 4 fehlt der grundlegende Artikel über Gentz von Haym bei Ersch und Gruber. — S. 593, 16 wird Hofmanns Erzählung „Die Bergwerke von Falun" mit Hebels Behandlung desselben Stoffes verglichen, die Schrift von G. Friedmann, die Bearbeitungen der Geschichte von dem Bergmann von Falun, Berlin 1887, aber nicht citiert. — S. 604, 26 ist die von mir besorgte 5. Auflage der Grillparzerischen Werke als von Minor herrührend angeführt. — S. 605 Grillparzers „Esther" kam nicht erst aus seinem Nachlaß ans Licht, sondern wurde bereits 1863 von Kuh in seinem „Dichterbuch aus Oesterreich" mitgeteilt. — S. 608 hätte Fischers Aufsatz „Klassiker und Romantiker in Schwaben" herangezogen werden müssen. — S. 638 ff. fehlt die epochemachende Charakteristik Schopenhauers von Haym, Preußische Jahrbüchen 14, 240; S. 647, 6 diejenige Varnhagens von demselben, ebenda 11, 444. — S. 655, 41 Von Julian Schmidts „Geschichte der deutschen Literatur" sind bis 1890 vier Bände in der Ausgabe letzter Hand erschienen. — Warum ist S. 657 Hedrichs Name verschwiegen? — S. 661, 23 fehlt Goedekes Geibelbiographie. — S. 665, 8 lies: Kulke statt: Kulka. — S. 668, 14 fehlt Halms Briefwechsel mit Enck. — S. 672 fehlt die Literatur über Sealsfield. — S. 675 fehlen G. Kellers Aufsätze über Gotthelf. — S. 676 Von Ottilie Wildermuth gibt es Lebenserinnerungen. — S. 677, 23 fehlen die neueren Ausgaben Stifters wie die Aufsätze über ihn seit Kuhs Monographie, z. B. von Bratranek, Janssen, Weitbrecht. — S. 683, 14 Leutholds Gedichte sind in den späteren Auflagen vielfach vermehrt. Bächtolds Lebensabriß ist nicht erwähnt; die Monographie von Ernst liegt in 2. Auflage vor. — S. 683, 16 Von Bodenstedts „Erinnerungen" gibts noch einen dritten

Band. — S. 683, 17 Schacks Gesammelte Werke sind bis auf 8 Bände angewachsen und liegen in 2. Auflage vor. — S. 687 fehlt die liebevolle Würdigung Storms durch Erich Schmidt, Charakteristiken S. 437.

3) Kochs Handbuch in der von dem Verleger so umsichtig geleiteten Sammlung Göschen, durch buchhändlerisches Bedürfnis veranlaßt, ist insofern ein technisches Meisterstück, als darin wirklich der Versuch gemacht ist, die Geschichte der deutschen Literatur auf den engsten Raum zusammenzudrängen, d. h. nicht bloß Namen und Zahlen nach Art der verbreiteten Kompendien zu geben, sondern diese mit Charakteristiken, wenn auch in der allerknappsten Form, zu verbinden. Für die ältere Zeit ziemlich unselbständig, tritt Koch dort wo er festen Boden unter den Füßen fühlt, sicher, ja oft zu sicher auf. Er faßt von S. 1—76 die älteste Zeit und das Mittelalter, von S. 78—158 Reformation und Renaissance zusammen und räumt fast die Hälfte, von S. 159—270, dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, von Klopstock bis auf die Gegenwart ein. Dem 19. Jahrhundert widmet er darin, anders als Martin, nach der Betrachtung der ersten romantischen Schule zwei große, äußerlich wohlgegliederte Kapitel: Die Herrschaft der Romantik: a) Patriotische Dichtung; b) Der alte Goethe; c) Nach den Befreiungskriegen; d) Die schwäbischen Dichter; e) Dramatiker; Von Goethes Tod bis zu den Bayreuther Festspielen: a) Das junge Deutschland; b) Politische Lyriker; c) Die Teilnehmer am Münchener Dichterbuch; d) Drama und Theater; e) Der Naturalismus. Die Feuersäule des Jahres 1848 hat für ihn nicht hell genug geflammt. Den Münchenerkreis schließt er besser als Martin an Geibel an und gruppiert ihn um das von Geibel 1862 herausgegebene (von Martin nur beiläufig S. 662, 27 erwähnte) Münchener Dichterbuch, dem Paul Heyse zwanzig Jahre später ein neues zur Seite stellte. Martins Grenzjahr 1870 muß hier dem Jahr 1876, dem Beginn der Bayreuther Festspiele, weichen. Ausdrücklich heißt es S. 270: „Was Wagner mit Lehre und That wollte und 1876 erreichte, entspricht auf künstlerischem Gebiete dem durch Bismarck und die deutschen Waffen 1870 auf politischem Gebiete errungenen." Als fanatischer Wagnerianer hält der Verfasser Richard Wagner, in dessen Apotheose der vorletzte Abschnitt gipfelt, für den größten deutschen Dichter, für den unsere mittelalterliche Literatur die Stoffe gleichsam aufgestapelt und dem unsere Klassiker den Weg bereitet haben. Er erinnert bei Wolframs Parzifal S. 33 an Wagners Neudichtung; er schließt den kurzen Absatz über Gottfried von Straßburg S. 35 mit einem Hinweis auf die neuhochdeutsche Bearbeitung des Stoffes: „unter seinen vielen mit Hans Sachs anhebenden Dramatisierungen ragt die sittlich vertiefende und tragisch läuternde Neudichtung, die Richard Wagner mit „Tristan und Isolde" wie mit dem „Sängerkrieg auf der Wartburg", „Lohengrin" und „Parsifal" durchgeführt hat, alles überragend vor"; er nennt den „Ring des Nibelungen" S. 40 „das gewaltigste deutsche National-

drama", S 271 „das höchste nationale Kunstwerk"; er versäumt es S. 60 nicht, bei der Erwähnung Puschmanns und Wagenseils darauf hinzuweisen, daß Wagner auf der Grundlage ihrer Darstellungen in seinen Meistersingern „ein so wunderbar lebenswahres Kulturbild aus deutschem Bürgerleben gedichtet habe" und wiederholt dieselben Worte S. 271: „das wunderbare Kulturbild deutschen Lebens und künstlerischer Mischung von Ernst und Humor"; er schließt die Charakteristik des Dramatikers Schiller S. 208 mit den Worten: „Innerhalb der von ihm gesteckten Grenzen hat sich die deutsche Tragödie im wesentlichen bis heute bewegt. Selbst die in Richard Wagners Musikdramen vollzogene neue Gestaltung der Tragödie hat Schiller bereits in einem Briefe an Goethe, 29. Dezember 1797, geahnt und gefordert"; er nennt Grillparzer S. 241 „den größten deutschen Dramatiker nach Schiller und vor R. Wagner". So scheint dieses Buch überhaupt zu Ehren Wagners verfaßt zu sein und man wundert sich, warum Koch nicht die vollen Konsequenzen aus seiner Ueberzeugung gezogen und die Entwicklung der Literatur wenigstens in der neueren Zeit darnach gegliedert hat. Wie die Dinge jetzt liegen, gerät die traditionelle, von ihm beibehaltene Einteilung mit den Resultaten, die sich in überraschender Weise aus ihr ergeben, in Widerspruch. — Die letzte Seite des Buches ist der Zeit seit 1876, dem Naturalismus gewidmet. Bleibtreu, Conrad, Hart, Sudermann, Hauptmann, Fulda, Voß, Roberts, Hartleben und Kretzer werden mit mehr oder weniger Recht genannt. Wenn Koch aber fortfährt: „Ob sie u. a. wie Detlev v. Liliencron, Wolfgang Kirchbach („Waiblinger"), W. Arent, Marie v. Ebner-Eschenbach den Anfang einer lebensvollen Kunstentwicklung oder nur den Niedergang der alten anzeigen, läßt sich heute noch nicht entscheiden", so müssen wir uns billig wundern, wie die erprobte Meisterin deutscher Prosa, die abgeklärte Sechzigerin, unter den ringenden, gährenden Nachwuchs, wie Saul unter die Propheten kommt.

Auch im Einzelnen geht es nicht ohne Gewaltsamkeiten und gekünstelte Einschachtelungen ab. Daß Ramler gelegentlich der von ihm und Lessing veranstalteten Ausgabe Logaus untergesteckt wird, mag man sich noch gefallen lassen. Daß aber Geßners Idyllendichtung an derselben Stelle gewissermaßen nur durch das Nadelöhr der mißlungenen Ramlerischen Versifizierung, die in der Geschichte der Nationalliteratur kaum etwas zu thun hat, in das Himmelreich dieses Kompendiums eingeht, stellt den regelmäßigen geschichtlichen Entwicklungsgang auf den Kopf. Sucht man Alexander von Humboldt, so findet man ihn als Anhängsel an der für die Nationalliteratur gleichgültigen Reisebeschreibung Chamissos in lebensgefährlicher Stellung baumeln! „Als Botaniker machte er 1815—18 eine Reise um die Welt, deren anspruchslos gefällige Beschreibung der deutschen Reiselitteratur ein Muster gab, freilich nicht vergleichbar den großen Werken, in denen Alexander von Humboldt die Ergebnisse seiner naturwissenschaftlichen Studien, „Kosmos"

begonnen 1834, in klassischen Schilderungen zur Bildung der Nation aufstellte". Und Forster findet man nur darum in dem Buche nicht, weil sich gerade nichts darbot, was klein genug gewesen wäre, um seine Aufsätze nicht damit vergleichen zu können. Oft wird Nebensächliches zur Hauptsache gemacht, das Wichtige zurückgedrängt oder verschwiegen; oft wird durch die übergroße Knappheit Verwirrung geschaffen. S. 253 ff. „Die Ottaverimen von Linggs Epos ‚Die Völkerwanderung' 1865/68 können durch einzelne lyrische Schönheiten nicht den Fehlgriff im Stoff und Mangel an epischem Vermögen ausgleichen. Die ‚Gedichte' des Schweizers Heinrich Leuthold sind dagegen erst 1878, ein Jahr vor dem im Irrsinn erfolgten Tode des Dichters der an Kleist erinnernden epischen ‚Penthesilea' gesammelt worden." Dagegen! Man erwartet eine Charakteristik Leutholds. Man erfährt aber das für den Zusammenhang wertlose Datum seiner Gedichtsammlung (das noch dazu falsch ist, denn die erste Ausgabe erschien 1879); man erfährt, daß seine Penthesilea an Kleist erinnere, was doch nur für den darin behandelten Sagenstoff und nicht für die Art der Behandlung richtig und daher eigentlich selbstverständlich ist, und der Uneingeweihte gerät leicht in Zweifel, ob nicht gar von zwei verschiedenen Dichtern die Rede ist, wie S. 120 ein tückisches Komma den Ernst Schwabe von der Heyde in zwei Persönlichkeiten zerschnitten hat. Dagegen hätte eine schärfere Interpunktion vielleicht in die folgende Zusammenstellung S. 177 größere Klarheit bringen können: „Und derselbe Wieland hat das romantische Epos Ariosts in den frei gestalteten Stanzen von „Idris und Zenide", 1768, „des neuen Amadis", „Oberon", 1780, in „Geron der Adelich", 1777, Stoffe der mittelalterlichen höfischen Erzählungskunst, an die seine geschmeidige Vers- und Reimgewandtheit erinnert, in die neue deutsche Dichtung eingeführt." — Ueberflüssig ist der Zusatz: S. 5 die schreibenden Poeten des 18. Jahrhunderts. Für schädlich halte ich in einem für die weitesten Kreise bestimmten Buche die wenn auch nur beiläufige Erwähnung eines Dichters wie Joh. Pöhnl, dessen Machwerke wohl kein ernsthafter Literarhistoriker für Ernst nehmen kann.

4 und 5 sind bekannte und geschätzte Schulbücher. Sie haben manches mit einander gemeinsam, sie berühren sich in der Anordnung des Stoffes, sie führen beide die Literatur bis auf die Gegenwart fort, Hüppes Fortsetzer mit größerer Entschiedenheit, indem er mit Heftigkeit gegen die neueste Literatur Stellung nimmt, während Wychgram doch um ein halbes Menschenalter zurückbleibt. Beide weisen gleiche Lücken auf, es fehlt im 17. Jahrhundert Reuter-Schelmuffsky, im 18. Schröder, im 19. Raimund. Innerhalb der sauber abgesteckten Grenzen der sechs Klassiker fühlen sich beide verhältnismäßig wohl, verlieren aber dort, wo die Schulausgaben und Kommentare sie im Stiche lassen, sogleich die Richtung. Der Bielefelder Literarhistoriker hat für seinen § 36, in welchem er Schillers und Goethes Zeitgenossen

behandelt, keine andere Ueberschrift zur Hand als „Nachträgliches“; der Paderborner beginnt einen verwandten Abschnitt „Idyllen- und sonstige Dichter“ mit der banausischen Wendung: „Wie es zu geschehen pflegt, wenn die Lust zum Dichten groß und verbreitet ist, fiel man um diese Zeit auf die verschiedensten Gattungen der Poesie.“ Beide urteilen scharf über Heine ab, beide stellen Grillparzer sehr hoch; der eine nennt ihn den größten Dramatiker nach Schiller, der andere den bedeutendsten Dramatiker der ganzen neueren Zeit; aber die Würdigung der einzelnen Dramen will bei Wychgram zu dieser Ansicht nicht stimmen und Hüppes Fortsetzer widerspricht sich erst recht, wenn er ein paar Seiten später den § 19 „Oesterreichische Dichter“ mit den (aus einer alten Auflage stammenden?) Worten anhebt: „Oesterreich, einst das liederreiche genannt, noch jetzt die Heimat eines reichen Volksgesanges, war während der neueren Entwickelung unserer Literatur hauptsächlich nur durch Nachahmer der Klopstockschen, Lessingschen und Wielandschen Bestrebungen und durch Dichter zweiten Ranges vertreten. Seit 1830 aber zeigte sich ein ungemein reges Streben.“ Hüppes Buch nämlich ist bereits durch mehrere Hände gegangen; die dritte Auflage war von Lindemann und Werneke bearbeitet worden, an der vierten war neben Franzem noch ein Ungenannter beteiligt.

Wychgram schließt sich in der Periodeneinteilung und auch im Text öfters an Scherer an (S. 8, 46), das 16. und 17. Jahrhundert ist sehr karg bedacht; am schwächsten ist wohl der § 24 „Prosaische Erzählungen“ mit gänzlich ungenügenden Bemerkungen über die Volksbücher. Irreführend ist es wenn der Göttinger Dichterbund vor Lessing behandelt wird; hier wäre durch eine einfache Umstellung der §§ 30, 31, 32 und 33 leicht abzuhelfen. Sonst fielen mir wenige Versehen auf. S. 137 ist fälschlich von einer zweimaligen Leitung des Burgtheaters durch Laube die Rede.

Hüppe-Franzem macht höhere Ansprüche als Wychgram, gibt auch reichlichere, aber ungleichmäßige Literaturangaben. Munckers Klopstock, Elsters Heineausgabe, Biedermanns Sammlung von Goethes Gesprächen, die neuere Literatur über Goethes Tasso, Weltrichs Schiller durften nach der Anlage des Ganzen nicht fehlen; auch Druckfehler finden sich in diesen Angaben: S. 215 Franke statt Frankl, Faulhämmer statt Fäulhammer. Im Ganzen wohl geordnet, weist das Buch doch einige versprengte Flüchtlinge auf, wie Gerstenberg S. 167 an falscher Stelle steht, und es fehlt nicht an sonderbaren, ja drolligen Zusammenstellungen, z. B. wenn das Weltkind Heine zu seiner Besserung in die unmittelbare Nähe von Pyrker, Fröhlich, Krummacher und Elisabeth Kulmann gerückt wird.

Dies hängt zugleich mit dem ausgesprochen katholischen Charakter des Paderborner Werkchens zusammen. Im Hinblick auf andere ähnliche Lehrbücher ist die gemäßigte Gesinnung anzuerkennen, die sich in der hohen Wertschätzung unserer Klassiker und sonst äußert. Auch das wird man

ihm zu Gute halten, daß Brentano als der größte romantische Dichter gefeiert wird, und in die Verehrung der Droste und Webers wird man ohne Zögern mit einstimmen. Bedenklicher aber ist es, daß neben den anerkannten Führern und den zweifellos Begabten ein ganzer Heerbann unbekannter und unbegabter katholischer Dichter aufgeboten wird, die nun gleichwertig mit den andern in Reih und Glied stehen und ihre unfreiwilligen Kameraden in den Augen der Lernenden herabsetzen müssen. Hier wäre eine kritische Auswahl im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit dringend zu empfehlen.

6) Lemmermeyers Repertorium trägt den Stempel seiner Unselbständigkeit schon auf dem Titel in der Liste der angeführten Quellenschriften zur Schau, wenn auch der eigentliche und einzige Gewährsmann sich vielleicht unter dem angehängten „u. A." verbirgt. Denn man hat wohl mit Recht vermutet, daß hier ein altes und veraltetes Kollegienheft zu Grunde liege. Lehrer und Lernende seien gleichmäßig vor dem Gebrauch gewarnt.

Prag. August Sauer.

Krause G., Gottsched und Flottwell, die Begründer der Deutschen Gesellschaft in Königsberg. Festschrift zur Erinnerung an das 150jährige Bestehen der Königlichen Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen. Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot. 1893. ℳ 6.

Ueber Gottsched und sein Verhältnis zu seinem Zeitalter hat sich die Literaturgeschichte ein bestimmtes Urteil gebildet, das durch die vorliegende Schrift nicht verändert wird. Dem Verfasser ist es vielmehr gelungen, durch Ausbeutung neuer Quellen das bisherige Bild Gottscheds in einzelnen Zügen zu verdeutlichen. Seine Anhänglichkeit an die ostpreußische Heimat offen zu bekennen, verbietet Gottscheden das Bündnis Sachsens mit Oesterreich. Nur den intimsten Freundesbriefen vertraut er seine Gefühle an, bezeugt sie offen in dankbarer Verehrung für die Königsberger Universität und deren Stifter, den Herzog Albrecht, und macht ebenso wenig Hehl aus seinem „Erbhaß" gegen die französische Nation. Das Verhältnis, in dem er zu seinem Königsberger Freunde Flottwell steht, oder besser, in das dieser sich zu ihm stellt, ist nur eine lehrreiche Parallele zu den Knappendiensten, die Magister Schwabe und Genossen Gottscheden in Leipzig leisteten. Der neue Fall erhält jedoch etwas Rührendes, wenn wir den Königsberger Schildträger vor unseren Augen die Rolle des Esels in der Fabel vom kranken Löwen getreulich bis an sein Lebensende spielen sehen.

Der Professor der Beredsamkeit Coelestin Christian Flottwell (1711—1756) habilitierte sich im Jahre 1735 trotz des Einspruches der pietistischen Partei als Anhänger Wolfs an der Albertina und schloß sich dem bekannten Kanzelredner und Professor Quandt enge an. Krause hat mit wenigen scharfen Strichen die betreffenden Zustände zu Anfang des vorigen Jahrhunderts umrissen und die am Kampfe beteiligten Persönlichkeiten vorzüglich charakterisiert. Die ersten zwei Abschnitte seiner Schrift sind dadurch zu einem wertvollen kulturhistorischen Beitrage geworden, für den dem Verfasser um so mehr Dank gebührt, als er es verstand, aus der Masse aktenmäßigen Materials eine bescheidene Auswahl zu treffen, die ohne Aufdringlichkeit würdig orientiert. In gleicher Weise macht uns der Rest der Darstellung mit der Gründung und Einrichtung der Deutschen Gesellschaft in Königsberg während der ersten zwei Jahrzehnte ihres Bestandes bekannt. Das Institut ist gleichsam eine Filiale des Literaturkönigs in Leipzig,

in der bloß streng nach Vorschrift verwässerte Wissenschaft und Poesie gebraut und verzapft wird. Ein einziger Band von 590 Seiten „gesammelter Schriften" ward von Vereinswegen dem Drucke übergeben. Glücklicherweise brachten es innere Verhältnisse der Gesellschaft mit sich, daß Deutschland von einer weiteren Publikation dieser Art verschont blieb. Denn schon eine Auswahl der Titel von Themen, die im Laufe der Jahre dort bearbeitet und vorgetragen wurden, und geringfügige Proben der poetischen Leistungen machen jeden Wunsch nach mehr ersterben. (Vgl. Ellingers Neudruck: Nicolais Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften S. 97.) Die Beziehung zu Gottsched ist das allein wertvolle. Wie Flottwell ganz im Geiste seines Patrons für die „gereinigte Bühne" wirkt, welchen Einfluß er auf die Schönemannsche Truppe (1744—1745 in Königsberg) nimmt, das setzt Krause hübsch auseinander und begleitet seine Darlegung mit ausführlichen Anmerkungen. Um so auffallender ist es jedoch, daß er die Wirksamkeit Ackermanns in Königsberg (1753—1756) mit wenigen Worten abthut, wiewohl es gerade von Interesse wäre, zu erfahren, ob und wie Flottwell zu dem neuerungssüchtigen Theaterdirektor Stellung nahm. Gewisse Aufmerksamkeit in der Gegenwart verdient das gleichfalls von Gottsched inspirierte Vorhaben Flottwells, die Mitglieder seiner Gesellschaft zu gemeinsamer Arbeit an einem vollständigen Deutschen Wörterbuche zu begeistern. „Ein Werk, worin alle Wörter einer Sprache erzählet, erläutert und derselben rechter Gebrauch bestimmet ist, nenne ich ein Wörterbuch. . . . . . Ich fordre in einem Wörterbuch eine vollständige Ordnung aller nach Ordnung des Alphabets einer Sprache zugeeigneten Wörter, doch so, daß die Grundwörter den ersten Platz behalten, die ich Wurtzeln nennen will: daß die daher geleiteten Wörter dabey in gehöriger Ordnung angemerket werden, damit dem leser der begrif eines jeden Wortes leichter gemachet werde, ja daß der Witz des lesers zur Erlernung der Sprache dadurch geschärfet werde." So läßt sich Flottwell in einer Ansprache an die Gesellschaft im Jahre 1743 vernehmen. Ueber die Wirkung seiner Worte ist bei Krause (S. 60 ff.) aus den Sitzungsprotokollen ausführlich gehandelt. (Vgl. auch darüber Nicolais Kritik in Ellingers Neudruck a. a. O.)

Den weitaus größeren Raum unseres Buches nimmt die Veröffentlichung der in der Zeit von 1736—1756 zwischen Gottsched und Flottwell gewechselten Briefe ein. Von den 17 Briefen des ersteren ist bloß der letzte schon gedruckt gewesen (Zeitschrift für deutsche Philologie 24, 202 ff.). Flottwells Berichte nach Leipzig, die nur in Auswahl und bruchstückweise vorgelegt werden, sind ganz neu. Diese Korrespondenz ist es eigentlich, die so recht im einzelnen einen Einblick in Gottsched den Menschen gewährt. Sie trägt namentlich dazu bei, den als Tyrannen verschrieenen Literaturdiktator als zärtlichen Sohn und hingebungsvollen Freund, als aufrichtigen Patrioten und für die Sache begeisterten Forscher vor der Welt zu rehabilitieren. Daß er es auch verstand, gegen literarische Gegner maßvoll und dennoch selbstbewußt aufzutreten, beweist sein Benehmen gegen den Königsberger Rivalen Flottwells, den Professor der Dichtkunst Johann George Bock (S. 170 ff., dazu Anmerkung S. 271 ff.). — Der verbindende Text und die begleitenden Anmerkungen erleichtern das Eindringen in die nicht immer klaren Anspielungen der Briefe, denen Krause aufs genaueste nachging. Auch dort, wo eine Lösung nicht zu finden war, haben seine Vermutungen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit.

Im ganzen macht das Buch einen erfreulichen Eindruck, auch hinsichtlich der Darstellung und sorgfältigen Ausstattung, und kann zum Muster aufgestellt werden dafür, wie Specialuntersuchungen, einem weiteren Wissensgebiete dienstlich, nicht des Interesses an ihnen selbst bar zu sein brauchen. Ein Vorwurf jedoch darf dem Verfasser nicht erspart bleiben. Sei es, daß er zu viel Rücksicht auf

die Bequemlichkeit des Lesers nahm, sei es, daß er dessen Gedächtniskraft zu wenig zutraute — wie anders sollen die zahlreichen Wiederholungen im Text, in den Briefen und Anmerkungen erklärt werden? — So z. B. ist auf den Seiten 71, 114, 214 und 248 das gleiche über Gottscheds Fragment eines Heldengedichtes „Ottokar, oder das ersiegte Preußen" gesagt, auf Seite 186 ist einer Anmerkung die Briefstelle, die sechs Blätter weiter regelrecht zum Abdruck kommt, in extenso einverleibt. Solche Fälle sind nicht selten und waren um so eher zu umgehen, als ein sorgfältig gearbeitetes Register den Gebrauch des Buches erleichtert. — Zum Schlusse noch einige Einzelheiten: Auffällig ist die ständige Bezeichnung der Gattin Gottscheds als „Frau Professor", wiewohl schon Flottwells Gebrauch der richtigen Form „Professorin" (S. 184, 197, 200 und so immer) den Verfasser hätte belehren müssen. — Was Schröder in seinem Buche „Vom papierenen Stil" über das Pronomen „derselbe" sagt, ist beim Verfasser ungehört verhallt. — Krause schreibt durchgehends „Schönäich"; ich finde für diese Neuerung weder bei Krause eine Erklärung, noch anderswo einen Anhaltspunkt. Oder sollte die Schreibung in einer einzigen Briefstelle (Gottsched an Flottwell, 3. Mai 1752, S. 247) die Veranlassung dazu gegeben haben? — Das schöne Wort „seelzagen" im Sinne von „sich hinschleppen, vegetieren" gebraucht, das in einem Briefe Gottscheds (S. 188) vorkömmt, bedurfte seiner Seltenheit wegen einer Erläuterung. Gottsched übernahm es aus dem plattdeutschen „seeltagen", worauf eine Stelle in dem „Volleingeschanckten Tintenfäßl" schließen läßt (S. 273). Vergleiche Frischbier, Preußisches Wörterbuch, II. Teil, (1883), der das Wort mit „in den letzten Zügen liegen" erklärt. — Statt „Flottwell bekleidete bis zu seinem den . . . . erfolgenden Tode" (S. 3) erwartet man das Participium Perfecti. — Für „Rast nehmen" (S. 11) richtig „Rast halten". — „Er . . . . . unterzog die eingelieferten Arbeiten seiner Correctur" weist in dem Gebrauche des Possessiv-Pronomens eine Art Pleonasmus auf oder klingt mindestens ungebräuchlich.

Berlin. Richard Rosenbaum.

Jenny von der Osten, Luise Dorothee Herzogin von Sachsen-Gotha 1732—1767. Mit Benutzung archivalischen Materials. Mit sechs Bildnissen. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1893.

Die Heldin dieses Buches hat eine sorgfältige und eingehende Monographie entschieden verdient. Luise Dorothee von Sachsen-Gotha spielt in ihren Beziehungen zur politischen wie zur kulturellen und literarischen Geschichte ihrer Zeit eine zwar wesentlich passive, aber trotzdem ungemein anziehende Rolle, zu welcher ihre anmutige Persönlichkeit und ihre ungewöhnlich hohe geistige Bildung sie in gleichem Maße befähigten. Als Freundin des großen Friedrich und hervorragende Gönnerin Voltaires ist sie denn auch zur Unsterblichkeit eingegangen. Ihr Bild sorgfältig und getreu wiederzugeben hat sich die Verfasserin des Buches mit Eifer und Gewissenhaftigkeit bemüht. Reiches Material boten die Staatsarchive zu Gotha, Berlin und Dresden und die Bibliotheken zu Gotha und Leipzig; dieses mit dem bereits bekannten zusammengetragen und dadurch unserer Kenntnis von Luise Dorothee einen festen und sicheren Boden gegeben zu haben, ist ein entschiedenes Verdienst der Verfasserin. Darüber hinaus kann sich mein Lob allerdings nicht erstrecken: die Gabe, das tote Material zu beleben, zwischen den Zeilen der Briefe zu lesen und uns die handelnden Personen mit wirklicher Lebendigkeit vor Augen zu führen, besitzt sie nicht, und die Versuche, Menschen und Ereignisse aus der Zeit und den Verhältnissen heraus verständlich zu machen, sind selten und dürftig. Der größte Teil des Buches besteht in bloßem Abdruck von Briefwechseln der Herzogin, namentlich denen mit Friedrich II. und Voltaire,

die teils in geschichtlicher Reihenfolge, teils nach verschiedenen Gesichtspunkten geordnet sind, Uebersichtlichkeit aber schmerzlich vermissen lassen. Selbst das Bild Luise Dorotheens muß sich der Leser erst selbst aufbauen, die Verfasserin giebt es nicht. So druckt sie S. 15 ein Urteil Hans von Thümmels über die Herzogin ab, welches deren Vorzügen durchaus gerecht wird, sie aber auch „stolz, herrschsüchtig, reizbar, launig" nennt; manches in ihrem Leben und ihren Briefen scheint dies zu bestätigen, manches widerspricht ihm entschieden. Es war Sache der Verfasserin, das Für und Wider abzuwägen und die Aussage eines so glaubwürdigen Zeugen entweder zu widerlegen oder zu bestätigen; eine bloße Wiedergabe von Thatsachen und zeitgenössischen Aussprüchen ist noch keine Biographie. — Ganz mißglückt ist die Charakteristik des Grafen Gotter; in der Schilderung von der Ostens wird niemand den gewandten Diplomaten und üppigen Lebemann wiedererkennen; desgleichen ist der närrische Obermarschall von Studnitz, obwohl er für würdig geachtet wird, dem Leser im Bilde vorgeführt zu werden, im Texte entschieden zu kurz gekommen. Manches schätzenswerte Neue bringt der Abschnitt über die Frau von Buchwald, die Charakteristik bietet aber auch hier wenig. Ueberhaupt ist Klarheit und Sicherheit im Urteil dasjenige, was dem Buche vor allem mangelt.

Wenn die Verfasserin das Werk ihrem Großvater, einem hochverdienten Gothaischen Staatsmanne widmet, so erfüllt sie damit gewiß eine schöne Pflicht der Pietät. Warum aber die Widmung in lateinischer Sprache abgefaßt sein muß, sehe ich nicht ein. Man sollte doch annehmen, daß wir endlich über diesen Gelehrtenzopf hinaus wären, der gar keinen Sinn hat und höchstens dazu dienen kann, Aergernis zu erregen. Uebrigens ist das Latein nicht einmal tadellos.

Die dem Buche beigegebenen Bildnisse sind mit Geschmack ausgewählt und vortrefflich wiedergegeben.

Leipzig. Rudolf Schlößer.

Forster Georg, Ausgewählte kleine Schriften. Herausgegeben von A. Leitzmann (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, begründet von B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer, Heft 46/47). Stuttgart. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1894. 3 M.

Von den Schriften G. Forsters sind nur die „Ansichten vom Niederrhein" immer gelesen worden, die denn durch neuere Einzelausgaben leicht auch dem größeren Publikum zugänglich sind. Alles andere dagegen, was Forster geschrieben hat — und das ist sehr viel — wurde seit der Gesamtausgabe von Gervinus, also seit den Vierziger Jahren nicht mehr gedruckt und läuft bereits Gefahr, verschollen zu werden. Daß Albert Leitzmann, der sich viel mit Forster beschäftigt hat, dem wir die Mitteilung einer großen Zahl von Briefen von und an Forster verdanken, nun ausgewählte Schriften desselben herausgibt, wird deshalb von vielen freudig begrüßt werden. Den Inhalt des vorliegenden Bändchens bilden folgende Stücke: „Ein Blick in das Ganze der Natur" (1781), „Noch etwas über die Menschenrassen" (1786), „Ueber Leckereien" (1788), „Fragment eines Briefes an einen deutschen Schriftsteller über Schillers Götter Griechenlands" (1788), „Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit" (1789), „Ueber Proselytenmacherei" (1789), „Die Kunst und das Zeitalter" (1789), „Ueber

lokale und allgemeine Bildung" (1791). Nur die erste und die letzte Periode der schriftstellerischen Thätigkeit Forsters sind also nicht vertreten: jene da er in England an der Seite seines Vaters Reisebeschreibungen übersetzte, diese da er sich ganz der Politik in die Arme geworfen hatte. Das Brieffragment über die Götter Griechenlands ist vor Kurzem erst im „Archiv für neuere Sprachen" abgedruckt worden, der Aufsatz über lokale und allgemeine Bildung erscheint zum ersten Mal wieder seit dem Originalabdruck im „Neuen Teutschen Museum": alle andern Stücke sind auch in der Ausgabe von Gervinus — vielfach verstümmelt freilich — enthalten.

Der „Blick in das Ganze der Natur" stammt aus der Zeit, da Forster als Lehrer der Naturgeschichte am Karolinum in Kassel thätig war. In den „Kleinen Schriften" Forsters, die 1794 von Ludwig Ferdinand Huber herausgegeben wurden, trägt dieser Aufsatz die zweite Ueberschrift „Einleitung zu Anfangsgründen der Tiergeschichte". „Die Untersuchung des Tierreiches . . . ist zum Geschäfte dieser Stunde bestimmt" heißt es auf einem der ersten Blätter derselben. Leitzmann vermutet deshalb mit Recht, daß uns hier der einzige erhaltene Rest aus Forsters Kasseler Kollegienheften vorliegt: über Anfangsgründe der Tiergeschichte las Forster nach dem Vorlesungsverzeichnis des Karolinums vom Winter 1781/82 bis zum Sommer 1783 jedes Semesters. Damit wäre etwa der Herbst 1781 als Entstehungszeit gegeben: ein Hinweis auf ein Buch Campers, das erst 1782 erschien, mag eine spätere Randbemerkung sein.

Forster lebte damals in dem Kreis von Anschauungen und Empfindungen, den Hamann zuerst inmitten des rationalistischen Zeitalters gezogen, der dann die Jacobi, Claudius, Stolberg, ja einige Zeit selbst den jungen Goethe in sich aufgenommen hatte. Die Begriffe „eifriger Christ" und „wahrer Mensch" sind ihm noch dieselben; wie Stolberg in den „Jamben", wie einst Herder in der Flugschrift „An Prediger" klagt er über die aufgeklärten Geistlichen, die „unwissender seien im Geiste der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott und dem Heiland als die armen Neger, welche, nichts besser erkennend, ihren Fetisch anbeten," ihre Philosophie ist ihm „keinen Kreuzer wert", denn sie sei „nicht um ein Haar breit von der Philosophie der Encyclopädisten verschieden." Der Name Voltaire schließt für ihn alles Unheilige und Frevelhafte des Zeitalters ein, aber auch Rousseau, meint er, hat die Wahrheit nicht erkannt, nur bisweilen geahnet, so wie Einer, „der die versteckte Stecknadel sucht und in dem Augenblick, wo man ihm sagt, daß er ganz nahe dabei ist, wieder Meilen weit davon läuft". Die humanen Menschen, wie sie Lessing will, die keine Christen sein sollen, sondern nur Menschen, Menschen ohne Vorurteile scheinen ihm auf dem Wege zur Wahrheit sich die Mittel sie zu finden abzuschneiden. Zu viel glauben hält er für lange nicht so gefährlich als zu wenig glauben. Noch 1783 schließt er einen Brief an Johannes von Müller mit den Worten:

„Das glaube ich aber, daß ich es alles werde vermögen durch den, der uns mächtig macht, Jesum Christum!“

Der „Blick in das Ganze der Natur“ trägt deutlich die Spuren dieser religiösen Grundstimmung Forsters in jenen Jahren. Auf die Fragen „Was ist die Natur? Was ist Gott?“ will er nicht eingehen, er überläßt sie den spekulativen Metaphysikern, aber in der Betrachtung der Schöpfung findet er „die dringendste Veranlassung zur ehrfurchtsvollsten Anbetung, zur feurigsten Dankbarkeit, zur kindlichsten Gegenliebe (Gottes).“ Was immer die Natur auch sei — „Wirkung oder wirkende Kraft“ — sie bleibt ihm allezeit „die erste unmittelbare Offenbarung Gottes an einen jeden unter uns,“ er citiert das Wort Buffons: „sie ist ein offenes Buch, in welchem wir lesen als in einem Exemplar oder Abdruck der Gottheit“. Das Unbegreifliche in der Schöpfung — in dem Kreislauf der Gestirne so gut wie in der Zeugung und Entwicklung von Pflanze und Tier — ist ihm „Vorbereitung unseres Geistes zu Wundern anderer Art, zum Glauben an jene nachfolgenden Offenbarungen, welche das Heil des Menschengeschlechtes näher betrafen und die Hoffnungen der Vorwelt erfüllten.“ Den Hauptvorzug des Menschen vor den anderen Geschöpfen erblickt er darin, daß er allein „Beschauer der Werke Gottes, Zeuge seiner Wunder“ sein könne: „indem der Mensch die Natur, den Vorhof des Thrones göttlicher Herrlichkeit betrachtet und ermißt, erhebt er sich stufenweise zum inwendigen Sitz der Allmacht und Allgegenwart. An einer späteren Stelle wiederholt er „der Mensch sei die Krone der Schöpfung“, er sei zur „Anbetung des Schöpfers gemacht.“

Wir bemerken, wie wenig originell Forster im Ausdruck seiner religiösen Auffassung des Weltganzen hier ist. Diese Gedanken, ja diese Wendungen, waren in der deutschen Literatur von Haller bis Klopstock so oft verwendet worden, in Frankreich hatte ihnen Buffon eine klassische Form gegeben. Da ist nichts von der ursprünglichen Fülle und Kraft, die aus Hamanns Aphorismen über Schöpfung und Gottheit spricht, nichts von der Seher-Begeisterung der „Aeltesten Urkunde“, nichts von der ergreifenden Innigkeit der Claudius und Jung-Stilling, es sind eigentlich doch nur Gemeinplätze in stilistisch schön gerundete Phrasen gebracht: gewiß, sie waren der Ausdruck innerer Ueberzeugung, aber neu waren sie nicht.

Wir können aber auch nicht zugeben, daß, wie Leitzmann meint, in diesem Aufsatz „die klare Auffassung des Weltganzen, seiner mannigfachen Kräfte und seines Zusammenhanges noch durchaus gehindert erscheint durch die Fesseln des religiösen Glaubens und seiner Weltanschauung, mit der die Forderungen und Resultate der Naturforschung auf alle Fälle in Einklang gebracht werden sollen“. So wenig wie der Glaube der Hamann, Jacobi, Claudius, Herder und aller dieser religiösen Stürmer und Dränger war der Forsters ein streng orthodoxer, an dem Buchstaben der Ueberlieferung

klebender; dadurch unterschieden sich ja diese Neueren von den alten Orthodoxen, daß sie sich an den Geist der Offenbarung hielten, nicht an die Worte, dadurch von den rationalistischen Theologen, daß sie es für ein müssiges Beginnen hielten und auch gar nicht den Versuch machen wollten, Offenbarung und Naturwissenschaft zu vereinigen. Man erinnere sich nur, wie Herder die modernen Bibelerklärer abfertigte: „Lasset die Physiker spinnen und die Metaphysiker träumen; warum aber ihre Gespinnste vor dieser Pforte, die uns nicht ehrwürdig genug sein sollte. Vielmehr, wollen sie sich dahin anschmiegen, Ausleger Gottes, bedenkt, daß es nicht Euer sei, was ihr ausleget ..... daß es der albernste Rest Scholastischer Zeiten sei, allen eigenen Lehren zuwider Theosophien zu dulden, die den Wortverstand wegnehmen, allen Zusammenhang verwirren, die heilige Stimme Gottes aus Morgenlande zum dumpfen Kathederton unserer Schulen hinabstimmen ....“ Wir können aber auch nicht finden, daß Forsters „Auffassung des Weltganzen, seine mannigfachen Kräfte und seines Zusammenhangs“, später, als in seinem Denken jene „Revolution“ vor sich gegangen war, deren er sich im Frühjahr 1789 in einem Briefe an Jacobis Schwester rühmte, wesentlich eine andere geworden ist, als damals, da er noch in den Banden religiöser Schwärmerei, wie er es selber nannte, lag. Wenn er sich darin änderte, so ist dies der Zunahme seiner Erfahrung und seines Wissens, aber nicht der Befreiung vom religiösen Glauben zuzuschreiben. Zu einer materialistisch-mechanischen Welt- und Naturauffassung hat sich Forster aber überhaupt nie bekennen wollen: er sah immer ein großes Geheimnis noch hinter den Gesetzen, die der menschliche Geist erforschen und in Formeln zu bringen vermag. „Was ist Zeugung“ fragte er noch 1789. „Das konnte ich in der Naturgeschichte noch nie begreifen, denn ich kam immer an den Punkt, wo das Endliche mit dem Unendlichen, das Zeitliche mit dem Ewigen, das Unsichtbare, Unbegreifliche mit dem Ausgedehnten — wie soll ich sagen! — angrenzt oder zusammenläuft oder sich scheidet. Nur Eines weiß ich, wo der Geist ist, da ist Freiheit, je mehr wir des Lebens in uns haben, desto freier sind wir.“ Und zwei Jahre später äußert er sich über Religion noch ganz in einer Weise, die auch Hamann und Claudius befriedigt haben würde: „Ich kenne keine Weisheit“, schreibt er nach dem Tode seiner Lieblingstochter an den Schwiegervater, „d. i. kein vernünftiges Raisonnement, welches mir den Gedanken an eine Wiedervereinigung mit meinem Kinde nehmen, aber auch keine, die ihn mir geben kann;“ unter Religion versteht er immer noch, wie einst Herder oder der junge Goethe „lebendige stärkende Kraft, unverdientes Geschenk, Gnadenlohn dem, den sie überkam und der sie fassen konnte.“ Andererseits finden wir in dem „Blick in das Ganze der Natur“ schon alle jene Elemente, die ihn zu einem Vorläufer Alexander von Humboldts machen: die verschiedenartigsten Erscheinungen der Natur — Himmelskörper und ihre Bewegung,

Veränderung der Körper durch die Wärme, Einfluß der Himmelskörper auf das Meer, auf Luft und Erde, der Kreislauf des Lebens auf der Erde, Tod, Verwesung und Neubildung, die Entwicklung des Menschen endlich an den primitivsten Zuständen zur Höhe welthistorischer Kultur — dies Alles wird in äußere und innere, materielle und geistige Beziehung gesetzt.

In stilistischer Beziehung konstatiert Leitzmann mit Recht eine starke Abhängigkeit Forsters von Buffon, auf die, wenn wir nicht irren, noch nicht hingewiesen worden ist. Ich möchte besonders die häufige Anwendung von schmückenden Beiwörtern dort, wo das einfache Substantiv vollkommen ausreichend wäre, auf dieses Muster zurückführen: wenn er von Herden sprechen will, so sagt er „hüpfende Herden", die Wiesen sind „lachende Wiesen", die Weiden „fette Weiden". Aber Leitzmann hätte noch mehr sagen können: er hat nicht bemerkt, daß ein Teil des Aufsatzes geradezu eine Uebersetzung, eine ziemlich genaue Uebersetzung eines Abschnittes von Buffons Histoire naturelle ist (Considérations générales; l'empire de l'homme sur la nature). Die Stelle ist zu lang, um sie hier in ihrer ganzen Ausdehnung der französischen Vorlage entgegenzusetzen, man vergleiche aber nur folgende Bruchstücke:

Forster (Leitzmann S. 22 f.): „Zur Anbetung des Schöpfers gemacht, gebietet er über alle Geschöpfe; als Vasall des Himmels und König der Erde, veredelt, bevölkert und bereichert er sie; er zwingt die lebenden Geschöpfe zur Ordnung, Unterwürfigkeit und Eintracht; er selbst (sic) verschönert die Natur; er bauet, erweitert und verfeinert sie. Er rottet Disteln und Dornen aus, pflanzt Weinstöcke und Rosen an ihre Stätte. Dort liegt ein wüster Erdstrich, eine traurige von Menschen nie bewohnte Gegend, deren Höhen mit dichten schwarzen Wäldern überzogen sind. Bäume ohne Rinde, ohne Wipfel, gekrümmt, oder vor Alter hinfällig und zerbrochen; andere in noch weit größerer Zahl, an ihrem Fuße hingestreckt, um auf bereits verfaulten Holzhaufen zu modern, — ersticken und vergraben die Keime, die schon im Begriff waren, hervor-

Buffon (Histoire naturelle Originalquartausgabe vol. XII (1764) p. XI f.): „Fait pour adorer le Créateur, il commande à toutes les créatures; vassal du Ciel, roi de la Terre, il l'ennoblit, la peuple et l'enrichit; il établit entre les êtres vivans l'ordre, la subordination, l'harmonie; il embellit la Nature même, il la cultive, l'étend et la polit; en élague le chardon et la ronce, y multiplie le raisin et la rose. Voyez ces plages désertes, ces tristes contrées où l'homme n'a jamais résidé; couvertes on plutôt hérissées de bois épais et noirs dans toutes les parties élevées, des arbres sans écorce et sans cime, courbés, rompus, tombans de vétusté, d'autres en plus grand nombre, gissant au pied des premiers pour pourrir sur des monceaux déjà pourris étouffent, enséyelissent les germes prêts à éclore. La Nature

zubrechen. Die Natur, die sonst überall so jugendlich glänzt, scheint hier schon abgelebt; die Erde, mit den Trümmern ihrer eigenen Produkte belastet, trägt Schutthaufen, anstatt des blumigen Grüns, und abgelebte Bäume, die mit Schmarotzerpflanzen, Moosen und Schwämmen, den unreinen Früchten der Fäulnis, beladen sind. In allen niedrigen Teilen dieser Gegend stockt todtes Wasser, weil es weder Abfluß noch Richtung erhält;

qui par-tout ailleurs brille par sa jeunesse, paroît ici dans sa décrépitude; la terre surchargée par le poids, surmontée par les débris de ses productions, n'offre au lieu d'une verdure florissante, qu'un espace encombré, traversé de vieux arbres chargés de plantes parasites, de lichens, d'agarics, fruits impurs de la corruption: dans toutes les parties basses, des eaux mortes et croupissantes faute d'être conduites et dirigées.

Und so fort über zwei Oktavseiten in wörtlicher Uebereinstimmung. Der Schluß der entlehnten Stelle lautet:

Diese Zeiten, wo der Mensch sein Eigentum verliert, die Jahrhunderte der Barbarei, da alles zu Grunde geht, werden immer durch Kriege vorbereitet und bringen in ihrem Gefolge Hungersnot und Entvölkerung. Der Mensch, der nichts vermag, als durch seine Anzahl, der ohne Vereinigung mit andern keine Stärke besitzt, und nur durch den Frieden glücklich lebt, — der Mensch ist unsinnig genug, zu seinem Unglück die Waffen zu ergreifen, sich seinen Untergang zu erkämpfen. Gereizt von unersättlicher Begierde, und geblendet von dem noch unersättlicheren Ehrgeiz, entsagt er den Empfindungen der Menschheit, gebraucht alle seine Kräfte gegen sich selbst, sucht sich gegenseitig zu zerstören, und zerstört sich in der That. Wenn nun die Tage des Mordens und Blutvergießens vorüber sind, und der Dunst von Ehre zerflattert ist, so sieht er mit traurigen Blicken die Erde verwüstet, die Künste begraben, die Völker geschwächt und zerstreuet, sein eignes Glück zu Grunde gerichtet und seine wirkliche Macht zerstört.

Ces temps où l'homme perd son domaine, ces siècles de barbarie pendant lesquels tout périt, sont toujours préparés par la guerre, et arrivent avec la disette et la dépopulation. L'homme qui ne peut que par le nombre, qui n'est fort que par sa réunion, qui n'est heureux que par la paix, a la fureur de s'armer pour son malheur et de combattre pour sa ruine: excité par l'insatiable avidité, aveuglé par l'ambition encore plus insatiable, il renonce aux sentimens d'humanité, tourne toutes ses forces contre lui-même, cherche à s'entre-détruire, se détruit en effet; et après ces jours de sang et de carnage, lorsque la fumée de la gloire s'est dissipée, il voit d'un œil triste la terre dévastée, les arts ensévelis, les nations dispersées, les peuples affoiblis, son propre bonheur ruiné et sa puissanec réelle anéantie.

Forster hat bekanntlich eine Zeit lang an der von Martini unvollendet gelassenen Uebersetzung von Buffons Naturgeschichte gearbeitet, doch brachte er nur (im Jahre 1780) den 6. Band auf den Büchermarkt, die folgenden lieferte B. Ch. Otto (Siehe Strieder, Grundriß einer hessischen Gelehrtengeschichte 4, 150).[1] Jedenfalls lag ihm 1781 die Beschäftigung mit Buffon sehr nahe.

Auch später hat sich übrigens Forster von der pathetischen Darstellungsweise Buffons nicht völlig emancipiert, sobald er Scenen des Naturlebens schilderte. Doch mag sich der Einfluß von Bernardin de St. Pierre hinzugesellt haben: dieser ist wärmer, weicher, sentimentaler als Buffon, er hat ja auch auf den Stil des jungen Alexander von Humboldt eingewirkt. In Schilderungen Forsters, wie die von St. Jago oder der Kokospalme (Schriften 5, 250 „Reminiscenzen") finden sich manche Anklänge an die Schreibart des Verfassers von Paul et Virginie, die idyllische Scene auf Otahaiti aber, betitelt „Gastfreundschaft", ist ganz und gar Bernardin de St. Pierre (die „schöne Imiroa!").[2]

Wir heben aus dem übrigen Inhalt der Leitzmannschen Ausgabe nur noch die beiden letzten Stücke hervor; sie sind sehr lehrreich für die Beziehungen Forsters zu Schiller.[3] Der Aufsatz „Die Kunst und das Zeitalter" ist im 9. Band von Schillers Thalia (1789) erschienen. Es ist uns auch ein Urteil Schillers über denselben erhalten, an das Leitzmann erinnert (Schiller an Huber 13. Januar 1790). Der Gedankengang darin ist etwa folgender: Die schönste Blüte des Lebens ist die Kunst, bei den alten Griechen hat sie sich am herrlichsten entfaltet. Unermeßlich ist der Abstand zwischen antiker und moderner Kunst. Hiefür hat man längst nach Erklärungen gesucht, glaubte sie in den klimatischen Verhältnissen unserer Kulturländer gefunden, in jener finstern Schwärmerei, die „aus Furcht vor dem Mißbrauch sich von allen Naturbestimmungen lossagen und aus Menschen sinn- und seelenlose Maschinen schaffen möchte" (?) und endlich in dem weltlichen Despotismus der neueren Zeiten. Er selbst findet den vornehmsten Grund wo anders. „Der Mensch ist höchster Gegenstand der schönheitbildenden Kunst; eben in Griechenland erschien aber der Mensch in der vollendetsten Gestalt. Ferner war die Kunst dort etwas Ursprüngliches, nicht aus dem Verstande, sondern einem Naturtrieb Hervorgehendes, dem Künstler offenbarte sich die Lebenskraft der Schöpfung. Aus der Kunst

1) In dem von Forster übersetzten 6. Band Buffons, der die Raubtiere vom Tiger bis zum Ondatra enthält, findet sich obige Stelle nicht; sie wäre da auch nicht am Platze gewesen, wie sie sich ja in der französischen Originalausgabe auch erst im 12. Band findet.

2) „Paul et Virginie" erschien allerdings erst 1787 und die Reminiscenzen scheinen mir älteren Datums, aber Forster kannte ohne Zweifel auch die älteren Schriften St. Pierres, die „Voyage aux Isles de France et de Bourbon" (1772 erschienen, deutsche Uebersetzung von H. A. O. Reichard 1773) und die „Etudes de la nature", die in den ersten Achtziger Jahren herauskamen. [Die Reminiscenzen sind nach Leitzmanns Mitteilung während der Weltreise 1772—75 oder sehr kurze Zeit darauf geschrieben].

3) Ueber die äußeren Beziehungen der beiden hat bekanntlich Leitzmann selbst im Archiv für neuere Sprachen 88, 140 gehandelt.

aber entwickelte sich die Wissenschaft, indem man über jene nachzudenken begann. Je weiter nun die Menschen in der begrifflichen Erkenntnis fortschritten, desto mehr mußten sie an ästhetischer Empfänglichkeit verlieren. Die neuere Kunst hat vor allem den großen Nachteil, daß ihr die Wissenschaft überall zuvor geeilt war; die Künstler sollten von der Theorie lernen. In zweiter Linie läßt Forster allerdings auch jene Gründe gelten, die — wie er sagt — bereits andere für die Decadenz der schönsten Künste bei den neueren Nationen gegeben haben: rauhes Klima, Staatsverfassung, Religion. Die letzte wirkte besonders in den mittleren Zeiten: „Im Schönsten und Besten alles Sichtbaren, in der menschlichen Form, deren erhabenste Reize die griechische Kunst den Göttern verlieh, in idealischen Verhältnissen, die den Glauben an mehr als menschliche Vollkommenheiten versiegelten, sah und empfand man den gegenwärtigen Gott; in den unentwickelten Gliedern des Säuglings, in der Qual des gefolterten Dulders bleibt die Darstellung des Göttlichen ein unauflösbares Problem." Jetzt allerdings habe der Vernunftbegriff die sinnlichen Symbole verdrängt, damit ist aber auch die „neugeborene Kunst" in die Sphäre der Dienstbarkeit hinabgestoßen worden. Dennoch streben viele den steilen Pfad zum Künstlerruhm hinan. Ihnen bleibt kein anderer Weg als durch das Thor der Wissenschaft. „Nach tausend erlernten Regeln wählen sie ihren Gegenstand, ordnen Stellungen und Figuren, charakterisieren die Affekten, und oft gelingt es ihnen, durch treue Nachahmung der Natur eine Täuschung zu bewirken, die dem grundgelehrten Kenner einen kalten Lobspruch abgewinnt." Aber „die Palme der Simplicität", die der Grieche errang, bleibt den Modernen versagt: „Die schönen Stunden des unbefangenen Genusses sind auf ewig entflohen."

In diesen Ausführungen wird man sofort an Schiller erinnert: Kein Gedanke darin, der nicht in den „Göttern Griechenlands" und in den „Künstlern" schon ausgesprochen worden wäre. Jene erschienen im Märzheft 1788 des Wielandschen Merkur, diese im Märzheft 1789; jene haben Forster schon 1788 zu einem Sendschreiben an Stolberg veranlaßt, diese sind ihm wohl ohne Zweifel auch bereits bekannt gewesen, als er seinen Aufsatz schrieb.

Oder vielleicht doch nicht? Der Gedanke, der den Hauptabschnitt der Forsterschen Ausführung beseelt: Die Kunst hat dem Menschen die Wissenschaft gegeben, diese ist aus jener hervorgegangen, findet sich in den Göttern Griechenlands noch nicht, in den Künstlern wird er in den mannigfachsten Wendungen variiert: „Nur durch das Morgenthor des Schönen drangst Du in der Erkenntnis Land" und „Lang eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen, löst eine Ilias des Schicksals Rätselfragen der jugendlichen Vorwelt auf" rc. Aber die Schlußwendung der „Künstler" fehlt ebenso wie die unbeschränkte Anerkennung des inneren Wertes moderner Kultur, die in dem Eingang des Schillerschen Gedichtes liegt. Weder das „Wie schön, o Mensch, mit

Deinem Palmenzweige, stehst Du an das Jahrhunderts Neige" hat eine Analogie in dem Forsterschen Aufsatz noch die berühmte Strophe: „Wenn auf des Denkers freigegebnen Bahnen" etc. und das: „Mit euch, des Frühlings erster Pflanze, begann die seelenbildende Natur, mit euch, dem freudigen Erntekranze schließt die vollendende Natur." Schiller eröffnet eine Perspektive, die Forstern noch verschlossen ist, er sieht ein zweites höheres Blütenalter des Lebens in der Zukunft, wenn „die Wissenschaft, der Schönheit zugereifet, zum Kunstwerk wird geadelt sein", Forster entläßt uns mit einer entsagungsvollen Reflexion. Deshalb spendete denn auch Schiller dem Aufsatz nur bedingtes Lob, er sah darin eine Geringschätzung der modernen Kunst, der modernen Zeiten. „Mit Forstern hätt' ich beinahe Lust, eine Lanze zu brechen und die unterdrückte Partei der neuen Kunst gegen ihn zu nehmen", heißt es in jenem Brief an Huber .... „Ich muß im Ernste gestehen, daß ich nicht ganz seiner Meinung bin, und ich finde ihn an manchen Orten durch Herderische Ideen zu sehr hingerissen." Man erinnert sich, daß in Herders „Ideen" gleichfalls das hellste Licht auf die Zeiten des klassischen Griechentumes gefallen war, alles Nachfolgende dagegen im Schatten lag.

Dagegen scheint mir der Aufsatz „Ueber lokale und allgemeine Bildung" (zuerst im Neuen Deutschen Museum IV, Juni 1791, erschienen) unter dem Einfluß der optimistischen Wendung, die Schillers Ansicht von dem Entwicklungsgang der menschlichen Kultur im Laufe des Jahres 1789 genommen hat, zu stehen. Auch den Gedanken Schillers, daß einer vollkommen vernunftmäßigen Ausbildung der menschlichen Gesellschaft eine vollkommene ästhetische Bildung vorausgehen müsse, hat Forster hier aufgenommen und zwar mit ausdrücklichem Hinweis auf den Dichter. Aber bemerkenswert ist, daß Schiller sowohl die Idee eines steten Fortschritts des Menschengeschlechts, als auch die von der notwendigen Priorität ästhetischer Bildung vor politischer Umgestaltung in ausführlicher prosaischer Darstellung erst viel später entwickelt hat, als es Forster hier thut.

Wien. Eugen Guglia.

Fürst R., August Gottlieb Meißner. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Schriften mit Quellenuntersuchungen. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1894.

Eine fast zu freigebige Behandlung einer verschollenen Größe! Doch ist bei allem Fleiße, den der Verfasser auf seinen Gegenstand verwendet, das August Sauer gewidmete Buch nicht darauf angelegt, Meißner als einen unverdient Vergessenen übermäßig zu erheben, im Gegenteil deckt es die mannigfachen Flecken in seinem Bilde unbarmherzig auf. In sieben Abschnitten (Biographie, Romane und Biographien, Kleine Prosaerzählungen, Dramatisches, Fabeln, Gedichte, Sprache) berichtigt Fürst mancherlei irrige Angaben, die bisher über Meißner gemacht wurden, ganz besonders solche

der „Rokokobilder". Als neue Quellen hat sich Fürst außer den Kollektaneen Meißners mit großem Eifer namentlich eine Anzahl Briefe Meißners zugänglich gemacht. Unter diesen befinden sich auch 8 in den Jahren 1779—81 an Dora Stock gerichtete, aus denen ein bisher völlig unbekanntes Liebesverhältnis zwischen ihr und Meißner hervorgeht. Gern möchte man wissen, wohin die „herrlichen" Briefe Doras (S. 16) gerieten, in die Meißner nur seinem intimsten Freund Einblick gewährte. Urlichs: Charlotte v. Schiller und ihre Freunde 3, 1—31 bringt nur Briefe vom Jahre 1792 an, und das hiesige Körner-Museum besitzt trotz der liebevollen Bemühungen seines Begründers und Direktors, Herrn Hofrats Dr. Peschel, nur einige wenige Briefe von der Hand der so schreiblustigen Dora.

Die große Verehrung, die Meißner selbst für seinen Landsmann Lessing hegte, mag Fürst veranlaßt haben, von der starken Einwirkung Lessingscher Tendenz und Manier auf Meißner zu sprechen (S. 98). Natürlich stellt er ihn durchaus nicht neben Lessing, meint aber doch, die Liebe zu ihm habe Meißnern endlich den rechten Weg gewiesen. Seine Darstellung zeigt aber, daß auf Meißner so ziemlich alles wirkte, was es zu seiner Zeit an literarischer Größe gab, am meisten Wieland und Gottsched, so sehr er auch gegen beide eiferte.[1] Was Lessing bedeutet, nämlich den Durchbruch zu einer ausgesprochenen Eigenart und Ursprünglichkeit, hat Meißner überhaupt nicht in sich erlebt, er war nie etwas Anderes als Eklektiker, den, zumal in späteren Jahren, kaum etwas anderes regierte als der „Nutzen".

Wenn die Wahl des Stoffes zur „Familie Fink" den jungen Meißner „im tollen Jahre 1779" als Stürmer und Dränger erscheinen läßt, so hat im übrigen dieser Roman nicht viel mit der Art der Kraftgenies gemein, und in der lüsternen, sinnlichen Darstellung des Geschlechtlichen zeigt er sich schlimmer denn Wieland, den er 1778 für einen ganz unsittlichen Autor erklärte. In Einzelheiten zeigt dieses Werk auch die Einwirkung der Emilia Galotti, und Einzelheiten sind es auch nur, in denen Meißner in seinen übrigen Werken mit Lessing übereinstimmt. (S. 146, 211).

Zu dem „echt Lessingschen Bilde", das Fürst S. 31 in einer Strophe Meißners (1783) findet, will ich noch die folgende Stelle aus „Scilla und Minos" (1784, Skizzen 6³, 326) fügen: „Und böte Jupiter mir in seiner rechten Hand eine lange glückliche Herrschaft, Jugendkraft im greisen Alter, Erneuerung jeder Wonne des Lebens an, beschränkte aber alle diese Güter durch eine notwendige Freundschaft mit Minos; legt er in seine Linke dagegen Rach' und Tod für den nächsten Augenblick: bei den Unsterblichen, ich verschmähte jene Rechte, ich erkaufte diese Rache gern durch meinen Tod."

1) Auch Gottsched erneuerte ältere deutsche Dichtwerke (zu S. 303). Meißner verfuhr dabei trotz aller Versicherungen von Genauigkeit recht unphilologisch, wie z. B. ein Vergleich des von ihm im Teutschen Museum 1778 (Fürst S. 303) abgedruckten Gedichte mit dem in Dresden befindlichen Original zeigt.

Ferner finde ich eine Aehnlichkeit zwischen Philotas und Kiasas 11jährigem Sohn, der in Alexanders Gefangenschaft geraten ist, aber weder selbst darum zagt, noch von seiner Mutter Gram die Freiheit erwartet. Abgesehen von solchen Aehnlichkeiten zeigt sich wirklicher Einfluß Lessings nur in Meißners Fabeln. In der Pflege der äsopischen Fabel suchte er den Vorschriften Lessings gerecht zu werden, wie die von Fürst eingehend nachgewiesenen Veränderungen angeben, die Meißner an seinen Quellen vornahm. Ohne ersichtlichen Grund freilich ist er auf Gellert schlecht zu sprechen (S. 94). Dabei zeigt aber das Gespräch „Ueber das Sprechen toter Sprachen" einen merkwürdigen Anklang an das bekannte von Friedrich dem Großen mit Gellert geführte. — Bezüglich der nach Sadi gearbeiteten Stücke, als deren Quelle Fürst die Uebersetzung des Olearius vom Jahre 1654 vermutet, wäre noch zu untersuchen, wie sich Meißner zu J. G. Schummels: Schah Sadis persisches Rosenthal nebst Locmans Fabeln, Wittenberg 1775, verhält. Fürst erwähnt diese mir leider nicht zugängliche Bearbeitung nicht. — Was Harsdörffer betrifft (S. 258), so kannte Meißner auch dessen Gesprechspiele und beutete sie aus, z. B. Skizzen 4³, 294. Manche der Anwendungen, die Meißner selbst seinen Fabeln mitgibt, sind sehr gesucht, z. B. wenn er „die gestürzte Eiche" auf den Nachlaß und Nachhall eines Lessing gegenüber dem eines Skriblers deutet, oder wenn er mit „Zaunkönig und Adler" die Leser des Messias treffen will und am Schlusse der Fabel „Die Nachtigall" ruft: „Nachahmer Werthers, seid ihr Goethe?" Wo bleibt da der allgemeine Charakter der Fabel? Freilich bietet auch für diese Art von Fabeldeutung schon Lessing einige Beispiele, dem er eben auf diesem Gebiete in allen Stücken folgt.

Im übrigen gilt Meißner von jeher als ein Nachahmer Wielands. Aber auch mit ihm hat er nur äußerliche Aehnlichkeiten (S. 148 f.) Unumwunden stellt Fürst die ganze untergeordnete Art Meißners vor Augen, wenn er den Dicher Wieland dem Kompilator Meißner gegenübersetzt. Meißners Lebensthätigkeit bestand darin, von allen Seiten her Stoffe zusammenzutragen und seinen Lesern mundgerecht zu machen. Auch hierin liegt ein Verdienst, und man würde es bereitwillig anerkennen, wenn Meißner sich nicht ein viel größeres angemaßt und ein Streben zur Schau getragen hätte, dem seine Befähigung die Krönung versagte. Zum Dichter machte ihn nicht einmal die Liebe — seine Liebeslyrik bewegt sich durchaus in den überlieferten Geleisen (S. 287 f.). Recht bezeichnend für den Salonmenschen Meißner ist es, daß er mit seinem „Trinklied" das alte Gaudeamus verfeinern will (über letzteres vgl. Seufferts Vierteljahrschrift 1, 248 ff. Deutsche Literaturzeitung 1892, Nr. 15, Sp. 512 ff.). — Was die dramatischen Jugendarbeiten Meißners anlangt, so ist sein selbständiges Werk Johann von Schwaben etwas kurz behandelt, namentlich werden die Nachwirkungen auf Schiller (s. Roethe in den Forschungen zur deutschen Philologie, Festgabe für Hilde-

brand S. 276 f., 231), Dörne, d. i. Zernecke (s. Goedeke, Grundriß § 324, 797) und Neumeister (Gersdorfs Repertorium 29, 88 f.) nicht berührt. Bezüglich der Sophonisbe ist noch auf M. Kochs Zusätze zu Feits Programm in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 1887—88 (Neue Folge Bd. 1) S. 471 ff. zu verweisen. Außerdem vgl. zu Lohenstein Willner: Lohenstein als Dramatiker, Dirschau 1888; zu Fr. Röber die Blätter für literarische Unterhaltung 1884, S. 615 und die Vossische Zeitung 1884, Nr. 323, Beilage 1. Zu den Operetten Meißners wäre auf die betreffenden Zusammenstellungen in Riemanns Opernhandbuch hinzuweisen.

Seine eigentliche Berühmtheit erlangte Meißner auf dem Gebiete der kleinen Prosaerzählung, welche Voltaire und Marmontel angebaut hatten. Wenn sie in Deutschland auch nicht, wie Fürst meint, seit 1775 Engel eingeführt hat, so mag dieser doch bestimmend für Meißner geworden sein; der „Philosoph für die Welt" ließ ihn kaum 2 Jahre ruhen. Schon 1770 war in Breslau eine „Auswahl kleiner Romane und Erzählungen" erschienen, welche die besten in den einzelnen Zeitschriften enthaltenen deutschen Novellen vereinigte. Ja Uebersetzungen kleiner Romane aus dem Französischen hatte schon 1755 Joh. Fr. Gellius veröffentlicht, ebenderselbe 1760 Briefe, Gespräche, Geschichten und Fabeln aus dem Englischen; von ihm wurden auch Arnauds Erzählungen (Fürst S. 188 ff. 196 ff.) übertragen, vgl. Goedeke § 224, 31, was übrigens auch nach Meißner noch geschah, so von seiten Mursinnas 1792, s. Goedeke § 279, 14. Der im Jahre 1740 zu Schönberg in der Oberlausitz geborene Gottfried Rudolph Wiedmer, Accise-Sekretär zu Breslau, veröffentlichte 1768 den „Angenehmen Zeitvertreib beim Kaffee in moralischen und witzigen Erzählungen aus dem Französischen", ferner „Angenehme morgenländische Erzählungen scherzhafter und tragischer Begebenheiten aus dem Französischen", und „Belustigungen für das schöne Geschlecht in moralischen Erzählungen", 1776 aber „Kleine Lektüren." Fürst gibt einen Ueberblick über diese Gattung und ihre Hauptvertreter, wie er überhaupt jeden Abschnitt mit einer allgemeinen Einleitung eröffnet. Mit Unrecht freilich zieht er Veit Webers (Leonhard Wächters) Sagen der Vorzeit (nicht Sagen und Märchen der Vorzeit) in diesen Kreis. Die zwei ersten Bände dieser Sagen enthalten auf zusammen 900 Seiten sechs Erzählungen, die späteren Bände von je über 600 Seiten je eine (vgl. meine Darstellung der „Ritter- und Räuberromane" Halle, Niemeyer, 1894 S. 27.) Auch tragen sie nicht den Charakter der Skizzen u. s. w. an sich. Zwischen „Skizzen" und „Erzählungen und Dialogen" macht Fürst mit Recht keinen Unterschied. Dankenswert ist die übersichtliche Zusammenstellung aller dieser Stücke nach Zeit und Ort des Erscheinens. Sie legt den Wunsch nach einer ähnlichen Uebersicht über Meißners Schriften überhaupt nahe. Außerdem gruppiert Fürst die Erzählungen sorgfältig dem Stoffe nach und geht, wie überhaupt bei allen Erzeugnissen Meißners auf ihre

Quellen ein. In diesen Quellenuntersuchungen liegt geradezu der Hauptwert des Buches.

Dabei stellt sich denn freilich heraus, daß Meißner so gut wie nichts selbständig erzeugt hat, und Meißners eigenen Quellenangaben schenkt Fürst nur bedingtes Vertrauen (S. 199, 205, 341 Anmerkung 14, vgl. 12). Mitunter ist er da allzu mißtrauisch. Für die bekannteste Erzählung Meißners „Deutsches Schauspiel zu Venedig" mag wohl mündliche Ueberlieferung Quelle sein. Gegen eine Erneuerung Frischlins (S. 202) sprechen außer dem unverfänglichen Eindruck der Nachschrift Meißners die Abweichungen und Einzelheiten wie die Einkleidung, die er dem Stücke gab, überhaupt die ganze Darstellungsweise. Zuzugeben ist allerdings, daß Meißner, wo er von seinen Quellen spricht, manchmal recht sonderbare Zufälle aufdeckt, so Skizzen 1784, Band 4, Vorrede.

In der Vermittlung der Quellen aber liegt der Hauptwert von Meißners Schriftstellerei. Die verhältnismäßige Leichtigkeit seiner Erzählungsweise kann die große Beliebtheit seiner Skizzen zum Teil erklären. Sicherlich war aber, was Fürst nicht genug hervorhebt, dabei sehr wirksam die Wahl der Stoffe. Sie fesseln meist schon an sich. Es sind merkwürdige, zu mannigfachen Betrachtungen anregende Vorkommnisse aus der Geschichte oder dem gewöhnlichen Leben. Mehr als einmal behandelt er „die sonderbare Verkettung menschlicher Schicksale, und wie so oft Glück in Unglück, Unglück in Glück sich verwandeln kann" (Stockschilling). Auch versucht er sich nicht nur „je zuweilen" an Paradoxen (Vorwort zu den Erzählungen und Dialogen II). Das Gegenteil hiervon sprechen schon viele Ueberschriften seiner Erzählungen aus, in denen das Wort sonderbar vorkommt oder ein sonderbarer Gedanke ausgedrückt ist. Viele Erzählungen bezwecken den Erweis auffälliger Behauptungen, so z. B. die Einkleidung der Erzählung „Der Stockschilling", der Brief der Lais (Skizzen 4², 301) und namentlich die Kriminalgeschichten, in denen er zeigen will, „wie schnell, wie unmerklich zugleich oft diejenige That in Fehler und Laster übergeht, die als Tugend oder wenigstens als schuldlose Empfindung begann" (Skizzen 13, 5; vgl. 1, 130 u. ö.); in den letzten Geständnissen verurteilter Verbrecher erkennt er seit 1778 dankbare Motive für den Psychologen (vgl. hierüber auch E. Kraus in der Bohemia vom 22. September 1889 Nr. 262 Beilage; Fürst S. 186).

Solche Dinge reizten ja auch die Kunst der Dramatiker: ist es doch tragisch, wenn eine edle Natur im Vollgefühle ihres Rechtes eine wirkliche Schuld auf sich lädt. Auf dieser Linie treffen wir auf die Verbrecher aus verlorener Ehre u. s. w. Ganz besonders fühlte sich die Phantasie eines Chr. H. Spieß zur Behandlung solcher und ähnlicher Gedanken veranlaßt, siehe mein oben angeführtes Buch S. 55. Wenn sich Meißner gegen einen Vergleich seiner Kriminalgeschichten mit den fast immer fabelhaften Geschichten

von Lips Tullian u. s. w. mit Recht wehrt, so stehen seine Erzählungen hoch über den mit Gräßlichkeiten angefüllten Spießens, mit dem ihn übrigens nicht nur Verlagsinteressen (Fürst S. 58, 62) verbanden, sondern auch eine bis zum Tode reichende Freundschaft. Daß aber die Beispiele zu dem Aufsatz über Träume und Visionen, der in der Tabelle S. 165 fehlt und außer in Meißners Werken 11, 294 auch mit einem Nachtrag Spießens in dessen Kleinen Erzählungen und Geschichten, Prag 1804, 3, 159 ff. wieder abgedruckt ist, in dasselbe Gebiet gehören wie Spießens Selbstmörderbiographien, ist nicht richtig; diese gehören nicht zu der Gattung, die schon Cicero mit seiner Schrift de divinatione anbahnte. Wenn Meißner in der Gattung, deren Urheber er ist, wie in vielen anderen Erzählungen nicht zurückschreckte vor sittlich recht verfänglichen Stoffen und Auftritten, die er gewöhnlich bis hart an die Grenze des Anständigen führt, um dann abzubrechen etwa mit den Worten: „Hier wird Forterzählen schwer und schlüpfrig" — so wußte er wohl, warum er dies that, und er hätte nicht nötig gehabt, den Neigungen seiner Leser auch noch auf dem eigentlichen Gebiete seines Freundes Spieß entgegen zu kommen, dem des Wunderbaren. Trotz seiner sonstigen Aufklärung steht er unter dem Eindrucke merkwürdiger Träume und Visionen (Quartalschrift 5, 120), und er spendet Spießens Traumgeschichten Beifall, ja berichtet selbst über einen „Besuch nach dem Tode", ohne ihm rationalistisch zu Leibe zu gehen, wie es ein Vierteljahrhundert später der Schrift Karl Wötzels: „Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode" von einer ganzen Reihe von Schriftstellern geschah, vgl. Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek 95, 237; 103, 113—128; Steinbecks Deutscher Patriot 1805, 2, 168 ff.; Wielands Werke (Hempel) 32, 425 ff. Ja selbst ein Vertreter der Räuber- und Schauerromantik, der Erfurter Privatdocent Ferd. Kaj. Arnold erklärte die wunderbaren Vorgänge seiner Erzählung: „Amalie Balbi. Eine wunderbare Vision, die ich selbst gehabt habe" nach den Gesetzen der Psychologie.

Der meist spannende Inhalt der Skizzen verhalf dieser Gattung zu besonderer Aufnahme, und Meißner fand eine große Menge Nachahmer, deren Fürst nur wenige anführt. Viele knüpfen schon mit ihren Titeln an Meißner an; so besonders deutlich die „Nachgeahmten Meißnerschen Skizzen", von N. S. C. E. J. A. 1. Bändchen. Frankfurt und Leipzig 1796, 378 S. Der Recensent in der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek 30, 502 wünscht dem Verfasser „eine genauere Bekanntschaft mit besseren Schriftstellern als sein Vorbild Herr Meißner ist." In den Bahnen Meißners bewegt sich mit vielen seiner Werke Aloys Wilhelm Schreiber, s. Goedeke Grundriß § 262, 5, 19. Vgl. ebenda Vulpius § 279, 11, 15; Durach § 279, 24, 1; Schumann § 279, 43, 4 und 43a. Sophie La Roche § 224, 38, 5, 11, 12; Fülleborn § 224, 107; Lafontaine § 277, 21; v. Wallenrodt § 277, 16, 2, 17; A. v. Goldstein § 295, III, 1, . . . 4. Ferner führe ich noch

an: Skizzen aus der Feen- und Geisterwelt. Leipzig 1791. Skizzen und Scenen für Romanschreiber und Schauspieldichter. Altenburg 1791. Schluß der Vorrede: „Mein löblicher Zweck war also, der größten Not eines Fingerdichters, der Erfindung des Plans und der Verwicklung abzuhelfen.“ — Natürliche Dinge in einer Sammlung von Erzählungen, Skizzen und Dialogen. Nichts mehr und nichts weniger als Roman. Leipzig 1793. Der u. a. darin enthaltenen Erzählung mit dem echt Meißnerschen Titel: „Unmöglich und doch möglich“ liegt das Schauspiel L. v. Hubers: Die offene Fehde (Mannheim 1788) zu Grunde. — Skizzen, Erzählungen und Schwänke, Berlin 1813, von Christoph Wilhelm Meißner, der auch Scenen aus der wirklichen Welt, Berlin 1811, erscheinen ließ. — Romantische Erzählungen und Skizzen. Wahrheit und Dichtung. St. Gallen 1790—93. II. Verfasser: Joh. Melchior Armbruster. — Romantische Skizzen. Altona und Leipzig 1797 und 1808. — Romantische Gemälde und Scenen der Vorwelt. Frankfurt 1794. — Kleine romantische Gemälde. Weißenfels und Leipzig 1795 und 1811. Romantische Gemälde von K. A. Buchholtz. Berlin 1804. Derselbe Karl Aug. Buchholtz (1785—1843) berührt sich auch in seinen „historisch-romantischen Skizzen aus Rom und Griechenland“, Berlin 1804, mit Meißner. Auch G. Christoph Kellner ging nach Meißners Vorbild ins Altertum zurück mit den Goedeke § 224, 108, 5—7 genannten Schriften. Andere Titel wie Bagatellen romantischen Inhalts, Wien 1797, lassen Anschluß an Anton Wall vermuten. Auch ohne äußerlich die Nachfolge Meißners zu kennzeichnen, gehören doch zu der von ihm hauptsächlich vertretenen Gattung: Rosamundens Feierstunden. In Erzählungen, kleinen Romanen und Gedichten. Budissin und Leipzig 1798. (Widmung: Rosamunden zur Erinnerung an ihren Freund K. K.) Inhalt: 1. Der blinde Bettler. Novelle nach dem Französischen. 2. Der Ersatz. Gegenstück zu 1. 3. Maria Brögen oder die Geschichte meines ehelichen Lebens. 8. Ausschweifungen der Eifersucht. Buchstäblich wahr. 10. Ildefonse und Papillon, nach dem Zauberroman des Grafen Caylus. Die übrigen Nummern sind „Kleine Beiträge zur Lebensweisheit“, bestehend in Gedichten u. s. w. darunter S. 145: Die Kindesmörderin. — Novellen zur angenehmen Unterhaltung. Weißenfels 1797. 304 S. 7 meist mit P—n unterzeichnete Erzählungen: Don Alonso und Elvira (Entführungsgeschichte). Die drey schweren Mächte. Der Deserteur. Wipprecht müßte nicht Wipprecht seyn. Veit und Barbara. Nach dem 8. Buch des Ovid. (Vgl. Meißners: Scilla und Minos). Rudolph der Letzte, Graf von der Wart. — Kleine Geschichten und Romane oder Liebenswürdige Scenen des häuslichen und bürgerlichen Lebens, als Mittel zur Vertreibung der Hausscheue und der bürgerlichen Unzufriedenheit. Aus dem Archive unserer Tage und der Vorzeit. Erfurt 1798—1802. 4 Bände. Inhalt I: Julie und Louis. Emigrantengeschichte. — Nicolaus Roubioni. Geschichte eines Bösewichts, eines Jesuitenlaienbruders, der eine Zeit lang

die Schreckensrolle eines Königs von Paraguay spielt. — Franziska de Leveillard; eine durch Unterschlagungen von Briefen zur zweiten Vermählung verleitete Frau läßt sich begraben, um dadurch zu entkommen. Primrose, Rittergeschichte aus dem Französischen (Paris 1797). — II: Oberförster May. Sechs Kapitel nach den sechs aufgegebenen Worten Grab, Glück, Freund, Feind, edle That, Feuer. — Marianne oder der Schatz im Rabenstein. Ein Scharfrichter läßt nach einer Hinrichtung seine Handschuhe am Rabensteine liegen; die Tochter des Wirts holt sie und findet einen Mantelsack mit Kostbarkeiten. — Ferdinand und Amalie. Auch der größte Wüstling kann zur Vernunft gebracht werden durch eine kluge Frau: anstatt einer Buhlerin läßt sie sich von ihm umarmen[1]). — Wilhelm Gutmann oder die Räuberhöhle. Der Prediger Gutmann wird von seinem eigenen Bruder überfallen; vgl. Meißners „Räuberschenke". — III: Karl von Kiesmar, oder Liebe ohne Genuß (eines jungen Windbeutels zu einer verheirateten Frau von Stande); Ehe ohne Eifersucht (zwischen Frau und Gatten); Trennung ohne Thränen (des von ihr beschämten Liebhabers). — Eine Biographie aus dem Monde. — Karl von Kiesmar erschien auch für sich Hohenzollern (Erfurt) 1800. Ein kleines Heftchen mit dem Titel: „Liebe und Genuß. Skizze eines größeren wahrhaften Romans. Venedig 1802" schildert offenbar unter Einfluß Heinses das allmälige Anwachsen der Liebe bis zum sinnlichen Genuß. — Auswahl kleiner Liebesgeschichten in sittlichen Erzählungen aus deutschen Zeitschriften. Berlin und Leipzig 1799 240 S. Inhalt: Stärke des Vorurteils. — Glück aus Unglück (erweist, wie nahe Leichtsinn dem Verbrechen liegt). — Gefährliche Probe (einer geliebten Person werden alle möglichen Prüfungen auferlegt). — Die von Fürst S. 207 erwähnte Scenenfolge „Der Hundssattler" ist von J. D. C. Bornschein, s. Goedeke § 279, 25, 35; die Dramatisierung von Cuenna und Vivonne: Die Rache, Hamburg 1799, rührt von Schmieder her (Dramatische Beiträge für die deutsche Bühne, 1. Band) und erschien in neuer Ausgabe unter dem Titel: „Die Rächer", Leipzig 1812. Vgl. jetzt Goedeke § 265, 10, 7 (nach Abschluß von Fürsts Buch erschienen).

In demselben Jahre 1778, in welchem die erste Sammlung Skizzen herauskam, erschienen zu Erfurt die „Sommernächte philosophischen und moralischen Inhalts in Dialogen und Erzählungen". Ihr Verfasser, der Privatgelehrte Heinrich Christoph Friedrich Knoll zu Langensalza (1752—1786) veröffentlichte außerdem: Das Gastmahl oder der Weise, eine philosophische Scene (Weimar 1781), sowie die Philosophie in anmuthigem Gewande.

---

1) Außer in Meißners Erzählung von der Tante, die die Stelle ihrer Nichte vertritt, wird dasselbe Motiv verwendet in der langobardischen Geschichte Rosimunde im „Magazin schrecklicher Ereignisse und fürchterlicher Geschichten Nr. 2, jedenfalls von Kernndörffer". Vgl. mein Buch S. 84. Die Heldin fesselt den Liebhaber ihres Mädchens Edda an sich, indem sie deren Stelle einnimmt. Am Morgen erkennt Lothar zunächst mit Schrecken seinen Irrtum, ähnlich der Herzogin von Cleveland in „Marlboroughs Jugendsünde."

Reval und Leipzig 1781.[1]) Diese Schriften unterscheiden sich von den sonst gleichartigen Meißners durch einen wahrhaft sittlichen Ernst, an dessen Stelle bei Meißner eine laxe Moral sich ergeht (s. Fürst S. 185). So kann man die Erzählung „Aeschines und Cimon, oder die Reise auf den Ida" nach den Worten des Verfassers „als einen Beitrag zu den Beispielen von der Schädlichkeit der Wollust ansehen". Cimon geht an dieser zu Grunde, trotzdem er einen Streich jugendlichen Leichtsinns bereute: er hatte ein junges Mädchen in Troja unter der Maske eines Gottes sich gefügig gemacht. Knoll „suchte durch eine der Neigung zu verliebten Scenen schmeichelnde Erzählung die Leser unverhofft auf das zu führen, was ihnen lehrreich werden sollte, und also zu machen, daß sie unter einem süßen Behikel eine nützliche Arzney verschluckten, die sie nicht darinen gesucht hatten" (S. 122). Von solchen Absichten ist Meißner weit entfernt. Das wird ja der Anziehungskraft seiner Erzählungen zu gute gekommen sein: Knolls gutgemeinte anmutige Philosophie hatte keine Erfolge aufzuweisen, wie Meißners pikante Stoffe. Zwar macht Meißner öfters eine allgemeine Bemerkung, manche Person stellt eine weise Betrachtung an; da unterbricht sie oder er sich gewöhnlich sehr bald: „Hui! bald hätte ich mich in moralisches Geschwätz vertieft!" u. ä. Gleichwohl verfällt er oft in ein seinen Personen unangemessenes Philosophieren, so wenn er den jugendlichen Abdallah, einen „tumben knecht", seitenlang mit sich vernünfteln oder die heißblütige Cuenna mit fürchterlicher Breite vor Ruyter sich aussprechen läßt. Doch bemüht er sich sonst, langweilige Schilderungen durch eine Art Aufdeckung seiner Karten zu versüßen: „Karakterschilderung am unrechten Orte ist ein böses Ding für Leser und für Autor — doch einige Worte von Ranslebens Karakter können hier unmöglich am unrechten Orte stehen" (Skizzen 3[2], 168). Auf dieses Kunstmittel Meißners hätte Fürst S. 187 aufmerksam machen können. Meißner weist auch dann gern auf die von ihm befolgten Kunstregeln hin, wenn er sein Unvermögen zu wirklicher Schilderung verdecken will, z. B. Skizzen 7, 180. Diesem Kokettieren mit Vorschriften der Kritik entspricht die auch von modernen Größen des Kultur-Romans beliebte Gepflogenheit, in Anmerkungen auf die gelehrte Grundlage einzelner Motive hinzuweisen. Meißner thut dies nicht nur in seinen größeren Arbeiten, sondern auch in den Skizzen, z. B. am Ende des Dialogs Scipio und Allucius. Ja, im Texte selbst beruft er sich auf Stellen in Rousseaus und andern Schriften, z. B. Skizzen 7[2], 93, und obwohl er sie als bekannt bezeichnet, setzt er doch noch eine Anmerkung darunter. Nur bezüglich der Teichoskopie, die in „Minos und Scilla" enthalten ist, begiebt er sich eines Hinweises auf Homer. Sonst geberdet er sich mit der Eitelkeit und Kleinlichkeit eines Gelehrten als ein Vertreter historischer Forschung, ganz besonders im

1) Vgl. Die anmuthige Philosophie in einer wahrhaften, obwohl verdeckten Liebes- und Heldengeschichte. Von Friedr. Erdmann von Glaubitz. Frankfurt und Leipzig. 1713.

Alkibiades. Und doch erweist er sich lediglich als ein Kompilator, der mit Eifer allerhand gelehrte Notizen[1] ins Breite zog, dabei aber weder um die psychologische Begründung und innere Verknüpfung der einzelnen Thatsachen sonderlich bemüht war, noch mit kritischer Genauigkeit verfuhr. Wie willkürlich und unangemessen ist es z. B., wenn er die Worte spartanischer Heldenmütter einer athenischen Hetäre in den Mund legt. (Alcibiades, 2. Auflage 1785, 2, 82). Ja der gelehrte Forscher und spätere Gymnasialdirektor Meißner läßt sich, abgesehen von seiner Auffassung des Altertums, in Kleinigkeiten oft recht sonderbare Verstöße zu schulden kommen, z. B. wenn er in der Skizze Scipio eine Schlacht bei Ticinium erwähnt oder von einem punischen Schrecken spricht (so in der zweiten und dritten Auflage 10, 321; dem gegenüber S. 324 ein Sühnopfer von Punischem Blute; an einen Druckfehler ist kaum zu denken, da die zweite Auflage sorgfältiger korrigiert zu sein scheint: S. 327 hat die 3. Auflage „vorloren" statt „verloren", wie es in der 2. richtig heißt.) Ein Glück für Meißner, daß die Kenntnis, die seine Leser vom Altertum hatten, der Begeisterung nicht entsprach, die sie dem Alcibiades entgegenbrachten. Wie urteilslos erscheint uns heute das überschwängliche Lob, welches der Prinz de Ligne dem Werke spendete, s. A. Meißners Rokokobilder S. 155. Die Begründung dieses Beifalls aus dem Standpunkte der damaligen Bildung vermißt man bei Fürst. Für die Gegenwart freilich ist der Alcibiades nicht etwa deshalb ungenießbar, weil die Kenntnis der klassischen Welt allgemeiner und tiefer geworden wäre. Wenn übrigens Fürst S. 152 sagt, der Alcibiades habe „den Schlenkert, Cramer, Feßler Titel, Form und Aufbau leihen müssen", so mag dies richtig sein bezüglich Feßlers, dessen Romane freilich, wie Goedeke mit Recht urteilt, ihre Muster durch reicheren Inhalt übertrafen. Schlenkerts Romane haben außer dem Dialog nichts mit dem Alcibiades gemein. Ins klassische Altertum begab er sich nur mit seinem Schauspiel: Agathon und Psyche 1780, das sich aber an Wieland anschließt. Sonst bewegt er sich im Mittelalter wie die Ritterdramen der Zeit. Aus ihnen entnehmen die Verfasser von Rittergeschichten auch die Form. Letzteres gilt insbesondere von Cramer, auf den allein das Entleihen des Titels paßt. In der Vorrede zum „Deutschen Alcibiades" vom Jahre 1790 S. 12 sichert er sich gegen den Vorwurf der Nachahmung des griechischen oder des Meißnerschen Alcibiades. „Ich las eben damals, als die Welt diesen Albert von Nordenschild bewunderte, die Geschichte der Helden Griechenlands, und also auch

---

1) Aus Meißners Vorliebe für das Anekdotische erklärt sich wohl auch die Aeußerung in der 1. Auflage der Skizzen, auch nach Heinse und Wieland sei noch eine reiche Nachlese für eine erneute Darstellung Aristipps übrig geblieben. Und dabei waren 1776 zwei Werke über die Lais erschienen, die man Heinse zuschrieb, Goedeke § 230, 13 a. E. Der Aristipp, der einige Jahre nach den Skizzen erschienen Meißners Wunsch nicht entsprach, war jedenfalls der von Karl Müchler (Berlin 1781), dem großen Anekdotenjäger, der auch „Novellen, Skizzen und Anekdoten" unter dem Namen Klio herausgab (1825), desgleichen Kriminalgeschichten. (Ein Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde. Berlin 1828).

die des Alcibiades, fand Aehnlichkeit zwischen dem Deutschen und Griechen, und unbekümmert, inwiefern sie getroffen oder nicht getroffen sei, lieb ich jenen Gedanken noch jetzt." Mag man dieser Versicherung glauben oder nicht, jedenfalls sollte der Titel Käufer anlocken: aber dieser deutsche Alcibiades hat mit seinem griechischen Namensvetter höchstens das gemein, daß sich alle Weiber in ihn verlieben und sich ihm preisgeben, und daß ihm alles in der Welt gelingt, daneben freilich auch den Mangel, daß nicht entwickelt und anschaulich gemacht wird, wie das eigentlich zugeht. Natürlich tritt dieser Mangel bei Cramer noch stärker hervor: sein Held ist ein Mensch von höchst liebenswürdigen, unwiderstehlichen Eigenschaften, voller Geist und Kraft; als solcher muß er ja Glück haben. Wenn aber außerdem noch Altes und Neues in Sitten, Anschauungen, Namen u. s. w. bunt durcheinander gewürfelt wird, so muß Meißner erst recht vor einem Vergleich mit Cramer geschützt werden. (Man lese nur Cramersche Namen wie: Drako und Hardi, Prinz Hektor und Landgraf von Holm, Thessalo, Herr Brambier, Graf Hui, Prinzessin Risa und Paleska, Städte und Länder Nordia, Nemsi, Hiosa, Almestria).

Auf einen andern Cramer dagegen möchte ich aufmerksam machen, der die Richtung Meißners und Feßlers verfolgt: Friedrich Matthias Gottfried Cramer, geb. am 5. Nov. 1779 (Raßmann: Pantheon S. 55 hat 1780) zu Quedlinburg, Pfarrerssohn, Doktor der Philosophie und Auditeur in Berlin, später Steuerinspektor in Halberstadt, wo er am 13. (14.) Aug. 1836 starb, verfaßte außer vielen historischen Schriften „Eudomenes". Eine griechische Erzählung in 2 Büchern. Berlin 1803 (vgl. Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek 86, 358). Auch ein Trauerspiel Themistokles in 3 Aufzügen ließ er (Quedlinburg 1804) erscheinen.

Daß Meißner auch den Theseus in ähnlicher Weise wie den Alcibiades zu behandeln im Sinne hatte, bezeichnete er selbst als einen „flüchtigen Gedanken" (Skizzen 5, 1792, S. 3). Vielleicht kam er davon ab, weil der Gegenstand zu wenig von dem hatte, was man jetzt „aktuelles Interesse" nennt. Zum Spartakus 1792 mochte ihn die eigene Zeit angeregt haben; was ihn dagegen abgesehen von seinen Quellenstudien zum Epaminondas und Cäsar leitete, ist auch bei Fürst nicht ersichtlich. Wenn er wegen der zuletzt angeführten Arbeiten mit Schiller in einem Atem genannt wurde, so teilt er mit ihm auch die Neigung für Darstellung „merkwürdiger Rebellionen". Zum Studium der Geschichte des Masaniello (1784) regte ihn möglicherweise Fiesko an, der auch in der Bianca Capello Spuren hinterlassen hatte (Fürst S. 119). S. 337 fehlt der Hinweis auf die Oper von Reinhold Keiser, Hamburg 1706, mit dem Texte von Feind, ferner auf das „Originaltrauerspiel in 5 Aufzügen Masaniello von Neapel", Berlin 1789, von J. F. E. Albrecht (Goedeke § 279, 1, 15), auf das im

wildesten Grabbeschen Geniestil verfaßte Trauerspiel von Alexander Fischer (Leipzig 1839, s. Gersdorfs Repertorium 22, 466 f.), und auf die „historische Novelle" Der Fischhändler von Neapel von Franz Lubojatzky, Grimma 1841 (Gersdorfs Repertorium 31, 380). Daß Masaniello auch der Held der „Stummen von Portici" ist, setzte Fürst wohl als bekannt voraus, ebenso die merkwürdige Thatsache, daß die erste Aufführung dieser Oper in Brüssel 1830 das Zeichen gab für den Ausbruch der Revolution, die zur Trennung Hollands von Belgien führte. So wirkte die Geschichte auf die Kunst und diese wieder auf die Wirklichkeit.

Auf Grund sehr eingehender Forschungen über Meißners „selbständige archivarische Studien" kommt Fürst bezüglich der Bianca Capello Meißners zu dem Schlusse, daß wir in ihr nur eine geschickte und genaue Uebersetzung eines in französischer und italienischer Sprache 1776 erschienenen Werkes von Sanseverino vor uns haben, eine Thatsache, die schon 1789 von Siebenkees festgestellt wurde. In dem Originalwerke ist sogar schon mitunter der Dialog verwendet. Meißner nahm also 1780 schon das Verdienst gelehrter Forschung in Anspruch, wo er noch nichts anderes als Uebersetzer war Fürst S. 129). Die nach Meißner gearbeitete Sodensche Bianca (Fürst S. 132) erschien 1802, wie Goedeke richtig angiebt. Wenn die Allgemeine Literatur-Zeitung 1787, 1, 97 die Bianca neben der Emilia Galotti als Vorbilder für schwierige Charaktere empfiehlt, so finden wir eine Verschmelzung beider in dem „tragischen Gemälde in 5 Aufzügen", welches unter dem Namen Bianca bei Meißner in Leipzig 1800 und mit dem Zusatz: „ein Seitenstück zu Lessings Emilie Galotti" bei Sommer in Leipzig 1802 erschien. Ein 55 Seiten langer Vorbericht ergeht sich im Lobe Lessings und sucht den gegen die Emilie erhobenen Tadel zu entkräften. Die darauffolgende, jämmerliche, von Uebertreibungen, Widersprüchen und Tollheiten strotzende Bearbeitung des Stoffes der Bianca-Emilie verfogt moralisierende Zwecke. Noch verweise ich auf Rellstabs Bianca (Schriften, Leipzig 1844, 11, 147—281), die aber zum Kreise der feindlichen Brüder gehört: Bianca Montaldi wird von zwei Rittern geliebt, Pedro von den Eltern, Ludovico von Bianca erhört. Vor der Hochzeit kommt es zu Tage, daß beide Brüder sind; Bianca trinkt den von Ludovico für seinen Nebenbuhler bereiteten Giftbecher.

Fürst bespricht trotz seines Nachweises Meißners Bianca nicht unter den Uebersetzungen, die er unlogisch den bürgerlichen und historischen Romanen gleichordnet; über den Begriff historischer Roman läßt sich bezüglich des Alcibiades streiten, Gottschall (Nord und Süd 1832) bezeichnete ihn als archäologischen Roman, ebenso die Feßlerschen. Wer ist der von Fürst S. 100 unter den Verfasser historischer Romane genannte Schmieder? etwa der „Karlsruher privilegierte Straßenräuber" Christian Gottlieb

Schmieder? Die Zusammenstellungen im Register lassen dies vermuten.[1]) Da geschähe dem Buchhändler und Nachdrucker zu viel Ehre. Sollte Heinrich Gottlieb Schmieder gemeint sein? Zwar verzeichnet Goedeke § 265, 10 nur Schauspiele; doch verfaßte Schmieder auch die dialogisierte Geschichte „Das Erdbeben in Messina“, Halle 1786, ferner die „Scenen aus der Geschichte Heinrichs IV. von Castilien“ unter dem Titel „Der schwache König“ Gotha 1786—88. III; auch eine Uebersetzung aus dem Französischen: „Die Heldin der Vendée“ Altona 1801 (vgl. mein Buch S. 74). Eine ähnliche Unklarheit besteht bezüglich des S. 100 genannten Albrecht. Das Register nennt für diese Stelle K. G. Albrecht. Das wäre Karl Gottlob Albrecht (Goedeke § 279, 96), der aber für historische Romane nicht in Betracht kommt. Jedenfalls meint Fürst den Hamburger Arzt und Vielschreiber Joh. Friedr. Ernst Albrecht, der zwischen 1792—1815 auch als Buchhändler in Prag lebte (wohl derselbe, den Fürst S. 55 erwähnt als Verleger des Apollo) und 1789 das Trauerspiel Masaniello schrieb. Ob seine „Geschichte“: Liebe ist ein wunderlich Ding, oder Geschichte der Familie Frank, Hamburg 1781 (u. d. T. Schwesterliebe und Bekehrung. Geschichte der Familie Frank, Leipzig 1796—98. II.) etwas gemein hat mit Meißners bürgerlichem Roman: Geschichte der Familie Frink, kann ich nicht sagen, möchte aber eine Anlehnung vermuten. (Fürst übergeht auch das Verhältnis, in welchem das als Fortsetzung von Meißners Familie Frink bezeichnete Werk: Leben Frinks des Sohnes — Kopenhagen und Leipzig 1787 — von Karl Heinrich Krögen zu Meißners Familie Frink steht.) Albrecht war ja sehr unselbständig; mit seinen „Neuen Biographien der Selbstmörder“ lehnte er sich an Chr. H. Spieß an, den Freund Meißners; die „Familie Eboli“ geht auf Schillers Don Carlos zurück; nach Cramers Räuber-Roman: „Der Domschütz und seine Gesellen“ arbeitete er ein Schauspiel u. s. w. Er kann also sehr wohl an Meißner angeknüpft haben. Doch möchte ich dies nicht gerade betreffs der „historischen“ Romane sagen, die vielmehr unter dem Zeichen Cramer-Spieß stehen.

Albrecht ist zugleich ein Zeuge gegen die Behauptung Fürsts, daß die Kunstform des dialogischen Halbromans zeitlich und räumlich beschränkt geblieben sei (S. 101). Albrecht gehört nicht zu dem „Kreise junger sächsischer Romanschreiber“, welche diese Gattung besonders pflegten; eher gehört er zu den Stürmern; er schrieb 1782 einen Faust, und das Werk, wodurch er „berühmt“ wurde, die Lauretta Pisana, ist Rousseauscher Abkunft. In der Vorrede dazu spricht er sich über die auch in seinen späteren Werken gepflegte dialogische Form aus: „Ich finde, daß man dadurch, daß man die Personen redend und zugleich handelnd ein-

---

1) Auch wenn Fürst S. 37 schreibt: „R. Beckers Novellen sind im Engelschen Parabelstil geschrieben und erinnern an die Erzählungen von Schulz und Genossen“, befindet man sich im Dunkeln. Dieser Schulz wird nur an dieser Stelle genannt; gemeint ist wohl J. Chr. Fr. Schulz, dessen Kleine Romane 1788—90 erschienen.

führt, in Ansehung des natürlichen Schwungs der Sprache, in Ansehung der Darstellung der Charaktere gewinnt, finde, daß dem Leser Handlung interessanter ist, als Erzählung, und endlich finde ich mehr Vergnügen bei dieser Art von Arbeit." Vollends ein Norddeutscher war der Professor v. Bazko in Königsberg, der in vielen seiner Ritter- und Gespenstergeschichten den Dialog verwendete. Er wollte übrigens etwas Besseres liefern als gewöhnliche Ritterromane: dazu glaubte er sich durch das Studium der alten Urkunden befähigt. Auch war ihm Boccaz Muster für die Form der in eine Rahmenerzählung eingelegten Einzelerzählung, wie er in der Vorrede zum „Ehrentisch" selbst sagt. In Danzig erschienen 1797 „Dialogisierte Gemälde, dramatisch gezeichnet von S. G.", d. i. sicherlich Sigmund Grüner, der Direktor einer Schauspielergesellschaft in Liv- und Esthland war und 1807 in Wien starb. So ließen sich noch viele derartige Erzeugnisse anführen (namentlich aus Goedeke § 279), die gegen eine Beschränkung der dialogischen Gattung auf Sachsen und auf die Zeit Meißners sprechen. Thilo übrigens, den Fürst in diesem Zusammenhange nennt, schrieb seine „Emilie Sommer" in Briefen, und Hase leugnete die Verfasserschaft des „Gustav Aldermann" 1779 ab. In Wielands Diogenes, dessen Einfluß auf Meißner Fürst annimmt, machen, wie Wieland selbst im Zusatz zum Vorbericht der Ausgabe von 1795 sagt, „die eigentlichen Gespräche den wenigsten Teil des Ganzen aus." (1780 erschienen seine „Dialogen" und 1803 „Erzählungen und Dialogen"; ob Wieland Kenntnis von den Meißnerschen hatte?) Im Jahre 1760, wo Wielands Araspes erschien, gab Gellius die „Briefe, Gespräche, Geschichte und Fabeln aus dem Englischen" heraus, und außer dem Einflusse des Ritterdramas möchte ich für die auf einmal auftretende Gattung der dialogisierten Romane auch die Einwirkung der Richardsonschen Romane in Briefen annehmen. Denn vom Briefwechsel unterscheidet sich der Dialog nur durch die Merkmale, welche die Entfernung der Beteiligten von einander hervorruft. Auch in der galanten Lyrik wurde der Brief richtig als ein Stück aus einem Dialoge aufgefaßt, vgl. v. Waldberg: Die galante Lyrik S. 128. In Wächters „Sagen der Vorzeit" erscheinen außer den Gesprächen auch Briefe, in denen man aber auch nicht bloß erzählt, sondern auch Gespräche wiedergiebt. Es wäre eine dankenswerte Arbeit, wenn jemand die Verwendung der Gesprächsform von Hans Sachs, bez. von Ulrich von Hutten an nachwiese. Welche Wandlung zeigt da nicht schon der Blick auf die Modegattung der reformatorischen Polemik, auf die zahlreichen „Gespräche im Reiche der Toten" (z. B. von Christoph Gottlieb Richter, Nürnberg 1757—63), auf die dialogischen Halbromane, auf die Gespräche bei Lessing, dessen ganze Schreibweise eigentlich auf dem Gespräch beruht, auf die Neigung des jungen Goethe, sich in Gedanken einer antwortenden und fragenden Person gegenüber zu stellen.

Wohl um sein Buch nicht noch mehr anschwellen zu lassen, faßt sich

Fürst in dem siebenten, der Sprache Meißners gewidmeten Abschnitt ziemlich kurz. Daß Meißner „besonders in seinen jungen Jahren unter dem Einflusse der Schule Herders gestanden sei und seine Schriften eine Fülle von Berührungspunkten mit ihnen haben", halte ich nicht für erwiesen trotz aller Vorliebe Meißners für die Ellipse, die Elision und die Inversion. (Ueber letztere versprach Meißner in der Vorrede zu den Skizzen 1792, S. IV eine eigene Abhandlung — ob sie in seinen Kollektaneen zu finden wäre?) So wenig Meißners Stil Herdersche Dunkelheit zeigt, so wenig ist auch seine Schreibweise kraftgenial. Mit Recht findet Franz Horn: Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, Berlin 1824, 3, 434, seinen Stil pretiös: schon der junge Meißner zeigt viel rhetorisches Pathos nach Art eines Schülers der deklamierenden Franzosen. Französisch ist insbesondere die Nachstellung der Adjektiva und Participia, z. B. im Scipio (Skizzen 10³, 321): „Ich sah auf einen Stein einen Mann sitzen, verhüllt sein Angesicht, von Blut gefärbt, oder gebadet vielmehr sein Gewand." Französisch oder mindestens gekünstelt ist das Pathos, welches zu folgender Inversion führte: „Zu kämpfen, so lang das Vaterland steht, zu wagen für einen Staat, der noch erhaltbar ist, Gut und Blut und Leben, das ist des Bürgers Pflicht, und erfüllt haben wir diese!" Solche Sätze sind schwerlich Herderisch; noch weniger aber künstlich auf dem Papier gebaute Perioden, wie sie Meißner oft recht unangemessen seinen Personen in den Mund legt, z. B. (1784) der in größte Erregung versetzten Mutter Behringers: „Das Mädchen, das selbst in meinem Zorn mich liebt und achtet, das meiner Willkür selbst deinen Umgang aufopfern will; Friedericke, die ich für deine Verführerin, wenigstens für ein Hindernis auf dem Wege der Tugend hielt und in der ich nicht nur deine wärmste, sondern auch deine wahrhafteste Freundin finde, ja dies Mädchen verdient dich nicht allein, sie übersteigt dich auch noch am Werte tausendfältig." (Skizzen 7³, 179.) Diesen künstlichen, hochtrabenden Stil hat Meißner nicht von den Stürmern gelernt, sondern von den Franzosen, mögen sie nun Rousseau oder Voltaire heißen. Und wie Meißner in seinen Liebesliedern sich von der galanten Lyrik des 17. Jahrhunderts abhängig zeigt, so legt seine Prosa Spuren eines veralteten Stils an den Tag in der Fülle und Gedunsenheit, insbesondere in der Ueppigkeit der Beiworte, die ihm von den Kritikern so oft vorgeworfen wurde. Die Schule Gottscheds legte ihm aber einen Zaum an, Wieland lernte er bald bewundern, und so war seine Schreibweise wenn auch rhetorisch und blühend, doch verständlich — das mag Voß zu dem Vergleich des Stiles Meißners mit dem Lessings veranlaßt haben, mit dessen Sprache die seine sonst nur landschaftliche Eigenheiten in einzelnen Ausdrücken und Formen gemein hat. Auf diesem Gebiete hätte Fürst noch manches hervorheben können, namentlich volkstümliche und ältere Ausdrücke und Wendungen, wie am mittlern Fenster stehen, Skizzen 11³ (1796), 194, sich verplempern 7³, 129,

Sträußermädchen, die ein Obolus erkauft 4², 321; verkümmert = unter Arrest 10 (1788), 345 u. s. w. Daß Meißner das Wort Behörde aus dem Kanzleistil in die „bessere Schreibart" zu übernehmen empfiehlt, darin trifft er mit andern Zeitgenossen zusammen, s. Heynes Wörterbuch.

Desselben vernünftigen Purismus, den Fürst an Meißner lobt, befleißigt Fürst selbst sich auch. Freilich ist trotzdem seine Sprache nicht ganz rein: man merkt zu deutlich den Oesterreicher, namentlich am Gebrauch des Perfekts in der Erzählung: 1776 ist Meißner in Dresden eingetroffen, er ist in Briefwechsel, in Beziehung zu N. gestanden, auch S. ist ihm nahe gestanden u. s. w. liest man überall, und oft läuft man Gefahr, an eine Beziehung auf die Gegenwart zu denken, so S. 50: Meißner hat Originalien beigesteuert, die später neuerlich verwertet worden sind. Ist der Zeitenwechsel S. 77 beabsichtigt: Fulda war Sitz ... und ist beherrscht gewesen? Zu rügen ist auch der durchgehende Gebrauch des unbestimmten Artikels beim Prädikatsadjektiv: die Erzählungen machten seinen Namen zu einem populären. Die Freundschaft mit K. ist eine warme und dauernde gewesen = war warm und dauernd. Die Zahl der Bücher seines Verlags ist eine große, eine minimale, der Abschied war ein äußerst herzlicher, sein Auskommen scheint ein erträgliches gewesen zu sein S. 84. S. 187 ist der Dialog ein besonders überwuchernder. S. 2: Freilich war dieser fast doch nur ein in seiner ganzen Richtung gegebener, nicht allzu tief gehender und hat ihn nicht gehindert. S. 41: sein Einfluß war lange ein dominierender u. s. w. u. s. w. Berechtigt kann ich diese Art nur finden in Fällen wie: der Eindruck muß ein zweifelhafter gewesen sein S. 25.

Zu den S. XVI verzeichneten Druckfehlern kommen noch viele andere, die zwar augenfällig sind, aber auch als „kleine Verstöße" keine Gnade verdienen. so 216 Sophanisbe, 52 pflog es Verhandlungen, 55 das ihm gefördert hat, 80 zum Entgeld, 154 entgiltig, 205 frei empfundene Erzählungen. Nicht zu den Druckfehlern sind zu rechnen: S. 63: die Uebersetzungen des Spartakus, des Epaminondas, des Julius Cäsar; S. 78: ebensowenig wie je zuvor; S. 146: Es liegt kein Anlaß vor, daß Meißner den Entwurf Lessings nicht gekannt haben sollte; S. 9: Winklers Vorgesetzter, statt Meißners. Die Benutzung der Anmerkungen ist nicht bequem gemacht, da für jeden Abschnitt eine neue Zählung beginnt, über dem Texte aber die fortlaufende Bezeichnung der Abschnitte fehlt.

Dresden. Karl Müller-Fraureuth.

Schultheiß F. G. Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und seine Bedeutung. Preisgekrönte Arbeit. (Geisteshelden. — Führende Geister. — Herausgegeben von A. Bettelheim. Siebenter Band.) Berlin. Ernst Hoffmann. 1894. ℳ 2.40.

Von dem Verfasser, der sich durch seine „Geschichte des deutschen Nationalgefühls" (1. Band, München 1893) und jüngst durch seine eingehend unter-

richtenden Aufsätze über das „Deutschtum in Ungarn“ (Münchener Allgemeine Zeitung, Beilage-Nummer 114—117) in weiteren Kreisen vorteilhaft bekannt gemacht hat, ließ es sich erwarten, daß er auch die vorliegende Arbeit mit tüchtigen Kenntnissen und warmem Anteil an dem Helden durchgeführt habe. Der „Turnvater“ gehört zu jenen Erscheinungen, deren Wirken je nach der Parteien Gunst und Haß ganz verschieden aufgefaßt und geschildert wird. Während man auf den zahlreichen deutschen Turnfesten bis zum Ueberdruß Jahn-Festreden voll kritikloser Verhimmelung hören kann, hat (ganz abgesehen von den mißgünstigen Urteilen undeutscher Schriftsteller) unter anderen der so subjektive, nationale Geschichtschreiber Treitschke in seiner temperamentvollen „Deutschen Geschichte“ (2, 384—395) Jahn und dessen Schüler geradezu als lächerliche Figuren hingestellt, weil ihm persönlich das oft aufdringlich biderbe und unfeine Gebaren damaliger und heutiger Turner zuwider ist. Schultheiß hingegen gibt uns eine durchweg gerechte Würdigung von Jahns Wesen und Streben. Er verkennt nicht dessen lückenhafte Bildung, dessen wunderliche Einfälle und Uebertreibungen, die jugendliche Selbstüberschätzung und gespreizte Wichtigthuerei der ersten Turner, aber er findet zu Jahns Verteidigung die treffliche Formel: „Ohne Leidenschaft, ohne Einseitigkeit wird nichts Neues“. Die kernhafte Tüchtigkeit Jahns, sein bemerkenswerter Anteil an der Erhebung Deutschlands in den Befreiungskriegen, an der Gründung der Lützowischen Freischaar und der Burschenschaft, sein Verdienst um die Nachwelt durch die Einführung der Turnkunst werden, wie billig, hervorgehoben und gerühmt. Für den Literarhistoriker kommt besonders die feine Analyse der wichtigsten Schriften Jahns in Betracht. So wird im 4. Kapitel die Gedankenwelt des Buches „Deutsches Volkstum“ klar herausgearbeitet und erläutert und unter anderem gezeigt, wie Jahns Begriff vom Volkstum im Keime die Wissenschaft der Völkerpsychologie, der Volkskunde enthält. An der Sprache Jahns tadelt Schultheiß die Geschmacklosigkeit und Willkür in schrullenhaften Neubildungen und rühmt hingegen die knappe, schwunghafte Rethorik. Ein knapper Abriß von der Entwicklung der deutschen Turnkunst bis auf unsere Tage herab beschließt das liebenswürdige Buch.

Die Jahn-Biographie von Heinrich Pröhle (Berlin 1855, 2. Auflage Berlin 1872) ist lange vergriffen und wohl auch veraltet. Karl Euler hat alsdann (Stuttgart 1881) das ältere Werk vielfach ergänzt und berichtigt und zugleich in der Absicht es zu ersetzen, ganze Abschnitte daraus wörtlich übernommen. Gegenüber dieser umfänglichen Biographie hat das Buch von Schultheiß den Vorzug der bündigen, schönen Darstellung, die ein übersichtliches Gesamtbild von Jahns Wirken gibt und bei aller Begeisterung doch ohne blinde Parteinahme dem Turnvater nur die Stelle einräumt, die ihm in der Kulturgeschichte des deutschen Volkes gebührt. Wir begreifen darum leicht, daß dem Verfasser von einem Preisgericht, dem unter anderen auch Anton E. Schönbach angehörte, der zweite Preis von 1500 Mark zuerkannt worden ist. A. H.

Nachtrag.

Zu Band 1, S. 647: Einen inhaltlich unbedeutenden Brief Humboldts an Nicolovius aus dem Anfang des Jahres 1823 (es handelt sich um ein merkwürdiges Danziger Meßgewand mit arabischer Inschrift) hat Haym übersehen; er steht gedruckt Aus den Papieren Theodors von Schön 5, 164.

A. Leitzmann.

Bibliographie.[1]

1. Zeitschriften.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 15. Jahrgang 1893. 2. Abteilung.

X. Schullerus A., Wittstock O., (Bolte J.), Mythologie und Volkskunde. Nr. 30—104 Sagenforschung (Stoffgeschichte); 105—197 Aberglaube; 225—271 Volkslied; 272—284 Volksschauspiel; 285—301 Sprichwörter und Sprüche; 302—319 Volkswitz.

XV. Bolte J., Das 16. Jahrhundert.

XVII. Seelmann W., Niederdeutsch. Nr. 21—22 Literaturgeschichte; 23—38 Mittelniederdeutsche Dichtung; 39—45 Mittelniederdeutsche Prosa; 46—53 Neuniederdeutsche Literatur.

XVIII. Bremer O., Friesisch. 20, 21, 24—27, 30, 31 Neuwestfriesisch. 31a—43 Nordfriesisch.

XX. Kaiser, Latein. 42—87 Humanistenzeit.

XXI. Geschichte der germanischen Philologie. 6—31 Biographie; 32—42 Bibliographie.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte Band 3 (Jahr 1892) 1. Abteilung.

[Schmidt E.] Dr. Siegfried Szamatólski, Nekrolog.

I. Allgemeiner Teil. 1. Szamatólski S., Literaturgeschichte. (Wird nachgeliefert.)

2. Golther W., Geschichte der deutschen Philologie.

3. Kochendörffer K., Schrift- und Buchwesen.

4. Steinhausen G., Kulturgeschichte. Darin auch Volkskunde.

5. Goldscheider P., Die Literatur in der Schule.

6. Wunderlich H., Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Wirft eine Reihe neuer Probleme auf.

7. Heusler A., Metrik.

8. Bolte J., Stoffgeschichte. Bolte will in diesem neueingefügten Abschnitt von stoffgeschichtlichen Arbeiten alles dasjenige verzeichnen, was die deutsche Literatur des 16.—19. Jahrhunderts angeht und ihr Verständnis fördert, soweit

---

1) Ich wiederhole aus dem ersten Bande, daß es der Zweck dieser Bibliographie ist die Leser der Zeitschrift über die für sie wertvollen und wichtigen neuen Erscheinungen rasch zu orientieren. Es ist daher jede Vollständigkeit ausgeschlossen, Unwesentliches von vornherein ausgeschieden. Recensionen sind nur dann aufgenommen, wenn sie die Sache entschieden fördern und neue Behauptungen auch beweisen. An abgelegenen Orten Gedrucktes ist ausführlicher widergegeben als das allgemein Zugängliche, urkundliche Mitteilungen sind sorgfältiger gebucht als darstellende Artikel. — Soll übrigens diese Abteilung der Zeitschrift weiterhin Bestand haben, so müßte ich dabei durch die Fachgenossen viel reichlicher unterstützt werden, als dies bisher der Fall ist. Insbesondere sind mir Aufsätze und Mitteilungen in Tagesblättern so gut wie unzugänglich. Ich bitte daher die Herren Autoren und Verleger abermals um möglichst rasche Zusendung der einschlägigen Bücher, Dissertationen, Programme, Sonderabzüge und Zeitungen, weil nur in diesem Falle eine genügende Berichterstattung erfolgen kann.

A. Sauer.

es nicht schon an einer andern Stelle der Jahresberichte Unterkunft gefunden hat, und greift diesmal auch auf Erscheinungen früherer Jahre zurück.

9. Reimann H., Musikgeschichte. „Zum ersten Male erscheint in den Jahresberichten die Musikliteratur als ein besonderes Ganze für sich, und es galt daher, ihr Gebiet . . . . abzugrenzen. Nicht berücksichtigt sind . . . selbstverständlich alle rein musiktheoretischen Schriften, also das ganze Gebiet der formalen Technik der Musik: die Harmonik, Kompositions- und Formenlehre, die musikalische Rhythmik und die ihr verwandten Disciplinen, desgleichen alles, was die Theorie der Instrumentalmusik im einzelnen wie im ganzen betrifft. In den Vordergrund trat dagegen Alles, was zur historisch-literarischen Seite der Musik gehört: die Musikästhetik, die musikgeschichtliche Literatur, Gesamt- und Einzel-Darstellungen, historische Arbeiten über einzelne musikalische Formen, und vor allem die Werke über Musiker und Komponisten, ihre eigenen Schriften und ihre Briefwechsel. Der größte Nachdruck wurde naturgemäß auf die Oper und das Lied gelegt, in denen Dichtkunst und Musik so innig miteinander sich vereinen.“ Wir begrüßen diesen neuen vorzüglich gearbeiteten Abschnitt der Jahresberichte auf das freudigste.

10. Kehrbach K., Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens. Auch Kehrbach bringt methodische Erörterungen vor über die Vollständigkeit, die er später noch zu vermehren gedenkt, und über die Art der Behandlung.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

1. Reiferscheid A., Allgemeines. Wünscht eine Untersuchung der Wirkung, die Opitzens metrischer Reformversuch auf die zeitgenössischen Dichter geübt.

2. Waldberg M. Freiherr v., Lyrik. „Es wäre eine erfreuliche Nebenwirkung der Jahresberichte, wenn sie durch ihre häufigen Hinweise auf die größere oder geringere wissenschaftliche Ertragsfähigkeit einzelner Literaturgebiete auch regulierend auf die Wahl der zu behandelnden wissenschaftlichen Probleme gewirkt hätten. Die bescheidenen Ergebnisse unseres Berichtsjahres in der Erforschung der Lyrik des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts würde sich dann nicht nur aus den wechselnden Neigungen der Forscher oder einem zufälligen Mangel an Interesse für diese Dichtung, sondern auch aus der an dieser Stelle wiederholt betonten dürftigen künstlerischen Bedeutung dieser Literaturgattung ergeben. Allerdings sind dabei auch Aufgaben, die eine Lösung verdienten, zu kurz gekommen. So vor allem die Herstellung einer Bibliographie der in so zahlreichen Einzeldrucken und fliegenden Blättern zerstreuten oder in den Widmungs-Blättern vieler Werke verzettelten Kasualdichtungen jener Zeit. Gar manche historisch beachtenswerte, aber heute unbekannte Erscheinung des an künstlerischen Individualitäten so armen 17. Jahrhunderts würde durch Sammlung und Ordnung ihrer zwar für den Tag geschriebenen, aber nicht ohne sichere Hoffnung auf dauernden Nachruhm verfaßten Gelegenheitspoesien zu neuem Leben erstehen, und mehr als einmal ließe sich aus Fragmenten einer früheren poetischen Existenz das Gesamtbild einer künstlerischen Persönlichkeit rekonstruieren und für die Literaturgeschichte wieder gewinnen.“ Verlangt Monographieen für Opitz, Simon Dach, Zesen.

3. Reifferscheid A., Epos.

4. Bolte J., Drama.

5. Michels V., Didaktik. Konstatiert eine langsame Steigerung von Arbeiten über dieses Gebiet, bedauert aber den Mangel an zusammenfassenden Betrachtungen.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

1. Allgemeines. 1a. Stern A., Literaturgeschichte.

1b. Philippson, M., Politische Geschichte. Neu eingeführter Abschnitt.

1c. Muncker M., Memoiren und Briefwechsel. (Wird nachgeliefert.)
1d. Stern A., Die deutsche Literatur und das Ausland. Neu.
1e. Roethe G., Allgemeines. 1891. (Schluß.)

Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft 22. Jahrgang Heft 1—9.

Nekrologe: Schönaich, Ludwig Wilhelm Hasper, geb. am 13. August 1825, gest. am 12. September 1890. Auch Arbeiten über Goethe. Schulausgabe des Faust. Lateinische Uebersetzung des Laokoon.

Otto Frick, geb. am 21. März 1832, gest. am 15. Januar 1892. S. 28. Schriften-Verzeichnis. II. Pädagogische Schriften.

Zimpel H., Friedrich Fredde, geb. am 25. März 1837, gest. am 23. Februar 1892.

Lehnerdt M., Georg Voigt, geb. am 5. April 1827, gest. am 18. August 1891. S. 63. Verzeichnis der Publikationen G. Voigts in chronologischer Folge.

Crampe R., Arthur Richter, geb. am 19. Januar 1837, gest. am 3. Februar 1892.

Weinhold (Grimma), Kurt Bernhardi, geb. den 20. Oktober 1847, gest. den 17. Oktober 1892.

Stählin O., Friedrich Mezger, geb. am 17. März 1832, gest. am 23. Januar 1893. Der Uebersetzer Pindars. Verzeichnis der veröffentlichten Schriften und Abhandlungen Fr. Mezgers S. 84.

Hintner V., Dr. Karl Friedrich Burkhard, geb. am 2. Sept. 1824, gest. am 19. Februar 1893.

Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur Band 20.

Heft 3. Brandl A., L. Fränkel: Shakespeare und das Tagelied. Weist im Gegensatz zu Fränkel die Beziehungen zu Chaucer und der älteren englischen Lyrik nach.

Michels V., Reindell: Doctor Wenzelslaus Linck von Colditz. Weist die Fehler in der Grundauffassung nach.

Waniek G., Schüddekopfs Ausgabe der Briefe und der Gedichte von J. N. Götz. Mit textkritischen Ausstellungen.

Jacoby D., Heinemann: Goethes Mutter. S. 278 wird der Gebrauch des Wortes „prostituieren" in Goethes Jugenddichtungen und in den Briefen der Frau Rat verfolgt.

Köster A., Wolffs Blätter aus dem Werther-Kreis.

Schmidt E., Strehlke: Paralipomena zu Goethes Faust und Wörterbuch zu Goethes Faust. Mit wertvollen Ergänzungen zum Text der Weimarischen Ausgabe und mit einer selbständigen großartigen Skizze eines Wörterbuchs zum Faust.

Meyer R. M., Leitzmann: Briefe und Tagebücher Georg Forsters.

Hoenig B., Bolte: Mucedorus übersetzt von Tieck.

Heft 4. Henne M., Die revidierte Lutherbibel. Verurteilt die Sprache darin.

Werner R. M., Strack: Goethes Leipziger Liederbuch. Sorgfältig nachprüfend und ergänzend.

Köster A., Kern: Torquato Tasso. Die Auffassung und die innere Entstehungsgeschichte des Dramas wird durch feinsinnige, methodisch höchst wertvolle Untersuchungen weit über Kern und Fischer hinaus gefördert.

Elster E., Minor: Schiller I. II. Eingehende Würdigung des Buches. Beim Don Carlos verteidigt Elster seine älteren Ansichten über die allmäligen Verschiebungen von Schillers Plan gegen Minor und Kettner und ergänzt die

Entstehungsgeschichte der großen Scene zwischen Carlos und der Eboli durch den Nachweis von dem Einfluß des Wielandischen Oberon (11. Gesang.), trägt aber S. 408 selbst nach, daß diese Beziehungen schon von Boxberger nachgewiesen worden sind.

Meißner R., Ein Brief Jacob Grimms. An den Amtsassessor E. W. Heine zu Hannover, Göttingen 15. April 1830. Betrifft die Rechtsaltertümer.

Zeitschrift für deutsche Philologie Band 27.

Heft 2. Sprenger R., Zu Max von Schenkendorfs Gedichten. Vergleicht den Text von A. Hagens Ausgabe (Stuttgart 1862) mit dem Poetischen Nachlaß 1832.

Sprenger R., Zum Till Eulenspiegel. Belanglos.

Reichel R., Kleine Nachträge zum deutschen Wörterbuch. Aus dem Buche: „Catholischer Geschicht-Spiegel", das ist: Historischer Auszug aller Begebenheiten Altes und Neuen Testamentes . . . Anfangs in frantzösischer Sprach beschrieben durch Herrn de Royaumont Priorn von Sombreval. Anjetzo aber in die Hochteutsche reinlich überbracht durch M. K. Sultzbach, Verlegts Georg Christoph Weber, Buchhändler in Nürnberg 1732; der Uebersetzer war wol Augustinereremit, der Sprache nach sicher dem bayrischen Stamme angehörend.

Heft 3. Sprenger R., Zum Redentiner Osterspiel.

Hauffen A., Die Quellen von Fischarts Ehezuchtbüchlein. Liefert im einzelnen die Nachweise zu den im 3. Bande seiner Fischartausgabe gemachten Angaben. I. Einleitung. — II. Frölichs Uebersetzung des Stobäus. — III. Konrad Gesners Naturgeschichten. — IV. Die Egenolffsche Sprichwörtersammlung. S. 341 Anmerkung: Ueber den Frauenspiegel von Hans Thanner von Dresen, Wien 1553. — V. Tobias Stimmers Zeichnungen und Alciatis Embleme.

Kopp A., Gedichte von Günther und Sperontes im Volksgesang. Weist zahlreiche Drucke einzelner Lieder von beiden Dichtern nach. Verfolgt insbesondere 11 Gedichte Günthers in ihrer Verbreitung. S. 356 f. Zusammenstellung der Literatur über das Gaudeamus. Hinweis auf einen von den Forschern bisher übersehenen Aufsatz von W. Tappert in der Allgemeinen deutschen Musik-Zeitung 1878 5, 325 ff., 333 ff. — S. 363 ff. über Hauffs Reiterlied.

Pawel J., Boies ungedruckter Briefwechsel mit Gleim. S. 365: Der größte Teil von Boies ansehnlichem Briefnachlasse ist bis zur Zeit noch nicht veröffentlicht . . . Die reichste Fundgrube der Boieschen Briefwechsel befindet sich im Hause der Boieschen Familie zu Kiel. — 1. Boie an Gleim, Flensburg, 8. Dezember 1767. Langer und wichtiger Brief über seinen Aufenthalt in Braunschweig und Hamburg. Am wichtigsten der Verkehr mit Lessing, von dem Urteile über des Prinzen Friedrich Uebersetzung der Miß Sara, über Scultetus, über Klopstocks Hermannsschlacht, Gerstenbergs Ugolino, über Klotz, über Boies Monimia, Sturzens Julie und Clodius' Medon mitgeteilt werden. Außerdem sei hervorgehoben die Erwähnung des Schlaftrunks, des Trauerspiels Arabella und des Lustspiels Die neue Matrone von Ephesus. Zahlreiche andere Literaten erwähnt; ausführlicher über Jerusalem, den Prediger Alberti in Hamburg, Dusch, Loewen, Sturz, Basedow, Gerstenberg, Klopstock. Von beiden letzteren übersendet er Gedichte. Ueber das Hamburger Theater, die Schauspielerin Schulze. Ueber den Journalisten Wittenberg. — 2. Gleim an Boie, Halberstadt, 22. September 1769. Ueber Thomsen, J. G. Jacobi. — 3. Boie an Gleim, Berlin, 31. Dezember 1769. Ueber viele Berliner, besonders Ramler. Sehr scharf über den Leipziger Musenalmanach, „den erfurtischen Straßenräuber". — 4. Boie an Gleim,

Berlin, 14. Januar 1770. Mittwochsgesellschaft. Meil. Ramler. — 5. Boie an Gleim, Göttingen, 18. April 1770. Altorfer. Ueber den Streit Klotz-Jacobi. Persönliches. Klage über den Zustand der deutschen Literatur. Monimia. Proben der französischen Kritik aus den Annales typographiques über Uz, über Gleims Romanzen. Bruchstücke einer Ode von Thomsen an Klopstock. Wegen einiger Beiträge zum Musenalmanach. — 6. Boie an Gleim, Göttingen, 24. Mai 1770. War 14 Tage bei Gotter und mit diesem bei Wieland in Erfurt. Gespräche mit diesem über Recensionen. Ueber die Beiträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Combabus. Ueber Dorat, über Arnauds Fabel. Die Meßneuigkeiten. Ueber Gleims Beiträge zum Musenalmanach. Ueber Thomsen, von dem ein Gedicht mitgeteilt wird. Ueber Michaelis' Recensionen. Uebersetzungen von Gotter. Theutomal, ein Drama in recitativischen Versen von unbekanntem Verfasser. Ueber Gleims Oden nach dem Horaz.

Sprenger R., Zu Friedrich Hebbels Trauerspiel Agnes Bernauer. Parallelen aus v. d. Hagens „Gesamtabenteuer“ und Kleists Michael Kohlhaas.

Düntzer H., Umfangreiche Recension der vorletzten Lieferung der Weimarischen Goethe-Ausgabe mit zahlreichen Nachträgen und Berichtigungen.

Hauffen A., Kalikut. Weist nach, daß man im 16. Jahrhundert darunter Ostindien und später auch Westindien verstanden habe.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur Band 19 Heft 1 und 2.

Streinz F., Der Meistergesang in Mähren. I. Allgemeine Verbreitung des Meistergesangs in Mähren. Die Abhandlung muß sich auf die Iglauer Singschule beschränken. — II. Die Handschriften. — III. Hilfsschriften. — IV. Die Grundbedingungen für das Entstehen einer Singschule in Iglau. Einzelne Schulen bis zur Gründung des Vereins. — V. Geschichte der Iglauer Sängerzunft von ihrer Gründung (1571) bis in das erste Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts. — VI. Die zweite Periode des Iglauer Meistersingervereins. — VII. Namensverzeichnis der Iglauer Meistersinger. — VIII. Die Weisen der Iglauer Meister. — IX. Die Gedichte unserer Meistersinger. — Grundtypen meistersingerischer Gedichte: 1. Schulkunst. 2. Anfänge und Beschlüsse. 3. Figuren. 4. Verschiedene Bibelstellen in Beziehung zu einander. 5. Paraphrase einzelner biblischer Kapitel. 6. Klaglieder. — Beilagen I—XXX. Beispiele für die aufgestellten Typen, meist aus der Wolff-Bauttnerschen Handschrift. XXXI—XXXIII. Schulordnungen. — S. 255 Register zur Wolff-Bauttnerischen Handschrift 8. I. Die Stoffe. II. Die Weisen. III. Die Dichter. IV. Verzeichnis der Lieder nach ihren Anfängen.

Lumtzer V., Die Leibitzer Mundart. Leibitz in der Zips bei Kesmark. Anhang. Textproben: a) Kinderreime und Kinderlieder. b) Spottreime und Spottlieder. c) Auszählvers. d) Heilspruch gegen Wunden. e) Feldmarkbeschreibung.

Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. Neue Folge Band 7 Heft 5 und 6.

Steinhausen G., Die Anfänge des französischen Literatur- und Kultureinflusses in Deutschland in neuerer Zeit S. 351. Der französische Einfluß datiere nicht erst von 1648 und sei weder durch den Calvinismus noch durch Karl V. bewirkt, vielmehr sei auf die Reisen und besonders (wie in der Zeit des Minnesangs) auf die in Frankreich zuerst fertige Ausbildung eines bestimmten Lebens und Bildungsideals hinzuweisen. Nachweise aus dem 15. Jahrhundert (Georg v. Ehingen, Leo v. Rozmital) S. 352. Reisesucht seit dem 16. Jahrhundert S. 355. Deutsche Gelehrte in Paris: Reuchlin, Roth

von Rottwich, Joh. Sturm, Sleidanus S. 355. Grenzgebiete, französisch-deutsche Sprachführer von 1514 und 1515 S. 357. Politische Einflüsse; Diplomatie S. 358. „Noch um 1536 schrieben die deutschen Fürsten und Städte lateinisch oder deutsch an den französischen Hof. Die Agenten, die Franz I. sandte, mußten, um ihren Zweck zu erreichen, deutsch verstehen. Erst in der Mitte des Jahrhunderts begann man fast durchweg französisch an die Franzosen zu schreiben, viele Räte waren jetzt sprachfertig geworden, und oft die Fürsten auch . . Friedrich III. von der Pfalz korrespondierte schon französisch mit andern deutschen Fürsten" S. 359. Einwanderung reformierter Flüchtlinge aus Frankreich: Sprachlehrer S. 360. Ausländerei: Fischart, Agricola, Beheim, Dürer u. A. S. 361 f. (italienischer Einfluß an deutschen Höfen S. 364; Einfluß des Kalvinismus S. 364). Allmähliches Ansteigen des französischen Einflusses S. 366 f. (der pfälzische und andere Höfe S. 367 f., der Adel S. 370, der soziale Wandel begünstigt den Einfluß dieser Faktoren: „Neue Welt" bei Fischart u. A. S. 372, Bürgertum S. 373, Fremdwörter; seit etwa 1580 Klagen über die französierende Sprachbewegung rc.) Einfluß auf die Literatur: Roman, Amadis, Fischart als Vermittler, „frankreichische gesenglein", Psalmen S. 371 f. Uebersetzungen S. 376. Sprachlehren S. 377. — Um 1600 ist der französische Einfluß vollständig durchgedrungen; 1670—1730 Höhepunkt S. 380. Rückblick; günstige Wirkungen: Leibniz, Thomasius S. 381.

Biedermann W. Freiherr v., Goethe und das Schrifttum Chinas S. 383 f. Der Kampf Goethes gegen gekünstelte Formen (Satyros, Natürliche Tochter, Widerstand gegen Gelehrtendünkel und seichte Aufklärung) scheint mit seinem langjährigen Interesse an chinesischem Schrifttum in Widerspruch zu stehen. — Goethes Tagebuch, 10. Januar 1781 „O Ouen Ouang!" erläutert S. 385. Die angebliche chinesische Quelle des „Elpenor" S. 385. — Goethe und Schiller über chinesische Literatur: pantheistische Gedanken aus chinesischen Büchern in des Erasmus Francisci „Neupoliertem Geschicht-, Kunst- und Sittenspiegel ausländischer Völker" S. 355. — „Sinica" von 1813; Einfluß auf die Ehrenerweisungen in der „pädagogischen Provinz" der „Wanderjahre?" S. 389. — Chinesische Lektüre 1827 und ihr Einfluß: „Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten" S. 391. Nachweis der von Goethe benutzten chinesischen Dichtung S. 392 und des 1796 und 1815 erwähnten Romans S. 394: der „Mann von fünfzig Jahren" davon abhängig S. 396 (Verhältnis zu Kotzebues „Mann von vierzig Jahren" S. 396, Titel des „Nußbraunen Mädchens" 399 Anmerkung), Rückblick S. 400.

Drescher K., Hans Sachs und Boccaccio I S. 402 f. Nachweis von Entlehnungen aus Boccaz de claris mulieribus (über Hans Sachsens Belesenheit im Anfang seiner dichterischen Laufbahn S. 406, irrige Autoren-Nennungen des Hans Sachs S. 411). Anhangsweis über sein Meisterlied „Der Bapst mit dem Kind" S. 415.

Bechstein R., Hans Sachs-Literatur im letzten Lustrum S. 417 f. I. Bibliographie. — Allgemeines. Analyse bezüglicher Aufsätze von K. Drescher, M. Koch, M. Rachel, J. Sahr, R. Sprenger. — II. Ausgaben. Sammlungen. Erneuerungen S. 428: ausführlich über Ad. v. Keller und E. Götze; anhangsweis über kleinere Unternehmungen. — III. Darstellungen. Populäre Betrachtungen S. 437: besonders R. Genée und W. Kawerau analysiert.

Neue Mitteilungen. Goetze E., Hans Sachsens Gemerk-Büchlein S. 439. Dem trefflichen Herausgeber ist ein wichtiger Fund geglückt: er hat in Weimar ein Buch aufgefunden, in dem Hans Sachs über die Singschule vom 1. September 1555 bis Ende 1561 Buch geführt hat. „Bisher nahm man an, die Meistersinger hätten bei ihren Versammlungen ihre eigenen Dichtungen vor-

getragen. Vielleicht ist das auch früher der Fall gewesen, aus dem Gemerk-Büchlein des Hans Sachs jedoch ersehen wir, daß sie während dieser Zeit fast allein Meistergesänge von ihm wählten" S. 444. „Wir sehen, daß die Zwischenräume nicht immer, wie sonst gesagt wird, drei Wochen dauerten" S. 446. Verhältnis zwischen Singschule und Theateraufführung 446 f.

Bolte J., Märchen- und Schwankstoffe im deutschen Meisterliede S. 449. Stoffkreis des Meisterliedes, Quellen und Entlehnungen im Allgemeinen. — Meistersingerische Quellen von Grimmschen Märchen S. 450, von Erzählungen des Schwankbuches S. 451; Mitteilung von Meisterliedern, märchen- oder schwankartigen Inhalts mit reichen Nachweisen S. 452 f.

Reinhardstöttner K. v., Zu J. Paulis „Schimpf und Ernst" S. 473: die Geschichte vom Schneekinde bei dem lutherischen Prediger Kaspar Brummylleus 1558.

Vermischtes. Strauß A., Die deutsche Literatur in Bulgarien S. 475. Uebersicht von bulgarischen Uebersetzungen deutscher Gedichte. „Das Lied von der Glocke ist bislang das einzige Werk deutscher Literatur, das in Bulgarien allgemein verbreitet ist, und es wäre nicht im geringsten zu wundern, wenn die fahrenden Sänger der Bulgaren dies Lied demnächst auch den niederen Ständen vortragen." Von Bürgers „Lenore" habe derselbe Autor eine Uebersetzung mit Literaturnachweisen, die zum Teil Neues brächten, geliefert. Der größte bulgarische Dichter, Vasov, übersetzte Heine.

Prem S. M., Ein Besuch von Fritz v. Stein bei Uz S. 477: 15. Okt. 1791 besuchte Goethes Liebling den alten Dichter, den er liebevoll charakterisiert.

Besprechungen: Jiriczek O. L., über Werke zur englischen Volkskunde S. 479. — Ullrich H., über Anschütz: Boccaccio-Novelle vom Falken S. 480: Recensent bringt zahlreiche Nachträge und Berichtigungen. — Landau M., über Schofield: The seventh Novel of the seventh day in the decameron: deutsche Chroniken, das Gedicht „Vrouwen stetigkeit" herangezogen S. 482. — Tille A., über Osborn Teufelliteratur des XVI. Jahrhunderts: tadelt, daß es dem Verfasser „mehr auf das anzukommen scheine, einen Ueberblick über die vorhandenen Teufelbücher zu geben, als sie als Glieder in der Kette der Weltanschauungsentwicklung zu betrachten." S. 483. — Fränkel L., über M. Ewert: Die Fabel „Der Rabe und der Fuchs" S. 484. Uebersicht über neuere Literatur zur Tiersage und Tierfabel. Wirkungen des Aesop nach Strauchs Steinhöwel. Nachträge betreffend Ulrich Boner, Hagedorn, Burkard Waldis, J. F. Riederer u. A. — Fritze L., über Jacob: Indian Fairy Tales S. 490.

Nachrichten. S. 492. Tille berichtigt seine Faust-Notiz Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 5, 139/40. — Französische Werke über allgemeine und deutsche Literatur kurz angezeigt. R. M. Meyer.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht Jahrgang 8.

Heft 8. Heide G., Schillers Wallenstein und die historische Forschung.

Walzel O. F., Eine literarische Enquête. Ueber die von Franzos herausgegebenen Gutachten: Die Suggestion und die Dichtung.

Schultz F., Spurius Icilius, ein Charakterbild nach Gustav Freytags Fabiern.

Heft 9. Bechstein R., Die Luzerner Mundart und die neuhochdeutsche Schriftsprache.

Becker Th., Lessings Laokoon und die Kleinode in Reineke Fuchs.

Menges H., Der Name des Haushahns in der Schriftsprache und im Elsässischen.

Scheich R., Einige Bemerkungen zur Schulausgabe von Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende."

Kugler, Schweizerisches Soldatenlied.
Kubin F., Einem einen Bären aufbinden.
Haase K. E., Das Besprechen der Krankheiten.
Mayr S., Kinderpredigt.
Englert A., Zu den niederdeutschen Rätseln, Zeitschrift 7, 688 ff.
Hildebrand R., Noch einmal der Tropfen am Eimer.
Unbescheid H., Anzeigen aus der Schillerliteratur 1893—94.
Heft 10 und 11. Wolff E., Gottsched im Kampf um die Aufklärung. 1. Vom Geist der Zeit. 2. Gottscheds System. 3. Gottscheds agitatorische Stellung in den philosophisch-theologischen Zeitkämpfen. Teile einer umfangreichen Monographie, die vielfach auf handschriftlichem Material beruht.
Heft 10. Hildebrand R., Zur Logik des Sprachgeistes.
Menges H., Tautologien.
Grimm L., Wie die einzelnen Fächer des Deutschunterrichts dem Aufsatze in der Volksschule dienstbar gemacht werden können.
Englert A., Zu Schillers „Jungfrau von Orleans", Prolog: 4. Auftritt. Vergleicht den Scheidegruß des Hirten Daphnis in der ersten Idylle des Theokrit.
Flygare R., Zum Spruche: „In Sachsen, Wo die Mädchen auf den Bäumen wachsen. Stellt diese Redensart mit dem Märchen vom Schlaraffenlande zusammen.
Kugler, Zu Schillers Kampf mit dem Drachen.
Koch M., Nachtrag zu Klopstocks „Lehrling der Griechen." Ueber C. Hamanns Programm. Vgl. Euphorion 1, 427.
Heft 11. Hoffmann-Krayer E., Zum Accent und Sprachrhythmus.
Glöde O., Reinhold Bechstein †.
Lyon O., Zu Hans Sachsens vierhunderjährigem Geburtstage.
Böttiche G., Zum Lutherliede „Ein feste Burg." Zu Zeitschrift 7 165 ff. Gegen Bechsteins Auffassung des dritten Verses der ersten Strophe.

Zeitschrift für deutsche Sprache Jahrgang 8.
Heft 4 und 5. Sanders D., Unter römischen Himmel. Roman von Konrad Telman. — Der Marschallstab. Roman von W. Schulte vom Brühl.
Heft 4. Friedberg E., Ueber Edelsteine und Perlen. Vortrag.
Sanders D., Ein Hühnerhund wird zu kaufen gesucht. — Falscher Gebrauch eines Particips. — Ueber das Wort „absetzen". — Zur Stellung im Satze. — Ein Spaziergang im Spessart von H. Uhrberg.
Landau A., Ein Brief an den Herausgeber.
Heft 5 und 6. Goethe bei Napoleon in Erfurt am 2. Oktober 1808. Aus Goethes eigenen Aufzeichnungen.
Heft 5. Sanders D., Eine englische und eine französische Schulausgabe von Schillers Jungfrau von Orleans.
Schrader H., Karnickel hat angefangen.
Heft 6. Schrader H., Einem den Daumen halten, drücken.
Stümcke H., Goethes Heidenröslein. Referirende Zusammenstellung.
Sanders D., Zwei kurze sprachliche Bemerkungen zu O. Bähr's Aufsatz: „Das Ergebnis der Börsenenquete." — Ein Aufsatz von Karl Blind. Aus der N. F. Presse abgedruckt, das Heinedenkmal betreffend. — Rothwälsch.
Bauer A., Borke = Borkenkäfer?
Heft 7 und 8. Klahre R., Der Erlkönig.
Heft 7. Sanders D., Zu Wilhelm Hauffs „Wirtshaus im Spessart." — Heran- oder hinantreten? — Oesterreichische Heeressprache. — Professor Buchheims Ausgabe von Halms Griseldis im 11. Bande der Germain

Classics in der Clarendon Press Series. — Zur Weidmannssprache. — Aus einem Briefe an den Herrn Gutsbesitzer A. v. W. . . . bei Koblenz. — Aus einem Briefe des Herrn Alfred Bauer in Paris an den Herausgeber und dessen Antwort. — Sein oder Nichtsein. Roman von Robert Schweichel.

Andrä K., Beobachtungen am Fremdwort.

Schrader H., Etwas über den grünen Klee loben.

Heft 8. Schrader H., Das Roth in sprachlichen Bildern und Gleichnissen.

Mertens F., Kleine Nachträge zu früheren Aufsätzen.

Sanders D., Zu einem Aufsatze von Eugen Zabel.

R. Rosenbaum.

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins Heft 7.

Grimmelshausens Schrift „Pralerei und Gepräng mit dem teutschen Michel" (1673) mit Anmerkungen herausgegeben von F. Khull.

Germania, A Monthly Magazine for the Study of the German Language and Literatur Bd. 6 Nr. 5.

Mozart auf der Reise nach Prag. (Continuation.) Novel by E. Mörike. With notes and vocabulary.

German Script. Facsimile of Holtei's Handwriting.

Alemannia Jahrgang 22 Heft 2.

Meyer E. H., Badische Volkskunde.

Kluge F., Tagwahlen und Segen aus einer Freiburger Handschrift des 16. Jahrhunderts.

Joachimsohn P., Zur städtischen und klösterlichen Geschichtschreibung Augsburgs im fünfzehnten Jahrhundert.

Bolte J., Sechs Meisterlieder Georg Hagers. I. Sankt Franciscus und sankt Petrus. In der lilgenweiß Hanß Vogel. 22. September 1588. II. Ein new Lied von denen, so im Prediger Kloster das Crocadil so weislich gesangen haben, in des nerischen Kaspers thon. — 3. Sommerlust in der Buchenklinge 1588. — 4. Nürnbergs Umgebung 1593. — 5. Was man auf der Gassen zu verkaufen zu Nürnberg ausschreit. In der abentewer weiß Hans Folzen. — 6. Ein Bullied, so ich Georg Hager meinem dritten weib Anna, da sie noch mein Bulschaft war, gemacht hab. 16. Februar 1614.

Pfaff F., Zur Volkskunde.

Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin 1894.

Briefe aus B. G. Niebuhrs Nachlaß 1. August Boeckh an B. G. Niebuhr. I. Berlin, 15. Oktober 1817. II. Berlin, 24. Oktober 1826. Ueber Hegel und die Gründung der Berliner Jahrbücher der Literatur. — Johann Albrecht Friedrich Eichhorn an B. G. Niebuhr, Schweidnitz, den 28. August 1813. Ueber seinen Aufenthalt bei der Armee. — Wilhelm von Humboldt an B. G. Niebuhr. I. Tegel, 8. Juli 1820. Ueber seine Sprachstudien. II. Berlin, 28. März 1827. Ueber die Umarbeitung von Niebuhrs römischer Geschichte. Wichtige allgemeinere Aeußerungen über die Art gelehrter Arbeiten besonders der Deutschen. Ueber die Brahmanenphilosophie. Stein. — Friedrich Wilhelm Joseph Schelling an B. G. Niebuhr. München, 27. August 1812. Ueber Schellings „Allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche". — Friedrich Schleiermacher an B. G. Niebuhr, Berlin, 28. März 1819. Ueber Henriette Hertz; wichtige Aeußerung über F. H. Jacobi bei dessen Tod. Ueber das Elend der öffentlichen Zustände. „Lachen so lange man kann, warten so lange man muß, reden soviel man darf, aber sich ärgern niemals, das scheint die höchste Weisheit zu sein." — Friedrich Leopold Graf Stolberg an B. G. Niebuhr. I. Sondermühlen, Mai 1817. Lehnt die Teilnahme an der von katholischer Seite

geplante Revision der Lutherschen Bibelübersetzung, so warm er diesen Plan auch begrüßt, ab. II. Sondermühlen, 20. März 1819. Ueber seinen jungen Schützling Brinkhofmann, über den nichts näheres bekannt ist. Ein anderer Schützling von ihm: Josef Wolf. Wessenberg. Bibelübersetzung. Ueber den Geist der Zeit und die neue Literatur. Persönliches — Ludwig Tieck an B. G. Niebuhr. I. Zibingen, 5. April 1813. Mit einer Büchersendung. Chaucer. Sacchetti. Der spanische Cid. Eine Theseide von einem Unbekannten. Shakespeare. Johnsohn. II. Zibingen, 6. Dezember 1813. Ueber englische Bücher.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins Jahrgang 9 Nr. 6—12.

K. W. [Karl Weinhold], Das Goethe-Fest auf dem Brenner 1894, den 28. August.

Schröer K. J., Abschiedswort des Redakteurs.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 1894 Nr. 8.

Drescher K., Besprechung von Litzmanns theatergeschichtlichen Forschungen Band 2—5. Polemisiert gegen Werners Gruppierung der Don Juan-Bearbeitungen in Band 3, wünscht eine eingehendere Behandlung der Einflüsse des Jesuitendramas auf Gryphius; weist nach, daß Hans Sachs für seinen Fortunat von dem Volksbuch ein Exemplar der Augsburger Textfamilie, wahrscheinlich die Ausgabe von 1530 benutzt habe; hält den Schreiber des Casseler Fortunatusdrama nur für den Abschreiber, nicht für den Verfasser; weist nach, daß die Zweikampfscene in „Ariodante und Ginevra" sich an den Zweikampf Edgars und Edmunds im Lear anlehnt und scheint diese Beziehung für die chronologische Festsetzung der deutschen Stücke verwerten zu wollen.

Neuphilologisches Centralblatt Jahrgang 8 Nr. 9.

Rademacher, Das deutsche Volkslied.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.

Band 92 Heft 2 Nachtrag. Tobler A., Diez-Reliquien. I. Que descansada vida, Ode von Luis de Leon, übersetzt von Fr. D., gewidmet dem vertrautesten Kenner des spanischen Dichters F. H. R[eusch], als Freundesgruß am Rector-Wahltage 1. August 1873. Stammt aber aus weit früherer Zeit. — II. Diego Hurtado de Mendoza an eine Dame, die ein Sonett von ihm verlangt hatte. — III. Uebersetzung von Bernarts von Ventadorn Lo rossinhols s'esbaudeia. — IV. Uebersetzung aus Raynouards Choix 3, 88. — V. Uebersetzung von Pistoletas Lied Ar agues ieu mil marcx de fin argen. — VI. Italiänische Volkslieder übersetzt von F. D. 1. Die schöne Marie. 2. Der Fischer. 3. Abschied von der Geliebten. Sicilianisch. 4. Der Geliebten Schlummer. Sicilianisch.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. 5. September und 8. Oktober 1893. Buchholtz, Ueber Volkscharakterzeichnung in Volksanekdoten und Märchen. — 28. November und 19. Dezember 1893. Zupitza, Ueber die Quellen der „Abenteuer und Schwänke" Rudolf Baumbachs. — 19. Dezember. Herzfeld, Ueber William Taylor aus Norwich. Taylor übersetzte aus dem Deutschen ins Englische und war der Verfasser der ersten deutschen Literaturgeschichte in englischer Sprache.

Band 93 Heft 1. Leitzmann A., Ungedruckte Briefe Georg Forsters. IV. An Christian Gottlob Heyne. 3) 1790—1792. Nr. 93—142. Ueber seine Arbeit an den „Ansichten" (über deren Recension in den Göttinger Gelehrten Anzeigen Nr. 106), an der Uebersetzung der Sacontala (vgl. besonders Nr. 108), über ausgeführte und geplante Recensionen; über Mainzer und Göttinger Universitätsverhältnisse; auch Politisches besonders Nr. 131; Ergänzung des (Briefwechsel 2, 117 abgedruckten) Briefes vom 21. Januar 1792. — Nr. 96. Plan, Burkes Buch über die französische Revolution zu übersetzen. — Nr. 100.

Empfehlungsbrief für einen Baron von Silverhjelm aus Schweden, der einige Stücke aus Herders Zerstreuten Blättern ins Schwedische übersetzte habe. — Nr. 101. Beziehungen zu Banquier Willemer. — Nr. 105. Barth. — Nr. 106. Meyer (von Bramstedt?). — Nr. 113. Friederike Brun zu Besuch. — Nr. 119. Charakteristik Schlossers und seines Hauses. Vergleich mit Jacobis. — Nr. 135. Charakteristik des Frankfurter Seniors Dr. Hufnagel. — Ueber Karoline Böhmer. — Nr. 141. Herder. — Der letzte Brief ist vom 11. Xbr. 1792. „In den Tagen, wo Forster sich offen und thatkräftig zur französischen Partei bekannte, löste sich samt den Beziehungen zu seinen anderen deutschen Freunden auch das langjährige innige Verhältnis zu Heyne; unsere letzte Nummer dürfte der letzte Brief sein, den er überhaupt an Heyne schrieb. Eine Ausgabe erschütternder, bisher gänzlich unbekannter Dokumente über Forsters Leben während seiner letzten vierzehn Monate bereite ich vor; auf grund ihrer erst wird es auch möglich sein, zu vollem Verständnis und historischem Urteil über diese Dinge zu gelangen." — Nachtrag von 5 neuaufgefundenen Briefen an Heyne. 3a. Cassel, 15. Januar 1781. — 9a. Cassel, 9. Juni 1782. — 17a. Cassel, 10. November 1783. — 19a. Cassel, 18. März 1784. — 25a. Fragment. Wilna, Mai 1785.

Englische Studien Band 20 Heft 1.

Hoffmann O., Studien zu Alexander Montgomerie. Ein wenig bekannter schottischer Dichter des 16. Jahrhunderts.

Koeppel E., Kleine Beiträge zur englischen Literaturgeschichte. 1. Gowers französische Balladen und Chaucer. — 2. Chaucers Anelida. — 3. The Misfortunes of Arthur und Shakespeare. — 4. The First Part of Jeronimo und Shakespeare.

Bericht über den 6. Neuphilologentag zu Karlsruhe am 15., 16. und 17. Mai 1894. — Stengel, Zu Friedrich Diez' Gedächtnis. — Sarrazin, Neues von und über Victor Hugo. — Meyer E. H., Badische Volkskunde.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur Band 16 Heft 5.

Glauser Ch., Benjamin Constants „Adolphe" I. Teil. 1. Ueberblick über die Literatur der französischen Schweiz vor Benjamin Constant. 2. Die neue Héloïse, Werther, Obermann, René. — 2. Teil. 1. Benjamin Constant und Frau von Charrière. — 2. Benjamin Constant und Frau von Staël. — 3. Adolphe und Ellénore.

Revue des langues romanes IV. Série VII.

Müntz E., Quelques points de vue sur la littérature italienne du XVIe siècle.

Revue d'histoire littéraire de la France I, 3.

A. D., Addition à l'historique de la fable de La Fontaine ‚Le corbeau et le renard'.

Revue de métrique et de versification I, 1.

Flamini F., Sulle origini della Laude, dell' Ottava e del Serventese in Italia.

Publications of the modern language association of America IX.

1. Smith K. F., An historical study of the Werwolf in literature.

2. Price Th. R., King Lear: a study of Shakespeares dramatic method.

Rennert H. A., Lope de Vega's Comedia Sin Secreto No Ay Amor.

Archiv für slavische Philologie Band 16 Heft 3 und 4.

Brückner A., Zu den Gesta Romanorum. Referat über eine russische Arbeit von Ptaszycki. Petersburg 1893.

Jagič V., Materialien zur Geschichte der slavischen Philologie 11. P. J. Šafařiks Briefe nach Karlowitz an den Metropoliten Stanković und den Patriarchen Rajačić. Nr. 5—11. 1847—1853.

Indogermanische Forschungen Band 4.

Schischmánov J. D., Der Lenorenstoff in der bulgarischen Volkspoesie. Skizze einer ausführlicheren Arbeit, die im Sbornik des bulgarischen Unterrichtsministeriums erscheinen soll. Reichhaltige Literaturzusammenstellung; auch eine russische Arbeit von Sozonović „Bürgers Lenore und die ihr verwandten Sujets in der europäischen und russischen Volkspoesie" Warschau 1893 ist erwähnt.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien Jahrgang 45.

Heft 8/9. Bauer F., Sieben Gedichte Goethes, nach ihrem Gedankengange erläutert I. Der Wanderer. — Gesang der Geister über den Wassern. Betont die Lautmalerei. — Prometheus.

Minor J., Zur Recension des Bürgerischen „Hohen Liedes" von W. Schlegel (vgl. Euphorion 1, 661). Den ersten Druck dieser Recension hat Bernays nachgewiesen.

Heft 10. Tomanetz K., Die Präpositionen in Grillparzers Prosa. Die Untersuchung gelangt zu demselben Resultat wie die Euphorion 1, 850 verzeichneten „Studien zur Syntax in Grillparzers Prosa" desselben Verfassers: daß die zahlreichen Auffälligkeiten im Gebrauche der Präpositionen bei Grillparzer in seinem Streben nach möglichster Kürze, sowie im Dialekte und in der Umgangssprache wurzeln.

Scheich R., Zum Deutschunterricht in der V. und VI. Gymnasialklasse.

Oesterreichische Mittelschule Jahrgang 8.

S. 222. Scheich R., Zur Erklärung einzelner Stellen in Grillparzers Dramen. Bemerkungen zu Lichtenhelds Schulausgaben. I. Die Ahnfrau, 1. Aufzug, 288 ff., 493 ff., Blende = Nische wie Gastfreund 305; 4. Aufzug, 22 ff., 132 ff. — II. Sappho, 1. Aufzug, 155 ff.; 5. Aufzug, 440 ff. — III. Das goldene Vließ: Die Argonauten, 2. Aufzug, 193 ff.; 3. Aufzug, 286 ff. Platons Symposion als Quelle nachgewiesen; Medea, 4. Aufzug, 27 ff. — IV. Der Traum ein Leben, 2. Aufzug, 15 ff., 54 ff., 88 ff., 98 ff.; 3. Aufzug, 66 ff., 414 ff.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik Band 150.

Heft 7. Hoenig B., G. A. Bürgers Nachtfeier der Venus und Schillers Triumph der Liebe in ihrem Verhältnisse zu dem lateinischen Pervigilium Veneris (Schluß). 2. Schillers Triumph der Liebe und die Vergleichung mit dem Bürgerschen Gedichte.

Lattmann J., H. D. Müller. Ein Nekrolog.

Heft 8 und 9. Müller Georg, Die preußische Nation an der Universität Leipzig. Beilage. Brief des Johannes Cochläus an den herzoglich sächsischen Canzler Simon Pistoris, Meißen, 18. September 1536.

Heft 9. Immisch O., Die Akademie Platons und die modernen Akademien.

Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft Jahrgang 2 Nr. 6 und 7.

Baehring B., Zur Erinnerung an Dr. Jakob Frohschammer, weil. ord. Professor der Philosophie in München.

Lorenz Kellners Stellung zu Comenius. L. Kellner, gestorben zu Trier 18. August 1892.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft Band 3.

Heft 6 und 7. Keller L., Die böhmischen Brüder und ihre Vorläufer. (Auch in den „Vorträgen und Aufsätzen aus der Comenius-Gesellschaft" Jahrgang 2 Stück 3.)

Ellissen O. A., Friedrich Albert Lange als Philosoph und Pädagog.

Heft 8. Kawerau W., Die Anfänge der Universität Halle. Mit Ergänzungen zu Schraders Buch.

Steig R., Zu Herders Schriften. 1. Zur Ueberlieferung der Vorlesung „Ueber die menschliche Unsterblichkeit." Nach Abschluß des 16. Bandes der Suphanschen Ausgabe fand sich in der Berliner Königlichen Bibliothek die Reinschrift dieser Vorlesung vor; deren Abweichungen vom Druck der Zerstreuten Blätter teilt Steig hier mit. — 2. Zu dem Gespräch „Iduna, oder der Apfel der Verjüngung." Eine Analyse der drei Unterredungen erweist, daß die einzelnen Teile mangelhaft redigiert sind, daß wahrscheinlich von der zweiten Unterredung eine spätere Redaktion vorliegt als von der dritten. — 3. „Nach Ponce de Leon." Eine bisher nicht bekannte, von der Uebersetzung in den Adrastea (Sämtliche Werke 23, 516) stark abweichende Nachbildung eines Gedichtes von Ponce de Leon: „Nach dem Spanischen: Quando contemplo el Cielo" aus dem Vaterländischen Museum 1810, Heft 5, S. 595. — 4. Herder und Gerning. In dem Heidelberger Taschenbuch 1810, 1811 und 1812 stehen mehrere Gedichte Herders. Davon fehlen bis jetzt in den Werken die Verse „An Gerning, Weimar 1802." Die Bekanntschaft Herders mit Gerning reicht darnach bis zum Jahre 1792 zurück; der in den „Blättern zur Erinnerung an die Feier der Enthüllung des Goethe-Monuments zu Frankfurt am Main, am 22. Oktober 1844" veröffentlichte undatierte Entschuldigungs- und Abschiedsbrief Herders an Gerning ist darnach ins Jahr 1802 zu setzen.

Bahlmann P., Bemerkungen der Fürstin von Gallitzin und Bernhard Overbergs zu einer Abhandlung des Abbé Marie über Kindererziehung. Abbé Marie, ein in Hamm lebender französischer Emigrant, hatte diese Abhandlung dem Freiherrn von Landsberg-Velen auf dessen Wunsch 1796 übersandt.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte Jahrgang 4 Heft 1. Nachtrag zu Euphorion 1, 439.

Grillnberger O., Eine Disziplinarordnung für Bursisten.

Wehrmann M., Die Schule zu Stargard in Pommern unter dem Rektor Thomas Reddemer (1604—1618).

Heinisch H., Ausgaben der Stadt Regensburg für ihr Gymnasium Poëticum in den Jahren 1613—1647.

Brümmer F., Zur Schulgeschichte der Stadt Nauen (Provinz Brandenburg).

Holstein, Zwei Schriftstücke zur Hebung des Pädagogiums zu Ilfeld und des hannöverschen höheren Schulwesens aus dem Jahre 1770.

Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten II 5.

Golther W., Wiederbelebung altgermanischer Sage.

Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen Jahrgang 6 Nr. 3.

Ohlert A., Ueber die Aufgaben des deutschen Unterrichts in der Schule der Zukunft.

Zeitschrift für Turnen und Jugendspiele Jahrgang 3 Nr. 10.

Pawel, Das Urteil eines österreichischen Arztes aus dem Jahre 1794 über Guts Muths' Gymnastik für die Jugend.

Monatsschrift für das Turnwesen Jahrgang 13 Heft 10.

Waßmannsdorff K., Ein Urteil der Freunde Jahns August Zeune,

Otto Schulz und R. Giesebrecht über Fr. L. Jahn vom Frühjahr 1819. Mit einem turngeschichtlichen Anhange.

Praxis der katholischen Volksschule Jahrgang 3 Nr. 15.

Welche Bedeutung hat die 1. Scene in Schillers Tell?

Oesterreichischer Schulbote Jahrgang 44 Nr. 9 und 10.

Franke Th., Unterrichtliche Verwendung der volkstümlichen Redensarten.

Philosophisches Jahrbuch (auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft) VII, 3.

Schirotzky, Zu Kants Schrift: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft.“

Philosophische Monatshefte Band 30 Heft 5—8.

Vorländer K., Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit. Mit besonderer Berücksichtigung von Kant und Schiller. 1. Schillers Verhältnis zu Kant in seiner geschichtlichen Entwicklung. 2. Die methodische Berechtigung des ethischen Rigorismus.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie Jahrgang 18 Heft 3.

Marty A., Ueber subjektlose Sätze und das Verhältnis der Grammatik zu Logik und Psychologie. (Vierter Artikel.)

Mind 1894 Heft 10.

Bosanquet B., On the Nature of aesthetic emotion.

Taggart Mc., Time and the Hegelian Dialectic.

The Monist Band 4 Heft 3.

Williams H., Kant's doctrine of the schemata.

The Philosophical Review.

Band 2 Heft 6, Band 3 Heft 1—3. Adickes E., German Kantian bibliography.

Band 3 Heft 1. Harris W. T., Kants third antinomy.

Band 3 Heft 3. Wilde N., Kants relation to utilitarianism.

Revue de Métaphysique et de Morale Band 2.

Heft 1 und 3. Noël G., La logique de Hegel. L'idéalisme absolu et la logique spéculative. La science de l'être.

Revue Néo-Scolastique Band 1 Heft 1 und 2.

Verriest G., Des bases physiologiques de la parole rythmée.

Rivista Italiana di Filosofia Jahrgang 9 Band 1.

Heft 1. Piazzi A., Scuole e questioni pedagogiche in Germania.

Heft 3. d'Ercole P., C. L. Michelet e l'Hegelianismo.

Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht Jahrgang 6 Heft 1.

Sprenger, Zu deutschen geistlichen Liedern.

Evangelisches Monatsblatt für deutsche Erziehung in Schule, Haus und Kirche Jahrgang 14 Nr. 4 und 5.

Löbell, Mephistopheles Merck. Bekämpft diese Parallele und weist glücklich den positiven Gehalt in Mercks Wesen und Schriften auf.

Zeitschrift für Theologie und Kirche Jahrgang 4 Heft 3—5.

Grünberg, Speners Bemühungen um die Reform des theologischen Studiums.

Kirchliche Monatsschrift Jahrgang 13 Heft 10.

Mirbt K., Die theologische Fakultät der Friedrichs-Universität zu Halle. Ein Rückblick auf die zweihundertjährige Wirksamkeit.

Neue kirchliche Zeitschrift Band 5.

Heft 8. Petri E., Das Album des Lichtenberger Konvents auf der Kirchenbibliothek zu Zellerfeld.

Heft 9. Jehle, Das Register der durchgesehenen Lutherbibel.

Zeitschrift für Kirchengeschichte Band 15 Heft 2.

Brieger Th., Luther-Studien. I. Das Ergebnis der Altenburger Verhandlungen mit Karl von Miltitz und Luthers Entwickelung in den ersten Monaten des Jahres 1519.

Reusch H., Archivalische Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. IV—IX.

Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht Band 4 Heft 2.

Sehling E., Die Ostfriesische (sogen. Lüneburgische) Kirchenordnung von 1535. Eingeleitet und zum erstenmale herausgegeben.

Société de l'histoire du protestantisme français 1894, 15 juin.

Gauthier E., Le catéchisme de Genève, de Jean Calvin; son origine et la date de sa composition (in der Woche vom 20. bis 27. Nov. 1541).

Studien und Mitteilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden Jahrgang 15 Heft 3.

Hammerle A. J., Ein Beitrag zur Geschichte der ehemaligen Salzburger Benedictiner-Universität (Fortsetzung). VIII. DD. Comites et Baronis Studiosi. 1659—1730.

Hafner O., Regesten zur Geschichte des schwäbischen Klosters Hirsau (Fortsetzung). Sechster Abschnitt. Reorganisation und zweite Blütezeit des Klosters Hirsau bis zu seiner protestantischen Reformation. (1428—1534.)

Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft Jahrgang 10, 3. Vierteljahr.

Held K., Das Kreuzkantorat zu Dresden. Nach archivalischen Quellen bearbeitet. Geschichte dieser Institution und ihrer einzelnen Vertreter vom 16. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Einige Cantoren waren auch Dichter, so M. Samuel Rüling, Kaiserlich gekrönter Poet (1612—1615) S. 288 ff.

Monatshefte für Musikgeschichte Jahrgang 26 Nr. 7—9.

Eitner R., Das alte deutsche mehrstimmige Lied und seine Meister. (Fortsetzung und Schluß.) Wolfgang Grefinger, Lazarus Spengler, Georg oder Jörg Blanckmüller, Kaspar Bohemus (Czeys oder Zeis), Georg Forster (gest. 1568), Johann Leonhard von Langenaw (Longenaw), Lorenz Lemlin, Georg oder Gregor Pesch (Peschin, Pesthin, Pitschner), Georg Bosch oder Botsch, Rupert Unterholtzer, Leonhardt Heydenhamer (Heidenheimer), Wolff(gang) Heintz, Niklas Piltz, Hans Teuglin, Georg Vogelhuber, Stephan Zyrler (Zirler, Zierlerus), Jobst oder Jodocus vom Brant der Jüngere, G. oder Johann Müller, Kaspar Othmayr (Othmair, Othmar), Oswalt Reytter oder Reuter, Leonhard Paminger, Hans Voit, Paul Rephun oder Rebhun (der Dichter), Ludwig Senfl, Sixt Dietrich, Arnold von Bruck. — Die Revision der mitgeteilten Texte hat J. Bolte besorgt.

Nr. 8. Distel Th., Hymnus mit Ode an den Kurfürsten Friedrich August III. zu Sachsen. Von Christian Gotthelf Lommatsch. Vgl. Euphorion 1, 467.

Beilage zu Nr. 7—10: Zwickauer Musikkatalog, Bogen 15—18. Theoretische Werke. Incerti autores.

Zeitschrift für bildende Kunst Neue Folge.

Jahrgang 5 Heft 11 und 12. Lehmann E., Goethes Bildnisse und die Zarnckesche Sammlung. Mit zahlreichen Reproduktionen.

Heft 12. Hermann und Otto Baisch.

Jahrgang 6 Heft 1 und 2. Berlepsch H. E. v., Gottfried Keller als Maler.

Centralblatt für Bibliothekswesen Jahrgang 11.

Heft 7. Joachimsohn P., Aus der Bibliothek Sigismund Gossembrots (Schluß).

Roth F. W. E., Heinrich Kalteisen ord. Praedicatorum. In der Bibliothek des Gymnasiums zu Coblenz befinden sich 10 Handschriften aus dem Nachlasse des am 2 Oktober 1465 im Predigerkloster daselbst verstorbenen Theologen, deren Inhalt Roth angibt. Sie harren der wissenschaftlichen Ausnutzung.

Heft 8 und 9. Rentwig, Die mittelalterlichen Handschriften und die Wiegendrucke in der Stadtbibliothek zu Hildesheim.

Roth F. W. E., Die Gelehrtenfamilie Lorichius aus Hadamar. Biographisch-bibliographische Mitteilung. — Der Hauptsache nach ein genaues Schriftenverzeichnis für die 4 Gelehrten Gerhard, Reinhard, Johann und Georg Lorich.

Horn E., Zur Orthographie von U und V, I und J. Eine historisch-typographische Erörterung.

Wyß A., Besprechung von Schnorrs Erasmus Alberus. Nimmt an, daß der Zweig der Familie Alber oder Aleber, dem Erasmus angehört, aus Friedeberg stamme und von dort nach Frankfurt a. M. übergesiedelt sei; er schenkt der Wittenberger Matrikel, wonach Erasmus aus Frankfurt war, Glauben und verlangt Nachforschungen im Frankfurter Stadtarchiv. Andre kleinere Ergänzungen.

Nachrichten aus dem Buchhandel 1894.

Nr. 1. Werke und Schriften von Dr. Heinrich Hoffmann (Hoffmann-Donner, Geh. Sanitätsrat, Frankfurt a. M.) Verfasser des Struwelpeter † 20. September 1894.

Nr. 9. Werke und Schriften von Dr. Reinhold Bechstein, ordentlichem Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Rostock. † 5. Oktober 1894.

Nr. 15. M. W., Zum fünfzigjährigen Geschäftsjubiläum der Firma Eduard Hölzel in Olmütz und Wien. (15. Oktober 1844—1984.) Aus dem Mährischen Tagblatt vom 10. Oktober 1894. U. a. Notizen über das Olmützer Tagblatt „Die Neue Zeit“.

Nr. 29, 30, 32. Braun J., Hans Sachs-Literatur. Zum 400jährigen Geburtsjubiläum des Hans Sachs zusammengestellt. 1. Literatur über Hans Sachs.

Nr. 31. Werke und Schriften von Geh. Rat Dr. Ernst Curtius, ord. Professor für klassische Archäologie an der Universität Berlin, geboren am 2. September 1814, zum außerordentlichen Professor an der Universität Berlin ernannt am 6. November 1844.

Nr. 39. Zur Entwickelungsgeschichte des Hamburgischen Zeitungswesens. Aus den „Mitteilungen aus der Innung des Hamburgischen Buchdrucker-Prinzipal-Vereins“ Nr. 75 vom 1. November 1894; Beilage zum Journal für Buchdruckerkunst. Betrifft die erste von Johann Meyer seit dem Jahre 1616 in Hamburg herausgegebene Zeitung.

Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München 1894 Heft 2.

Christ v., Nekrologe: Rudolf Schöll, Hermann Sauppe.

Cornelius v., Nekrologe: Wilhelm von Lübke, August von Kluckhohn, Hermann Baumgarten, Georg Daniel Teutsch, Richard Röpell, Georg von Wyß.

Carrierre M., Fichtes Geistesentwicklung in den Reden über die Bestimmung des Gelehrten. Jena 1794, Erlangen 1805, Berlin 1811.

Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse 1894 Nr. 2.

Meyer Wilhelm, Melanchthons Vorlesung über Ciceros Officia 1555. (Vorgelegt in der Sitzung vom 9. März 1894). Melanchthon als Docent. — Melanchthons Vortrag. — Nachschriften von Melanchthons Vorträgen und deren Abdruck. — S. 151: „Einst hat es sehr viele solcher Nachschriften melanchthonischer Vorlesungen in Deutschland, Böhmen und Ungarn gegeben, heute sind nur wenige bekannt, doch wird einige Aufmersamkeit manche zu Tage bringen; namenlose Stücke lassen sich bei dem persönlichen Charakter von Melanchthons Aeußerungen mitunter leicht bestimmen." In Göttingen fand Meyer 2 solche Nachschriften, 1) eine Nachschrift seiner Vorlesungen über Ciceros Officia, 2) eine Nachschrift der Postille. Am wichtigsten sind die in seine Vorlesungen eingestreuten Kernsprüche, Sprüchwörter und Geschichten. Betont die Bedeutung der Sammlung des Joh. Manlius Locorum communium collectanea 1563. S. 153: „Eine zeitgemäße Sammlung der Kernsprüche und Geschichten aus Melanchthons Vorlesungen wäre die schönste Gabe, welche zum Gedächtnis seines vierhundertjährigen Geburtstages dem deutschen Volke dargebracht werden kann." Entwickelt die dabei zu befolgenden Grundsätze. — Die Handschrift in Göttingen Codex Luneb. 99 und die gedruckten Prolegomena. Die Beschaffenheit dieser Nachschrift. Inhalt der Handschrift. Die gedruckten Prolegomena geben nicht den vollständigen Inhalt eines systematischen Kollegs über Ethik, sondern sie sind nur zufällige und einzelne Ausführungen einiger wichtigen Punkte der Ethik, hervorgerufen und an einander gereiht nach einem rein äußerlichen Anlaß, nach dem Wortlaute von Ciceros Buch de officiis. — Zeit dieser Vorlesung. Es war ein einstündiges Kolleg, das durch 15 Monate, vom 21. Mai 1555 bis über den Juli 1557 hinaus gelesen wurde. — Anhang der Handschrift: In Ethicen Aristotelis. — Auszüge aus diesen Vorlesungen Melanchthons. Melanchthon über Cicero. Melanchthon und seine Umgebung. Wittenberger Verhältnisse. Künstler, Dichter, Gelehrte der Zeit: Dürer, Pleninger, Cordus, Hegendorphius, Erasmus, Capnion, Eobanus, Hermodorus, Luther, Bernhard Ziegler, Cordatus, Osiander, Seb. Franck, Johannes Campanus, Servet, Canisius, Eccius. — Völker, Länder, Städte. — Stände. Fürsten und Hofleben. Geistliche und Juristen. — Kaiser, Könige, Fürsten, Edelleute, Geistliche (zum Teil Scherze). Aus dem täglichen Leben. — Eine Fabel, einzelne Aussprüche und Ausdrücke.

Göttingische gelehrte Anzeigen 1894 Nr. 8.

Minor J., Recension von Strack: Goethes Leipziger Liederbuch mit Ergänzungen zu Minors früheren Untersuchungen über denselben Gegenstand. Der Schluß der Recension berührt sich mit Minors Ausführungen Euphorion 1,22 ff. und 489 ff.

Sitzungsberichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin XXXIII 5. Juli 1894.

Weinhold K., Mitteilungen über K. Lachmann. Aus Lachmanns Briefen an seinen Jugendfreund Clemens August Karl Klenze 1820—1833, für Lachmanns menschliche Entwicklung von größter Bedeutung. S. 654 ist Reinhard Bunsen erwähnt. — S. 655 Citat aus einem Lied von K. Thorbecke. — S. 656 eine sonderbare Redensart: „ich möchte es [das Herz] auch nicht so zu Loche bringen, daß es von der Eitelkeit überschattet kuschen müßte" mit der Anmerkung des Herausgebers: „Bedeutet wohl, in ein Versteck oder eine Höhle bringen, daß es darin einschliefe." — S. 660 ff. Ueber Schleiermacher. Das

Spiel mit Schleiermachers Namen, an dem Lachmann Anstoß nimmt: „er mache Schleier", liebten schon die Romantiker. — S. 664 ff. Aussichten auf eine Anstellung in Braunschweig. — S. 665 ff. Ueber die Königsberger Zeit. — S. 668 Ueber die Aussichten im Jahre 1823 nach Berlin zu kommen. — S. 672 f. v. d. Hagens Ernennung zerstört seine Hoffnungen und raubt ihm die Fassung. — S. 675 Neue Versuche, um nach Berlin versetzt zu werden. — S. 677 Drei Briefe an Niebuhr, 30. März 1827; 21. März 1829; 20. Juli 1829. — S. 678 und 680 über Buttmann. — S. 686 f. An Simrock, 18. Oktober 1835. Dankt ihm für den „lieben Wieland", Simrocks Bearbeitung, die ihm ungemein gefalle. „Unser einer hat nur dabei zu überwinden, daß er über das Gefühl der Nachahmung einer älteren Periode der Poesie hinwegkommt: man kommt aber auch darüber weg, weil die Behandlung doch sehr eigentümlich und einem heutigen Leser ansprechend ist. Anfangs konnte ich mir die nordische Mythologie mit dem Ton des 13. Jahrhunderts nicht zusammenreimen: aber mit der Zeit geht das auch, da das Mythologische so schön phantastisch ist." Auch Bekker habe an dem Gedicht große Freude.

Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaft Band 14 Nr. 6.

Heinze M., Vorlesungen Kants über Metaphysik aus drei Semestern. I. Aeußeres über die Manuskripte. II. Die Vorlesungen aus der zweiten Hälfte der siebziger Jahre. III. Die wahrscheinlich aus dem Winter 1790/91 stammende Vorlesung. IV. Die Vorlesung aus dem Anfang der neunziger Jahre. Beilagen: I. Prolegomena aus dem Hamburger und dem ersten Königsberger Manuskript. II. Begriff von Raum und Zeit aus dem Hamburger, ersten Königsberger und ersten Leipziger Manuskript. III. Psychologia rationalis aus dem zweiten Leipziger Manuskript. IV. Psychologia rationalis aus dem zweiten Königsberger Manuskript. V. Theologia naturalis aus dem zweiten Königsberger Manuskript.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums 1894 Nr. 4. (Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894 Bogen X.)

Bösch H., Ein märkischer Familienschmuck aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts.

Schmidt R., Noch einmal Hans Sachs als Kapitalist. Dr. med. Heinrich Wolff, welcher das Haus zum roten Hahn seit 1556 besaß, löste nach acht Jahren (1564) den Gatterzins ab, indem er an Hans Sachs die Summe von 600 Gulden zahlte. Die Urkunde darüber wird mitgeteilt.

Katalog der Holzstöcke vom XV.—XVIII. Jahrhundert Bogen 3—6.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main. Neue Folge Band 10 Heft 3/4.

Stengel, Ueber Friedrich Diez. Mit Benutzung von Briefen. Anhang. Vorrede zu „Altspanische Romanzen. Uebersetzt von Friedrich Diez. Frankfurt a./M. 1818."

Rehorn Fr., W. von Humboldts Aufsätze über den Unterschied der Geschlechter und ihr Einfluß auf die Lyrik Schillers.

Koch M., Neuere Goethe- und Schillerliteratur IX. S. 469 wird Wallensteins Lager V. 750 verglichen mit Napoleons Worten (6. Mai 1796) in einem Briefe an das Direktorium: „Plus vous m'enverrez d'hommes, et plus je les nourrirai facilement". — S. 470 wird im Anschluß an Roethes Abhandlung über den Tell (vgl. Euphorion 1, 470) verlangt, daß nun in gleicher Weise die lyrisch-epische Telldichtung (Lavater, Fritz Stolberg, L. Meister u. s. w.) im Hinblick auf Schillers Drama gesichtet werden solle, und

wird auf Chr. v. Stolbergs Chorgesänge zu einem Schauspiel Wilhelm Tell hingewiesen.

Ziegert M., Goldschmieds „Landprediger" in Deutschland. Stellt ältere und neuere deutsche Uebersetzungen und Urteile zusammen.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde Jahrgang 4 Heft 4.

Prato St., Zwei Episoden aus zwei tibetanischen Novellen. S. 347 f.: zu der Geschichte von den Merkmalen des Pferdes, die W. Hauff nach Voltaire benutzt.

Feilberg H. F., Die Zahlen im dänischen Brauch und Volksglauben S. 374 f.

Fränkel L., Altes und Neues zur Melusinensage S. 387 f., Hinweise auf Goethe (Werther, Der neue Paris), Uhland, Cl. Brentano, Grillparzer.

Herrmann A., Der volkstümliche Kalenderglaube in Ungarn S. 392.

Davidsson O., Zwei Erinnerungen an den Handel der Hamburger mit Island S. 408 f.

Sartori P., Der Schuh im Volksglauben S. 412 f.: Hinweis auf Heines angeblichen Traum im Buch über L. Börne S. 427.

Amalfi G., Eine türkische Erzählung in einem italienischen Schwanke S. 428: die Geschichte von dem Pfarrer, der einen Esel auf dem Friedhof begräbt.

Bolte J., Zwei Flugblätter von den sieben Schwaben S. 430: die Hasenjagd, die den Kern von Aurbachers Volksbüchlein bildet, stammt aus einem Gedicht des Hans Sachs, das schon vorher Arnim und Brentano, noch früher die Schwankbücher sich angeeignet haben. Auch Sprichwörter und Dialektdichtungen haben sich des Stoffes bemächtigt. — Zahlreiche Belege.

Englert A., Das Lied vom Pater Guardian S. 437.

Kleine Mitteilungen S. 441: Sage vom Nibelungenland. — Zahlbezeichnungen und Rechtsleben. — Passionsspiele in Krain S. 443: seit 1598 in Laibach, später auch in andern krainischen Städten Passionsspiele in lateinischer und deutscher Sprache; 1782 von Kaiser Josef II. verboten. — Das Volksschauspiel zu Englmar S. 443; das im Bayerischen Wald belegene Pfarrdorf führt jährlich im Anschluß an das Fronleichnamsfest die Legende des hl. Englmar auf. — Teufelssagen aus Oberkärnthen S. 445. — Sagen und Gebräuche des 17. Jahrhunderts aus der Schweiz. — Aus der Gegend von Sausal in Untersteiermark. — Aus der windischen Steiermark. — Schlesische Sagen. — Lösung des Zungenbandes. — Nachrichten.

Bücheranzeigen S. 460 f. — Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tyrol S. 461: auch zu Tiernamen und tirolischen Sagen. — Unter dem Namen „Grimm Library" erscheint eine englische Sammlung von Materialien und Arbeiten zur Volkskunde S. 463. — Hein W., Die geographische Verbreitung der Totenbretter. — „Bayerns Mundarten." — „Unser Vogtland", Monatsschrift. — Nabert, Die Bedrängnis des Deutschtums in Oesterreich-Ungarn. — Merkbuch Altertümer aufzugraben und aufzubewahren.

R. M. Meyer.

Am Ur-Quell Monatsschrift für Volkkunde Band 5 Heft 7—11.

Feilberg H. F., Wie sich Volkmärchen verbreiten.

Schweinburg-Eibenschitz S., Zur Volkkunde der Juden Böhmens.

Haase K. E., Kinderspiele aus Greußen in Thüringen.

Schell O., Einige Bemerkungen über den „Mond" im heutigen Glauben des bergischen Volkes.

Popp K., Volkglaube im niederösterreichischen Waldviertel.

Post A. H., Mitteilungen aus dem bremischen Volkleben.
Haas A., Das Kind im Glauben und Brauch der Pommern.
Treichel A., Zungenübungen aus Preußen.
Fränkel L., Die älteste Niederschrift deutscher Volkmärchen.
Frahm L., Holsteinische Kinderspiele.
Schell O., Bastlösereime. Eine Umfrage. Beitrag von Kunze.
Krauß S., Geheime Sprachweisen. Eine Umfrage.
Kröning F., In des Gartens dunkler Laube.
Berkowicz M., Reime galizischer Judenkinder.
Feilberg H. F., Warum gehen Spukgeister kopflos um? Eine Umfrage. Beiträge von Kaindl und Sprenger.
Höfler M., Teufel-Namen.
Haas A., Drei alte Rechtbräuche von der Insel Rügen.
Fränkel L., Beiträge zur Kyffhäusersage von Kaiser Friedrich.
Robinson J., Zum Volkglauben der Juden Galiziens.
Asmus, Biblische Rätsel aus Pommern.
Dörfler A. F., Volklied der Ofener Schwaben.
Englert A., Alte Sprüche.
Theen H., Helgoländer Sagen.
Merkner H., Zwei politische Volklieder.
Sprenger R., Zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.
Haase K. E., Sprichwörter aus der Grafschaft Hohnstein.
Treichel A., Kartenspiel- und Losglaube aus Westpreußen.
Mátyás L., Zu dem Liede: „Es kamen drei Diebe aus."

Zeitschrift für Ethnologie Jahrgang 26 Heft 5.
Virchow R., Ueber Finland im 19. Jahrhundert S. 256.
Schulenburg W. v., Volkskundliche Mitteilungen S. 306.

R. M. Meyer.

Zeitschrift für Kulturgeschichte Neue Folge Band 2 Heft 1.

Krones F. v., Karl v. Zierotin und sein Tagebuch vom Jahre 1591 S. 1. Zierotin, aus jenem mährischen Adelsgeschlechte, dessen Namen der des Helden von Grillparzers „Ahnfrau" nachgebildet ist, stand in Beziehungen zu Grynäus und Beza (S. 3), wurde der Schwager Wallensteins (S. 5) und hinterließ als Denkmal seiner langjährigen politischen Thätigkeit und seiner manichfachen Interessen ein kulturhistorisch wichtiges Tagebuch (S. 8 f.) Er tritt in Dresden zu dem Humanisten Leunclarius in Beziehungen (S. 21), besucht die Fürstenschule zu Zerbst (S. 22) und schildert die Zustände in norddeutschen Städten (Lüneburg, Stade).

Biedermann K., Die Faustsage nach ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung S. 31. Der Aufsatz geht von der antiken Anschauung der Hybris aus, zieht deshalb Goethes Iphigenie (S. 33) zum Vergleich heran und bringt ohne Benutzung neuen Materials oder Kritik des alten Betrachtungen über die Entwickelung der Faustlegende (Vorgänger — Reformationszeit — Marlow — Lessing — Goethe).

Liebe G., Zur Geschichte der Uniform in Deutschland S. 51. (Hinweis auf Leibnitz S. 58.)

Rieder O., Totenbretter im bayerischen Walde S. 59. Die Totenbretter gehören zu den Trägern der „eprigrammatischen Volkspoesie" (S. 61); in der Regel werden freilich nur trockene Formeln aufgesetzt (S. 78). — Hinweis auf Rank Aus dem Böhmerwald (S. 69 Anmerkung 37).

Miscellen S. 80: Biedermann K., (Weimarisches Straßenwesen; Sterblichkeitsziffern aus Leipzig 1684—1783).

Mitteilungen und Notizen S. 85 (Die Lehrer und die Kulturgeschichte).

Neue Zeitschriftenaufsätze S. 86.

Besprechungen S. 89: Grupp G.: Kulturgeschichte des Mittelalters (G. Liebe tadelt die fanatisch ultramontane Haltung, die sich z. B. an G. Freytag vergreift S. 90). — J. Janssen: Geschichte des deutschen Volkes Band VI (Steinhausen würdigt besonders die literarhistorischen Partien des gelehrten Tendenzwerkes). — R. Pappritz: Ulrich v. Hutten (nach H. Detmer wertlos). — Eckart: Niedersächsische Sprachdenkmäler; Niederdeutsche Sprichwörter (nach R. M. Meyer wertlos). — R. Crampe: Philopatris (von Dobschütz). R. M. Meyer.

Germania. Illustrierte Monatsschrift für Kunde der deutschen Vorzeit und Kulturgeschichte Jahrgang 1.

Nr. 1 und 2. Meyer Chr., Die Fugger.

Seidl A., Der Rhein in der Kultur- und Kriegsgeschichte.

Nr. 2. Arnold F., Glaubenskämpfe an deutschen Höfen des 16. Jahrhunderts.

Henne am Rhyn O., Der Aberglaube in der deutschen Kulturgeschichte.

Historisches Jahrbuch Band 15 Heft 3.

Falk F., Der mittelrheinische Freundeskreis des Heinrich von Langenstein. Beiträge zur Kenntnis folgender Persönlichkeiten: Abt Jakob von Eberbach, Der Eberbacher Mönch Peter, Eberhard von Ippelbrunn, Kämmerer Johann von Eberstein, Eckard von Ders, Der Domprobst Konrad von Gelnhausen.

Paulus N., Wolfgang Mayer. Ein bayerischer Cisterzienserabt des 16. Jahrhunderts. Geboren zu Oberdorfbach in Niederbayern 18. Oktober 1469, gest. 1544. Dichter und Historiker. S. 575 Ergänzung zu Oefeles Artikel Lorenz Hochwart in der Allgemeinen Deutschen Biographie.

Zum Mahnschreiben Ferreris an Luther (vgl. Euphorion 1, 450). Verbesserungen und Nachweise.

Historische Zeitschrift. Neue Folge Band 37. (Der ganzen Reihe 73. Band.)

Heft 2. Aeußerungen des Kriegsministers v. Roon über die Berufung des Herrn v. Bismarck in das Ministerium 1862. Mitgeteilt von O. Perthes. Aus Briefen Roons an Professor Clemens Perthes in Bonn, Gastein, 27. Juli 1864; Berlin, 16. Dezember 1864.

Heft 3. Gebhardt B., Wilhelm v. Humboldt über die spanischen Cortes. Während der Zeit seiner Wiener Gesandtschaft fügte Humboldt einigemale seinen amtlichen Berichten Auszüge aus spanischen Zeitungen über die Cortes bei und knüpfte daran sehr interessante Darlegungen. Aus den Berichten vom 17. Februar und 6. Mai 1811 werden seine Beobachtungen über die Cortes mitgeteilt.

Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte Heft 47.

Hancke E., Bodin. Eine Studie über den Begriff der Souverainetät.

Revue Historique Dix-neuvième année. Tome cinquante-sixième I.

Depping G., Madame, mère du régent, et sa tante l'électrice Sophie de Hanovre. Nouvelles lettres de la Princesse Palatine (Suite) III.

Annales de l'Est 1894 juillet.

Bleicher G., Une page de l'histoire scientifique et littéraire de l'Alsace; les sociétés scientifiques et littéraires avant et après l'annexion; suite et fin.

Geschichtsblätter des deutschen Hugenotten-Vereins Jahrgang 4 Heft 1 und 2.

Bonin D., Die Waldenser-Kolonie Rohrbach, Wembach und Hahn.

Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins Band 17 Heft 3.
Röhricht R., Die Jerusalemfahrt des Heinrich v. Zedlitz (1493). Fortsetzung.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge. Band 31 Heft 3 und 4.
Kalweit P., Ein fürstliches Leichenbegängnis im 17. Jahrhundert zu Königsberg i. Pr. Ein Beitrag zur preußischen Kirchengeschichte. Aktenmäßige Darstellung des Verhältnisses von Lutheranern und Reformierten im damaligen Herzogtum Preußen zu einander, welches bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses des brandenburgischen Kurfürsten Georg Wilhelm im Jahre 1640 besonders deutlich zu Tage tritt. — Der Gegensatz, den die Anmerkung S. 217 zwischen Ableiben und Ableben finden will, ist nach dem Grimmischen Wörterbuch unzutreffend.

Treichel A., Volkstümliches aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreußen. IX. Stützt sich nicht blos auf die gedruckte Literatur, sondern auch auf zahlreiche mündliche und schriftliche Mitteilungen.

Lohmeyer K., Eine Liedkomposition aus dem 17. Jahrhundert und ihr gleichzeitiger Kritiker. Heinrich Albert legt der Obersten Universitäts- als Censurbehörde in einem ex Musaeo meo vom 4. Januar 1535 datierten Schreiben eine Komposition des Liedes: „Glückselig ist der Mann" von dem Organisten der Königsberger reformierten Gemeinde Michael Weyda vor, weist deren grobe Fehler im Einzelnen nach, gibt seiner Entrüstung über die Veröffentlichung solcher Machwerke in drastischen Worten Ausdruck und verlangt, daß die Censur auch auf musikalische Erscheinungen ausgedehnt werde.

Alt-Wien Jahrgang 3 Nr. 8.
Prisching R., Ferdinand Raimund und H. Ch. Andersen. (Zur Erinnerung an Andersens Sterbetag 4. August 1875.) Andersens Märchenkomödie „Mehr als Perlen und Gold", eine freie Bearbeitung nach Raimunds Diamant des Geisterkönigs und nach „Tausend und eine Nacht" wird charakterisiert.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte von Annaberg und Umgegend IV. Jahrbuch für 1893—1894.
Vorträge: Grohmann, Ein Bild der Hörigkeit im oberen Erzgebirge zur Zeit Josephs II. (im Anschlusse an ein Erbregister von Schönfeld bei Annaberg aus dem Jahre 1775). — 26. Oktober 1893. Röselmüller, Ueber den letzten Hexenprozeß in Annaberg, der gegen die Eva Elisabeth Hennig aus Annaberg in den Jahren 1712—1722 geführt wurde. — 22. Februar 1894. Scherffig, Ueber Friedrich Mykonius (vgl. Annaberger Wochenblatt 1894 Nr. 47). — 15. März 1894. Göpfert, Ueber Annaberger Familiennamen.

Wildenhahn J., Das Testament des [Bergamtsverwesers] Marcus Röling in Annaberg vom 21. April 1581 nach der im Besitze der K. Realgymnasialbibliothek befindlichen Urschrift. Mit Erläuterung. (Verkürzte Wiedergabe eines am 5. Mai 1892 gehaltenen Vortrags.

Blanckmeister F., Aus dem Briefwechsel Gottfried Arnolds. 1. Arnold an den Röhrsdorfer Pastor J. G. Klimper, Dresden, 29. März 1693 mit allerlei Neuigkeiten aus der theologischen Welt. Neudruck aus Löschers „Fortgesetzter Sammlung von Alten und Neuen theologischen Sachen," 1737. 2—7. Briefwechsel zwischen Arnold und Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, dessen theologischer Berater Arnold eine Zeitlang war, aus den Jahren 1704—1710.

Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns, herausgegeben von K. v. Reinhardstöttner. Zweites Buch. München und Leipzig 1894. G. Franzscher Verlag, Jos. Roth.

Reinhardstöttner K. v., Volksschriftsteller der Gegenreformation in Altbayern. Klagen über die herrschenden Mißbräuche des Klerus und der alten Kirche vor der Reformation: Hanns Schwalb 1521. S. 50 die Jesuiten: Georg Scherer (1539—1605) und Konrad Vetter (gestorben 1622). S. 51 Katholische Verleger und Drucker: „Eine Geschichte dieser Buchdrucker, die gleichmäßig von den katholischen Schriftstellern als Verleger gewählt wurden, wäre der erschöpfendste Nachweis der regen literarischen Produktion jener kampflustigen Zeit." — Polemische Literatur: Petrus Hansonius. S. 53 „Die Darstellung der Volksliteratur der Gegenreformation in Bayern wäre eine der lohnendsten Arbeiten, die freilich nur Resultat langjähriger Forschung sein könnte, einer Forschung, die sowohl nach literarischem, als besonders sprachgeschichtlichem Gesichtspunkte hin bedeutende Ergebnisse zu Tage fördern würde"; denn auch die Gegner Luthers schreiben jetzt deutsch, Johannes Cochläus, Johann Faber (Fabri) von Heilbronn, um auf das Volk wirken zu können, ebenso Wolfgang Sedelius. S. 54 ff. Katholische Gesangbücher: Adam Walasser. Umdichtungen einzelner Teile der Bibel: Magdalena Heymarin, Joachim Meichel. Volkstümliche Dialoge: Adam Walasser. Uebersetzung zweier polnischer Gespräche des Martin Cromer von Johann Baptist Fickler. K. W. Platz, Kaspar Franck, Christoph Pflaumers. Johannes Sisselfelders Nova Paschalia erscheinen gleichzeitig in deutscher und lateinischer Sprache 1629. Matthias Kraz, Konrad Vetter (1589), Jakob Keller. — Kaspar Schatzger (gest. 1527) entfaltet in den letzten 4 Jahren seines Lebens eine reiche polemische Thätigkeit. Dessen Kampf mit Johann Schwarzenberg, Andreas Osiander und Antonius Zymmerman. — Johann Locher aus München, Anhänger der Reformation in Zwickau. — Der Augustinerprior Dr. Wolfgang Cäppelmair (gest. 1546); der Jesuit Konrad Vetter; der Franziskaner Johannes Nas, der Jesuit Laurentius Forer, Wolfgang Kyriander, Adam Walasser. S. 84 wird ein eingehendes Bild der Volksliteratur der Gegenreformation in Altbayern und als Vorbedingung dazu die Durchforschung der Kirchengeschichte, ferner eine eingehende, einzelne Stämme zunächst berücksichtigende Geschichte der Kanzelberedsamkeit verlangt. Umfassende Charakteristik des Aegidius Albertinus.

Günther S., Johann Eck als Geograph.

Schmidt F., Eine unfreiwillige Reise fürstlicher Kinder. Schilderung der Reise der vier ältesten Söhne des Kurfürsten Max Emanuels von Bayern von München nach Klagenfurt im Frühjahr 1706.

Du Moulin Eckart R., Bayerische Zustände und die französische Propaganda im Jahre 1796. Nach den Berichten der französischen Geheimagenten. Auch die geistigen und religiösen Zustände werden geschildert; Stadt und Land, der Hof und die Staatsmänner, die Gesandten der fremden Mächte. S. 200 Babo, S. 201 f. Westenrieder.

Reinhardstöttner K. v., Münchener Zeitungspolemik gegen Voltaire im Jahre 1769. Die Churbaierischen Intelligenzblätter für das Jahr 1769 enthalten ein „Schreiben an den Herrn v. Voltaire von einem Baier" gegen eine Stelle in Voltaires L'homme aux quarante écus.

Reinhardstöttner K. v., Bayern und seine Hauptstadt im Lichte von Reiseschilderungen und fremden Kundgebungen. Eine reiche Zusammenstellung als Ergänzung ähnlicher Mitteilungen Stieves im Jahrbuch für Münchener Geschichte 1, 313 ff.

Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte Band 1 Heft 1.

Kolde Th., Andreas Althamer, der Humanist und Reformator 1. Abteilung.

Stieve F., Zur Geschichte der Concordienformel.

Sperl A., Aktenstücke zur oberpfälzischen Kirchengeschichte.

Rieder O., Kirchengeschichtliches in den Zeitschriften der historischen Vereine in Bayern.

Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins Heft 31.

Holtze F., Die Berolinensien des Peter Hafftiz.

Clauswitz P., Kritische Uebersicht über die Literatur zur Geschichte Berlins.

Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern Band 14 Heft 2.

Diesbach M. v., Hans von der Grubens Reise- und Pilgerbuch 1435—1467. „Die waldfahrt gethan zu dem heiligen Grab durch herr Ludwigen von Diesbach, rittern, und seinen diener Hanß von der Gruben. Geschrieben durch den obgenandten Hanß von der Gruben. 1538.

Strickler J., Akten zur Geschichte des Oberländer Aufruhrs im Frühjahr 1799 (Schluß).

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen Jahrgang 33 Nr. 1.

Neubauer J., Ueber Egerländer Tauf- und Heiligen-Namen. Auch einige Spott- und Gebetverse werden mitgeteilt.

Erzgebirgs-Zeitung Jahrgang 15.

Nr. 7—10. Nowak W., Zur Geschichte und Sage der Königlichen Stadt Kaaden (Fortsetzung und Schluß.)

Urban M., Königswarter Sagenschatz. (Fortsetzung.)

Nr. 9, 10. Wilhelm F., Das Goethehäuschen und die Ruine Wolfstein am Wolfsberge bei Tschernoschin. Zur Erinnerung an Goethes Besteigung des Wolfsberges wurde am 5. August 1894 daselbst ein Häuschen eröffnet. Die Festfeier wird beschrieben. Die angezweifelte Richtigkeit der Thatsache wird auf Grund von Zeugenaussagen neuerdings zu stützen gesucht.

Gießener Studien auf dem Gebiete der Geschichte VI.

Bernbeck K., Die Denkwürdigkeiten der Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Bayreuth und die englisch-preußische Heiratsverhandlung von 1730. Mit einem Vorwort von W. Oncken.

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte Band 9 Heft 3 (Schlußheft).

Amsinck C., Die ersten hamburgischen Assecuranz-Compagnien und der Actienhandel im Jahre 1720. S. 471 f. Anschauliche Schilderung der Aufregung und des Treibens jener Tage in gleichzeitigen hamburgischen Gedichten. S. 491 f. Anspielungen auf den Actienhandel in gleichzeitigen Hochzeitsgedichten. In einer „Taffel-Music“ (April 1720) streiten sich Venus und Mercur über die Errungenschaften der Lawschen Mississippi-Compagnie:

Venus: Mississippi ist mir bekandt
Es ist der Crocodillen Vaterlandt.

Mercur: Mississippi soll bald auf Erden
Ein ander Paradieß, und noch was schöneres werden.

Es treten zwei Europamüde mit den Namen „Malcontento“ und „Furioso“ auf, welche auf die Frage der Venus erwidern: „Wir wollen auch nach Mississippi ziehen.“ — Auch an mancherlei Spottgedichten fehlte es nicht.

Rüdiger O., Versuch einer Zunftbildung unter den Schulhaltern im St. Jacobikirchspiele um 1700. Ein Beitrag zur Geschichte des Hamburgischen Privatschulwesens. „Von dem Stifter dieser Schulhalterzunft, Carsten Thode, . . . ist viel bekannt und sicherlich noch mehr aus seinen Schriften und andern Quellen zu erforschen.“ Neudruck der „Vereinbahrung der Schulmeister in St. Jacobi Kirchspiel“ (Hamburg 1706).

Nathansen W., Zweiter Nachtrag zu dem Verzeichnis der auf den Brand des Jahres 1842 bezüglichen Abbildungen und Pläne.

Gaedechens C. F., Der Herrenstall und die Reiten-Diener.

Heraeus M., Hamburger Studenten auf deutschen und ausländischen Hochschulen in dem Zeitraume von 1290—1650. Notiz über den Verfasser des Artikels Max Heraeus (geb. 8. Mai 1866, gestorben 11. Oktober 1893). 1924 Studenten werden verzeichnet. Die Matrikeln von 18 Universitäten sind excerpiert. Eine statistische Tabelle ist beigegeben.

Wagner F., Zur Geschichte der Jesuiten-Mission in Altona. Abdruck einer Relation vom 22. April 1603 über die Notwendigkeit der Unterstützung der von den Jesuiten in Altona errichteten Niederlassung durch die Curie.

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie. Herausgegeben von dem Geschichtvereine für Kärnten. Jahrgang 17.

Schroll B., Geschichte des Benedictiner-Stiftes Milstat in Kärnten. Aufgelöst 14. Mai 1469.

Starzer A., Regesten zur Kirchengeschichte Kärntens. Gesammelt aus römischen Archiven.

Hohenzollerische Forschungen III, 1. Halbband.

Quellen zur Geschichte der Stadt Hof: 2) Jacob Schlemmers Geschichte der Belagerung der Stadt Hof.

Berliner Hofleben während der ersten Regierungsjahre Friedrich des Großen.

Der Rothenburger Bürgermeister H. Toppler.

Germann W., Karl Freiherr v. Stein zum Altenstein I.

Archiv des Vereins für die Geschichte des Herzogtum Lauenburg Band 4 Heft 2.

Bertheau, Die Vorgeschichte der Lauenburgischen Kirchenordnung.

Dührsen W., Lowenburgischer peinlicher Proceß und Urgicht des daselbst gefänglich sitzenden Amtschreibers von Bergersdorf 1603.

Hellwig, Aktenstücke zur Chronik des Domhofes bei Ratzeburg. (Vgl. Band 4 Heft 1 S. 28 ff.) 1. Des Orgelmachers Jacob Scherer Vertrag mit dem Domkapitel zu Ratzeburg Anno 1551. — 2. Schreiben des Domorganisten Franz Bentem an den Administrator des Stifts Ratzeburg, Christoffer, Herzog zu Meklenburg 1584. Mahnschreiben des Administrators an Franz Bentem. — 3. Ehevertrag zwischen dem Domherrn Ernst Bünsow und Jungfrau Elisabeth Ciselinus, Tochter des Arztes Heinrich Ciselinus und Enkelin des Ratzeburgischen Stifts-General-Superintendenten Nicolaus Petraeus. — 4. Privilegium des ersten Druckers in Ratzeburg Nicolaus Nissen Anno 1669.

W. D., Hieronymus Schulze (1534—1591, lauenburgischer Kanzler).

Jahr-Buch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde Jahrgang 5 (2. Hälfte).

Grimme Fr., Wolfgang Musculus. Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 23. Januar 1894. Biographische Darstellung und Würdigung des Dichters. Spricht ihm die beiden zweifelhaften Lieder: „Christe, der du bist Tag und Licht“ und „Der Herre ist mein trewer Hirt“ ab. Abdruck dieser und der echten Lieder nach Wackernagel.

Thiriot G., Recherches sur l'ordre des Dominicains à Metz II. Le „Relogement“ des Bénédictins de St. Arnould dans le convent des Dominicains de Metz. S. 142 eine Satire: La pie et le corbeau aus dem Jahre 1727.

Besler M., Die herrschaftlichen Rechte in der Herrschaft Forbach vom Jahre 1709.

Poirier J. F., Notes de Messire Claude Le Jont, curé de Pournoy-la-Grasse recueillies des registres paroissiaux (1709—1734).

Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg Jahrgang 29 Heft 1.

Tollin, Hugenottischer Hausbesitz (Schluß). Abschnitt 2: Hugenottischer Hausbesitz seit 1735—1785. — Abschnitt 3: Hugenottischer Hausbesitz in den letzten hundert Jahren, 1785 bis heute, und innere Ausstattung der Hugenottenhäuser. S. 38: Innere Ausstattung der Magdeburger Franzosenhäuser (Sitte und Mode). S. 43: Die Liste der französischen Hausbesitzer in Magdeburg.

Hertel G., Das Brüderschaftsbuch der Brüderschaft Corporis Christi zu Staßfurt.

Dittmar M., Aus dem Tagebuche des Fürsten Christian des Jüngeren von Anhalt-Bernburg. Aufzeichnungen, die Zerstörung Magdeburgs, die Unterredung des Fürsten Christian mit dem Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg [in Wien am 7/17 August 1634] und den Entsatz Magdeburgs durch Pappenheim betreffend. Mitgeteilt und mit Erläuterungen versehen.

„Werbung Hertzoges Albrecht von Friedlandt an Jungkfrau Magdeburgk, Dero abschlägige antwordt undt corber, resolvirt d(en) 18. Septembr. Anno 1629. Jn seim aygnem thon." M. Rubensohn teilt dieses von R. Köhler im Archiv für Literaturgeschichte 1, 228 ff. nach einer schlechten Weimarer Abschrift publizierte historische Gedicht nach der Aufzeichnung in dem Nicolaus Rittershaus gehörigen Berliner Exemplar von Martin Opitzens Teutschen Poemata (Straßburg 1629, vgl. Euphorion 1, 58 ff.) mit, versieht es mit reichhaltigen Anmerkungen und vermutet Rittershausen selbst als den Verfasser.

Kawerau W., Joachim Greff in Magdeburg. Ausgezeichnete Analyse und historische Würdigung der beiden während seines Magdeburger Aufenthaltes erschienenen Dramen Greffs, des „Spiels von dem Patriarchen Jakob und seinen zwölf Söhnen" (Magdeburg 1534) und der gereimten Aululariaübersetzung (Magdeburg 1535). Der Anteil Georg Majors an dem ersteren Drama wird als sehr geringfügig nachgewiesen. Kawerau verfolgt auch die Nachwirkung des Greffischen Stückes auf die späteren Josephdramen und bespricht ausführlicher das davon unabhängige Magdeburger Stück des Joseph Goeze „Tragico-Comoedia von dem Heiligen Patriarchen Joseph" (1612).

Notizen-Blatt der historisch-statistischen Sektion der k. k. mährischen Gesellschaft zur Beförderung der Landwirtschaft, der Natur- und Landeskunde 1893.

Nr. 2. Welzl H., Beiträge zu einer Musikgeschichte Brünns. Notizen seit 1771.

Nr. 3, 4, 10—12. Grolig M., Bilder zur Rechts- und Sittengeschichte der Stadt Mährisch-Trübau im 16. und 17. Jahrhundert.

Nr. 3. d'Elvert Chr. R., Das Entstehen der Gesangvereine in Oesterreich, insbesondere Mähren und Oesterreichisch-Schlesien.

Welzl H., Vorträge und Vorlesungen in Brünn. Im Laufe des 19. Jahrhunderts.

Nr. 5—9. d'Elvert Chr. R., Der Regular-Clerus in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien.

Nr. 12. Klement C., Beiträge zur Kenntnis des Schulwesens in der k. Stadt Mähr.-Neustadt im 18. Jahrhundert.

Mansfelder Blätter. Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld zu Eisleben Jahrgang 8.

Größler H., Die älteren Urkunden der Stadt Hettstedt im Mansfelder Gebirgskreise bis 1574.

Poppe G., Graf Hans Ernst von Mansfeld-Heldrungen (1530—1572) und die Gemeinde zu Bretleben.

Poppe G., Die tolle Gräfin. Ein Kulturbild aus dem 18. Jahrhundert. Anna Hedwig von Geusau, geb. Gräfin Hahn.

Blümel E., Generalfeldmarschall Ernst Albrecht von Eberstein. Erinnerungsblatt an einen Helden des Mansfelder Landes.

Blümel E., Gottfried August Bürger. Ein Gedenkblatt zum 8. Juni 1894.

Poppe G., Kriegserlebnisse eines Heygendorfer Einwohners in den Jahren 1806—13. Aus einer Chronik von Heydendorf des Christian Gottlieb König, 1794 in Ziegelroda geboren, Gastwirtes in Heygendorf bei Artern.

Strümpfel E., Denkwürdigkeiten des Pfarrers Heinrich Schmalwasser weiland zu Wolferode und Polleben. Einzeichnungen auf den Innenseiten der Holzdeckel eines im Jahre 1579 gedruckten Concordienbuches über die Jahre 1550—1586.

Trippenbach M., Der Streit um die Patronatsgerechtsame in der Grafschaft Falkenstein a. Harz. Bericht des geistlichen Seniors Pastor Mallinus im Kirchenbuche von Dankerode aus dem Jahre 1692.

Größler H., Die Besitzer des Geburtshauses des Erfinders der Buchdruck-Schnellpresse Friedrich Gottlob König zu Eisleben.

Trippenbach, Mansfelder Glockeninschriften.

Kuckmann, Volkstümliches aus Eisleben. 1) Kirschkernketten. 2) Was die Glocken Eislebens läuten.

Totenschau des Vereins: Bl., Postsekretär H. Ludwig Kreidner 1840 bis 1893, Dichter in Mansfelder Mundart.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen Band 3 Heft 4 (Schluß).

Markus P., Meißen während der Napoleonischen Kriege (Fortsetzung). Aus Fleischhauers Kriegsjournal. Kriegsereignisse vom Jahre 1813.

Loose W., Die älteren Meißner Zunftordnungen. 2. Die Schneider. A. Ordnung der Schneiderinnung vom Jahre 1490. — B. Herzog Georg zu Sachsen erneuert und bestätigt vorstehende Ordnung am 13. Juni 1520 mit folgendem Zusatze. — C. Ordnung der Schneidergesellen vom 29. Juni 1501.

Nitzsche H., Geschichte des Volksschulwesens der Stadt Meißen. 1. Von der Reformation bis zur Gründung der Bürgerschule 1800. — 2. Von der Einrichtung der Bürgerschule bis zur Reorganisation der städtischen Schulen 1800—1836. — 3. Von der Reorganisation bis zu der durch das Schulgesetz von 1873 veranlaßten weiteren Ausgestaltung 1836—1874. — 4. Das Volksschulwesen der Stadt Meißen in den letzten zwanzig Jahren 1874—1894. — Beilage: Verzeichnis der Lehrer an den Volksschulen der Stadt Meißen. Von 1800—1894.

Loose W., Afranisches. 1. Das Landgut des Johann Rivius. Kaufurkunden aus den Jahren 1549—1553. — 2. Rede des Caspar Peucer an die Schüler. Eine Schlußrede, welche Peucer als Inspektor der Fürstenschulen nach einer stattgefundenen Visitation in üblicher Weise an die Schüler richtete. Vor 1571. — 3. Abschiedsrede des Hiob Magdeburg. Bei seiner Amtsentsetzung 1569. — 4. Ein Thunichtgut. Ein köstlicher Mahn- und Verweisbrief des Oberhofrichters Heinrich von Einsiedel an seinen in der Fürstenschule studierenden Neffen Hans von Ponickau, 12. Juli 1569, und der Bericht des Georg Fabricius an den Schulverwalter Johann Faust über Ponickaus Wegbleiben aus der Schule, 15. Juli 1569.

Markus P., Lebensläufe verdienter Meißner. 3. Superintendent Christoph Haymann (1709—1783) war von Ostern 1738—1748 Lehrer und Seelsorger in Pforta. Er hatte nicht nur Berührungen mit den Pietisten, sondern auch mit den Methodisten. Eine nach seinem Tode erschienene von unbekanntem Verfasser herrührende Biographie von ihm, die teilweise auf seinen Tagebüchern fußt („Blumen auf das Grab eines Rechtschaffenen". Meißen ohne Jahreszahl) berichtet über sein Verhältnis zu Klopstock: „Als derselbige bei seinem damaligen Schüler, nur genannten hochberühmten Klopstocke, einen außerordentlichen Hang zur epischen Dichtkunst gewahr ward und selbiger bald an diesem, bald an jenem Gegenstand seine vorzüglichen Talente auszubilden suchte, riet ihm einstmal sein treuer Lehrer, er sollte doch lieber den Helden aus Juda recht würdig zu besingen suchen, welchem herrlichen Rat nachhero Klopstock mit einer so ausnehmenden Stärke gefolget ist." Markus sucht die Richtigkeit dieser Angabe zu erhärten und weist Haymann eine wichtige Stelle in Klopstocks Entwicklungsgange zu. S. 20 wird das Verzeichnis der bekannten Schriften Haymanns ergänzt. — 4. Leicht A., Der Stadtschreiber Georg Gotthelf Welck (1669—1754) und Freiherr Carl Wolfgang Maximilian von Welck, Kreisamtmann zu Meißen (1743—1809).

Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Jahrgang 59.

v. Schultz, Die Verpfändung meklenburgischer Aemter unter Herzog Karl Leopold und deren Reluition.

Stieda W., Die Schiffergesellschaft in Rostock. S. 103 Schilderung eines Festes „Zur Nachricht aufgezeichnet, wie es anno 1780 den 10. Februar bey dem großen Faßlabend gehalten worden" — Beilagen.

Koppmann K., Dr. Johann Kittel, Professor der Theologie und Superintendent zu Rostock 1561—1563.

Meyenn F. v., Ein Rechnungsbuch des Klosters Dobbertin. 1491—1800. Verzeichnis der Priorinnen zu Dobbertin 1491—1560.

Bernstorff A. Graf v., Zur Geschichte von Ankershagen.

Stuhr Fr., Verzeichnis der Pfarrer im Lande Stargard 1496

Meyenn F. v., Kurze Chronik des Klosters Rühn während der Administration der Prinzessin Sophie Agnes, Tochter des Herzogs Adolf Friedrich I. von Meklenburg. Von 1654—1693.

Meyenn F. v., Die große Jammerklage und abgeschorner Bocksbart. Historisches Spottlied auf den schwedischen Feldmarschall Grafen Stenbock aus dem Jahre 1713.

Auszug aus dem zweiten Bericht des Herrn Wossidlo-Waren über die Sammlung meklenburgischer Volksüberlieferungen (Gedruckt in der Rostocker Zeitung 1894 Nr. 116, erste Beilage).

Groth, Meklenburgische Literatur Juli 1893 bis Juli 1894. Darin Abschnitt III: Literatur, sprachliche Altertümer. Sagen und Gebräuche. Buchdruck und Zeitungswesen. Bibliotheken. VII. Biographie.

Zeitschrift des Münchner Altertums-Vereins. Neue Folge VI.

Böhm, Hero und Leander.

Jahrbuch der Historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt zu Bromberg 1894.

Baumert H., Mitteilungen aus der Bibliothek des ehemaligen Bernhardiner-Klosters in Bromberg. Verzeichnis der nach dem Druckorte, dem Drucker und dem Jahre ihres Erscheinens geordneten ältesten Drucke bis zum Jahre 1530.

Verhandlungen des Historischen Vereines für Niederbayern Band 30.

Denk J., Die Einführung des exercitium Augustanae confessionis in der Grafschaft Ortenburg und die daraus entstandene Irrung. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen bearbeitet. I. Albrechts V. Regierungsantritt. Die Forderungen der weltlichen Stände auf den Landtagen der Jahre 1553, 1556 und 1563. — II. Förmlicher Uebertritt des Grafen J. v. Ortenburg zur Augsb. Konfession. — III. Einziehung der Schlösser und Landgüter des Grafen. — IV. Entstehung einer „Verschwörung". — V. Der Prozeß gegen die Freunde des Grafen. — VI. Der Prozeß gegen Graf Joachim allein. — VII. Ueber das Bestehen einer geheimen Verbindung 1) zwischen J. v. Ortenburg und Wilh. v. Grumbach 2) Bestand zwischem Joachim und dem österreichischen Adel eine Verbindung? 3) Unterhielt Graf Joachim ein Bündnis mit bayerischen Landsassen?

Scharrer F. S., Neuere Geschichte des Schlosses Moos. Fortsetzung von Band 25—29 der Verhandlungen. IV. Graf Kaspar I. (1757—1767). — V. Graf Kaspar II. (1767—1836). — VI. Maximilian Graf von Preysing (1760—1836). Viele kulturhistorisch wertvolle Notizen.

Ow A. Freiherr v., Urkunden-Regesten aus dem Schloßarchive zu Haiming an der Salzach. 1330—1643.

Mathes J., Adelsfamilien in Marklkofen und Poxau, ein Beitrag zur Geschichte der Vilsthalschlösser.

Kalcher A., Vilsbiburger Stadt- und Marktrechte. 1323—1660.

Niederlausitzer Mitteilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. 3. Band. Guben 1894. Heft 5—8.

Jentsch H., Aus J. G. Stephanis Sammelwerk über 500 gelehrte Gubener 1.

Kupka P., Die Mundart des Kreises Guben.

Beiträge zur Geschichte des Niederrheins Band 8.

Bechem H., Geschichte der lauretanischen Kapelle in Düsseldorf-Bilk.

Wachter, Correspondenz der Stadt Düsseldorf mit dem Prinzen Friedrich von Preußen, betr. dessen Rückkehr nach Düsseldorf (1848—1855). Aus den Akten der Stadt Düsseldorf mitgeteilt.

Rch., Bericht des Hofgärtners M. F. Weyhe an die kurfürstliche Schulkommission in Düsseldorf über Einführung der Obstbaumzucht bei Schulanstalten (1805).

Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiözese Köln.

Heft 57. 2. Abteilung (Schluß). Das Gräflich von Mirbachsche Archiv zu Harff. Urkunden und Akten zur Geschichte rheinischer und niederländischer Gebiete. Im Auftrage des Grafen Ernst von Mirbach-Harff bearbeitet von L. Korth. Zweiter Band 1431—1599. (Verzeichnis der Orts- und Personennamen).

Heft 58. Schroeder F., Die Chronik des Johannes Turck.

Pauls E., Zur Geschichte der Burggrafen und Freiherren v. Hammerstein.

Below G. v., Ein Bürgermeister-Schmauß in Köln. Notiz aus einem Briefe von Hermann Sudermann an seinen „Schwager" Heinrich Barß, genannt Olichsleger. Köln, 2. Juli 1541.

Hüffer H., Aus dem Briefwechsel Alexander Kaufmanns. Nachtrag zu Annalen 56, 202; in dem ausgedehnten sorgfältig geordneten Briefwechsel Alexander Kaufmanns ließe sich manche wertvolle Notiz für das literarische Leben der letzten Jahrzehnte finden. Der Brief Freiligraths vom

21. Oktober 1849 (Buchner 2, 226) ist nicht an die Weidmansche Buchhandlung in Berlin, sondern an Alexander Kaufmann gerichtet. — J. B. Rousseau wendet sich am 17. Januar 1865 aus dem Spital in Köln an Naumann mit der Bitte um Beiträge für eine zu veröffentlichende Zeitschrift „Die Bergkapelle" und um Ueberreichung eines Bittgesuches an den Fürsten von Löwenstein-Werthstein, worin seine journalistischen Verdienste und Pläne erwähnt werden.

Heft 59. 1. Das Stadtarchiv zu Andernach. a) Urkunden zu Andernach, b) Urkunden des Klosters Namedy, c) Miscellanea, d) Akten. — 2. Das Stadtarchiv zu Duisburg. — 3. Das Stadtarchiv zu Linz. a) Urkundenabteilung, b) Aktenabteilung.

Mittheilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs Jahrgang 17.

Heft 2. Lahmer R., Buchdruck im Niederlande. Neueste Zeit.

Haudeck J., Musikalischer Brief. Musikalisches aus Leipa seit dem 16. Jahrhundert.

Heft 3. Kögler R., Raimund Klaus. Eine Lebensskizze. K. M. R. Klaus, geboren am 15. Oktober 1812 in Böhmisch Kamnitz, gestorben am 10. Dezember 1838, war trotz seines frühen Todes ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, dessen Novellen zum Teil unter den Namen anderer Autoren (L. W. Koch, Habermann, Told), sowie unter den Pseudonymen Karl Mundis, Lukas in Tolds „Fortuna," später in Medaus „Erinnerungen" und sonst erschienen. Sämtliche Erzählungen der „Fortuna" vom Jahre 1836 sollen Klaus zum Verfasser haben. Weitere Nachforschungen und Mitteilungen wären erwünscht.

Klaus R., Der Sänger auf der Klippe. Ballade. Wien, im Januar 1835. Wo zuerst veröffentlicht?

Meiche A., Der Schatz im Sct. Joachimsberge bei Lobendau. „Diese Sage ist von einem alten Hielgersdorfer Lehrer schon vor mehreren Jahrzehnten druckfertig gemacht, aber bisher noch nicht benützt worden."

Tille J., Sagen aus Niemes.

Aus den Nachrichten. „Zu Neuwald bei Proschwitz wurde vor hundert Jahren in Scheunen des Ortes, sowie auch in Schänken der Nachbardörfer ein ähnliches Passionsspiel aufgeführt, wie in Höritz oder in Oberammergau. Der Text desselben ist jedoch bis auf einige Bruchstücke verloren gegangen." (Aus der Reichenberger Zeitung vom 29. April 1894.)

Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg. 46. Band der gesamten Verhandlungen und 38. Band der neuen Folge.

Lauter Th., Der Kölnische Vergleich von 1652. Ein Beitrag zur Geschichte des Simultaneum im Herzogtum Sulzbach.

Aus dem Jahresbericht. Vortrag von Wild (25. Februar 1893) über Aberglaube und Zauberei mit besonderer Rücksicht auf die Oberpfalz.

Hermann Freiherr von Reitzenstein (Nekrolog). Lokalhistoriker.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge Band 9 (der ganzen Reihe 48. Band).

Heft 3. Kautsch K., Die Handschriften von Ulrich Richentals Chronik des Konstanzer Konzils.

Witte H., Ein Steckbrief aus dem fünfzehnten Jahrhundert (28. Mai 1439).

Weech F. v., Studierende in Dillingen 1599.

Jacob K., zu Matthias und Caspar Bernegger. Ergänzungen zu Büngers Buch.

Elsässische Geschichtsliteratur der Jahre 1892 und 1893. Unter Mitwirkung von Ernst Marckwald, zusammengestellt von H. Witte. Eine ausgezeichnet gearbeitete Spezialbibliographie, von der Abschnitt VIII. Biographische Schriften, XII. Lite-

ratur- und Gelehrtengeschichte, Archive und Bibliotheken, Buchdruck und XIV. Volkskunde, Sage als für uns besonders wichtig hervorgehoben seien.

Schindler H., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Achern.

Pfaff F., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Breisach.

Fecht K. G., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Durlach.

Maurer H., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Emmendingen.

Leitz A., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Kehl.

Heft 4. Weech F. v., Beiträge zur Geschichte der badischen Landtage von 1819—1845 mitgeteilt und eingeleitet. — 1. Ueber die badische Ständeversammlung von 1819. Fragment eines Zeitungsartikels. Von Ludwig Winter. War für die Allgemeine Zeitung bestimmt, wurde aber unterdrückt. — 2. Ueber Veränderungen in den Verwaltungsformen. Denkschrift Seiner Königl. Hoheit dem Großherzog Ludwig vorgelegt von Ludwig Winter. Karlsruhe, 12. Februar 1820. — 3. Ueber die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen. Denkschrift von Ludwig Winter. Baden, den 18. August 1824. — 4. Ueber Ausübung eines Einflußes der Regierung auf die Wahlen. Gutachten von Ludwig Winter. 1830. — 5. Ueber die Verhandlungen des Landtags von 1831. Denkschrift von Staatsminister Freiherrn von Türckheim. — 6. Reflexionen über die Wahlfreiheit bei der Wahl landständischer Deputierter. Von Karl Christian Freiherrn v. Berckheim. 1840. — 7. Ueber das auf dem gegenwärtigen Landtag (1845) den Ständen gegenüber zu beobachtende System. Denkschrift von Staatsminister von Böckh. 10. Dezember 1845.

Lenz M., Aventins Berufung nach Straßburg. Mitteilungen über die Berufung Aventins nach Straßburg aus dem Briefwechsel des Augsburger Stadtarztes, Gereon Sailer an Martin Bucer, woraus hervorgeht, daß Sailer die Verhandlungen Bucers mit Aventin im Jahre 1531 vermittelte. Der Brief des Beatus Rhenanus an Bucer, in welchem von der Berufung Aventins an die Schule in Straßburg die Rede ist, wird auf den 8. Dezember 1531 fixiert. — S. 630 Anmerkung 1: Andere Berichtigungen zu dem Briefwechsel des Beatus Rhenanus. Der Brief Pirckheimers an Rhenanus 20. November 1529 (S. 378 der Ausgabe) wird gegen M. Herrmann für dieses Jahr sicher in Anspruch genommen; der Brief Aventins an Rhenanus (368) den die Herausgeber in das Jahr 1526 gesetzt haben, gehört ins Jahr 1531 oder 1532 (1. Juni).

Meister A., Ein Versuch der Stadt Straßburg um Aufnahme in den eidgenössischen Bund 1584—86. Das Bündnis Straßburgs mit Zürich und Bern 1588.

Schaefer K., Die Baukunst des 16. Jahrhunderts in Freiburg.

Weiß, Ein Brief aus dem Feldlager vor Neuß 1475.

Egelhaaf G., Die sog. Straßburgerlegende vom Jahr 1552. Polemik gegen Holländer.

Emlein J. F., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Schopfheim.

Holtzmann W., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Eberbach.

Wagner K., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Wertheim.

Schappacher L., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Meßkirch.

Damal C., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Wolfach.

Pfaff F., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Freiburg.

Maier A. F., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Schwetzingen.

Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg 2. Band.
Reime vom Oldenburger Wunderhorn.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich Jahrgang 15 Heft 2.

Lösche G., Die evangelischen Kirchenordnungen Oesterreichs. Die Kirchenordnung vom Joachimsthal in Böhmen, 1551. (Schluß.)

Schatzmayr, E., Beiträge zur Geschichte des Protestantismus in Istrien und Triest. II. Prozesse wegen Luthertums.

Weigel H., Die Durchführung der Gegenreformation in Fugau im Jahre 1696. Nach den Akten im Pfarrarchiv zu Spremberg. Vorwort. Nachwort und Anmerkungen von Scheuffler.

Mitteilungen des Altertumsvereins zu Plauen i. V. 10. Jahresschrift auf die Jahre 1893/94.

Raab C. v., Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des Vogtlandes. 1. Band. 1350—1485. Gesammelt und herausgegeben.

Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen Jahrgang 9 Heft 2.

Kleinwächter H., Das älteste protestantische Kirchenbuch der Stadt Posen. Von 1596 bis über das Jahr 1611 hinausreichend.

Warschauer A., Eine Denkschrift des Ministers Friedrich Wilhelm von der Schulenburg-Kehnert über Südpreußen. Von 24. November 1801 datiert

Warschauer A., Erinnerungen an Richard Roepell. Vortrag, gehalten in der zur Erinnerung an Richard Roepell abgehaltenen Sitzung vom 6. Januar 1894.

Hockenbeck H., Hexenbrände in Wongrowitz.

Gedike A., Die märkische Dichterin Anna Luise Karsch, geborene Dürbach, „Die Karschin" in der Provinz Posen. Nach einem Vortrage, gehalten in der Sitzung der historischen Gesellschaft zu Posen am 12. Dezember 1893.

Haßencamp R., Ein Briefwechsel zwischen der Fürstin Elisabeth Czatoryska und einem französischen Dichter des 18. Jahrhunderts. Ein Brief der Fürstin an Jacques Delille, den Verfasser der landschaftlichen Dichtung „Les Jardins" und Delilles Antwort, wahrscheinlich aus dem Jahre 1785. In Kopien vorgefunden im Nachlaß der Frau von La Roche. Sehr charakteristisch für die Sentimentalitätsperiode Europas.

Prümers R., Ein Brief Gneisenaus vom 19. Juni 1831. An den Geheimen-Rath und Hofpostmeister Schneider zu Berlin. Ueber die Absperrungs-Maßregeln gegen die Cholera.

Reutlinger Geschichtsblätter Mitteilungsblatt des Sülchgauer Altertumsvereins Jahrgang 5 Nr. 4.

Schön Th., Geschichte der Juden in Reutlingen. (Schluß.)

Schmidt, „Gomaringer Statutenbüchlein de anno 1539." (Schluß.)

Schön Th., Die Reutlinger Patrizier- und Bürgergeschlechter bis zur Reformation. (Fortsetzung.) 437 Kelner — 469 Klöwer.

Rheinische Geschichtsblätter, Zeitschrift für Geschichte, Sprache und Altertümer des Mittel- und Niederrheins Jahrgang 1 Heft 1.

Pick R., Aachener Sitten und Bräuche in älterer Zeit.

Franck J., Mundart und Volksüberlieferung.

Joerres P., Ortsnamen mit „West" oder „Wüst".

Das Riesengebirge in Wort und Bild. Fachblatt für die Gesamtkunde des Riesengebirges und der angrenzenden Gebiete. Jahrgang 14 Heft 1 und 2.

St. Georg. (Sagengeschichtlich.)

Knothe F., Volksdichtung und Kinderspiele im nordöstlichen Deutsch-Böhmen. (Fortsetzung.)

Einundsiebzigster Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur.

Nekrologe: Domherr Dr. Franz Lorinser (Auszug aus A. Meer: Dom-

herr Dr. Franz Lorinser. Schlesisches Pastoralblatt 15. Jahrgang Nr. 5—11 vgl. Euphorion 1, 834). — Professor Dr. Richard Roepell. — Professor Dr. Julius Schück.

Jahrbuch für Schweizerische Geschichte Band 19.

Tobler L., Altschweizerische Volksfeste. Zwei Vorträge.

Fäh F., Die Glaubensbewegung in der Landvogtei Sargans 1. Teil 1522—1526.

Anzeiger für Schweizerische Geschichte Jahrgang 25 (Neue Folge).

Nr. 3. Tobler G., Der Liederdichter Mathis Zollner. Wird von 1458—1507 oder 1508 in Bern nachgewiesen. Vielleicht gehört ihm außer den drei bekannten Liedern noch ein viertes über den Mühlhauser Krieg von 1468, Liliencron 1, 550.

Historische Literatur, die Schweiz betreffend. 1893. I. Schriften schweizerischer Vereine und Gesellschaften.

Beilage. Inventar des Spitalarchivs in St. Gallen.

Leder C., Inventar des Stadtarchivs Altstätten. — Inventar des Stadtarchivs Wil. — Inventar des Bürgerarchivs Rapperswil.

Nr. 4. Strickler J., Zwinglis Gutachten über ein Bündnis mit evangelischen Reichsstädten. 1527? 1529? Hält an dem Datum 1529 gegen Escher fest und sucht seine Ansicht durch neue Gründe zu stützen.

F. J., Politisches und religiöses Testament des Chronisten Bartholomeus Anhorn 1611. Ueber Bartholomeus Anhorn, dessen Leben und Wirksamkeit in kurzen Zügen im Vorwort zur Moorschen Ausgabe von Bartholomeus Anhorns Püntner Aufruhr im Jahre 1607 geschildert ist, besitzt die bündnerische Kantonsbibliothek eine wertvolle Autobiographie, deren Veröffentlichung von kundiger Seite in Angriff genommen worden ist.

Brandstetter J. L., Bruder Fritschi. Der Name Fatschin beruht wahrscheinlich auf einen Lesefehler J. A. F. Balthasars.

F. J., Schauspielaufführung in Chur. Nach dem Ratsprotokoll spielten zu Laetare 1541 etliche Bürger zu Chur ein Spil: „den richen man mit dem Lazaro".

Historische Literatur, die Schweiz betreffend 1893 (Fortsetzung und Schluß). II. Schweizerische und kantonale Geschichte. — III. Kirchengeschichte. — IV. Schul- und Gelehrtengeschichte. — V. Rechtsgeschichte. — VI. Literaturgeschichte. — VII. Kunstgeschichte. — VIII. Münz- und Wappenkunde.

Anzeiger für schweizerische Altertumskunde Jahrgang XXVII.

Nr. 1. Jecklin Fr., Kultur- und Kunstgeschichtliches aus den Churer Ratsakten.

Nr. 2. Schweizer P., Jos. Murers Bittschrift an den Zürcher Rat 1574. (Nachtrag zu dem Artikel über Murers Plan der Stadt Zürich in Nr. 4 des Jahrganges 1893.)

Beilage: Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler Bogen 5—12. Kanton Solothurn.

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 7/8.

Wagner J., Zur Volkskunde aus Draas.

Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. Band 26 Heft 1.

Teutsch G. D., Abriß der Geschichte Siebenbürgens (Fortsetzung).

Seraphin F. W., Ein Kronstädter lateinisch-deutsches Glossar aus dem 15. Jahrhundert.

Keintzel G., Lautlehre der Mundarten von Bistritz und Sächsisch-Regen.

Mit Berücksichtigung abweichender Lautverhältnisse in den sächsischen Ortsdialekten der Umgebung.

Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen Jahrgang 26.

Loserth J., Kleine steiermärkische Nekrologien und nekrologische Notizen. Nr. X. enthält auch Notizen aus dem 16. Jahrhundert.

Mell A., Zum windischen Bauernaufstande des Jahres 1573. Verzeichnis der zur Dämpfung des Aufstandes der Landschaft aufgelaufenen Kosten. Bericht der Musterkommissäre Erasmus von Saurau und Ferdinand Rindscheid.

Lang F. d. P., Informationsbuch eines steirischen Landpfarrers vor 150 Jahren. Aus Stallhofen bei Voitsberg.

Gubo A., Aus den Ratsprotokollen der Stadt Cilli. III. 1760—1763. S. 93 f. Kirche und Unterricht.

Mell A., Aus dem Herrschafts- und Landgerichts-Protokolle von Großlobming. 17. Jahrhundert.

Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark Heft 42.

Ilwof F., Erzherzog Johann und Dr. Lorenz Chrysanth Edler v. Vest. Mit Briefen des Erzherzogs. 24 Briefe an den Botaniker v. Vest aus den Jahren 1810—1833 vorwiegend botanischen Inhalts. Die Unterschrift Johann Frölich in Nr. 3 ist natürlich scherzhaft gemeint.

Loserth J., Wiedertäufer in Steiermark. S. 131 Auszug aus dem Glaubensbekenntnisse des 1534 hingerichteten Daniel Kropf. Auch „vier christliche Lieder die er gemacht“ werden erwähnt. S. 134 über Hans Donner, den Dichter des Liedes „Ich dank' Dir, lieber Herr, mein Gott.“ — Mit aktenmäßigen Beilagen.

Mell A., Die sogenannten Schützenhöfe und Schützenlehen in Steiermark. Verschwinden mit dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Wichner P. J., Zwei Burgen und drei Edelsitze in der oberen Steiermark. Historische Skizze. 1. Teil. Strechau. Schloß Thalhof.

Lang F. d. P., Das Familienbuch Siegmunds von Herberstein in einer Handschrift der Vaticanischen Bibliothek in Rom. Abschrift. Wahrscheinlich aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Wichner P. J., Bemerkungen zu Bartsch' „Wappen-Buch.“ (1566—1567.) Beschreibung des Admonter Exemplars.

Leysert S., Notizen zur Geschichte steirischer Burgen.

Beilagen. Gedenkbuch des historischen Vereines für Steiermark. Ilwof F., Josef Edler von Scheiger. Geb. 2. Februar 1801 zu Wien, gest. 6. Mai 1886 in Graz. Dichter und Altertumsforscher. S. 247 Verzeichnis von Scheigers in Druck erschienenen Arbeiten.

Luschin v. Ebengreuth A., Uebersicht der in den periodischen Schriften des historischen Vereines für Steiermark bis einschließlich 1892 veröffentlichten Aufsätze ferner der historischen oder die Steiermark betreffenden Artikel in der Steiermärkischen Zeitschrift. Graz 1894. Verlag des historischen Vereins für Steiermark.

Neue Mitteilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen. Im Namen des Thüringisch-sächsischen Vereines für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale Band 18 (Der zweiten Hälfte Schlußheft).

Hertzberg G., Die Stadt und Universität Halle a. S. im Jahre 1794. 1. Aeußeres Aussehen der Stadt Halle und der Nebenstädte. 2. Die Bevölkerung. Verfassung der Stadt. Justizwesen. Postamt. Accise. Steuerkasse. Geistlichkeit. 3. Handel und Gewerbe. Besatzung. Bürgermiliz, Schützengesellschaften. Laukhard. Lafontaine. 4. Geistiges Leben. Gymnasium. Die

Franckeschen Stiftungen. Niemeyer. 5. Die Universität. 6. Professorenleben. Loge. Studentenleben. 7. Skizze der Umstände die es am 12. Juli 1794 zu einer großen öffentlichen Säkularfeier nicht haben kommen lassen. Private Feier.

Liebe G., Eine Reiserechnung aus dem Jahre 1518. Die Reise ging von Schleusingen über Köln, Mainz und Paris nach dem Wallfahrtsort Mont St. Michel an der Küste der Normandie. Der vornehme Herr, der mit einem Gefolge von 4 Personen reiste, ist vermutlich der Graf Wilhelm IV von Henneberg.

Veröffentlichungen des Altertums-Vereins zu Torgau Jahrgang 7.

Trinkstubenordnung vom 30. Januar 1579.

Bericht über eine „Gasterey auf der Trinkstuben" vom 29. bis 31. Mai 1599.

Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn Band 3 Heft 9—10.

Fuchs K., Eine alte Beschwörungsformel.

Mátyás L., Aus dem Volksglauben der Schwaben von Solymár, Szent-Iván und Hidegkút.

Versényi G., Deutsche Volkslieder aus der Körmöczbányaer Gegend.

61., 62., 63., 64. **Jahresbericht** des Vogtländischen Altertumsforschenden Vereins zu Hohenlauben und 13., 14., 15., 16., 17. Jahresbericht des Geschichts- und altertumsforschenden Vereins zu Schleiz.

Eisel R., Ueber die Entstehung der Sage vom unterirdischen Gange.

Vorträge in Hohenlauben. Schubert, Eine Korrespondenz zwischen zwei Liebenden vor 150 Jahren. — Schubert, Ueber die wahre Eröffnung der Jenaischen Christnachtstragödie. — Neupert, Ueber den Aberglauben, welcher den Vögeln übernatürliche Kräfte andichtet. — Blechschmidt H., Ueber die Prozessierung der Häretiker in Böhmen unter Karl VI. (1711—1716). — Knoch, Ueber abergläubische Sitten und Gebräuche in dortiger Gegend vor, bei und nach der Geburt eines Kindes. — v. Strauch, Ueber Wilhelm Hey. — Meißner, Ueber Nicolaus Schmidt, den gelehrten Bauer in Rothemacker (geb. 1606). — Schaub, Ueber den Ursprung des Hexenglaubens. — Blechschmidt, Ueber die schlafenden Helden in der deutschen Volkssage.

62. Jahresbericht. Vorträge: Schneider, Ueber die Finger im Namen, Sprichwort und Spiel. — Schubert, Ueber die Rollwagenbüchlein. — Meißner, Ueber Ueberreste des germanischen Heidentums im Aberglauben unseres Volkes. — Schubert, Ueber den Dichter Karl von Holtei. — Lotter, Ueber die Entstehung des Hexenglaubens.

63. Jahresbericht. Vorträge: Schneider, Ueber den Volksglauben in der Adventszeit. — Dietrich, 1. Ueber die Beschwerden und Unbilden beim Reisen im vorigen Jahrhundert. 2. Ueber das im Schwarzathale spielende Märchen vom Flußgold. — Vollrath, Ueber den Frohntanz in Langenberg. — Burgemeister, Aufzeichnugen über den Aberglauben von Kinderwärterinnen, von Müttern und Ammen. — Ueber das ländliche Schulwesen des Erzgebirges im 16. Jahrhundert. — Dietrich, Ueber den Aberglauben, der sich an die nach Johannes dem Täufer benannten Blumen und Kräuter anschließt. — Vollrath, Ueber J. A. Comenius. — Dietrich, Ueber Gustav Schwab. — v. Strauch, Ueber den Dr. med. Karl Georg Neumann, einen geborenen Geraer, den Dichter des Studentenliedes „Vom hoh'n Olymp herab," das derselbe im Jahre 1793 in Jena verfaßt haben soll.

64. Jahresbericht. Vorträge: Bratfisch, Ueber das Johannisfest und die Volkssitte der Johannisfeier. — Schneider, Ueber das Volksschulwesen Sachsens im 18. Jahrhundert. — Dietrich, Ueber das Kegelspiel als religiöse Sitte. — Venus, Ueber die Geschichte und den Sagenschatz Thüringens. — Blechschmidt, Ueber Hölderlin.

Vorträge in Schleiz: Franz, Ueber Volkskrankheiten im Vogtlande im

16. Jahrhundert. — Hartenstein, Ueber die Entstehung der Kräuterbücher. — Münch, Ueber den Durchzug der vertriebenen Salzburger Emigranten durch Schleiz im Juli 1732 (nach einem im dortigen Ratsarchive befindlichen Aktenstücke). — Schmidt, Ueber verloren gegangene reußische Manuscripte (Schleizer Chronik des Caspar Sagittarius um 1687, Schleizer Chronikenkalender von 1712—25.)

Württembergisch Franken. Neue Folge. V. Beilage zu den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte vom historischen Verein für Württemb. Franken.

Kerler, Urkundliches zur Geschichte des Prämonstratenserinnenklosters Schäftersheim 1155—1437.

Hartmann, Johannes Drändorf, ein Vorkämpfer für Weinsbergs Recht 1425. 1. Zur geschichtlichen Orientierung: Weinsbergs Lage um 1425. — 2. Weinsbergs Vorkämpfer und Anwalt gegen den kirchlichen Bann. — 3. Urkunden: Die 3 Weinsberger Briefe Drändorfs.

Kolb, Der Haller Bildhauer Leonhard Kern.

Hartmann, Lokalgeschichtliche Kleinigkeiten. Fortsetzung. (cf. Württemb. Franken IV, 49 f.) 6. Der mittelalterliche Judeneid. Drei Formeln von 1413, 1451 und aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. — 7. Weikersheimer Goldschmiede-Ordnung von 1593. — 8. Die große Wasserflut vom 29. September 1732. — 9. Instruktion für den Bettelvogt zu Weikersheim 1681. — 10. Zur Geschichte der Ausübung des Collaturrechts.

Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft (der Gesellschaft für vaterländische Altertümer) in Zürich LVIII.

Zeller-Werdmüller H., Zürcherische Burgen I. A—L.

Deutsche Rundschau 1894.

August. Pfleiderer, Der deutsche Volkscharakter im Spiegel der Religion.

Aus den Tagebüchern Th. v. Bernhardis.

September. Paulsen F., Die deutsche Universität als Unterrichtsanstalt und als Werkstätte der wissenschaftlichen Forschung.

Milchhöfer A., Ernst Curtius. Zum achtzigsten Geburtstage (2. September 1894).

Curtius Friedrich, Ueber den politischen Konflikt in Shakespeares Coriolan.

Oktober. Billroth Th., Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift. Herausgegeben von E. Hanslick. Zwei Kapitel einer unvollendeten größeren Arbeit. I. Ueber den Rhythmus als ein wesentliches mit unserem Organismus innig verbundenes Element des Musikalischen. II. Ueber die Beziehungen von Tonhöhe, Tonklang und Tonstärke zu unserem Organismus.

Brandis C. G., Briefe von Ernst Moritz Arndt aus dem Frankfurter Parlament. An Christian August Brandis, Professor der Philosophie in Bonn. Herrliche Briefe voll von sicherem Vertrauen auf Deutschlands hohen Beruf und zukünftige Größe, wie von wütenden Worten über seine Verderber und Verblender. 1. 17. Juni 1848. Erster Ueberblick, Charakteristik der Linken. Ueber das Kaisertum. — 2. Ende Juni 1848. Charakteristik einzelner hervorragender Mitglieder des Parlaments. — 3. 27. Heumonds 1848. Prophezeihung Bismarcks. — 4. 13.—14. Weinmonds 1848. Ueber die deutsche Einheit. Klagt wie schon früher, daß er seines hohen Alters wegen nicht eingreifen könne, einem jüngeren den Platz versitze. — 5. Sonntag, den 29. des Weinmonds 1848. Hauptsächlich über Oesterreichs Stellung in Deutschland. Charakteristik der Oesterreicher.

Ueber Friedrich Wilhelm IV. Ueber Bethmann-Hollweg, Bunsen. — 6. 19. des Windmonds 1848. — 7. 22. des Frühlingsmonds 1849.

November. Schmidt E., Hans Sachs. Ein Gedenkblatt. . . . . „Goethe, Wieland und ein poetisch reichbegabter Bilderstürmer beugen sich vor dem alten Meistersinger, dessen Name fast zum Gespött geworden war, als vor einem Dichter erster Größe! Nach diesem Konzilium wagt man kaum ein dämpfendes Wörtchen, aber auch an Festtagen soll nicht allein die eifernde Begeisterung auftreten." . . . „etwa dritthalbhundert Meisterlieder . . . deren ungefüge Masse wohl nie anders als in Proben und Uebersichten gedruckt werden kann." . . . „Ein würdiges Buch freilich, das gut fundiert und lesbar wäre, bleibt noch zu erwarten, aber wir wissen, wer es schreiben kann und schreiben wird."

Suphan B., Zum zehnten November. „Schillers Todtenfeyer." Ein dramatischer Entwurf Goethes. I. Epilog zur Glocke und Plan einer größeren Dichtung zu Schillers Gedächtnis; Aufzeichnungen dazu in Goethes Nachlaß. II. Inhalt und Gang der Dichtung. — Die in Band 16 der Weimarischen Ausgabe (vgl. Euphorion 1, 846) veröffentlichten Aufzeichnungen werden durch ein dort übersehenes Blatt aus Zelters Nachlaß ergänzt; die Geschichte des Planes wird dargelegt und die Dichtung selbst in glücklicher und feinsinniger Weise, soweit als es möglich ist, rekonstruiert.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis. Nach dem Tode Frederiks VII. von Dänemark.

Frau von Bronsart und Bayreuth: Brief der Frau von Bronsart an Hanslick mit Berichtigung einer Stelle in dessen Lebenserinnerungen.

Nord und Süd 1894.

September. Brandes G., Das Buch Hiob. Autorisierte Uebersetzung von A. Neustädter.

Brasch M., Der Begründer der Völkerpsychologie. Eine Studie zu Moritz Lazarus' 70. Geburtstag.

Kalischer A. Chr., Philosophen und Astronomen des 17. Jahrhunderts und die ethische Seite der Musik.

Gebhard B., Kurd von Schlözer als Geschichtsschreiber.

Oktober. Manz G., Michael Beer und Eduard v. Schenk (ungedruckte Briefe Beers). Aus den Materialien für eine Biographie Beers. Nur Teile des Briefwechsels sind erhalten; Zeugnisse eines innigen, mit den Jahren zunehmenden Freundschaftsbündnisses, für Beers Entwickelung sehr wichtig. — 1. Bonn, 14. September 1827. Uebersendet einen Brief Goethes an d'Alton über den Besuch König Ludwigs I. von Bayern bei Goethe, damit er zur Kenntnis des Königs gelange. — 2. Düsseldorf, 24/29. Oktober 1827. Ueber denselben Brief, den er auf d'Altons Wunsch, der Klätschereien befürchtete, in einem verlorenen Briefe zurückverlangt hatte. — Ueber seine Bekanntschaft mit Immermann und dessen Trauerspiel in Tyrol. — Ueber seinen Struensee. — 14. November 1827. Struensee. Ueber sein Gedicht auf das Siebengebirge am Rhein (Werke 387). Ueber den Plan der Aufführung des Paria in München. Ungünstig über Spontini. — Frankfurt, 8. Januar 1828. Struensee. Plant einen Kaiser Albrecht. Theaterangelegenheiten. Plan einer raschen Aufführung des Struensee. — Berlin, 21. Juni 1828. Heine. Klenze. Platen. — Spaa, 19. August 1828. Ueber die Widmung des Struensee an König Ludwig. — Paris, 23. Juli 1831. — München, 23. Dezember 1832. Der erste Dubrief. Klagt über Abnahme seiner poetischen Begeisterung. Ueber die Umarbeitung des Struensee. Ueber Schenks Krone von Cypern, Immermanns Merlin. — München, 4. Februar 1833. Ueber die Umarbeitung des Struensee.

Ueber die Aufführung von Raupachs Isidor und Olga. Verkehr mit Platen. Ueber dessen Polenlieder.

November. Keiper W., Zwei Geniebriefe aus der Schweiz vom Jahre 1775. 1. Graf Friedrich Leopold Stolberg an Gerstenberg. Lausanne, 16. Oktober 1775. Ausführliche und wichtige Schilderung der ganzen Reise. Hamburg. Frankfurt (Goethe). Karlsruhe (Herzogin Luise). Straßburg (Lenz). Rheinfall. „Ueber drei hohe Felsen stürzt 100 Fuß hoch und 75 breit der Rhein mit der Stimme Gottes, mit undenklicher Schnelle, mit weit umherspritzenden Tropfen, bedeckt mit weißem Schaum, den zuweilen stürzende grüne Wellen unterbrechen, in das hallende Thal. Ich verglich, da ich ihn ansah, den Seelenschwung der lyrischen Poesie mit dieser lebendigen die Seele hinreißenden Bewegung, und einen Augenblick lang piguit poetam esse". Zürich (Lavater). Tellen-Kapelle. Am Wallenstädter See („hier machte ich den Gesang, Der Felsenstrom"). Marschlins (Salis), Genf (Zimmermann, Voltaire), Bern (Haller). „Mich hat die Schweiz zur Vollendung meines Freiheitsgesangs und zu manchen kleineren Gedichten begeistert .... Homer ist unser beständiger Begleiter gewesen, oft die Ilias auf dem Schlachtfelde und die Odyssee in Alpenhütten. — 2. Graf Christian an Gerstenberg. Schleswig, den 21. Januar 1776. Schilderung der Rückreise von Lausanne an. Zürich (Lavater, Miller, Kayser). Ulm. Weimar (Goethe, Wieland, der Hof). Dessau (Basedow). Potsdam. Berlin (übertrieben ungünstige Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, Claudius). Kiel (Cramer).

Kohut A., Wilhelm Müller. Eine biographisch-kritische Studie.

Deutsche Revue 1894.

August—November. Poschinger H. v., Fürst Bismarck und die Parlamentarier (Fortsetzung). Karl August Schneegans. — Dr. Ludwig Bamberger. — Graf Fred Franckenberg. — Dr. Joh. Nep. Sepp. — Ernst von Eynern. — Franz Peter Reichersperger — A. Lohren. — Adolf Woermann.

Poschinger H. v., Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor v. Unruh.

August—September. Kinkel Johanna, Erinnerungsblätter (Fortsetzung und Schluß). Während des Kriegsgerichtes weilt sie in Rastatt, es gelingt ihr aber nicht, Kinkel bei der Rückfahrt ins Gefängniß zu sehen. In Baden-Baden hört sie von verschiedenen Seiten, daß Kinkel nicht zum Tode, sondern zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt sei. Von Berlin aus wird ihr nahegelegt ein entehrendes Gnadengesuch einzureichen. Man sucht sie zur Lösung ihrer Ehe zu bewegen. Sie erzählt die Geschichte ihrer ersten Verheiratung und ihres Bekanntwerdens mit Kinkel. Sie entschließt sich zu ihren Kindern zurückzukehren, erzwingt aber vorher eine letzte Unterredung mit Kinkel im Kerker. Das erste Urteil wird wegen eines Formfehlers cassiert. Schließt die ergreifenden Blätter am Ende des Jahres in bangen Zweifeln.

August. Bulthaupt H., Theater und Gesellschaft.

September. Wasielewski W. J. v., Felix Mendelssohn-Bartholdy und Robert Schumann. Eine künstlerische Parallele mit Einflechtung persönlicher Erinnerungen.

Oktober. Voß Richard, Etwas von dem Urbild meiner „Alexandra". Plaudereien über eine alltägliche Liebesgeschichte.

Förster W., Ueber das Zusammenwirken von Bessel, Encke und Alexander von Humboldt. Rede, gehalten in der Aula der Universität zu Berlin am 3. August 1894.

November. Litzmann B., Was bedeutet Schiller für die Literatur der Gegenwart. Von dem Herausgeber der Zeitschrift aufgefordert, über die in ge-

wissen Kreisen zum guten Ton gehörende Herabsetzung Schillers auf Kosten Goethes, in der deutschen Revue ein kräftiges, aufklärendes Wort zu sagen, veröffentlicht Litzmann „einige Gedankenreihen," mit denen er im vergangenen Winter eine Vorlesung über die Dramen Schillers eingeleitet hat. Der Aufsatz gipfelt in dem heftigen Kampfe gegen einzelne Uebertreibungen bei dem philologischen Betrieb der deutschen Literaturgeschichte, sieht aber im Uebrigen jene Zeit der Herabsetzung Schillers bereits als vergangen an. Wenn S. 197 behauptet wird, Minors Schillerbiographie gehe in ihren Anfängen auf Anregungen Scherers und seines Kreises zurück, so ist dabei übersehen, daß die Anregungen dazu — wenn überhaupt von einer einzelnen Persönlichkeit und einem bestimmten Kreis — in weit früherer Zeit von Karl Tomaschek, dem Verfasser des Buches „Schiller und die Wissenschaft" ausgegangen sind.

Bock A., Goethe und Professor Hoepfner. Eine ansprechende zusammenfassende Darstellung der Beziehungen beider Männer auf Grund der bekannten Quellen.

Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart. Inhaltsverzeichnis vom VII. Jahrgang (1882) bis XIX. Jahrgang (1894 März). Breslau, Trewendt.

Preußische Jahrbücher 1894.

August. Voretzsch C., Vom deutschen Volkslied.

Cajus, Die Akademie zu Münster und ihr katholischer Charakter.

Philippi A., Neusprachlicher Unterricht.

Kühnemann A., Herder, Kant, Goethe.

September. Harnack O., Ueber neue Goethesche Sprüche. Würdigung der im elften Bande der naturwissenschaftlichen Schriften der Weimarer Ausgabe gedruckten neuen Sprüche und Kommentar dazu.

Oktober. Schmidt A., Nibelungensage und Nibelungendichtungen. Berührt auch neuere Dichtungen.

Strauch Ph., Die Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. Nennt außer den Euphorion 1, 233 verzeichneten Plänen des Vereins noch folgende: De praeclaris mulieribus (1473), die erste vollständige deutsche Uebersetzung des Terenz (1499), Prosaerzählung von den Haimonskindern (16. Jahrhundert); die Gartengesellschaft von Jakob Frey 1556.

Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte 1894.

September. Wechsler E., Wilhelm Hauff. Eine literarische Studie (Nachgelassene Arbeit).

Eckstein E., Eigennamen.

Oktober, November. Geiger L., Vom alten Schadow. I. Schadow und Goethe. (Mit zehn ungedruckten Briefen Goethes.) Benutzt Akten des Staatsarchivs, sowie Böttigers Nachlaß. Skizziert die Beziehungen Goethes und Schadows bis zur Errichtung des Blücherdenkmals 1816 und druckt dann 10 Briefe Goethes ab, welche Schadow in seinem Buch „Kunstwerke und Kunstansichten" Berlin 1849 nicht veröffentlicht hatte und welche durch die Erben G. Schadows vor einiger Zeit in der Königlichen National-Galerie zu Berlin deponiert wurden. Die Briefe drehen sich hauptsächlich um das Blücherdenkmal und um andere Kunstgegenstände, Medaillen, Zeichnungen x. und sind auch wichtig für Goethes Beziehungen zu Berlin. Das Verhältnis geht von anfänglicher Kühle und Steifheit zu herzlicher Anerkennung und Wärme über. 1. Weimar, 25. Oktober 1815. — 2. Weimar, 28. März 1816. Ueber die Transparentgemälde, welche der Maler Kolbe Goethes Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" gewidmet hatte. — 2. Weimar, 28. März 1816. Bestätigt die Echtheit eines für Schadow veranstalteten Abgusses von Tassos Todtenmaske. Empfiehlt Serassis Leben des Torquato

Tasso. — 3. Weimar, 2. Juni 1816. — 4. Weimar, 10. Juli 1816. — 5. Weimar, 27. Dezember 1816. Ueber das am 27. und 28. Dezember gedichtete Künstlerlied „Zu erfinden, zu beschließen" äußert sich der Schluß des (vielleicht einige Tage vorher diktierten?) Briefes noch zweifelnd: „Kann ich zu dem diesjährigen Künstlerfeste nichts leisten, so schicke ich künftig etwas." — 6. Jena, 16. Januar 1818. — 7. Weimar, 2. März 1818 — 8. Jena, 21. Juni 1818. Empfiehlt Seebeck. — 9. Weimar, 11. März 1819. Begleitbrief zur Uebersendung eines Abgusses der Medaille von Michelangelo („das wirklich schätzbare Kunstwerk des Leo von Arezzo zum Andenken unseres plastischen Urältervaters"). Blücher. Elginische Marmore. — 10. Weimar, 27. Oktober 1819. Warmer und herzlicher Brief nach der Enthüllung der Blücherstatue bei der gleichzeitigen Genesung des Künstlers von schwerer Krankheit. Schöne Worte über ihr Zusammenwirken. — Dem Aufsatze sind zwei Porträts von Schadow und seiner zweiten Gattin, sowie eine Reproduktion der Federzeichnung des Professors Kolb zu Goethes oben erwähntem Gedicht beigegeben. — II. Schadow und Böttiger. Schadow an Böttiger. 18. Januar 1804. Ueber die Teilnahme an einem von Böttiger zu gründenden Kunstblatt. Erzählt eine Duellgeschichte, die Kotzebue mit dem Fürsten Hatzfeld hatte. Bedauert, daß Böttiger den Ruf nach Berlin nicht angenommen habe: „Gedicke todt, Engel todt, Nicolai halbtodt, Zöllner halbtodt, Jenisch halbtodt. Che miseria!" Seine Bewunderung Wielands. Sein nahes Verhältnis zu Kotzebue, in dessen Freimütigen er schrieb. Geiger weist drei Aufsätze Schadows im Freimütigen nach und teilt aus einem (2. Juni 1803 Nummer 87 „Kunstnachrichten") den Passus über Schadows Wieland-Büste mit: über die große Verehrung für Wieland; eine Charakteristik von Wielands Kopf; ein Stich gegen Goethe am Schluß [der Druckfehler Aßmannstädt war zu verbessern]. Geiger verfolgt nun die Beziehungen Schadows zu Kotzebue und teilt aus einem Briefe Kotzebues an ihn, 27. September 1811, eine bemerkenswerte Stelle mit. Ueber die Tragödie Innocentia von Levezow. Aus dem sonstigen Briefwechsel ist wenig literarisches hervorgehoben: 4. Februar 1812 eine Bemerkung über Genz als Sekretär der Akademie der bildenden Künste. 27. Februar 1818 schimpft er über die deutschen Gelehrten. — 30. März 1807 Charakteristik der Berliner Prediger Hanstein und Ribbeck. — 5. Januar 1808 über Johannes Müller. 17. Februar 1808 über eine bei Sander in Berlin erschienene Schrift: „Galerie preußischer Charaktere." — 1. Februar 1814 gibt er Böttiger einen Kommentar zu seinen politischen Karrikaturen. Meist betrifft der Briefwechsel Kunstsachen.

November. Gumprecht O., Hans von Bülow.

Pawel J., Zu Wielands Alceste. Nach einem noch ungedruckten Briefe Wielands. An Professor Anton von Klein in Mannheim, Weimar 20. September 1774. Ueber die Aufhebung des Jesuitenordens. Ueber Kleins „Entwurf". Ueber die in Mannheim geplante Aufführung seiner Alceste. Vergleich mit der Gluckischen: „Auch diese letztere ist, besonders was die Musik betrift, ein göttliches Werk wie Sie wissen. Aber meines Schweizers Composition der teutschen Alceste ist und bleibt doch das Schönste was wir bisher noch in dieser Art gehört haben." Alles käme aber auf die Ausführung an, für die er wie für die Kostüme Winke giebt. Ueber Dalbergs Musikverständnis. Ueber die Weimarische Darstellerin der Alceste, Mad. Koch.

Neue deutsche Rundschau. Freie Bühne. 1894. September, Oktober.

Bie O., Form und Charakter (Zwischen den Künsten, 5. und 6. Fortsetzung. 3. Kapitel. Schluß.)

Vom Fels zum Meer Jahrgang 19 Heft 1.

Schönaich G., Ein Brief Richard Wagners. Facsimile. An Julius

Fröbel, Luzern 11. April 1866. Schöner, wichtiger Brief über König Ludwig von Bayern, von der Pfordten und die bayerische Politik. „Dieses Eine wird mir immer klarer, — mit Deutschlands Wiedergeburt und Gedeihen steht und fällt das Ideal meiner Kunst: nur in jenem kann dieses gedeihen! —“

Heimgarten 1894.

September. Reiterer K., Kleine Teufeleien aus den Alpen.

Rosegger P., Nach der Heine-Hetze. Eine Erinnerung.

Oktober. Hamerling Robert, Solang' die Ströme wandern. Als ungedruckt mitgeteilt. Wie Rosegger selbst im nächsten Heft berichtigt, ist es nicht von Hamerling, sondern aus Fercher's von der Steinwand „Gräfin Seelenbraud“, lag aber in einer Abschrift Hamerlings vor.

[Rosegger.] Am Tage der goldenen Freiheit. Ein Kapitel aus der Selbstbiographie von Hans Malser.

Vernaleken Th., Petrus. I. Petrus als Schlüsselmann. II. Petrus als Apostel. III. Petrus als Wanderer. Petrus, ein Bauer und der Tod. Sagengeschichtliche Studien.

Rosegger Peter, Das K in meinem Namen.

November. Kaiser K., Aus dem Volksmunde. Kinderreime, Sprücheln, Trutz-, Scherz- und Schelmenliedchen aus Niederösterreich. (Neue Folge.) Gesammelt und mitgeteilt.

Krauß F., Sitten und Bräuche des Lungaues.

Oesterreich-Ungarische Revue Jahrgang 9 Band 6 Heft 4 und 5.

Ganser A., Robert Hamerlings Atomistik des Willens.

Ungarische Revue Jahrgang 14 Heft 5—7.

Jósika-Denkfeier der Kisfaludy-Gesellschaft. Am 5. Mai 1894. S. 360 Abdruck dreier Gedichte, „welche die trauernde Witwe Baron Nikolaus Jósikas 1865, im Todesjahre ihres Gemahls, in ihrem Familienheim zu Aßód in deutscher Sprache gedichtet hat“.

Bayer J., Franz Kazinczys Hamlet-Uebersetzung. Kazinczy übersetzte in seinem „Ausländischen Theater“ 1790 Clavigo, Miß Sara Sampson und Hamlet nach der Schröderischen Bearbeitung ins Ungarische, ohne die letztere Quelle zu nennen. Macbeth, giebt er an, wolle er nach Bürger übersetzen. 1814 wollte er den Hamlet noch einmal nach Schlegel in Jamben übertragen. — S. 366 ist von geplanten Uebersetzungen Schillerischer Stücke die Rede.

Schweizerische Rundschau 4 Nr. 7.

Hirzel L., Heinrich Zschokke. (Zur Feier der Enthüllung seines Denkmals in Aarau.)

Waldmann F., Lavaters Briefe an die russische Großfürstin und Kaiserin Maria Feodorowna.

Ernst A. W., Heinrich Leuthold als Uebersetzer. (Schluß.)

Nuova Anthologia 51, 10.

Medin A., La caduta e la morte di Napoleone nelle poesia contemporanea.

Deutsche Worte 1894 Oktober.

Achelis Th., Ueber die Auffassung des Naturzustandes im vorigen Jahrhundert.

Das zwanzigste Jahrhundert Jahrgang 5 Heft 1.

Ein judengegnerischer und deshalb „wahnsinniger“ Hochschullehrer. Eine Erinnerung an Fr. Zöllner.

Freie Bildungs-Blätter 1894 November.

Urban M., Goethe im Schlosse Hartenberg und in der Stadt Falkenau.

Christliche Akademie XIX, 7 und 8.
Ein österreichischer Volksschauspieldichter (Anzengruber).
Der Kyffhäuser Jahrgang 8. August und September.
Luther Martin, Von den Juden und ihren Lügen.
Der Katholik 3. Folge.
9. Band Juni. Paulus N., Gerhard Lorichius, ein Convertit des 16. Jahrhunderts.
10. Band Juli—September. Stöckl, Streiflichter auf die Herbartsche Pädagogik.
10. Band Juli. Gaß J., Zur Mainzer Bischofswahl vom Jahre 1514.
Falk F., Der Wormser Domscholaster Dr. D. Mauch.
Oktober. Linsenmayer A., Nikolaus v. Lüttich, ein Reimprediger am Ende des Mittelalters.
Populär-wissenschaftliche Monatsblätter zur Belehrung über das Judenthum Jahrgang 14 Nr. 11.
Heilbronn S., Luther und Juden (Schluß).
Neue Bahnen V, 8.
Knilling R., Die Grundsätze der stilistischen Entwickelungstheorie.
Aus deutschen Bergen Jahrgang 9 Heft 7 und 8.
Taubmann J. A., Der Bibersteiner Ende. Eine Diewinsage.
Pasche J., Ritter Hans vom Sperlingstein. Nach einer alten Sage. (Gedicht.)
Aus deutscher Brust. Fliegende Blätter für Geist und Gemüt. Zugleich Archiv für literarhistorische Quellenkunde. Herausgegeben in Verbindung mit namhaften Autoren von G. A. Müller. Jahrgang 1 Nr. 1 und 2. Frankfurt a. M. Knauer. 4 M.
Falck P. Th., Die Jerzembskysche Abschrift der „Sesenheimer Lieder" des Dichters Lenz und die Echtheit und Chronologie der „Sesenheimer Lieder" (von Goethe und Lenz) nach Bielschowsky. Auf Grund des Jerzembskyschen Lenz-Nachlasses kritisch beleuchtet.
Böhmens deutsche Poesie und Kunst Jahrgang 4.
Heft 6—8. Emanuel Hirsch (Teutschenruft). Mein Lebensgang.
Maurer J., P. Dr. Hieron. Anton Jarisch † (Komotau). 1818—1890.
Heft 9—12. Rudolf Freiherr von Gottesheim (Aussig). Selbstbiographie. Verkehr mit Weilen, Laube, Friedrich Kaiser, Anton Langer, Hamerling, Rosegger. Bei Grillparzer wurde er nicht vorgelassen.
Dr. Eduard Maria Schranka (Smichow). Selbstbiographie.
K., Polizeirat Franz Isidor Proschko †. 1816—1891.
Proschko F. J., Gedichte.
Gundling J., Die letzte Königskrönung in Prag. Aus dessen noch unveröffentlichtem Nachlaß.
Richter K. Th., Der Wildschütz. Gedicht.
Schmelkes, G., Epigramme.
Deutsche Dichtung.
Band 16 Nr. 9, 10, 11, 12 [K. E. Franzos]. Ernst Schulze und Adelheid Tychsen. Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes IX—XII (Schluß). Auch Briefe an die Gräfinen Julie und Auguste von Egloffstein.
Nr. 9, 10. Die Geschichte des Erstlingswerks: Voß R., Meine Erstlinge. — Wolff J., Mein Erstling: Till Eulenspiegel redivivus. — Baumbach R., Mein Erstlingswerk: „Zlatorog."
Nr. 10—11. Referat: Metrische Uebertragungen.

Nr. 12. Bunte Reihe. Ungedruckte Briefe und Gedichte. A. L. Karschin, Ein Glückwunschbrief in Reimen 18. April 1778. — Klopstock an C. H. Hemmerde, Kopenhagen 23. September 1755. Vorschläge zu den Kupfern für Gesang 6—10 des Messias in der neuen Ausgabe 1755. — Schubart an seine Gattin, Hohenasperg, 30. August 1785. Ueber die Veranstaltung seiner Gedichtausgabe und deren Erträgnis. — Lavater an Bensler [Benzler], 27. August 1788. Ein bedeutsamer Brief über seinen Kampf mit Nicolai und seine Stellung zum Magnetismus. Besonders wichtig die Stelle: „Ich weiß, daß kein Sterblicher ganz ehrlich sein kann, und jeder eine Portion vom Kupfer des Eigensinns zum Golde seiner Wahrheitsliebe haben muß, aber wer mehr hat, als der Conventionsfuß gestattet, ist ein Falschmünzer." — B. W. Neubeck an den Verleger seiner Dichtung „Der Gesundbrunnen," Steinau, 12. April 1817 über die Ausgabe letzter Hand. — W. v. Humboldt an den Amtsrat Meyer in Hadmersleben, Berlin, 28. März 1834 über den Tod seiner Gattin. — A. v. Humboldt aus Paris circa 1820 mit Uebersendung mehrerer seiner Arbeiten. „Mögen meine neueren Arbeiten mir Ihre Liebe erhalten und vermehren. Ich bin an Schriftstellergefühl ruhmsüchtiger als vor 20 Jahren. Der Verstand macht niemanden klug." — Zacharias Werner, Stammbuchblatt („Ordnung des Heils") und Brief an Deinhardstein, Wien, 11. Mai 1816. Beides sehr charakteristisch. — E. Th. A. Hoffmann an einen Musikverleger, Berlin, 27. September 1807 über mehrere seiner Kompositionen.

Band 17 Heft 1, 3, 4. Die Geschichte des Erstlingswerks. Spielhagen F., Wie die „Problematischen Naturen" entstanden. — Schubin Ossip, Mein Roman: „Ehre". — Ebner-Eschenbach Marie, Meine Lehrjahre. — Franzos K. E., Mein Erstlingswerk: „Die Juden von Barnow". — Heyse P., Meine Erstlingswerke. — Schlußwort des Herausgebers.

Heft 1. Mörike E., Gedichte (Ungedruckter Nachlaß). Mitgeteilt von R. Krauß. I. Im Freien. „Dürfte als Nachklang der Liebe zu jener geheimnisvollen Fremden aufzufassen sein, die Mörike unter dem Namen Peregrina besungen hat, und demgemäß in das Jahr 1824 fallen." II. Lied eines Mädchens (Bist du, goldner Frühling). Scheint auch aus den Tübinger Universitätsjahren (1822—1826) zu stammen. III. An Luise (Ist's möglich, ferne von der Süßen). Ist in die Zeit zu setzen, da der Dichter mit Luise Rau verlobt war (1829—1830).

Briefe von und an Goethe. Bruchstück eines Briefes von Goethe an F. Mosengeil, mitgeteilt in einem Briefe Mosengeils vom 19. September 1820. Bezieht sich, was dem Herausgeber entging, auf den verbindenden Text zu Beethovens Egmontmusik und ist wahrscheinlich schon 1826 im Gesellschafter abgedruckt, vgl. Goedeke 3[1], 676. — Mathäus Stegmayer an Goethe. Wien, 20. July 1808. Mahnbrief wegen rückständigen Theaterhonorars. — Strafrapport des Theaters, Weimar, 26. Januar 1809, vom Wöchner Genast entworfen und von Goethe entschieden. — Undatiertes belangloses Billet von Goethe an Karl August. — Billet von Goethe wegen einer Sendung an Pyrker, Weimar, 2. Dezember 1831. — Ottilie v. Goethe an Bauernfeld, Wien, um 1840. Begleitblatt zu einem liegen gebliebenen Brief von ihr, in welchem ein Urteil über ein neues Stück Bauernfelds enthalten war.

K. E. Franzos, Ein Gedicht Grillparzers. Franzos hält an der Echtheit des mehrfach von ihm publizierten Gedichtes: „Lösche die Lampe" gegen Sauer, der es (Grillparzers Werke 1[5], 123) für unecht erklärte, fest und beruft sich auf die Zustimmung von Laube und Weilen. A. J. Weltner habe das Gedicht von den Schwestern Fröhlich empfangen. Die Widerlegung wird der nächste Band des Jahrbuches der Grillparzer-Gesellschaft bringen.

Heft 2 [Franzos K. E.]. Ein Bekenntnis. Clara Bauer (Karl Detlef) an Gustav Kühne 1868 mit dem Geständnisse, daß sie zu ihrer Schriftstellerei kein anderes Motiv getrieben habe „als auf etwas weniger mühsamem Wege, wie auf dem des Stundengebens, Geld zu verdienen, ohne Honorar würde ich keine Zeile schreiben."

Heft 3. Werder K., Gedichte. (Ungedruckter Nachlaß.)

Ungedruckte Briefe von Bismarck.

Aus Laubes Jugend. Laube an Ludwig Storch, Breslau, 20. April 1831 über seine Stellung zu der Leipziger Zeitschrift: „Unser Planet". — Laube an Heinrich König, Leipzig, 5. November 1840.

F., Dichter-Feste.

Heft 4. Jakob Grimm über Eduard Mörike. Das schöne Schreiben (Berlin, 26. Juli 1847), in dem Grimm dem Komité der Tiedge-Stiftung Mörikes „Idylle vom Bodensee" für den Preis empfiehlt.

Deutsche Dramaturgie Band 1.

Heft 1, 2. Kirchbach W., Alte und „moderne" Dramaturgie.

Heft 1. Köberle G., Ueber die „moderne" Bühne und die Dramatiker der Gegenwart.

Martersteig M., Ueber den Stil der Bühne.

Valentin V., Kunst und Routine.

Heft 2. Lier L., Zum Jubiläum des Hans Sachs.

Blätter für literarische Unterhaltung 1894.

Nr. 32. Waldmüller R., Prinzessin Amalie von Sachsen. Zum 10. August 1894.

Nr. 37, 38. Necker M., Ueber Literaturgeschichte.

Nr. 44. Friedrich R., Hans Sachs. Zum 5. November 1894.

Die Grenzboten Jahrgang 53.

Nr. 38, 39. Heinrich Heine, Noch ein Beitrag zu dem Streit um sein Denkmal.

Nr. 40, 41. Düsel F., Jägerlatein. Behandelt auch die Quellengeschichte einzelner Abenteuer des Münchhausen u. a.

Nr. 42. Wustmann G., Bachs Grab.

Nr. 44. Philippi A., Vom Werte der deutschen Literaturgeschichte.

Das Magazin für Literatur 1894.

Nr. 26. Karpeles G., Zwei Briefe von Friedrich Hebbel. An Gustav Kühne. 1) Hamburg 29. Juli 1840 betrifft die als Brotarbeit für den Hamburger Buchhändler Berendsohn von Hebbel verfaßten und unter dem Namen Dr. J. F. Franz veröffentlichten kurzgefaßten Geschichten des dreißigjährigen Krieges und der Jungfrau von Orleans, deren Autorschaft er öffentlich nicht gerne eingestehen will; ferner sein Verhältnis zu Gutzkow. — 2) Wien, 15. Mai 1862 mit den Nibelungen. Eine Art Widerruf der Vorrede zur Maria Magdalena.

Werder Karl, Gedichte. Aus dem von Otto Gildemeister herausgegebenen Nachlaßband: „Gedichte von Karl Werder."

Nr. 40. Heilborn E., Zu Wilhelm Müllers 100jährigem Geburtstag (geb. am 7. Oktober 1794).

Nr. 42. Hartleben O. E., Ein Goethe-Brevier. Vorrede zu dem Buche „Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten" von O. E. Hartleben.

Poppenberg F., Aus Otto Ludwigs Frühzeit. Ueber die drei Jugendnovellen des Dichters. „Aus einem alten Schulmeisterleben" erinnert durch eine gewisse altfränkische Gewundenheit noch an Jean Paul, verrät aber bereits

den künftigen Realisten der Dorfgeschichte. Die „Geschichte von den drei Wünschen“ zeigt Otto Ludwig als Romantiker, als Nachahmer Hoffmanns, was sich bis auf wörtliche Anklänge nachweisen läßt. „Maria“ zeigt den Einfluß Heinrich von Kleists und behandelt dasselbe Motiv, wie die Marquise von O.

Nr. 44. R. M. Meyer, J. Rover: Die Faustsage. „Daß Goethe den Vornamen „Johann“ für Faust nicht ebenso gut hätte poetisch machen können, wie „Heinrich“, möcht ich bezweifeln, aber er verband mit dem Namen von Christi Lieblingsjünger wohl eine zu sanfte, harmonische Vorstellung; der Titan durfte nicht den gleichen Namen führen, wie der muntere Seifensieder.“

Nr. 45. Nietzsche F., Ungedruckte Gedichte. An die Freundschaft (1882); Vereinsamt (1884); Venedig (1888).

Die Gegenwart 1894.

Nr. 26. Geiger L., Goethe als Erotiker.

Nr. 32. Benkert A., Charles Perrault und unsere Volksmärchen.

Nr. 36. Geiger L., Die Wahrheit über Charlotte Stieglitz. Mit einem ungedruckten Brief. Theodor Mundt an H. Stieglitz, Berlin, 21. April 1835. Ein sehr wichtiger und merkwürdiger Brief über die Herausgabe des Buches „Charlotte Stieglitz“. Der volle Gegensatz zwischen Mundt und Stieglitz tritt zu Tage. Mundt beklagt sich bitter und hart über Stieglitz' „Bemerkungen“ zum ersten Theil des Werkes, über dessen Wortbruch, über die Anmaßung, mit welcher er das Manuscript umgestaltete und verunstaltete, Stellen auskratzte u. s. w. Er betrachtet die Gemeinschaft in Bezug auf die Herausgabe des beabsichtigten Werkes als aufgelöst und stellt Bedingungen, die er für unannehmbar hält. Das Verhältnis Charlottens zu Stieglitz wird in ein neues Licht gerückt; man erfährt zwar Wahrheit über sie, aber wohl nicht die ganze Wahrheit. Piersons Buch über Kühne hat Geiger nicht herangezogen.

Nr. 40. Berger W., Wie ein Roman entsteht.

Bonz A., J. V. Scheffel, seine Frau und seine Verleger. Berichtigung einiger Angaben in Nr. 38 der Gegenwart.

Die Nation Jahrgang 12.

Nr. 1. Poppenberg F., Wilhelm Müller. Zum hundertjährigen Geburtstage.

Nr. 5. Heilborn E., Hans Sachs. Zu seinem vierhundertjährigen Geburtstage.

Die Zukunft Jahrgang 3.

Nr. 5. Nietzsche F., Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen.

Nr. 6. Tille A., Nietzsche als Ethiker der Entwickelung.

Nr. 8. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten. Auszüge aus Briefen des Präsidenten des Konstitutionellen Vereins für die Rheinlande A. v. Marées an den General Baron v. Forstner. I. Die Ausstellung des „Heiligen Rockes“. Elberfeld, 12. März 1845. II. Das Geschrei nach Reichsständen. April 1845.

Die Familie Band 3.

Heft 2. Zur Geschichte der Mädchenerziehung im 18. Jahrhundert (Schluß).

Ottilie Wildermuth über die Frauen-Schriftstellerei. Ein Brief an Robert Prutz.

Heft 3. Keidel E., A. G. Eberhard.

Die Mutterliebe in der deutschen Sage.

Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung 1894.

Nr. 33. Anhalts Bekenntnißstand 1570—1606.

Nr. 34—36. Von Goethes Faust zum Evangelium des Johannes.

Nr. 45. Zum 400jährigen Geburtstage des Dichters Hans Sachs.

Protestantische Kirchenzeitung 1894.

Nr. 33—42. Fischer M., Schleiermacher und die kirchliche Gegenwart.

Nr. 38—41. Bock F., Die religiöse Volksliteratur der evangelischen Kirche Deutschlands.

Schrattenthals Frauen-Zeitung Jahrgang 1 Nr. 22, 23.

Unsere Briefmappe (2. Fortsetzung). Marie von Hanstein an Karl Weiß-Schrattenthal 12. Jänner 1879. 21. Juli 1879. — A. Raßmann an Marie von Hanstein 1. Dezember 1880.

Schrattenthals Rundschau Jahrgang 2.

Nr. 1, 2. Hitz Luise, Die Freundin eines großen Mannes. Schacks Freundin Hedwig Dragendorff.

Nr. 1. Weiß-Schrattenthal, Unsere Briefmappe. Briefwechsel mit M. v. Hanstein (4. Fortsetzung). Auch ein Brief von Felix Dahn an deren Schwester, 12. Jänner 1886.

Nr. 4. Horn-Grüna Flora, In Goethes Heimstätte. Plauderei.

Illustrierte Zeitung Nr. 2679. 3. November 1894.

Gg. Hch. Ein neues Portrait des Hans Sachs. Eine Medaille oder vielmehr nur ein schlichter Bleiabschlag einer solchen in dem königlichen Münzkabinet in München. Sie wird dem Wenzel Jamnitzer zugeschrieben und stellt den Meister im höchsten Alter dar.

Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1894 Nr. 9 und 10.

Des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig Zug durch Norddeutschland im Jahre 1809.

Der Sammler Jahrgang XVI Nr. 1.

Brendicke H., Einige Stammbücher aus dem 18. Jahrhundert.

Internationale Literaturberichte 1894 Nr. 27.

Knortz K., Schiller in Amerika.

Deutsche Literaturzeitung Nr. 40.

Grünberg P., Ratzmer: Die Jugend Zinzendorfs. Lehrreiche Besprechung. Vergleich der verschiedenen Auffassungen.

Der Theatercourier. Hannover 1894 Nr. 33.

Isolani E., Herzogin Amalie von Sachsen, eine fürstliche Bühnendichterin.

Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1894 Nr. 13.

J. H., Paracelsus und Hohenheim.

Krauß R., Hermann Kurz. Vortrag, gehalten im November 1893.

Trautenauer Wochenblatt 5. November 1894.

B., Zur Hans Sachs-Feier.

Beilage zur Bohemia 1894.

Nr. 304. Ehlen Ottilie, Kaiser Karl VII. und Katharina Elisabeth Textor. (Betrachtungen zur Erzählung einer Episode aus dem Leben von Goethes Mutter.)

Nr. 305. Hauffen A., Zur Erinnerung an Hans Sachs.

Deutsche Wacht. Dresden 1894 Nr. 240.

Sauer W., Sakuntala, Goethe und Schiller. Einflüsse der Sakuntala auf Goethes Faustprolog und Schillers Alpenjäger.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1894.

Nr. 84, 93, 104, 115. Haarhaus J. R., Auf Goethes Spuren im Süden. Reiseskizzen. 7. Venedig und venezianische Kunstwerke. — 8. Musik und Theater in Venedig. — 9. Das Lido und Chioggia. — 10. Ferrara.

Nr. 91. Brasch M., Zum Jubiläum der Universität Halle. Eine historische Studie.

Nr. 92. Anna Löhn-Siegel, Aus meinem Tagebuch vom Dresdener Hoftheater. Anfang der fünfziger Jahre.

Nr. 95. Eine Dichterin im sächsischen Königshause. Zum 10. August 1894.

Nr. 101. Johann Gottfried von Herder. Zum 25. August.

Höber E., Aus dem Leben Hoffmanns von Fallersleben.

Nr. 103. Rost R., Ekhof und Lessing.

Nr. 116. Die Bibel im Volksmunde. Eine sprachliche Studie von einem Theologen.

Nr. 120. Fränkel L., Der Dichter der Müllerlieder. Zu seinem 100. Geburtstag.

Nr. 125. Kellner H. C., Zur Frage des deutschen Nationalhymnus.

Nr. 130. Tille A., Das Reformationsjubiläum von 1617.

Nr. 131. Meyer P., Pufendorf.

Nr. 132. Hans Sachs. 1494 — 5. November — 1894.

Nr. 135. Beck M., Martinstag.

Nr. 136. Müller C., Loosbräuche unter der Kinderwelt.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1894.

Beilage-Nummer 108, 109. Wünsche A., Baumbachs Abenteuer und Schwänke und ihre Quellen.

Nr. 167. Fulda L., An Kuno Fischer.

Lorm H., Betty Paoli (Nachruf).

Nr. 168. Meyer v. Waldeck, Kuno Fischer.

Nr. 182. Nietsche F., Homer und die klassische Philologie.

Nr. 202—204. Wünsche A., Der Sagenkreis vom geprellten Teufel als Baumeister.

Nr. 211, 212. Rueppрecht Chr., Mitteilungen über die Handschriften-Sammlung der Kgl. Universitätsbibliothek in München.

Nr. 215. Kawerau W., Esther-Dramen.

Nr. 219, 220. Bettelheim A., Aus den Denkwürdigkeiten von Joseph Korner. Auszüge aus einer umfangreichen Selbstbiographie von Franz Nissels Vater, dem Schauspieler Korner, die uns mit dessen höchst merkwürdigen abenteuerlichen Jugendleben bekannt machen. Nach Korners Aufzeichnungen hätte sein Vater, Nissels Großvater, Zauber- oder Volksstücke für die Theater in der Leopoldstadt und Josephstadt geschrieben, die sich bis jetzt nicht auffinden ließen. Korners erstes Engagement war in Wiener Neustadt bei Direktor Scherzer, von dem ein abschreckendes Charakterbild entworfen wird. Die weiteren Aufzeichnungen geben tragikomische Darstellungen des wüsten Treibens grotesker Schmieren-Direktoren in Oesterreich-Ungarn; bringen gute sachliche Aufschlüsse über die Bühnen von Innsbruck, Prag, Nürnberg, Graz, Linz, Bamberg und das Wiener Burgtheater; manche gute Charakteristik seiner Chefs, zumal von Holbein, Hofrat Raymond und dem jungen Laube; auch das eine und andere Porträt seiner großen Collegen, Anschütz, La Roche 2c.: „durchweg lesenswerte Mitteilungen, die im Grillparzer-Jahrbuch oder in Litzmanns ‚Theatergeschichtlichen Forschungen' eingehendere Wiedergabe verdienen und lohnen". Sie sollen mit Nissels gesammten Nachlaß der Wiener Stadtbibliothek übergeben werden.

Nr. 227. Golther W., Gérard Gleys Verdienste um den „Heliand."

Nr. 229. Sadger J., Ibsens Gespenster.

Nr. 236. W. Henke, Bewegungsmotiv und Restauration des Laokoon.

Nr. 237—239. Sander F., Apollonios von Tyana, der heidnische Messias.

Nr. 230. bm. [Bettelheim A.]. Rudolf Valdeck (Wagner), Nekrolog und Charakteristik des ausgezeichneten österreichischen Theaterreferenten und Feuilletonisten. „In seinem Nachlaß müssen sich umfangreiche Sammlungen finden, Kataloge aller Autobiographien, insoweit die seinem rastlosen Spürsinn zugänglich waren. . . . . . Die nächsten Kameraden sollten es sich angelegen sein lassen, eine Auswahl der wesentlichen kleineren Schriften Valdecks in Buchform herauszugeben. . . . Sonst wäre es eine Ehrenpflicht der Stadt Wien, den literarischen Nachlaß dieses Klassikers unter den Wiener Kritikern zu hüten und zu heben."

Nr. 240, 241. Berlepsch H. E. v., Gottfried Keller als Maler.

Nr. 241, 242. Henke W., literarische Miscellen.

Nr. 243. Geiger L., Neue Sammlung von Goethes Briefen. Ein offenes Wort über Buchmacherei. Gegen die bei Pfau in Leipzig erscheinende Ausgabe.

N. 252. Bock A., Goethe und Fürst Radziwill.

Nr. 253, 254. Kluge F., Sprachreinheit und Sprachreinigung geschichtlich betrachtet.

Bayerischer Kurier 1894 Nr. 189 und 190.

Türck H., Meine Erfahrungen mit Kuno Fischer.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Abendausgabe. 1894 Nr. 257.

Trost K., Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte.

Neue Freie Presse 1894 Nr. 10758. 5. August Morgenblatt.

Franzos K. E., Bauernfeld und Grillparzer. Franzos skizziert den Inhalt eines Gesprächs mit Bauernfeld aus dem Spätherbst 1876 über Grillparzer, besonders über die lyrischen Gedichte, die Dramen, die Beziehung zu Kathi; dann ein zweites Gespräch aus dem Sommer 1877 über Bauernfelds Feuilleton in der Neuen Freien Presse, 6. Januar 1877, „Verkehr mit Grillparzer", dessen geplante Fortsetzung über Katharina Fröhlich auf deren Einschreiten unterblieben sei. Katharinas Brief an Bauernfeld, Wien, 9. Januar 1877, worin sie ihn bittet, mit der Veröffentlichung seiner Mitteilungen über sie bis nach ihrem und ihrer Schwestern Tod zu warten, wird abgedruckt; die darauffolgende Unterredung Bauernfelds mit Katharina nach dessen Erzählung wiedergegeben.

19. Oktober. Oskar v. Redwitz in Oesterreich. Briefe der Erzherzogin Sophie und des Erzherzogs Max an Redwitz.

Rostocker Zeitung 1894 Nr. 272.

Zwei Briefe Fritz Reuters an seine Luise 1851—1854. Aus der Magdeburger Zeitung abgedruckt.

Vossische Zeitung 1894.

Nr. 320. Ein Brief von Fritz Reuter und seiner Luise.

Bote für Tirol und Vorarlberg 1894 Nr. 253, 254.

Prem S. M., Zum Hans Sachs-Jubiläum. Hält an Hans Sachsens Anwesenheit in Tirol gegen E. Götze fest und sucht tirolische Lokalitäten in dessen Werken nachzuweisen. „Nach der Tradition hat Sachs im heutigen Gerichtsgebäude in Schwaz gewohnt; über eine dort entdeckte interessante Verewigung seiner Poesie werden wir demnächst von anderer Seite hören."

Weimarische Zeitung 1894.

Nr. 252. Hans Sachs. Von C. M. W. (Wielands Aufsatz aus dem Aprilheft des deutschen Merkur 1776).

Nr. 253. — n. Hans Sachs II.

Wiener Zeitung 1894, 4. November.

Minor J., Hans Sachs. Vortrag, gehalten zum vierhundertjährigen Jubiläum der Geburt des Hans Sachs.

2. Bücher.[1])

Literaturgeschichte. Bibliographie. Poetik. Sammelwerke.

Scherer, W., Geschichte der deutschen Literatur. 7. Auflage. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 10 M.

Vilmar A. F. C., Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 24. Auflage. Mit einem Anhang: „Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart von A. Stern. Marburg, Elwert. 7 M.

Stern A., Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart. 3. neubearbeitete und vermehrte Auflage. Marburg i. H., Elwert. 1.50 M.

Inhalt: Vorwort. — Einleitung. — Das junge Deutschland und die politische Lyrik. — Nachwirkungen der klassischen und romantischen Ueberlieferung. — Die Erhebung gegen die Herrschaft der Tendenzpoesie. — Der poetische Realismus. — Neue Kämpfe. Das Ende des Jahrhunderts.

Wolkan R., Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts. Prag, Haase. 20 M.

Inhalt: 1. Entwicklung des Deutschtums in Böhmen. — 2. Schulwesen. — 3. Humanismus. — 4. Höfische Dichtung. — 5. Das 14. und 15. Jahrhundert. — 6. Das 16. Jahrhundert.

Grünbaum M., Die jüdisch-deutsche Literatur in Deutschland, Polen und Amerika (Aus: Winter und Wünsche, Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons) Trier, Sigmund Mayer. 1.80 M.

Schmidlin L. R., Die katholisch-theologische und kirchliche Literatur des Bistums Basel vom Jahre 1750 bis zum Jahre 1893. 1. Heft. (Bibliographie der schweizerischen Landeskunde Fascikel V, 10 e 1.) Bern, Wyß. 3 M.

Wedddigen F. H. O., Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Kulturvölker der Neuzeit. 2. (Titel-) Ausgabe. Leipzig, Wigand 1895. 2 M.

Das Buch hätte nicht ohne starke Umarbeitung oder Ergänzung ausgegeben werden dürfen. Das Vorwort der ersten Auflage enthielt den Satz: „Wir sind überzeugt, daß bei einer neuen Auflage noch hier und da die bessernde und nachtragende Hand erforderlich sein wird.“ Trotzdem ist der neuen Ausgabe nichts hinzugefügt als ein neues Vorwort, in dem Süpfles Buch wenigstens erwähnt wird, während die Arbeiten von Herford, Meisner, Farinelli, der Briefwechsel Goethes mit Carlyle, die neueren Bände des Goethe-Jahrbuches und die Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, um nur das Wichtigste hervorzuheben, ignoriert werden. Das schwierige Thema harrt des geeigneten Bearbeiters.

Lohmann, P., Pantheon deutscher Dichter. 14. Auflage. Leipzig, Fock. 4 M.

Katscher, L., Friedensstimmen. Eine Anthologie. Eingeleitet von K. F. Meyer und Berta v. Suttner. Leipzig, Hoppe. 6 M.

Tetzner, Deutsche Geschichte in Liedern deutscher Dichter. 1. Teil. Von Pytheas bis Luther. 2. Teil. Von Ferdinand II. bis Wilhelm II. (Universal-Bibliothek Nr. 3278—3283). Leipzig, Reclam. 1.20 M.

Grotthuß J. E., Freiherr v., Das baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den baltischen Provinzen Rußlands, mit einer literarhistorischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien. 2. Auflage. Reval, Kluge. 6 M.

---

[1]) Die neueingeführten Ueberschriften sollen die Uebersicht erleichtern, bedeuten aber nicht ein starr festzuhaltendes Schema; vielmehr wahre ich mir auch für die Zukunft die Freiheit, nach dem jeweiligen Bedürfnis neue Abschnitte zu bilden oder mehrere Gruppen zusammenzufassen. Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1894 zu ergänzen. A. Sauer.

Büchmann G., Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von W. Robert-tornow. 18. Auflage. Berlin, Haude & Spener.

Hilty C., Lesen und Reden. Frauenfeld, Huber 1895. 2.40 ℳ.

Inhalt: Ueber das Lesen. Ursprünglich ein Vortrag in einem Jünglingsverein. — Offene Geheimnisse der Redekunst. Ursprünglich ein akademischer Vortrag, zuerst gedruckt in dem 2. Bande des „politischen Jahrbuchs der schweizerischen Eidgenossenschaft" 1887.

Weigand W., Das Elend der Kritik. München, Franz 1895. 2.40 ℳ.

Wyzewa Th. de, En Allemagne. L'art et les moeurs. Paris, Perrin & Co. 3.50 Fr.

Reich E., Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Friedrich. 2 ℳ.

Chevalier L., Zur Poëtik der Ballade III. Dreizehnter Jahresbericht des k. k. Staats-Obergymnasiums in Prag-Neustadt. 1894.

Nachdem Chevalier in den beiden ersten Teilen seiner Abhandlung (in den Programmen derselben Anstalt 1891 und 1892) mit bisher unerreichter Sachkenntnis und Belesenheit meisterhafte Charakteristiken der deutschen Balladendichter bis auf die neueste Zeit und eine Zusammenstellung der ästhetischen Theorien über diese Dichtungsgattung gegeben hat, geht er jetzt zu seiner eigenen Definition und Einteilung der Balladendichtung vorwärts. Die Ballade ist darnach „jene, häufig als Kleinepik bezeichnete Dichtungsart, welche als Mischung des Handlungs- und Stimmungsbildes in knappem Rahmen bald nach Art der Volksballade, aus der sie ursprünglich hervorgegangen, naturalistisch, bald in reicherer, idealschöner, aber immer concentrierter Entfaltung Gestalten und Charaktere nach mannigfachen Richtungen ihres ganzen Gemütes und Geisteslebens, in ihrer Beziehung und im Konflikte mit der Außenwelt, mythischen Wesen, dem Menschen und dem Gesamtleben, in der Form gern in dramatisch bewegter Weise und mit Anwendung sprachlich musikalischer Elemente künstlerisch darstellt. Er unterscheidet darnach die volkstümliche und die Kunstballade; ferner die lyrische, epische und dramatische Ballade, von denen die ersteren wieder feinsinnig in Unterabteilungen gegliedert werden. Ein viertes Programm wird die für die Poëtik grundlegenden Untersuchungen zu Ende führen.

Thiel P. J., Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung an einen Naturischen. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895. 1.80 ℳ.

A. T. Ueber die „sogenannte" moderne Richtung in den Künsten (unter besonderer Berücksichtigung der Dichtkunst, Musik und Schauspielkunst). Winke für junge Künstler, Kunst- und Literaturfreunde. Hamburg, Laeisz. 1 ℳ.

Allgemeines historisches Porträtwerk. Neue Ausgabe, nach Zeitaltern geordnet. Eine Sammlung von über 600 Porträts der berühmten Personen aller Nationen von etwa 1300 bis etwa 1840, nach Auswahl von W. v. Seidlitz, mit biographischen Daten von H. A. Lier und H. Tillmann. Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. Lieferung 13—19. II. Abteilung: Das Zeitalter des 30jährigen Krieges (1600—1670). München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft à 4 ℳ.

Allgemeine deutsche Biographie. 186. Lieferung. (Band 38 Lieferung 1) Thienemann—Thulemeyer.

Es seien hervorgehoben: J. G. Thierbach, Archäolog und Schulmann 1736—1782. Handschriftliches über ihn, namentlich ein Auszug seines Briefwechsels mit Fr. Nicolai in der Gubener Gymnasialbibliothek (Jentsch.) — B. Thiersch (Pseudonym: Th. Reisch) Schulmann und Verfasser des Preußenliedes 1793—1855 (Pröhle). — Friedrich Thiersch, berühmter Philolog,

Pädagog und Philhellene 1784—1860 (Baumeister). — H. W. J. Thiersch, Theolog 1817—1885 (W. Freiherr v. Pechmann). — J. O. Thieß, Theolog und Schriftsteller 1762—1810 (Bertheau). — F. G. Thilo, Roman- und Dramendichter 1749—1825 (M. Mendheim). — G. W. M. Thilo, Pädagog 1802—1870 (H. Fechner). — J. K. Th. Thilo, evangelischer Theologe 1794—1853 (Tschackert). — Valentin Thilo, zwei Dichter geistlicher Lieder, Vater und Sohn, 1579—1620; 1607—1662 (l. u.). — Thiloninus Philymnus (Thilemann Conradi), Humanist zu Anfang des 16. Jahrhunderts (J. Bolte). — Kaspar Tholde, hessischer Theologe ca. 1520—1582 (B. Beß). — F. A. G. Tholuck, Theolog 1799—1877 (G. Frank). — Johannes Thomä, Jurist 1624—1679 (A. Schumann) — Johannes Thomae, reformirter Katechet, Prediger und Schulmann 1604—1672 (Cuno). — Marcus Thomä, Schwärmer ca. 1521 (Tschackert). — Nicolaus Thomä, evangelischer Theologe der Reformationszeit, geb. 1492 (Ney). — Thomas (Chrön), Fürstbischof von Laibach 1560—1630 (Th. Elze). — Thomas von Imbroich, Buchdrucker 1533—1558 (L. Keller). — Thomas, ein deutscher Buchdrucker in Sevilla am Ende des 15. Jahrhunderts mit vollem Namen Thomas Glockner; zugleich Mitteilungen über seine Genossen Paul von Köln, Johannes Pegnizer und Magnus Herbst (K. Steiff). — Thomas Septemcastrensis, Buchdrucker aus Hermannstadt in Siebenbürgen, der 1472 in Verbindung mit Joh. Wurster aus Kempten in Mantua thätig war (K. Steiff). — Adolf Thomas, Prediger an der Nicolaikirche in Berlin 1812—1891 (M. Sydow). — Chr. L. Thomas, sächsischer Schulmann und pädagogischer Schriftsteller 1815—1878 (Georg Müller). — J. G. Chr. Thomas, Frankfurter Senator, Historiker 1785—1838; dessen zweite Gattin Rosette Staedel geb. Willemer 1782—1845 (R. Jung). — Christian Thomasius, hervorragender Förderer der deutschen Kultur, dem Fache nach Jurist 1655—1728 (E. Landsberg). — Gottfried Thomasius, lutherischer Theologe 1802—1875 (Tschackert). — Hieronymus Thomasius (Thomae, Thomas), Dichter und Jurist des 17. Jahrhunderts (Roethe). — Jakob Thomasius (Thomas), hervorragender Philosoph und Schulmann des 17. Jahrhunderts 1622—1684 (R. Sachse). Jakob Thoming (Thomingus), sächsischer Rechtsgelehrter, gest. 1576 (v. Eisenhart). — Chr. N. Th. H. Thomsen, gelehrter Theolog 1803—1872 (Carstens). — J. H. Thomsen, Dichter 1749—1777 (Carstens). — Thomas Thorild, Professor der Philosophie in Greifswald, 1759—1808 (Häckermann). — Th. v. Thrämer, hervorragender Pädagog, Sprachforscher und Kämpfer für evangelisches Deutschtum 1809—1859 (E. Thrämer). — G. Thudichum, Philologe 1794—1873 (F. Thudichum). — H. G. v. Thulemeyer (Thulemar), Historiker und Rechtsgelehrter gest. 1714 (O. Krauske).

Rümelin G., Reden und Aufsätze. Dritte Folge. Nebst Professor Chr. Sigwarts Gedächtnisrede auf Gustav Rümelin. Freiburg i. B. und Leipzig, Mohr. 6 M.
Inhalt: Gedächtnisrede. — I. Reden: Ueber die Temperamente. 1881. König Friedrich von Württemberg und seine Beziehungen zur Landesuniversität. 1882. Die Entstehungsgeschichte der Tübinger Universitätsverfassung. 1883. Ueber die Lehre vom Gewissen. 1884. Ueber die Arten und Stufen der Intelligenz. 1885. Ueber die Berechtigung der Fremdwörter. 1886. Ueber die neuere deutsche Prosa. 1887. Ueber den Begriff der Gesellschaft und einer Gesellschaftslehre. 1888. Ueber den Zufall. 1889. — II. Aufsätze: Justinus Kerner. 1862. Der württembergische Volkscharakter. 1863. 1864.

Ullrich Titus, Kritische Aufsätze über Kunst, Literatur und Theater. Berlin, Gaertner. 4.50 M.

Ernst A. W., Literarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Mit zehn Bildnissen. Hamburg, Kloß. 1895. 4 M.

Inhalt: Körner. Chamisso. H. v. Kleist. Lessing. Goethe. Schiller. Uhland. Lenau. Reuter. Gerok.

Ziel E., Literarische Reliefs. Dichterporträte. Erste bis dritte Reihe. Neue (Titel-) Auflage. Vierte Reihe. Leipzig, Wartig. 1895. à 2.50 M.

Aus dem Inhalt: Erste Reihe: — Pückler-Muskau. — Alexis. — Böttcher. — Hartmann. — Fritz Reuter. — Lingg als Lyriker. — Kinkel. — Hamerling. — Keller als Lyriker. — Geibel.

Zweite Reihe: Freiligrath. — Scheffel. — Schack. — G. Freytag. — K. Stieler.

Dritte Reihe: A. Meißner. — G. Keller als Erzähler. — Jordan. — Leuthold. — Vierrodt. — Anhang: In der literarischen Sonntagsgesellschaft „Tunnel" zu Berlin. — Gaudy.

Vierte Reihe: A. Dulk. — K. Groth. — F. Gregorovius. — L. Pfau. — F. Bodenstedt.

Sintenis F., Literarische Ansichten in Vorträgen. H. Sudermann. — H. Seidel. — Bret Harte. — Mark Twain. — E. Bellamy. Jurjew, Karow. 2 M.

Stern A., Studien zur Literatur der Gegenwart. Mit neunzehn Porträts nach Originalaufnahmen. Dresden, Esche. 1895. 10.50 M.

Inhalt: Friedrich Hebbel. — Gustav Freytag. — Friedrich Bodenstedt. — Theodor Storm. — Gottfried Keller. — Theodor Fontane. — Josef Viktor Scheffel. — Rudolf Baumbach und Heinrich Seidel. — Ernst von Wildenbruch. — P. K. Rosegger. — Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann. — Henrik Ibsen. — Alfons Daudet. — Leo Graf Tolstoi. — Viktor Rydberg und Karl Graf Snoilsky. — Walter Besant.

Rüttenauer B., Zeitiges und Streitiges. Ein literarisches Skizzenbuch, Heidelberg, Weiß. 1895. 3.20. M.

Aus dem Inhalt: Wilhelm Jensen. — Ferdinand von Saar. — Drei Kampf-Romane (Wilbrandt — Heyse — Hopfen). — Max Nordau, eine Posaune des Gerichts. — Deutsche Hiebe (Wilhelm Jordan). — Bismarck und seine Zeit — Bauvenargues. — Französisch und Deutsch (Paul Bourget). — Theater und Literatur (Sudermann — Hauptmann).

Volkelt J., Aesthetische Zeitfragen. München, Beck. 1895. 4.50 M.

Inhalt: I. Kunst und Moral. — II. Kunst und Naturnachahmung. — III. Die Kunst als Schöpferin einer zweiten Welt. — IV. Die Stile in der Kunst. — V. Der Naturalismus. — VI. Die gegenwärtige Aufgabe der Aesthetik.

Leixner O. v., Aesthetische Studien für die Frauenwelt. 5. Auflage. Berlin, Trenkel. 5.50 M.

Mensch E., Der neue Kurs. Literatur, Theater, Kunst, Journalismus der Gegenwart. Neue Folge von Neuland, Menschen und Bücher der modernen Welt. Stuttgart, Levy und Müller. 5.50 M.

Hörmann L., Biographisch-kritische Beiträge zur österreichischen Dialektliteratur. Dresden, Leipzig und Wien, Pierson. 1895. 1 M.

Inhalt: Der Vater der österreichischen Dialektdichtung. (P. Maurus Lindemayr). — Franz Stelzhamer. — Ein Sängerstreit. (Franz Stelzhamer und K. A. Kaltenbrunner.) — Losenstein und sein Sänger. (Anton Schosser). — Der Fink von Mattsee. (August Radnitzky). — Die Perle der niederösterreichischen Dialektdichtung. (Josef Missons „Da Naz"). — Von drei neuen Dialektdichtern. (Hans Grasberger, Hans Fraungruber, Moriz Schadek.) — Anhang: Wie das Volk dichtet.

Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Kiesewetter K., Die Geheimwissenschaften. Zweiter Teil der Geschichte des neueren Okkultismus. Leipzig, Friedrich. 16 M.

Stengel E., Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Eine Sammlung von Briefen und Aktenstücken als Festschrift zum hundertsten Geburtstag Wilhelm Grimms, den 24. Februar 1886 zusammengestellt und erläutert. Zweite (Titel-)Ausgabe 2 Bände. Marburg, Elwert. 1895. 4 M.

Behrens D., Friedrich Diez. Festrede, zur Feier v. Diez' 100stem Geburtstage gehalten. Mit 1 Porträt und bisher noch nicht veröffentlichtem biographischen Material. Gießen, Münchow. 1 M.

Hashagen F., „Befiehl dem HErrn deine Wege“. Rede am Sarge des weil. Prof. Dr. Reinhold Bechstein den 9. Oktober 1894. Rostock, Stiller. 30 Pf.

Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs, nebst Tagebuchnotizen. Herausgegeben von A. Ludwich. 1802—1878. 2 Teile. (Publikation des Vereins für die Geschichte von Ost- und West-Preußen.) Leipzig, Duncker & Humblot. 16 M.

Gregorovius F., Briefe an den Staatssekretär Hermann v. Thile. Herausgegeben von H. v. Petersdorff. Berlin, Paetel. 6 M.

Lagarde A. de, Paul de Lagarde. Erinnerungen aus seinem Leben, zusammengestellt. Göttingen, Dieterich. 2 M.

Unger J., Adolf Exner. Nachruf. Wien, Hölder. 40 Pf.

Historiographie. Politische und Kultur-Geschichte.

Wyß G. v., Geschichte der Historiographie in der Schweiz. Herausgegeben durch die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz. 1. Lieferung. Zürich, Fäsi & Beer. 1.60 M.

Joachimsohn P., Zur städtischen und klösterlichen Geschichtschreibung Augsburgs im 15. Jahrhundert. Bonn, Hanstein. 1.50 M. Vgl. oben S. 200.

Ludwig Th., Die Konstanzer Geschichtschreibung bis zum 18. Jahrhundert. Straßburg i./E., Trübner. 6 M.

Lamprecht K., Deutsche Geschichte. Berlin, Gaertner. 1. Band, 2. Auflage. 6 M. — 4. Band. 6 M.

Lindner Th., Geschichte des Deutschen Volkes. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 10 M.

Stacke L., Deutsche Geschichte. In Verbindung mit Anderen. 6. Auflage, 2 Bände. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 25 M.

Ranke L. v., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 6 Bände, 7. Auflage (Sämtliche Werke, 3. Gesamtausgabe, Band 1—6). Leipzig, Duncker & Humblot. 30 M.

Bibliothek deutscher Geschichte. Herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Lieferung 77. Stuttgart, Cotta. 1 M.

Inhalt: Zwiedineck-Südenhorst K. v., Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königtums XVI. Schluß. Vorrede.

Bolz B., Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert vom Luneviller Frieden bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. 2. (Titel-)Auflage. Mit 24 Vollbildern. Leipzig, Spamer. 6 M.

Treitschke H. v., Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Fünfter Teil. Bis zur März-Revolution (Staatengeschichte der neuesten Zeit, Band 28). Leipzig, Hirzel. 10 M.

Inhalt: Fünftes Buch. König Friedrich Wilhelm der Vierte 1840—1848. 1. Die frohen Tage der Erwartung. — 2. Die Kriegsgefahr. — 3. Enttäuschung

und Verwirrung. — 4. Die Parteiung in der Kirche. — 5. Realismus in Kunst und Wissenschaft: die politische Poesie; Roman und Drama; die bildenden Künste; Historiker und Politiker; die neue Naturwissenschaft. — 6. Wachstum und Siechtum der Volkswirtschaft. — 7. Polen und Schleswig-Holstein. — 8. Der Vereinigte Landtag. — 9. Der Niedergang des Deutschen Bundes. — 10. Vorboten der europäischen Revolution. — Beilagen: XXVI. Zur Geschichte der Burschenschaft. Zu Band 2, 535 f. — XXVII. Denkwürdigkeiten des Prinzen Emil von Hessen. Zu Band 3, 63; 5, 561. — XXVIII. Die Ermordung des Studenten Lessing. Zu Band 4, 606. — XXXI. Das Märchen vom Flüchtling Heine. Zu Band 5, 379. — XXXII. List an König Friedrich Wilhelm. London, 31. Juli 1846. Zu Band 5, 482. — XXXV. Kühne an Bodelschwingh. Berlin, 3. April 1847. Zu Band 5, 614.

Hottenroth F., Handbuch der deutschen Tracht. 1 Halbband. Stuttgart, Weise. 16 M.

Boos H., Geschichte der Freimaurerei. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Aarau, Sauerländer. 5 M.

Zwiedineck-Südenhorst H. v., Geschichte und Geschichten neuerer Zeit. Bamberg, Buchner.

Der Verfasser legt in dem anmutigen Dank- und Widmungsbrief an seine Frau dar, wie er die Erfahrung gemacht, „daß man Geschichte schreiben kann, indem man Geschichten erzählt, daß sich auch die verwickeltsten Probleme der historischen Kritik jedem Gebildeten zur Beurteilung vorlegen lassen, wenn man es ernstlich darauf anlegt, alles Ueberflüssige zu verschweigen und das Notwendige so zu sagen, wie es verstanden werden kann." Von diesem Gesichtspunkte aus wollen die hier vereinigten Aufsätze beurteilt werden: 1. Die venetianische Inquisition. — 2. Eine Hochzeitsreise nach Spanien (1598). — 3. Des Freiherrn Adam von Herberstein Gesandtschaftsreise nach Constantinopel (1608—1609). — 4. Die Unglückstage von Mantua (1630). — 5. Neue Ergebnisse der Wallenstein-Forschung (1630—1634). — 6. Turenne und die Fronde (1649—1651). — 7. Die Geschichte der Prinzessin von Ahlden (Ende des 17. Jahrhunderts). — 8. Die Erziehung der Söhne Max Emanuels von Bayern in Oesterreich (1706—1715). — 9. Cagliostro in Straßburg (1780 bis 1783). — 10. Ein Kaiserhusar. Erinnerungen an das österreichische Soldatenleben zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Pierson W., Preußische Geschichte. 6. vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bände. Berlin, Paetel. 10 M.

Hassell W. v., Das Kurfürstentum Hannover vom Baseler Frieden bis zur preußischen Occupation im Jahre 1806. Nach archivalischen und handschriftlichen Quellen. Hannover, Carl Meyer. 7.50 M.

Biermann G., Geschichte des Herzogtum Teschen. 2. Auflage. Teschen, Prochaska. 6 M.

Elsässische Volsschrriften. Straßburg, Heitz.

28. Spach E., Aus meinem Schülerleben in Buchsweiler. 4. Folge.

30. Avari E., Aus den Erinnerungen einer Elsässerin.

Hutzelmann Ch., Geschichte der Stadt Bayersdorf und des Schlosses Scharfeneck. Erlangen, Merkel. 1 M.

Berger A., Urkunden-Register aus dem alten Bistritzer Archive. II. Von 1491 bis 1516. Programm. Bistritz.

Hildenbrand F. J., Quellen zur Geschichte der Stadt Frankenthal. Mit Einleitungen herausgegeben. I. Die erste und zweite Kapitulation 1562 und 1573, die Bauordnung 1569 und die Festungsverträge von 1620 und 1622. Programm. Frankenthal.

Koppmann K., Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg. Herausgegeben vom Verein für hamburgische Geschichte 7. (Schluß-)Band 1555—1562. Hamburg, Gräfe und Sillem. 10 M.

Hartmann J., Ingolstadt a. D. und sein Name, seine attributiven Bezeichnungen und Namensbeziehungen. Kleine Reminiscenz. Programm. Ingolstadt.

Pietsch P., Beiträge zur Geschichte der Stadt Kempen in Posen. 3. Teil. Geschichte der evangelischen Gemeinde. I. Programm. Kempen.

Westphal, Metz vom Beginn des ersten französischen Kaiserreichs bis zu seiner Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reich 1804—1871 (Geschichte der Stadt Metz 3. Teil). Leipzig, Lang. 3 M.

Clauß F., Memminger Chronik, umfassend die Jahre 1826—1892, herausgegeben und erläutert von F. Döderlein. Memmingen, Hartnig. 6 M.

Gebhardt H., Aus der Geschichte des Dorfes Molschleben. Gotha, Schloeßmann. 1.60 M.

Kaufmann A., Die Entstehung der Stadt Mühlhausen und ihre Entwicklung zur Reichsstadt. Programm. Mühlhausen.

Priem J. P., Geschichte der Stadt Nürnberg von dem ersten urkundlichen Nachweis ihres Bestehens bis auf die neueste Zeit. 2. Auflage. Herausgegeben von E. Reicke. Mit vielen Illustrationen. 19. und 20. Lieferung. Nürnberg, Raw. à 40 Pf.

Rösel L., Alt-Nürnberg. Geschichte einer deutschen Stadt im Zusammenhange der deutschen Reichs- und Volksgeschichte. Mit einem Titelbild und einem historischen Plan der Stadt. 1. Hälfte. Nürnberg, Korn. 3.50 M.

Rappoltsteinisches Urkundenbuch, 759—1500. Quellen zur Geschichte der ehemaligen Herrschaft Rappoltstein im Elsaß. Band 3. 1409—1442. Herausgegeben von K. Albrecht. Colmar, Barth.

Prybila P., Anteil Salzburgs an der Volkserhebung im Jahre 1809. Programm. Salzburg.

Lommer F. X., Geschichte der oberpfälzischen Grenzstadt Waldmünchen. II. Innere Geschichte. 2. Hälfte A. Programm. Amberg.

Schlögl F., Wiener Blut. Kleine Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau. 1. Band (Kollektion Hartleben Jahrgang 3 Band 10). Wien, Hartleben. 75 Pf.

Priebatsch F., Politische Korrespondenz des Kurfürsten Albrecht Achilles. 1. Band 1470—1474. (Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die k. Archiv-Verwaltung. Band 59). Leipzig, Hirzel. 25 M.

Rosemeier H., Niccolò Machiavellis erste Legation zum Kaiser Maximilian und seine drei Schriften über Deutschland. Dissertation. Kiel.

Schweinichen Hans v., Merkbuch. Zum ersten Mal herausgegeben von K. Wutke. Berlin, Stargardt. 12 M.

Gebert C. F., Bartholomäus Albrecht, der Nürnberger Münzer und Erzkäufer. Versuch einer Beschreibung seines Lebens und seiner Thätigkeit. Nürnberg, Schrag. 2 M.

Brandenburg E., Die Gefangennahme Herzog Heinrichs v. Braunschweig durch den Schmalkaldischen Bund (1545). Leipzig, Fock. 1.50 M.

Guba P., Der Kurfürstentag zu Fulda im Jahre 1568. Programm. Dresden.

Hansen J., Der Reichstag zu Regensburg 1576. Der Pacificationstag zu Köln 1579. Der Reichstag zu Augsburg 1582. (Nuntiaturberichte aus Deutschland, nebst ergänzenden Aktenstücken. 3. Abteilung 1572—1585. Herausgegeben durch das k. preußische historische Institut in Rom und die k. preußische Archiv-Verwaltung.) Berlin, Bath. 25 M.

Maurer J., Anton Wolfradt, Fürstbischof von Wien und Abt des Benediktinerstiftes Kremsmünster, Geheimer Rat und Minister Kaiser Ferdinands II. 3. (Schluß-)Abteilung. Nach den von A. Hopf zumeist aus archivalischen Quellen gesammelten Materialien ausgearbeitet. 1.20 M.
Preuß, G., Der Friede von Füssen 1745. Dissertation. München.
Kugler F., Geschichte Friedrichs des Großen. Mit 400 Illustrationen, gezeichnet von Adolf Menzel. 4. Auflage der billigen Volksausgabe. Leipzig, Mendelssohn. 6 M.
Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. 21. Band. Berlin, Duncker. 15 M.
Lehmann M., Friedrich der Große und der Ursprung des 7jährigen Krieges. Leipzig, Hirzel. 2.80 M.
Donalies H., Der Anteil des Sekretärs Westphalen an den Feldzügen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg (1758—1762). Dissertation. Bonn.
Bernbeck K., Zur Kritik der Denkwürdigkeiten der Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Bayreuth. Dissertation. Gießen.
Ompteda L. Freiherr v., Irrfahrten und Abenteuer eines mittelstaatlichen Diplomaten. Ein Lebens- und Kulturbild aus den Zeiten um 1800. Leipzig, Hirzel. 6.50 M.
Hamberger J., Die französische Invasion im Jahre 1809 (Fortsetzung). Programm. Klagenfurt.
Schimpff G. v., 1813. Napoleon in Sachsen. Nach des Kaisers Korrespondenz bearbeitet. Dresden, Baensch. 6 M.
Ausgewählte Schriften weiland Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl von Oesterreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Mit Karten und Plänen. 6 Bände. Wien und Leipzig, Braumüller. 1893—1894. Herausgeber ist der erzherzogliche Archivar F. X. Malcher.
Delbrück H., Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt v. Gneisenau. 2 Bände. 2. Auflage. Berlin, Walther. 10 M.
Gneisenau Graf N. v., Briefe an Dr. Joh. Blasius Siegling, Professor der Mathematik in Erfurt. Herausgegeben von A. Pick. (Aus den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.) Erfurt, Villaret. 1.60 M.
Petersdorff H. v., General Johann Adolph Freiherr von Thielmann, ein Charakterbild aus der napoleonischen Zeit. Leipzig, Hirzel. 8 M.
Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelm v. Humboldts. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm v. Humboldts und seiner Kinder. 1791—1887. 4. Auflage. Mit 3 Bildnissen. Berlin, Mittler & Sohn. 10 M.
Arneth A. Ritter v., Anton Ritter v. Schmerling. Episoden aus seinem Leben. 1835. 1848—1849. Leipzig, Freytag. 8 M.
... dw ... Kapitel aus einem bewegten Leben 1855—1864. Leipzig, Hirzel. 3.60 M.
Voß S. M. Gräfin v., 69 Jahre am preußischen Hofe. Aus den Erinnerungen. 6. Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot. 6 M.
Bismarck F., Politische Reden. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Band 11. 1885—1886. Stuttgart, Cotta. 8 M.
Fürst Bismarcks Ansprachen 1848—1894. Herausgegeben von H. v. Poschinger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 7 M.
Poschinger H. Ritter v., Fürst Bismarck und die Parlamentarier. 2. Band. 1847—1879. Breslau, Trewendt. 7.50 M.

Blum H., Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. 2. Band. 1853—1863. München, Beck. 6 M.

Bülow W. v., Neue Bismarck-Erinnerungen. Berlin, Steinitz. 3.50 M.

Büchner L., Meine Begegnung mit F. Lassalle. Nebst 5 Briefen Lassalles. Berlin, Hertz und Süßenguth. 80 Pf.

Ernsthausen A. E. v., Erinnerungen eines preußischen Beamten. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 8 M.

Schindler K., Baron Albert v. Seld, ein treuer Königs- und wahrer Volksfreund. Ein Lebensbild. Basel, Jaeger & Kober. 2 M.

Hase C. B., Briefe von der Wanderung und aus Paris. Herausgegeben von O. Heine. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 2 M.

Berger (Witten) L., Der alte Harkort. Ein westfälisches Lebens- und Zeitbild. Mit dem Bildnis Harkorts und Abbildungen seiner Grabstätte und des Harkort-Denkmals. 3. Auflage. Leipzig, Baedeker. 5.50 M.

Kirchengeschichte. Theologie.

Tschackert P., Ungedruckte Briefe zur allgemeinen Reformationsgeschichte. Aus Handschriften der k. Universitätsbibliothek in Göttingen. (Aus den Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaft in Göttingen.) Göttingen, Dieterich. 6.40 M.

Müller R., Ueber das deutsch-evangelische Kirchengebäude im Jahrhundert der Reformation. Vortrag. Leipzig, Deichert. 60 Pf.

Koehler W., Hessische Kirchenverfassung im Zeitalter der Reformation. Gießen, Münchow. 1.60 M.

Burkhardt, O., Die Einführung der Reformation in den reußischen Ländern, zugleich ein Beitrag zur Kirchengeschichte dieser Länder. Leipzig, Werther. 1 M.

Fleischer, Mitteilungen aus Falkensteins kirchlicher Vergangenheit. Aus Anlaß des 25jährigen Bestehens unserer Kreuzkirche an ihrem Weihetage der Gemeinde dargeboten. Falkenstein, Tischendorf. 25 Pf.

Geschichte der Pfarreien der Erzdiözese Köln. Herausgegeben von K. Th. Dumont. Nach den einzelnen Dekanaten geordnet. V, 1. Köln, Bachem. 5.25 M.

Inhalt: Maaßen G. H. Ch., Geschichte der Pfarreien des Dekanats Bonn. I. Teil.

Zschokke H., Geschichte des Metropolitan-Kapitels zum hl. Stephan in Wien (nach Archivalien). Wien, Konegen. 9 M.

Friedrich J., Johann Adam Möhler, der Symboliker. Ein Beitrag zu seinem Leben und seiner Lehre aus seinen eigenen und anderen ungedruckten Papieren. München, Beck. 2 M.

Römheld F., Carl Julius Römheld. Eine Lebensbeschreibung. Mit einem Bildnis des Entschlafenen und einigen Beigaben aus dessen literarischer Hinterlassenschaft. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1.20 M.

Zum Gedächtnis des Herrn D. Wilhelm Rogge, Generalsuperintendent und Geh. Konsistorialrat zu Altenburg, geb. den 24. Juni 1839, gest. den 9. September 1894. Altenburg, Bonde. 60 Pf.

Kraus E., Friedrich Meyer, Pfarrer und Rektor der Diakonissen in Neuendettelsau. Ein Lebensbild. Gütersloh, Bertelsmann. 4 M.

Kinn M., Pfarrer Kraus v. Arenberg. Sein Leben und sein Werk. Einige Gedenkzeilen am frischen Grabe des Verewigten. 2. Auflage. Trier, Paulinus-Druckerei. 40 Pf.

Haug L., Darstellung und Beurteilung der Theologie Ritschls. Zur Orientierung dargeboten. 3. Auflage. Stuttgart, Gundert. 2 ℳ.
Rothe R., Uebersicht der theologischen Ethik. Aus dessen Handschrift herausgegeben von R. Ahrendts. Bremen, Heinsius. 6 ℳ.

Bibliothekswesen. Buchdruck und Buchhandel.

Clark J. W., Libraries in the mediaeval and renaissance periods. London, Macmillan & Co. 2 sh. 6 d.
Leitschuh F., Geschichte der kgl. Bibliothek zu Bamberg nach der Säkularisation. Mit dem Bildnisse J. H. Jäcks. Bamberg, Buchner. 1 ℳ.
Steffenhagen E., Zur Geschichte der Kieler Universitäts-Bibliothek. Mitteilungen und Aktenstücke. I. Eine Verordnung des Herzogs Karl Friedrich. (Aus der Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinisch-lauenburgische Geschichte.) Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1 ℳ.
Die Handschriften der großherzoglichen badischen Hof- und Landes-Bibliothek in Karlsruhe. Band II. Karlsruhe, Groos. 4 ℳ.
Inhalt: Lamey F., Romanische Handschriften. — Längin F., Deutsche Handschriften.
Kade R., Geschichte des Freiberger Buchdrucks. (Aus den „Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins.") Freiberg, Gerlach. 2 ℳ.
Markgraf R., Zur Geschichte der Juden auf den Messen zu Leipzig von 1664 bis 1839. Ein Beitrag zur Geschichte Leipzigs. Dissertation. Rostock.
Krauß O., Der deutsche Büchermarkt 1893. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Freiherrn v. Ungern-Sternberg und H. Dietz. Heft 139. Band 19 Heft 3.) Stuttgart, Belser. 1 ℳ.

Theater- und Musikgeschichte.

Grethlein K., Allgemeiner deutscher Theaterkatalog. Ein Handbuch aller in deutscher Sprache erschienenen Bühnenstücke und dramatischen Erzeugnisse. Münster i. W., Russell, Lieferung 1—11 à 1.20 ℳ.
Nach dem Vorwort soll der vorliegende Theaterkatalog ein Verzeichnis aller bis zum 1. Mai 1894 in deutscher Sprache erschienenen Bühnenstücke und dramatischen Erzeugnisse bilden, mit Ausnahme der nur für Schulen bestimmten Klassikerausgaben mit Erläuterungen. Er soll drei Abteilungen umfassen. Die erste Abteilung bringt das Titelverzeichnis, nach Stichworten geordnet mit folgenden Angaben: Zahl der Akte oder Aufzüge, Besetzung (in den meisten Fällen), Verleger, Jahreszahl, Seitenzahl und Preis. Die zweite Abteilung soll ein Autorenregister bilden, welches das Material nochmals nach Verfassern ordnet. Als dritte Abteilung soll ein systematisches Verzeichnis folgen, das die für specielle Kreise oder besondere Zwecke und Gelegenheiten bestimmten Stücke in einheitlicher Weise zusammenstellt. Für die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit der Zusammenstellung biete der Umstand die beste Gewähr, daß alle Angaben von den Verlegern selbst kontrolliert wurden. — Das Buch ist in erster Reihe für den Sortimenter bestimmt, wird aber, solange es an einem Stofflexikon fehlt, auch dem Literarhistoriker gute Dienste leisten; nur würde dieser neben den letzten auch die ersten Drucke verzeichnet wünschen. Daß die Angaben der Verleger zu Grunde liegen, hat zur Folge gehabt, daß gegenwärtig vergriffene oder bei nicht mehr existierenden Firmen erschienene Werke fehlen; auch sonst ist absolute Vollständigkeit nicht erreicht. Ich vermisse z. B. Grillparzers Melusine. — S. 677 hat sich der Druckfehler: Torquado eingeschlichen.

Bulthaupt H., Dramaturgie des Schauspiels Band 3; Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. Vierte Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze. 5 M.

Hodermann R., Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775—1779. Nach den Quellen. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von B. Litzmann IX). Hamburg und Leipzig, Voß. 3.50 M.

[Batka R.] Aus der Musik- und Theaterwelt. Beschreibendes Verzeichnis der Autographen-Sammlung Fritz Donebauer in Prag. Prag, Selbstverlag.

Der kunstsinnige Besitzer dieser schönen, reichhaltigen Autographensammlung hat die hier beschriebenen 1200 Nummern in der kurzen Zeit von 6 Jahren durch systematisches Sammeln erworben und bringt das Erträgnis seiner Bemühungen Johann Strauß zum fünfzigjährigen Künstler-Jubiläum in einem vornehm ausgestatteten Bande dar. Dem Titel entsprechend enthält die Sammlung vorwiegend Musikalisches und Theatralisches: alle großen deutschen Komponisten bis auf die Gegenwart sind glänzend vertreten; um zwei Theaterdirektoren, um Stiepanek und Deinhardstein, gruppiert sich das meiste von dem, was für den Kreis unserer Zeitschrift besonderes Interesse hat; auf die zahlreichen Briefe österreichischer Dramatiker und Wiener Schauspieler an Deinhardstein sei ausdrücklich hingewiesen. Ich hebe hervor: Von Goethe ein Billet an unbekannte Adresse, Weimar, 7. November 1816. Mitteilungen über Goethe in den Briefen von August Eberhard Müller, von Franz Müller, von Reichardt. Frau Rat an Unzelmann 22. Januar 1793. Ein Ausschnitt aus der Reinschrift des Wilhelm Tell S. VIII f. Ein Brief von Zumsteeg an Schiller, 26. Dezember 1783. Bettina von Arnim 9. April 1846 über die Herausgabe ihres Buches „Clemens Brentanos Frühlingskranz“. Grillparzer an Deinhardstein 1838 über die Aufführung von „Traum ein Leben“. Zwei Briefe von Ferdinand Raimund an Stiepanek 7. Dezember 1826 und 26. Juni 1829. Hebbel an Schloenbach 6. März 1855 über seine Stellung in der Literaturgeschichte im Verhältnis zu Kleist und Grillparzer. Otto Ludwig an unbekannte Adresse 30. Januar 1856 über den Plan, den Erbförster in eine Erzählung umzugestalten. Laube an Markgraf. Der Komponist Carl Loewe an Laube 21. Dezember 1854. Von Bauernfeld ist ein unbekanntes, wahrscheinlich für ein Haustheater bestimmtes Stück: „Das Petersmännchen, romantisch-komisches Volksmärchen“ verzeichnet, dessen Zusammenhang mit Spieß und Hensler zu untersuchen wäre. — Leider ist im einzelnen, wie dies auch sonst in solchen Verzeichnissen üblich ist, nicht angegeben, ob und wo die Autographen bereits gedruckt sind. Im übrigen hat der Herausgeber unter schwierigen äußeren Verhältnissen alles gethan, um den hohen Wert der Sammlung und ihre Bedeutung für die Musik-, Literatur- und Theatergeschichte ersichtlich zu machen.

La Mara, Musikalische Studienköpfe. Band 1. Romantiker. 7. Auflage. Mit Portraits. Leipzig, Schmidt und Günther. 3.50 M.

Kretzschmar H., Ueber den musikalischen Teil unserer Agende. Vortrag, auf der Meißner Konferenz am 25. Juni 1894. Leipzig, Dörffling und Franke. 50 Pf.

Held K., Das Kreuzkantorat zu Dresden. Nach archivalischen Quellen bearbeitet. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 3 M. Vgl. oben S. 206.

Elben O., Erinnerungen aus der Geschichte des Stuttgarter Liederkranzes. Stuttgart, Metzler. 1 M.

Peiser K., Johann Adam Hiller. Ein Beitrag zur Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Hug. 2.40 M.

Procházka R. Freiherr v., Robert Franz. (Universal-Bibliothek N. 3273/74. Musiker-Biographien 16. Band.) Leipzig, Reclam. 40 Pf.

Inhalt: Vorwort. — 1. Kindheit und erste Jugend (1815—35). — 2. Lehrjahre (1835—37). — 3. Selbsterkenntnis; Sturm und Drang (1837—42). — 4. Liederfrühling. Charakteristik des Meisters in seinen Werken (1843). — 5. Im Kampfe ums Dasein. Für Bach und Händel (1842—72). — 6. Ein Fixstern in der Musik (1873—85). — 7. Der Tag neigt sich zu Ende (1886—92). — Verzeichnis der Werke. — Lieder-Verzeichnis.

Wagner R., La Tétralogie de L'Anneau du Nibelung publiée avec l'autorisation spéciale de la Maison B. Schotts Söhne, Éditeurs par Louis-Pilate de Brinn' Gaubast et Edmond Barthélemy. Paris, Dentu.

Inhalt: Avant-Propos, Traduction, Annotation philologique par Louis-Pilate de Brinn' Gaubast. — Etude critique, Commentaire musicographique par Edmond Barthélemy.

Wille Eliza, Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen. Berlin, Paetel.

Spies Hermine. Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester. Mit einem Vorwort von H. Bulthaupt. 1. und 2. Auflage. Stuttgart, Göschen. 5 ℳ

Eisenberg L., Johann Strauß. Ein Lebensbild. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 4 ℳ

Hanslick E., Aus meinem Leben. 2 Bände. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Berlin, Paetel.

Kunstgeschichte.

Clemen P., Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, im Auftrage des Provinzialverbandes herausgegeben. 3. Band, 2. Heft. Die Städte Barmen, Elberfeld, Remscheid und die Kreise Lennep, Mettmann, Solingen. Düsseldorf, Schwann. 5 ℳ

Faulwasser J., Die St. Jacobi-Kirche in Hamburg. Herausgegeben mit Unterstützung der evangelisch-lutherischen Kirche vom Verein für hamburgische Geschichte. Hamburg, Seitz. 12 ℳ

Knackfuß H., Dürer und Holbein der jüngere. (Aus „Neue Monatshefte des Daheim".) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 2 ℳ

Richter Ludwig, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie, nebst Tagebuchniederschriften und Briefen. Herausgegeben von H. Richter. 2 Bände. Frankfurt a. M., Alt.

1. Lebenserinnerungen mit ergänzenden Nachträgen. — 2. Auszüge aus seinen Jugendtagebüchern 1821—1837.

Schack A. F. Graf v., Meine Gemäldesammlung. 7. Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichnis der Gemäldesammlung nach Nummern. Stuttgart, Cotta. 3 ℳ

Allgeyer J., Anselm Feuerbach. Sein Leben und seine Kunst. Mit einem in Kupfer gestochenen Selbstbildnis des Künstlers und 38 Seiten Text-Illustrationen in Autotypie. Bamberg, Buchner. 8 ℳ

Geschichte der Philosophie.

Sudhoff K., Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften. 1. Teil. Bibliotheca Paracelsica. Besprechung der unter Theophrast von Hohenheims Namen 1527—1893 erschienenen Druckschriften. Berlin, Reimer.

Sander D., Die Religionsphilosophie Moses Mendelssohns. Dissertation. Erlangen 1894.

Kosack M., Das ungedruckte Kantische Werk: „Der Uebergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik.“ vom Standpunkte der modernen Naturwissenschaften aus betrachtet. Dissertation. Göttingen.

Sodeur G., Vergleichende Darstellung der Staatsidee Kants und Hegels. Erlangen. Dissertation.

Carrierre M., Fichtes Geistesentwicklung in den Reden über die Bestimmung des Gelehrten. Jena 1794, Erlangen 1805, Berlin 1811. (Aus den Sitzungsberichten der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften.) München, Franz. 1.20 M. Vgl. oben S. 208.

Schopenhauers sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Einleitung von R. Steiner. 4. Band. (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur Band 247.) Stuttgart, Cotta. 1 M.

Bähr K., Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse herausgegeben von L. Schemann. Leipzig, Brockhaus. 2.50 M.

Hüniger H., Der Philosoph Karl Christian Krause als Mathematiker. Eisenberg. Programm.

Krause K. Ch. F., Zur Theorie der Musik. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von R. Vetter. Weimar, Felber. 1.60 M.

Krause K. Ch. F., Aphorismen zur geschichtswissenschaftlichen Erdkunde, nebst einer Karte. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von R. Vetter. Weimar, Felber. 1.60 M.

Nietzsche F., Werke. 1. Abteilung (in 8 Bänden) 1. und 4.—6. Band. Leipzig, Naumann. 36 M.

1. Die Geburt der Tragödie. 4. Auflage. Unzeitgemäße Betrachtungen. 1.—4. Stück. 3. Auflage. Mit Bildnis und Faksimile. — 4. Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile. 2. Auflage. — 5. Die fröhliche Wissenschaft („la gaya scienza“). 2. Auflage. — 6. Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen. 4. Auflage. Mit Bildnis und Faksimile.

Pädagogik und Geschichte des Unterrichts.

Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. In Verbindung mit Arendt, Brocks, Brunner &c. herausgegeben von A. Baumeister. 1. Band, 1. Abteilung. München, Beck. 6.50 M.

Inhalt: Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen von Th. Ziegler. Nebst allgemeiner Einleitung vom Herausgeber.

Schiller H., Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik. Für Studierende und junge Lehrer höherer Lehranstalten. 3. Auflage. Leipzig, Reisland.

Hübsch G., Abriß der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts unter vorzugsweiser Berücksichtigung des deutschen Volksschulwesens. Für den Unterricht an Lehrerseminarien, sowie zur Wiederholung. 2. Auflage. Bamberg, Buchner. 1.80 M.

Krause K. Chr. F., Abhandlungen und Einzelsätze über Erziehung und Unterricht. 2 Bände. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers, herausgegeben von R. Vetter, Weimar, Felber. 5.50 M.

Dörpfeld F. W., Gesammelte Schriften. 2. und 3. Band, 2. Hälfte. Gütersloh, Bertelsmann.

II. Zur allgemeinen Didaktik. 1. Grundlinien einer Theorie des Lehrplans, zunächst für Volks- und Mittelschulen. Nebst dem Ergänzungsaufsatze: Die unterrichtliche Verbindung der sachunterrichtlichen Fächer. 2. Auflage. 2. Der didaktische Materialismus. Eine zeitgeschichtliche Betrachtung und eine

Buchrecension. 3. Auflage. 3.20 M — III. Zur Methodik des Religionsunterrichts. 2. Hälfte. Zwei Worte über Zweck, Anlage und Gebrauch des Schriftchens: Enchiridion der biblischen Geschichte oder Fragen zum Verständnis und zur Wiederholung derselben. 4. Auflage. 1.20 M

Kunkwitz C., Pädagogische Reden und Abhandlungen. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von R. Jungandreas. Mit dem Bildnis des Verfassers und einer biographischen Skizze. Altenburg, Bonde. 3 M

Droese A., Pädagogische Aufsätze. 2. Band. 3. Auflage. Langensalza, Schulbuchhandlung. 1.80 M

Dittes F., Schule der Pädagogik. Gesamt-Ausgabe der Psychologie und Logik, Erziehungs- und Unterrichtslehre, Methodik der Volksschule, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. 5. Auflage. 1. Lieferung. Leipzig, Klinkhardt. 40 Pf.

Leimbach K. L., An der Abschiedsstunde. Mahnworte an deutsche Jünglinge in 25 Entlassungsreden dargeboten. 2. Auflage. Goslar, Koch. 4 M

Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von W. Meyer-Markau. VII. Band. 5. Heft. Bielefeld, Helmich. 50 Pf.

Inhalt: Franke Th., Die Entwicklungsgeschichte des sittlichen Gefühls und die Pädagogik.

Klassiker der Pädagogik. Herausgegeben von Fröhlich. Langensalza, Schulbuchhandlung.

5. A. H. Niemeyers ausgewählte pädagogische Schriften. Herausgegeben von J. Meyer. 1. Teil. Einführung in Niemeyers Leben und Lehre. Niemeyers „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts.“ 1. Teil. 2. Auflage. Mit Bildnis. 4 M

9. Jean Paul. Bearbeitet von K. Fischer. 1. Teil. Leben und Lehren Jean Pauls. Levana, 1. Abteilung. 2. Auflage. 3.30 M

Breyer E., Christian Gotthilf Salzmann. Programm. Wiener Neustadt.

Welcker H., Fricks Ansichten über Psychologie als Grundlage der Didaktik. Programm. Pforzheim.

Reinecke H., Friedrich Fröbels Leben und Lehre. 1. Band. (Biographie von 1782—1826. Die kleineren Keilhauer Schriften. Die „Menschenerziehung.“ 2. (Titel-) Auflage. Berlin, Oehmigke. 3 M

Hause E., Aus dem Leben eines freien Pädagogen. Leipzig, Bacmeister. 1.20 M

A. Schlatters Briefe an ihre älteste Tochter. Berlin, Buchhandlung der Deutschen Lehrer-Zeitung. 1 M

Hempel O., Dr. G. A. Klix, königlicher Provinzial-Schulrat und geheimer Regierungsrat †. Programm. Groß-Lichterfelde.

Hensel S., Karl Witt, ein Lehrer und Freund der Jugend. Berlin, Behr. 5 M

Knöpfler J., Heinrich Hackel, k. k. Gymnasial-Direktor. (Eine biographische Skizze.) Programm. Freistadt.

Mayer J., Schulrat Dr. Josef Lukas. Programm. Wiener Neustadt.

Panholzer J., Die katholischen Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten in Oesterreich. Auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft dargestellt. Wien, Kirsch. 3.80 M

Martens K., Die Fürsorge des Erfurter Rates für das Dorfschulwesen während des dreißigjährigen Krieges. Festschrift. Erfurt.

Kaißer B., Geschichte des Volksschulwesens in Württemberg. Stuttgart, Roth. 5.50 M

Weingart P. M., Statuta vel praecepta scolarium. Schüler-Regeln aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Programm. Metten.

Bosse F., Die Entstehung des herzoglichen Lehrerseminars zu Braunschweig und seine Entwickelung von 1751—1801. Festschrift zur Einweihung des neuen Seminargebäudes am 17. Oktober 1894. Braunschweig, Wollermann. 2 ℳ.

Matthias E., Beiträge zur Geschichte der Realschule und des Gymnasiums. Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der höheren Lehranstalt in Burg. Burg, Hopfer. 1 ℳ.

Wittich W., Rückschau auf die 25jährige Geschichte des Casseler Realgymnasiums. Programm. Cassel.

Frerichs, Festrede zur Feier des 50jährigen Bestehens des Realgymnasiums. Eisenach. Programm.

Symbola doctorum Ienensis gymnasii in honorem gymnasii Isenacensis collecta, ed. G. Richter. Jena, Neuenhahn. 2.50 ℳ.

Darin: Rausch A., Christian Thomasius als Gast in Erhard Weigels Schule in Jena. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im 17. Jahrhundert.

Zange F., Geschichte des Erfurter Realgymnasiums. Festschrift. Erfurt.

Hildenbrand F. J., Die höheren Lehranstalten Frankenthals vor dem 19. Jahrhundert. Programm. Frankenthal.

Uhlig G., Zur Geschichte des Gymnasiums zu Heidelberg. (Das neue Gebäude und seine Einweihung.) Programm. Heidelberg.

Rummelsberger, Die Lateinschule Günzburg von 1843/44 bis 1893/94. Programm. Günzburg.

Seitz, Aktenstücke zur Geschichte der früheren lateinischen Schule zu Itzehoe VI. Programm. Itzehoe.

Brandenberg, Beiträge zur Geschichte der Elementarschulen. B. Die evangelischen Elementarschulen in Köln-Altstadt. Köln, Tonger. 50 ₰.

Metzger W., Geschichte der Großh. Höheren Bürgerschule Ladenburg. Festschrift. Ladenburg.

Bericht über die Feier des 300jährigen Bestehens des königl. Gymnasiums zu Oels i. Schl. am 3. und 4. Oktober 1894, nebst einer kurzen Darstellung seiner Geschichte. Oels, Grüneberger & Co. 1.25 ℳ.

Kunze M., Giesebrecht L. und Loewe C., Zur 350jährigen Gedenkfeier des Stettiner Marienstiftsgymnasiums. Berlin, Duncker. 80 ₰.

Festschrift zum 350jährigen Jubiläum des kgl. Marienstifts-Gymnasiums zu Stettin. Stettin, Herde und Lebeling.

Erichson A., Das theologische Studienstift Collegium Wilhelmitanum 1544—1894. Zu dessen 350jährigen Gedächtnisfeier. Straßburg, Heitz. 3.50 ℳ.

Schmidt K., Geschichte des n. ö. Landes-Realgymnasiums in Waidhofen an der Thaya in den ersten fünfundzwanzig Jahren seines Bestandes (1870—94). I. Programm. Waidhofen.

Festschrift zur 200jährigen Jubelfeier der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg, dargebracht von der Lateinischen Hauptschule der Francke'schen Stiftungen. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 2 ℳ.

Aus dem Inhalt: Schroeder P., Kants Lehre vom Raum.

Dietz E., Die deutsche Burschenschaft in Heidelberg. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte deutscher Universitäten. Mit 13 Abbildungen im Text und 3 Vollbildern. Heidelberg, Petters. 3 ℳ.

Kjöbenhavns Universitets Matrikel. Udgivet af S. Birket-Smith. II. Band. 1667—1740. Kopenhagen, Gyldendal. 2 Kronen.

Finkel und Starzynski, Historya Universytetu Lwowskiego. Lwów.

Denifle H., Chartularium universitatis parisiensis. Vol. III. Paris, Delalain frères. 30 Fr.

Fournier M., Les statuts et privilèges des universités franç. II. partie. XVI. siècle. Tome IV. L'université de Strasbourg et les académies protestantes franç. Fasc. I. Gymnase, académie, université de Strasbourg p. M. Fournier et Ch. Engel. Paris, Larose. 30 Fr.

Album Academiae Vitebergensis ab a. Ch. MDII usque ad a. MDCII. Volumen secundum. Sub auspiciis Bibliothecae Universitatis Halensis ex autographo editum. Halle, Niemeyer. 24 M.

Die Litteratur in der Schule.[1])

Krüger C. A., Deutsche Literaturkunde in Charakterbildern und Abrissen. Für den Unterricht bearbeitet. 4. Auflage. Danzig, Axt. 75 ₰.

Laas E.,* Der deutsche Aufsatz in den oberen Gymnasialklassen. Theorie und Materialien. 2. Abteilung: Materialien. 3. Auflage, besorgt von J. Imelmann. Berlin, Weidmann. 6 M.

Perktold F., Bemerkungen zum 4. Bande des Lesebuches von Kummer-Stejskal, insbesondere die Dispositionen der Prosastücke. II. Programm. Oberhollabrunn.

Sammlung Deutscher Dichtungen und Prosawerke für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Brunner. Bamberg, Buchner.

III. Herders Cid erklärt von A. Edel. 70 ₰.

V. Goethes Iphigenie auf Tauris erklärt von M. Hoferer. 50 ₰.

VI. Schillers Wilhelm Tell, erklärt von J. B. Krallinger. Mit einer Karte. 60 ₰.

VII. Uhlands Herzog Ernst von Schwaben, erklärt von L. Bauer. 50 ₰.

Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Wien und Prag, Tempsky 1894. 1895.

Herder J. G. v., Der Cid. Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar. Nach spanischen Romanzen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von R. Reichel.

Goethe W. v., Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Sauer. Mit einem Kärtchen.

Die Ausgabe ist nach den für diese Sammlung aufgestellten Prinzipien gearbeitet. Einleitung und Anmerkungen verwerten die in den „Studien zur Goethephilologie“ niedergelegten Ergebnisse und ergänzen sie — nach dem seiner Zeit von Suphan ausgesprochenen Wunsche — durch neue Hinweise auf den Einfluß Moesers. Das Buch von Weißenfels konnte noch nicht benutzt werden. S. 19: Eine vorläufige Zusammenstellung von Dramen, in welchen Zigeuner auf der Bühne erscheinen.

Hölders Klassiker-Ausgaben für den Schulgebrauch 4. 5. und 7. Heft. Wien, Hölder.

4. Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von Schiller. Herausgegeben von J. Pölzl. 3. Auflage.

5. Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel von Goethe. Herausgegeben von J. Pölzl. 3. Auflage.

7. Laokoon von Lessing. Herausgegeben von J. Pölzl. 3. Auflage.

Deutsche Schul-Ausgaben von H. Schiller und V. Valentin. Nr. 6/7. Dresden, Ehlermann. 1 M.

---

1) Die zahlreichen deutschen Lesebücher und deren neue Auflagen müssen hier bei Seite bleiben.

Laokoon oder Ueber die Grenzen der Malerei und Poesie. Erster Teil. Von G. E. Lessing 1766. Herausgegeben von V. Valentin.

Stecher M. R., Erläuterungen zu Schillers Jungfrau von Orleans. Für den Schulgebrauch. Leipzig, Uhl. 40 ₰.

Sagen- und Stoffgeschichte. Volkstümliches.

Decker F., Die griechische Helena im Mythos und Epos. Programm. Magdeburg.

Waser O., Skylla und Charybdis in der Literatur und Kunst der Griechen und Römer. Mythologisch-archäologische Monographie. Zürich, Schultheß. 2 ℳ.

Kampers F., Die tiburtinische Sibylle des Mittelalters. Exkurs I. zu Kaiserprophetien und Kaisersagen im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kaiseridee. Dissertation. München.

Vetter Th., Wallenstein in der dramatischen Dichtung des Jahrzehnts seines Todes — Micraelius — Glapthorne — Fulvio Testi. Frauenfeld, Huber. 2 ℳ.

Glauser C., Le Wallenstein de Benjamin Constant. Programm. Aussig.

Grotowsky P., Der große Kaiser im deutschen Lied. Ein Gedenkbuch für Schule und Haus. Neue (Titel-)Ausgabe. Gießen, Krebs. 1.50 ℳ.

Meyer E. H., Badische Volkskunde. Bonn, Hanstein. 1.50 ℳ. Vgl. oben S. 200 und 202.

Richter P. E., Literatur der Landes- und Volkskunde des Königreichs Sachsen. Herausgegeben durch den Verein für Erdkunde. 2. Nachtrag. Dresden, Huhle. 30 ₰.

Grimm J. und Grimm W., Deutsche Sagen. Ausgewählt und bearbeitet von V. Schlegel. Leipzig, Greßner & Schramm. 60 ₰.

Hörmann L. v., Schnaderhüpfeln aus den Alpen. 3. Auflage. Illustriert von Ph. Schumacher. Mit Singweisen. Innsbruck, Wagner. 2 ℳ.

Aberglaube und Sympathie in der Altmark. Bismark, Bergau. 15 ₰.

Gander K., Niederlausitzer Volkssagen, vornehmlich aus dem Stadt- und Landkreise Guben gesammelt und zusammengestellt. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 3 ℳ.

Urban M., As da Haimat. Sammlung deutscher Volkslieder aus dem ostfränkischen Sprachgebiete. Falkenau a. E., Schwaab und Müller.

Saintonges J. C., Sagas Rhénanes ou recuil des plus intéressantes traditions du Rhin, traduites de l'allemand. 5. édition. Wiesbaden, Quiel. 2.50 ℳ.

Bechstein L., Deutsches Märchenbuch (Meyers Volksbücher Nr. 1069—1071). Leipzig, Bibliographisches Institut. 30 ₰.

Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten.

Linnig F., Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache. 2. (Titel-) Ausgabe. Paderborn, Schöningh. 1895. 3 ℳ.

Blatz F., Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der Deutschen Sprache. Dritte, vollständig neu bearbeitete Auflage in 2 Bänden. Karlsruhe, Lang. 12 ℳ.

Sanders D., Leitfaden zur Grundlage der deutschen Grammatik. Die Grammatischen Grundbegriffe; die Redeteile im allgemeinen und die Pronomia (sic!) im besondern. 2. durchgesehene Auflage. Weimar, Felber. 1.80 ℳ.

Die Durchsicht hat sich leider nicht auf den Titel erstreckt.

Braun A., Deutscher Sprachschatz. Beiträge zum Unterricht in der deutschen Sprache. Cassel, Weber und Weidemeyer. 1 ℳ.

Procyk A., Die wichtigsten Abweichungen des neuhochdeutschen Consonantismus vom mittelhochdeutschen. Programm, Lemberg.

Brunner A., Schlecht deutsch. Eine lustige und lehrreiche Kritik unserer neuhochdeutschen Mundunarten. Wien und Leipzig, Eisenstein 1895. 2 M.

Fécamp A., De D. G. Morhofio Leibnitii in cognoscendis linguis et germanico sermone reformando praecursore, thesim proponebat Facultati litterarum Parisiensi Albertus Fécamp. Montpellier, Grollier père.

Paul, Ueber die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Wörterbuch. Akademie. München. Vgl. Euphorion 1, 663.

Grimm J. und W., Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von M. Heyne, R. Hildebrand, M. Lexer, K. Weigand und E. Wülcker. Neunten Bandes zweite Lieferung. Schinden — Schlagen. Bearbeitet unter Leitung von M. Heyne. Leipzig, Hirzel. 2 M.

Des 9. Bandes 3. Lieferung (S), des 12. Bandes 6. Lieferung (V) befinden sich im Druck.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizer-deutschen Sprache. 27. Heft. Bearbeitet von F. Staub, L. Tobler, R. Schoch und A. Bachmann. (3. Band Spalte 929—1088.) Frauenfeld, Huber.

Schmidt B., Der Vokalismus der Siegerländer Mundart. Ein Beitrag zur fränkischen Dialektforschung. Halle a./S., Niemeyer. 3.60 M.

Sütterlin L., Der Genitiv im Heidelberger Volksmund. Festschrift. Heidelberg.

Meier J., Hallische Studentensprache. Eine Festgabe zum zweihundertjährigen Jubiläum der Universität Halle. Halle a./S., Niemeyer. 2.80 M.

Studentensprache und Studentenlied in Halle vor hundert Jahren. Neudruck des „Idiotikon" der Burschensprache von 1795 und der „Studentenlieder" von 1781. Eine Jubiläums-Ausgabe für die Universität Halle-Wittenberg, dargebracht vom deutschen Abend in Halle. Halle, Niemeyer. 3 M.

Inhalt: Vorwort von K. Burdach. — Idiotikon der Burschensprache. Aus „Bemerkungen eines Akademikers über Halle und dessen Bewohner in Briefen. Germanien 1795" von Christian Friedrich Bernhard Augustin. — „Studentenlieder. Aus den hinterlassenen Papieren eines unglücklichen Philosophen, Florido genannt, gesammelt und verbessert von C. W. K. 1781" von Kindleben.

Borchardt W., Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde nach Sinn und Ursprung erläutert. In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von G. Wustmann. Vierte unveränderte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 6 M.

Schrader H., Der Bilderschmuck der deutschen Sprache in Tausenden volkstümlicher Redensarten. Nach Ursprung und Bedeutung erklärt. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Weimar, Felber. 6 M.

Tobler-Meyer W., Deutsche Familiennamen nach ihrer Entstehung und Bedeutung, mit besonderer Rücksichtnahme auf Zürich und die Ostschweiz. Zürich, A. Müller. 4 M.

Tarneller J., Die Hofnamen des Burggrafenamts in Tirol. (Fortsetzung.) Programm. Meran.

---

15. und 16. Jahrhundert.

Schorbach K., Studien über das deutsche Volksbuch Lucidarius und seine Bearbeitungen in fremden Sprachen. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von A. Brandl, E. Martin, E. Schmidt. Heft 74.) Straßburg i. E., Trübner.

Bolte J., Die schöne Magelone, aus dem französischen übersetzt von Veit Warbeck 1527. Nach der Originalhandschrift herausgegeben. (Bibliothek älterer deutscher Uebersetzungen. Herausgegeben von A. Sauer. Heft 1.) Weimar, Felber. 3 ℳ.
Inhalt: Widmung an M. Bernays. — Einleitung: I. Das französische Original und seine Quellen. II. Die Verbreitung des französischen Romans. III. Veit Warbecks Leben. IV. Die französische Literatur am kursächsischen Hofe. V. Warbecks „Schöne Magelone." VI. Die Nachwirkung von Warbecks „Schöner Magelone." VII. Bibliographie. — Text nach der Handschrift von 1527. — Anhang. Die Abweichungen des ersten Druckes (1535).

Froude J. A., Life and letters of Erasmus. London, Longmans & Co. 15 sh.

Berger A. E., Die Kulturaufgaben der Reformation. Einleitung in eine Lutherbiographie. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 6 ℳ.

Berger A. E., Martin Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung. 1. Teil. 1483—1525 (Geisteshelden — Führende Geister — Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. Band 16 und 17. Der III. Sammlung 4. und 5. Band). Berlin, E. Hofmann & Co. 4.80 ℳ.

Michelet J., Oeuvres complètes. Edition définitive. Vol. X. Mémoires de Luther. Paris, Frammarion. 7.50 fr.

Fey C., Urteile Dr. Martin Luthers über das Papsttum. Aus seinen Schriften zusammengetragen. 2. (Titel-)Auflage. Leipzig, Buchhandlung des evangelischen Bundes von C. Braun. 25 ₰.

Majunke P., Gesammelte Luther-Schriften. 4 Teile in 1 Band. Mainz, Kupferberg.
Inhalt: 1. Luthers Lebensende. Eine historische Untersuchung. 5. Auflage. — 2. Die historische Kritik über Luthers Lebensende. 2. Auflage. — 3. Ein letztes Wort an die Luther-Dichter. Nebst neuen Nachträgen. 2. Auflage. — 4. Luthers Testament an die deutsche Nation. Seine letzten Schriften, seine letzten Worte und seine letzte — That. 2. Auflage.

Die notwendigsten Verbesserungen der Lutherischen Bibelübersetzung. 2. Auflage. Gütersloh, Bertelsmann. 20 ₰.

Staub M., Das Verhältnis der menschlichen Willensfreiheit zur Gotteslehre bei Martin Luther und Huldreich Zwingli. Dissertation. Zürich, Leemann. 3 ℳ.

Staehelin R., Huldreich Zwingli. Sein Leben und Wirken, nach den Quellen dargestellt. 1. Halbband. Basel, Schwabe. 4.80 ℳ.

Goetze E., Sämtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs. In chronologischer Ordnung nach den Originalen herausgegeben. 2. Band (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts Nr. 126—134). Halle a. S., Niemeyer, 5.40 ℳ.

Sachs H., Ausgewählte Gedichte (Meyers Volksbücher Nr. 1074 und 1075). Leipzig, Bibliographisches Institut. 20 ₰.

Sachs H., Drei Fastnachtspiele: Das heiße Eisen. Das Narrenschneiden. Der tote Mann. (Meyers Volksbücher Nr. 1073). Leipzig, Bibliographisches Institut. 10 ₰.

Sachs H., Ein Lobspruch der Stadt Salzburg. Mit einer literaturgeschichtlichen Einleitung, Wort- und Sacherklärungen herausgegeben von E. Haueis. (Aus den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde Band 34). Wien, Konegen 1895. 1.20 ℳ.

Amerlan F., Hans Sachs. Ein Lebensbild zu seinem 400jährigen Geburtsjubiläum. (Aus dem Hans Sachs-Kalender für 1895). Nürnberg, Raw. 20 ₰.

Bardachzi F., Hans Sachs. Ein Lebensbild zur 400jährigen Gedenkfeier seiner Geburt. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom

deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag Nr. 193 und 194) Prag, Haerpfer. 40 ₰.

Disselhoff J., Lebensgeschichte des Nürnberger Schusters und Poeten Hans Sachs. Dem deutschen Volke erzählt. 3. Auflage (Schriften des sächsischen Volksschriften-Verlags Jahrgang 4 Heft 2). Leipzig, Sächsischer Volksschriften-Verlag. 75 ₰.

James A. W., Die starken Praeterita in den Werken von Hans Sachs. Dissertation. München.

Goetze E., Hans Sachs. Festrede bei der am 5. November 1894 von der Stadt Nürnberg im Rathaussaale veranstalteten Feier. Nürnberg, Raw.

Hans Sachs-Forschungen. Festschrift zur vierhundertsten Geburtsfeier des Dichters. Im Auftrage der Stadt Nürnberg herausgegeben von A. L. Stiefel. Nürnberg, Raw. 1894.

Inhalt: Weinhold K., Vorwort. — Michels V., Hans Sachs und Niclas Praun. 1. Eine Vorrede von Hans Sachs. 2. Niclas Praun. 3. Der podragische Traum. 4. Kopf und Barett. — Stiefel A. L., Ueber die Quellen der Fabeln, Märchen und Schwänke des Hans Sachs. — Goetze E., Die Handschriften des Hans Sachs. — Drescher K., Die Spruchbücher des Hans Sachs und die erste Folioausgabe I. — Wunderlich H., Hans Sachs und das Nibelungendrama. — Golther W., Hans Sachs und der Chronist Albert Krantz. — Mummenhoff E., Die Singschulordnung vom Jahre 1616/35 und die Singstätten der Nürnberger Meistersinger. — Keinz F., Hans Sachsens Zeitgenossen und Nachfolger im Meistergesang. Verzeichnis der bis jetzt bekannten Meistersinger des 16. Jahrhunderts. — M. S., „Die Engelhut", ein Schwank des Hans Sachs und seine Quelle. — Schweitzer Ch., Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei H. Sachs. — Martin E., Die Meistergesänge von Adam Puschmann und das Straßburger Münster. — Hampe Th., Ueber Hans Sachsens Schüler Ambrosius Oesterreicher. — Herrmann M., Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs und anderen Dramatikern des 15. und 16. Jahrhunderts. Nebst einer Untersuchung über die Entstehung des Hans Sachsischen Textes.

Festschrift zur Hans Sachs-Feier, gewidmet vom Herausgeber und Verleger der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. Weimar, Felber. 1.50 ℳ.

Hartmann A., Deutsche Meisterlieder-Handschriften in Ungarn. Ein Beitrag zur Geschichte des Meistergesanges. Festgabe zum Hans Sachs-Jubiläum 5. November 1894. München, Kaiser. 1894. 2.40 ℳ.

Inhalt: Einleitung. — Singer, Lieder und Töne. — Beilage: Lieder-Texte und Aktenstücke der Nürnberger Singschule.

Hans Sachs in Weimar. Gedruckte Urkunden zum 400. Geburtstage des Dichters aufs neue herausgegeben von B. Suphan. Weimar, Böhlau.

Inhalt: Goethe, Erklärung eines alten Holzschnittes, darstellend Hans Sachsens poetische Sendung, herausgegeben von J. Wahle. — Wieland, Zugabe einiger Lebensumstände Hans Sachsens (im Aprilheft des Teutschen Merkur 1776, vgl. oben S. 239). — Bertuch, Frage an das teutsche Publikum über die Erhaltung der poetischen Werke des alten teutschen Meistersängers Hans Sachsens (mit Wielands Erklärung im Maiheft des Teutschen Merkur 1778), herausgegeben von A. Leitzmann. — Lessing und Herder, zwei Briefe, herausgegeben von F. Heitmüller. Lessings Brief an Herder, 10. Januar 1779 und Herders Aufsatz aus der 5. Sammlung der Zerstreuten Blätter 1793. — Goethe, Schlußverse zu Hans Sachsens poetischer Sendung bei Anlaß der Berliner Aufführung von Deinhardsteins „Hans Sachs". — Die Anregung zu dieser gemeinsamen Gabe der Gelehrten des Goethe- und Schiller-Archivs gab

Suphan, der die Auswahl traf, die Einleitung und das letzte Stück hinzufügte und das Schriftchen dem Andenken Reinhold Köhlers, des Weimarischen Herausgebers der Hans Sachsischen Dialoge, widmete.

Hans Sachs-Ausstellung der kgl. Hof- und Staatsbibliothek 31. Oktober bis 15. November 1894. Zum 400. Geburtstag des Nürnbergischen Dichters (geb. 5. November 1494, gest. 19. Januar 1576). Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. München, Bruckmannsche Buchdruckerei.

Inhalt: I. Hans Sachsens Leben. Nürnberg im 15. und 16. Jahrhundert. Porträts des Hans Sachs. — II. Die Dichtungen des Hans Sachs. 1. Hans Sachs als Meistersänger. — 2. Der Volksdichter. Hans Sachs und die Reformation. — 3. Alte und neue Gesamtausgaben und Sammlungen von Hans Sachsens Werken. — III. Die Bibliothek des Hans Sachs. — IV. Hans Sachs im Andenken der Nachwelt.

Hans Sachs-Feier, 4. November 1894. Wien, Verlag des Hans Sachs-Comités.

Inhalt: Streintz F., Bildnis Hans Sachsens aus dem Jahre 1615. — Ein bisher unbekanntes Lied von Hans Sachs aus der Zeit der ersten Belagerung Wiens durch die Türken (1529). Mitgeteilt von E. Haueis. „Ein lob des redlichen Kriegvolck in der Düerckischen pelegerung der Stat Wien. In dem thon: „Es kam ein alter Schweizer gangen."

Könnecke, Zur Feier des 5. November 1894, des 400. Geburtstages von Hans Sachs. (Aus „Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur".) 2. Auflage. Marburg, Elwert. 60 ₰.

Hans Sachs, von ihm und über ihn. Zum 5. November 1894. 438. antiquarischer Anzeiger von J. Baer & Co. Frankfurt a. M.

Hans Sachs-Kalender für das Jahr 1895. Nürnberg, Raw. 50 ₰.

Historischer Festzug zur Erinnerungsfeier an den 400jährigen Geburtstag des Nürnberger Meistersängers und Volksdichters Hans Sachs am 5. November 1894 zu Nürnberg. Nürnberg, Raw. 1 ℳ.

Reihenfolge der Festlichkeiten zur 400jährigen Geburtstagsfeier unseres Nürnberger Dichters Hans Sachs am 4. und 5. November 1894. Nürnberg, Raw. 15 ₰.

Genée R., Hans Sachs. Ein Nürnberger Fest-Schauspiel zur Feier seines 400. Geburtstages. 1. Prolog und Fastnachtspiel des Hans Sachs. 2. Der junge Meister. Lebensbild von Genée. Nürnberg, Raw. 80 ₰.

Genée R., Hans Sachs. Ein Festspiel zur Feier seines 400. Geburtstages (5. November). In zwei Abteilungen. Mit einem Nachspiel: „Der Krämerskorb" von Hans Sachs. Berlin, Entsch. 80 ₰.

Greif M., Hans Sachs. Vaterländisches Schauspiel. 2. Tausend. Leipzig, Amelang. 1 ℳ.

Gutjahr E. A. und Geißler F. A., Hans Sachs in Leipzig. Festspiel. (Musik von F. Th. Cursch-Bühren. Op. 116.) Text und Regiebuch. Leipzig, Pöschel und Trepte. 75 ₰.

Gutjahr E. A., Erläuterungen zu Franz Theodor Cursch-Bührens Festspiel (Op. 116) „Hans Sachs in Leipzig." Leipzig, Pöschel und Trepte. 50 ₰.

Hermann E., Hans Sachsens Herbstglück. Dramatische Scene. Lahr, Schauenburg. 30 ₰.

Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens, gegründet in Nürnberg am 16. Oktober 1644. Herausgegeben im Auftrage des Ordens von Th. Bischoff und A. Schmidt. Nürnberg, Schrag. 8 ℳ.

Musculus Andras, Vom Hosenteufel (1555). Herausgegeben von M. Osborn (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Nr. 125). Halle, Niemeyer. 60 ₰.

Hermann Nikolaus, Die Sonntags-Evangelia (1561). Herausgegeben von R. Wolkan. Mit dem Bilde Nik. Hermans. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Band 2). Prag, Tempsky. 1895. 2 ℳ.

Inhalt: Einleitung. — Text der Sonntagsevangelia. — Anhang: 1. Textkritisches. — 2. Verbreitung der Lieder. — Register der Versanfänge.

17. Jahrhundert.

August Hermann Franckes Großer Aufsatz, herausgegeben von W. Fries. Festschrift zum zweihundertjährigen Jubiläum der Universität Halle. Halle a/S., Buchhandlung des Waisenhauses. 2 ℳ.

Stein A. (H. Nietschmann), August Hermann Francke. Zeit- und Lebensbild aus der Periode des deutschen Pietismus. 3. Auflage (Deutsche Geschichts- und Lebensbilder, 3. Band), Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 3.60 ℳ.

Cochem P. M. v., Myrrhengarten. Enthaltend die notwendigsten Gebete eines kathol. Christen, insbesondere zur Verehrung des bittern Leidens Jesu Christi. Neu herausgegeben von einem Priester des Kapuziner-Ordens. Dülmen, Laumann. 1.35 ℳ.

Arndt J., 6 Bücher vom wahren Christentum, nebst dessen Paradies-Gärtlein. Mit der Lebensbeschreibung des sel. Mannes, nebst seinem Bildnis und 57 Sinnbildern. Neue Stereotyp-Ausgabe. 14. Abdruck. Stuttgart, Steinkopf.

Randbemerkungen zum Monzambano. (Verfassung des deutschen Reiches.) Zur Erinnerung an Samuel v. Pufendorf. (Gest. den 26. Oktober 1694.) Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1 ℳ.

18. Jahrhundert.

Bion U., Beiträge zur Kenntnis des Lebens und der Schriften des Dichters Fr. Carl Casimir von Creuz. I. II. Dissertation. München.

Meinhold F. L., Hagedorns Gedanken von sittlicher und geistiger Bildung. Dissertation. Leipzig, Gräfe. 1 ℳ.

Gellert Ch. F., Ausgewählte Fabeln und Erzählungen. Leipzig, Greßner & Schramm. 60 ₰.

Pawel J., Johann Wilhelm Ludwig Gleim, der Freund und der Dichter der Jugend. Aus handschriftlichen Quellen dargestellt. I. Programm. Wien.

Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. Herausgegeben von K. Schüddekopf. Erste Hälfte (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte, herausgegeben von A. Leitzmann, Band 2). Weimar, Felber.

Enthält die Briefe von 1770—1775. Der zweite Band wird zu Ostern folgen und im Anhange die Heinseschen Gedichte bringen, welche zu dem Briefwechsel in Beziehung stehen.

Hübler F., Milton und Klopstock, mit besonderer Berücksichtigung des „Paradise lost“ und des „Messias“ (Fortsetzung). Programm, Reichenberg.

Rösiger F., Ueber Klopstocks Naturbeschreibung. Festschrift. Heidelberg.

Düntzer H., Lessings Nathan der Weise, erläutert. Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage (Erläuterungen zu den deutschen Klassikern, 34. und 35. Bändchen). Leipzig, Wartig. 2 ℳ.

Wieland Ch. M., Oberon (Cottasche Volksbibliothek, Band 99). Stuttgart, Cotta. 50 ₰.

Niederegger S. J., Johann B. Premlechner und seine Lucubrationes. Eine Studie zur Literaturgeschichte aus den Zeiten Maria Theresias. Programm, Kalksburg.

G. A. Bürgers Werke, herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit einer biographischen Einleitung und bibliographischem Anhang. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Grote. 2 ℳ.

Voß J. H., Luise und Idyllen (Cottasche Volksbibliothek 98. Band). Stuttgart, Cotta. 50 ₰.

Voß J. H., Luise. Ein ländliches Gedicht in drei Idyllen. Leipzig, Fiedler. 1.20 ℳ.

Kühnemann E., Herders Leben. Mit einem Bildnis in Photogravüre. München, Beck. 1895. 6.50 ℳ.

Düntzer H., Herders Cid, erläutert. Dritte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. (Erläuterungen zu den deutschen Klassikern, Band 22). Leipzig, Wartig. 1 ℳ.

Düntzer H., Goethes Stammbäume. Eine genealogische Darstellung. Gotha, Perthes. 3 ℳ.

Weißenfels R., Goethe im Sturm und Drang. Erster Band. Halle, Niemeyer. 10 ℳ.

Inhalt: I. Goethe in Frankfurt 1749—1765. — II. Goethe in Leipzig 1765—1768. — III. Goethe in Frankfurt 1768—1770. — IV. Goethe in Straßburg 1770—1771. 1. Leben und Eindrücke. 2. Das Wesen des Straßburger Goethe: Gesamtbild. — V. Götz von Berlichingen. 1. Entstehung. — 2. Inhalt und allgemeiner Charakter des Dramas, verglichen mit Götzens Lebensbeschreibung und in Zusammenhang gebracht mit der Stimmung des Sturmes und Dranges. — 3. Die einzelnen Sturm- und Drangtendenzen im „Götz". — 4. Erlebtes und literarische Einflüsse. — 5. Umarbeitung und Wirkung.

Schultze S., Der junge Goethe. Ein Bild seiner inneren Entwicklung (1749 bis 1775). Halle a. S., Kaemmerer. 9 ℳ.

Müller G. A., Führer durch Sesenheim und Umgebung. Ein Wegweiser für die Freunde der Goetheschen Idylle. Selbstverlag. 80 ₰.

Sinzheimer S., Goethe und Byron. München. Dissertation.

Goethes sämtliche Werke in 36 Bänden mit Einleitungen von K. Goedeke. Band 18 und 19. Stuttgart, Cotta. à 1.10 ℳ.

Goethes Werke. Siebzehnter und achtzehnter Teil. Wahrheit und Dichtung. Erster und zweiter Teil. Herausgegeben von H. Düntzer (Kürschners Deutsche National-Literatur, Bandausgabe 208). Stuttgart, Union. 2.50 ℳ.

Goethe, Ausgewählte Werke in 8 Bänden. Leipzig, Knaur. 10 ℳ.

Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten herausgegeben von O. E. Hartleben. München, Ackermann. 1895. 4 ℳ.

Düntzer H., Goethe Götz von Berlichingen, erläutert. Fünfte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage (Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern Band 11). Leipzig, Wartig. 1 ℳ.

Düntzer H., Goethes Iphigenie auf Tauris, erläutert. Sechste, neu durchgesehene und vermehrte Auflage (Erläuterungen zu den deutschen Klassikern Band 14). Leipzig, Wartig. 1 ℳ.

Goethe W. v., Egmont, Trauerspiel (Allgemeine Volks-Bibliothek Nr. 30, 31). Neusalza, Oeser. 20 ₰.

Goethe W. v., Hermann und Dorothea (Allgemeine Volksbibliothek Nr. 32). Neusalza, Oeser. 10 ₰.

Goethes Briefe an Frau v. Stein nebst dem Tagebuch aus Italien. Mit Einleitung von K. Heinemann. 2. Band (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur 246. Band). Stuttgart, Cotta. 1 M.

Goethes Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von A. Voigt. Lieferung 1. Leipzig, Pfau. 50 Pf.

Komplett in ca. 50 Lieferungen, in 5 Bänden.

Goethes Gespräche. Herausgeber W. Freiherr v. Biedermann. Neue Subskription. Probe-Lieferung. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1 M.

Erscheint in 45 Lieferungen. Der Text des bekannten Werkes ist unverändert geblieben.

Viehoff H., Schillers Gedichte, erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt, nebst Variantensammlung. 7. (Titel-)Auflage. 3 Teile in 2 Bänden. Stuttgart, Franckh. 7 M.

Schiller F., Wallenstein, ein Trauerspiel. Edited with introduction, english notes and an appendix by R. Breul. Edited for the syndics of the university press. Cambridge, At the university press.

Schiller Fr. v., Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. (Meyers Volksbücher Nr. 1064—1068). Leipzig, Bibliographisches Institut. 50 Pf.

Leitzmann A., Tagebuch Wilhelm von Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796. (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte Band 3). Weimar, Felber.

Inhalt: Reise nach Stettin, Stralsund, Rügen, Rostock, Lübeck und Hamburg.

Knigge A. Frhr. v., Ueber den Umgang mit Menschen. Nach der 9. Original-Ausgabe. Mit einem Sachregister (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes Nr. 800—803). Halle, Hendel. 1 M.

Müller-Fraureuth C., Die Ritter- und Räuberromane. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des deutschen Volkes. Halle a./S., Niemeyer.

---

19. Jahrhundert.

Wernly R., Vater Heinrich Zschokke. Ein Lebens- und Charakterbild. Festschrift auf den Tag der Enthüllung seines Denkmals in Aarau. Herausgegeben im Auftrag des Denkmal-Komites. Aarau, Sauerländer.

Inhalt: Eingang. I. Lern- und Lehrjahre. — II. Wanderjahre. — III. Sturm- und Drangjahre. — IV. Arbeits- und Stilleben. — V. Auf der Höhe. — VI. Leiden und Leuchten. — VII. Feierabend. Anhang: Zur Geschichte des Denkmals. (R. S.)

Eine warmherzige Volks- und Festschrift, welche der feierlichen Veranlassung entsprechend den Ton etwas hoch greift. Die vielseitige Thätigkeit des rastlosen Mannes wird in trefflicher Gliederung vorgeführt. Der Verfasser sucht dem Staats- und Volksmann ebenso wie dem Dichter und Journalisten, dem Historiker wie dem Romanschriftsteller gerecht zu werden. Den höchsten Preis aber — worin wir ihm nicht folgen können — will er dem Erbauungsschriftsteller zuerkannt wissen: in der Verherrlichung der Stunden der Andacht gipfelt die kleine Schrift, der eine gute Abbildung des wohlgelungenen Denkmals beigegeben ist.

Graf E., Maienzug, Zschokkedenkmal-Weihe, Erneuerung des Glockenstuhles unsrer Stadtkirche. 3 festliche Akte, der Gemeinde ins religiöse Licht gerückt. Predigt. Aarau, Sauerländer. 30 Pf.

Zschokke H., Addrich im Moos. Erzählung. Aarau, Sauerländer. 90 Pf.

Zschokke H., Alamontade. Erzählung. Aarau, Sauerländer. 75 Pf.

Zschokke H., Der Flüchtling im Jura. Erzählung. Aarau, Sauerländer. 50 ₰.
Zschokke H., Der Freihof von Aarau. Erzählung. Aarau, Sauerländer. 90 ₰.
Pichler K., Ausgewählte Erzählungen. Herausgegeben von A. Petersdorf. 4 Bände. Berlin, Gnadenfeld & Co. 10 ℳ.
Hebel J. P., Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Neue revidierte Volksausgabe. 4. Auflage. Aarau, Sauerländer. 1 ℳ.
Hebel J. P., Allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten im allemannischen Original-Text. Mit Bildern nach Zeichnungen von L. Richter. 3. Auflage. Leipzig, Wigand. 4 ℳ.
Cervantes Saavedra M. de, Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote v. la Manche, übersetzt von L. Tieck. 2 Bände, 7. Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 3 ℳ.
Geiger L., Karoline von Günderode und ihre Freunde. Mit dem Porträt der Dichterin. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1895. 3 ℳ.

Inhalt: Angabe der Quellen. — Karolinens Jugend. — Verhältnis zu F. K. von Savigny. — Savignys Briefe. — Lisette Nees von Esenbeck, geb. von Mettingh. — Karoline als Dichterin. — Clemens Brentano. — Brentanos Briefe. — Brief der Karoline an Clemens. — Bettina Brentano. — Bettinens Briefe. — Karoline und Creuzer. — Bruch des Verhältnisses. — Karolinens Tod. — Würdigung durch die Zeitgenossen und Grabschrift.

Chamisso A. v., Peter Schlemihl. Illustriert von H. Looschen. (Illustrierte Elzevier-Ausgaben, Band 1.) Leipzig, Seemann. 2 ℳ.
Fouqué F. Baron de la Motte, Sintram und seine Gefährten. Eine nordische Erzählung nach A. Dürer. (Titel-Ausgabe des VII. Bandes der ausgewählten Werke.) Braunschweig, Schwetschke. 2 ℳ.
Oehlenschläger A., König Helge. Eine Nordlands-Sage. Deutsch von Gottfried v. Leinburg. 3 Teile. 7. umgearbeitete Auflage. Leipzig 1895. 8.75 ℳ.
E. M. Arndts Werke. 4. Band. Leipzig, Pfau. 3 ℳ.

Inhalt: Gedichte. Vollständige Sammlung. Mit Anmerkungen herausgegeben von H. Meisner. 2. Teil.

Eichendorff J. Freiherr v., Gedichte. Miniaturausgabe. 15. Auflage. Leipzig, Amelang.
Ellinger G., E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Hamburg und Leipzig, Voß. 5 ℳ.
Hauff W., Phantasien im Bremer Ratskeller. Illustriert von A. Niemeyer. (Illustrierte Elzevier-Ausgaben, Band 3.) Leipzig, Seemann. 2 ℳ.
Firdosis Königsbuch (Schahname) übersetzt von Friedrich Rückert. Aus dem Nachlaß herausgegeben von E. A. Bayer. Sage XV—XIX. Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Berlin, Reimer. 8 ℳ.

Es ist sehr erfreulich, daß die ins Stocken geratene Ausgabe von Rückerts Firdosi-Uebersetzung Dank der Opferwilligkeit des Verlegers und der Unterstützung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft nunmehr fortgesetzt und wohl zu Ende geführt wird. Alle einsichtigen Beurteiler des ersten Bandes begrüßten das Werk auf das wärmste. Der Herausgeber stellt am Ende des Bandes eine Reihe dieser Besprechungen zusammen und fügt einen Auszug aus Paul Horns Artikel über den Grafen Schack als Orientalisten (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1894 Nr. 159) hinzu. Auch der vorliegende zweite Band (Sage XV Sijawusch; XVI Kei Chosros Heimholung aus Turan nach Iran; XVII Ferod oder Kei Chosros erster Krieg gegen Afrasiab; XVIII Kamus von Kaschan; XIX Rostem und der Chakan von Tschin) weist bei aller Unfertigkeit der Uebersetzung und trotz mancher Härten und Ungelenkheiten alle

Vorzüge der Rückertschen Sprach- und Versgewandtheit in so hohem Grade auf, daß man dem Herausgeber für seine mühe- und entsagungsvolle Thätigkeit nicht herzlich genug danken kann. Die Anordnung ist dieselbe, wie beim ersten Band; auf jede Sage folgen Anmerkungen Rückerts; die zahlreichen Zusätze und Berichtigungen am Schlusse des Bandes erklären sich durch die Beschaffenheit der schwer lesbaren Handschriften.

Betz L. P., Heine in Frankreich. Eine literarhistorische Untersuchung. Zürich, Albert Müller. 1895. 8 M.

Inhalt: Einleitung. 1. Das Milieu. — 2. H. Heine im Lichte der französischen Kritik. — 3. Heines Kenntnis der französischen Sprache. — 4. Heines französische Uebersetzer. — 5. H. Heines Einfluß. — Anhang: Nachträge. Bibliographie.

Grotthuß J. E. Frhr. v., Heinrich Heine als deutscher Lyriker. Eine literarische Ketzerei. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Frhrn. v. Ungern-Sternberg und H. Dietz, Heft 141.) Stuttgart, Belser. 60 Pf.

Heine H., Die Harzreise. Illustriert von L. Stiller (Illustrierte Elzevier-Ausgaben, Band 2). Leipzig, Seemann. 2 M.

Immermann K., Der Oberhof. Aus „Münchhausen." Leipzig, Fiedler. 2 M.

Lange E., Franz Grillparzer. Sein Leben, Dichten und Denken. Gütersloh, Bertelsmann. 2.40 M.

Angeregt durch die Ehlermannische Preisausschreibung, unternahm es ein begeisterter Verehrer des österreichischen Dichters, eine Biographie Grillparzers zu schreiben, die sich nicht „an die engere Grillparzergemeinde" wenden will, „sondern an alle, die literarische Bildung und literarisches Interesse haben." Sein Buch setzt daher keine nähere Bekanntschaft mit dem Gegenstand voraus, will aber andrerseits nur im guten Sinne volkstümlich sein. Im Gegensatz zu ihren Vorgängerinnen sucht diese Biographie ihre Berechtigung darin, daß sie ihren Lesern den ganzen Grillparzer verständlich und lieb machen möchte; nicht bloß den Dramatiker und den Menschen, nicht bloß den Erzähler will Lange behandeln, sondern auch dem Lyriker und vor allem dem Denker und Aesthetiker will er gerecht werden. Diesen in der Vorrede ausgesprochenen Zweck hat das liebenswürdige und anspruchslose Buch wirklich erreicht. Der Verfasser verzichtet darauf, den ganzen Entwickelungsgang des Dichters zur Darstellung zu bringen und die einzelnen Perioden desselben scharf von einander abzugrenzen. Er begnügt sich damit, knappe Schilderungen der Lebensereignisse, ausführlichere Analysen und ästhetische Würdigungen der einzelnen Dramen vorzulegen und seinem Leser die Schönheit, Fülle und Tiefe dieser Dichtungen ahnen zu lassen, damit dieser selbst zu eigenem Genuße an sie herantrete. Er kennt und benutzt die Literatur über Grillparzer soweit sie nicht allzu abgelegen ist (von neueren Arbeiten ist ihm leider Sauers Recension des Schweringschen Buches im Anzeiger für Deutsches Altertum, sowie dessen Aufsatz in den Symbolae Pragenses entgangen), folgt aber seinen Gewährsmännern nicht blindlings nach. Am bedeutendsten zeigt sich der Fortschritt gegenüber früheren Darstellungen in der Wertschätzung und Verwertung von Grillparzers Lyrik; ja Lange hat dieses wenig bekannte Gebiet zuerst für weitere Kreise erschlossen (Rizys Grillparzer-Album ist ja eines der seltensten und kostbarsten Bücher der neueren Zeit) und auf vieles, woran man bisher achtlos vorübergegangen war, zuerst öffentlich hingewiesen. Für eine zweite Auflage empfiehlt sich eine genaue Revision: S. 6 lies Enzersdorf statt: Enzendorf; S. 9, 62, 63 Altmütter statt: Altmüller; S. 10, 11 Seilern statt: Millern; S. 54 Matheus Collin statt: Mathias; S. 56, 57 Zawisch statt: Zawitsch; S. 97 Zanga statt: Zampa; S. 76 Marie Daffingers Mädchenname lautet vollständig: Smolenitz Edle von

Smolk; S. 93 Mit Karl von Hügel, der sich auf den Wunsch Königs Ludwig II. von Bayern an der Vollendung der Esther versucht haben soll, ist Karl von Heigel gemeint, dessen Versuch gedruckt ist: „Esther, Drama in fünf Aufzügen von Grillparzer und K. Heigel. München 1877 Kgl. Hof- und Universitätsbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.“

Nissel F., Dramatische Werke. Zweite Folge. Inhalt: Die Jakobiten. Der Königsrichter. Dido. Die Zauberin am Stein. Stuttgart, Cotta. 5 M

Leimbach C., Emanuel Geibels Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk. Zweite sehr vermehrte und neubearbeitete Auflage von M. Trippenbach. Mit acht Illustrationen. Wolfenbüttel, Zwißler. 5 M

Darin ein bibliographischer Anhang, der auch in Sonderabdruck erschienen ist: Ausgaben der Schriften Geibels. — Inhaltsverzeichnis der „Gesammelten Werke“ Geibels. — Verzeichnis der selbständigen Bücher über Geibel und hervorragenderer Aufsätze aus Büchern und Zeitungen. — Nachweisung von zerstreuten Gedichten Geibels, die weder in den Einzelausgaben, noch in den „Gesammelten Werken“ enthalten sind. — Literatur über Geibels Vater. — Verzeichnis hervorragenderer Porträts von E. Geibel. — Trippenbach hat eine Sammlung von Geibels Briefen angelegt, die er später einem vielleicht zu gründenden Geibelarchive in Lübeck oder dem Goethe-Schiller-Archive in Weimar zuzuwenden gedenkt.

Hammer Julius, Schau um Dich und schau in Dich. Dichtungen. (Meyers Volksbücher Nr. 1072.) Leipzig, Bibliographisches Institut. 10 ₰

Scherenberg E., Gedichte. Gesamt-Ausgabe. 5. Auflage. Leipzig, Keil. 6 M

Storm Th., Gedichte. 10. Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1895. 4.50 M

Seibt F., Lyrischer Nachlaß. Herausgegeben und eingeleitet von E. R. Seibt. Dresden, Heinrich. 1 M

B. Auerbachs Schriften. Neue Ausgabe. 14. Band: Schwarzwälder Dorfgeschichten. 6. Band. Stuttgart, Cotta. 1 M

Biernatzky J. Chr., Die Hallig, oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee. Eine Erzählung. Leipzig, Greßner & Schramm. 60 ₰

Galen Th., Der Irre von St. James. Aus dem Reisetagebuche eines Arztes. 2.—4. Band. (Die besten Romane der Weltliteratur. Neue Ausgaben. 4. Serie. 5.—7. Band.) Teschen, Prochaska. à 50 ₰

Gotthelf J., Ausgewählte Werke. Illustrierte Prachtausgabe. Nach dem Original-Texte neu herausgegeben von O. Sutermeister. Vorwort von R. Schenk. Mit 200 Illustrationen von A. Anker, H. Bachmann, W. Bigier. 1. Lieferung. München, Rupprecht. 1.20 M

Jacoby A., Ida Gräfin Hahn-Hahn. Novellistisches Lebensbild. Mainz, Kirchheim. 3 M

Holtei K. v., Die Vagabunden. Roman. 8. Auflage. Breslau, Trewendt. 4 M

Mügge Th., Tänzerin und Gräfin. Roman. Leipzig, Greßner & Schramm. 3 M

Mügge Th., Verloren und gefunden. Roman. Leipzig, Greßner & Schramm. 2 M

Mügge Th., Die Erbin. Roman. Leipzig, Greßner & Schramm. 2 M

Reich M., Ausgewählte Werke. Herausgegeben von R. Fürst. Mit Portrait. (Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Band 1.) Prag, Tempsky. 1894. 2 M

Inhalt: Zur Einführung der Sammlung. — Biographische Einleitung. — Gedichte: Wesen und Heimat; Spekulation; Politisches; Epigramme und Satiren. — Novellen. — Nachtstücke. — Humoresken. — Anmerkungen.

Spindler, Der Bastard. Eine deutsche Sittengeschichte aus dem Zeitalter Kaiser Rudolfs II. 1. Band (Roman- und Erzählungsschatz für das deutsche Haus.

Sammlung der besten Romane, Novellen und Erzählungen 1. Band 1. Heft). Stuttgart, Malcomes. 30 ₰.

Stifter A., Erzählungen. Gesammelt und dem Nachlasse entnommen. Herausgegeben von J. Aprent 4. Auflage. Leipzig, Amelang. 6 ℳ

G. Kellers Gesammelte Werke. 6. Band. Züricher Novellen. 15. Auflage. — 7. Band. Das Sinngedicht. Novellen. Sieben Legenden. 14. Auflage. Berlin, Hertz. à 3 ℳ

Bender H., Luise von François (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. Neunte Serie. Heft 208). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 80 ₰.

François L. v., Die letzte Reckenburgerin. Roman. 6. Auflage. 2 Teile in 1 Bande. Berlin, Janke. 4 ℳ

Putlitz Elisabeth zu (geb. Gräfin Königsmarck), Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild. Aus Briefen zusammengestellt und ergänzt. Erster Teil. Mit einem Porträt und einer Ansicht. Berlin, Duncker. 5 ℳ

Justinus O., Häuslicher Bilderbogen. (Aus dem literarischen Nachlasse). Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 4 ℳ

Dahn Felix, Erinnerungen. Viertes Buch. Würzburg — Sedan — Königsberg. (1863—1888.) 1. Abteilung (1863—1870). Mit zwei Karten. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 10 ℳ

Seidel H., Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. (Gesammelte Schriften 13. Band). Leipzig, Liebeskind. 3 ℳ

Mahn P., Gerhart Hauptmann und der moderne Realismus. Berlin, Neumeister. 1 ℳ

Kiehne H., Die deutschen Lyriker der Gegenwart. Eine Sammlung mit Quellenangaben und literarisch-kritischem Begleitwort. 1. Band. Nordhausen. Selbstverlag. 2 ℳ

Die Geschichte des Erstlingswerks. Selbstbiographische Aufsätze von Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie v. Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff. Eingeleitet von Karl Emil Franzos. Mit den Jugendbildnissen der Dichter. Leipzig, Titze. 6 ℳ

Zahlreiche autobiographische Mitteilungen von Dichtern und Gelehrten sind auf äußere Anregungen zurückzuführen, wie sie z. B. von den Verfassern der Schriftstellerlexica ausgehen; auch Herausgeber von Almanachen und Zeitschriften haben sich schon öfters veranlaßt gefühlt, die schöpferischen Geister zur Aussprache über ihr Leben und ihre Produktion aufzufordern. P. A. Klar, der Herausgeber der Libussa, regte auf diese Weise die Selbstbiographien von Josef Führich und Wenzel Tomaschek an und brachte Stifter und Herlossohn dahin, daß sie wertvolle Materialien zu ihrer Lebensgeschichte darboten, welche dann allerdings von anderen redigiert wurden. In der „Gegenwart“ wurde 1876/77 ein ähnlicher Versuch gemacht, dem wir z. B. eine autobiographische Aufzeichnung Gottfried Kellers verdanken. Insofern ist also der Gedanke des Herausgebers der Deutschen Dichtung, in welcher die einzelnen Aufsätze der vorliegenden Sammlung zuerst erschienen, keineswegs neu. Neu aber ist die Fragestellung. Nicht über ihr ganzes Leben sollten die Dichter berichten, sondern die Geschichte ihres Erstlingswerkes eingehend darlegen. Das hatte zunächst nun allerdings die Folge, daß sich viele der Gefragten über dieses „vieldeutige“ Wort ausließen und so von der Hauptsache abgelenkt wurden.

Die verschiedensten Meinungen darüber tummeln sich hier herum. Hopfen erklärt, daß ein Erstlingswerk nimmer etwas anderes sei, „als eben das allererste Werk oder Werkchen, das eine Poetennatur fix und fertig aus sich herausgebiert" (S. 145), Wichert dagegen: „Ein Erstlingswerk ist selten ein erstes Werk. Meist war ihm eine Reihe von Versuchen vorangegangen, die nicht zu einem befriedigenden Abschluß gelangten" (S. 87); Spielhagen behauptet: „Eines wahren Dichters Erstlingswerk wird immer eine Beichte sein" (S. 36), Paul Heyse dagegen: in den meisten Fällen sind „Erstlingswerke wenigstens der Form nach nicht reine Eingebungen der eigensten Dichternatur, sondern, wenn sie überhaupt einen künftigen Meister ankündigen, Zeugnisse einer löblich absolvierten Lehrzeit, die noch ein wenig nach der Schule schmecken und neben Selbsterlebtem, das sich bedeutsam hervorthut, Anerzogenes und Anempfundenes genug enthalten, um noch nicht für voll genommen zu werden" (S. 54). Der geistreiche und witzige Ludwig Fulda spielt mit dem Worte und verlegt das Erstlingswerk als das erste Werk, welches nicht nur das Publikum, sondern auch den Autor vollends zufriedenstelle, launig in die Zukunft, während Franzos selbst kurz und bündig sagt: „Die Geschichte meines ersten Buches ist zugleich die Geschichte meiner Jugend" und daher diese frischweg erzählt. Die Geschichte ihrer Jugend oder wenigstens ihrer literarischen Anfänge erzählen nun fast alle hier versammelten Autoren und darin liegt der hohe Wert des Buches für den Literarhistoriker und nicht bloß für den in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, den der Herausgeber spöttisch gegen seine literarhistorischen Zeitgenossen ausspielt. Die Bedeutung der Literatur der Gegenwart wird sich allerdings in der Zukunft weit besser beurteilen lassen, als wir Mitlebenden es vermögen. Aber daß bedeutende Vertreter der dichterischen Produktion der Gegenwart in der hier getroffenen Auswahl fehlen, ist uns ebenso klar wie die große Ungleichwertigkeit unter den ausgewählten Dichtern. Wenn der Herausgeber meint: so bedeutend wie die kleinen Hainbundleute, über die heute dicke Bücher erscheinen, sind alle, die hier zu den Lesern sprechen (nur sich selbst bringt er in einem koketten Zusatz zum Opfer), so zeugt dies von sehr geringem historischen Verständnisse. Der Schöpfer des deutschen Homer und seine liederreichen Freunde haben unvertilgbare Spuren in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geisteslebens zurückgelassen und für immer bleiben sie von dem Lichte bestrahlt, das von dem aufsteigenden Gestirn Goethes und der nach ihm benannten Literaturepoche auf sie ausging. Hier sonnen sich aber im Glanze echter und großer Dichternaturen eine Reihe fingerfertiger, nur von dem raschwechselnden Wind der Mode emporgetragener Pseudopoeten, von denen schon eine nahe Zukunft nicht einmal mehr den Namen kennen wird. Aber auch deren Selbstbildnisse sind uns als Beiträge zu ihrer Charakteristik sehr willkommen. Denn nicht nur was sie von ihrem Schaffen erzählen, sondern auch die Art und Weise, in der sie es thun, ist für jeden einzelnen unter ihnen bezeichnend. Und am bezeichnendsten wohl die Selbsteinschätzung, die der einzelne vornimmt, wie z. B. Dahn sich als einen Dichter dritten Ranges hinstellt und Frau von Ebner die Erzählung ihres jugendlichen Ringens und Strebens mit dem rührenden Bekenntnisse schließt: „In meiner Jugend war ich überzeugt, ich müsse eine große Dichterin werden und jetzt ist mein Herz von Glück und Dank erfüllt, wenn es mir gelingt, eine lesbare Geschichte niederzuschreiben" (S. 83). — Auf die einzelnen Beiträge kann hier nicht weiter eingegangen werden. Nur das eine sei noch hervorgehoben, daß nicht bloß die gegenwärtig lebenden Generationen von Schriftstellern in dem Buche charakterisiert, sondern auch zahlreiche ältere Dichter des Jahrhunderts vielfach in helle Beleuchtung gerückt werden, namentlich Geibel und

der um ihn gruppierte Münchener Dichterkreis. — Das Buch ist prachtvoll ausgestattet und schön gedruckt; für eine neue Auflage empfiehlt sich eine bessere Correktur (S. 104 lies Scheffner statt Schaffner, S. 124 Prantl statt Prante, S. 186 wahrscheinlich 1857 statt 1837). Die beigegebenen Bilder sind nicht alle Jugendbildnisse, auch nicht alle gleichmäßig gut geraten, der Mehrzahl nach aber ausgezeichnete Reproduktionen authentischer Vorlagen. Dem innerlich und äußerlich „modernen", höchst anregenden und lesenswerten Buche wird der verdiente Erfolg nicht versagt bleiben.

Nachrichten.

Entsprechend den von E. Goetze herausgegebenen Sämtlichen Fabeln und Schwänken von Hans Sachs wird von E. Goetze und C. Drescher gemeinsam eine Ausgabe der Meistergesänge des Hans Sachs, soweit diese Fabel- und Schwankstoffe behandeln, ebenfalls für die Haller Neudrucke vorbereitet.

Gustav Kettner in Pforta gibt Schillers Dramatischen Nachlaß in zwei Bänden neu heraus (Weimar, Böhlau).

Zur Erfüllung wiederholt geäußerter Wünsche wird die Goethe-Gesellschaft vom künftigen Jahre ab den Festvortrag der Generalversammlung in dem Goethe-Jahrbuch abdrucken lassen, so daß hier, und mit thunlichster Beschleunigung, zuerst die Veröffentlichung erfolgt. Weil aber die General-Versammlung in der Pfingstzeit stattzufinden pflegt, wird künftig das Goethe-Jahrbuch in der Regel nicht vor Ende Juni erscheinen können.

Die Comenius-Gesellschaft in Münster hat für 1895 zwei Preisaufgaben ausgeschrieben: die erste fordert eine Darstellung des „Unterrichtes in der Sittenlehre nach Comenius", die zweite hat „Das Schulwesen der böhmischen Brüder bis zur Auflösung der Brüderschule in Lissa" zum Gegenstand. Die erste Arbeit ist bis zum 31. August, die zweite bis zum 31. Dezember bei dem Vorsitzenden der Gesellschaft, Archiv-Rat Dr. Keller in Münster (Westphalen) einzureichen.

Von dem am 29. Oktober 1894 zu Leipzig gestorbenen Professor Rudolf Hildebrand liegt uns durch die Güte seiner Hinterbliebenen der Anfang eines wenige Wochen vor seinem Tode begonnenen, aber nicht vollendeten Aufsatzes vor, der für unsere Zeitschrift bestimmt war: „Zum schottischen Edward". Ich setze den Eingang hieher: „Der schottische Edward, in Herders Uebersetzung aus Percys Reliques of ancient english poetry bei uns bekannt, ist ein wahres Wertstück unserer Literatur geworden, auch schon in die musikalische Welt aufgenommen durch Löwes Komposition, und leidet doch an einem Versehen der Uebersetzung, wodurch Wesen und Kern des Gedichts getroffen worden. Das Gedicht besteht nur aus Rede und Gegenrede, in strengster Form aufgebaut, ohne eine Spur von sogenannter Exposition oder vorhergehender sachlicher Erläuterung, die doch eigentlich recht nötig wäre. Alles soll sich aus den Reden selbst erklären." Es folgt dann eine sorgsam abwägende Vergleichung der Uebersetzung Herders mit dem schottischen Original, die aber eben dort abbricht, wo Hildebrands eigene Erklärung beginnen sollte. In dankbarem und wehmütigem Gedenken dürfen wir den unvollendeten Aufsatz als einen Beweis seiner wohlwollenden Gesinnung für unsere Zeitschrift ansehen. Eine ausführlichere Charakteristik des unvergeßlichen Mannes wird eines unserer nächsten Hefte enthalten.

Berichtigung.

Zu Band 1, S. 788 Der Brief Rabeners an Gleim ist bereits gedruckt im Literarischen Konversationsblatt 1823 Nr. 30 unter anderen „Mitteilungen aus Gleim's literarischem Archive," vermutlich durch Körte. Ohne auf rein orthographische Abweichungen einzugehen, verbessere ich nach dem Originale folgende Lesefehler: 789, 5 lies „nahe", 6 „Bodmern", 9 „Geschmacke", 14 „er", 15 „Errathen", 16 „noch", 26 „Spissers", 40 mich] „meinen Creyß" „gnug" 41 „andern" „umsehn", 790, 3 „größers" 5 „einem" 7 „geschehn" 14 „Exulante". Gleims Bekanntschaft mit dem Leipziger Dichterkreise datiert von seiner Reise nach Leipzig im Frühling 1750 her, vgl. Schnorrs Archiv 4, 9, Körte, Gleims Leben S. 57. Mit Ramlers Uebersetzungen aus dem Horaz sind die Uebertragungen in Prosa gemeint, welche die Berliner „kritischen Nachrichten" von 1750 brachten; sie haben mit der poetischen Uebersetzung von 1769 nichts gemein.

E. Schüddekopf.

Oben S. 152 und 164 lies: Lemmermayer.

Im Manuskript abgeschlossen am 24. November, im Satz am 13. Dezember 1894.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Zweiter Band

Zweites Heft

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schaun.

Vierteljährlich erscheint ein Heft im Umfang von etwa 13 Bogen.
Preis des Jahrgangs M. 16.—

Bamberg
C. C. Buchner Verlag
Rudolf Koch
1895

Inhalt.

Briefe, Manuskripte und Büchersendungen sind zu richten an den Herausgeber Professor Dr. August Sauer in Prag, Smichow 586.

Das Drama der Jesuiten.

Eine theatergeschichtliche Skizze.

Von Paul Bahlmann in Münster i. W.

Studenten und Schüler waren schon früh an der Seite und unter Leitung ihrer Lehrer schauspielerisch thätig: bereits der berühmte Gerhoh, welcher von 1109—1124 Scholastiker an der Ulrichsschule in Augsburg war, klagt sich in seinen späteren Jahren an, daß er als Vorstand dieser Schule und Lehrer der Jugend theatralische Spiele angeordnet und überhaupt der Jugend einen großen Spielraum gelassen habe.[1]) Ursprünglich mag sich die Beteiligung derselben wohl hauptsächlich auf das religiöse Drama (Drama sacrum) erstreckt haben, das ja einen Teil des Gottesdienstes bildete, später hingegen sind es zumeist die Stücke des Plautus und Terenz, die zur Darstellung gelangten und die Sprachgewandtheit fördern sollten. Jedoch vielfache Bedenken hinsichtlich der Keuschheit dieser antiken Klassiker (zumal des Plautus), denen man einen entsittlichenden Einfluß auf die lesende und darstellende Jugend zuschrieb, führten bald wieder zum Verlassen der alten Originale und zur Entstehung der lateinischen Schulkomödie,[2]) der

---

[1]) Patrologiae cursus completus ed. J. P. Migne. Series latina. Tom. 194. Lutetiae Paris. 1855, Sp. 891.

[2]) O. Francke, Terenz und die lateinische Schulkomödie in Deutschland. Weimar 1877, S. 55. — Schon gegen Ende des 10. Jahrhunderts hatte die Gandersheimer Nonne Hrotsvitha, um den Anstoß erregenden Terenz zu verdrängen, sechs dessen Stil nachahmende (freilich nur für die Lektüre bestimmte) Legendendramen verfaßt, die Conrad Celtes zuerst gedruckt herausgab (Norunbergae 1501) und Ottomar Pilz neuerdings ins Deutsche übersetzte (Universal-Bibliothek Nr. 2491 und 2492).

zahlreiche[1]) bedeutende Schulmänner und Geistliche zu hohem Ansehen verhalfen. Als aber die Aufführungen auch weiteren Kreisen zugänglich wurden, konnte man sich nicht mehr lediglich auf lateinische Stücke beschränken:

> Denn weil das Stück lateinisch wird verhandelt,
> So murren, die die Sprache nicht verstehn,
> Belfern die Weiber, lärmen Mägd' und Knechte,
> Wurstmacher, Fleischer, Schmied' und andere Zünfte,
> Und fordern laut in ihrer Sprach' ein Stück.[2])

Man schickte deshalb den Stücken oder wohl auch den einzelnen Akten[3]) für die Ungelehrten verständliche Inhaltsangaben voraus, denen dann Uebersetzungen und Originaldramen in der Landessprache folgten.[4])

Diese Aufführungen gaben nicht nur den Schülern Gelegenheit, lateinisch oder doch öffentlich zu sprechen und sich äußere Gewandtheit und Tournure anzueignen, sondern hoben auch das Ansehen und die Beliebtheit der Schulen, denen sie gleichzeitig zur Verbreitung kirchlicher Lehren und Anschauungen dienten.[5]) Deshalb zog auch der Jesuitenorden, der bekanntlich einen Hauptteil seiner Thätigkeit der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend

[1]) Vgl. P. Bahlmann, Die lateinischen Dramen von Wimphelings Stylpho (1480) bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Münster 1893.

[2]) Nikodemus Frischlin, Helvetiogermani. Argentorati 1589, Vorrede.

[3]) Einen deutschen Prolog vor jedem Akte hat des Wiener Abtes Benediktus Chelidonius 1515 gedrucktes Spiel „Voluptatis cum Virtute disceptatio."

[4]) Der erste Schulmann, der ein humanistisches Drama in deutscher Sprache verfaßte, war Sixt Birck (History von der . . . frouwen Susanna. Basel 1532).

[5]) Es schreibt z. B. Magister Georg Major (1502—1574) am 5. April 1543 an Georg Helt, er wisse, daß in Niederdeutschland, wo die Predigt des Evangeliums verboten sei, durch Schauspiele viele mit der evangelischen Lehre bekannt geworden und für sie gewonnen seien (H. Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des 16. Jahrhunderts. Halle 1886, S. 24). — Später betont auch der Jesuit Joh. Schmidl (1693—1762) in seiner Historia Societatis Jesu provinciae Bohemiae III (1754) S. 287, daß die Aufführungen zur Befestigung des Glaubens und der Tugend dienen, indem sie nicht allein selbst Akatholiken heranziehen und unterhalten, sondern auch durch die darin dargestellten Ideen viele zum Glauben bringen.

widmete, die theatralischen Vorstellungen von vornherein in den Bereich der Schulübungen hinein und ließ ihnen bis zu seiner Aufhebung (1773) die eifrigste Pflege angedeihen.

In der endgültigen Studienordnung der Jesuiten, der Ratio studiorum vom Jahre 1599, wird bestimmt:

Der Gegenstand der Tragödien und Komödien, die jedoch nur lateinisch sein und sehr selten aufgeführt werden sollen, sei ein heiliger und frommer; auch dürfen nur lateinische und anständige Zwischenspiele vorkommen; weibliche Rollen und Trachten sind ganz verboten.[1] Der Lehrer kann bisweilen eine kurze dramatische Aufgabe, z. B. eine Ekloga, eine einzelne Scene oder einen Dialog, von seinen Schülern statt des Argumentes ausarbeiten lassen, um nachher die beste Arbeit ohne allen theatralischen Schmuck in der Schule aufzuführen, wobei er die Rollen unter die Schüler verteilt.[2]

Diese Vorschriften wurden auch in den Privatkomödien der einzelnen Klassen (Declamationes) gewissenhaft befolgt, in den öffentlichen aber immer mehr außer acht gelassen. Wohl am längsten wurde hier dem Gebot, die Aufführungen nur in lateinischer Sprache zu veranstalten, nachgekommen. Die Jesuiten, bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts sogar vorzügliche Lateiner, legten stets auf diese Sprache das Hauptgewicht, und trotzdem dieselbe der Menge ganz unverständlich war, erzielten sie doch durch

---

[1]) Ratio studiorum et Institutiones scholasticae Societatis Jesu coll. a G. M. Pachtler. Tom. II. Berlin 1887, S. 272: Tragoediarum et comoediarum, quas nonnisi latinas ac rarissimas esse oportet, argumentum sacrum sit ac pium, neque quicquam actibus interponatur, quod non latinum sit et decorum; nec persona ulla muliebris vel habitus introducatur (Regula Rectoris 13). — Die einschlägigen Bestimmungen der ersten 1586 als Manuskript gedruckten Gesetzvorlage der Ratio studiorum sieh ebenda S. 176.

[2]) Pachtler S. 412: Poterit interdum Magister brevem aliquam actionem, eclogae sc., scenae dialogive discipulis argumenti loco imponere, ut illa deinde in schola, distributis inter ipsos partibus, sine ullo tamen scenico ornatu, exhibeatur, quae omnium optime conscripta sit (Regula Professoris Rhetoricae 19).

die Pracht der Dekorationen und Kostüme, durch die rauschende Musik und die eingelegten Tänze, durch das zahlreiche Personal wie durch die Wahl der Dramenstoffe, worauf wir später noch zurückkommen, auch bei dem Volke gewaltige Erfolge. So berichtet z. B. ein jesuitisches Gedenkbuch über die erste Aufführung der Schüler des Prager Jesuitenkollegiums im Februar 1560[1]): „Zu dieser Vorstellung hat sich eine große Masse aller Stände eingefunden, so daß allgemein behauptet wurde, kein derartiges Spiel habe sich bisher einer solchen Theilnahme von Seiten des Publikums rühmen können, denn es seien bei acht bis zehn tausend Menschen, zum größten Theile Prager (also auch Leute vom Lande), herbeigekommen. Das Stück selbst war aus dem gesellschaftlichen Leben genommen. Die Jesuiten schilderten die Fehler und die Sünden der Menschen mit wahrer Virtuosität und brachten sie in wirklicher Teufelsgestalt auf die Bühne. Besonders war die weltliche Eitelkeit, die Lüderlichkeit und Niedertracht des damaligen Lebens mit so treffenden und lebhaften Farben gezeichnet, daß die Zuseher davon mächtig ergriffen wurden. Als die Teufel zum erstenmale auftraten, ängstigten sich gar viele Leute und manche zitterten vor Furcht, andere jedoch, die muthiger waren, riefen aus vollem Halse: Seht, wie uns die Jesuiten durch gemalte Teufel schrecken wollen, nicht wissend, daß sie dereinst selbst von wirklichen gefressen werden! — Schließlich wurde es jedoch wieder stille und das ausgezeichnete Spiel hat die Leute so animirt, daß der Applaus und die stürmischen Zurufe kein Ende nehmen wollten. Das Stück mußte auf allgemeines Verlangen vier Tage nach einander wiederholt werden und am fünften wurde es in dem größten Hofe des Prager Schlosses in Gegenwart des Erzherzogs Ferdinand, sowie der höchsten Würdenträger und sämmtlicher Hofleute aufgeführt, die an dieser Vorstellung ein ungemeines Gefallen fanden. In diesem Jahre war ein Deutscher, Namens Hoffer,[2]) Rektor des Kollegiums. Dieser übersetzte die Komödie in das Deutsche, und

[1]) Gespielt wurde die Comoedia Euripi, ein Schauspiel über den Kampf des Körpers mit dem Geiste.

[2]) Paul Hoffaeus, 1524—1608.

so oft sie nun aufgeführt wurde, erfreute sie sich stets eines stürmischen Beifalls." [1]) Aehnliche Berichte über den günstigen Erfolg veranstalteter Komödienspiele finden sich äußerst zahlreich in den Aufzeichnungen sämtlicher Ordenskollegien; der hier wiedergegebene Prager Bericht jedoch ist der erste, der eines deutschen Jesuitendramas Erwähnung thut.[2]) Auch nach Erlaß der Ratio studiorum brachten — soweit bekannt — zuerst wieder die Prager Jesuiten am 6. Dezember 1627 ein deutsches Stück, die „Triumphirliche Tragödie von Kaiser Konstantio Magno sambt seinen zween von ihme gekrönten Söhnen" auf die Bühne.[3]) Im allgemeinen aber lassen sich noch in den nächsten Jahrzehnten Darstellungen in deutscher Sprache nur verhältnismäßig selten nachweisen; erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts begegnen sie uns häufiger, ohne jedoch so sehr überhand zu nehmen, wie viele es glauben.[4]) Nur in den Zwischenspielen (sieh unten), die allerdings auch „nur lateinisch" sein sollten, fand die Volkssprache fast regelmäßig Anwendung, was wohl auch der Grund dafür sein dürfte, daß über ihren Inhalt Angaben in den meisten Synopsen fehlen.

Am wenigsten beachteten die Jesuiten die Bestimmung, Dramen nur selten aufzuführen. Sie wollten nicht nur ihre Schüler „stehen, gehen und reden" lehren, nicht nur diesen sowie allenfalls deren Eltern und ihren Gönnern Unterhaltung verschaffen, sie wollten auch das, was sie der Jugend beigebracht, öffentlich zeigen und durch die Schaubühne ihrem Orden neue Freunde gewinnen,

---

[1]) Sieh L. Blaß, Das Theater und Drama in Böhmen. Prag 1877, S. 26. — Vgl. Joa. Schmidl, Historia Soc. Jesu Provinciae Bohemiae. Pars I. Pragae 1747, pag. 146 f.

[2]) Die Prager Jesuiten führten auch am 12. Oktober 1567 das erste böhmische Drama „St. Wenzeslaus, Der Märtyrer" auf (Schmidl 1, 229; Blaß S. 28).

[3]) Blaß S. 45.

[4]) Der Exjesuit Cornova spricht in seiner Schrift „Die Jesuiten als Gymnasiallehrer (Prag 1804)" nur von Dramen in lateinischen Versen. Auch befiehlt z. B. eine Luzerner Ratsverordnung vom Jahre 1768 den Jesuiten, ihre Komödien von jetzt an in deutscher Sprache aufführen zu lassen, damit „die Jugend in ihrer eigenen Muttersprach desto besser unterrichtet werde."

ihm besonders die große Masse des Volkes geneigt machen. Deshalb beschränkten sich die Aufführungen, so sehr auch gegen deren Ueberhandnehmen ab und zu eingeschritten wurde,[1] gar bald nicht mehr auf die Darstellungen am Beginn oder Schlusse des Schuljahres,[2] die der feierlichen Austeilung der Prämien, der „goldenen oder Ehren-Bücher", vorausgingen, und vereinzelte Spiele zu Ehren hoher Personen, sondern auch bei Besuchen wie an Geburts- oder Namenstagen vornehmer Gönner, zur Gedenkfeier irgendwie bemerkenswerter Ereignisse, selbst an den kirchlichen Festzeiten zu Ostern und Weihnachten mußten die Zöglinge ihre theatralischen Künste produzieren; sogar in benachbarten Ortschaften wurden mitunter förmliche Gastspiele gegeben.[3]

Gegen das Verbot weiblicher Rollen hatte bereits die zur Bezeichnung etwa wünschenswerter Aenderungen der Ratio studiorum eingesetzte Kommission der oberdeutschen Ordensprovinz 1602 den Einwand erhoben, daß dessen strenge Durchführung weder in weltlichen noch in geistlichen Stücken möglich sei, worauf

[1]) Vgl. z. B. die Verordnungen vom Jahre 1585 und 1586 (Braun Geschichte des k. Gymnasiums zu Braunsberg. Programm. Braunsberg 1865, S. 49).

[2]) Die Hauptferien dauerten:
in der oberrheinischen Provinz v. 29. Sept. bis 1. Nov. (Schulgebräuche v. J. 1664: Prantl 3, 1890, 399 f.),
in der oberdeutschen Provinz vom 8. Sept. bis 18. Okt. (Schulgebräuche v. J. 1693: Prantl 3, 406),
in der niederrheinischen Provinz vom 29. Sept. bis 3. Nov. (Schulgebräuche v. J. 1704: Prantl 3, 413).
Mitunter erfolgte die Austeilung der Prämien auch zu Beginn des neuen Schuljahres, so z. B. 1654 in Hildesheim, woselbst sich die Darsteller der Komödie bereits Mitte Oktober zur Einübung eingefunden hatten; sieh J. G. Müller, Beiträge zur Geschichte des Gymnasium Josephinum. (Programm.) Hildesheim 1868, S. 20.

[3]) Die Iglauer Jesuitenschüler z. B. spielten 1665 in Polna, später auch in Deutschbrod (sieh J. Wallner, Geschichte des Gymnasiums zu Iglau [Programm] Teil 3, Iglau 1884, S. 12 und 13). Das Theaterspielen wurde dort, wie die Litterae annuae 1657 hervorheben, in allen Klassen mit solchem Eifer betrieben, daß „jede im Stande gewesen, jederzeit auf Verlangen eine dramatische Vorstellung zu geben".

der General Claudius Aquaviva (1581—1615) im Jahre 1603 erwiderte: „Wir haben schon früher in jener Provinz dahin Dispens erteilt, daß die Einführung gestattet sein soll, wenn sie möglichst selten und in geringem Maße geschieht, und die Personen, welche vorgeführt werden, ernst und sittsam sind.“[1] Ein solches Zugeständnis scheint den anderen Provinzen zwar nicht gemacht zu sein,[2] doch sind auch dort weibliche Rollen nichts Außergewöhnliches.[3]

Die Stoffe der Stücke wurden meist dem Alten und Neuen Testamente, den Heiligenlegenden, den Martyrologien oder den Ordensannalen, oft auch dem Sagenkreise und der Geschichte der Heimat oder gar fremder Länder, nur selten dagegen dem täglichen Leben entnommen. Im Jesuitenkolleg zu Augsburg z. B. wurden im 17. Jahrhundert nach den auf der dortigen Stadtbibliothek in seltener Vollzähligkeit vorhandenen gedruckten Periochen anfangs September aufgeführt[4]: 1614 Der H. Nicephorus und Sapricius, 1617 Die H. Hiltegard, 1618 Der H. Vitus, 1619 Der König Antiochus, 1621 Der Hohepriester Heli, 1622 Die Bekehrung Loiolae, 1623 Barmherzigkeit, 1626 Die H. Hermenegild, 1627 Der Gothenkönig Theodoricus, 1629 Der Japaner Titus, 1630 Absalon, 1636 Der H. Wenceslaus, 1637 Humiliabitur und Exaltabitur, 1638 Die beiden Japonischen Märtyrer, 1639 Die Tyrannei der unmäßigen Liebe, 1640 Undank, 1642 Joh. Calybita, 1643 Bürgschaft des egyptischen Abts Daniel für Eulogius, 1644 Der H. Heinrich, 1645 Der H. Wenceslaus, 1646 Beispiel

---

[1] Pachtler 2, 488.

[2] In den Schulgebräuchen der oberrheinischen Provinz vom Jahre 1664 (sieh unten) werden weibliche Rollen ausdrücklich verboten.

[3] Henricus Goedeken, Rektor des Hildesheimer Andreaneums, behauptet 1608: „Es sein noch nicht 12 Jahr verlauffen, das alhie zu Hildesheimb die Jesuiter auff ihrem großen Schul-Auditorio Nonnenkleider undt Meßgewandt, ja eine gantze Weihung in zweien Comoedien eingefuhret.“ (K. Th. Gaedertz, Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg. Bremen 1888, S. 12 und 14.)

[4] E. Weller, Annalen der poetischen National-Litteratur der Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert. Band 2. Freiburg i. B. 1864, S. 289.

der Freundschaft an David und Jonathan, 1647 Siegzeichen der Unschuld, 1649 Clodoaldus, 1650 Die Auferweckung Lazari, 1651 Die Rechnerin (Lucas 19), 1652 Aman, 1653 Die fünf Ehr- und Siegsäulen Daniels, 1654 Cosmas und Damian, 1655 Der H. Titus, 1656 Zwei Parabeln, 1657 Die gottliebende Seele Philothea, 1658 Cassanus, 1659 Petrus und Paulus, 1660 Die Herzenschule, 1661 Der evangelische Samen, 1662 Der Burgunder-König Sigismund, 1663 Die liebe Unschuld, 1664 Ungarns Sieg unter Ludwig I., 1665 Der gehorsame Abraham, 1666 David als Busspiegel, 1667 Die von Mose gestrafte Hartnäckigkeit, 1668 Ezechias, 1669 Theobaldus und Gontarus, 1670 Pancratius, 1671 David als Spiegel der Sanftmuth, 1672 Aman, 1673 Die Obsorg Gottes über den König Alphonsus von Congi, 1676 Der verlorne Sohn, 1678 Nutzbarkeit der Heiligenbilder, 1679 Liebs-Streit zweier Brüder, 1680 Das sieghafte H. Kreuzzeichen, 1681 Emmanuel, 1682 Hermenegildus, 1685 Charietta, 1686 Emmanuel, 1687 Mathias Corvinus, 1688 Die Errettung Baquevills durch den H. Julianus, 1689 Sigismund, 1690 Celsus und Julianus, 1691 Weltspiel der göttlichen Weisheit, 1692 Partharitus, 1693 Bethulias Rettung durch Judith, 1694 Kaiser Julian, 1695 Gallicani Uebertritt, 1696 Der Japanische Kaiser Nobunanga, 1697 Rudolphs I. belohnter Gottesdienst, 1698 Conradins Tod und 1699 Gerechtigkeit Merovei. Am beliebtesten waren solche Stoffe, welche zur Verteidigung oder Verherrlichung des katholischen Glaubens und seiner Bekenner dienten; Angriffe gegen Andersgläubige aber wurden — wie allseitig anerkannt wird — geflissentlich vermieden, ja die Namen der Reformatoren in der Regel nicht einmal genannt. Ganz vereinzelt und gerade ihrer Seltenheit halber um so mehr beachtet blieben Vorgänge wie die, deren Folgen eine alte Zeitung[1]) also schildert: „In nechst abgewichenen

---

[1]) Zwo Newe Zeitung. Die Erste, Wie die Jesuiten ein Comoedi zu Molßheim agirt und gehalten und Herrn Doctorem Lutherum durch einen Teuffel zerreissen wöllen: aber der rechte erschröckliche Teuffel ist kommen und hat ein Jesuiten in stucken zerrissen . . . Erstlich gedruckt zu Basel durch Ludwig König im 1614. Jahr. 4 Bll. 4° (Stadtbibliothek Breslau).

Julio dises 1614. Jahrs haben die Jesuiter zu Moltzheim ein Comoedi agirt unnd gehalten, darinn fingirt und getícht, gleich wie Herr Doctor Lutherus selig auff Erden grossen Streit allenthalben in der Welt angericht, Fürsten und Herrn zusammen gehetzt, deßwegen dann er ewig verdampt sey und in der Hell sitze: also hab er in der Hell noch kein Ruh und lasse die Teufel mit seiner Religion nit zu friden, richte allerley Uneinigkeiten und Auffruhren an, deßwegen dann ihn die Teuffel nicht dulden können oder wöllen, viel weniger solt er auff Erd geduldet werden. Haben deßwegen ein Gericht von Teuffeln besetzt, darinn 12 teufelische Apostel verordnet, unter welchen auch Lutherus an Judas Iscarioth stat gesessen, und nach gehaltener Anklag und gegebenem Urtel der eilffte den zwölfften Lutherum in stuck zerreissen sollen (als solte mans auff Erden allen Lutherischen also machen), welcher arme Luther dann unter den Kleidern mit Ingeweid und Därmen voller Blut gefüllt gewesen. Als nu der eilffte Teuffel den Luther jetzund zerreissen wöllen, so kompt mit grossem geschrey der dreizehende erschreckliche Teuffel herbey und greifft mit grossem Grimm denjenigen an, so den Luther zerreissen sollen, und zerreist denselben in angesicht deß Volcks zu stucken, daß ihm das Hertz und Ingeweid vor die Füß gfallen, welchs mit grossem Schrecken, Zittern und Zagen von dem umbstehenden Volck augenscheinlich gsehen: hernach alsbald von der Obrigkeit nachzusagen bey Leibs und Lebens Straff verboten, aber doch durch etliche Nicodemos geoffenbart worden. Daß aber dise Histori wahr sey, ist sie von glaubwürdigen Personen in unterschidliche vorneme Ort geschriben worden. — Also vor etlich Jahren haben sie ein Comedi zu Costnitz gehalten und den Johan Hussen nochmahln verbrenen wollen: aber wie ein grosser Brandschad darauß entstanden, ist meniglich bewußt. Deßgleichen zu Wien vor acht Jahren haben die Jesuiter den Luther auch einmal verbrennen wöllen; es hat aber der gerechte Gott auch dißmal sein gerecht unsträfflich Urtel sehen lassen und durch den Luther ihr gantzes hochköstliches, ja fürstliches Coleg in Brand gesteckt etc."

Trotz der von den Jesuiten gewählten Stoffe aber waren

ihre Dramen nicht etwa durchweg ernst oder steif: selbst in Stücken biblischen Inhalts kamen nicht nur heitere Gesänge und Tänze vor, sondern auch — z. B. wenn leichtfertige Jünglinge vor ihrer Besserung dargestellt wurden — stürmische Scenen voll Lust und Uebermut, was schon die häufig wiederkehrende Bezeichnung „Comicotragoedia" zum Ausdruck bringt. Vielfach wurde dem komischen Element auch durch lustige Zwischenspiele Rechnung getragen, welche die vorher vielleicht bis zu Thränen gerührten Zuschauer wieder aufheitern sollten. Ueberhaupt waren die Väter in der Anwendung komischer Motive nicht spröder als die Verfasser der komischen Zwischenspiele in den Mysterien oder die Spanier, welche den Grazioso, etwa als „Pensiero", auch im geistlichen Drama auftreten ließen. Die bunte Reihe typischer Komödiengestalten vom Sklaven und Parasiten der jüngeren attischen Komödie bis zu den derben Gesellen des deutschen Fastnachtsspieles begegnet uns auch im Jesuitendrama wieder.[1]) Die Ausschreitungen aber, die ab und zu stattfanden, wurden von den Ordensoberen keineswegs gebilligt: „Den Dramen, Komödien und Tragödien, welche ab und zu an verschiedenen Orten von unseren Schülern aufgeführt werden, soll zuweilen, um das Gelächter der Zuschauer zu erregen, vieles beigemischt werden, was mehr Mimen und Possenreißern als gottesfürchtigen Männern geziemt; in Zukunft wird dafür zu sorgen sein, daß nichts Aehnliches geschehe" lautet ein Monitum vom 20. September 1631.[2]) Wie viel den Oberen an würdigen Darstellungen gelegen war, zeigen u. a. auch die Schulgebräuche der oberrheinischen Provinz vom Jahre 1664, welche besagen[3]): „Nichts soll auf die Bühne gebracht werden, was nicht sorgfältig geprüft ist. Deshalb soll a) die Inhaltsangabe (argumentum) dem P. Rektor eingereicht werden, damit er sich mit seinen Beratern darüber bespricht, und die Studienpräfekten sollen die Ausführung der Handlung lesen und entscheiden, ob sie öffentlich aufgeführt werden

[1]) J. Zeidler, Die Schauspielthätigkeit der Schüler und Studenten Wiens (18. Gymnasial-Programm Oberhollabrunn 1888) S. 34.

[2]) Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 6, 164.

[3]) Consuetudines inferiorum classium. 7. (Pachtler, 3, 397 f.).

und die ganze Akademie teilnehmen kann; b) bevor ein solches Stück aber öffentlich aufgeführt wird, soll dies einige Tage vorher privatim vor dem P. Rektor und seinen Beratern geschehen, damit verbessert wird, was zu verbessern ist. Sorgfältig sollen zumal die Zwischenspiele geprüft und keine Person in Frauengewand eingeführt werden, überhaupt Lächerliches und Possenhaftes von unseren Theatern fernbleiben. Auch die Dramen und Deklamationen, welche die Lehrer in den Klassen zur Uebung vornehmen,[1] sollen von den P.P. Präfekten durchgesehen werden, und die Lehrer sich in deren Ausarbeitung und Aufführung leiten lassen und nur vom Präfekten vorgeschriebene Bücher benutzen." [2]

Antike Dramen wurden von den Jesuiten nur in der ersten Zeit ihrer Bühnenthätigkeit aufgeführt,[3] und auch später selbst von Ordensangehörigen geschriebene Stücke nur selten wiederholt oder an mehreren Anstalten dargestellt. In der Regel waren die Lehrer der Rhetorik und Poetik, die das Stück zur Aufführung brachten, auch die Verfasser. Nach welchen Grundsätzen sie dabei verfuhren, lehren verschiedene Schriften von Ordensmitgliedern, von denen wir, ohne jedoch näher darauf einzugehen, hier anführen:

Palaestra eloquentiae ligatae dramatica. Pars III. . . Nova editio priori [1657] longe correctior. Autore R. P. Jacobo Masenioe Soc. Jesu. Coloniae Agr., Joa. Busaeus, 1664 (8°. Paulinische Bibliothek Münster), pag. 1—129.

Lib. 1. De materia ac forma Dramatum. — Lib. 2. De implicationibus Dramatum.

---

[1]) Bei derartigen Dramen gaben die Lehrer vielfach nur den Inhalt und Gang des Stückes an und überließen die Bildung des Wortlauts den Schülern (vgl. oben S. 273).

[2]) Vgl. auch Memoriale 1683: Die Lehrer, welche die Aufführung abgeschmackter oder nicht streng sittlicher und frivoler Stücke gestatten, und der Schulpräfekt, durch dessen Sorglosigkeit solches geschieht, sollen mit publica poenitentia belegt werden (Braun, Geschichte des Kgl. Gymnasiums zu Braunsberg [Programm 1865] S. 49).

[3]) So spielten z. B. die Wiener Jesuitenzöglinge im Jahre 1554 eine Komödie des Euripides (F. B. v. Buchholtz, Geschichte der Regierung Ferdinands I. Band 8. Wien 1838, S. 188).

Magistris scholarum inferiorum Societatis Jesu de ratione discendi et docendi ex Decreto Congregat. Generalis XIV. Auctore Josepho Juventio Soc. Jesu. Francofurti, Thomas Fritsch, 1706 (8°. Hof-Bibliothek München, Gymnasial-Bibliothek Münstereifel), pag. 67—75.

Cap. 3. De Poemate Dramatico. — Cap. 4. De Tragoedia. — Cap. 5. De Comoedia. — Cap. 6. De Mimis, Choreis et aliis rebus ejusmodi, quae dramaticis fabulis inseruntur.

Vgl. K. v. Reinhardstöttner im Jahrbuch für Münchener Geschichte, 3 (Bamberg 1889), 146 f.

Bibliotheca Rhetorum praecepta et exempla complectens, quae ad poeticam facultatem pertinent, discipulis pariter ac magistris perutilis. Auctore P. Gab. Franc. Le Jay, Societatis Jesu. Pars II. Parisiis, Greg. Dupuis, 1725 (4°. Hof-Bibliothek München), pag. 521—579: Liber de choreis dramaticis.

Cap. 1. De Origine et Antiquitate Chorearum. — Cap. 2. De Definitione ac Natura Choreae. — Cap. 3. De Materia seu de Argumento Choreae. — Cap. 4. De Forma Choreae. — Cap. 5. De Triplici Allegoriae Genere quod suam Choreae formam constituit. — Cap. 6. Quibus rebus adjuvetur imitatio quae ad Choreae naturam maxime pertinet. — Cap. 7. An Chorea Dramatica Cantum aut Declamationem sibi adjungi postulet.

Vgl. E. Boysse, Le théatre des Jésuites. Paris 1880 pag. 37—57.

Institutiones poeticae ad usum Collegiorum Societatis Jesu. Auctore Josepho Juvencio, ejusdem Societatis Rhetorices Professore. Coloniae Agrippinae, Wilh. Metternich, 1726 (8°. Paulinische Bibliothek Münster), pag. 55—84: De Dramate.

Cap. 1. Definitio Poematis Dramatici. — Cap. 2. De Materia Poematis Dramatici. — Cap. 3. De Forma Poematis Dramatici. — Cap. 4. De Partibus Poematis Dramatici. — Cap. 5. De Choro in Dramate. — Cap. 6. De Scenico Apparatu. — Cap. 7. Definitio Tragoediae. — Cap. 8. De Materia Tragoediae. — Cap. 9. De Forma Tragoediae. — Cap. 10. De Fine Tragoediae. — Cap. 11. Praeceptorum usus in scribenda Tragoedia. — Cap. 12. De Comoedia.

Dissertatio de Actione scenica, cum figuris eandem explicantibus, et observationibus quibusdam de arte comica. Auctore P. Francisco Lang Societatis Jesu. Accesserunt imagines symbolicae pro exhibitione & vestitu theatrali. Sumptibus Joan. Andreae de la Haye, Bibliopolae Academici Ingolstadii. Monachii, Typis Mariae Magdalenae Riedlin viduae, 1727. 154 Seiten 8°. (Hof-Bibliothek München.)

§ 1. Quid sit Actio scenica, et de ejus praestantia. — § 2. An ad Actionem requiratur Ars, vel sola Natura sufficiat? — § 3. Quibus e Principiis petenda sit Actio scenica, et quae partes corporis potissimum ad illam bene sint instruendae. — § 4. De Plantis & Pedibus. — § 5. De Genibus, Lumbis, Genuflexione et Sessione. — § 6. De Brachiis, Cubitis et Manibus. — § 7. Quomodo reliqua Actionis membra, oculi praecipue et caput juxta perfectionem artis sint dirigenda? — § 8. De aliis quibusdam observationibus Actionis scenicae, et potissimum circa Affectus. — § 9. Appendix quorumdam, quae praeter superius dicta quoad motum corporis observanda occurrunt. — § 10. De Pronuntiatione. — § 11. De Adjumentis ad Poesin scenicam et Artem dramaticam. — § 12. De Arte scenica, ac primum de Dialogo. — § 13. De Dramate in genere. — § 14. De Comoedia et Tragoedia. — § 15. De Unitate temporis ac loci. — § 16. De Exhibitionibus scenicis. — pag. 107—154: Imagines symbolicae adaptatae Exhibitioni & Vestitui theatrali.[1])

Vgl. v. Reinhardstöttner S. 61 f.

Das Dichten eines Schauspiels wurde sogar als Prüfstein für die Befähigung eines Magisters[2]) betrachtet. „Kaum glauben

[1]) Angefertigt nach: Speculum imaginum veritatis occultae, exhibens Symbola, Emblemata, Hieroglyphica, Aenigmata, omni tam materiae quam formae varietate exemplis simul ac praeceptis illustratum . . . Authore R. P. Jacobo Masen e Soc. Jesu. Coloniae Ubiorum, sumpt. Joh. Ant. Kinchii, 1650. 8°. (Paulinische Bibliothek, Münster.)

[2]) Magistri hießen diejenigen jungen Ordensleute, welche nach Vollendung ihrer Gymnasialstudien und des philosophischen Kursus als Lehrer an einem Gymnasium wirkten, bis sie nach Verlauf einiger Jahre zum Studium der Theologie berufen wurden.

sollte man es" — schreibt Cornova,[1] der dem Orden bis zu dessen Auflösung angehörte — „daß es unter den Jesuiten, selbst unter ihren Obern — Männer gab, welche den ganzen Werth eines Professors der niedern Schulen nach dem Schauspiele beurtheilten, das er mit seinen Schülern aufführte. Und was das schlimmste dabey war, so bestimmte ihr Urtheil nicht etwa ein guter Plan, eine treffende Schilderung der Karaktere, ein passender reinlateinischer Dialog, was alles von den Talenten des Verfassers einen vortheilhaften Begriff hätte erwecken können — Nein! . . . Der Anzug der spielenden Personen, die Dekorazion, Theaterveränderungen, Maschinerien, Tänze und etwa ein allegorisches Vorspiel gaben den Ausschlag." Diese Aeußerung läßt auch die Stücke selbst in keinem guten Lichte erscheinen und ist deshalb schon wiederholt als Bestätigung der vernichtenden Kritik verschiedener Zeitgenossen, u. a. Buchers,[2]) angezogen worden, der gegen Schauspiele eifert, „wo es Sand regnet, daß die Leute vor Staub ersticken möchten, wo Drachen, Teufeln und Höllengespenster zwischen flammenden Feuerrädern paradiren, wo Henker Köpfe wegschlagen und allenthalben Leichen erscheinen, ... wo man bellt, nicht spricht, wo Schweitzergarden griechische Könige in ihren Gezelten bewachen, wo Unfug für Kunst und Wunderbares, prächtig gestickte Kleider für Sentiments, geschmückte Säbel und Federbüsche für wahre Dekorationen gelten müssen, ... in welchen Trompeten und Paucken Eindruck, Belagerungen uud Schlachten Unterhaltung, und Dolche und Gift den Fall der Schlußcortine (des Vorhangs) hervorbringen mußten." Doch darf man nicht außer acht lassen, daß sich alle derartigen Urteile nur auf die dramatischen Arbeiten der Jesuiten im 18. Jahrhundert beziehen, deren künstlerischer

[1]) Ign. Cornova, Die Jesuiten als Gymnasiallehrer. Prag 1804, S. 116 f. — Ebenda S. 110 klagt Cornova auch über „die schulmeisterisch despotischen schriftlichen Ausstellungen, die sich mancher Präfekt oft nur aus Verdruß erlaubte, daß der junge Mann etwas besseres gelernt habe, als den Bombast der Avancini und den Unsinn der Kolczawa.

[2]) (Ant. Bucher), Beyträge zu einer Schul- und Erziehungs-Geschichte in Baiern. München 1778, S. 59 f.

Wert thatsächlich nicht hoch anzuschlagen war, während ihren Leistungen im 16. und 17. Jahrhundert niemand, ohne ungerecht zu sein, seine Anerkennung versagen kann.[1])

Vollständige Dramentexte, meist in lateinischen[2]) Versen geschrieben, sind mehrfach, wenn auch verhältnismäßig nicht gerade häufig gedruckt worden; so u. a. die Stücke von Fr. Benci (1542 bis 1594), Louis da Cruz (1543 bis 1604), Bern. Stephoni (1560 bis 1620), Jac. Bidermann (1578 bis 1639), Nic. Caussin (1583 bis 1651), Dion. Petau (1583 bis 1652), Louis Cellot (1588 bis 1658), Jos. Simeons (1595 bis 1671),[3]) J. B. Giattini (1601 bis 1672), Jac. Balde (1603 bis 1668), Jac. Masen (1606 bis 1681), Nic. Avancinus (1612 bis 1686), Mart. du Cygne (1619 bis 1669), Ch. de la Rue (1643 bis 1725), Fr. Noel (1651 bis 1729), Karl Kolczawa (1656 bis 1717), Paul Aler (1656 bis 1727), Gabr. Fr. Le Jay (1657 bis 1734), Ch. Porée (1675 bis 1741), J. H. Carpani (1683 bis 1762), Ant. Claus (1691 bis 1754), Fr. Neumayr (1697 bis 1775), Ign. Weitenauer (1709 bis 1783) und Andr. Friz (1711 bis 1790). Weit mehr finden sich dank der Vorschrift, daß „die öffentlichen Aufführungen und alles, was in und außer dem Kolleg von Ordensmitgliedern geschrieben wird, wie Dialoge, Reden, Verse u. dgl., in ein Buch eingetragen werden sollen,“[4]) handschriftlich noch in Bibliotheken und Archiven vor. Zu den meisten Aufführungen aber scheinen seit dem Ende des 16. Jahrhunderts[5]) gedruckte Programme, Synopsen oder

---

[1]) Vgl. die Ausführungen v. Reinhardstöttners S. 58 f., 63—65, 105 f.

[2]) In deutscher Sprache haben wir — abgesehen von späteren Uebersetzungen und Andr. Brunners „Dramata sacra, Saltzburg 1684 (Hof-Bibliothek, München)“, die nicht hierher gehören — in mehr als 60 Bibliotheken nur einige Singspiele gedruckt vorgefunden.

[3]) Simeons' Tragödien sind eingehend besprochen von J. Zeidler, Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie und des Klosterdramas. I. (Theatergeschichtliche Forschungen IV.) Hamburg und Leipzig 1891, S. 34—119.

[4]) Regula Rectoris 16 (Pachtler 2, 272).

[5]) Sieh u. a. E. Weller im Serapeum 25, 1864, S. 176 und v. Reinhardstöttner S. 108 und 145, Anmerkung 34. — Nach Cornova (S. 105) mußte die Synopsis gedruckt werden.

Periochen genannt, verteilt worden zu sein, auf denen der Titel, die Fabel (Argumentum) und der Gang der Handlung verzeichnet, sehr oft auch außer den Spendern der Prämien (Praemiatores, Brabeutae) die Darsteller mit ihren Rollen, die Komponisten des musikalischen Teiles und die Ordner der Tänze, fast nie aber die Verfasser namhaft gemacht, und höchstens die eingelegten Reimstücke ganz wiedergegeben sind. Als Probe teilen wir nachstehend eine Synopse mit, die wegen des daselbst wohl zum ersten Male dramatisch behandelten Stoffes besondere Beachtung verdient.

Bocoldus rex Hircaniae.[1])
Das ist:
Johann Bocold, der gecrönte und nachmahls auff die alte Gaiß gesetzte Schneider von Leyden, König der Wider-Täuffer zu Münster.
In einem Faßnacht-Spihl
vorgestellet
von dem Hoch-Fürstlichen Collegio Hieronymi in Dillingen
den 18. und 19. Hornung. Anno M.DCCXXI.
Cum Facultate Superiorum.[2])

Argumentum[3]): . . . ex Cornel. Hazart p. 3. Hist. Ecclesiast.[4])

Die Spihlende Persohnen[3]): 7 Salii regii. — 8 Salii in choro primo. — Alphonsus et Normandonus, zwey verstelt-Holländische Officier. — Bocoldus, der König. — Langstrattius, der Geheimb-Schreiber, welcher die Stadt verrathet. — Touscosor, Prophet der Widertäuffer. — Nivardus, ein verstelt-Holländischer Officier oder Spion. — Hilvers, ein neuer Prophet. — Moriander, Königlicher Tisch-Rath. — Knippenbroch et Krechting, zwey Hof-Ministri. — Knipperdolling, Königlicher Hof-Meister und zugleich Scharpffrichter. — Corianus et Poccolinus, die zwey neu-erwöhlte Burger-Meister. — Menalcas et Dorylas, zwey Bauren. — Cantor, bey Hof. — Niclas et Thomas, die zwei abgesetzte Burger-Meister.

---

[1]) hircus = Bock.

[2]) Gedruckt in der Bencardischen Buch-Truckerey. 4 Bll. 4°. (Hof-Bibliothek, München). — Auf den beiden letzten Blättern: Syllabus DD. Convictorum Collegii S. Hieronymi. Anno 1721. Ordine Scholarum et Adventus; am Ende: O. A. M. D. G.

[3]) Der Wortlaut des lateinischen Arguments und die Namen der Schauspieler und Sänger sind hier nicht abgedruckt.

[4]) 1668 in holländischer Sprache erschienen. 1701 von P. Udalr. Dirrhaimer S. J. ins Deutsche übersetzt.

— Petrus, Lucas et Matthias, drey ansehnliche Burger. — Naso, der Königliche Poët. — Fernandus, Bocoldi Leib-Page. — Praefectus Satell., Guardi-Hauptman. — Stipatores oder Guardi-Knecht. — Etliche Hauß-Bediente.

Modulos musicos composuit R. D. Antonius Praelisauer, Domûs S. Gregorii Magni Vice-Praefectus & in templo S. J. ad Michaëlem Monachii Organaedus; Salios instruxit Nob. & Spectatiss. D. Joannes Richard Hujat, Acad. Artis Saltat. Magister.

Personae musicae: Mercurius. — Phaebus oder Apollo, ein Vorbild deß Bischoffs. — Pan, ein Vorbild deß Bocold. — Faunus, ein Abgesandter deß Pan. — Luna. — Jupiter. — Mydas. — 2 Fauni. — Epaphus. — Ganymedes. — 2 Filii Deorum.

Allegorischer Eingang.

Die Wald-Götter als Abgesandte deß Pan erlangen durch Beyhülff der jungen Favoriten bey Jupiter, daß der Steinbock (in dessen Gestalt sich einstens Pan verhüllet) als König im Thier-Creiß, aller Protestation deß Phaebi ohngeachtet, ernennet wird.

Theil I.

Sc. 1. Wegen vermeinten Abzug der Bischöfflichen Trouppen wird ein nächtlicher Triumph zubereitet und von einem Propheten verkündet.

Sc 2. Welchen Langstrattius hinder das Liecht führet und von Ubergab der Stadt mit denen verstelten Bischöfflichen Officieren handlet.

Sc. 3. Indessen findet sich Bocoldus mit seinem gantzen Hoff auff dem Platz ein, die Glückwünschungen zu empfangen, bekommet aber an deren Statt wegen Abwesenheit der Burger-Meister eine Naasen, nicht ohne Chagrin und Argwohn seines bevorstehenden Fahls, welchen er durch Absetzung der alten und Erwöhlung neuer Burger-Meister unwissend beförderet,

Sc. 4. Nivardus aber dem Königlichen Poëten unter einem Rätzlein von der Lana Caprina[1]) andeutet.

Sc. 5. Die in dem Ceremoniel unterrichtete alte Herrn Burgermeister stossen auff die neue, und wurden schier wegen der Praecedentz mit ihnen handgemein, wann nit der König sich in das Mittel mit seinem Außspruch legete.

---

[1]) Rätsel von der Ziegenwolle.

Sc. 6. Durch welchen verbitteret Niclas mit Nivardo die Burger wider den König auffhetzet.

Sc. 7. Nivardus wegen seiner verdeckten Red verdächtig, wird von der Wacht auffgesucht: bey Hof aber zur Wahl eines neuen Superintendenten an statt deß vertribenen Bischoffs geschritten, darbey der H. Cantor umb Poët nit wenig beschäfftiget.

Chor. Pan erweiset seinem erhöchten Stein-Bock gezimmende Ehr, darbey er mit Apollo sich in einen Streitt einlasset deß Vorzugs halber, so ihme auch von Myda zugesprochen wird.

Theil II.

Sc. 1. Hilvers, ein neu-gebachener Prophet, wird auff dem Weeg zur Wahl als ein Spion attrapiert nach Hof gebracht.

Sc. 2. Allwo er für unschuldig erkent mit Touscosor in einen hitzigen Wort-Streitt von der Lana Caprina gerathet und darbey handgreifflich den Sieg-Palm darvon traget.

Sc. 3. Nachdem das Rätzlein also erkläret, suchet Bocold denen schiffrigen Köpffen der Malcontenten ein lindes Pflaster auffzulegen, damit sie dem vorhabenden Triumph nichts in den Weeg legen.

Sc. 4. Zu welchen da Knipperdolling mit denen Burgeren, so den König in der Still zu fangen suchen, Anstalt machet, erheben sich Ihro Majestet in hoher Persohn, doch al-Incognito, mit Moriander auff den Platz, umb die Gemüther seiner Vasallen außzusprechen; dise subtile List ihme aber mit grober Müntz von 2 Bauren bezahlet wird.

Sc. 5. Auß welcher Gefahr ihne glücklich der Hof-Staab mit denen Officieren in der That errettet und mit besserem Rath an die Hand gehet, so aber Langstrattio und seinen Comploranten besser gelinget.

Sc. 6. Denen neuen Burger-Meistern indessen widerfahret in Schmidung eines Decret von Nivardo ein arger Possen, darvon auch der Herr Cantor seinen Antheil bekommet.

Sc. 7. Moriander übet sich mit denen Königlichen Täntzeren in einem Ballet, darinen auch Ihro Majestät selbst den Reyhen führen.

Sc. 8. Befinden sich aber grob douchieret von Knipperdolling, als welcher mitten durch die Stadt im Königlichen Triumph-Wagen daher pranget: disen da sie als einen Reichsächter in Eisen und Band schlagen lassen, werden sie beynahe selbst von denen Burgeren gefäßlet, und salvieren sich kümmerlich mit der Flucht.

Chor. Apollo gewinnet endlich den Handel bey Jupiter wider den Pan und dessen Steinbock, welcher dann abgesetzt, Pan aber mit seinem Anhang zur billichen Straff gezogen wird.

Theil III.

Sc. 1. Die zwey Propheten werden abermahl gut Freund und entschliessen sich, mit ihrer Gegenwarth den Triumph zu ziehren,

Sc. 2. Verstehen aber von denen Hof-Herren, daß der König, wo nit gar massacriert, wenigist verlohren seye; finden ihn doch endlich in seiner Retirade, frischen ihn auch zur Fortsetzung deß Siegs-Gepräng desto leichter auff, weilen Langstrattius, allen Argwohn von sich abzuwenden, die rebellische Burger sambt denen Rädelführern gefänglich einziehen lasset.

Sc 3. Solche da er unter disem Vorwandt auß Befelch deß Königs examinieret, bringet er sie auff sein Seiten: und werden auch denen übrigen Catholischen Gefangenen heimbliche Waffen beygebracht.

Sc. 4. Die Burger-Meister indessen verfügen sich zu denen Stadt-Porten, umb die allgemach anruckende Trouppen zu empfangen: werden auch schon die Gefangne herbeygeführet.

Sc. 5. Wird aber alles durch unverhoffte Revolution hindertriben. Massen da Bocoldus den Knipperdolling als unschuldig erkennet und dem Triumph beginnet einen Anfang zu machen, äussert sich mit dem bißhero verwirrten Handel die List Langstrattii: die Stadt wird von denen Bischöfflichen überrumplet, der König mit seinem gantzen Hof spöttlich in die Gefangenschafft fortgeschleppet, mithin der Schneider auff die alte Gaiß gesetzt.

Anfänglich erschienen die Synopsen nur in lateinischer Sprache; später aber bediente man sich entweder der Landessprache allein, oder fügte dem lateinischen Texte ein oder zwei[1]) Uebersetzungen bei. Nur lateinisch geschriebene Synopsen lassen mit Sicherheit auf eine lateinische Aufführung schließen; daß aber nicht auch jeder durchweg deutschen Synopse ein deutsches Spiel entsprechen muß, beweist z. B. folgendes, in der Kölner Stadtbibliothek befindliche derartige Programm: „Brutus. Ein Trauerspiel . . . .

[1]) Z. B. in Aachen öfters eine deutsche und französische Uebersetzung. — Synopsen nur in deutscher und französischer Sprache erschienen z. B. zu Bruntrut 1720, 1721, 1722 und zu Freiburg in der Schweiz 1721.

in lateinischer Sprach vorgestellt von der fünften Schule bey den P. P. der Gesellschaft Jesu zu Trier, den 25. und 26. des Herbstmonats 1771.“ Auch der gleichfalls zuerst von Weller (S. 175) aufgestellten Behauptung, daß bei zwei auf den Synopsen angegebenen Aufführungstagen nur ein Tag dem lateinischen Spiel gewidmet war, möchten wir nicht bedingungslos beipflichten: fest steht nur, daß in solchen Fällen vielfach die erste Aufführung für das Ordenshaus und die Studierenden, die zweite für das Publikum bestimmt war. Häufig sollten wohl nur die deutschen Inhaltsberichte der Menge der nicht gelehrten Zuschauer das Verständnis lateinischer Stücke erleichtern.

Der Aufbau der Stücke war in der Regel folgender: Zuerst kam ein Prolog, in dem die Zuschauer begrüßt und um Nachsicht mit den Schwächen der gut gemeinten Darstellung gebeten wurden. Die Handlung selbst zerfiel meist in drei oder fünf Akte mit nur selten gleicher Scenenzahl; diese Teilung war rein äußerlich, lediglich bedingt durch das Gehen und Kommen der Handelnden und den Wechsel des Schauplatzes. Dem ersten oder häufig auch jedem Akte[1]) ging ein Vorspiel (Proludium oder Prolusio) voran, das dessen Inhalt allegorisch veranschaulichte und vielfach mit Gesang oder Tanz verbunden war. Den Beschluß der einzelnen Akte bildete ein Chorgesang, das Ende des Ganzen ein Epilog, der die Moral aus der vorgeführten Handlung zog und sich bei den Zuschauern für das geschenkte Gehör bedankte. Die beliebig eingeschobenen Zwischenspiele (Interludia, vgl. oben S. 275 und 280 f.) behandelten entweder den Stoff des eigentlichen Dramas in anderer, hauptsächlich komischer Form oder standen mit diesem in gar keinem Zusammenhange.

Die Einübung geschah, nachdem der Studienpräfekt die Aufführung genehmigt, unter Aufsicht und Leitung der Lehrer, die sich in den Mußestunden überhaupt häufig in den munteren Kreis der Knaben mischten und an ihren Spielen beteiligten. Die oft bedeutenden und schwierigen Rollen erforderten zahlreiche und lang-

[1]) Nur in Scenen sind sehr wenige Stücke geteilt.

dauernde Proben, welche neben den anderweitigen Vorbereitungen (Beschaffung der Kostüme u. s. w.) viel Zeit in Anspruch nahmen und die Schüler von ernster Arbeit ablenkten. Dieser nicht zu leugnende Nachteil, den aber durchaus nicht etwa nur die Darstellungen der Jesuiten im Gefolge hatten, war auch der Hauptgrund, daß in Oesterreich die Schulkomödien durch die kaiserliche Verordnung vom 19. Dezember 1768 abgeschafft wurden.[1])

Die Darsteller waren meist Schüler der fünften Klasse (Rhetorica), seltener der vier übrigen Klassen und des Tyrociniums (der Vorschule), welche hauptsächlich die Tänzer und Statisten stellten. Die Zahl der Mitspielenden, die mitunter sogar Verwirrung und Unklarheit in die Handlung trug, war durchweg eine hohe;[2]) trotzdem aber konnten selbst auf schlechter besuchten Anstalten nicht alle Schüler mit einer Rolle bedacht werden. Gewöhnlich erhielten die Kinder vermögender Eltern den Vorzug: „Je unparteiischer" — sagt der Exjesuit Cornova (S. 119—122) — „ein Lehrer in andern Rücksichten war, um so weniger konnte er das in der Auswahl seiner kleinen Schauspieler immer sein. Die Ertheilung einer Rolle war freilich von seiner Seite eine Gunst; aber allgemein betrachtete man sie gar nicht als einen jener Vorzüge, durch welche gemeiniglich der litterärische Fortgang belohnt wurde. Warum hätte der Lehrer angesehenen Eltern, die sich gern bescheiden ließen, daß ihre Söhne, was Schulprämien und dergleichen betraf, ärmeren Mitschülern, die aber bessere Studenten waren, nachstehen müßten, den Trost versagen sollen, den ihnen so eine Theaterrolle gewährte? Und hat er ihn auch immer ver-

[1]) In Preußen bestimmte § 5 der Erneuerten Verordnung wegen der studierenden Jugend auf Schulen und Universitäten vom 30. September 1718: „Die Comödien und actus dramatici, dadurch nur Kosten verursachet und die Gemüter vereitelt werden, sollen in Schulen gänzlich abgeschaffet seyn, dagegen aber die Jugend zum öftern peroriren auf andre Art angehalten werden." — Vgl. L. v. Rönne, Das Unterrichtswesen des Preußischen Staates. Berlin 1855, S. 61.

[2]) Vgl. z. B. Joh. Kelle, Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich. Prag 1873, S. 93 f. — Auf Aachener Synopsen sind verzeichnet im Jahre 1692: 221 Darsteller, im Jahre 1720: 148 Darsteller.

sagen können? Hatten die Obern selbst nicht manchmal Ursache zu Aufmerksamkeiten für ein gegen den Orden freundschaftlich gesinntes Haus? War es ein Verbrechen, den Reichern durch diese kleine Gunst für die Vorzüge einigermaßen schadlos zu halten, die er dem Aermern gern gönnte? . . . Hiezu kam noch, daß mit der Uebernahme so einer Rolle manchmal Kosten — etwa zu der Kleidung — verbunden waren, die der Arme durchaus nicht bestreiten konnte."

Da nämlich dem Orden durch die Aufführungen keine Ausgaben erwachsen durften, mußten vermögende Gönner[1]) und die mitspielenden Schüler die oft nicht unbedeutenden Kosten tragen, welche die reichen Kostüme und Dekorationen sowie die erforderlichen Maschinerien[2]) verursachten. Eine Aufführung verschlang nicht selten mehr als 200 Rthlr., ein 1654 in Wien gespieltes Stück sogar 4000 Gulden (Reinhardstöttner S. 149). Was wurde aber auch zuweilen an „Pomp und Pracht" geleistet, was alles den Augen zum „Schauen und Staunen" geboten! Als Kaiser Leopold I. 1660 zur feierlichen Huldigung nach Graz kam, gaben die Jesuiten „Eustach und Placidus". Zuerst erscheint der Genius von Oesterreich auf einem Triumphwagen in den Lüften. Er steigt zur Erde hinab und zieht als Jäger in die Berge und Wälder. Da erkennen ihn die Unterthanen seiner Länder und huldigen ihm. Der Genius der Steiermark fährt nun einher, nimmt ihn in seinen Wagen und führt ihn in die steirischen Berge. Adler fliegen durch die Lüfte, Strauße (!) und andere Thiere beleben die Wälder. Diana mit ihrem Gefolge bewillkommt den Genius. Im Schauspiele selbst gerät Eustachs Schutzgeist in einen furchtbaren Kampf mit den Furien und höllischen Geistern, die durch die Luft daher geflogen kommen. Sie werden endlich besiegt, stürzen aus der Luft zu Boden und werden von

[1]) Dieselben bestritten vielfach auch die gesamten Kosten und beschenkten und bewirteten außerdem noch die Darsteller.

[2]) Ein Verzeichnis der bei einem Wiener Jesuitendrama vom Jahre 1659 vorkommenden Maschinerien sieh J. E. Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. Neue Folge. Wien 1839, S. 236—238.

den Drachen der göttlichen Rache erschnappt und verschlungen. Dann erscheint wieder ein Schwan auf den Fluten. Als Sinnbild des drohenden Unglücks steigen greuliche Meeresgötter aus den Tiefen derselben. Da erschrickt der Schwan, spreitet die Flügel und erhebt sich in die Luft. Zephyre geleiten ihn über die Fluten hin in die Region der Wolken. Endlich naht auch der Hirsch mit dem Kreuze, Eustachs Geschick wendet sich zum Glücke. Zum Schlusse schwebt eine Lorbeerkrone, von Genien getragen, durch die Luft. Unter diesen zieht, von Adlern gezogen, Oesterreichs Genius einher und empfängt den Lorbeerkranz unter Triumphgesang der Völker.[1])

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, als die von Anfang an eingewobenen Chöre nicht mehr genügten, wurde auch die Musik in größerem Maßstabe unter Leitung von Organisten und Kapellmeistern zu Hülfe genommen. Nicht nur sind die Gesänge durch Verteilung an zahlreiche Glieder des Chors kunstvoller verschlungen, sondern es werden viele Gesänge geradezu als Arien und Recitative bezeichnet, mitunter sogar vollständige Singspiele, Opern, gegeben. Häufig mögen alte geeignete Melodien angewendet sein, vielfach aber auch ist — wie die Vermerke auf den Synopsen[2]) und die noch vorhandenen Noten zu manchen Stücken beweisen — die Musik eigens komponiert worden. Die Instrumental-Begleitung, welche auch für die mit Vorliebe vorgeführten Tänze unentbehrlich war, besorgte ein größtenteils nur aus dem Streichquartette bestehendes Orchester, das zuweilen durch Hörner, Oboen, Flöten und Fagotte verstärkt wurde.[3])

---

[1]) Rich. Peinlich, Geschichte des Gymnasiums in Graz. 2. (Programm des 1. Staats-Gymnasiums) Graz 1870, S. 59; vgl. auch ebenda S. 12 ff. die Schilderung des 1617 zu Ehren Ferdinands II. aufgeführten Stückes.

[2]) Z. B. in Wien 1677: Musicam composuit Joannes Casparus Kerll (Schlager S. 240). Aehnliche Angaben finden sich auf zahlreichen Synopsen besonders des 18. Jahrhunderts; sieh oben S. 287. — Eine Aachener Synopse vom Jahre 1733 enthält unter dem deutschen Text der Gesänge den Vermerk: Latinam Musicam Scena dabit.

[3]) Vgl. A. Wissowa im Jahresbericht des Kgl. kath. Gymnasiums zu Breslau 1861 S. 20; Weller S. 175; J. B. Trenkle im Freiburger Diözesan-Archiv 2, 172.

Nachdem wir noch bemerkt, daß die Bühne meist in der Aula des Kollegs oder in einem anderen geräumigen Saale (z. B. des Rathauses), anfangs auch wohl bei großen Massenvorstellungen und geeigneter Witterung im Kollegienhofe oder auf dem Marktplatz errichtet war, glauben wir unsere Zusammenstellung über das Drama des Ordens beschließen zu dürfen, der nicht nur in den schweren Zeiten des dreißigjährigen Krieges Sinn und Lust für das Schauspiel wach erhalten und vielen späteren Dramatikern willkommene Stoffe geliefert,[1] sondern in seiner dramatischen Glanzperiode durch einzelne Mitglieder, wie L. da Cruz, J. Bidermann, N. Caussin, J. Masen auch auf protestantische deutsche Schauspieldichter, wie Andr. Gryphius (1616—1664), Zach. Lund (1608—1667), Sigm. von Birken (1626—1681) bestimmend eingewirkt hat.[2])

Ein geschriebenes Liederbuch des sechzehnten Jahrhunderts.

Von Paul Stötzner in Zwickau.

Die Zwickauer Bibliothek, die an Handschriften und Drucken aus dem 16. Jahrhundert reiche und seltene Schätze birgt, galt seit Ludwig Uhlands absprechendem Urteile für unbedeutend in Bezug auf Volksliedersammlungen. Woran es gelegen haben mag, daß der eifrige Forscher von den Liederschätzen, die zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts als ein kostbarer Besitz der Zwickauer Bibliothek gerühmt werden, nichts mehr vorfand, ist heute schwerlich noch festzustellen; sicher ist nur, daß die genannte Bibliothek auch gegenwärtig noch eine schöne Musikaliensammlung aus dem 16. und 17. Jahrhundert besitzt, in der die bekannten Volksliederbücher des Reformationszeitalters, Bergreihen, Gassenhauerlein und Reiterliedlein, die Finck, Forster und Ott und andere vertreten sind. Erst in aller-

[1]) v. Reinhardstöttner S. 66 und 65.

[2]) J. Bolte in der Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen 3, 231.

neuester Zeit ist man daran gegangen, diese Schätze zu sichten, und es ist vorauszusehen, daß der Katalog der Musikalien, den jetzt Musikdirektor R. Vollhardt als Beilage zu den Monatsheften für Musikgeschichte veröffentlicht, nicht nur dem Musikhistoriker, sondern auch den Forschern auf dem Gebiete des deutschen Volksliedes manches Interessante bieten wird. Eines der wertvollsten Liederbücher der Bibliothek, die lange Zeit verloren geglaubten Bergreihen von 1531 und 1533, ist bereits durch die von John Meier veranstaltete Ausgabe (Neudrucke deutscher Literaturwerke Nr. 99—100, Halle 1892) bekannt gemacht worden; manches andere, so vor allem die seltenen Gassenhawerlein (Frankfurt 1535), harrt noch der Veröffentlichung. Neben Drucken findet sich aber unter den Zwickauer Musikalien auch viel Handschriftliches; nimmt darunter die kirchliche Musik den weitaus größten Raum ein, so finden sich doch auch weltliche Lieder, vor allem eine Liederhandschrift aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, die meines Wissens noch keine Beachtung gefunden hat, mir aber doch derselben wert erscheint.

Diese Liederhandschrift, von der im folgenden das nähere mitgeteilt werden soll, ist auf der Zwickauer Ratschulbibliothek im Musikalienschranke in der Mappe Nr. 103 aufbewahrt. Sie ist auf grauem Papier in Querquart niedergeschrieben und enthält lauter vier- und fünfstimmige Gesänge; von den Stimmen ist aber nur der Tenor erhalten und für die fünfstimmigen Lieder die fünfte Stimme (vagans), die übrigen sind verloren. Jenes Tenorheft nun ist an ein gedrucktes Singebuch derselben Stimme angeheftet worden, nämlich an das 1. Buch von Antonio Scandellos canzoni Napoletane a IIII voci, das in Nürnberg 1566 erschienen ist. Hierauf also folgt zunächst auf 37 Blättern eine Sammlung von 54 vier- und fünfstimmigen Liedern, meist mit deutschen weltlichen Texten versehen. Nur Nr. 33—35, sowie Nr. 41 haben italienische, die beiden allerletzten Kompositionen aber lateinische Texte; Nr. 46 und 48—52 sind mit deutschen geistlichen Texten versehen. Blatt 37^{b} und die zwei folgenden Blätter sind unbeschrieben, dann beginnt mit neuer Zählung (1—29) eine Sammlung lateinischer Gesänge geistlichen Charakters. Sämtliche Lieder scheinen von einer Hand geschrieben zu sein; von anderer Hand stammen nur die beiden letzten Nummern der ersten Abteilung (Nr. 53 und 54) her. Von einem dritten Schreiber endlich ist eine Bemerkung geschrieben, die unter Nr. 54 steht; es wird davon noch weiter unten die Rede sein. Zu Anfang der Lieder ist meist die Art des Satzes und der Name des Tonsetzers angegeben, auf dem oberen und unteren Rande der Seiten sind häufig deutsche oder lateinische Verse angeführt, deren Sinn zum Inhalte der dort stehenden Lieder paßt; ähnliches berichtet J. Bolte

vom Liederbuche der Herzogin Amalia von Cleve (Zeitschrift für deutsche Philologie 22, 399). Das ganze Heft hat einen Pergamentumschlag, der mit altertümlicher geistlicher Musik bemalt ist. Er trägt auf der Innenseite mit Tinte geschrieben die Bezeichnung TENOR und zweimal die Buchstaben MENR. Die bereits erwähnte Vagansstimme ist in gleicher Weise von derselben Hand geschrieben, wie die meisten Lieder des Tenorheftes.

Wir wenden uns nun zum Inhalte der Handschrift. Zunächst sei bemerkt, daß eingehendere Betrachtung nur den deutschen weltlichen Liedern zu Teil werden soll; die übrigen Bestandteile der Sammlung kommen nur in Betracht, soweit sie zur Bestimmung der Zeit von Bedeutung sind. Die Handschrift enthält folgende Lieder:

1. So will ich frisch vnd frölich sein.
2. Mitt Lieb bin ich vmbfangen.
3. Von deinetwegen bin ich hie.
4. Ach hertzigs Hertz, mein schmertz.
5. Ich weiß mir ein festes gebawet hauß.
6. Schein vnß, du liebe Sonne.
7. Ach Gott, wem soll ich klagen.
8. Es woldt ein Jeger jagen.
9. Fraw, ich verhoff in kurtzer Zeit.
10. Es flog ein klein Waldtvögelein.
11. Ich stundt an einem Morgen.
12. Ich soldt einmall spatziren gan.
13. Ach Edles Bildt, biß nicht so wildt.
14. Elendt ich rieff vnd seuff so tieff.
15. Gantz sehr betrübt ist mir mein hertz.
16. Gantz sehr betrübt ist mir mein hertz.
17. Es ging ein Meder meyen.
18. Den liebsten bulen, den ich hab, thutt.
19. Ach Edler Rebensafft.
20. Brich nicht an mir mein Zuvorsicht.
21. Lestu mir nichts zur letzte.
22. Ich hett mir fürgenommen.
23. Recht inniglich ich mir erweldt.
24. Ach Gott, in meinem hertzen.
25. Hertz Edle Frucht, mitt ehr vnd Zucht.
26. Im Meyen hortt man die hane krehen.
27. Ich schwing mein Horn ins Jammerthall.
28. Den liebsten Buben, den ich hab, der leidt.
29. Man sagt woll in dem Meyen.
sec. pars: Nu biß mir Gottwillkommen.
30. Ach Medlein fein, möcht es gesein.
31. Großlieb hat mich vmbfangen.
32. Ein Medtlein sagt mir freundtlich zu.
36. Der Wein, der schmeckt mir also woll.
sec. p.: Das glaub ich gern, ich armes weib.
tert. p.: O weib, es ist ein altes sprichwortt.

37. Ist keiner hie, der spricht zu mir.
    sec. p.: Mich durst so sehr, schenk dapffer ein.
38. Das mir Niemandts holdt ist.
39. Schon bin ich nicht, mein höchster Hortt.
40. Die brinlein, die da fliessen.
42. Kein lieb ohn leidt mag mir nicht.
43. Den schönsten bulen, den ich hab, den hat.
44. Itzt gehts an ein scheiden.
45. Wie schön blütt vnß der Meye.
47. Wolauff, gutt gesell, von hinnen.

Trink- und Liebeslieder bilden den Inhalt unserer Sammlung wie der meisten anderen aus jener Zeit, mögen sie nun geschrieben oder gedruckt sein. Leider ist aber von den meisten Liedern nur die erste Strophe gegeben, wie dies meist in den Stimmbüchern der Fall war. Wie ist aber die Sammlung zu Stande gekommen, woher stammen die Lieder darin?

Ich glaube von vornherein in Abrede stellen zu können, daß man es hier einfach mit der Abschrift eines gedruckten Liederheftes zu thun hat. Man wird vielmehr eine ganze Reihe von gedruckten Sammlungen berücksichtigen müssen, aus denen unsere Handschrift zusammengeschrieben ist. So sind die ersten sieben Lieder, sowie die Nummern 28, 29, 31, 32 und 42 aus des Scandello neuen und lustigen Liedlein (Dresden 1570) entlehnt; bei den letzten drei ist jedoch in der Handschrift der Name des Komponisten nicht genannt. Auch die Nummern 34, 35, 41, 48—50, die keine weltlichen deutschen Texte haben, tragen seinen Namen. Die Lieder 8—12, 39 und 40 sind von Ivo de Vento komponiert; die ersten fünf stammen aus dessen „newen Teutschen Liedlein, mit Fünff stimmen, welche ganz lieblich zu singen, vnd auff allerley Instrumenten zu gebrauchen“ (München 1569), die beiden letzten aus den 1570 in München erschienenen „newen Teutschen Liedern, mit viern-, fünff vnd sechs stimmen“ desselben Tonsetzers. 13, 18 und 36—38 tragen an der Spitze den Namen Christian Hollandus; sie dürften wohl der einzigen von ihm bekannten Liedersammlung entnommen sein, die 1570 in München herauskam: Neuere teutsche geistliche vnd weltliche Liedlein, mit vier, fünff, sechs, siben vnd acht Stimmen[1]). 14 und 19 scheinen besonderer Art zu sein: sie tragen an der Spitze den Namen des Niederländers Jac. Clemens non Papa. Der ist ja als Verfasser geistlicher Musikwerke auch in Deutschland wohlbekannt, als Komponist deutscher Lieder dürfte er sich jedoch schwerlich nachweisen lassen. Nun findet er sich aber bei Eitner (Bibliographie der Musik-Sammelwerke des 16. und 17. Jahrhunderts)

[1]) Siehe Gerber, neues histor.-biogr. Lexikon der Tonkünstler, und Becker, die Tonwerke des 16. und 17. Jahrhunderts.

unter den Tonsetzern einer französischen Liedersammlung genannt: l'vnciesme livre, contenant vingt et neuf chansons amoureuses etc. Anvers 1549; er ist in dieser Sammlung mit 8 Kompositionen vertreten, während er sonst nur noch einmal als der Verfasser eines einzigen Liedes erwähnt wird (Eitner 1549 r) Wir greifen daher wohl schwerlich fehl, wenn wir sagen, daß die zwei Kompositionen Nr. 14 und 19 dem genannten Sammelwerke entnommen und mit deutschen Texten versehen worden sind. Daß derartiges auch sonst geschah, beweist der folgende bei Goedeke 2, 42 angeführte Titel: „Blum vnd Außbund Allerhand Außerlesener Weltlicher, Züchtiger Lieder vnd Rheymen . . . so wol auß Frantzösischen, als Hoch- vnd Nieder-Teutschen Gesang- vnd Liederbüchlein zusammen gezogen . . . Deventer 1602." Das 15. Lied ist aus des Jac. Meilandus „newen außerlesenen Teutschen Liedlein", Nürnberg 1569 entnommen. Nicht möglich dagegen ist es mir gewesen, für die Nummern 16, 30, 43—47 die Herkunft zu ermitteln. Sie sind von George Otto in Musik gesetzt, der seit dem Jahre 1588 Kapellmeister in Kassel war. Gerber a. a. O. nennt ihn nur als den Verfasser geistlicher Kompositionen, ebenso Eitner in der Allgemeinen Deutschen Biographie. Vielleicht hat man es hier mit noch ungedruckten Liedern dieses Tonsetzers zu thun. Doch diese Frage wird später im Zusammenhange mit der nach dem Alter der Handschrift erörtert werden. Das 20. und 21. Lied hat Matth. le Maistre gesetzt; vermutlich sind sie aus dessen Sammlung „Geistliche vnd weltliche Teutsche Geseng mit Vier vnd Fünff Stimmen, Wittenberg, 1566", entnommen. Es bleiben nur noch Nr. 17 sowie 22—27 übrig; bei diesen ist der Tonsetzer nicht genannt. Bei dem ersten dieser Lieder ist bemerkt: ex Italico, die übrigen sind ohne jede Angabe. Die Texte von Nr. 22, 26 und 27 finden sich zwar schon in älteren Liedersammlungen; soweit ich diese habe vergleichen können, hat man es aber in der Handschrift mit neuen Kompositionen zu thun.

Während wir bezüglich der Melodien unsrer Lieder meist solche fanden, die um das Jahr 1570 im Druck erschienen sind, steht es mit den Texten unsrer Sammlung ganz anders. Sie lassen sich in zwei Gruppen einteilen. Zunächst treten uns Lieder entgegen, die sich während des ganzen 16. Jahrhunderts großer Beliebtheit erfreut haben müssen, so oft sind sie komponiert und gedruckt worden. Hierher gehören: 3. „Von deinetwegen bin ich hie", das sich schon in den Bergreihen von 1536 und 1537 (Ausgabe von John Meier Nr. 47) findet. Die Handschrift giebt leider, wie schon bemerkt, von den meisten Liedern nur die erste Strophe; auch hier ist dies der Fall, doch ist unten auf den Rand noch folgende Schlußstrophe geschrieben worden:

Der Vnß dieß Liedtlein Newe sang,
so woll gesungen hatt,
Daß haben gethan Studenten
Zue Leypzigk In der Stadt.
Sie habens so woll gesungen
beim frischen Külen wein,
Dabey da ist gesessen
Einß Doctorß Töchterlein.

In den Bergreihen heißt es für „Studenten“: zwen hauer; für „Leipzig“: Freybergk; für „Doctorß“: wirtin. In Mittlers deutschen Volksliedern (Frankfurt a. M. 1865) Nr. 662 steht das nämliche Lied; da sind aber statt der beiden ersten Lesarten gesetzt: „zwen reuter“ und „Grimme“. Der Umstand, daß drei sächsische Städte, Leipzig, Grimma und Freiberg, genannt sind, beweist wohl, daß das Lied gerade in diesen Gegenden sehr beliebt gewesen sein muß; daß es lange Zeit hindurch gesungen worden ist, geht aus den Quellenverzeichnissen hervor, die Uhland und Mittler zu diesem Liede geben.

Nr. 4. „Ach hertzigs hertz, mein schmertz“ findet sich bereits in Fincks Liederbuch von 1536 und noch in dem „Extract aus Val. Haußmanns 5 Theilen der teutschen weltlichen Lieder“ von 1603. So kommt Nr. 7, wenn auch mit Abweichungen, schon in den Reuterliedlin (1535), Nr. 8 in den Gassenhawerlin (1535) vor, ebendaselbst auch Nr. 11 und 21. Das letztere Lied ist weiter nichts als die zweite Strophe des allbekannten: Entlaubet ist der walde (Uhland 1,68). Nr. 22 und 40 sind ebenfalls schon in dieser Sammlung enthalten, Nr. 14 in den „65 teutschen Liedern“ (Straßburg 1536), Nr. 32, 37 und 47 in Forsters Sammlungen von 1539 und 1540, Nr. 26 in Otts Liederbuch (1533), Nr. 31 in den ältesten Bergreihen (1531) und Nr. 39 in Fincks Liederbuch (1536); auch Nr. 27 kommt nach Uhlands Angaben bereits 1544 gedruckt vor. Endlich gehören hierher noch Nr. 18, 28 und 43, Trinklieder, die unter sich eng verwandt sind. Ich gebe zunächst die Texte und stelle den von Nr. 28 als den vollständigsten voran:

Den liebsten Buben, den ich hab,
Der leidt beim Wirdt im keller,
Er hatt ein holtzerns Röcklein an,
Er heist der Muscateller.
Er hatt mich nechten truncken gemachtt,
Vnd frölich heutt den gantzeu tag,
Gott geb ihm heutt ein gutte nacht.

Von diesem Bulen, den ich mein,
Will ich dir baldt eins bringen,
Es ist der allerbeste mein,

Macht mich lustig zu singen.
Frischt mir das blutt vnd gibt freien mutt,
Als durch sein Krafft vnd eigenschafft,
Nun grüß dich Gott, mein Rebensafft!

Nr. 43: Den schönsten Bulen, den ich hab,
Den hat der wirdt im keller,
Er hat ein rock mit reiffen an,
Er bringt mich vmb die heller.
Das macht, er hat mir leider wol geschmeckt,
Je mehr ich trinck, ie mehr ich magk,
Wolt Got, wer ich bei Dir!

Nr. 18: Den liebsten Bulen, den ich hab,
Thutt aus der Rebe entspringen,
Er hat ein höltzern Röcklein an,
Macht mich lustig u. s. w., wie Strophe 2 von Nr. 28.

Wir haben es hier mit einem Liede zu thun, das in älterer und jüngerer Fassung vorliegt. Die ältere giebt Uhland in den Volksliedern unter Nr. 214 A; sie geht auf Forsters frische Liedlein (1540) zurück, und muß damals schon viel bekannt gewesen sein, denn das betreffende Lied ist ein Quodlibet, eine im 16. Jahrhundert sehr beliebte Musikgattung; zu solchen Liedern konnte man aber nur allgemein bekannte Liederanfänge verwenden. Die Formen des Liedes dagegen, die uns in der Handschrift begegnen, sind späteren Ursprungs; Nr. 18 kommt, so viel ich sehe, zuerst 1570 gedruckt vor in der schon erwähnten Sammlung des Christian Hollandus, Nr. 28 in der auch schon genannten des Scandellus aus dem nämlichen Jahre, und Nr. 43 ist wohl überhaupt noch nicht in Druck gelangt.

So kommen wir zu der zweiten Gattung von Liedern, die erst im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts in den Sammlungen auftauchen. Wir unterscheiden hier solche, die aus gedruckten Büchern entnommen sind, und solche, von denen sich überhaupt kein Druck nachweisen läßt. Zu ersteren gehören folgende Nummern: 1, 2, 5, 6, 29, 42, die sich in Scandellus' „newen vnd lustigen Weltlichen deudschen Liedlein", 1570, zuerst finden; 9, 10 und 12 in Jvo de Ventos oben genannten Sammlungen; 13, 36 und 38 bei Chr. Hollandus; 15 und 16, die denselben Text haben, in Jac. Meilandus Liedern; bei Nr. 20 steht zu vermuten, daß es zuerst in le Maistre „geistliche und weltliche Geseng" (1566) gedruckt worden ist, und Nr. 45 dürfte nach den Quellenangaben, die Uhland zu diesem Liede macht, etwa derselben Zeit entstammen. So zeigt sich denn, daß diese als neuere bezeichneten Lieder sämtlich in den Jahren von 1566—1570 zum erstenmal gedruckt worden sind.

Es bleiben nun noch die Lieder Nr. 17, 19, 23, 24, 25, 30 und 44 übrig, von denen sich bisher kein Druck nachweisen oder ver-

muten läßt. Es mag mir daher gestattet sein, deren Texte im Anhange zu veröffentlichen. Finden sich unter diesen Liedern auch nicht gerade hervorragende Blüten des Volksgesanges, so empfiehlt es sich doch, sie bekannt zu machen, um weitere Vergleichung und etwaige Nachweise über sonstiges Vorkommen derselben zu ermöglichen. Es sei auch gleich hier bemerkt, daß sich in diesen Liedern etliche schwer zu lesende und andere offenbar verderbte Stellen finden.

Von diesen Liedern entbehren 23—25 jeder näheren Angabe, 19 trägt den Komponistenamen des Clemens non Papa; bei 17 ist Ex Italico hinzugeschrieben, das heißt wohl, die Melodie ist einem italienischen Liederhefte entnommen. 30 und 44 endlich sind von Georg Otto der oben schon erwähnt wurde, in Musik gesetzt. Otto ist um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu Torgau geboren, 1564 in Schulpforta aufgenommen worden; er war also 1570 etwa ein Zwanzigjähriger. Es ist weiter von ihm bekannt, daß er sich 1580 um eine Kapellmeisterstelle in Dresden vergeblich bewarb und später Kapellmeister in Cassel war. Daß weltliche Liederkompositionen von ihm gedruckt nicht vorliegen, sagten wir schon oben. — Das letzte Lied unserer Handschrift, Nr. 54, ist ein lateinisches Abschiedslied mit folgendem Texte:

Veni, novena turba psaltriarum,
Melosque pange barbitonque pulsa!
Conviva liberalis laeticia fruatur,
Ut, cum necesse sit, redire malit.

Darunter ist von späterer Hand bemerkt: In memoriam Christoph. Nackij, cum ex ilustrj Academia Lipsiensj discederet, scribebat haec Mattheus Neander Coldicensis, tunc temporis Cantor in Borna. Ueber Chr. Nackius habe ich nichts ausfindig machen können, über M. Neander aus Colditz in Sachsen läßt sich aber folgendes sagen: Neander (Neumann) aus Colditz ist 1563 in Schulpforta aufgenommen worden; 1575 ist er nach dem Dorfe Zöpen bei Borna als Pfarrer berufen worden und dort 1605 gestorben. Das Kantorat zu Borna muß er also vor 1575 bekleidet haben; er ist jedenfalls unmittelbar vom Kantor zum Pfarrer befördert worden, wie dies bei seinem Vorgänger in Zöpen, Joh. Lankisch, feststeht. (Siehe Sachsens Kirchengalerie 6, 74.)

Aus dem angeführten ergiebt sich, daß Otto und Neander in Pforta zusammen gesessen haben; unsere Liederhandschrift aber kann nach den oben gemachten Bemerkungen über deren früher schon gedruckte Bestandteile nicht vor 1570 niedergeschrieben sein. Die Bemerkung hinter Nr. 54 hingegen zeigt, daß Neander dies letzte Lied der Sammlung spätestens 1575 geschrieben haben muß. Was erhellt nun hieraus?

Zunächst erklärt sich so das Vorkommen der sonst nicht nachweisbaren Kompositionen Ottos. Er und Neander haben zusammen in Pforta gesessen, vielleicht auch später in Leipzig studiert. So haben wir in Ottos Liedern jedenfalls Jugendkompositionen zu erblicken, die der Freund dem Freunde mitteilte. Daß sie in Leipzig studierten, ist zwar nicht ausdrücklich bezeugt; für Neander aber, der aus Leipzigs Nähe stammte, später in derselben Gegend Kantor und Pastor war, der einem Freunde beim Verlassen der Leipziger Hochschule ein Abschiedslied widmete, ist das wohl als selbstverständlich anzusehen, für den anderen ist es aus ähnlichen Gründen nicht unwahrscheinlich. Es folgt aber weiter hieraus, daß unser Liederbuch aus einem Kreise von Leipziger Studenten stammt, dem Nacke und Neander angehörten, der letztere, bis er als Kantor nach Borna berufen wurde. Man wird jedenfalls an wenig Orten so leicht wie in Leipzig die neuesten Erscheinungen des Buchhandels damals erhalten haben; so erklärt sich, daß dem Liederbuche, das, wie gesagt, bis zum Jahre 1575 niedergeschrieben sein muß, so viele Lieder angehören, die erst 1569 und 1570 im Drucke erschienen. Auch die oben zu Nr. 3 mitgeteilte Lesart des Schlußverses weist uns auf Leipziger Studentenkreise hin. Wir dürfen also wohl die Zwickauer Handschrift als eine Art Studentenliederbuch ansehen.

Jüngst hat H. Pröhle in einem Aufsatze über das Gesellschaftslied (Westermanns Monatshefte 1893) die Behauptung aufgestellt, daß für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts Leipzig als Hauptsitz desselben anzusehen sei, die Zeit des dreißigjährigen Krieges, „da diese Zeit von den Universitätsstudien und der schriftstellerischen Thätigkeit der sächsischen Dichter Paul Fleming und Gottfried Finkelthaus, auf welche es hier ankommt, ausgefüllt wird“. Wir sehen aber, daß auch schon in der Zeit vorher, im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts zu Leipzig ein reges Sangesleben geherrscht hat: unser Zwickauer Liederbuch scheint mir ein deutlicher Beweis dafür zu sein.

Ich gebe nun die Texte der Lieder, die nach meinen Urteil überhaupt noch nicht gedruckt sind, mit möglichster Genauigkeit.

Nr. 17. Es ging ein Meder Meyen,
woll vber die grüne heidt,
was truck er auff sein Rücken
ein eisen vnd das war breitt,
damitt wolt er abmeien
die Blümlein auff breiter heidt.

Vnd auff der heyden
Da kam ein schön Freulein,
Das war gantz woll gekleidt,
Ey meder wiltu Meyen
So zeug mit mir anheim,
Ich wil dirs woll belohnen,
Ich bleib nicht gern allein.

Nr. 19. Ach Edler Rebensafft,
wie wünsch ich mir so offt
dein liebliche Krafft,
die mich erquicken thut,
macht mir frölichen mutt,
Vnd frischt mir mein bludt,
ich bin dir sehr holdt
für das sielber vnd für das Rote goldt,
du machst frölich Jederman,
der deiner tugendt Recht kan.

Trinck nicht so viel,
hald maß vnd tziel,
der sich dein freut, kan nicht traurig sein
durch deinen schein,
Mich dünkt wan ich dich erblick
daß ich mich frölicher schick.
Mein lieber wein,
bin ich dir feindt
so sterb ich heint
Vnd der, der dich verkleindt.

Nr. 23. Recht inniglich ich mir erweldt
alhie auff dieser Erden
Ein Edle Frucht, die mir gefeldt,
Vnd auch zw teil soll werden.
in dieser tzeitt mir freudt viel geitt,
mitt ihr freundtlich zw Reden,
Die Edtle blum, die grünet schön,
Gott, laß mitt freuden leben.

Nr. 24. Ach Gott in meinem hertzen
trag ich brinnende schmertzen,
Tag vnd nacht hab ich kein Rhu,
Gott weiß woll weßwegen ich solches thu.

Nr. 25. Hertz Edle frucht mitt ehr vnd zucht
thustu mich hardt bekrencken,
In lieb vnd trew wirdt stetig New,
die lieb viel bedencken.

Von hertzen grundt tzu dieser stundt
hast mir mein hertz besessen
darumb ich bitt gar heftiglich
du wolst mein nicht vergessen.

Nr. 30. Ach Medlein fein, möcht es gesein,
in zuchten vnd in Ehren
das wer mein will heimlich und still
vnß beide zusammen kehren.
Grüß Dich Gott frü und spatt,
du hast mein hertz besessen
mitt gleicher lieb dich zu mir füg,
so wendt von mir mein schmertzen.
Hirmitt bewar dich Gott,
Ade, zu gutter nachtt.

Nr. 44. Jtzt gehts an ein scheiden
deß frewet sich mein Sin,
Jch schwing mich Vber die heyden
Es muß gescheiden sein,
der waldt der ist mir worden
die Jungfrau ist mir worden schön,
Ade ich fahr dahin, Ade ich fahr dahin.

Zwei Briefe Johann Arnold Eberts.

Zum 19. März 1895.

Mitgeteilt von Bernhard Seuffert in Graz.

„Todte Freunde, seyd gegrüßt!" schließt Klopstock die Ode „Erinnerung", die er „an Ebert nach seinem Tode" richtete. —

Jch lege zur Erinnerung an den Todten, der vor hundert Jahren seine Freunde verließ, zwei Briefe vor. Wir grüßen Johann Arnold Ebert nicht als wahrhaft schöpferischen Geist noch als poetischen Genius. Aber wir gedenken seiner Verdienste um die Verbreitung der englischen Literatur, die der Verfeinerung und Vertiefung der deutschen Poesie nützlich war. Und wir gedenken seiner als Freundes Klopstocks und Lessings. Mit jenem einigte ihn das Schwanken zwischen hochfliegender Empfindsamkeit und irdischfröhlicher Anakreontik; in stärkere Gegensätze als Klopstock ward er gezogen von Young und Hagedorn, die doch auch auf jenen, vielleicht gerade durch Ebert, wirkten. An dichterischem Vermögen stand er weit hinter dem größeren Freunde zurück; aber doch war er ihm der Liebste, mit dem allein die übrigen Leipziger Genossen zu überleben Klopstocks Zukunftsphantasie sich wiederholt ausmalte. Mit Lessing [1]) verband ihn die weitreichende literarische

[1]) Eberts Einfluß auf Lessing schätzt Richard M. Meyer, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 3, 311, höher ein als Erich Schmidt, Lessing 2, 280.

Bildung, durch die er schon seinen studentischen Brüdern überlegen war; und es zeigt Klarheit des Urteils, Verständnis für Kraft und Schärfe, daß er dem Heimatlosen in Wolfenbüttel die Stätte bereitete. Was Lessing an Ramler schätzte, die Feinfühligkeit in metrischen und sprachlichen Dingen, besaß auch Ebert in hervorragendem Grade; auch er drängte seinen Rat auf, ohne sich aber zu so selbstgefälliger Verbesserung der Dichtungen anderer hinreißen zu lassen, wie der durch starkes Lob verblendete Berliner Freund.

Gerade diese Neigung machte Ebert auch zugänglich für Wielands formale Kunst. Mit ihm teilte er überdies die Bewunderung der Engländer und der Griechen. Und Eberts Fähigkeit, Wielands Werke zu verehren, ist ebenso wie die Thatkraft mit der er für Lessing den Boden ebnete, ein Zeugnis, daß er trotz andauernder Verbindung mit dem Jugendfreunde kein einseitiger Klopstockianer war.

Einst war er gar dem Klopstockschwärmer Wieland zu frivol gewesen (Archiv für Literaturgeschichte 13, 488). Bald aber tauschten sie die Rollen. 1758 kam ein Brief Eberts den Züricher Freunden zu Hilfe, Wieland „in dem Guten zu stärken"; das hieß in diesem Falle zu verhindern, daß Wieland den Rückzug aus der Fehde mit Uz und der Anakreontik öffentlich antrete (Sauer, Deutsche Literaturdenkmale 33, LVI; Hirzel, Wieland und Künzli S. 132). Eberts Brief ließ Wieland keinen Zweifel übrig, daß, wenn er seine kriechende Abbitte — so nannten die Züricher die recht vernünftige Erklärung —, daß, wenn er diese Abbitte gethan, er es auch mit den rechtschaffenen Deutschen verdorben hätte. Solche Aeußerung setzt voraus, daß Ebert von dem Vorhaben Wielands unterrichtet war, wenn der Brief nicht etwa nur im allgemeinen die seraphische Richtung billigte und sein Inhalt nicht erst von den eifrigen Seelsorgern des fallenden Engels auf dessen neueste sündige Anwandlung angewendet wurde. Diesmal also ließ sich Wieland noch „in dem Guten stärken"; er zog die Erklärung zurück vor der Welt. In sich aber beharrte er bei ihr und kein naher und kein ferner Freund konnte hindern, daß er aus den Sphären zur Erde stieg.

Eberts Brief war vielleicht an Wieland selbst gerichtet; wenigstens besaß dieser im Herbste desselben Jahres eine Zuschrift des Braunschweiger Professors, aus der er Iselin einen Auszug mitteilte mit dem stolzen Bemerken: „Es ist angenehm ruhmwürdigen Leuten zu gefallen." (Archiv für Literaturgeschichte 13, 190).[1] Wie lange die Beziehung nachhielt, weiß ich nicht zu sagen. Wielands „Cyrus", nach dem

[1]) Vielleicht stammt die Verbindung aus der Zeit, da Wieland ans Carolinum strebte. Ist der Brief Archiv für Literaturgeschichte 12, 605 an Ebert gerichtet? Ich wage keine neue Vermutung, da ich hier schon einmal irreging.

Muster des von Ebert übersetzten „Leonidas“ eingerichtet, hat sie zunächst enger knüpfen können. Daß auch Ebert dann wie die Schweizer an Wieland irre geworden sein sollte, fällt mir schwer zu glauben, immerhin stand er vielleicht damals noch zu sehr im Banne Klopstocks, um den Dichter der „Komischen Erzählungen“ lieben zu können; ja dies ist deswegen nicht unwahrscheinlich, weil er in seiner „Epistel an Herrn Conrad Arnold Schmid 1772 im May,“ in der er seine Stellung zu den lebenden Dichtern bespricht, Wielands Namen nicht nennt.

Erst zu der Zeit, da Ebert für Klopstocks „Gelehrtenrepublik“ (nach Munckers Vermutung, Klopstock S. 446) beisteuerte, schickte er dem vom Haupt-Aldermann angegriffenen Wieland einen Beitrag zum „Teutschen Merkur“: einen offenen Brief, der das Programm der Zeitschrift dahin erweitern sollte, daß Gelehrte darin jederzeit die Fehler, die ihnen in ihren Schriften entwischt seien, sobald sie dieselben entdeckten, anzeigen und verbessern könnten. Die Zuschrift ist pedantisch, wie der Herr Professor des Carolinums nun eben war. Ebert bringt Verbesserungen zu seinen Uebersetzungen der Youngschen Satiren und Nachtgedanken vor, deren drei durch Lessings Hinweis auf die Fehler veranlaßt seien; kündigt seine Uebersetzung des „verbesserten und vermehrten Leonidas“ an[1]) und teilt mit, daß dessen Dichter ein neues Heldengedicht „Athenais“ vollendet habe. (Teutscher Merkur 1773 2, 87 ff.)[2]) Der Brief nimmt auf die Person des Adressaten keine Rücksicht, beweist also für eine private Verbindung nichts. Doch bleibt er auch so ein Zeugnis für die unparteiische Stellung Eberts, der sich wenige Monate vor dem Hochgericht, das in Göttingen von den Klopstockschwärmern über Wieland gehalten wurde, mit einer Zuschrift an den Herausgeber des „Merkurs“ zu wenden frei genug war.

Damals oder später muß sich ein Briefverkehr zwischen beiden angesponnen haben. Suchte Ebert nach Lessings Tod einen Ersatz in Wieland? Sein Brief vom 20. Juni 1783 (Original in der kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden) setzt voraus, daß der Schreiber längere Zeit Antwort auf eine Wielandische Zuschrift schuldig sei. Ebert beginnt mit dem Bekenntnisse, einer der faulsten lebenden Briefschreiber zu sein. Er habe schon immer wieder schreiben wollen, wie sehr er Wieland achte und danke. „Noch stärker wurde die Versuchung,

---

[1]) Erschien 1778.

[2]) Ebert macht auch auf einen Carton in der Bodischen Ausgabe von Klopstocks Oden aufmerksam, über den ich in Muncker-Pawels Ausgabe der Oden nichts finde. Ebert citiert die Seite 245. Mir liegt nur ein Nachdruck der 1771er Ausgabe vor: Oden / Hamburg 1771. / Bey Johann Joachim Christoph Bode. 228 S. kl. 8°, weßhalb ich die Stelle nicht sicher bezeichnen kann; sie wird aber in der 3. Strophe der „Kunst Tialfs“ zu suchen sein.

als ich vor einiger Zeit Ihren wahrhaftig Goldnen Spiegel, (für welchen Ihnen billig, wie einem wahren menschenfreundlichen Helden, alle vernünftigen Fürsten und Staaten Ehrensäulen setzen sollten,) unserer regierenden Herzogin und der Prinzessin Auguste, Schwester des Herzogs, vorlas, — oder, richtiger zu reden, vorhielt. Das Vergnügen, womit ich dieses that, war eben so groß, als das, womit ich das vortreffliche Werk zum erstenmahle las; ja, noch größer." Dann habe er die Geschichte der Könige von Scheschian auch seiner Frau und einigen andern geschmackvollen Freundinnen vorgelesen, darunter den drei Töchtern Jerusalems; das sei eigentlich noch mehr Genuß gewesen, weil diese die Kraft des Ausdruckes besser erfaßten als die vornehmen Frauen, „obgleich Sie, theuerster Herr Hofrath, diesen zuerst durch Ihre Schriften einen höhern Begriff von ihrer Muttersprache und einen Geschmack an derselben beygebracht und Sich dadurch sowohl um jene und alle ihre Anbeter oder Höflinge, als um diese, höchst verdient gemacht haben; ein Verdienst, das nun auch schon andern ähnlichen, oder auch wohl geringern Schriftstellern zu Statten kömmt, und wodurch Sie schon allein auf die Litteratur der ganzen deutschen Nachwelt, auf den Geschmack und die ganze Denkungsart der Großen und aller Derer, die von ihnen abhängen, und also auch der Autoren selbst, einen mächtigen Einfluß haben werden. — Der goldne Spiegel machte der Herzogin so viel Lust, auch den Agathon zu lesen, daß sie, ob ich ihr gleich die Schwierigkeiten ihres Unternehmens zeigte, und mich erbot, ihn nach dem Beschlusse des erstern, ihr selbst vorzulesen, doch nicht die Zeit erwarten konnte." Die Herzogin habe den Roman verschlungen. Er werde ihn aber noch vorlesen, wenn die Vorlesung des Oberon vorbei sei. Auch der Herzog kenne den Goldenen Spiegel.

Ebert spricht sein Bedauern aus, Wieland nicht persönlich zu kennen. Leider werde er, wenn Wieland im August mit der Herzogin-Witwe, wie er höre, nach Braunschweig kommen werde, verreist sein. Aber da von Werther und Herder von der Reise nichts wüßten, so sei das Gerücht wohl nicht wahr. Er müsse Wieland noch vor seinem Tode kennen lernen.

Der Ton des ganzen Briefes ist wie der Inhalt sehr höflich und verehrungsvoll. Wir finden den durch seine Vorlesekunst berühmten, in allen geselligen Kreisen beliebten Professor als Verbreiter Wielandischer Schriften. Es klingt fast, als ob er ein Versäumnis nachholen wolle. Neben „Oberon", der gerade noch als Neuigkeit gelten mochte, werden viel ältere Prosawerke zur Bewunderung hervorgezogen. Und es ist sehr charakteristisch für Ebert, daß er noch mehr Wert auf die Vortrefflichkeit der Sprache als auf den Inhalt legt. Wielands Kunst, die

Sprache zu meistern, hatte er eben auch in der Geburtstagsepistel für seine Frau, gewiß schon unter dem Eindrucke der Wirkung seines Vorlesens, gerühmt. Den Anknüpfungspunkt, sich darüber in dem Gedicht „Der 18. May 1783" (Episteln und vermischte Gedichte 1789 1, 163 ff.) zu äußern, gab ihm Wielands zweiter Brief an einen jungen Dichter; darin war die Tauglichkeit der deutschen Sprache zu dichterischen Zwecken gegen die der englischen, französischen, italienischen Sprachen herabgesetzt (Teutscher Merkur 1782 4, 63 f.). Ebert, nicht beirrt durch Wielands Bemerkung, daß er die „Vorwürfe eines übertriebenen und den Ausländern mit Recht lächerlichen Patriotismus" nicht scheue, ruft entrüstet aus: „O Sünd' und Schande!" Das deutsche Hochgefühl war in dem Klopstockfreunde nicht erstickt worden durch die hingebende Beschäftigung mit fremdländischen Schriften. Die deutsche Sprache, sagt er, sei doch Wielanden vor Tausenden gewogen, er sei außer Klopstock ihre schönste Krone „Weil ihren Ruhm und ihr Gebiet Sie auch durch ihn erweitert sieht. Durch ihn von ihrem Werth belehret, Merkt nun das Ausland auf, und höret Sie schon mit Wohlgefallen an: Ja selbst der deutsche Geck, den Wahn Und Vorurtheil bisher bethöret, Wird schon zu ihr bekehret, Daß er ohn' Ekel lesen kann, Was sonst sein zartes Ohr empöret; Und endlich hoch und theuer schwöret, Daß sein melodischer Gesang, Frey in des Sylbenmaßes Zwang, Und tanzend in des Reimes Ketten, Leicht, wie der leichtsten Prose Gang, Und seiner Prose süßer Klang, Harmonisch fast wie sein Gesang, Der Grazien und Amoretten Und Musen Muttersprache sey; Ja daß — (und darauf will er wetten!) Noch niemals die Colifischetten, Die Schatulliösen, Dindonetten, In einer süßen Melodey Und angenehmen Tändeley Von Hesperillis [= italienische], Gallinetten [= französische], — Hellenis [= griechische Sprache] selbst, — gespielet hätten." Die Stelle ist ein Seitenstück zu dem mitgeteilten Briefe, beweist, daß auch der „Amadis" von Ebert bewundert wurde, und enthält eine sehr zutreffende Kennzeichnung von Wielands Stil, sowie ein neues willkommenes Zeugnis der Wirkung Wielandischer Dichtung. Möglich, daß die Epistel eine der „Kleinigkeiten" war, die Ebert seinem Briefe beigefügt hat.

Die erhoffte Freude, Wieland kennen zu lernen, ward ihm zu teil; Ebert kam nach Weimar.[1]) Ein reger Briefwechsel schloß sich auch daran nicht. Der zweite Brief Eberts an Wieland, dessen Wortlaut ich kenne, beginnt wieder mit der Entschuldigung des Schweigens.

[1]) Schiller, Braunschweigs schöne Literatur S. 73 sagt, Ebert habe die Herzogin Anna Amalia „von Zeit zu Zeit auf dringende Einladung in Weimar besucht". Er scheint aber nach dem Briefe von 1794 nur einmal nach Weimar gekommen zu sein.

Er lautet nach der im Germanischen National-Museum in Nürnberg aufbewahrten Handschrift:

Braunschweig, 23. September 1794.

„Ich schreibe zwar eben so ungern Briefe, als — Sie, mein theuerster Herr Hofrath; denn dieses Geständniß habe ich aus Ihrem eignen Munde gehört; wiewohl dies große Beyspiel seitdem mein Gewissen eben nicht sehr beruhigt hat. Was Ihre Abneigung völlig rechtfertigen kann, das kann die meinige nicht entschuldigen. Einem Manne, der den erhabnen Beruf hat, an das ganze Publicum zu schreiben, einem Wieland, einem Klopstock, — denn auch dieser gehört zu den größten Nichtschreibern, die ich kenne, ja ich zweifle nicht, daß er Sie selbst hierin weit übertreffe; — solchen, sage ich, muß man nicht zumuthen, daß sie ihre kostbare Zeit, die sie der Welt schuldig sind, mit Briefschreiben an einzelne Menschen verschwenden. Indessen giebt es doch Fälle, in welchen auch der trägste Briefschreiber und der fleißigste Schriftsteller es sich zur Pflicht machen können, wenn sie Gelegenheit haben, jemanden damit einen Liebesdienst zu erweisen. In diesem Falle befinde ich mich itzt. Der Hr. Dr. Fischer, ein junger Arzt, ... hat mich . . . recht dringend gebeten, ihm, wann er . . . nach Jena gienge . . . . . einen Brief an Sie mitzugeben, der ihm wenigstens zu einem guten Vorwande dienen könnte, Sie, bey seiner Durchreise durch Weimar, persönlich kennen zu lernen, und Ihnen seine aufrichtige Verehrung zu bezeugen." . . . . . Er habe aus Dienstfertigkeit dem guten Manne seine Bitte nicht abgeschlagen, zumal er so bescheiden sei, Wieland nur sehen zu wollen.

„Damit würde ich mich nun freylich nicht begnügen, und auch, — Dank sey es Ihrer gütigen Freundschaft, — nicht begnügen dürfen, wenn ich noch Einmahl in meinem Leben so glücklich seyn könnte, als ich in jenen unvergeßlichen Tagen zu Weimar war. Aber dieses zu hoffen, oder auch nur zu wünschen, scheint mir in diesem meinem fast zweyundsiebzigjährigen Alter nicht bloß unbescheiden, sondern unverschämt zu seyn. Ich will mich also gern damit begnügen, und der Vorsehung dafür danken, daß ich Einmahl so glücklich gewesen bin; daß ich mich noch immer mit meiner guten Frau jenes Genusses wieder erinnern, — und wenigstens in Ihren Schriften noch mit Ihrem Geiste umgehen kann, und mich dabey freuen darf, daß ich ihren vortrefflichen Verfasser, den ich vordem, wann ich sie las, so sehnlich zu kennen wünschte, nun wirklich kenne, und sogar seiner Achtung und Liebe gewürdigt werde. Auch damit will ich — oder richtiger zu reden, muß ich zufrieden seyn, daß ich sie bloß in der letzten Duodez-Ausgabe von 1784—87[1]) lesen kann; (es versteht sich, daß ich alle die darin nicht begriffnen Werke, wie auch einige, die vorher schon in größerm Formate und sauberer gedruckt waren, auch besitze;) und ich danke dem Himmel, daß meine alten Augen noch im Stande sind, eins meiner liebsten Taschenbücher, das auch in diesem Jahre wieder unser Reisegefährt gewesen ist, zu lesen. Da ich aber nicht weiß, wie lange sie es noch, wenigstens ohne Hülfe einer Brille, seyn werden, so kann ich nicht läugnen, daß ich so, wie die meisten meiner andern classischen Autoren, auch meinen Wieland gar zu gern in größerer Schrift haben möchte. Noch mehr aber wünschte ich, meinem Geschmack, als meinen Augen, zu Liebe seine Werke noch in der Correctheit lesen zu können, die seine letzte Hand ihnen zu geben vermag. Ich würde daher nicht haben unterlassen

---

[1]) Wielands auserlesene Gedichte. Leipzig, Weidmann 1781—1787. 7 Bde., mit sehr kleinen Lettern im Taschenformat gedruckt.

können, wenigstens auf die dritte von den drey letzten Ausgaben zu subscribiren;[1]) (hat sich doch eine Fürstin, die ich kenne, aber doch keine von denen, die hier sind, nicht geschämt, diese zu wählen;) wenn mich nicht eben das Alter, welches mir in Einer Betrachtung dazu rieth, in einer andern davon abgeschreckt hätte. Denn wie wenige Theile kann ich wahrscheinlicher Weise davon zu erleben hoffen? Ich will also den süßen Genuß dieser Ausgaben meinen jüngern Zeitgenossen und unsern Nachkommen herzlich gönnen, und mich uneigennützig freuen, daß der Himmel Ihnen, theuerster Freund, Leben und Kräfte genug geschenkt hat, sie ihnen zu liefern. Sollte ich aber so glücklich seyn, noch einen oder den andern Theil davon zu sehen, so würde ich mir diese von denen, die sie besäßen, ausbitten, um Ihre Verbesserungen, die mir gewiß alle sehr merkwürdig seyn würden, in meinen Ausgaben sorgfältig anzumerken. Zu solchen rechne ich auch die von ein paar kleinen prosodischen Unrichtigkeiten, die Ihnen im Feuer Ihrer Begeisterung entwischt sind; die, wenn gleich nicht Ihnen, doch Andern schaden, und besonders in einem so gelehrten, mit den Griechen so vertrauten und verwandten Dichter ein gefährliches Beyspiel werden können. So erinnere ich mich für *Aby̆dus* = *Abȳdus*, für *Diotĭma* = *Diōtima*, für *Hyperĭon* = *Hypērion* gefunden zu haben. Ich weiß wohl, daß ähnliche Fehler in den Namen *Iphigēnia*, *Alexāndria*, worin die vorletzte Sylbe wegen des griechischen Diphthongs ει bey den Alten lang ist, durch langen Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch fast keine Fehler mehr sind, und daß *Shakespeare* auch einmahl *Hypērion* sagt.[2]) Allein mit solchen Autoritäten werden Sie jene wohl nicht vertheidigen wollen. —

Daß sie zwey von Ihren Schwiegersöhnen durch den Tod verlohren haben,[3]) hat uns sehr gedauert. Gott erhalte Ihnen und der Welt den noch übrig gebliebenen vortrefflichen *Reinhold* desto länger! ob es Ihnen gleich auch hat empfindlich seyn müssen, ihn aus Ihrer Nachbarschaft zu verlieren. Doch hoffe ich, daß Sie nun Ihre lieben Kinder einmahl in Kiel werden besuchen wollen, und bey der Gelegenheit auch uns hier nicht vorbeygehen werden. Welch eine Freude würde das für uns seyn! Wenn Sie sie aber *mir* noch gönnen wollen, so muß es freylich bald geschehen. — Die Doctorin *Reimarus*, eine herrliche Frau, schreibt mir d. 20. September unter andern: „In 14 Tagen sind Reinholds hier. Sie wissen auch, was der Mann werth ist, und wie lieb man ihn haben muß. Warum sind Sie nicht unter uns?“[4]) — Allerdings wären wir herzlich gern auch mit da, wär' es auch nur, um mit dem bösen lieben Mann recht tüchtig zu schmählen, daß er, unserer Abrede zuwider, auf seiner Reise, (die damahls noch weiter, nämlich bis Kopenhagen, gehen sollte,) bey uns nicht vorgesprochen hat, da wir uns doch auf diesen Besuch so lange und so sehr gefreut hatten. — Empfehlen Sie uns dem freundschaftlichen Andenken des *guten Wesens*,[5]) dem wir, nächst der Vorsehung, die Erhaltung Ihres Lebens, Ihrer Heiterkeit und häuslichen Glückseligkeit, folglich auch selbst die neue Ausgabe Ihrer Werke zu danken haben; — und dem gnädigen An-

---

[1]) Im Dezemberhefte des Neuen Teutschen Merkur 1793 hatte Göschen die vier Ausgaben der Werke Wielands zur Prämuneration ausgeschrieben, die von 1794 an erschienen. Ebert nimmt nur auf die billigste der drei Octavausgaben, die sogenannte „wohlfeile Ausgabe ohne Kupfer“ Rücksicht.

[2]) Aehnliche Ausstellungen macht Ebert gegen Ramler, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 4, 243.

[3]) Schorcht und Liebeskind.

[4]) Vgl. Keil, Wieland und Reinhold S. 325.

[5]) Wielands Gattin ist gemeint.

denken der erhabnen Olympia,[1]) die sich so sehr darauf versteht, selbst glücklich zu seyn, und alles um sich her glücklich zu machen, wie wir Gottlob aus eigner Erfahrung wissen; — und lieben Sie ferner den Ihrigen,

J. A. Ebert."

In einer Anmerkung ist beigefügt, daß Dr. Fischer, der den Brief überbringen sollte, erst in einigen Wochen reisen werde: „So lange kann ich nun meinen Brief, den ich nicht bloß für ihn, ob er gleich dazu Anlaß gegeben hat, sondern auch für mich, geschrieben habe, unmöglich warten lassen." [2])

Der Brief ist charakteristischer für Ebert als der erste hier mitgeteilte und darum wollte ich nur die Ausführungen über Fischers Lebenslauf hier weglassen. Eberts breite Umständlichkeit — er wurde von Freunden als Latitudinarius geneckt — tritt recht deutlich zu Tage. Und Korrektheit zeigt sich auch hier als der Stern seiner Kunst und seines Kunsturteils. Wieland, selbst als ein Anhänger Boileaus aufs Korrekte erpicht, hat denn auch den „Hypérion" in dem Gedicht „Olympia" (Auserlesene Gedichte 1784, 1, 83) ausgemerzt, wie ein Vergleich mit der Ausgabe letzter Hand (kl. 8° Belin 9, 157) ergibt; freilich ist die Stelle so stark verändert, daß man die Beseitigung der von Ebert beanstandeten Accentuierung kaum als einzige Ursache der Umgestaltung annehmen möchte; doch ist Eberts Brief als Anlaß der Korrektur von Böttiger bezeugt (Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 156). Ueber die beiden andern Worte sagt Böttiger nichts. Und die anstößige Diótima blieb denn auch zweimal unberührt so, wie sie in demselben ersten Bande der Auserlesenen Gedichte (1784 1, 128. 190) sich fand. —

Wenigstens an einer Stelle in Wielands Werken wirkte Ebert über seinen Tod hinaus. Damit sei dies Erinnerungsblatt geschlossen; Karl Schüddekopf wird ein besseres Denkmal setzen.

---

[1]) Herzogin Anna Amalia.

[2]) Fischer hatte laut einem in Dresden erhaltenen Briefe vom 29. Dez. 1793 an Wieland einen Beitrag zum Merkur gesendet; er scheint aber nicht aufgenommen worden zu sein.

Ueber den Göttingischen Musen-Almanach für das Jahr 1803.

Von Reinhold Steig in Berlin.

Es ist bekannt, daß Sophie Mereau den Göttingischen Musen-Almanach für das Jahr 1803 herausgegeben hat. Von den Gedichten, die er enthält, trägt ein Teil volle Namensunterschrift, die übrigen sind mit Chiffern unterzeichnet. Karl Redlichs „Versuch eines Chiffernlexikons“ kommt für diesen Jahrgang nicht in Betracht. Denn da dies Bändchen aus der langen Reihe der zuletzt von Reinhard besorgten Göttingischen Musen-Almanache, als für sich allein bestehend, heraustritt, ließ Redlich es für seine Untersuchungen absichtlich bei Seite. Die Autorschaft der Beiträge des Jahrgangs 1803 bleibt also jetzt noch festzustellen. Es wird sich zeigen, daß die Dichter zwei verschiedenen Gruppen angehören, die nur lose sich berühren: in deren Mitte Sophie Mereau selbst und der noch jugendliche Mediziner August Winkelmann stehen.

Die erste Gruppe weist — außer Sophie Mereau — eine Anzahl wohlbekannter Namen auf. Friedrich Majer, der Mythologe, der seit der Jenaer Studentenzeit mit Sophie Mereau freundschaftlich verkehrte. Karl Stille, eigentlich Demme, Generalsuperintendent in Sophiens Geburtsstadt Altenburg, neben ihr auch schon 1797 an W. G. Beckers „Erholungen“ beteiligt Bernhard Vermehren, Docent in Jena und selbst Herausgeber des Jenaischen Almanachs, zu dem Sophie auch beigetragen hat. Ihre ältere Schwester Henriette Schubart, als Tagesschriftstellerin und Uebersetzerin schottischer Balladen nicht unbekannt. Amalie von Imhoff, die Sophie Mereau die Legende vom Elisabethbrunnen überließ, worüber Amaliens Leben von Frau Henriette von Bissing, S. 53, Aufschluß giebt. Frau Charlotte von Ahlefeld, geborene von Seebach. Und der Weimarische Kanzler Friedrich von Müller.

Die Teilnahme der beiden letztgenannten Personen ist freilich erst noch zu erweisen. Ich beginne mit dem Kanzler von Müller. Der Almanach enthält nämlich vier Gedichte von einem Friedrich Müller. Goedeke und Graf Yorck erklärten diesen Friedrich Müller für

identisch mit dem Maler Müller, eine Ansicht, die Seuffert in seinem „Maler Müller“ (S. 92) schon mit Recht ablehnte. Wer sich — nach S. 184 des Almanachs — im Jahre 1799 selbst noch einen Jüngling nennt, kann unmöglich der damals fünfzig Jahre alte Maler Müller sein. Es fragt sich aber, ob in den Gedichten dieses Friedrich Müller Momente aufzufinden sind, die zur positiven Feststellung seiner Persönlichkeit führen können. Die Entscheidung liegt bei den beiden Gratulationsgedichten auf S. 182 ff. des Almanachs, deren Ueberschriften lauten „1. Erinnerung. An Henriette. Den 6. Julius, 1799“ und „2. Vergessenheit. An Henriette. Den 6. Julius, 1802.“ Der 6. Juli (1773) aber ist der Geburtstag der Freiin Henriette von Egloffstein, vermählten Gräfin Egloffstein und späteren Frau von Beaulieu-Marconnay. Auf deren väterlichem Gut in Franken war 1779 Friedrich Müller, der nachmalige Kanzler, geboren und aufgewachsen; Henriette und Müller bewahrten sich die Freundschaft durch das Leben. Am Ende des Jahrhunderts studierte er in Göttingen. Von hier, vom „Leine-Strande“, wie es in dem ersten der Gedichte heißt, sandte er, der „Jüngling“, ihr 1799 nach Weimar seinen Geburtstagsgruß als eine poetische „Erinnerung“ an die Tage der Kindheit und die Zeit, wo er ihr nahe war. Im Jahre 1801 ging er dann selber nach Weimar als Regierungsbeamter, und so konnte er ihr zum 6. Juli 1802 als einer in Weimar Anwesenden seine Wünsche aussprechen, daß ihr „Vergessenheit“ alles dessen werden möge, was das Leben — während der ersten Ehe — ihr Schweres aufgelegt:

> O du! die in des Lebens Dämmerungen,
> Zu uns aus schön'rer Heimath her gesandt . .
> O senk auch du des Lebens finstre Loose
> Auf ewig heute in der Fluthen Schooße — —

Kein Zweifel also, daß Kanzler Müller und Henriette von Egloffstein die Persönlichkeiten der beiden Gedichte sind. Und so enthalten diese poetischen Grüße, die eines tieferen Gefühles nicht entbehren, einen Beitrag zu der Jugendgeschichte zweier ausgezeichneter Menschen des engeren Goethe-Kreises. Henriette kannte natürlich Sophie Mereau, die damals, 1802, in Weimar wohnte und selbst zur Gesellschaft der Frau von Stein Zutritt hatte. Aus ihren Händen wird Sophie, gewiß mit Müllers Einverständnis, die Gedichte für den Almanach empfangen haben.

Mit diesen Damen verkehrte damals Charlotte von Ahlefeld. Bei Weimar geboren, hatte Charlotte von Seebach in jugendlichem Alter den holsteinischen Gutsbesitzer von Ahlefeld geheiratet, war aber unglücklich geworden und lebte getrennt von ihm. Während eines vorübergehenden Aufenthaltes in Weimar, 1802 bis 1803, lehnte sie

sich vertraut an Sophie Mereau an, die in ähnlicher Lage wie sie selber war. Eine früh in ihr vorhandene Neigung zur Schriftstellerei steigerte sich allmählich zu einer Art berufsmäßiger Bethätigung: sie hat — stets anonym oder pseudonym — eine lange Reihe von Romanen, Erzählungen, gekannten und ungekannten Aufsätzen geschrieben. Ihre kleineren Gedichte faßte sie, doch ohne Vollständigkeit zu erreichen, als „Gedichte von Natalie" (Berlin 1808) zusammen und gab sie, nur unbeträchtlich vermehrt, 1826 zu Weimar als „Gedichte von der Verfasserin der Erna, Felicitas, u. s. w." neu heraus. Sie sind das Erzeugnis einer weichen, sentimentalen Stimmung, in Goethes oder Schillers Form gedrückt. Schmerz um den ihr fremd gewordenen Gatten, den sie noch immer glühend liebt, herrscht unter den Motiven vor. Bei Natur und Freundschaft sucht sie Heilung für ihr wundes Herz. Von den an Freundinnen gerichteten Gedichten deute ich wenigstens zwei: „Die Rose im November. An Sophie B." und „Der Frühlingstag. Sophiens Schatten gewidmet", S. 124 und 140 der Ausgabe von 1808, auf Sophie Mereau (Brentano), die „einem Frühlingstage lächelnd glich", mit „tiefer Innigkeit und Güte" die stummen Schmerzen mit empfand, und nun so früh (seit 1806) im Grabe ruhe. Diese Frau von Ahlefeld sah also 1802 Sophiens Almanach entstehen: ihre Teilnahme an demselben würde, falls sie hier oder auch anderswo hervorträte, als etwas Selbstverständliches zu gelten haben.

Nun steht im Almanach, S. 99, ein vierstrophiges Gedicht mit der Ueberschrift „Unter dem Laubdach zweyer neben einander gewachsener Weidenbäume," unterzeichnet: Charlotte v. P. Zwei in Eintracht dicht verschlungene Weidenbäume erwecken der Dichterin „Erinnerungen von einem süßen, schnell entfloh'nen Traum." So fest habe auch sie die Liebe einst „mit dem ewig heiß geliebten Mann" verbunden:

Vorüber schweben mir die frohen Scenen,
Genußreich einst, für dieß verwaiste Herz,
Vergangenheit — dir weih' ich meine Thränen,
Dir gab ich Alles, nur nicht meinen Schmerz!

Nie tagt für mich der Zukunft lichter Morgen,
In Dämmerung verblich sein lieblich Roth,
Der Hoffnung Stern bleibt ewig mir verborgen,
Und mein Gefühl ist für die Freude todt!

Das Gedicht deckt sich, wie man empfindet, in Stimmung und Gedanken mit denen der Frau von Ahlefeld; das Verhältnis zu dem Gatten macht auch hier den Inhalt aus. Desgleichen stimmt die Form nach Vers- und Strophenzahl (16 und 4), fünffüßigem Jambenbau und Wechsel von weiblichem und stumpfem Reim. Die Sprache der beiden hier ausgehobenen Strophen hat zwar wenig Eigenartiges, doch

bieten sich aus den „Gedichten“ (1808) ein paar merkwürdige Parallelen dar. Man vergleiche zu „der Hoffnung Stern“ die Verse

S. 19. Seitdem traten meiner Hoffnung Sterne
In des Kummers finstre Nacht zurück.

S. 27. . . durch graue Nebelwolken blinket
Der Stern der Hoffnung matt in meinen Schmerz.

S. 58. . . dem der Hoffnung goldnes Sterngefunkel
In unerreichbar weite Ferne flieht.

S. 71. Doch mit der Freiheit nicht entwich
Der Hoffnung heller Stern.

S. 116. Ist's ein Phantom, was mir entzückend blinket
Als Stern der Ahndung dort in fremder Luft?

Ebenso erscheint das Bild der „entfliehenden Träume“ in den Gedichten S. 28, 30, 99, 110, das Wort „verbleichen“ auch S. 34, 38, 57, 82, 84, 104; ich darf des Ausschreibens der Stellen überhoben sein. Von der Unterschrift des Gedichtes im Almanach passen Vorname und Adelstitel auf keine andre Dame aus Sophiens damaliger Bekanntschaft, als auf Frau Charlotte von Ahlefeld, und das „P“ wäre auch hier wieder pseudonym gewählt. Mir gilt die Autorschaft der Frau von Ahlefeld sowohl für dieses wie für die sechs anderen, ebenso unterzeichneten Gedichte des Almanachs als sicher.

Diese Meinung bestätigt sich mir auch von einer andren Seite. Im zweiten Bändchen des von Sophie Mereau 1802 herausgegebenen Sammelwerkes „Kalathiskos“ erscheinen am Schlusse gleichfalls vier mit „Charlotte v. P.“ gezeichnete Stücke, ein prosaisches und drei poetische. Die Stimmung ist durchaus wieder die der Gedichte der Frau von Ahlefeld. Der in Prosa verfaßte „Feyerabend“ (Kalathiskos 2,209) verweist im Grundgedanken und in wörtlichen Gleichklängen auf ihr Gedicht „an meinen Lieblingsbaum“ (1808, S. 109). Noch greifbarer ist die Aehnlichkeit der Gedanken und der Worte, z. B. das gemeinsame „fasse Muth“, zwischen der „Hoffnung“ (Kalathiskos 2,250) und der „Erscheinung“ (1808, S. 14). Auch diese vier Stücke eigne ich Frau von Ahlefeld zu, und betrachte sie mit ihren Beiträgen zum Almanach als Zeichen ihrer 1802 mit Sophie Mereau geschlossenen Freundschaft.

Dagegen scheint die Beteiligung zweier anderen Autoren keine unmittelbare, auf persönlicher Verbindung mit der Herausgeberin beruhende, gewesen zu sein. L. Thilo (S. 128, 175) ist offenbar derselbe Thilo, aus Dessau, der schon 1799 zusammen mit der Mereau und Imhoff in Schillers Musen-Almanach aufgetreten war. Dem Jena-Weimarischen Kreise muß auch, wegen seines Gedichtes über „Tieffurth“ (Göttingischer Almanach S. 133), A. Miller zugehören. Vielleicht war er jener Miller aus Leipzig,

der noch 1799 Schiller Gedichte einsandte (Calender S. 46, 79), die aber gleich denen L. Thilos (Calender S. 78, 95; Urlichs' Briefe an Schiller S. 321) keine Verwendung fanden. Ich denke, daß Sophie Mereau die Gedichte A. Millers und L. Thilos unmittelbar aus Schillers Händen, mit dem sie damals oft zusammenkam, für ihren Almanach empfangen habe.

Sophie Mereau selber hat sechs Gedichten des Almanachs ihre Namensunterschrift zugesetzt. Diese Zahl muß, bei insgesamt neunzig Gedichten des Bändchens, für die Herausgeberin sehr gering erscheinen. Denn derartige Unternehmungen hatten neben der ideellen doch auch eine materielle Seite; und der Herausgeberin wäre nur ein unbeträchtlicher Honorargewinn zugefallen, wenn sie sich wirklich auf diese sechs Gedichte beschränkt hätte. Wir dürfen deshalb ihre Autorschaft von vornherein auch bei einem Teil der mit Chiffern gezeichneten Gedichte annehmen. Es kommt also darauf an, ihr anonymes Eigentum durch Untersuchung auszumitteln. Im allgemeinen können wir uns aus dem ersten, 1800 erschienenen Bande ihrer Gedichtssammlung ein Gefühl für die Eigenart ihrer kleineren Poesien bilden. Besonders aber fallen ihre von mir im siebenten Kapitel von „Achim von Arnim und Clemens Brentano" veröffentlichten Lieder ins Gewicht, weil sie nicht viel später, als die des Almanachs, entstanden sind. Ein Vorteil war mir auch mein langer Umgang mit ungedruckten Blättern ihrer Hand.

Zunächst ist Sophie Mereau das „M" unterfertigte „Sonnett" (S. 65) und das „Lied" (S. 72) zuzuweisen: das Lied hat den Reim- und Wortklang anderer ihrer Gedichte, wie z. B. in „Arnim und Brentano" S. 91, das Sonnett zeigt Sophie als Schillers nachahmende Schülerin. Das Zeichen „M" hat im Text auch „das Vogelschießen" (S. 33), dessen muntere, pointierte Ausdrucksweise Sophie nicht übel stünde; das Vogelschießen war eine von ihr oft besuchte Lustbarkeit bei Jena. Indessen ist im Inhalts-Verzeichnis „das Vogelschießen" unter der Chiffer „M—" aufgezählt, zugleich mit einem zweiten längeren Gedichte „Lina an den Geist" (S. 79), ein scheinbar unbedeutendes Versehen, das aber auf eine gemeinsame Herkunft der mit „M" und „M—" gezeichneten Gedichte schließen läßt. Die Strophen „Lina an den Geist" können aber, nicht bloß der Form, sondern auch der Tendenz nach, nur von einer Frau gedichtet sein, und zwar von einer Frau, die an die sittliche Gleichberechtigung der beiden Geschlechter glaubt, und doch die liebende Hingabe des Weibes an den Mann mit einer alle Grundsätze durchbrechenden Entschiedenheit verlangt. So dachte und handelte ja auch Sophie Mereau; es kommt hinzu, daß die Orthographie von „bethete"

und die Interpunktion nach „ach“ oder „o“ in Mitten eines fortgehenden Satzes, wie S. 84

Drauf sagt ich: „o! verweile
Noch einen Augenblick“ ꝛc.

mit den Schreibgewohnheiten Sophiens, wie sie sich in ihren handschriftlichen Blättern zeigen, durchaus übereinstimmt. Diese beiden Merkmale treffen auch für das mit „F“ gezeichnete „Gebeth“ (S. 41) zu, das so deutlich das Gepräge Mereauscher Dichtung trägt, daß es eines Hinweises auf die Aehnlichkeit des Klanges in „Arnim und Brentano“ S. 89, 91 kaum bedarf. Damit sind auch die übrigen drei unter „F“ zusammengestellten Gedichte für Sophie Mereau gesichert, was eine Betrachtung ihres Inhalts mit derselben Notwendigkeit ergiebt. Zwei Gedichte mit der Chiffer „Mst“: „An den Schlaf. Nach Meibom“ (S. 101) und „Die Nahmen. Beym Anblick der Schiffe im Hafen von D**“ (S. 121) können ihr gleichfalls angehören.

Dagegen schreibe ich das mit „J—“ gezeichnete „Wiedersehn im Frühling“ (S. 42) mit Bestimmtheit Sophie Mereau zu. Mich bewegt dazu namentlich auch der Schluß des Gedichtes

Und alle süßen Hoffnungen und Träume . .
Versinken sterbend in der Trennung Grabe!

mit welchem man den Ausgang des Liedes in „Arnim und Brentano“ S. 81 vergleiche

sinken sterbend vor ihr nieder
Frühlingsdüfte, süßes Wähnen.

Es folgen zwei Gedichte, mit „Julius“ unterzeichnet: „Pura“ (S. 66) und „Die Bettlerin“ (S. 135). Jenes, nach einem alten Liede des Hans Büchler, hat etwas Herderisches in der Färbung der Sprache; das Gedicht von der Bettlerin, die um den treulosen Geliebten trauert, hält sich in dem von Sophie gern betretenen Stoffbezirk. Der Name „Julius“ ist gewiß als Chiffer aufzufassen, und nichts steht im Wege, die beiden Stücke Sophie Mereau zuzuweisen. Sie hat auch die „Sehnsucht“ (S. 98), die „L—“ gezeichnet ist, gedichtet: wiederum spricht eine Frau darin; das Zurückgleiten des Strophenschlusses zum Strophenanfang, wie es hier durchgeführt ist, entspricht einer Eigentümlichkeit Sophiens.

Unter den bisher auf Sophie Mereau gedeuteten Zeichen tritt wenigstens bei „Julius“ und „J—“, bei „M“ und „M—“ eine nicht auf Zufall beruhende Aehnlichkeit hervor. „M“ und „M—“ lehnen sich natürlich an „Mereau“ an, wie die ferner im Almanach für acht Gedichte verwandten Zeichen „S“ und „S—“ auf den

Vornamen Sophie hinzuweisen scheinen. Diese Gedichte sind, bis auf des Sonett „Die Gottheit“ (S. 63), leichte in Distichen gekleidete Gedanken, die allein zur Füllung leerer Seiten dienen. Aber gerade in der — wieder von einer Frau gedichteten — „Gottheit“ verrät sich Sophiens Art; auch der einsilbige Gebrauch von „find't“ hat in ihren Gedichten, z. B. „Arnim und Brentano“ S. 88, seinesgleichen. Als Gedichte einer Frau, wie namentlich aus dem „Besuch“ (S. 107) hervorgeht, stellen sich auch sechs durch einen bloßen Strich „—“ gekennzeichnete Stücke dar, mit einer Ausnahme wieder Distichen und kleine Lückenbüßer; alles spricht dafür, daß auch diese sechs Gedichte Eigentum Sophiens sind.

Es ergeben sich also, die nicht ganz sicheren Stücke mitgerechnet, im ganzen 34 längere oder kürzere Gedichte für Sophie Mereau. Diese Summe stellt, auch räumlich überschlagen, ein schickliches Verhältnis für die mitthätige Teilnahme der Herausgeberin des Almanaches dar. Da man aber in Almanachen gern den Schein einer größeren Mannigfaltigkeit erregte, begreift es sich, daß Sophie neben ihrer Namensunterschrift eine Anzahl Chiffern wählte. Aus demselben Grunde sind auch die Beiträge des der Zahl der Gedichte nach ihr am nächsten kommenden Poeten August Winkelmann verschieden unterzeichnet. Seinen Anteil festzustellen, leisten uns erhaltene Papiere (teils noch im Nachlaß Achims von Arnim, teils durch Varnhagen auf die Königliche Bibliothek Berlin gekommen) erwünschte Hilfe. Diese Papiere gewähren zugleich einen Einblick in die Entstehungsgeschichte des Almanachs.

August Winkelmann, der Neffe des Dichters Leisewitz, aus Braunschweig, studierte am Ende des vorigen Jahrhunderts in Jena. Obwohl Mediziner und Naturwissenschaftler von Fach, war er doch allgemein-literarischen Interessen zugewandt. Seine ersten dichterischen Versuche gab er unter dem Zeichen „A“ in das 1800 erschienene Journal „Memnon“ seines Landsmannes und Jugendfreundes August Klingemann. Er zählte in Jena zu den jüngeren Bekannten der Frau Sophie Mereau. Ich glaube, daß er für ihren Kalathiskos, in dem auch ein anonymes Fragment über Wilhelm Meister von Clemens Brentano steht, das „W—e“ gezeichnete Gedicht (2,49) geliefert hat. Es wäre alsdann dies „W—e“ für „W—n“ verdruckt, gerade wie im Godwi (2,450) für ein falsches „A. W—ne“ vielmehr „A. W—nn“ zu setzen ist; und wer einmal Winkelmanns höchst undeutliche Handschrift gesehen hat, wird sich über solchen Setzer-Irrtum nicht verwundern. In Jena schloß er auch mit Brentano und Savigny, mit Arnim 1801 in Göttingen Freundschaft. Eine Reihe von Briefen, die die jungen Männer mit einander wechselten, sind durch Arnims

Fürsorge, der kurz nach Winkelmanns Tode 1806 in Braunschweig war, erhalten. Winkelmann hat mehrere Physik und Medizin behandelnde Fachschriften veröffentlicht, die leicht zugänglich sind. Dagegen wäre seine literarische Thätigkeit als eine ganz neue hinzustellen. Handschriftliches Material steht genügend zu Gebote und könnte leicht vermehrt werden; seine gedruckten Versuche aber scheinen fast verschollen zu sein. Es wollte meinen Bemühungen bisher nicht gelingen, seine (wahrscheinlich anonyme) Armenliteratur, etwa 1802, zu der möglicherweise auch Clemens Brentano beigesteuert hat, und die (wahrscheinlich auch anonyme) Gedichtssammlung „Vergißmeinnicht", 1806, aufzufinden; auch Bouterweks Vesta enthält Beiträge von ihm. Er trug sich als junger Mann mit großen Plänen, die sich nicht erfüllten. Kurze Zeit war er Docent in Göttingen, dann Arzt und Professor in Braunschweig. Zwischen praktischer und geistiger Thätigkeit sich zerreibend, starb er bereits 1806, sechsundzwanzig Jahre alt.[1])

Winkelmann verkehrte zu Göttingen im Hause des Buchhändlers Heinrich Dieterich. Von diesem beauftragt, schrieb er am 30. April 1802 aus Braunschweig an Sophie Mereau: „Mein Freund, der Buchhändler Dieterich in Göttingen, hat lange den bekannten Göttingischen Musenalmanach von Reinhard herausgeben lassen, jetzt sich mit diesem auseinandergesetzt und wünscht sehr, diesem Unternehmen wieder aufzuhelfen. Er hat mir aufgetragen, Sie zu bitten, die Redaktion dieses Almanachs, der vierzehn Calenderbogen in dem kleinen, Ihnen bekannten Formate beträgt, für fünfzig Louisdor zu übernehmen. — Für drei oder vier Bogen habe ich Ihnen an kleinen Gedichten, und eine Sammlung kleiner Elegien anzubieten; Sie könnten leicht von Herder und einigen andern bekannten Männern, von ihrem Freunde Fr. Schlegel kleine Beiträge bekommen, und einige meiner Freunde würden sich glücklich fühlen, Ihnen ihre Versuche anbieten zu können."

Sophie Mereau, die schon vorher am Göttingischen Roman-Kalender beteiligt gewesen war, ging auf den Vorschlag Dieterichs ein. Ihre Antworten kennen wir nicht. Es war ihr aber natürlich nicht möglich, die von Winkelmann angebotenen Beiträge abzulehnen. Dieser wieder, der in engen Verhältnissen lebte, benutzte die Gelegenheit, sich einige Einnahmen zu verschaffen. Er schrieb ihr am 26. Juni 1802: „Ich schicke Ihnen so viel Gedichte für den Almanach, damit Sie eine desto erträglichere Auswahl treffen können. Sie wissen, wie sich meine Eitelkeit zu meinen Versen verhält — was Sie nicht gebrauchen können, senden Sie mir zurück — manches möchte vielleicht einige Existenz durch Veränderungen bekommen, um die ich Sie bitten möchte. Doch

[1]) Die gewöhnliche Angabe, daß Winkelmann 1810 gestorben sei, ist irrig.

würden Sie mich sehr verbinden, das Gedicht meines Freundes Eigener und von mir den Elisabethsbrunnen und Franz von Sickingen aufzunehmen, welche die Freundschaft mir werth macht. Sagen Sie mir, ob Sie noch viel Manuscript nöthig haben — ob Ihnen auch übersetzte Lieder der Minnesinger gefällig sind." Später sandte Winkelmann eine neue Lieferung Gedichte: „Es ist mir lieb, noch diese Beiträge erhalten zu haben, da besonders die Fabeln und Epigramme zu einer Abwechselung beitragen könnten, die das Publicum an diesem Almanache gewohnt ist." Sophie möchte sich von Vermehren einige Verse ausbitten, die er noch bei ihm liegen habe:[1] „ob ich gleich glaube, Sie werden die mit Rienzi unterzeichneten heftigen Terzinen nicht gebrauchen können. — Meine Hexameter sind gewöhnlich sehr schlecht; die, welche Sie aufnehmen, haben Sie wohl die Güte zu corrigiren."

Herder und Friedrich Schlegel haben nun freilich nicht zum Almanache beigetragen. Minnelieder fehlen ebenfalls. Von „G. Eigener" enthält das Bändchen ein Gedicht: Die Dreh-Orgel eines Emigrirten (S. 69); es ist augenfällig, daß Gebhard Eigner, Winkelmanns Jugendfreund von der Schule in Braunschweig her, später auch Oberbibliothekar in Wolfenbüttel, der Verfasser ist. Auch „C. Bernoulli" mit vier Gedichten — wie ich sicher glaube, der Naturhistoriker Christoph Bernoulli, der wie Winkelmann 1801 in Göttingen studirte — gehört dem Kreise dieser jungen Männer an; seine beiden Gedichte „an die Nacht" und „an Luna" haben auch naturphilosophischen Inhalt. Winkelmanns Unterschrift trägt der „Elisabethsbrunnen" (S. 145) und „Franz von Sickingen" (S. 161) nebst sechs anderen Gedichten. Franz von Sickingen hat den Vermerk „An Friedrich von **"; es ist Friedrich von Hardenberg (Novalis) gemeint, den Winkelmann in Jena kennen gelernt hatte; als der Geliebte, mit dem er den Elisabethsbrunnen besucht, mag Friedrich Schlegel zu verstehen sein, an den auch noch handschriftliche Verse Winkelmanns vorhanden sind. Mit „Rienzi" gezeichnet erscheint S. 189 die Sonettenfolge „Die Herbstreise": wie ein Jüngling, heimgekehrt, aus verschmähter Liebe in den Kampf für die Freiheit zieht. Die brieflich erwähnten Elegien, Fabeln und Epigramme Winkelmanns wären also unter den mit Chiffern versehenen Beiträgen zu suchen.

Nun hat sich von den an Sophie Mereau übersandten Reinschriften Winkelmanns ein einzelnes Blatt mit sieben kleineren Gedichten erhalten:

---

[1]) In dem Jenaischen Musen-Almanach für das Jahr 1803, herausgegeben von Bernhard Vermehren, finden sich sechs Gedichte Winkelmanns. Ich vermute, daß ihm außerdem, nach dem unten S. 321 zu Sagenden, vier kleinere Reimereien angehören, die mit „R" gezeichnet sind.

1. Grabschrift — abgedruckt im Almanach S. 177, unterschrieben „Winkelmann." Im ersten Hexameter ist „o Wanderer" von Sophiens Hand in „o Wandrer" geändert; den Hexameter des letzten Distichons hatte Winkelmann so gebildet — es ist von einem treuen Hund die Rede —

Liegt bei dem Sterbenden hin und leckt ihm die zitternden Hände,

woraus Sophie Mereau machte

Legt zu dem Sterbenden sich und leckt die zitternden Hände.

2. Mignon — unverändert im Almanach S. 48, unterzeichnet „R."

3. Galläpfel — unverändert S. 71, unterzeichnet „R."

4. Jean Paul.

Krank sei jedes Gefühl, das deine Dichtung erfreuet? —
Welch' ein lieblicher Ruhm Labung des Kranken zu seyn!
R.

5. Novalis Nachahmer — unverändert S. 176, unterzeichnet „R"; doch ist Z. 2 „drohn" sinnstörender Druckfehler für die handschriftliche Form „drohe."

6. Die Politik.

Dich vergleich ich der Eiche! Die einst den siegenden Helden
Reichte die Kränze, doch jetzt giebt sie den Säuen die Frucht.
R.

7. Die Antiken in Paris — im Almanach S. 27, unterzeichnet „R"; Z. 2 ist „verbarg" Druckfehler für die handschriftliche Form „verberg"; Z. 4 hat der Druck „dieses entweihende Volk" an Stelle der handschriftlichen Fassung „dieses verächtliche Volk."

Von diesen Poesien Winkelmanns hat Sophie Mereau den „Jean Paul" und „die Politik" nicht aufgenommen, was niemand ihr verargen wird. Es ergiebt sich aber aus der handschriftlichen Aufstellung, daß „R" ein selbstgewähltes Zeichen Winkelmanns ist, dem also sämtliche Stücke mit dieser Chiffer, sechs an der Zahl, angehören. Einen Schritt weiter führen briefliche Hinweisungen Clemens Brentanos.

Brentano waren, infolge seines Aufenthalts in Jena-Weimar und dann, Sommer 1801, in Göttingen, sämtliche Dichter und Dichterinnen des Almanachs persönlich bekannt. Mit Winkelmann unterhielt er auch nach seinem Fortgang von Göttingen einen emsigen Verkehr. Im August 1802 kam Winkelmann nach Marburg, wo Clemens damals bei Savigny wohnte, Courier geritten: in der Tasche eine Menge Gedichte für den Göttingischen Musen-Almanach. Clemens war also über alle Verhältnisse genau unterrichtet. Am 5. Januar 1803, als er das fertige Bändchen gelesen hatte, schrieb er aus Marburg ein wenig spöttisch an Winkelmann: „Dein Gedicht an die Papiermühle gefällt mir am besten. Es ist mir recht lieb, daß

meine nicht drin stehen. Die Drehorgel lautet zu kirchenmäßig, obschon äußerst gedreht und georgelt, doch wie Orgeln angenehm, aber die Engellieder sind immer so abgedroschen als abgedreht." Und bald darauf ausführlicher: „Der Göttinger Almanach enthält Gott sei Dank nichts von mir. Sage um Gotteswillen, wie konntest Du die unkeusche Gräfin im seidenen Bette so blamiren, ein gar nicht herrliches Gedicht auf sie zu machen. Unter meinen Volksliedern steht eins, überschrieben aus die beeden Antons: ‚O heisa nur lustig, die Gräfin ist mein.' Savigny meint, das sei Roberts Vaudeville, als er die Gräfin im Himmel findet. Dein Gedicht die Papiermühle ist das beste hier, und unter Deinen Gedichten, außer den vortrefflichen Liedern, die uns von Rienzi bevorstehen. Bernhard wäre besser Gärtner geblieben als Abschied zu nehmen rc."

Die „Papiermühle bey Weende" (S. 36) hat Winkelmanns Namen, sie ahmt im Eingang den Spaziergang Schillers nach, preist die Dichter des Hains und feiert Leisewitz, den Dichter des Julius von Tarent. Die Romanze von der Gräfin (S. 138), der im seidenen Bette schlafend das Bild ihres früheren Geliebten Robert erscheint, gehört zu den mit „R" gezeichneten Gedichten. Von „Rienzi" war bereits die Rede; der jugendliche Winkelmann wählte als glühender Freiheitsschwärmer den Namen des römischen Tribunen für seine politischen Terzinen. Die Bemerkung Brentanos, daß „Bernhard besser Gärtner geblieben wäre als Abschied zu nehmen", deutet auf die beiden Gedichte „Der Gärtner" (S. 75) und „Der Abschied" (S. 178), mit „Bernhard" unterzeichnet; daß Winkelmann ihr Verfasser ist, bestätigt sich durch innere Merkmale. Mit Vorliebe spricht er in seinen Gedichten von der „schönen Brust" oder dem „schönen Busen" der Geliebten, die er feiert; man vergleiche im Almanach S. 49, 100, 139, 140. So gelangt auch der Gärtner zuletzt glücklich zu dem „Busen" einer Freundin, im Abschied ruht Winkelmanns Genius still an dem „blühenden Busen" der ihm entrissenen Geliebten; beide Gedichte sind Nachahmungen Schillers. Die Anspielung auf die „Engellieder" paßt allein auf das, wie im Memnon, mit „A" unterschriebene Gedicht „Die Ilm" (S. 55), wo auch der Ausdruck vorkommt: „wie gute Engel gehen"; der Inhalt deckt sich mit dem des Abschieds, der Schmerz um die gestorbene Geliebte solle sich in die Uebung des von ihr gewollten Guten lösen. Dasselbe Zeichen trägt auch das Gedicht „Schwarzburg", in dem er (S. 118) unter den ihm vorangegangenen Lieben wieder Friedrich (von Hardenberg) erwähnt. Es gehörte eigentlich in eine Gesamtbetrachtung Winkelmanns, um auszusprechen und durchzuführen, daß ihm hier überall als „Geliebte" die 1800 zu Oßmannstädt bei Wieland verstorbene Sophie Brentano vorgeschwebt habe.

Also im Almanach für 1803 gehören August Winkelmann auch die mit A, R, Rienzi und Bernhard gezeichneten Gedichte an: in Summa 19 Stücke. Sie nehmen, die seiner Freunde zugerechnet, über 40 von den ca. 200 Seiten des Almanaches ein. Mit diesem Teilverhältnis mag es zusammenhängen, daß schließlich am 16. Dezember 1802 nur ein Honorar von vierzig Louisdor an Sophie Mereau abgeschickt wurde. Außerdem erhielt sie ein in Seide gebundenes und zwölf gewöhnliche Exemplare.

So wäre für sämtliche Zeichen des Almanachs eine Lösung versucht und gefunden. Es ergiebt sich das Resultat, daß eigentliche Chiffern nur von Sophie Mereau und Winkelmann, nicht auch von den übrigen Beiträgern, verwendet worden sind. Irrig ist die Angabe bei Schindel (1, 124), daß Philippine Engelhard beigesteuert habe. Von Clemens Brentano befinden sich, nach seinen eigenen Worten, auch keine Gedichte im Almanach. Winkelmann scheint, in seinem Auftrage vielleicht, Einiges von ihm angeboten zu haben; am 3. Dezember 1802 sprach er der Herausgeberin über das Fehlen Brentanoscher Beiträge seine Verwunderung aus: „Aber warum haben Sie des Clemens schöne Lieder nicht abdrucken lassen? Es ist doch keine Verwechselung seiner poetischen Wahrheit mit seiner unpoetischen Unwahrheit?“ Dadurch wird aber Grisebachs im „Goethe'schen Zeitalter“ (1891, S. 112) geäußerte Meinung widerlegt, daß die „interessante Romanze“ auf S. 79 unter der Chiffer „M—“, die den alten poetischen Namen Brentanos „Maria“ bedeute, von diesem gedichtet sei: die Romanze ist, wie wir sahen, Sophie Mereaus Eigentum. Sicherlich wäre Brentano gern mit einigen Gedichten vertreten gewesen. Aber zwischen ihm und Sophie bestand damals eine scharfe Verstimmung, deren Lösung nicht vorauszusehen war. Die dennoch bald darauf sich anbahnende Versöhnung führte noch im Jahre 1803 zur Ehe. Sophiens neue Pflichten als Hausfrau und geschäftliche Schwierigkeiten Dieterichs ließen sie nicht zur Weiterführung ihres Almanaches kommen. Der Jahrgang 1803 enthält also ihre letzte Sammlung kleinerer Gedichte.

Zu Goethes Löwenstuhl.

Von Otto Harnack in Rom.

Einer jener Stoffe, die Goethe lang in sich gehegt hat, bis erst nach mehreren Versuchen die Gestaltung gelang, war der „vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen,“ welcher in der allbekannten Ballade zur Darstellung gebracht ist. Schon im Oktober 1813 war der größte Teil dieser Dichtung vollendet; aber die zwei noch fehlenden Strophen fanden sich erst im Dezember 1816 ein. Daneben gingen Versuche den Stoff zu einem umfassenderen, breiter ausgeführten Werk zu gestalten, und zwar unter dem Namen des „Löwenstuhls“. Zu zwei verschiedenen Malen erwähnen die Tagebücher diese Arbeit: zunächst am 28. Oktober 1813, unmittelbar vor der dreitägigen Beschäftigung mit der Ballade, sodann am 28. und 29. Juli und 1. August 1814. Dem entspricht, daß sich auch zwei verschiedene Entwürfe zu dieser dramatischen Dichtung gefunden haben; beide sind im zwölften Bande der Weimarischen Ausgabe (S. 294—299 und 300—307) nebst den Lesarten (S. 421—426) veröffentlicht worden.

Karl Redlich, der Herausgeber beider Fragmente, hat in der Festschrift der Redaktoren der Weimarer Ausgabe ihnen einen Aufsatz gewidmet, der sich indeß mehr mit dem ersten Entwurf beschäftigt; über den zweiten möchte ich hier einiges seinen Bemerkungen hinzufügen.

Während der erste Entwurf auf eine Operndichtung abzielte und sich damit in die lange Reihe einfügt, die von den ersten Weimarer Jahren bis zum Abschlusse von Goethes Theaterleitung reicht, zeigt der zweite deutlich ausgeprägt den Typus, den sich Goethe im Alter für seine dramatische Dichtung geschaffen hatte. Ausführlich habe ich diesen Typus in dem Aufsatze über „Pandora“ charakterisiert, welcher 1893 im Juliheft der „Preußischen Jahrbücher“ erschienen ist.[1]) Er tritt zuerst in dem Vorspiel von 1807 auf und gewinnt seine volle

[1]) Als ich diesen Aufsatz schrieb, war mir sowohl der „Löwenstuhl“, als auch Redlichs Abhandlung darüber noch unbekannt.

Ausbildung in der Pandora und in Epimenides Erwachen; er spielt endlich auch in den zweiten Teil des Faust noch hinein; der „Löwenstuhl“ ist ein neues, sehr interessantes Beispiel. Das Charakteristische für diesen ist die Vereinigung von Elementen der griechischen Tragödie mit denen der modernen Oper, — der Wechsel „eines in durchgehendem Versmaß gehaltenen Dialogs mit lyrischen Strophen verschiedener Art, die aber nicht etwa einem Chor, sondern den handelnden Personen selbst in den Mund gelegt werden.“ Ich kann Redlich nicht beistimmen, wenn er (S. 23 der Festschrift) meint, es habe sich darum gehandelt, „gleichsam eine Oper ohne Musik zu schaffen, d. h. die Opernmusik zu ersetzen durch rhythmischen Wohlklang von der buntesten Mannichfaltigkeit“; denn wir wissen aus Goethes und Zelters Briefwechsel, daß der Letztere längere Zeit hindurch von Goethe ernstlich um Kompositionen zur Pandora angegangen worden ist, und daher dürfen wir annehmen, daß auch die lyrischen Partien des Löwenstuhls zu musikalischer Komposition bestimmt waren. Dagegen hat Redlich richtig bemerkt, daß gereimte Verse, die in der Lyrik der Pandora so häufig sind, hier gänzlich fehlen.

Die durchgehende Form des Dialogs zeichnet sich in allen der genannten Dichtungen durch Schwere und Gewicht aus; der sechsfüßige wie der fünffüßige Jambus sind in den Dienst einer Sprache gestellt, welche in Wortwahl und Satzbau nach dem Wuchtigen und Massigen strebt. So beginnt Epimenides mit den Worten:

> Uralten Waldes majestätische Kronen,
> Schroffglatter Felsenwände Spiegelflächen
> Im Schein der Abendsonne zu betrachten —
> Erreget Geist und Herz zu der Natur
> Erhabnen Gipfeln, ja zu Gott hinan.

Und der Anfang des Löwenstuhls lautet:

> Der großen Riegelschlösser mächtige Bändiger,
> Die ehrnen Schlüssel, händiget sogleich mir ein,
> Nachdem ihr dieser Pforten krachendes Gewicht
> Auf seinen rostenden Angeln kräftig umgewandt.

Um so mehr fällt aber bei dieser Gleichheit des Stils, die Abweichung in dem Versmaße, das Schwanken zwischen dem fünf- und dem sechsfüßigen Jambus auf. Ursprünglich hatte Goethe in dem Vorspiel wie in der Pandora den Trimeter als Grundmaß der neuen dramatischen Form gewählt. Im Epimenides wich er davon ab, um in dem Löwenstuhl wieder zu ihm zurückzukehren.

Diese letztere Bestimmung erheischt indeß noch eine Rechtfertigung, nämlich den Beweis, daß der zweite Entwurf des Löwenstuhls thatsächlich später als der Epimenides anzusetzen sei. Wie schon oben an-

geführt, ist in Goethes Tagebüchern zweimal von dem Löwenstuhl die Rede: 1813 und 1814. Redlich (Weimarer Ausgabe 12, 421) läßt nun in dem letzteren Jahre den ersten Entwurf, in der Opernform, entstanden sein, wobei es dann unklar bleibt, wann der zweite entstanden wäre. Mir scheint es aber keinem Zweifel zu unterliegen, daß auf den ersten Entwurf die Tagebuchaufzeichnung vom 28. Oktober 1813 zu beziehen ist, während im Juli und August 1814 der zweite Entwurf angelegt wurde. Damals war Goethe durch die im Mai und Juni durchgeführte Arbeit am „Epimenides“ wieder auf die Pandoraform (wenn wir sie so nennen dürfen) geführt worden, und so konnte ihm leicht der Gedanke kommen, auch den immer noch in ihm webenden Stoff des Löwenstuhls in dieser Form zur Darstellung zu bringen. Wenn er sich aber gleichzeitig entschloß, hier noch mehr als im Epimenides das antike Element vorwiegen zu lassen, durch die Wiederaufnahme des Trimeters, durch die Reimlosigkeit der lyrischen Partien, so mochte sein kurz vorher (vom 8.—16. Juni) gepflogener Verkehr mit Friedrich August Wolf darauf eingewirkt haben, um so mehr als er mit diesem, nach Aussage des Tagebuchs, „übers antike Theater, besonders das griechische“ verhandelt hatte.

In ihrer Behandlung stehen die Trimeter, wie wir sie hier finden, in der Mitte zwischen der früheren Art Goethes, sie in einfach iambischen Rhythmus zu bauen, und seiner späteren, die von den griechischen Dichtern geübten Freiheiten wenigstens teilweise nachzuahmen; es finden sich Anapäste, jedoch nur selten.[1]) Rein in Anapästen und zwar in vierfüßigen sind die vier Schlußverse des Entwurfs gehalten, die uns zu den lyrischen Partien überleiten. Diese, soweit sie vorliegen, sind einfach trochäisch; es war aber Abwechslung für sie geplant, wie die metrischen Versuche (S. 425) in Trimetern, Trochäen, Anapästen und Choriamben erkennen lassen. In diesen Versuchen ist besonders auf eine Feinheit Gewicht gelegt: in den Senkungen der iambischen und trochäischen Verse schwerer und leichter betonte Silben abwechseln zu lassen, z. B.

Ist's ein Ernstkampf dieser Handvoll
Soll's ein Spiel sein? Wunder ist's.

Eine Ausnahme sollte jedoch die antiken Versmaße unterbrechen: die Erzählung vom Löwenstuhl selber sollte in Eddas Rhythmen (S. 307) gehalten sein. Lieder der Edda kannte Goethe schon seit Herders Volksliedern, und neuerdings war sein Interesse durch Wilhelm Grimm wieder auf sie gelenkt worden (vgl. R. Steig, Goethe und die Brüder Grimm

[1]) Vergleiche meinen Aufsatz „Ueber den Gebrauch des Trimeters bei Goethe“, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, Band 5.

S. 74—82); doch konnten seine Vorstellungen von dem altnordischen Versbau nur sehr ungenügende sein. So ist denn auch das Fragment einer Ausführung (S. 423) von ganz willkürlicher Form:

Jeder Genosse, jeglicher Fremde
Flüchtet sich her vor dem Zorne des Herrn.
Mitten im Hause, mitten in der Burg,
Wo er herrscht' unumschränkt,
Setzte den Stuhl, den Freistuhl,
Hier der gerechte,
Hier der besonnene Fürst.

Was die dramatische Handlung betrifft, so ist in unserem Entwurf (wie schon in der Oper) dadurch das Interesse des Moments gesteigert, dadurch der Moment prägnanter gemacht, daß der Graf, der nunmehrige Besitzer des Schlosses, erst im Augenblick, da die Handlung beginnt, von diesem Besitz nimmt, das seit der Vertreibung des ursprünglichen Besitzers leer gestanden hat und nun durch Königliche Gunst dem neuen Besitzer zufällt. Es ist das Höchste von dramatischer Concentration damit erreicht, daß dem Usurpator augenblicklich der rechtmäßige Eigentümer auf dem Fuß folgt und der Alte, der so lange Zeit es ertragen hat, fern vom Erbe seiner Väter zu weilen, nicht länger sich enthalten kann zurückzukehren, sobald er es im Besitz des Andern sieht. Es scheint daher, daß die Handlung nach diesem Entwurfe in ununterbrochener Folge hätte spielen sollen, so daß auch eine etwaige Akteinteilung[1]) nicht zeitliche Einschnitte in der Handlung bedeutet haben würde.

Die ersten Auftritte sollten sich durchaus mit dem Einzug des neuen Herrn beschäftigen; die Situation, die sich hier ergiebt, zwischen dem Grafen und dem alten Burgvoigt, der während des langen Interregnums das Schloß verwaltet hat, zeigt merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Eingang der Helena. Speciell das Motiv, wie die alte Schaffnerin Phorkyas trotz Anerkennung ihrer Verdienste in ihre Schranken zurückgewiesen wird, wiederholt sich hier zwischen Graf und Burgvoigt. Auch erklärt sich diese Uebereinstimmung sehr natürlich. Goethe, der sich wieder zur antikisierenden Dramatik wandte, mag sehr wohl seine eigene Helena-Dichtung von 1800 herangezogen haben, die nun längst schon mit samt den andern Fortsetzungen des Faust ruhte, und mag durch sie auf dieses Motiv wieder geführt worden sein. Auch manche persönliche Empfindung gegenüber fürstlicher Willkür, die Goethe besonders in den Theater-

[1]) Die Weimarer Ausgabe setzt in Klammern über den Entwurf „Erster Akt"; die Berechtigung dazu scheint mir fraglich.

angelegenheiten zu erfahren hatte, durfte in den Versen zum Ausdruck kommen:

> Fürwahr, ein so durchbrachtes Leben machte doch
> Des Danks der Schonung wert ein graues Haupt.

Und was die Gräfin anführt, um den alten Voigt wieder zu beruhigen, konnte der Dichter sich ähnlich selbst zugerufen haben:

> Wer bist du denn? daß du mit ihm zu rechten wagst,
> Ihm, der euch alle nähret, aufrecht hält und schützt!
> Und wenn ihr in den Burgen den bequemen Tag
> Aus wohldurchruhter Nächte Hand empfangt,
> Im Felde sich Gefahren kühnlich bloßgestellt
> Und so im Rate sorgenvolle Zeit vollbracht.

Kehrte doch der Herzog eben damals aus „dem Felde," von der Belagerung Antwerpens zurück! —

Die Ursache des gräflichen Zorns erfahren wir gleichfalls aus dem ermahnenden Zureden der Gräfin, und werden dadurch auf das Hauptthema geführt. Es ist die Zulassung des alten Bettlers in den Burghof, welche des Grafen auf Prunk und Reichtum gerichteten Sinn verletzt hat. In wenigen resignierten Zeilen läßt auch die Gräfin erkennen, daß das Gemüt ihres Gatten sich ausschließlich zur Schätzung des „Geldes," der „Habe" gewandt hat. Aus dem Vorwurf des Grafen, daß der Voigt schon „wiederholt Verbotnes" sich erlaubt habe, möchte man zunächst schließen, daß der Alte sich schon längere Zeit in der Burg aufgehalten habe und der Graf überrascht sei, trotz vorausgesandter Verbote doch eine solche Ungehörigkeit anzutreffen. Allein aus dem Späteren ergiebt sich, daß der Greis die Burg noch gar nicht betreten, blos im Burghof gewartet hat, in der Hoffnung, auch das Innere beschauen zu dürfen. Die Verbote des Grafen müssen rasch auf einander gefolgt sein, haben aber von Seiten des Voigts nicht sofortige Ausführung gefunden. Während dies nun geschehen, aber zugleich nach der milden Weisung der Gräfin Speise und Trank dem Alten mitgegeben werden soll, gelingt es diesem durch sein Märchen-Erzählen zuerst die Kinder, dann die Mutter zu bewegen, daß man ihn dennoch einläßt. Der spätere Zorn des Grafen ist also viel mehr motiviert als in der Ballade.

Mit dem Eintritt des Alten wird die Aufmerksamkeit auf den Löwenstuhl gelenkt, der aus der Ballade bekanntlich ganz verschwunden ist. Der Alte weigert sich auf ihm zu sitzen, er beugt sein Knie davor, und erläutert Geschichte und Bedeutung in „Edda's Rhythmen," die wir schon anführten. Worin sollte aber die d r a m a t i s c h e Bedeutung des Löwenstuhls bestehen? In dem nun rasch abbrechenden Fragment

findet sich keine Andeutung. Doch nach der Feierlichkeit, mit welcher er eingeführt und exponiert ist, nach der Benennung, die er dem ganzen Entwurf gegeben hat, müssen wir annehmen, daß seine Bedeutung eine entscheidende ist. Ohnehin kann die Lösung, welche die Ballade giebt, unmöglich für unsern Entwurf herbeigezogen werden. Wohl erzählt auch hier der Greis die Geschichte der Familie, wohl wird er auch hier im Augenblick des Abschieds von den Grafen überrascht und mit härtester Strafe bedroht; aber unmöglich kann er nun in Kraft eines geheimen Königlichen Befehles dem Grafen als der Mächtigere, als der rechtmäßige Besitzer gegenüber treten, da ja dieser selbst erst unmittelbar vorher auf Grund Königlicher Verleihung in die Burg eingezogen ist; unmöglich ist ein Thronwechsel zu denken, der zwischen diesen beiden Königlichen Akten eingetreten wäre.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sollte eine wunderbare Lösung des Konfliktes erfolgen, und eine solche, die von dem Löwenstuhl ausging. Auf eine solche deutet auch der Schluß des Opernentwurfs. Dort lesen wir (S. 299): „Eine Rüstung steigt empor und redet ein. Tritt herunter. Endeckung und Entwickelung. Die Rüstungen werden lebendig.“ Wie aber in unserem Entwurf die Lösung zu denken sei, darüber sind nun Vermutungen möglich. Jedenfalls — sobald sich der Greis auf den Löwenstuhl flüchtete, war er rechtlich vor dem Zorn des Grafen sicher. Tastete dieser ihn dennoch an, so läßt sich sehr wohl denken, daß eine überirdische Bekräftigung der Heiligkeit des Stuhls erfolgte, welche den Angreifer beschämte und niederbeugte, dem Verfolgten aber die Wahrheit seiner Worte und das Recht seiner Sache siegend bezeugte.

Der „Löwenstuhl“ ist ein neues erläuterndes Beispiel zu Goethes eigenem Geständnis, daß er sich zur Vollendung eines dramatischen Werkes nicht mehr entschließen könne, weil ihm die unmittelbare Anregung durch ein seinem Schaffensdrang entsprechendes Theater fehle. Der eignen Bühne war er eben, obgleich er noch ihr oberster Leiter war, schon entfremdet, sie war ihm durch widrige Verhältnisse zur leidigen Last geworden; für sie arbeitete er nicht. Was dagegen von Berlin aus von ihm erbeten wurde, führte er mit Eifer und Hingebung aus; so den Epimenides mit staunenswerter Raschheit, so noch 1821 den umfangreichen, dramatischen Prolog. Dem „Löwenstuhl“ fehlte ein derartiger Ansporn, und er blieb liegen, wie die Pandora, wie die Tragödie aus der Karolingerzeit, und so vieles andere.

Ernst Ludwig Grosse.

Von C. A. H. Burkhardt in Weimar.

Unter den Dichtern im nordwestlichen Deutschland hat wohl keiner eine so verhältnißmäßig frühe Würdigung erfahren als Ernst Ludwig Grosse. Aber auch keiner ist durch widerwärtige Verhältnisse in seinem Entwicklungsgange so gestört worden als er, der unter harten Kämpfen von früher Jugend an als junger Mann den schwersten Prüfungen erlag und fern von der deutschen Heimat fast vergessen, untergegangen ist.

Wir wissen bis jetzt von seinem Entwickelungsgange wenig, und von seinen Lebensumständen ist nach Goedeke (Grundriß 3[1], 903) nichts bekannt geworden, obwohl Grosse schon früh durch einige seiner Gedichte die Aufmerksamkeit der literarischen Kreise auf sich zog, nachdem Müllner im Morgenblatte von 1821 (Nr. 82—91) den jungen 18jährigen Sänger warm empfohlen hatte. Müllners Aufforderung zur materiellen Unterstützung Grosses hatte zwar gewünschten Erfolg, indeß konnte diese nicht dem eigentlichen Zwecke, seiner Durchbildung, zugewandt werden, sondern mußte für lange Zeit auf Verhältnisse Anwendung finden, die Grosse als Schüler selbst geschaffen hatte, und die sein ganzes Leben nachteilig beeinflußten. Er hat in einer Selbstbiographie, die ich vor Kurzem aufgefunden habe, diesen Jugendfehler unumwunden bekannt, und diesen mit seltener jugendlicher Kraft in seinen Wirkungen abzuschwächen versucht, ohne daß es ihm gelang, die nachteiligen Wirkungen seiner Verirrung für sein übriges Leben zu paralysieren.

Diese bis zum 20. Jahre reichende Selbstbiographie gab die Anregung, die Lebensverhältnisse Grosses zu erforschen. Ich gebe das Wesentlichste zur Ergänzung dieses Selbstbekenntnisses. (Siehe Anhang.)

Ludwig Ernst Grosse wurde am 2. August 1802[1]) als Sohn eines Gerichtsdieners, „früheren Lehrers", zu Mühlhausen in Thüringen geboren. Der Vater hatte ihn zur Erlernung des Schneiderhandwerkes bestimmt, allein andere Neigungen und die unglücklichen Verhältnisse des Vaterhauses, dem der begabte Junge gern den Rücken wandte, veranlaßten ihn sich dem Militärstande zu widmen. Er betrieb zunächst

---

[1]) Goedeke kennt nur 1803 als Geburtsjahr.

in Hanau das Studium der Mathematik, um als Artillerist zu dienen, kam aber auf Zureden in das Haus seines in Hannover lebenden Onkels M. . . . ., der ihm zu seiner Ausbildung auf dem Lyceum daselbst freie Wohnung und den nötigen Unterhalt in seiner Familie gewährte. Obwohl Grosse, dem der Lyceumsdirektor Kirchhof ein vorzügliches Zeugnis über „seine wissenschaftliche Befähigung und sonstigen guten Sitten und Beanlagung" ausstellte,[1] sich hätte heimisch fühlen können, übten die trostlosen Verhältnisse des Hauses, in dem er sich vollständig vergessen hatte, einen solchen Einfluß, daß er im Februar 1821 dem Lyceum unverweilt den Rücken kehren und gleichzeitig auch das gastliche Haus für immer aufgeben mußte.

Im Bewußtsein seiner schweren Verantwortung, aber auch im Vertrauen auf seine dichterische Kraft beschloß Grosse sich Goethen zu entdecken. Nachdem er in 14 Tagen seine erste größere Dichtung, das Trauerspiel „Bertha", das verloren gegangen ist, vollendet hatte, erreichte er im Anfang Februar 1821 Weimar und bat in dem folgenden an Goethe gerichteten Briefe um Audienz, Hilfe und Rettung.

Weimar den 6ten Februar 1821[2])

Wenn die Größe des Namens, an den ich schreibe mich zitternd macht, und es nicht wagen läßt, sogleich persönlich zu erscheinen; so hat der Geist der Liebe in den Schriften Ew. Excellenz mich mit beinahe väterlichem Zutrauen zu Ihnen erfüllt. Ich habe mich erkühnet, Ihnen ein Trauerspiel zu widmen, und zur Durchsicht vorzulegen. Ich würde diesen Schritt nicht gethan haben, indem meine Ansichten von der Höhe der Kunst zu groß sind, wenn mich nicht die Nothwendigkeit dazu zwänge. — Ich bin achtzehn Jahr alt, verlor meine Mutter, und wurde nach mancherlei Schicksalen zu Hannover von meinem Onkel aufgenommen, wo ich bis jetzt die Schule besuche. Dort lernte ich ein Mädchen kennen, das in mir den kleinen Funken weckte und anblies. Ich liebte sie unaussprechlich — vergaß mich, — und sie wurde, bei unglücklichen Verhältnißen, — meine Gattin. In diesem Drange der äußern Verhältniße schrieb ich das kleine Werkchen, in dem mein Leben und Seyn enthalten ist, und baute auf Sie, „den Kenner der Höhen und Tiefen," meine Rettung. Durch keinen andern, ich sage es mit einem gewißen Stolze, ist sie möglich, und ich bin auf immer verloren, wenn ich in Ihren Augen der Hülfe unwerth erscheine, da ich gänzlich ohne Vermögen bin, und die unglücklichsten Verhältniße mich bedrängen. Mein äußeres Leben anlangend habe ich einige Atteste eingelegt.

In der äußersten Bewegung von Furcht und Hoffnung, innigster Freude, Sie zusehen, und ängstlicher Beklommenheit, den Hochverehrten des Vaterlandes zu sehen; erwarte ich die Erlaubniß, bei Ew. Excellenz vorgelassen zu werden.

Ew. Excellenz

innigst Ergebener

E. L. Grosse.

---

[1]) Zeugnis vom 11. Januar 1820.

[2]) Nach dem Orginal im Goethearchiv und von Herrn Professor Suphan freundlichst überlassen.

Das Unerwartete trat ein. Am Morgen des 8. Februar ließ Goethe den Bittenden abweisen.[1]) Der Sekretär Kräuter händigte ihm einige Louisdors Reisegeld mit besten Wünschen Goethes ein, vermittelte aber die Bekanntschaft des Obermedizinal-Rates Froriep, der ihn an Wagner in Leipzig empfahl. Auch Oberkonsistorialpräsident Peucer, der jedoch durch Müllners Empfehlung eine nur oberflächliche Kenntnis von der traurigen Lage Grosses erhalten hatte, riet zur Fortsetzung des Studiums in Leipzig. Schon am 28. Februar kehrte Grosse nach Weimar zurück, um am Herde des edlen Menschenfreundes Johannes Falk auf Adolf Wagners und Professor Lindners Empfehlung nicht allein trostreicher Worte, sondern auch eines thatkräftigen Eingreifens in seine trostlosen Verhältnisse gewiß zu sein, nachdem Grosse mit rückhaltloser Offenheit seine Vergangenheit mündlich geschildert und diese in einem Schriftstücke in die Hände Falks niedergelegt hatte. „Auf jeden Fall werden Sie raten und helfen", schrieb[2]) Wagner an Falk. „Der Junge, der nicht ganz ohne ist, ist wieder das Produkt eines verfaulten Hausregiments, ja zweier, denn in seines Vaters, wie in des Mädchens Hause ging es heidnisch her. Da muß nun die arme Seele gestellt werden, damit sie besser gehen lernt." Und Lindner[3]) fügte hinzu, „das ist nun der 11. Fall dieser Art. Grosse mag Ihnen selbst erzählen, wie es mit ihm steht." Was bedeutete diese Ziffer gegenüber den rettenden Thaten Falks, der seit Begründung seiner „Gesellschaft der Freunde in der Not" bereits nach Tausenden rechnete, denen zu raten und zu helfen war. „Goethe, Müllner und Peucer, meinte Falk, sind alle recht vornehme Gevattern, und doch zweifele ich, daß das Kind von ihnen aus der Taufe gehoben werden wird."

Auf Betrieb Falks ging Grosse direkt nach Göttingen, wo er sich dem juristischen Studium widmen und durch eine praktische wissenschaftliche Bildung den Grund zu seiner Existenz legen sollte. Aber wo sollte er die nötigen Mittel für sich und die Erkohrene finden, die sich aus dem elterlichen Hause geflüchtet, ungekannt fern von Hannover kümmerlich ihr Dasein fristete. Nur durch Poesie, die Grosse „als heiliges Gottgeschenk" ansah, glaubte er sich den nötigen Unterhalt verschaffen zu können. In ihr sah er das Mittel, seine Studien zu vollenden, um, wie er schrieb als „brauchbarer Mann im Leben Ehre, Glück und Frieden, durch priesterliche Weihe die künftige Ehe zu befestigen."

---

[1]) Gedicht Grosses (ungedruckt).
[2]) Brief vom 23. Februar 1821.
[3]) Wagners Brief vom 23. Februar.

Nach seiner Ankunft in Göttingen und abwechselnd in Hannover und Altengottern hatte er sich mit der Fertigstellung seines bekannten Trauerspiels „Gordo“ befaßt, das der Buchhändler Hahn in Hannover, Dank der Anregung Müllners in Verlag nahm. Am 7. Oktober wurde es buchhändlerisch versandt. Auch in der äußeren Anordnung[1]) bekundet das Stück die Nachahmung Goethes, namentlich des Faust, wie es denn, ob mit Genehmigung — läßt sich nicht feststellen, — diesem und Jean Paul gewidmet war.

Schon in Hannover hatte sich Grosse hohe fördernde Gönner erworben. Sein Jugendfreund Wilhelm Hahn hatte wesentlich die Uebernahme des Gordo bei seinem Vater unterstützt, und besonders hatte Grosse in Eckermann einen treuen wohlwollenden Freund gefunden, mit dem er auch später auf der Universität Göttingen das innige Verhältnis fortsetzte. Eckermann teilte mit ihm sogar seine kärglich zugemessenen Studienmittel; er war stets der in Alles Eingeweihte, der keinen Weg unversucht ließ, um die drückenden Nahrungssorgen Grosses und seiner Braut, die inzwischen Mutter geworden war, abzuwenden. Neben Eckermann wirkte das freundliche Verhältnis, in dem Grosse zu dem Sohne des Ministers von Arnswald stand, in hohem Maße günstig. Neben der materiellen Unterstützung, die er von dieser Seite erhielt, war es wohl diesem hohen Einfluß zu danken, daß Grosses Stück zur Aufführung in Hannover bestimmt war, die aber bis in den September wegen verspäteter Ankunft des Königs verschoben werden mußte.[2]) Hier war es, wo Grosse nochmals Goethen durch Uebersendung des „Gordo“ sich zu nähern suchte, indem er den folgenden für die Denkungsweise des jungen Dichters charakteristischen Brief an Goethe richtete, der jedes weitere Eingehen auf Grosses Ansichten überflüssig erscheinen läßt.

Hannover den 24ten Oktober 1822[3])

Ew. Excellenz werden sich vielleicht des wandernden Dichterjünglings erinnern, der damals in der Verirrung seines Herzens Ihnen so störend und beschwerlich wurde. Jetzt im gleichen Falle glaube ich jedoch um so eher Verzeihung hoffen zu dürfen; da nur meine treue innige Liebe es waget, dem erhabenen väterlichen Auge diese ersten Blüten jugendlichen Strebens schüchtern vorzulegen.

---

[1]) Neben einer Widmung an die Verlobte, enthält das Stück eine Ansprache des Dichters, der seine Arbeit motiviert, ein Vorspiel und einen Epilog. An der Spitze steht die Widmung „an die erhabenen und innig geliebten Lehrer Goethe und Jean Paul“.

[2]) In Hannover war der Aufführungstag nicht festzustellen.

[3]) Ebenfalls freundlichst vom Goethe- und Schiller-Archiv durch Herrn Professor Suphans Vermittelung zur Veröffentlichung mir überlassen.

Ew. Excellenz stellten in einem der Hefte für Kunst und Alterthum die Behauptung auf, daß ein wahrhaft künstlerisches Talent in drangvollen Verhältnißen gerade erst als haltbares Gold erprobt werden könne; und in dieser Beziehung dürft' ich ohne zu erröthen, für mein individuelles Streben vielleicht etwas mehr hoffen als der Tag giebt, und der Modegeschmack für bewunderte Augenblicke auf dem Markte der Zeit ausstellt.

Ich habe ausgeharret anderthalb schmachvolle Jahre ohne Glück, ohne Theilnahme, ohne irgend eine Aufmunterung, blos in dem Bewußtseyn eigener Kraft, strebend nach einem würdig großen Ziele in dem schönen Vertrauen, daß sich also für mein ferneres Leben irgend ein fester Augenpunkt erreichen laßen müsse, der Thätigkeit und Wirkungstrieb ordne, und meinem Geschicke die erfreuliche Wendung zu fortschreitender Bildung ertheile. Da war keiner, der das Begonnene fortzuführen ermunterte! Da war keiner, der sich des Vollendeten erfreute!

Eine klar aufgefaßte Idee, eine große Ansicht, eine hervorstechende Seite des menschlichen Lebens heiter, schön und wahr in vollendeter Form, erwachsen aus der Eigenthümlichkeit des inneren Geistes, auszusprechen, soll, dünkt mich, die höchste Aufgabe eines jeden Kunstwerks seyn. Daß ich diese höchste Anforderung der Kunst in Vorliegendem nicht in jeder Hinsicht befriedigen konnte, liegt in meiner verkümmerten Lage, in der äußeren Freiheit, die mir mangelte, in dem spröden abstoßenden Stoffe, der mich drückte; nicht aber in dem Talente, das hier geschaffen. Der triviale Kritiker wird sich stoßen an einzelnen Reimen, Versen, Aussprüchen und Sentenzen. Will man jedoch dem Geiste, der das Ganze beherrscht, dem höheren Sinne aus dem es entsprungen, unparteiisch nachgehen; so wage ich es wohl mit einem jeden der Neueren seit Schillers Heimgang in die Schranken zu treten.

Müßte ich von dem Werke nicht vieles ja vielleicht Alles hoffen; so hätte ich es wohl nur, weit entfernt von allem Eigendünkel einer eingebildeten Vollendung, als poetisches Exerzitium betrachten, und wie das erste dem Publikum verschließen mögen. In diesem Sinne wage ich die kühne Bitte, ob Ew. Excellenz sich nicht vielleicht geneigt fühlen sollten, einige Gedanken in irgend einem Blatte über das Geleistete niederzulegen, und so das Publikum auf den rechten Augenpunkt zu stellen, aus dem es betrachtet werden muß. Ich wiederhole diese Bitte indem ich im Geiste die Richtung und den Stand unserer neuern Litteratur überdenke, und die Männer mir vorführe, die in dem Reiche der Musen den Diktatorenstab schwingen, z. B. einen Müllner.

Möchten Ew. Excellenz das Streben eines Jünglings, der nur in Poesie das Glück, die Bedingung seines Daseyns findet, begünstigen, und mit väterlicher Milde das schwache Zeichen innigster Liebe aufnehmen wollen, die es wagt auch das minder Vollendete mit dem erhabenen Namen des größten Mannes des deutschen Vaterlandes auszuschmücken!

Mit hochklopfendem Herzen sehe ich einem huldreichen Schreiben von Ew. Excellenz, unter der Adresse Hahnsche Hofbuchhandlung Hannover, entgegen, das in wenigen Zeilen mir den Lohn für so viele schmachvolle Jahre, für ein oft verkanntes unterdrücktes mühseeliges Streben reichen möge.

Ew. Excellenz

Dankbarunterthänigster

Ernst Grosse
Stud. jur.

Wir wissen nicht, welche Stellung Goethe auf diese Insinuation einnahm. Wahrscheinlich verhielt er sich teilnahmlos, da Grosse nie wieder den Versuch machte, sich Weimar, geschweige dem Dichter zu nähern, der erst sein Vorbild war, den er später aber vollständig desavouierte.

Nunmehr wandte sich Grosse der Universität Göttingen wieder zu. Während Mutter und Kind in stiller Verborgenheit noch bei Hannover in einem abgelegenen Garten lebten, lag er seinen Studien in Göttingen ob, wohin er mit einer Barschaft von nur 5 Thalern gegangen war; unermüdlich zeigte er sich thätig, um sich und den Seinen den nötigen Unterhalt zu beschaffen, immer belebte ihn sein festes Vertrauen auf seinen allmächtigen Gott, der ihn, wie er damals schrieb, so wunderbar geleitet hatte. „Hier lebe ich nun so, daß ich am Abend nicht weiß, wo ich am Morgen etwas hernehmen soll.“ Kaum in das Studium eingetreten, trieb es ihn mächtig fort, da die Verhältnisse gebieterisch die anderweitige Unterbringung der Seinen forderten. Hier war es wieder der biedere Freund Eckermann, der sich für Mutter und Kind zur Aufnahme in Weimar in einem langen Schreiben (vom 21. August) verwandte, mit dem er sich ein schönes Denkmal für seine treue, opferfreudige Gesinnung gesetzt hat. Wahrscheinlich ist es ihm und dem trefflichen Falk zu verdanken, daß die Großherzogin Luise den Flüchtigen ein Asyl in Weimar bereitete, nachdem sich eine adliche Dame von Baumbach dieser Angelegenheit besonders angenommen hatte. Hier verlieren sich für lange Zeit die Spuren der Geretteten, von der wir erst nach 10 Jahren Kunde erhalten und deren einziger Wunsch noch erfüllt wurde, mit ihrem Geliebten durch priesterlichen Segen auf immer verbunden zu werden.

Im November[1]) 1822 wandte sich Grosse von Göttingen zur Fortsetzung seiner juristischen Studien nach Leipzig. Es ist wahrscheinlich, daß ihn seines Freundes Heinrich Stieglitz Schicksal dahin trieb, der wegen einer unschuldigen politischen Rede von der Universität Göttingen entfernt wurde.

In Leipzig schlossen sich Stieglitz und Grosse eng aneinander. Im Frühjahr 1823 veröffentlichten sie gemeinsam ihre Gedichtsammlung,[2]) die besonders der griechische Freiheitskampf veranlaßt hatte, den sie mit dem Erlös zu unterstützen suchten, um den allseitigen Bestrebungen des jungen Deutschland gerecht zu werden. Im Herbst unternahmen sie eine Reise durch Franken, Schwaben, und die Rheingegenden,

[1]) Die Exmatrikel datiert vom 6. November.

[2]) Gedichte von Heinrich Stieglitz und Ernst Grosse. Herausgegeben zum Besten der Griechen. Leipzig 1823, 256 S. 8.

besuchten Jean Paul in Bayreuth, Uhland in Stuttgart und Voß in Heidelberg, bei denen ihre dichterischen Leistungen warme Anerkennung fanden. In Kassel trennten sich die Reisenden, Grosse ging nach Hannover, Stieglitz reiste über Weimar, wo er durch Eckermann auch Eingang bei Goethe fand. Grosse und Stieglitz fanden sich dann wieder in Leipzig und obwohl das Verhältnis Beider bald erkaltete, erkannte Stieglitz in hohem Maße Grosses Einfluß auf seine dichterischen Leistungen damals wie auch später noch an.[1])

Nach beendetem Studium promovierte Grosse 1823 oder 1824[2]) in der philosophischen Fakultät zu Leipzig und hielt sich dort als „Schriftsteller" auf; siedelte dann (1825?) nach Dresden über, wo er ebenfalls von literarischen Arbeiten lebte, indem er namentlich für die Augsburger Zeitung schrieb; ging 1830[3]) nach Augsburg, nachdem ihn Cotta zum Redakteur des vormaligen „Inlandes" bestimmt hatte. Besonders beschäftigte ihn in Augsburg und abwechselnd in München die Herausgabe der Werke Westenrieders, bis er dann als Redakteur der Bayerischen Blätter, mit dem Beiblatt „der Bock" und seit Juli 1830 mit dem in Kempten erschienenen Ergänzungsblatte „Die bayerische Chronik", allmählig in den Verfassungskämpfen der bayerischen Kammer eine der Regierung mißliebige Thätigkeit begann, die zur Unterdrückung der „Bayerischen Chronik" führte. Als Redakteur der am 10. August 1830 sistierten „Bayerischen Chronik" wurde er endlich, nachdem er mehrfach zu Geldstrafen verurteilt worden war, am 15. Oktober 1830 wegen unbefugter Beschäftigung mit auswärtiger Politik aus Bayern ausgewiesen.

War bisher gegen Grosses Thätigkeit weiter nichts einzuwenden, als daß er bei Behandlung politischer Stoffe durch Ueberspanntheiten unwillkürlich über die Grenzen der Besonnenheit und seiner Befugnisse oft hinausgegangen war, so sah sich die bayerische Regierung zu schärferen Maßregeln veranlaßt, nachdem er am 30. Oktober München mit dem württembergischen Grenzorte Isny vertauscht und dort vielfach durch seine literarische Thätigkeit Aergernis erregt hatte. Denn sein (1830 ohne Druckort) herausgegebener „Offener Brief eines

[1]) Vergl. über das Verhältnis beider: L. Curtze, Heinrich Stieglitz. Eine Selbstbiographie Gotha 1865, namentlich die Stellen auf Seite 58, 65, 66, 73, 404, 408—409, auch die Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte von Louis Curtze. Leipzig 1859, 2 Bände. Es ist nicht ausgeschlossen, daß über Grosses Aufenthalt in Leipzig sich noch eingehendere Nachrichten aus der Hinterlassenschaft von Stieglitz, die Oberlehrer Professor Waldschmidt in Corbach besitzt, erbringen lassen.

[2]) Das genauere Datum war in Leipzig nicht festzustellen.

[3]) Die Quelle für das Folgende sind die Akten des Appellgerichts für den Isarkreis und für Oberbayern.

Braunschweiger Bürgergardisten", ferner ein „Zweiter Brief eines Braunschweiger Bürgergardisten an das Braunschweiger Volk" (Braunschweig 1830); endlich „Der Aufruf eines schlesischen Landwehrmannes an seine schlesischen und preußischen Kameraden" (Kempten auf Grosses Kosten gedruckt) veranlaßten zunächst die Konfiskation dieser Schriften (2. April 1831). Später am 29. August 1833 wurde er vom Assisengericht zu Landau infolge dieser Schriften und wegen der Reden und Druckschriften, die er am 1. Juni 1832 im Wirtshause zu Jahn im Rheinkreise gehalten, bezüglich zur Verteilung gebracht hatte, wegen Verbrechens der erfolglosen Aufreizung der Einwohner des Königreichs (zur Bewaffnung gegen die Königl. Autorität), in Contumaciam auf 10 Jahre verwiesen, wobei ihm die staatsbürgerlichen Rechte entzogen und er in die Kosten verurteilt wurde. Zu dieser Verurteilung hatten auch ein Aufsatz „Der deutsche Mai", „Der Liberale im Westrich vom 27. Mai 1832" und sein „Aufruf an Rheinbayern in Deutschland zum Schutze der bedrängten Presse" beigetragen, während er wegen einer beim Hambacher Feste gehaltenen Rede und eines am 30. Mai 1832 zu Neustadt veröffentlichten Aufrufes zur Bürgerbewaffnung lediglich wegen anerkannter Lückenhaftigkeit der französischen Gesetzgebung freigesprochen wurde, obwohl die Rede die gröbsten Schmähungen gegen die Regenten enthalten haben sollte.

Weitere belastende Momente waren schon während seines Münchener Aufenthaltes eingetreten. Er hatte am 8. November gegen das Ausweisungsdekret vom 11. Oktober 1831 remonstriert, da er „eine Contrasignatur der verantwortlichen Minister in diesem nicht fand", und obwohl ihm gestattet wurde (8. Dez. 1831), bis Ende des Jahres in München sich aufzuhalten, nahm er gegen die Bayerische Regierung aufs Neue eine aggressive Stellung ein, indem er eine Broschüre „Lebewohl! Abschied des kranken Dichters von Bayern" erscheinen und am 29. Dezember in der bayerischen Kammer zur Verteilung bringen ließ. Nach ihrer Beschlagnahme wurde Grosse am 24. Januar 1832 wegen Majestätsbeleidigung angeklagt, am 26. Januar verhaftet, nach zweimonatlichem Gefängnis aber gegen 200 Gulden Kaution entlassen. Da aber am 30. Mai zur Anzeige gebracht wurde, daß Grosse nach kurzem Aufenthalte in Augsburg zu einem dauernden Bleiben in Pirmasens sich anschickte, wurde er zur Stellung in München veranlaßt. Dieser Aufforderung kam Grosse ebensowenig nach, als sich den Gerichten in Württemberg zu stellen, da er mit einem seiner Gesinnungsgenossen, dem Dr. Pistor, sich nach Frankreich geflüchtet hatte. Nunmehr ward in München das

Contumazialverfahren eingeleitet, das auch zweimal im Moniteur universel (299 und 338 vom Jahre 1832) bekannt gemacht wurde, während eine dritte Vorladung Grosses in dieser Zeitung nicht bewerkstelligt werden konnte, da einige andere Journale die Verfolgung Grosses mit „abschreckender Heftigkeit" rügten. Das Gericht bestellte am 9. März 1833 den Kgl. Advokaten H. Pressitzer zu dessen Verteidiger, und am 19. Oktober 1833 wurden der Drucker des „Lebewohl" Volkhart in Augsburg wegen Majestätsbeleidigung als Miturheber des „Lebewohl", Pistor und Grosse wegen Verbrechens des nächsten Versuchs des Hochverrats durch Druck und Verbreitung des von Pistor verfaßten „Bürger Katechismus für ganz Deutschland" und wegen Realkonkursus mit dem Verbrechen der Majestätsbeleidigung zweiten Grades durch Verbreitung von Grosses Gedicht, zu geschärftem 4 jährigem Zuchthause,[1]) öffentlicher Abbitte vor dem Bilde Sr. Majestät des Königs, sowie in die Kosten verurteilt.

So weit meine Forschungen reichen, hat Grosse sich dauernd den über ihn verhängten Strafen durch die Flucht entzogen und ist niemals meines Wissens nach Deutschland zurückgekehrt. Das letzte Lebenszeichen, das er von sich gab, kam aus London, von wo aus er sich in der „Ankerlaterne" mit dem in öffentlichen Blättern steckbrieflich Verfolgten identisch erklärte.

Auch über das Schicksal seiner in München zurückgelassenen Frau mit 4 Kindern liegen Nachrichten nicht vor. Bei Grosses trefflichen Eigenschaften als Gatte und Vater, bei dem innigen Verhältnis, das beide Gatten unter schweren Schicksalsschlägen, unter peinlicher Not, die sich bis zu den größten Entbehrungen steigerte, stets aufrecht zu erhalten verstanden, läßt sich annehmen, daß er bis zum letzten Hauche seines Lebens, in treuer Hingabe an die Seinen ausharrte und ihnen auch in der Fremde ein Gatte und Vater blieb, als der er sich von dem Tage seiner Verirrung an dauernd gezeigt hatte.

Dies schöne eheliche Verhältnis bekunden die Aussagen seines Arztes, der während des prozessualischen Verfahrens in München bezeugen konnte, daß lediglich fehlgeschlagene Hoffnungen, die auf den Erfolg der Werke von Westenrieder sich gründeten, die Existenz der Familie vollständig in Frage stellten. Die Familie lebte stets in denselben ärmlichen Verhältnissen; in ihrer Einrichtung, Kleidung und Kost zeigte sich ihre Hilfsbedürftigkeit, die aber die gegenseitige Opferfreudigkeit und Liebe nicht im Entferntesten beeinträchtigen konnte. Sparten sich

[1]) Mit dem Zusatz, daß er in diesen vier Jahren zur Zeit des begangenen Verbrechens alljährlich in einem einsamen finsteren Kerker auf 3 Tage abwechselnd bei Wasser und Brot, eingesperrt werden solle. Die Kosten des Verfahrens wurden jedoch bei notorischer Mittellosigkeit vom Staate getragen.



doch Mutter und Kinder vom Munde ab, was dem Gatten und Vater neue Stärkung zu seinen Arbeiten bringen konnte, wie denn auch festgestellt wurde, daß die Kinder nur auf Stroh unmittelbar auf dem Zimmerboden zu schlafen pflegten.

Aus Grosses gesamten dichterischen Leistungen und prosaischen Arbeiten, insoweit sie gedruckt und vereinzelt im Manuskript auf uns gekommen sind, läßt sich sein ungemein leichtes Produzieren feststellen. Viele seiner Gedichte bis zu der Zeit, wo er in die politischen Wirren eingriff, zeugen von einer tief religiösen Gesinnung, von nie wankendem Vertrauen auf die Vorsehung, von seiner unbegrenzten Liebe zu den Schöpfungen der Natur, vor der er in Bewunderung aufgeht, die ihn fortgesetzt zum dichterischen Empfinden und Offenbaren seiner Gefühle veranlaßt. Je mehr er sich in das politische Leben vertieft, desto excentrischer und aggressiver gestalten sich seine Produkte, denen Tiefe der Gedanken und Formgewandtheit an vielen Stellen nicht abzusprechen ist. Daß ihrer viele gesuchten Anlaß zur Anklage auf Landesverrat und Majestätsbeleidigung gaben, kann in der Zeit und in den Verhältnissen, unter denen das junge Deutschland stritt und litt, nicht befremden. Grosse war nach unsern heutigen Anschauungen nicht allein ein bayerischer, sondern auch ein deutscher Patriot, dessen phantastisches und excentrisches Wesen freilich in eine krankhafte Reizbarkeit sich umsetzte, die in damaliger Zeit zu der berechtigten Eigentümlichkeit Vieler gehörte, die in die politischen Kämpfe für die freiheitliche Entwickelung des deutschen Vaterlandes eintraten.[1])

Uebersicht der Literarischen Arbeiten Grosses.

I. Fünf Gedichte im Morgenblatt von 1821. Nr. 82, 91.

II. Ungedruckte Gedichte: 1) Gedicht auf die Abweisung vor Goethes Thür 8. Februar 1821 (im Oktober niedergeschrieben). Anfang: „Aus dem schlanken Wipfel junger Buchen rc." Ein früheres: „Menschheit" betitelt entstand in Weimar. Anfang: „Ach wer zählet meine Schmerzen." 2) „An Lina" (bei seinem Scheiden von ihr in Weimar). 3) „An Falk?" Anfang: „Bei dem großen Weltgeschäfte." 4) „Am 18. Oktober" (eines der ersten politischen Lieder). Anfang: „Du meine Muse, die schon lange." 5) „Muth." Anfang: „Durch Schicksalsbrausen." 6) „Nachtgebet." Anfang: „Tausend, aber tausend Sterne." 7) „Das Lied der deutschen Jungfrau." Anfang: „Die Vöglein singen im Walde." 8) „Eduards Lied zur Zither." Anfang: „Mein Vater ist storben."

III. Das Trauerspiel: Bertha (ungedruckt und verloren gegangen).

[1]) Aus der Flugschrift „Lebewohl" wurden allein 11 Punkte herausgegriffen, auf denen die Anklage gegen Grosse fußte. Interessant ist diesen Anschuldigungen gegenüber Grosses geschickte Verteidigung, auf die wir natürlich hier nicht eingehen können. Jedenfalls war er besser, als sein politischer Ruf.

IV. Das Trauerspiel Graf Gordo. Hannover 1822. (Besprochen anerkennend von Th. Hell in der Abendzeitung 1822. Wegweiser; dagegen abfällig in der Leipziger Literaturzeitung 1823, Nr. 269, Seite 2148.)

V. Gedichte von Ernst Grosse und Heinrich Stieglitz, Leipzig 1823. Grosse hatte in dieser Sammlung 11 Griechenlieder und 45 Gedichte vermischten Inhalts veröffentlicht. Das Gedicht S. 217 „Eins und Alles“ beschloß die Selbstbiographie und das Gedicht S. 215 „Wunder über Wunder“ (1821) liegt im Manuskript in abweichender Form vor.

VI. Offner Brief eines Braunschweiger Bürgergardisten 1830 sieh oben S. 336/37.

VII. Zweiter Brief eines Braunschweiger Bürgergardisten 1830 sieh oben S. 337.

VIII. Aufruf eines schlesischen Landwehrmannes ꝛc. 1830 sieh oben S. 337.

IX. Lorenz v. Westenrieders sämmtliche Werke. Herausgegeben von Dr. E. Grosse. Kempten 1831 ff. mit Einleitung von Grosse.

X. „Lebewohl.“ Abschied des kranken Dichters von Bayern 1831. Enthaltend: An den Freiherrn v. Closen. Wiegenlied für meine jüngste Tochter und Epistel eines aus Bayern Verbannten an seine in München zurückgelassene Gattin. Drei Lieder aus der Verbannung mit humoristischen und ernsthaften Anmerkungen v. Dr. E. Grosse vorm. Redacteur ꝛc. ꝛc. Augsb. 1831. 8° 44 Seiten.

XI. Cholera Preservativ oder wie machen die Staaten Revolutionaire (1831?)

XII. Sendschreiben an den König: Wer? und weßhalb hat man mich aus Bayern verbannt. (1831).

XIII. Grosse, Dr. E., politische Schriften oder wie viel Uhr ist's im Reiche Gottes und in der Weltgeschichte. 12 Bändchen. 16°. Augsburg 1832.

XIV. Der deutsche May, der Liberale im Westrich vom 27. Mai 1832 sieh oben S. 337.

XV. Aufruf an Rheinbayern ꝛc. sieh oben S. 337.

Bemerkung: Die politischen Schriften Grosses sind jetzt sehr selten, da sie konfisciert wurden. Einiges ist auf der Hof- und Staatsbibliothek in München und im Privatbesitz des Bibliothekars Dr. Th. Rueß in Augsburg

Anhang.

Bruchstück aus meinem Leben.

(Selbstbiographie Grosses bis zum 20. Jahre).[1])

Was ich mir aus den früheren Jahren entsinne, ist dies, daß ich schon als Knabe äußerst reizbar für jedes Neue, Ungewöhnliche in dem Streben nach dem schnell Vorgefaßten alles Andre vergaß und so voll im Ganzen an Kenntnissen hinter den ruhigern, bedächtigern Mitschülern zurückblieb, wenn ich an natürlichen Gaben und in Einzelnem dieselben übertraf. In meinem 14. Jahre mußte ich den Tod einer innig geliebten, sorgenden Mutter ertragen und zwar in Abwesenheit meines Vaters ohne irgend einen tröstenden Freund oder Verwandten. Von dieser Zeit an war ich mir ganz selbst überlassen und entging nur durch ein zartes moralisches Gefühl den mannichfachen Verführungen, die mir in bösem Umgang auf mancherlei Weise droheten. Mein Vater, ein offener Kopf, bieder, treu und von dem besten Herzen, durch in langen Jahren erworbene Schulkenntnisse zu vielem brauchbar, ist einer von denen, die in dem Gefühle zu etwas Besserem, doch nie zur Deutlichkeit im Leben gelangen. Unzufrieden in einem engern Beruf, weiß er denselben durch höhere Thätigkeit nicht zu erweitern und macht sich durch Stolz gegen Vorgesetzte, die er vielleicht zu übersehen glaubt,

[1]) Das Manuscript ist nicht von Grosses Hand.

seine Tage unerträglich. So lange meine Mutter, eine Hausfrau und Gattin, wie sie seyn sollte, durch längere Leiden zu einer weiten, aber unbewußten Ansicht des Lebens gelangt, durch ihre Sanftmuth und Milde denselben leitete, war Frieden und häusliches Glück in unsrer Mitte. Nach deren Tode aber mit einer jungen gutherzigen aber beschränkten, dann mit einer Person von niedrigster Habsucht und falschem Charakter verheiratet, hat er sich dem Trinken ergeben.

Drey bange Jahre verlebte ich [in] diesen für ein junges Gemüth höchst gefährlichen Umgebungen und war oft Zeuge von solchen sinnreizenden, Herz und Gefühl zerstörenden Auftritten, daß ich bey deren Erinnerung der ewigen Liebe nicht genug danken kann, die mich unversehrt erhalten hat. Die Unmöglichkeit des einzigen glühenden Wunsches meines Herzens, mich den Wissenschaften zu weihen, sah ich vor mir. Aus Unmuth entschlossen, Soldat zu werden, erhielt auf wunderbare Weise mein Leben eine plötzliche Wendung. Vor meiner Abreise nach Berlin besuchte ich meinen Onkel unweit Göttingen und traf daselbst einen Sohn seines Bruders, der in Hannoverschen Diensten Artillerie-Lieutenant ist. Dieser wußte mich durch viele Gründe von meiner Entschließung abzubringen und mit Empfehlungsschreiben wurde ich zu dem Onkel nach Hannover geschickt. Rein an Leib und Seele, trat ich in meinem 17. Lebensjahre in das Haus meiner mütterlichen Verwandtschaft. Das zweite Geschlecht kannte ich nur dem äußern nach, denn bis jetzt hatte ich auch nicht den entferntesten Umgang mit einem Frauenzimmer gehabt. Eine unbeschreibliche Aengstlichkeit überfiel mich bei dem Anblick eines blühenden Mädchens und eine brennende Röthe überflog mein Gesicht. Ja als ich einst von einer Dame von ungefähr um etwas befragt wurde, war ich in meiner Bestürzung nicht im Stande, ein Wort über die Zunge zu bringen. Doch erwarb ich mir bald durch mein offenes jugendliches heiteres Betragen das Wohlwollen des Onkels und die Liebe der Tante und ihrer ältesten Tochter. Ihr Umgang wirkte gleich vortheilhaft auf Herz und Verstand und über mein Wesen floß ein so behagliches, freudiges Gefühl, als ich nie empfunden hatte.

Aber meine Jugend sollte hier eingehen in eine reiche ernste Schule, bildend und begründend für die ganze Weite des Lebens. Ich bemerkte im Stillen, daß Mutter und Tochter ein tief nagender Kummer niederdrückte und bald wurde ich in Dinge eingeweiht, die mich mit Schrecken und Erstaunen erfüllen mußten. Der Vater ein weit umschauender scharfer Geist, kalt und stolz, glühend für äußere Ehre, ausgerüstet mit seltenen Kenntnissen seines Faches, ist einer der Unglücklichen, die mit sich selbst und der Welt zerfallen allein gehen den öden Weg ihres erstorbenen Lebens. Die Mutter eine gutmüthige, herzliche innige Frau, einzige Tochter in häuslicher Zurückgezogenheit glücklicher Aeltern, hatte als Mädchen in einem mehrjährigen Brautstande seltene Treue und die reinste Liebe bewährt. Die ersten Jahre ihrer Ehe waren reich an Freuden und Glück. Der Vater schwang sich zur Zeit der westphälischen Herrschaft durch innern Werth sehr bald empor und baute Pläne für eine ganz volle Zukunft höchster Ehre. Obgleich er nach den Zeugnissen aller als rechtschaffener Mann handelte, so waren ihm doch, besonders unter dem Adel viele Feinde erwachsen, so daß er bey der Umwandlung des Landes in ein Königreich durch Kabale gänzlich zurückgesetzt wurde. Nun war aller Frieden dahin, jedes Band, welches Natur und Liebe geknüpft, zerrissen. Vater, Gattin und Kinder standen einander feindselig und hassend gegenüber. Der älteste Sohn, Artillerie-Lieutenant, gerieth, sich vom 14. Jahre an ganz selbst überlassen, in ein wildes Leben und drückende Schulden. Ein zweiter Sohn sich an den Vater anschließend, ward so ganz dessen Ebenbild, kalt und unempfindlich für jede zartere Regung, düster und entschlossen, giebt ihm, was den Leib erfreut Alles und sein ab-

gemessenes Streben ist nur in Bezug auf höchste Bequemlichkeit. (sic!) Die älteste Tochter, zart vom tiefsten Gefühl und unbeschreiblicher Sanftheit, hatte jedes Leid mit dem geliebten Mutterherzen getheilt und war so zu einer hohen innern Ausbildung gelangt, die in ihrer Bewußtlosigkeit und einigen (sic!) Natürlichkeit ungemein anzog. Sie war klein aber zierlich gebaut, auf dem nicht regelmäßigen aber geistreichen Gesicht lag eine undeutliche Milde und aus ihren klaren himmelblauen Augen sprach die Unschuld ihrer kindlichen Seele. Von dem Vater gehaßt, in den Trümmern erstorbener Liebe lebend, hatte sie einen gewissen Widerwillen gegen Männer gefaßt, mehrere glänzende Parthien, unter anderm mit einem Obristlieutenant ausgeschlagen und war ihrem Umgange fern geblieben. Ihr ausdrucksvoller Gesang erregte in mir aufs Neue jenen Trieb, die Gefühle meines Herzens auszusprechen in Klang und Reim. Schon in meinem 14. Jahre hatte ich bei Gelegenheit meiner, als schriftliche Uebung erzielten Lebensbeschreibung ein Gedicht beigefügt, welches den ganzen Beifall des Lehrers, sowie die nun öfteren Versuche erhielt. Später jedoch, als ich mich ausschließlich dem Studieren der Mathematik hingab, wurde durch dessen Ernst der poetische Keim erstickt. Jetzt kam eine Fülle von Poesien zum Vorschein, deren Mittheilung mich ihrem Herzen immer näher brachte.

Plötzlich verfiel sie in eine Nervenkrankheit und litt an öfteren krampfhaften Zufällen. Allein Trost findend in dem Gedanken einer waltenden Vorsehung, schwärmerisch für Religion und Tugend, unterhielt sie sich oft stundenlang mit mir über Gott, Unsterblichkeit und Bestimmung, die höchsten und heiligsten Gegenstände für Geist und Herz. Da erglänzte ihr reines sanftes Auge und schien sich immer mehr zu öffnen und Raum zu geben dem Drange der unaussprechlichen Gefühle. Ihre Wangen umflog eine leise Röthe und die stille Dulderin wirkte so gewaltig auf mich gegen die öfteren zweifelnden Aeußerungen des Vaters, daß Religion und Glauben unerschütterlich in mir befestigt wurden. Nach und nach fühlte ich mein ganzes Wesen wie verändert. Ihr Umgang war mir schon nothwendig geworden, von meinen Mitschülern hingegen hatte ich mich gänzlich abgesondert. Daß aber eine stille Neigung in meinem Herzen Wurzel gefaßt, davon hatte ich nicht die mindeste Ahnung, obgleich ich einmal gegen die vermeinte Freundin äußerte, ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich einst ein Mädchen von ihrem Charakter als Gattin finden würde. Eines Abends als ich noch spät arbeitete, trat ängstlich eine der Hausmädchen in mein Zimmer, meldete, daß der Zustand der Kranken sich plötzlich verschlimmert und bat mich, da die Mutter schon zu Bett sey, zu ihr hinüber zu kommen. Erschrocken eilte ich an das Lager der guten Kranken. Ihr Zustand ergriff mich aufs Innerste. Krampfhaft zuckten alle Glieder, aber auf ihrem Gesicht lag der stille Ausdruck des gottergebenen Leidens. Ich setzte mich mit dem Stuhle zu ihrem Haupte, den Arm auf das Sopha legend, die Mädchen schlummern ein, die Stunde schlägt, in der meine Mutter zu den Seeligen eingegangen und Lina drückt den Brautkuß auf meine Lippen. Ewig mein! und ich liege todtenbleich in ihren Armen. So ohne Laut und Wort kam der Morgen heran und ich ging mit zitterndem Kusse von der wunderbar Verlobten. Ich sah und hörte den ganzen Morgen nichts von dem, was um mich vorging. Zitternd und zagend trat ich in das Haus. Der ganze Hergang schien mir ein Fiebertraum und ich fürchtete das schreckenvolle kalte Erwachen. Ich fand die Geliebte sehr heiter und vergnügt bey der Mutter. Bebend erwartete ich den Augenblick ihrer Entfernung. Sie ging und wir lagen uns in den Armen, heilige Liebe und ewige Treue gelobend.

Die folgende Zeit war für mich ein fortdauernder, bewußtloser Taumel der Freude und des Entzückens. Ich war rasend in meiner Liebe und hatte keinen

andern Gedanken als nur sie. Ich fühlte eine wunderbare Kraft sich in mir entwickeln, und Gefühl auf Gefühl strömte aus in einer Fülle verworrener Bilder. Da kam Goethes Lebensbeschreibung mir zur Hand. Sie hat bleibenden Eindruck in mir festgestellt. Seine Lieder waren mir wie aus dem Herzen geschrieben und von nun an hing ich treu und innig an der ewigen Lehrerin Natur.

Es entschwand ein unaussprechlich reiches seeliges Jahr, das dem (?) Stöße gegeben für meine ganze Lebensthätigkeit. Nur eine einzige, aber desto furchtbarere Erfahrung war mir vorbehalten. Oft drückte sich ein mir unerklärbarer Schmerz aus auf dem Gesicht der Geliebten. Thränen traten unwillkürlich in ihr Auge, sie schien Furchtbares auf der Zunge zurückzuhalten. Einst fiel sie weinend mir um den Hals und schluchzte: Nein, Du Geliebter mußt Alles mit mir theilen! Furchtbar drang das Wort in mein Ohr, daß eine Sinnenliebe zu ihr der Grund des väterlichen Hasses sey. Kaltes Eis des Erstaunens überfror meine Sinne bei der grauenvollen Erzählung und viele Wochen lang war mein Gefühl wie erstorben in dieser Erinnerung. Die Geliebte war im 17. Jahre bey einer äußeren Brustentzündung bis zum Tode krank gewesen. Der Vater hatte sie in der langen Schreckenszeit nicht ein einzig Mal besucht. Nach der Wiedergenesung schenkte er seine Neigung derselben in dem Grade, daß sie den ganzen Tag auf seinem Zimmer zubringen mußte. Zur Brunnenzeit reiste er mit ihr nach Pyrmont, überhäufte sie mit Geschenken, die Mutter aber nach der Zurückkunft vernachlässigend, daß Fremden die allzu große Aufmerksamkeit für die Tochter nicht entgangen war, Blicke und Worte, ja sogar Aeußerungen der Eifersucht machten diesen die Verirrung so klar, daß sie durch furchtbare Geschichten von den Vätern verführter Töchter der jugendlichen Unschuld Linas eine Ahnung von ihrer Schreckenslage zu geben suchten. Sie sträubte sich nun beständig, um ihn zu seyn und mußte sich der Mutter entdecken. Seit dieser Zeit ward sie vom Vater unversöhnlich gehaßt.

Wir selbst schlossen uns von Tag zu Tag enger an einander und vergaßen die Außenwelt in dem Glücke unsrer Liebe. Unsre Herzen fühlten gleich, unsre Seelen schienen in einander zu fließen.

Jetzt kehrte der älteste Bruder in das väterliche Haus zurück, und wir hatten Ursache genug, unsre Liebe vor ihm zu verbergen, wußten deßhalb spät des Abends unsre Zusammenkünfte zu veranstalten. Dies wurde dadurch leicht, daß das Familienzimmer dem meinigen gegenüber lag, und Lina genug Vorwand auffinden konnte, allerley Beschäftigungen wegen länger aufzubleiben, als die übrigen Kinder.

Die Mutter, welche Anfangs sehr gegen unsere zu frühe Verbindung eiferte, dieselbe jedoch, als sie wohl einsah, daß sie alles Glück der geliebten Tochter zertrümmern würde, billigte, mochte den wahren Grund solchen Vorgebens gewiß bemerken. Allein sicher gemacht durch die frühere Standhaftigkeit der Geliebten bei vielfach gelegten Schlingen der Verführung, baute sie zu fest auf die Sicherheit ihrer Tugend und dachte nicht an die Gefahren jugendlich glühender Liebe. Wir legten uns oft selbst die Frage vor, ob diese nächtlichen Zusammenkünfte erlaubt seyen, wußten dieselben aber durch die Sicherheit unsrer Gesinnungen und neue Gelübde ewig heiliger Liebe zu beschwichtigen. Eines Abends fand ich Lina eingeschlummert auf dem Sopha. Ich setzte mich zu ihr. Sie war ungewöhnlich heiter und ich eben aus einer muntern Gesellschaft zurückgekehrt, vom Weingenuß erhitzt, ausgelassener als sonst. Wir waren überglücklich in unserer Liebe, vergaßen Gegenwart, Zukunft uns selbst und der unglückliche Augenblick kam, der uns beide nahe zuführte dem Abgrunde des Verderbens, aber aufschließend den Sinn des Lebens, den Glauben befestigte, die Liebe geläutert, und das Herz erweitert hat zu Reinheit und Sitte.

Meine Lina ist nach dem Ausdruck Falks mein Lebensschiff geworden, sie wird mich durchführen, die manichfachen Stürme des Lebens in den Hafen häuslicher Ruhe eines stillen Friedens in Liebe und Hoffnung.

Durch sie bin ich vorangeeilt meinen Jahren; in meiner Liebe ist mir klar geworden das Wesen des Menschen und immer reiner, heitrer und freier schwebt mein Blick über Leben und Welt:

Weißt Du, was es heißt zu lieben
Eine Seele fromm und treu
Ist es Dir ins Herz geschrieben
Was das Menschen Leben sey.

Du begreifst die große Mahnung
Höchster Liebe, höchsten Strebens
Hast in That und Liebe Ahnung
Ewger Liebe, ewgen Lebens.

Miscellen.

Daveson und Lessing.

Im letzten Kapitel meiner Biographie habe ich des jüdischen Kunsthändlers, der an Lessings Sterbelager gestanden, etwas ausführlicher als bisher geschehen war gedacht und auch einige anekdotenhafte Aufzeichnungen benutzt, die der unstete Mann 1804 unter dem Namen eines Professor Lange im „Freimüthigen" dargeboten hat. Später erst ist mir durch Wattenbach der „Genius der Zeit" seines Großvaters Hennings zugänglich geworden, darin unter andern Beiträgen, auch einer politisch aufklärerischen Umdichtung des Liedes „Freut euch des Lebens": „Freiheit, ihr Brüder, ist unser höchstes Gut" (9, 82), im Aprilheft 1796 (7, 519) ein kleiner Aufsatz „Ueber Lessings Denkmal", hervorgerufen durch Großmanns Agitation. Daveson-Lange wünscht einen schlichten Stein mit dem Namen, denn das wahre Denkmal seien die Schriften. Er wünscht ferner eine Sammlung ausgesuchter Anekdoten und „Züge", da Karl Gotthelfs Darstellung unbefriedigend sei: „Mit zu harter Hand wühlt der Verfasser gleichsam in dem Eingeweide Lessings." Dann fährt er fort:

„Wer Lessingen hat handeln gesehen, wird wissen, wie sehr sein Nahme dadurch gewinnen würde, wenn man sein Betragen in den verschiedenen Vorfällen des Lebens genau beschreiben, wenn man ihn in den verschiedenen Verhältnissen als Mensch, als Bürger, als Vater, als Gemal, Sohn, Bruder und Freund schildern wollte. Als Gelehrter ist er allgemein verehrt; als Mensch war er aber nicht ganz bekannt, und folglich nicht wie er es verdiente geliebt.

„Ich habe das Glück gehabt, mehrere Jahre hindurch Lessings vertrauteste Freundschaft zu geniessen. Er war mein Freund, mein Lehrer, mein Beschützer. Selbst in der letzten Periode seines Lebens, wo Kränklichkeit und der nur zu bekante Streit mit Götzen, ihn für das gesellige Leben so untauglich machten, daß er sich dem Umgange seiner meisten Freunde fast gänzlich entzog, blieb mir sein innigstes Vertrauen. Ich besitze noch eine beträchtliche Sammlung von Briefen von seiner Hand, die noch völlig unbekannt sind, und meist in den Jahren von 1776 bis 1780 — Jahre von so äußerster Wichtigkeit in der Lebensgeschichte Lessings! — geschrieben wurden. Ich wartete ihn in seiner Krankheit, und war Einer von den Wenigen, die Lessing in den lezten Tagen seines Lebens um sich sehen wollte. Und — soll ich noch mehr sagen? — Lessing starb in meine Arme [so]!

„In Ansehung dieses leztern Umstandes, kann ich mich auf das Zeugniß seiner noch lebenden Aerzte, und mehrer Personen in Braunschweig und Wolfenbüttel berufen.

„Es läßt sich also wohl mit einigen [so] Grund vermuthen, daß ich in der Reihe von Jahren, da ich das Glük einer solchen Freundschaft genoß, manche Züge gesammlet haben muß, deren Bekanntmachung ein großes Licht über Lessings Leben, und seinen moralischen Karakter verbreiten würde. Ich besitze vielleicht einen größern Schaz von Anekdoten, als man bisher von dem Verstorbenen gelesen hat; Anekdoten, die alle aus dem Munde Lessings kommen, und um so wichtiger sind, da er sie zur Bildung seiner Kinder, aus der frühern Geschichte seines Lebens gewählt hat.

„Man muß Lessing in dem Zirkel seiner Familie und einiger vertrauten Freunde gesehen haben. Man muß ihn gehört haben, wenn er über Wahrheit und Tugend und Menschenwohl sprach. Man muß ihn gehört haben, wenn sein Herz in Dankbarkeit für empfangene Güte, in Bewunderung großer Talente, und erhabener, wohlthätiger Handlungen, oder in Verachtung gegen vornehme Laster und Hofschwänke überströmte. Man muß die Wärme gefühlt haben, womit er den glüklichen Freund warnte, belehrte; den Unglüklichen tröstete, beschüzte. Es war hier, wo man den Schöpfer des Tellheims, des Odoardo's, des Nathans in seiner Schöpfung sehen und bewundern konnte."

Bisher habe er bescheiden gewartet, doch werde der zuverlässige Beitrag nie zu spät kommen. Trotz der Ruhmredigkeit und manchen leeren Phrasen ist das Versiegen dieser Quelle und der Verlust der Briefe sehr bedauerlich.

Da es sich hier um Braunschweig handelt, sei mir ein Wort in eigener Sache erlaubt. O. v. Heinemann, Die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, 2. Aufl. 1894, bekämpft Stahr als einzigen Stimmführer der Lessingforschung, und das Literarische Centralblatt Nr. 51 erklärt beifällig: „Die Schärfe des Ausdrucks gegenüber den legendenhaften Darstellungen der [lies: eines!] Biographen im Punkte der Behandlung Lessings durch den Erbprinzen und das Braunschweigische Haus wird man berechtigt und begreiflich finden." Berechtigt und begreiflich wohl auch, daß gegen diesen falschen Plural ein Biograph sich verwahrt, der volle Unparteilichkeit angestrebt, in den Anmerkungen Stahrs „Zerrbild" abgelehnt hat und, wenn er kein besonderes Lob dafür begehrt, doch nicht stillschweigend in einen allgemeinen Tadel verwickelt werden möchte.

Berlin. Erich Schmidt.

Die erste Nathanaufführung.

Chodowiecki schreibt aus Berlin den 11. Mai 1783 an die Gräfin Solms-Laubach, die Vorstellung sei wie erwartet ausgefallen und Herr Döbbelin gar nicht der Mann, dergleichen zu leisten: „Sein hochtrabender Anstand, seine affectirte Declamation schickten sich besser zum Sultan, wenn Lessings Sultan nicht einen bessern Charakter hätte, oder zum Patriarch — der Tempelherr, der Allhafi und der Kloster Bruder waren am Besten vorgestellt. Drey mahl wurde das Stück hinter einander vorgestellt, aber das dritte mahl war das Hauß ganz leer, und wohl zu bemerken, kein einziger Jude zugegen." In einem undatierten älteren Briefe heißt es, Döbbelin sei „ein feister, schwülstiger, aufgeblasener Dragoner-Unterofficier", von dem sich niemand einen Nathan gespielt denken önne. W. v. Oettingen hat mir diese Stellen mitgeteilt.

Daß Madame Mecour die Daja, nicht die Recha dargestellt habe, ist schon von mir gesagt worden. Im Gothaischen Theaterkalender auf 1796 heißt es S. 294: „In den letztern Jahren ihres Lebens spielte sie komische Mütter, affektirte Damen und andere darin einschlagende Karrikaturen mit dem ausgezeichnetsten Beyfall. Auch legte sie als Daja im Nathan dem Weisen noch eine vortrefliche Probe von ihrer Kunst Verse zu rezitiren ab."

Berlin. Erich Schmidt.

Die fünf Goethe-Briefe an Salzmann aus der Straßburger Zeit.

Im vorjährigen Osterprogramm des Johanneums zu Hamburg (Nochmals die „Geschichte in Sesenheim". Hamburg 1894) habe ich versucht, über die Beziehungen des jungen Goethe zu dem Pfarrhause von Sesenheim sicheren Aufschluß zu erlangen, indem ich die Darstellung des späteren Goethe in Dichtung und Wahrheit einmal ganz beiseite setzte und nur die unmittelbaren Zeugnisse (Gedichte, Briefe) reden ließ. Das für mich überraschende Ergebnis war, daß die in Dichtung und Wahrheit gegebene Darstellung in noch viel höherem Grade, als bisher angenommen wurde, ein Werk der frei schaffenden Phantasie ist und mit der geschichtlichen Wirklichkeit wenig mehr als die Wahrheit der dargestellten Charaktere gemeinsam hat. Unter jenen unmittelbaren Zeugnissen nehmen nun die fünf Briefe an Salzmann eine hervorragende Stelle ein. Vorbedingung ihrer Benutzung ist aber die Feststellung ihrer richtigen Reihenfolge und Datierung. In der oben erwähnten Abhandlung bin ich den Beweis für die von mir befolgte Reihenfolge noch schuldig geblieben und möchte ihn daher im Folgenden führen. Ich habe mich darin im ganzen an die von A. Baier (Das Heidenröslein 1877) vorgeschlagene und von H. Düntzer angenommene Anordnung angeschlossen. Die Weimarische Goethe-Ausgabe (Abteilung IV, Band 1, Nr. 73—77), nach welcher im folgenden citiert wird, bringt die Briefe, freilich mit der Bemerkung, daß ihre Chronologie unsicher sei, noch in der Anordnung, wie sie Ch. M. Engelhardt zuerst 1838 herausgegeben hatte, indem er sich „so viel möglich nach chronologischer Wahrscheinlichkeit" richtete. Baiers Gründe für eine Neuordnung sind wesentlich innere Gründe, und diese gehen immer nur auf eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit. Indessen enthält einer der Briefe einen bisher noch nicht ausgenutzten Satz, aus dem sich für seine Anordnung auch der äußere Beweis nahezu mit Sicherheit führen läßt.

Die Briefe wollen wir nach der alten Reihenfolge als Nr. I—V zählen und benennen. Daß Nr. I—IV aus Sesenheim geschrieben sind, wird von niemand bestritten, Nr. V dagegen wird von der Weimarischen Ausgabe nach Düntzers und Baiers Vorgang mit dem Vermerk „Straßburg, Sommer 1771" versehen. Diesen letzteren Brief müssen wir daher von den übrigen vorläufig trennen und gesondert behandeln.

Ueber die vier ersten Briefe steht zunächst Folgendes fest.

1. Die Briefe sind durch Botenbestellung befördert. Wöchentlich einmal (wie noch heute auf dem Lande in der Nähe der Stadt häufig üblich) ging eine Botenfrau von Sesenheim nach dem etwa 7 Stunden entfernten Straßburg (S. 261 16, 23-25; 261 1). Was sie von dort mitbringen soll, muß Frei-

tags früh beim Säckler Schöll unter den Gewerbslauben abgegeben werden. Der kurze Brief Nr. IV ist datiert „Mittewoch Nachts" d. h. spät abends: er ist noch in der letzten Stunde geschrieben, um anderen Morgens der Bötin nach Straßburg mitgegeben zu werden. Diese machte also mit ihrem Tragkorb (S. 261 1: „die Trägerin") den Weg zur Stadt am Donnerstag — wohl von Drusenheim an mit Benutzung der Post —, blieb die Nacht in der Stadt und kehrte Freitags auf demselben Wege nach Sesenheim zurück. Wir dürfen demnach das „Mittewoch Nachts" als Datumsbezeichnung auf alle vier Briefe ausdehnen.

2. Die vier Briefe machen den Eindruck, daß sie in Benutzung dieser regelmäßigen Gelegenheit wöchentliche Berichte an den Straßburger Freund und Mentor sind, in denen der junge Goethe nach seiner Art Rechenschaft giebt von seinem äußeren und inneren Zustand.

3. Goethe ist in Sesenheim zu Besuch.

Wollten wir nun die jetzige Nr. I auch der Zeit nach als ersten Brief gelten lassen, so müßten wir diesem Besuch eine sehr lange Dauer, von mindestens acht Wochen, geben. Denn hier steht (S. 258 23), daß der Schreiber seit der Trennung vom Empfänger „4 Wochen älter" geworden sei. Aber gerade dieser Umstand macht die bisherige Ordnung verdächtig.

Wir finden in den Briefen zwei bestimmte Zeitangaben: jene „4 Wochen" in Nr. I und den „Pfingstmontag" in Nr. III (S. 262 1). Hiernach ist Nr. III frühestens in der Woche nach Pfingsten geschrieben. Pfingsten fiel 1771 auf den 19. und 20. Mai. Es fiele also Nr. III auf Mittwoch den 22. Mai, Nr. II auf Mittwoch den 15. Mai, Nr. I auf Mittwoch den 8. Mai; und da Goethe bei Abfassung von Nr. I schon vier Wochen in Sesenheim ist, so wäre er in der sechsten Woche vor Pfingsten, d. i. in der Woche nach Ostern, nach Sesenheim gekommen. Sein Besuch fiele dann unter den Gesichtspunkt eines, wenn auch verspäteten, Osterbesuches.

Nun steht in Nr. I der bisher nicht genügend beachtete Satz: „Die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster." Die der Dorfstraße und der Kirche zugewendete Westseite des Hauses war mit einem Weinstock bewachsen, und dessen Blätter waren zur Zeit des Briefes bereits so weit entwickelt, daß der hindurchsausende Westwind darin „rascheln" konnte. Am Mittelrhein nimmt man an, daß in einem normalen guten Jahrgang die Reben am 15. Mai so weit entwickelt sein sollen, daß man ihr Grün über den Strom schimmern sieht. Wer aber diesen leichten fliegenden Schimmer in den sonst noch grauen Bergen einmal gesehen hat, der weiß, daß derselbe eine noch sehr zarte Entwickelung der jungen Rebschößlinge bedeutet, bei der die Blätter erst sich zu entfalten beginnen, wo sie noch nicht $^1/_8$ ihres späteren Umfanges haben und mit ihren Stielen so weich und biegsam sind, daß ein heftiger Wind sie wohl abreißen, aber kein Geräusch mit ihnen verursachen kann. Hier dagegen werden voll entwickelte, auf ihren langen Stielen bereits hart gewordene Blätter vorausgesetzt. Das ist, selbst unter den günstigsten Jahresverhältnissen, um den 8. Mai nicht möglich, das ist auch bei sorgfältig gepflegtem Spalierwein erst im Lauf der ersten Hälfte Juni zu erwarten. Hat also Goethe beim Schreiben von Nr. I die Westwinde in den Rebblättern vor seinem Fenster „rascheln" gehört, so folgt mit völliger Gewißheit, daß der Brief in die erste Hälfte des Juni fallen muß, mithin, da Nr. III ja schon am 22. Mai geschrieben ist, von den 4 Briefen der erste nicht sein kann. Wir müssen also nach Anhaltspunkten für eine anderweitige Anordnung der Briefe suchen.

Ein solcher ist nur in Nr. III gegeben. Dieser Brief ist nach unserer vorläufigen Annahme am Mittwoch den 22. Mai geschrieben; Nr. III und IV

gehören aber zeitlich zusammen, d. h. sie stellen zwei auf einander folgende Wochenberichte dar. Der Beweis liegt in der „Schachtel mit 2 Pfunden gutem Zuckerbäckerwesen" (S. 261 18). Goethe bestellt diese in Nr. III und dankt für deren Besorgung („fürs Zuckerdings") in Nr. IV. Der „Mittewoch", an dem Nr. IV geschrieben wurde, wäre also der Mittwoch der zweiten Woche nach Pfingsten, der 29. Mai 1771.

Nun ist da der Brief Nr. I, geschrieben in der ersten Hälfte des Juni, also jedenfalls nach III und IV. Er muß ferner von dem nächst vorhergehenden Briefe einen Abstand von mindestens einer Woche haben. Also fällt er frühestens 8 Tage nach Nr. IV, das wäre auf Mittwoch der dritten Woche nach Pfingsten, den 5. Juni 1771. Beim Schreiben ist Goethe bereits vier Wochen am Platze; er wäre also, wenn man die vier Wochen genau rechnet, am Mittwoch den 8. Mai hinausgekommen. Der Ausdruck „vier Wochen" behält aber auch sein Recht, wenn wir den für Besuche auf dem Land wahrscheinlicheren Sonnabend als Ankunftstag voraussetzen. Sein Besuch im Pfarrhause hätte dann am Sonnabend den 11. Mai oder 8 Tage vor Pfingsten begonnen. Auf alle Fälle kennzeichnet er sich dadurch nicht mehr als Oster-, sondern als Pfingstbesuch.

Dann muß man sich aber die weitere Frage vorlegen, was natürlicher ist: daß Goethe, der Student, einen Pfingstbesuch auf dem Lande schon 8 Tage vor dem Feste begann, oder daß er damit bis zum Feste selbst wartete? Ohne allen Zweifel das letztere! Einmal konnte Goethe dabei den Schluß der Vorlesungen mitnehmen, der wohl am Freitag vor Pfingsten (den 17. Mai) erfolgte; auf der anderen Seite pflegt auf dem Dorfe die Woche vor den großen Festen von Arbeiten erfüllt zu sein, die Haus und Garten für das Fest in Bereitschaft setzen sollen. Da kommt auch der liebste Gast störend. Dafür ist denn am Feste selbst alles klar zum Empfang der Gäste, und je mehr ihrer kommen, desto besser. Stellt man sich demnach in dieser Frage auf die Seite des Natürlichen, so muß man sagen: Goethe hat seinen Pfingstbesuch am Sonnabend vor Pfingsten, den 18. Mai, begonnen und der 4 Wochen später geschriebene Brief Nr. I fällt auf Mittwoch den 12. Juni. Dieses Datum kommt mit den im Winde raschelnden Rebblättern vorm Fenster auf beste überein. Die Rebblätter haben ihre volle Entwickelung soeben erhalten; das Rascheln des Windes in ihnen, das man sich ja nicht als ein sehr lautes Geräusch vorstellen darf, ist noch etwas Neues und wird als Zeichen der Jahreszeit noch empfunden und angemerkt, etwa wie der erste Schatten der Bäume oder das zarte Grün der Buchen.

Das Datum des Briefes Nr. I (12. Juni 1771) dürfen wir nunmehr als den ersten festen Punkt unserer Untersuchung betrachten. Von hier aus bestimmt sich zunächst die Stelle für den Brief Nr. II. In beiden Briefen handelt es sich um die verzögerte Rückreise. In Nr. I fühlt der Schreiber zwar die Notwendigkeit der endlichen Abreise, aber er kann den bestimmten Entschluß dazu nicht finden; in Nr. II dagegen hat er für seine Person den rechten Entschluß zwar gefaßt, er hat ihn nur bis jetzt gegen die (betrübten) Gesichter um ihn herum nicht durchzuführen vermocht. Das ist ein entschiedener Fortschritt in der Sache, der einen Fortschritt in der Zeit bedeutet. Daß ferner die Abreise jetzt wirklich in greifbare Nähe gerückt ist, beweisen die Worte: „Machen Sie sich auf ein abenteuerlich Ragout Reflexionen, Empfindungen, die man unter dem allgemeinen Titel Grillen eigentlicher begreifen könnte, gefaßt." (S. 260 18–21.) Denn diese Reflexionen oder Grillen sind die Ergebnisse seines Nachdenkens über Leben und Menschen, wie es sich in Sesenheim weitergebildet hat. Er will sie dem Freunde m ü n d l i c h vortragen, und dieser mündliche Vortrag steht in so naher Sicht, daß jener sich schon darauf „gefaßt machen" soll. Bei der unerwartet verlängerten Abwesenheit sind ihm aber einstweilen die Geldmittel ausgegangen.

Die Worte, in denen er sich Ersatz erbittet, deuten ebenfalls auf nahe bevorstehende Rückkunft: „Wenn Sie mich bald wiedersehen wollen, schicken Sie mir einen Wechsel, mich auszulösen.“ Der Freund möge die gewünschten Louisdor der Ueberbringerin mit zurückgeben, er wünscht das Geld also umgehend zu erhalten, er hat es eilig mit dem Reisegeld. Daraus ergiebt sich nicht nur, daß Nr. II hinter Nr. I einzustellen ist, sondern auch, daß es der letzte Brief vor der wirklichen Rückkunft nach Straßburg war. Die zeitliche Entfernung von Nr. I ist wieder auf eine Woche, das Datum also auf Mittwoch den 19. Juni anzusetzen. Die Rückkunft wird den Sonntag darauf (den 23. Juni) erfolgt sein, nachdem er Freitags vorher das erbetene Geld erhalten hatte.

So bestätigt sich uns die von Baier aufgestellte Ordnung der Briefe: Nr. III, IV, I, II. Wenn wir aber die als wahrscheinlich gefundenen Data, nämlich den 23. und 29. Mai, den 12. und 19. Juni, mustern, so stellt sich uns eine Lücke dar: es fehlt der Bericht aus der dritten Woche, welcher auf Mittwoch den 5. Juni, zwischen Nr. IV und I, fallen müßte. Ehe wir dieser Frage näher treten, wollen wir uns mit dem Briefe Nr. V beschäftigen.

An diesem Briefe wird zunächst das blaue Papier, auf das er geschrieben ist, und das zufolge seiner ursprünglichen Bestimmung besonders geeignet sei, dem Empfänger vom Absender die Versicherung seiner Liebe zu bringen, interessant. Der erste Herausgeber identifizierte es mit dem Papier, in welches das „Zuckerdings“ eingepackt war. Goethe hätte das Konfekt in Nr. III bestellt, in Nr. IV für die Besorgung gedankt und Nr. V in Ermangelung besseren Papieres auf das blaue Umhüllungspapier geschrieben. So ergäbe sich die Reihenfolge III, IV, V, und Nr. V würde als dritter Wochenbericht in die Lücke treten, die wir soeben entdeckten. Indessen — der Brief vernichtet sich an dieser Stelle durch seinen Inhalt selbst. Zwar daß Goethe nach einer in Sesenheim oder Umgebung durchschwärmten Nacht im moralischen Katzenjammer den plötzlichen Entschluß der Rückkehr zu seinen Straßburger Pflichten gefaßt und den schönen Vorsatz nach einem gesunden Schlafe am anderen Morgen vergessen hätte und da geblieben wäre, hätte nichts Auffallendes. Aber man bedenke: abends um 9 Uhr kündigt er von Sesenheim aus dem Freunde seine auf „morgen um 7 Uhr“ festgesetzte und zu Pferde zurückzulegende Rückreise an. Der Brief soll doch durch die Botenfrau gehen. Aber wie? Wenn Goethe nun am Donnerstag früh um 7 Uhr von Sesenheim wegreitet, dann wird er ja etwa um 10 Uhr schon in Straßburg sein und kann den Freund spätestens zu Tisch begrüßen? Und während deß kommt sein Brief im Tragkorb der Botenfrau langsam der Stadt zugereist, um am Abend dem Freunde bestellt zu werden und ihm zu sagen, wie dem Schreiber, den er Mittags gesehen, gestern zu Mute gewesen? Unmöglich! Goethe würde durch die bloße Ankündigung etwas in sich Abgeschmacktes und Widersinniges gethan haben. Fassen wir nun den Wortlaut des Briefes genauer ins Auge, so müssen wir uns sagen, daß er sich viel eher wie ein Abschieds- als wie ein Ankündigungsbrief liest. „Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wieder sehe“ — mit diesen Worten nimmt man Abschied, und zwar für eine längere Zeit. Das Pferd, das anderen morgens 7 Uhr gesattelt sein wird, hat also die Bestimmung, seinen Reiter von dem Empfänger zu entfernen. Wohin? Darüber ist dieser offenbar schon orientiert; uns verrät es der Satz: „In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife.“ Denn dieser Satz wird ganz allgemein und mit Recht auf sein Liebesverhältnis zu Friederike gedeutet. Wenn er also fortfährt: „Und doch — morgen früh 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!“ so kann das nur heißen: Und doch will ich morgen früh nach Sesenheim hinaus-

reiten! Die Ortsangabe „Straßburg“, welche die Weimarische Ausgabe dem Briefe hinzufügt, ist also gewiß richtig.

Nun deutet aber Düntzer den beabsichtigten Ritt auf den letzten Besuch, den Goethe in Sesenheim machte, das „Adieu!“ auf den Abschied von Friederike, den er dort auf immer zu nehmen gedenke. Ich kann die Zustimmung, die Düntzer damit gefunden hat, doch nicht teilen. Die „Schatten“, nach denen der Schreiber zu greifen sich bewußt ist, klingen an den Mythus von Ixion an, der nach Hera greift und ein Wolkengebild in Händen hält. Der Satz besagt also, daß der Schreiber aus seinem Liebestraum erwacht sei und an die Entwickelung desselben zu einer wesenhaften, bleibenden Verbindung nicht mehr glaube. Um die Mitte August, wohin der Brief nach Düntzers Deutung doch gehören würde, war das aber für Salzmann eine alte Wahrheit, und ihre bildlich verhüllte Ankündigung müßte höchlich befremden. Düntzer selbst beschränkt diesen letzten Besuch auf einen einzigen Tag, aber wenn wir ihn auch nach Dichtung und Wahrheit auf 2—3 Tage ausdehnen wollten, so würde selbst diese kurze Dauer mit der Situation unseres Briefes in Widerstreit geraten. Das Adieu, das er am Schlusse dem Freunde zuruft (jede andere Deutung thut der Logik Gewalt an) blickt auf eine beabsichtigte längere Abwesenheit hinaus. Diese oben schon ausgesprochene Vermutung wird zur Gewißheit durch die im Briefe erwähnte Unordnung und Leere der umgebenden Stube. Diese Leere wird dem Schreiber zum Sinnbild für den katzenjämmerlichen Zustand seines eigenen Kopfes. Wie er in seiner Stube kein ordentliches Stück Papier mehr auftreiben kann, so findet er in seinem Gehirn kein weiteres Abschiedswort als die alte Versicherung seiner Liebe. Der wüste und leere Zustand der Stube aber — woher sollte er sonst am Vorabend der Abreise rühren als vom Einpacken? Dieses offenbar umfängliche Einpacken aber erinnert sogleich wieder an den „tüchtigen Mantelsack“, den er in Dichtung und Wahrheit auf die Diligence packte, als Friederike ihn „auf längere Zeit“ eingeladen. Kein Zweifel: Goethe nimmt hier Abschied für einen längeren Besuch in Sesenheim, für den er sich soeben durch Einpacken eines hinreichenden Vorrats an Kleidern und Büchern ausgerüstet hat. Diese Situation unseres Briefes enthält nun den weiteren Fingerzeig für die wahrscheinliche Zeitbestimmung desselben. Wir wissen nur von Einem Besuch, der von vorn herein auf eine 8—14 tägige Dauer beabsichtigt war, und das ist eben der Pfingstbesuch 1771, der uns hier beschäftigt. Gesetzt aber auch, es sei eine ähnliche Situation schon früher einmal dagewesen — denn warum sollte er nicht z. B. um Ostern schon einmal auf 8 Tage nach Sesenheim haben gehen wollen? — so würde doch der Satz über sein Erwachen aus dem Liebestraum auf keine frühere Zeit passen; denn noch Anfang Mai stand seine Liebe im herrlichsten Blütenschmuck, wie uns das später „Mailied“ überschriebene Gedicht bezeugt. Dagegen verrät hier schon gleich der erste aus Sesenheim nach Pfingsten geschriebene Brief (Nr. III, S. 261 14; 262 10—15) eine Stimmung, die völlig mit der in Nr. V ausgesprochenen übereinkommt; dieselbe Stimmung äußert sich in den folgenden drei Briefen immer deutlicher und unverhohlener (S. 263 4—8; 258 8; 259 15 bis 260 17), ja alle diese Aeußerungen sind in Wahrheit nur Variationen des in Nr. V angeschlagenen Grundthemas. Das muß aber zu dem Schlusse führen, daß die Reise, für die der Schreiber in Nr. V gerüstet erscheint, keine andere ist als eben der Pfingstbesuch, von dem wir jene vier Briefe vor uns haben. Einige Erwägungen nebensächlicher Art unterstützen diesen Schluß. Den wüsten Zustand seines Kopfes führt der Schreiber auf die vorher durchschwärmte Nacht zurück, und dieses Schwärmen deutet sich völlig ungezwungen auf eine Abschiedskneipe der Freunde — wir haben es ja mit Studenten zu thun — vor ihrem Auseinandergehen zum Genuß der Pfingstferien. Mit dem nächtlichen Schwärmen steht der

(von Straßburg nach Sesenheim mitgebrachte, S. 261 8—10) üble Gesundheitszustand Goethes so viel und so wenig im Widerspruch, wie mit dem rasenden Tanzen am darauffolgenden Pfingstmontag (Nr. III). Man könnte vielmehr in jenem wie in diesem schon ein Symptom für das innere Unbehagen des erwachenden Liebhabers erblicken. Und so wäre es in der Ordnung, wenn dieses Unbehagen sich in der übernächtigen Stimmung des folgenden Tages zum ersten Mal zum klaren Wort losränge, wenn nicht für ihn selbst, doch für den Freund. Auf diese Weise bliebe der Brief Nr. V ungetrennt von den übrigen, mit denen er durch die gleiche innere Stimmung zusammengehalten wird; nur tritt er als erster vor ihre Reihe, und sein Datum wäre, da Goethe doch nicht wohl auf den Vormittag des ersten Pfingsttages ins Pfarrhaus hinausreiten konnte, Freitag den 17. Mai 1771.

Von hier aus wenden wir uns wieder zurück zu der Lücke in den Wochenberichten. Sollte Goethe wirklich einen Botentag versäumt haben? Möglich wäre es ja, aber es ist wenig wahrscheinlich. Die Bemerkung in Nr. II: „Sie schreiben mir doch, da sind Sie so gut und stecken sie (die Louisdor) in den Brief", setzt auf Seiten Salzmanns die regelmäßige Benutzung der Botengelegenheit voraus. Auch die Annahme, daß ein Brief verloren gegangen, wäre doch erst statthaft, wenn kein Erklärungsversuch mehr übrig bliebe. Zu einem solchen verhilft uns aber, was Nr. V uns gelehrt hat. Goethe ritt nach Sesenheim, um dort einen längeren Aufenthalt zu nehmen. So lang freilich, wie er nachher geworden ist, war er nicht beabsichtigt (S. 260 26). Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir Goethes anfängliche Absicht auf die Dauer der Pfingstferien in einer kleinen Erweiterung, doch so daß es im wesentlichen auf einen Ferien-Aufenthalt hinauskam, erstrecken, also auf 8—14 Tage. Innerhalb dieser vorgesehenen Frist hat er gewiß nicht an Schreiben gedacht. Erst als gegen Ende derselben seine Gesundheit noch nicht wieder ins Gleiche gekommen war und er sich zu erheblich längerem Bleiben entschloß, da fühlte er das Bedürfnis, den Freund von dem veränderten Programm in Kenntnis zu setzen und für die weitere Dauer seiner Abwesenheit („da ich Sie so lang nicht sehen werde") mit ihm in regelmäßigen Briefverkehr zu treten. Dies ist die gleich zu Anfang klar ausgesprochene Veranlassung des ersten Briefes (Nr. III), in dem er denn auch gleichzeitig den Freund über die zu benutzende Verkehrsgelegenheit unterrichtet (S. 261 16, 23—26). Dieser erste Brief ist demnach nicht während, sondern erst nach Ablauf der ersten Woche nach Pfingsten, also am Mittwoch der zweiten Woche, d. i. am 29. Mai, geschrieben worden. Ein unterstützender Nebenbeweis dafür ist der Ausdruck „Pfingstmontags" (statt: am Pfingstmontage) und gleich darauf das Plusquamperfektum „der Herr Amtsschulz . . . hatte seinen Saal hergegeben". Beide Ausdrucksweisen klingen natürlicher, wenn damit nicht auf den vorgestrigen Tag, sondern auf eine fernere Vergangenheit zurückgeblickt wird. Ist aber damit das Anfangsdatum des ganzen Briefwechsels festgestellt, so reihen sich die vier Briefe aus Sesenheim lückenlos an einander.

Für alle fünf Briefe erhalten wir demnach die Reihenfolge: Nr. V, III, IV, I, II; die Daten sind: Freitag den 17. Mai und Mittwoch je den 29. Mai, den 5., 12., 19. Juni 1771; der erste Brief ist noch in Straßburg, die übrigen vier sind aus Sesenheim geschrieben. Hiermit sind zugleich die in meiner erwähnten Abhandlung auf S. 22 vermuteten Daten in einem Punkte berichtigt.

Hamburg. Adolf Metz.

Zu Goués „Masuren".

Von den Mitgliedern der Wetzlarer Kronprinzen-Tafel, die in Goués schnurrigem Drama „Masuren oder der junge Werther" (Frankfurt und Leipzig 1775) unter ihrer ritterlichen Verkleidung auftreten, haben sich bis jetzt nur wenige — worunter allerdings die wichtigsten — ermitteln lassen. Durch Zufall bin ich in der Lage, die Maske eines der bisher unbekannten „Ritter" lüften zu können: in Gotters Nachlaß, den seine Enkelin Frau von Zech geb. Schelling in Gotha bewahrt, findet sich ein Brief von von Schleinitz an den Dichter, datiert von Berlin, 18. März 1777, worin sich der Schreiber unzweideutig als den Ritter Reinald zu erkennen giebt. In Bezug auf Wetzlar heißt es: „Die Begebenheiten, welche sich in unserer Haupt Burg an der Lahn zugetragen werden sie theils vom Ritter Collincourt mündlich theils durch Ihre Correspondenz mit Lisuart erfahren haben. — — — Unser Ganz ist jetzt Buben Zuchtmeister in der Academie militaire" u. s. w. Wer Collincourt ist, der sonst nirgends erwähnt wird, weiß ich nicht; bei Lisuart an Kestner, Gotters Haupt-Korrespondenten in Wetzlar zu denken, verwehrt der Umstand, daß Kestner 1777 längst nicht mehr in Wetzlar weilte. Der kurbrandenburgische Sekretär Ganz ist bereits aus Götz' „Geliebten Schatten" (Faksimile Nr. 22b) als „Ritter Wunibald" bekannt. In „Masuren" tritt keiner der drei „Ritter" auf.

Die Entdeckung, daß Schleinitz der „Reinald" Goués ist, hat wohl nur den Wert, daß sie lehrt, nicht in allen Personen, die in „Masuren" größere Rollen spielen, seien wichtige Mitglieder der Rittertafel zu suchen.

Leipzig. Rudolf Schlößer.

Goethe ein großer Nehmer.[1]

Unter dieser Aufschrift hat einer der feinsten, scharfsinnigsten und zugleich vorsichtigsten Kenner deutscher Sprache und Bildung, dem wir alle so viel verdanken, ein paar Fälle besprochen, wo Goethe sich Wendungen anderer deutschen Dichter angeeignet haben soll. Freilich war er weit entfernt, den auf ein wahrhaftes Nichts sich gründenden Vorwurf des fast kindisch eifersüchtigen alten Klopstock zu billigen, der Schöpfer von „Hermann und Dorothea", dessen Quelle er glücklicherweise nicht ahnte, sei (das hinzugefügte „vielleicht nur zuweilen" mildert nicht, es verstärkt die Anklage) „ein gewaltiger Nehmer": aber die Aufschrift ist, wenn auch am Ende das Beiwort großer wegfällt und die Bezeichnung nur als nicht ungegründet aufrecht erhalten wird, doch bei der schleichenden Sucht, Entlehnungen aufzuspüren, die schon zum Plagiaturwahnsinn geworden, um so verführerischer, als der Schild eines solchen Namens sie deckt, und man wird vom Entdeckungseifer sich getrieben fühlen, die Waidtasche mit ähnlicher Beute zu füllen, dieses Kapitel immer reichlicher auszustatten suchen. Da mag es denn gestattet sein, auch einmal gegen einen mit Recht so verehrten Mann wie Rudolf Hildebrand bescheidenen sachlichen Einspruch zu erheben.

Schon Waniek hatte in Goethes „Zueignung" vor den Werken (jetzt unmittelbar vor den Gedichten) Anklänge an Immanuel Jakob Pyras für seine Zeit wertvollen „Tempel der wahren Dichtung" gefunden, der zum Teil Popes

---

[1]) Dieser Aufsatz war noch bei Hildebrands Lebzeiten geschrieben und angenommen worden. Der Herausgeber.

„The Temple of Fame“ nachgebildet ist. Die in reimlosen Alexandrinern einherschreitende Dichtung erschien zuerst in einer wenig verbreiteten Gratulationsschrift. Aber der darin übertrieben gefeierte Pastor Lange Lessingischen Andenkens legte es in Goethes Geburtsjahr, fünf Jahre nach Pyras Tod, wieder auf in der zweiten Auflage der „Freundschaftlichen Lieder“ zwischen ihm und seinem Lobpreiser. Mit Lessings Zermalmung des Laublinger Pastors und Dichters im Jahre 1754 waren die „Freundschaftlichen Lieder“ fast ganz abgethan, ja schon durch neuere ähnliche Tändeleien ersetzt, und kaum dürfte Goethe sie unter den vaterländischen Dichtern gefunden haben, die in der Büchersammlung seines allen reimlosen Gedichten feindlichen Vaters standen. Es war nicht zu verwundern, daß Wanieks Aufstellung, eines der gefühltesten Lieder Goethes sei von Pyra beeinflußt, starken Widerstand erregte. Auch Hildebrand sträubte sich anfangs dagegen, aber bei späterer Lesung des Pyraschen Gedichtes schien ihm die Entlehnung unleugbar.

Pyras Schilderung der falschen Dichtung lautet (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts 22, 88):

> Die in dem eitlen Schmuck unechter Steine prahlte,
> Das dünn gewebte Zeug des weiten Kleides schwoll
> In tausend Falten auf. Mit übermalten Rosen
> War ihr Gesicht geschmückt. Die Glieder schienen stark,
> Doch war es lauter Schwulst und ein verstelltes Wesen.

Goethes Göttin der Wahrheit greift mit der einen Hand (doch wohl mit der rechten) in die dichten Nebelstreifen, die vor ihr weichen, und man sieht sie nun den reinsten Schleier halten, der sich dann ausdehnt, rechts und links ihren Körper umgiebt.

> Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

„Da ist doch das Denken an ein zufälliges Uebereinstimmen zu Ende“, meint Hildebrand. Mit Goethe möchten wir bitten: „Nicht so geschwind!“

Seltsam wäre es doch, wenn der Dichter seine Beschreibung des Nebelschleiers, der eine Gestalt der Wahrheit umfließt, von Pyras buhlerischem Putze der falschen Dichtung hergenommen hätte. Das könnte er nur absichtlich gethan haben; ich sehe aber nur eine mögliche Absicht, die des Spottes auf den vor vierzig Jahren gestorbenen Dichter, dieser aber liegt dem erhabenen Ernste unserer „Zueignung“ doch zu fern. Und sehen wir näher zu, so sagen die nur in dem Schwellen und Aufschwellen sich unterscheidenden Worte etwas ganz verschiedenes. Die falsche Dichtung steht vor einem der beiden Wege und die Beschreibung bezeichnet nicht eine jetzt eingetretene Veränderung, sondern den Putz und die Kleidung, worin sie dort sich zeigt. Das Kleid der gefallsüchtigen Buhlerin war in Falten aufgeschwollen; die Falten waren genähte Falbeln, Krausen, zu denen das dünne Zeug besonders geeignet ist. Bei Goethe ist nicht von einem Kleide die Rede, sondern von einem aus dem zusammengedrückten Nebel entstandenen Schleier, der sich dann ausdehnt und die Gestalt umhüllt, indem er auf beiden Seiten in reichen natürlichen Falten frei niederfließt. Das Schwellen ist eben so wenig eigentlich zu fassen, wie daß der Schleier aus Morgenduft und Sonnenglanz gewebt war. Die äußere Aehnlichkeit wird dadurch erhöht, daß zufällig an beiden Stellen der nicht bloß der Dichtung eigene Gebrauch von tausend zur Bezeichnung einer großen Anzahl steht. Unser Beispiel ist ein Beleg, wie derselbe Ausdruck in abweichendem Sinne gebraucht werden kann, und wie zufällig zwei Dichter wörtlich übereinstimmen können, was freilich an sich nicht zu verwundern ist.

Herrscht hier der Zufall, so kommt uns dieser glücklich darin zu statten, daß er uns von der Ursprünglichkeit der Erfindung Goethes den unzweideutigsten Beweis erhalten hat. Wenn Pyra seine wahre, heilige Dichtung mühsam durch unanschauliche Beschreibung künstlich aufgeputzt hat, (ein perlenweißes Kleid fließt von ihren Schultern, sie ist prächtig, groß und wie sie sich den Engeln zeigt, trägt eine Harfe und es fehlt nicht an allegorischen Begleiterinnen), so schöpft Goethe alles aus lebendiger Anschauung und der ihm aufgegangenen Idee. Aus einem Briefe an Frau von Stein wissen wir, wann und wo er diese Idee gefaßt. Am 12. Dezember 1785 schreibt er von Jena aus: „Die Tage sind sehr schön; wie der Nebel fiel, dachte ich an den Anfang meines Gedichts („Geheimnisse", die ursprünglich mit der „Zueignung" begannen). Die Idee dazu habe ich hier im Thal gefunden." Da er den Plan zu den „Geheimnissen" schon im August 1784 gefaßt hatte, bereits am 8. den Anfang an Herder schickte, muß ihm die Idee an einem der schönen Sommermorgen vom 25. und 26. Juli oder vom 1. und 2. August gekommen sein. Diese kann nur gewesen sein, die Wahrheit sei ihm erschienen, als der Nebel von den Sonnenstrahlen durchbrochen wurde, und sie habe ihm den aus Morgenduft und Sonnenklarheit gebildeten Schleier der Dichtung verliehen. Die zu Jena ihn damals ergreifende Erscheinung der aus Nebeln hervorstrahlenden Sonne schwebte ihm noch lange vor: er benutzte sie zu der 1797 begonnenen Elegie „Euphrosyne" beim Nahen der vom Schattenführer Hermes geleiteten Seele der eben hingeschiedenen Christiane Becker, und noch 1810 hieß es im lustigen „Ergo bibamus" vom Tage:

> Er führet die Freude durchs offene Thor,
> Es glänzen die Wolken, es theilt sich der Flor,
> Da schwebt uns ein Bildchen, ein göttliches, vor.

Aus dem Keime der ihm in Jena aufgegangenen Idee ist der prächtige Baum der „Zueignung" erwachsen, zu dem der Dichter, der in den vorhergehenden Jahren so leuchtende Proben großartiger dichterischen Erfindung gegeben hatte, nicht bei Pyra eine ärmliche Anleihe der tausend geschwollenen Falten zu machen und eben so wenig aus dessen totem Allegorien-Conglomerate dichterische Diamanten herauszuklauben brauchte.

Denn Hildebrand, der einmal die Benutzung des Pyraischen „Tempels", wenn auch Goethe das gemeine Bild vom Tempel verschmäht hat, für unleugbar hielt, will auch andere Entlehnungen in der „Zueignung" finden, selbst in der Erscheinung der Wahrheit. Damit stellt er des ältern Dichters Einführung der heiligen Poesie zusammen, als er nachts in seinem Zimmer Davids Psalmen sang (Deutsche Literaturdenkmale 22, 86):

> Gleich ward auf einmal alles hell,
> Die Wände zitterten; schnell stand vor meinen Augen
> Ein göttlich schönes Bild in vollem Lichte da.

Was konnte Goethe daraus nehmen, das nicht anschaulicher vor seinem Geiste schwebte? Wie ganz eigen ist gegen diese Stümperei Goethes Geist und Herz athmendes Leben? Soll etwa aus dem in „vollem Licht da stehenden göttlich schönen Bilde" Goethe „ein göttlich Weib" genommen haben, das „mit den Wolken hergetragen," vor seinen Augen hinschwebt, ihn ansieht und verweilend schweben bleibt? Dies und die herrliche Anrede stehen in schneidenstem Gegensatze zum ärmlichen Flickwerk des steifen Allegorikers. Ja, auch im weiteren Fortgange der Pyraischen Erzählung sollen sich Aehnlichkeiten mit Goethes „Zueignung" finden. Aber was hat die „in Wolken eingehüllte" Kluft, die an das Thor der Hölle hinabreicht, mit dem Nebel zu thun, woraus die Wahrheit hervortritt,

was das Wiederaufleben des vor Schrecken bewußtlosen, von der heiligen Dichtung über die schauderhafte Kluft in ihr Reich getragenen Pyra mit dem Aufschlagen der Augen des noch vor dem Erscheinen der Göttin von dem vor ihr hergehenden Glanze Geblendeten, wo kaum ein paar gangbare Worte gleich sind? Und daß die Gottesfurcht, die Natur und die Armut Langes Schultern und Haupt mit einem weißen Schleier bedecken, die heilige Dichtung ihn durch einen Kranz zu ihrem Dichter weiht, wird mit dem wunderbaren von der Wahrheit verliehenen Schleier als Vorbild zusammengestellt. Pyras verhüllender Schleier ist lächerlich, der Kranz ein uralter Lohn des Dichters, während Goethes Zauberschleier so neu wie bezeichnend verwandt ist.

Ueberzeugt von der Entlehnung aus Pyras „Tempel" hatte Hildebrand sich augenblicklich bestimmen lassen, auch den ursprünglichen Schluß einer ganz eigentlichen Sturm- und Drangdichtung, der Ode „An Schwager Kronos", aus einem neuen Dichter, und zwar aus einem noch lebenden herzuleiten, aus dem Jesuiten und ossianischen Barden Denis. Da Hildebrand selbst diese Nachahmung aufgegeben, so könnten wir uns einfach dabei beruhigen: aber wer verbürgt uns, daß nicht ein anderer wieder darauf zurückkommt? Die „Klage über Gellerts Tod" (um diese handelt es sich) galt zur Zeit für das Erhabenste, was der Heimgang des allverehrten Dichters und Weisen unter so vielen Blümeleien von Dichterstümpern hervorgerufen, aber sie war echt bardisch und am wenigsten in Gellerts Sinne. Als Sined-Denis den Blick zum Winterhimmel erhebt (Gellerts Todestag war der 13. Dezember), erblickt er dort „den satten Lebensgast [conviva satur des Horaz] unter den Barden der Vorwelt", worauf „ein großes Erstehen von allen Wolkensitzen dem Lehrer der Jugend, dem Sittenverbesserer, dem Feßler der Herzen, dem holden, menschenfreundlichen Weisen". Aus ihren Umarmungen sieht der Selige lächelnd herab und schaut sich auf Erden in seinen Gesängen verewigt, ja Deutschland vom Auslande gesegnet, weil der Himmel ihm einen Gellert geschenkt. Das ist freilich echt Macphersonossianisch, ja es liegt eigentlich der Schluß des siebenten Gesanges von „Temora" zu Grunde, den Goethe aus dem Gaelischen 1771 übersetzt hatte. Herder nahm diese Uebertragung 1779 in die „Volkslieder" auf. Ossian ruft dort drei alte Barden Selmas an, daß sie in ihm den Geist des Gesanges erwecken, und er fragt sie, in welcher Wolkenhalle sie ruhen, ob sie, in Morgennebel gehüllt, da, wo die Sonne tönend hervorbricht, die Schattenharfe rühren. Goethe, dem der Bardenschwindel widerwärtig war, soll nun durch die Stelle von Denis zum Wunsche veranlaßt worden sein, der Orkus möge durch den Ton des Hornes und das rasselnde Einfahren ins Thor erfahren, daß ein Fürst ankomme und „drunten von ihren Sitzen sich die Gewaltigen lüften" (ein launiger Ausdruck). Das einzige, worin Goethe mit Denis übereinstimmt, ist das Aufstehen vom Sitze, um den Ankommenden zu ehren. Warum soll aber Goethe dies vom Pater Denis genommen haben, den er in dem Sturm und Drang, wovon diese Ode zeugt, nicht für einen wahren Dichter gehalten haben wird? Die Anzeige in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", die Goethe in seine Werke aufgenommen, ist nicht von ihm. Freilich scheint eine Dichterstelle Goethe zu diesem launigen Schlusse angeregt zu haben, aber eine antike. Im homerischen Hymnus auf Apollo zittern die Götter, wenn der Ferntreffer sich dem Hause des Zeus naht; sobald er dieses betritt, fliegen alle von ihren Sitzen auf; erst wenn die Mutter Leto Bogen und Köcher ihm von der Schulter genommen und aufgehängt hat, setzen sie sich wieder. Dieser Zug muß Goethe belustigt und sich ihm eingeprägt haben. Schon 1773 wird er die homerischen Hymnen gelesen haben; auch das wenige, was wir vom homerischen „Margites" wissen, war ihm bekannt. Den ersten Teil jenes Hymnus hat er 1795 übersetzt und drucken lassen. Wie treffend

ist jene Stelle von ihm verwandt worden, wenn er sich hier im Orkus als Fürst ehren lassen will! Später schien ihm dies zu studentenhaft und er ersetzte es durch eine andere antike Anspielung: er faßte den Pluto als Hausherrn, dessen Gäste die Toten sind. In der „Iphigenie" will Orest mit Schwester und Freund „zu Plutos Thron, um als neue Gäste den Wirt zu grüßen". In den „Fröschen" des Aristophanes bewirtet Pluton die Scheidenden. Auch dachte Goethe wohl an des Horaz domus exilis Plutonia. In „Götter, Helden und Wieland" ruft Pluto „inwendig" dem lärmenden Herkules zu, er solle draußen Ruhe halten.

„Klopstocks Wort von Nehmen ist nicht ohne", schließt Hildebrand. Aber in dem Sinne, wie dieser das Wort nehmen faßte und in dem man es verstehen muß, ist es entschieden unwahr. Ein gewaltiger Nehmer, bemerkt der Dichter des „Messias", sei Goethe beim Götz gewesen. Er deutet an, daß er den Ton der Zeit nur da getroffen, wo die Lebensbeschreibung ihn gegängelt habe; die neuen Personen, die er eingeführt, sprächen nicht, wie sie in den damaligen Zeiten hätten sprechen sollen. Nach der Art seiner Aeußerung wäre das Beste im Schauspiel aus der Lebensbeschreibung genommen. Klopstock hatte sich gewundert, als er später im „Götz" ganze Stellen, welche der Ritter selbst geschrieben, wörtlich wiederfand, und bei der Mißgunst, mit welcher er damals den großen Dichter ansah, bildete er sich ein, alle Personen der Lebensbeschreibung sprächen bei Goethe gerade so wie in dieser. Wir brauchen nicht zu sagen, daß dies das gerade Gegenteil der offenen Wahrheit und an sich undenkbar ist. Goethe hat den richtigen Ton, oft wunderbar, getroffen, nicht den von den Leuten der Zeit gesprochenen, sondern denjenigen, der ihrem Charakter und den Verhältnissen gemäß ist. Hätte Klopstock wirklich und mit Ernst Schauspiel und Lebensbeschreibung verglichen, so würde ihm die Meisterschaft des Dichters nicht allein im Ton, sondern auch in der Umgestaltung der Handlung, in der Charakteristik der Haupt- wie der Nebenpersonen und in der ganzen dramatischen Leitung unmöglich entgangen sein. Was muß Herder, an den Klopstock diese gewissenlose Verurteilung richtete, empfunden haben! Wozu Klopstock in dieser Beziehung fähig war, zeigt sein Briefwechsel mit Böttiger über „Hermann und Dorothea". Von Goethe als großem Nehmer führt Klopstock weiter nichts an als seinen Verdacht, jener habe vieles, was er gegen Newton über die Farben geschrieben, aus einer Schrift Marats genommen. Daß dieser Verdacht ganz fehl ging, weiß jeder, der sich mit Goethes durchaus selbständigen Farbenuntersuchungen abgegeben hat. Wäre derjenige ein Nehmer, der irgend etwas von andern entlehnt, auch wenn er es durchaus eigentümlich benutzt, welch ein gewaltiger Nehmer wäre Klopstock selbst, ja sogar der Größte der Großen, Shakespeare, der den fremdesten überlieferten Stoff in sein Fleisch und Blut verwandelte. Klopstock hätte sich fast mit größerem Rechte wie auf „Götz" auf „Clavigo" berufen können. Auch hier hat Goethe ganze große Stellen aus dem dramatisch belebten Berichte von Beaumarchais genommen, aber wie sehr er trotzdem sich auch hier der schaffenden Dichterkraft bewußt war, zeigt die ein paar Monate spätere Aeußerung an Jacobi, wo er Clavigo mit lebhafter Freude als seine Schöpfung in Anspruch nimmt, ja das kritische Messer herausfordert, die bloß übersetzten Stellen vom Ganzen abzutrennen, ohne es zu zerfleischen, ohne eine tötliche Wunde der Struktur, der Lebensorganisation zu versetzen. Wie hier das Ganze trotz der starken Benutzung des Memoires eine frische, lebenswarme Schöpfung sei, hat neuerdings wieder Erich Schmidt entwickelt. Wenn Goethe seinen Singspielen zum großen Teile vorhandene Stücke zu Grunde legte, so machte er sie durch ihre freie Umgestaltung zu seinem Eigentume. Im höchsten Grade war dies bei der „Iphigenie" der Fall. Aus den römischen Triumviren der Liebe hat er sich manches seelenhaft angeeignet, es mit seinem eigenen Leben

so innig verschmolzen, daß seine Elegien uns bezaubern, für ewige Zeiten sprechende Bilder gefühltester sinnlicher Liebe geworden. Hier von einem Nehmer im schlimmen Sinne zu reden, was dazu dem Sprachgebrauche zuwider ist, scheint uns das bitterste Unrecht. Goethe war kein Nehmer, er war ein Macher, im Sinne des griechischen ποιητής, ein Schöpfer. Aus dem „Hiob" das „Vorspiel im Himmel" zu gewinnen, war ein Triumph seiner wunderbaren Gestaltungskraft. Einzelne Ausdrücke, Gedanken, Wendungen sich frei anzueignen, ist der Dichter von jeher berechtigt gewesen. Ja, was wäre alle Bildung, wenn wir nichts von andern hernähmen; sie hängt ja, wie die Sprache, von beständigem Annehmen und Weiterbilden ab. Wirkt nicht Homer durch das ganze geistige und sittliche Leben der Hellenen fort? Noch kurz vor seinem Tode erklärte Goethe bescheiden, in seinen Werken zeige sich nichts als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzuspiegeln. Mag man immer das, was Goethe von andern sich angeeignet, nachzuweisen suchen, er hat nichts genommen, um es als sein Eigentum auszugeben, sondern es frei zu seinem dichterischen Zwecke verwertet. Nicht auf diese Einzelnheiten kommt es an, sondern auf das geistige Band und das innere Leben. Goethe ist kein großer Nehmer, er war ein großartiger und reicher Schöpfer.

Köln. Heinrich Düntzer.

Zu Heinrich von Kleists Briefen.

Heinrich von Kleist ist uns in seinen persönlichen Verhältnissen wie in seiner literarischen Erscheinung so sehr ein Rätsel, daß es einen großen Reiz hat, auch noch so zarte Fäden zu entdecken, die ihn mit andern Persönlichkeiten verbinden. Hier ein kleiner Beitrag.

Als Kleist in Frankfurt studierte, war einer seiner Lieblingslehrer der Professor der Naturwissenschaften Chr. E. Wünsch. Dieser ungewöhnlich begabte Mann wäre selber einer biographischen Darstellung wert. In seinem Lebensgange, dem Aufsteigen aus den niedersten Verhältnissen erinnert er an Jung-Stilling. Herstammend aus einer armen Weberfamilie in Hohenstein im sächsischen Erzgebirge, verlebte er eine harte, entbehrungsreiche, arbeitsvolle Jugend und half früh schon in der Weberei mit. Wie Jung lebte auch er seine frühen Jahre im Kreise pietistisch angehauchter kleiner Leute und war von früher Jugend an auf die Ergründung religiöser Fragen und Zweifel gerichtet. Wie Jung stets auf ein unmittelbares Eingreifen der Vorsehung in seine Schicksale, wenn sie sich kritisch gestalten, baut, so auch Wünsch: das zeigt schon der Titel seiner unten angeführten Selbstbiographie. Während aber Jung in dem gemütlichen Aufgehen in Gottes Willen seinen Frieden fand, regte sich frühe in Wünsch der Trieb, die Vernunft in religiösen Dingen mitreden zu lassen, ja sogar sie als fast einzige Instanz gelten zu lassen, und er wurde so schließlich zu einem Aufklärer ersten Ranges, dem man den landläufigen Vorwurf der Seichtheit nicht ganz ersparen kann. Zeuge ist sein anonym erschienenes Buch „Horus oder astrognostisches Endurteil über die Offenbarung S. Johannis" („Ebenezer, im Verlage des Vernunfthauses" 1783), welches seiner Zeit Aufsehen erregte, wie die Bemerkung eines Anonymus in der Berlinischen Monatsschrift 1784, 4, 331 beweist, der von elenden Reisebeschreibern spricht, welche sich glauben „ein Ansehen geben zu können, wenn sie zuversichtlich, und doch oft falsch genug sagen: der . . ist der Verfasser des Horus, der . . der Verfasser der Briefe u. s. w." Ob Goethe

mit seiner unten angeführten Anspielung auf die Apokalypse den Horus im Sinne hat? Wünsch war allerdings durch heuchlerisch-zelotische Vertreter der Orthodoxie, welche seine Jugenderziehung leiteten, durch Beobachtung der Lächerlichkeiten der Herrnhuter — vgl. seine ergötzlichen Schilderungen eines Herrnhuterconventikels in seiner Selbstbiographie S. 85 f. — zu diesem Extrem getrieben. Er machte die ganze Stufenleiter seiner Weberzunft durch: Lehrjahre, Gesellenzeit, Wanderschaft, Meisterschaft, ja sogar das Herumvagieren als Hausierer mit der Last auf dem Rücken. Dabei regte sich frühe in ihm der Wissensdurst, den er aber nur verstohlen und bei mangelnden Mitteln nur schwach befriedigen konnte.

Güpner, einer der wunderbarsten Autodidakten, selber Webermeister in Hohenstein, führte ihn in die mathematischen Wissenschaften ein (über Güpner sieh den Aufsatz von Wünsch „Denkmal eines mathematischen Leinewebers" in der Berlinischen Monatsschrift 1784, 356—378). Ein abenteuerlicher Plan der Auswanderung nach Ostindien führt den Mittellosen nach Leipzig; wie Jung in Straßburg findet er von Fall zu Fall weitere wunderbare Hülfe, seine Geschicklichkeit im Anfertigen von Planetarien gelegentlich des Erscheinens eines Kometen schafft ihm Gelder und Ruf: er studiert Medizin in Leipzig, und wir finden ihn endlich in Frankfurt als Professor und Lehrer Kleists. Goethe erregte sich gelegentlich seiner Farbenlehre sehr über Wünschens Buch „Versuche und Beobachtungen über die Farben des Lichts" (1792). Weil Wünsch dort statt Newtons 7 Farben nur 3 einfache Farben gelten ließ, verspottete ihn Goethe in dem Xenion Nr. 175:

Neueste Farbentheorie von Wünsch:

Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und violblau das Blaue!
So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt!

Vgl. Goethes Werke Hempel 36, 530: „Hier haben wir unsern guten Wünsch wieder und seinen Essig, der aus Gurkensalat erzeugt wird." An Schiller schrieb Goethe betreffend diese Controverse den 13. Januar 1798: „Wünsch bringt eine Hypothese vor, die toller ist als ein Kapitel aus der Apokalypse u. s. w." sieh oben. Diese und andere Nachweise zu finden in der neuen Xenienausgabe von E. Schmidt und B. Suphan, Schriften der Goethegesellschaft 8, 1893 zu Nr. 800.

Wen das Leben dieses Mannes interessiert, der lese sein Buch: „Biographie meiner Jugend, oder der durch den Komet von 1769 in einen Professor verwandelte Webermeister. Auch eine Bestätigung des Glaubens, daß Gottes Vorsehung über die Menschen waltet." Von seinen späteren Arbeiten führe ich nur die der allgemeinen Aufklärung dienenden Werke an: „Kosmologische Unterhaltungen für die Jugend", 3 Bände Leipzig 1778—1780 und „Unterhaltungen über den Menschen" 2 Teile Leipzig 1796—8, 2. Auflage.

Wie wir aus Kleists Briefen ersehen, liebte letzterer es, als er noch die Universität besuchte, aus der Schule zu schwatzen: die kaum gehörten Vorträge seiner Lehrer kehren zu Nutz und Frommen seiner Braut in Unterweisungen an diese wieder. Ich möchte nun eine Filiation zweier Stellen Kleistischer Briefe an seine Braut von Wünschens Vorlesungen her annehmen.

1) Anno 1800 schreibt Kleist unter dem 16. November an Wilhelmine (Biedermann S. 118 ff.) einen Brief, in welchem er darlegt, wie weise Lehren man aus der Beobachtung der Natur schöpfen könne. Dann spricht er von zufälligen Entdeckungen durch Beobachtung der Natur. Zuerst von Newtons großer Entdeckung: „Man erzählt von Newton, es sei ihm, als er einst unter einer Allee von Fruchtbäumen spazieren ging, ein Apfel von einem Zweige vor

die Füße gefallen" u. s. f. Dann von Galilei und dem Kronleuchter in der Kirche, von Pilatre und dem Rauch der Esse (Luftschiff), von Columbus und dem anschwemmenden Holz u. a. Dazu vgl. man nun die Ausführungen von Wünsch in „Unterhaltungen über den Menschen" 1, 43 f. (die schon in den „kosmologischen Unterhaltungen" fast ebenso stehn 3, 16 f.): „Betrachtet man nun den Gang, welchen die menschliche Vernunft in Erfindung nützlicher Künste und Wissenschaften genommen hat, etwas aufmerksamer, so kann man sich über die wohlthätigen Wirkungen derselben gar nicht genug verwundern. Archimedes durfte nur, wie die Geschichte von ihm erzählet, wahrnehmen, daß er sein Gewicht größtenteils verlor, oder daß das Wasser seinen Körper emporhob, als er einst ins Bad stieg: und auf einmal entstand in seinem Verstande eine neue Wissenschaft . . die Hydrostatik . . Newton . . sah nur einen Apfel von einem hohen Baume fallen, unter welchem er lag und sich seinen Gedanken überließ, als das große Licht, welches er fast über alle Wissenschaft verbreitet hat, sich wie der Blitz durch seine Seele ergoß . . ." Folgen Guttenberg und Fust; dann: „Vielen Menschen, vorzüglich aber Dichtern und Philosophen, fahren auch ohne merkliche Veranlassung zuweilen ganze Reihen neuer Ideen durch die Seele und stellen sich ihnen auf einmal als Grundzüge herrlicher Bilder und neuer Lehren dar, die sie dann sogleich erhaschen und weiter ausbilden, denn sonst verschwinden sie plötzlich wieder. Wahrscheinlich entdeckte Kepler auf diese Weise die Gesetze der Bewegung der Wandelsterne, Dörfel, ein Landgeistlicher in Sachsen, den Lauf der Kometen, Leibnitz den Weg zur Erfindung einer Menge mathematischer Lehren, Kant seine Grundlehren der neueren Philosophie u. s. w." Man sieht an der Behaglichkeit der Ausführung, daß dieser Gedanke ein Steckenpferd Wünschens war. Ob er ihn nicht auch in seinen Vorlesungen den Hörern zum Besten gab?

2) In einem andern Briefe vom 22. März 1801 (Biedermann S. 164), wo Kleist von seiner unheilvollen Beschäftigung mit Kant spricht und von seinem zerstörten Glauben an die allmähliche Zunahme unserer Erkenntnis, sagt er: „Ich hatte schon als Knabe, mich dünkt am Rhein durch eine Schrift von Wieland,[1]) mir den Gedanken angeeignet, daß die Vervollkommung der Zweck der Schöpfung wäre. Ich glaubte, daß wir einst nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommnung, die wir auf diesem Sterne erreichten, auf einem andern weiter fortschreiten würden, und daß wir den Schatz von Wahrheiten, den wir hier sammelten, auch dort einst brauchen könnten. Aus diesen Gedanken bildete sich so nach und nach eine eigene Religion und das Bestreben, nie auf einen Augenblick hienieden still zu stehen und immer und unaufhörlich einem höhern Grad von Bildung entgegenzuschreiten, ward bald das einzige Princip meiner Thätigkeit. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichtum, der des Besitzes würdig ist." Hier verweist Kleist selber auf Wieland als Quelle des Gedankens, und die Idee, daß auf den Sternen Geister wohnen, ist auch sonst verbreitet, sieh Hallers Gedicht über den Ursprung des Uebels III, 197/8 und Kant in der allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels III. Teil Anhang (von den Bewohnern der Gestirne) = Werke 8, 378. Vgl. Hirzels Haller, Einleitung S. CXXXV. Immerhin aber ist es möglich, daß auch diese Gedanken durch Wünsch erst recht in Kleist gefestigt wurden. Wünsch schreibt nämlich in den „kosmologischen Unterhaltungen" 1, 502 f.: „Schrift und Natur des Menschen überzeugen uns von der ewigen Dauer und Unsterblichkeit unseres Geistes: ja die letztere giebt uns sogar selbst stärkere Beweisgründe dieser großen Wahrheit an die Hand, als die Welt glaubt; sie ist im Stande, uns weit bündiger davon zu überzeugen als der ganze gedankenleere

1) Er meint wohl Wielands Gedicht „Die Natur der Dinge", Buch IV, Stanze 493 ff.

Wortkram vieler Religionsspotter von dem Gegenteil . . . Gott hat die Seele nicht geschaffen, um den Körper zu beleben; er gab vielmehr der Seele einen Körper, damit sie durch die sinnlichen Werkzeuge eine Menge erhabener Begriffe aus seinen herrlichen Werken der Welt, wie aus einer unversäugbaren himmlischen Quelle, schöpfen mögte, welche ihre Nahrung sind und die sie in Ewigkeit nicht wieder verlieren kann, wenn auch gleich der Körper mit der Zeit zerstört wird. Solche Kenntnisse . . werden sich jenseit des Grabes, wenn wir nicht mehr vermittelst der irdischen Banden des Körpers . . . [gefesselt sind], ohne allen Zweifel noch viel weiter ausbreiten und erhöhen, maßen wir alsdann von Sphären zu Sphären uns emporschwingen und unsern Geist unaufhörlich mit neuen anschauenden Kenntnissen der gütigen Gottheit und seiner erhabenen Werke sättigen werden; von Haller sagt [siehe oben]:

Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verklärter Geister,
Wie hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend Meister."

Für wirkliche Abhängigkeit von Wünsch spricht, daß Kleist in dem letztgenannten Briefe, ein paar Seiten später, Wünschens Buch seiner Braut anpreist, indem er schreibt S. 125: „Aber die beste Anleitung, Dich im Selbstdenken zu üben, mögte doch wohl ein nützliches Buch sein, etwa Wünschs kosmologische (weltbürgerliche) Unterhaltungen, das ich Dir geschenkt habe u. s. w."

Charlottenburg. Berthold Schulze.

Zacharias Werner als Erzieher.

Als Zacharias Werner die „Söhne des Thals" geschrieben hatte, suchte er mit heißem Bemühen, die Bundesideen, die er als dramatischer Prediger in diesem Werk verkündete, nun auch als praktischer Reformator zu verwirklichen. „Eine Pepinière des Heiligen von kräftigen, möglichst gesunden und unverdorbenen Menschen" [1]) wollte er gründen. Es gelang ihm auch in Königsberg eine kleine Jüngerschar um sich zu versammeln, der unter andern der von ihm besungene Rafael Bock angehörte. Als Werner dann nach Warschau versetzt wurde, ging sein Proselytenwerben weiter. Er wird auf den Berliner Kreis Varnhagens und Chamissos aufmerksam, hier glaubt er seine Leute voll Empfänglichkeit und Enthusiasmus zu finden. — Er schreibt einen begeisterten Aufsatz über den von ihnen herausgegebenen Musenalmanach auf das Jahr 1804; diese Anzeige, die meines Wissens nie gedruckt worden ist, befindet sich handschriftlich auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Großmeisterlich begrüßt er die Jünglinge:

„Der Bund, dem sich diese Freunde widmen, ist zwar noch Sekte, aber der Freund des Schönen, d. h. des versinnlichten, vermenschlichten Göttlichen, darf die Hoffnung nicht verlieren diese Sekte einst zur Kirche erhoben zu sehn, und es muß ihm erfreulich sein, Neophyten zu erblicken, die einst des Priestertums nicht unwert sein werden."

Auch brieflich tritt er dem Kreise näher, bekannt ist das verstiegene Schreiben an Chamisso (Düntzer, Zwei Bekehrte S. 72), unbekannt und ungedruckt dagegen ein fragmentarischer Brief an Varnhagen, der nie abgeschickt worden ist. Der Adressat erhielt ihn später 1806 in Berlin persönlich vom Schreiber ausgehändigt. Er befindet sich gleichfalls auf der Berliner Bibliothek.

Das für Werner sehr charakteristische Schriftstück, das seine ganze verwirrte und dumpfe Gefühlswelt auf das Anschaulichste reflektiert, lautet folgendermaßen:

1) An Scheffner. Blätter für literarische Unterhaltung 1831, S. 1173, vgl. auch Gesellschafter 1837, S. 66. Werners „Lebensabriß" von Hitzig, S. 49 ff.

Berlin, Sommer 1806.[1])

Mein lieber guter Varnhagen!

Ich beantworte Ihren lieben Brief den Tag darauf, als ich ihn erhalten, in einem gewissen heterogenen Geschäfte, Sie können also sehen, wie viel er und insbesondere sein Gegenstand uns werth ist. Ich muß gestehen, Ihre und Ihrer Mitverbundenen Liebe zu mir freut mich sehr, und habe des gar kein Hehl, daß sie mich hauptsächlich deshalb freut, weil ich sicherlich wünsche, dem was mir ewige heilige Wahrheit ist, Proselyten d. h. Leute zu erwerben, die nicht sowohl unter meiner Leitung, als mit mir Hand in Hand das Heilige lenken, üben und predigen. Daß diese Leute Jünglinge sind ist gut, ja in einer Zeit fast notwendig, wo die Gemeinheit (d. h. die Entfernung vom Heiligen) sich in den Gemütern der meisten bejahrteren Menschen fast petrificirt hat, also weniger von einzelnen Menschen, als vom Weltgeiste durch Herbeyrufung tragischer Weltschicksale zu vertilgen sind, die das Volk indem sie dem Egoism. seine letzten Stützen rauben, gewaltsam nötigen, sich nach einem festeren Anker, nämlich nach einem im Unendlichen und Ewigen wurzelnden umzusehen.

Bey Jünglingen sind diese gewaltsamen Impulse deshalb weniger nötig, weil sie aus dem Morgentraume der Kindheit eben zum frischen Leben erwacht sind, und noch mehrere Anklänge der Nacht, nähmlich der ewigen Unendlichkeit, aus der sie hervorgegangen, in ihrem Innern wiederklingen. Ich liebe also, wie das Juwel des Schönen überhaupt diesen reinen Diamant, in dem sich die Gottheit am klarsten spiegelt, ich liebe, sage ich, auch das Gold der Jugend, in dem er eingefaßt ist. Jünglinge, Jungfrauen, Kinder sind mir immer sehr heilig und meine Meister und Lehrer gewesen, so daß ich selbst in der Wildheit, (dem erwachenden Drange zum ewigen Leben) die Göttlichkeit verehrt habe und noch verehre, wie wohl ich überzeugt bin, daß sich auch die Wildheit in Frieden, wie alle Gährung in Klarheit auflösen müsse.[2]) Wollen Sie und ihre Genossen mit ihrer Jugendkraft und Schönheit, also bloß mich belehren, so würde ich das mit vielem Danke unbedenklich annehmen, und so viel ich könnte benützen. Jetzt aber, wollen Sie von mir, wo nicht belehrt, so doch geleitet werden, oder geregelt und da bin ich noch nicht im Reinen, ob ich und wie ich's mit ihnen anfangen soll?

Ob ichs mit Ihnen anfangen soll? (Mit Ihnen und Ihren Genossen). Was ich von mir mit Recht halte, werden Sie, da Sie meinen Brief an Adalbert gelesen, wissen; es ist hier nicht von alberner Demut die Rede, sondern vom Selbstbewußtsein einer beschränkten Kraft. Gott kann mich stark machen, wenn es ihm nach seinem unerforschlichen Ratschlüssen gefällt; aber für jetzt bin ich noch ein zerbrochenes Rohr und ein nur glimmender Tocht, ich bin um mich deutlich auszudrücken, mehr ein gutes und vielleicht ein genialisches Weib als ein kraftvoller Mann,[3]) noch mehr gesagt, ich bins immer gewesen, und da das Weib

---

1) Von Varnhagen hinzugefügt.

2) Diese Stelle erinnert an das Palladium der „Söhne des Thals", jene geheimnisvolle Truhe, die den „Tod, die Kraft, die Gärung und den Frieden" enthält, d. h. nach Werners Selbstinterpretation (Blätter für literarische Unterhaltung 1834, S. 170) die Belege zu der ganzen Weisheit des Ordens, „der aus Ertötung des Eigenwillens die göttliche Kraft in uns zu erzeugen bestimmt ist, so wie aus Erstarrung des Materiellen (Tod) das Leben wieder neu in der Gärung (Verwesung) und aus ihr die Beschwichtigung der streitenden Kräfte (Friede) entsteht."

3) Das Hermaphroditische spielt überhaupt in der Romantik eine große Rolle. Sie verkündete ja die „höchste Vollendung in der Verschmelzung des männlichen und weiblichen Wesens." Gentz schreibt an die Rahel: „Sie sind ein unendlich producirendes, ich bin ein unendlich empfangendes Wesen. Sie sind ein großer Mann, ich das erste aller Weiber, die je gelebt haben." (Wien, 4. Oktober 1803. Schriften von Gentz 1, 113). Friedrich Schlegel erzählt in der „Lucinde", in der „dithyrambischen Phantasie über die schönste Situation", wie Julius und seine Geliebte die „Rollen vertauschen und mit kindlicher Lust wetteifern, wer das andere täuschender nachäffen kann, ob Dir da die schonende Heftigkeit des Mannes besser gelingt, oder mir die

allerdings in einem vorzüglichen Sinne Priesterin ist, und die Bestimmung hat, die Flamme des Altars zu entzünden, so kann ich das auch Gottlob noch recht gut in einem und andern, aber ich zweifle sehr, ob ich (so gern ich es möchte) als ein männlicher Meister werde einen Tempel bauen, oder auch nur den Grundriß dazu werde entwerfen können. Die Zeit muß das lehren und bald.

Mein Gebet ist nur, daß ich bis dahin nicht durch Liebe zum Einzelnen (die mich als ein tausend gestaltiger Proteus in ihren heiligsten und gemeinsten Formen stets versucht hat und der ich fast zu schwach bin zu widerstehn), daß die Liebe zum Einzelnen, sage ich und ihre Begleiterin, die in meinem Innern rasende Wildheit (die mit meiner äußeren schafartigen Erscheinung einen fast burlesken Contrast bildet) mich nicht von der Liebe zum Ganzen (d. h. vom Ziele) ablenken oder gar vor der Zeit verzehren möge. Sie sehen ich bin aufrichtig und das ist keine Tugend, sondern nur eine löbliche Gewöhnung, wie wohl auch, in so ferne sie von der Wahrhaftigkeit unzertrennlich ist, die Basis aller Vergöttlichung. Wer übrigens nicht einmal aufrichtig ist, der sollte sichs wohl nicht unterstehn, den Namen der Religion auch nur zu nennen.

So viel über mich! — Was Sie anbetrifft, so wäre es trivial, wenn ich Ihnen bemerklich machen wollte, daß junge Leute, aus der oben erwähnten Ursache ihre Ansichten mit zunehmenden Jahren ändern, daß sie das, was sie heute als heilige Wahrheit ergreifen, morgen oft bey zunehmender Reife als Erkenntnis, oder auch Leichtsinn fahren lassen. Beydes kann auch bey Ihnen allerseits, die Sie jetzt das Ihnen Gutscheinende redlich lieben, allerdings einst der Fall sein. Das schreckt mich aber nicht, um so weniger, als ich überhaupt keine Meisterschaft über Sie noch irgend Jemand anmaße (?) als ich bey Ihnen wie bey Allen, der Gottheit, für deren Werk zu würken, ich mich sehr kühn (vielleicht zu frech) unter standen, ohnehin freyen Spielraum lassen muß, und endlich, weil ich aus meinem eigenen Beispiel überzeugt bin, daß die in einem jungen Gemüt eingewurzelte Liebe zum heiligen und auch bey den gräßlichen Um- und Entstellungen ihrer Form (welchen man sich freylich nicht überlassen, sondern die man mit frommer Scheu zu fliehen suchen muß) daß sie, sage ich ihr inneres Wesen doch nicht verliehrt, und solches nach langem unruhigen Schlummer, in einem guten reingeborenen Gemüt, durch Gottes Gnade doch wieder erwacht. — Auch die erbärmlichen Betrachtungen stören mich nicht, daß man mit jungen Leuten ein gewagtes Spiel treiben, ihnen durch Gefühle schädlich werden, sich wenn man sich mit Ihnen einließe, compromittieren — (die deutsche Sprache hat für diesen albernen Begriff kein Wort) — könne, denn wenn Sie sich in der Saale baden und dem Ersaufen nahe sind, und der Hallore oder auch ein ungeübter Schwimmer Ihnen, um Sie zu retten, [nachspringt,] so ist nur sein guter Wille die Handlung und deren Wert wird nicht durch den Zufall bestimmter, ob er Sie, bey seiner sonst löblichen Absicht, noch tiefer hineinstürzt, oder von Ihnen, indem Sie sich an ihm anklammern mit in den Schlund herabgezogen wird, er that was seines Amtes ist.

Die Hauptschwierigkeit unseres gegenseitigen Verhältnisses liegt nicht in allen diesen Umständen, sie liegt darin, daß wir uns zuvörderst (was jetzt zumahl sehr schwer ist) darüber verständigen, was wir eigentlich wollen.

Ich sage, es ist zumahl jetzt schwer, weil eben jetzt, anstatt daß sonst nur die unheilige Gemeinheit einen vom Leibe abführte, der ein frommes Gemüt wohl widerstehn kann mit Gott! — jetzt außer dieser Gemeinheit, sich auch noch ein

anziehende Hingebung des Weibes." (Lucinde, Reklamischer Neudruck S. 11). — Bei Novalis heißte: „Der Mann ist gewissermaßen auch Weib, sowie das Weib Mann." (Fragmente III. Moralische Ansichten). Es ist ja auch die Zeit der starken Frauen und der schwachen Männer, die Zeit der Staël, der Caroline, die Zeit des weichen Novalis, des müden Wackenroder.

heiliger Egoismus zu zeigen begonnen hat, d. h. es erscheinen Menschen, welche das Heilige aus reiner Absicht, wünschen, wollen und ahnden, es aber nicht besitzen, da sie bey aller Klarheit der Ideen, doch in dem Egoismus ihres Gefühls, wie eine Spinne in ihrem eigenen Netze verflochten sind. Da ich Sie nicht genauer kenne, kann ich mich darüber auch für jetzt nicht deutlicher erklären; nur soviel! Wie ich unter allen neueren Heiligen nur den heiligen Novalis für wahrhaft heilig anerkenne, so kenne ich auch keinen anderen Weg zur Heiligung, als den in Novalis Zögling zu Sais, von dem poetischen Schüler ausgesprochen, den des Gefühls.

Ich weiß nicht, ob die größte Tiefe in der größten Klarheit liegt, aber das bin ich überzeugt, daß man vor der Hand, in Gott nur glühn, nicht ihn klar anschaun kann.[1])

Hier bricht das Schreiben ab. Varnhagen fügte in seinen zierlichen Schriftzügen die Anmerkung hinzu: „Von Zacharias Werner, 1806 in Berlin mir eingehändigt."

Berlin. Felix Poppenberg.

Die Quelle von Rückerts „Chidher."

Singer hat am Schluß einer Besprechung meiner Schrift über die Sage vom ewigen Juden (1893) auf „die Aehnlichkeit der Schweizer Sagen (über Ahasverus) mit dem Rückertschen Gedicht von Chidher" hingewiesen, die schon Götzinger aufgefallen sei; „wenn er aber meint," sagt Singer, „daß Rückert „„natürlich"" eine orientalische Quelle gehabt habe, so spricht er wohl nur eine nahe liegende Vermutung aus, da er sonst eine genauere Angabe gemacht hätte: trotzdem ich in verschiedenen Korancommentaren (zur 18. Sure), in Herbelots Bibliothèque orientale, bei Ethé Alexanders Zug zum Lebensquell (Sitzungsberichte der k. bayrischen Akademie 1871) nachsuchte und außerdem die Hilfe befreundeter Orientalisten in Anspruch nahm, ist es mir nicht gelungen, die Quelle aufzufinden. Es wäre der Mühe wert, dem näher nachzugehen." (Zeitschrift für deutsches Alterthum 38, 1894, 198.)

Diese Quelle wäre unschwer zu finden gewesen, wenn der Recensent einen Blick auf das Verzeichnis der Rückertschen Schriften bei Goedeke geworfen hätte, der (Grundriß 3¹, 281) unter Nr. 41 erwähnt, daß der erste Abdruck des Gedichts im „Morgenblatt" 1824 Nr. 35 die Ueberschrift trägt: „Kazwinis Parabel vom Kreislauf der irdischen Dinge (Chiser, der ewig junge, sprach)". Kazwini[2]), „der Plinius der Orientalen", geboren zu Kazwin in Persien, Kadi von Wasit und el-Hilla (in Irak, dem alten Babylonien), welche Stelle er unfreiwillig aufgeben mußte, später in Damaskus, gestorben im Jahre 682 der Hedschra (1283), ist der Verfasser einer in arabischer Sprache geschriebenen Kosmographie unter dem Titel: „Buch von den Wundern der Natur und den Seltenheiten der geschaffenen Dinge," die aus zwei Teilen besteht, von denen der erste, im Jahre 661 (1263) geschrieben, eine Schilderung der überirdischen und irdischen Dinge enthält, nämlich einen Abriß der Astronomie, der meteorologischen Erscheinungen und eine Naturgeschichte der drei Reiche bietet, während der zweite die wichtigsten Länder und Städte aufzählt. Am Schluß der ersten Abteilung

1) Also, nach der Terminologie der Mystiker, seraphinisch nicht cherubinisch.

2) Die historischen Angaben, sowie die Notizen über den Inhalt des Werkes sind F. Wüstenfelds Selbstanzeige seiner Ausgabe des Kazwini, Band 2, Göttingen 1848, in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" 1848, Stück 35/36 vom 2. März entnommen.

des ersten Hauptteils findet sich nun folgende Erzählung, die bei Silvester de Sacy (Chrestomathie arabe, Paris 1806, 3, 417—419) im arabischen Original und einer französischen Uebersetzung von A. L. Chézy mitgeteilt ist. Ich lasse letztere folgen:

„Je passai un jour, dit Khidhr, par une ville très-grande, extraordinairement peuplée. Savez-vous quand a été fondée cette ville, demandai-je à un de ses habitans? Oh! me répondit-il, c'est ici une grande ville.[1]) Nous ignorons depuis quand elle existe, et nos ancêtres étoient à ce sujet dans la même ignorance que nous. Cinq cents ans après, passant par le même lieu, je n'aperçus plus une seule trace de cette ville; et je demandai à un paysan qui ramassoit de l'herbe sur son ancien emplacement, depuis quand elle avoit été détruite. Quelle question me faites-vous donc là? me dit-il, cette terre n'a jamais été autre qu'elle est en ce moment. Autrefois, lui dis-je, n'existoit-il pas ici une ville superbe? Jamais nous ne l'avons vue, me répondit-il, et jamais nos pères ne nous en ont parlé. Comme j'y revins cinq cents ans après, je trouvai une mer à sa place, et j'aperçus sur ses bords une compagnie de pêcheurs, auxquels je demandai depuis quand cette terre étoit couverte par la mer. Un homme comme vous, me répondirent-ils, devroit-il faire une pareille question? cet endroit a toujours été ce qu'il est. Quoi donc, leur dis-je, cette mer n'étoit-elle pas anciennement la terre ferme? Nous n'en avons pas de connoissance, me dirent-ils, et nous n'en avons jamais entendu parler à nos pères. J'y retournai encore cinq cents ans après, la mer avoit disparu: je demandai à un homme qui étoit seul en cet endroit, depuis quand ce changement avoit eu lieu, et il me fit la même réponse que j'avois reçue précédemment. Enfin, y retournant de nouveau après un pareil laps de temps, j'y retrouvai une ville florissante, plus peuplée et plus riche en beaux bâtimens que celle que j'y avois vue la première fois; et quand je m'informai de son origine à ses habitans, ils me répondirent: Elle se perd dans l'antiquité; nous ignorons depuis quand elle existe, et nos pères étoient à cet égard dans la même ignorance que nous."

Wie man sieht, weicht Rückert von seiner Quelle, die ihm ohne Zweifel in dem Abdruck de Sacys vorlag, nur in Kleinigkeiten ab. Ueber das Fortleben der Legende von Chidher, „der belebenden Naturkraft," bei den heutigen Orientalen und seine Identificierung mit dem Propheten Elias sei auf eine Abhandlung von L. Einsler in Jerusalem in der „Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins" (Band 17, 1894, Heft 1 und 2) hingewiesen.

Elbing. Leonhard Neubaur.

---

1) Der Herausgeber [Silvester de Sacy] glaubt an dieser Stelle eine kleine Textänderung vornehmen und demnach statt fort grande übersetzen zu müssen: fort ancienne.

Recensionen und Referate.

Biese A., Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt. Hamburg und Leipzig. Leopold Voß. 1893. 5 ℳ.

Der Titel dieses Buches und das Buch selbst würden ganz unverständlich sein, wenn man sich nicht vergegenwärtigte, daß eine große Anzahl jener Tropen, die wir als Metaphern bezeichnen, keineswegs aus beliebigen Vergleichungen besteht, bei denen irgend ein Gegenstand vermöge seiner Aehnlichkeit oder teilweisen Uebereinstimmung mit einem andern zur Charakteristik dieses zweiten Gegenstandes verwendet wird, sondern vielmehr Bilder ganz bestimmten Inhaltes umfaßt, Vergleiche, welche Lebloses durch Lebendiges, Unbeseeltes durch Seelisches, die außermenschliche Natur oder Stücke derselben durch Züge des Menschendaseins darstellen. Und neben den Metaphern dieser Art stehen viele andere, welche scheinbar in umgekehrter Richtung das Innerliche durch äußere, materielle Geschehnisse ausdrücken: alle Bezeichnungen, welche die Sprache für Vorgänge des geistigen Lebens enthält, sind, wie schon Locke gewußt hat, im Grunde solche Metaphern; sieht man aber näher zu — die Beispiele aus Bieses zweitem Kapitel: „Das Metaphorische in der Sprache“ sind in dieser Hinsicht sehr lehrreich —, so überzeugt man sich bald, daß die Thätigkeiten, deren Bild die Sprache wohl schon sehr frühe für die wichtigsten, allgemeinsten und zugleich schärfstumschriebenen Bewußtseinsregungen setzt, wie „fassen“, „begreifen“, „sich vorstellen“, zwar sinnliche, körperliche, aber doch fast ausnahmslos zunächst Thätigkeiten des Menschen, Handlungen beseelter, wollender Wesen sind, daß man also auch hier über die Sphäre des Anthropomorphismus nicht hinauskömmt. Die Bilder dagegen, welche Eigenschaften von Körpern überhaupt: „Festigkeit“, „Wärme“, Herbheit“, „Lauterkeit“ zur Bezeichnung geistiger Zustände benützen, scheinen vielfach einer späteren und höheren Entwickelungsstufe anzugehören und sich auf weniger Allgemeines zu beziehen.

So bildet denn in der That jene Hineindichtung des Menschen in die Welt, deren Bedeutung die moderne Wissenschaft vor Allem durch Ludwig Feuerbach kennen gelernt und welche aus dem der strengen, ehernen Natur-

gesetzlichkeit gehorchenden Weltall ein Reich von freithätigen, nach Willkür schaltenden, gleichsam spielenden Geistern macht, den vornehmsten Gegenstand des Bieseschen Buches. Und so wird es denn auch begreiflich, wie der Verfasser nicht nur die Stellung, welche das Metaphorische in der kindlichen Phantasie, im Mythus und in der Religion einnimmt, aufzuzeigen, nicht nur den Gebrauch, der von Metaphern in der alten und der neuen Philosophie gemacht wurde, darzuthun bemüht ist, sondern wie er, nachdem er gerade noch an einzelnen Schriftstellern das Verderbliche des Spielens mit Metaphern vortrefflich beleuchtet hat, am Schlusse seines Werkes gleichwohl selber dazu gelangen kann, dem Metaphorischen sogar in der Philosophie alles Ernstes das Wort zu reden. Von seinem Standpunkte heißt das eben nichts anderes als: die Welterklärung bedarf der Vorstellung einer Einheit von Geistigem und Körperlichem, sie bedarf der Annahme geistiger Mächte in oder über den Naturerscheinungen, und weil in jener Vorstellung, in dieser Annahme das Wesen der Metapher liegt, bedarf sie auch des Metaphorischen. Nur bei solcher Auffassung erhält sein Verfahren einen gewissen Sinn. Daß aber diese Auffassung wirklich die seine, daß ihm „Metapher" nichts ist als Ausdruck der Naturbeseelung, der begrifflichen Verschmelzung von Innerem und Aeußerem, Geist und Körper, daß ihm daher alle übrigen Metaphern außer den anthropomorphisierenden oder Geistesvorgänge durch Körperthätigkeiten bezeichnenden strenge genommen gar nicht als rechte und wahre Metaphern gelten, das wird er ja selbst zu wiederholen nicht müde, wenn er auch manchmal seinen Grundsatz zu verleugnen und es nicht Wort haben zu wollen scheint, was er so häufig und nachdrücklich behauptete.

Indessen, auch bei Berücksichtigung des dem Verfasser zu statten kommenden Umstandes, daß er, wo immer er von Metaphern spricht, nur die Ergänzung des physischen Weltbildes durch die Ideen geistiger Gestaltungs- und Bewegungskräfte im Auge hat, kann man es sich doch nicht verhehlen, daß seine philosophische Apologie der Metapher einen Mangel an Folgerichtigkeit in sich birgt. Zum Begriff der Metapher wie jedes Tropus gehört ja vor allem, daß der Tropus keine streng sachgemäße, adäquate, den Gegenstand in seiner reinen und vollen Wahrheit erfassende Bestimmung ist, und es liegt also ein fast handgreiflicher Widerspruch darin, zu lehren, die uneigentliche Bezeichnung des Dinges sei doch wieder der Ausdruck seines eigentlichen Wesens, das Bild der Sache doch wieder die Sache selbst. In Bieses Stellungnahme prägt sich aber offenbar nur sein haltloses Schwanken zwischen der besseren Erkenntnis, daß die vielgestaltigen Arten der Naturpersonifikation poetische Umformungen objektiver Thatsachen sind, und der Scheu aus, sich in der eigenen Weltansicht alles und jedes Anthropomorphismus zu entledigen. Die Vermenschlichung des Alls ist Dichtung, Phantasieschöpfung: — dies anerkennt er eben damit, daß er sie als „Metapher" bezeichnet — gelegentlich nennt er die animistische Auffassung geradezu eine

„Umgestaltung" der Welt oder auch wohl eine Folge der „Unmöglichkeit, von dem Bildlichen der Anschauung, von der stets geschäftigen Farbenmischung der Phantasie abzusehen" —; allein er hebt das Zugeständnis sogleich wieder auf, indem er für diese Metapher, diese phantastische Umbildung der Wirklichkeit das Recht fordert, auch im Bereiche des reinen, theoretischen Erkennens dauernd ihren Platz zu behaupten. So nimmt er mit der einen Hand zurück, was er mit der anderen gegeben, widerruft er in einem Athem, was er kaum erst eingeräumt hat. Es leidet keinen Zweifel: Feuerbach war in diesem Stücke viel klarer und konsequenter als sein die Forschungen der „Theogonie" fortsetzender und ergänzender Nachfolger. Dem großen Schöpfer des deutschen Positivismus schien die Einsicht in das Wesen des weltbeseelenden Mythus als eines Ergebnisses freier Phantasiethätigkeit auch ein Beweis dafür, daß man kein Recht habe, dem Inhalte des Mythus eine im strengeren Sinne verstandene objektive Realität zuzuschreiben. Ja, Feuerbach ging vielleicht sogar etwas weiter als billig; er nahm — darauf hat schon Ueberweg aufmerksam gemacht — den psychologischen Ursprung der Mythen, ihr Hervorquellen aus der Phantasie mit gar zu großer Zuversicht für ein Zeugnis, daß es den mythischen Ideen an objektiver Wahrheit mangele, während die Möglichkeit, daß die Imagination zufällig, gleichsam auf's Gerathewohl das Richtige getroffen hätte, indem ihre frei gestalteten und nur von Gemütsbedürfnissen abhängigen Vorstellungsgebilde hinterher seltsamer Weise auch durch eine nüchterne, verstandesmäßige Ergründung der in den Naturerscheinungen waltenden Kräfte gerechtfertigt würden, bei aller Unwahrscheinlichkeit einer solchen Fügung, a priori doch nicht gänzlich und unbedingt auszuschließen war.

Scheint aber die „Philosophie des Metaphorischen" bedenklich, soweit sie die philosophische Wahrheit der Metaphern verteidigt, also gewissermaßen selber eine metaphorische und dabei dessen ungeachtet ächte, d. h. nur durch die Grenzen des Erkennens überhaupt beschränkte, im übrigen die tiefsten für uns erreichbaren Einsichten aufschließende, die Dinge so unverfälscht, als es dem Menschen eben möglich ist, offenbarende Philosophie, mithin Fiktion und Erkenntnis, Dichtung und Wahrheit zugleich sein will, so hat sie um so größeren Wert als eine einfache psychologische Untersuchung über den Umfang des Gebietes, innerhalb dessen personifizierende Metaphern zur Anwendung kommen. Bei dieser Untersuchung darf sich wohl auch die apologetische Tendenz des Verfassers an vielen Orten ungehemmt entfalten; denn überall dort, wo nicht mehr Enthüllung der reinen Wahrheit als Zweck erscheint, braucht natürlich auch das Lob der Metapher durch keine Wahrheitsrücksichten gedämpft und herabgestimmt zu werden: daß die Poesie eben jenen Anthropomorphismen, jenen Projektionen des menschlichen Wesens nach außen, vor welchen sich die Philosophie als vor einer der unheilvollsten Verirrungen so sehr hüten muß, die in der wissenschaftlichen Weltbetrachtung

schon so schlimmen Schaden gestiftet haben, viele ihrer größten und zartesten Reize verdankt, ist eine fast Jedermann geläufige Thatsache. Darum liegt der Schwerpunkt des Buches von Biese in jenen Abschnitten, welche die Metapher in der Kunst, zumal in der Poesie erörtern: will man das wirkliche Verdienst des Verfassers nicht unterschätzen, so muß man sich vor allem mit diesen Abschnitten bekannt machen.

Allerdings geht Biese auch hier vielfach mit recht schwacher Logik zu Werke. Daß er die Stimmung, in welche uns ein Landschaftsgemälde versetzt, ohne Weiteres als metaphorisch behandelt, ist schon etwas gewagt und nicht ganz einwurfsfrei, obgleich hier wenigstens das sprachliche Gewand, in das wir den Eindruck mit Vorliebe kleiden, insoferne den metaphorischen Charakter an sich hat, als wir sagen, die Stimmung liege in der Landschaft, und dadurch einen Gefühlszustand, welcher vom Kunstwerke in uns erweckt wird, unbewußt objektivirend in dieses Kunstwerk hineinlegen. Noch kühner erscheint es jedenfalls, daß Biese zum „Metaphorischen" auch alle Ideen seelischer Innerlichkeit rechnet, welche durch plastische oder malerische Darstellungen lebendiger, bewußtseinsbegabter Wesen hervorgerufen werden, durch Kunsterzeugnisse also, die an sich freilich todte, leblose Gebilde: Stücke von Stein, Metall, farbenüberzogene Leinwand, mit Kreide oder Kohlenstrichen bedecktes Papier sind, aber den Ausdruck seelischen Lebens doch zum eigentlichen, unmittelbaren Vorwurf oder Gegenstande haben. Eine Idee aber, welche sich deshalb unweigerlich an die künstlerische Darstellung heftet, weil ihr Inhalt zum Wesen des dargestellten Objektes gehört, gewissermaßen einen Bestandteil desselben ausmacht, dürfte man, — so scheint es, — wohl schwerlich den metaphorischen Uebertragungen einzuordnen berechtigt sein. Und selbst das ist noch nicht das Schlimmste. Die typische, das allgemeine in einer Einzelgestalt vorführende Darstellung erklärt Biese um eben dieses Verhältnisses willen kurzweg für „Metapher", indem die Art oder Gattung metaphorisch durch das Individuum ausgedrückt würde! Ja, sogar den „Geist" des Zeitalters und der Kunstrichtung, welcher sich in einer künstlerischen Schöpfung spiegelt oder, wenn man will, „ausdrückt", zählt er nicht nur in Rücksicht auf diese Bezeichnung den Metaphern bei, wie er das mit gutem Grund thun könnte, sondern er stellt die hier in Betracht kommenden Vorstellungen selber skrupellos ganz auf eine Stufe mit den phantastischen Personificationen oder Vermenschlichungen der unbelebten Natur, mit jenem „Ausdrucke des Geistigen", bei welchem wirklich metaphorisch Seele mittelst der Einbildungskraft in das Seelenlose hineingetragen wird, — nicht wahrnehmend, daß die Sprache hier zwei völlig verschiedenen Vorgängen dieselben Benennungen beilegt, daß im ersteren Falle nichts weniger als ein imaginatives Erfüllen des Gegenstandes, d. h. des Kunstwerks selbst mit bewußtem, innerlichem Leben platzgreift, daß vielmehr nur der Verstand es ist, welcher aus Eigenschaften der Kunstwerke auf gewisse

geistige Besonderheiten ihrer Schöpfer sicherere oder weniger sichere Schlüsse zieht!

Indessen enthält trotzalledem der fünfte Abschnitt, wie gesagt, viel Gutes. Daß z. B. die Auffassung der Architekturerzeugnisse großenteils „metaphorisch" im Sinne des Verfassers ist, wird kaum Jemand bezweifeln, der Hettners „Vorschule der bildenden Kunst der Alten" oder Lotzes meisterhafte ästhetische Schriften kennt, und alles nach dieser Richtung von Biese Beigebrachte ist in der That vollkommen richtig. Nicht minder gelungen erscheint sein Nachweis, daß der Eindruck der musikalischen Kunstwerke eine metaphorische Umdeutung erfährt, daß ins Besondere, ähnlich der früher erwähnten Kennzeichnung von Stimmungen „in" Gemälden, die sprachliche Schilderung der Wirkung musikalischer Compositionen, also — man verzeihe das Wortspiel! — der Ausdruck des Eindruckes meist ganz und gar metaphorisch ist, und vollends für die Poesie wird es dem Verfasser selbstverständlich ein Leichtes, die Bedeutung seines Princips darzulegen. Billigt der heutige Geschmack auch nicht mehr jene mythologisirende Art, in welcher sich noch die Dichter des vorigen Jahrhunderts gefielen, die an Stelle von Naturbildern geradezu die Bilder menschlicher Persönlichkeiten setzt und wobei somit das Metaphorische in seiner greifbarsten, sinnenfälligsten, um nicht zu sagen: plumpsten Gestalt auftritt, so fehlt es doch auch in der modernen Poesie, welche die Natur unmittelbarer zu Worte kommen läßt und deren Erscheinungen unentstellter darbietet, nicht an den mannigfachsten feineren Anthropomorphismen. Die Beispiele, durch welche der Verfasser, ins Besondere ein ausgezeichneter Kenner der Alten, dieses Verhältnis belegt, würden eine noch bessere Wirkung thun, wenn sie etwas sorgfältiger geordnet wären, wenn nicht die Fälle eigentlicher Naturpersonification und diejenigen einer Darstellung geistiger Zustände und Erlebnisse durch Körperliches, trotzdem daß Biese diese beiden Formen metaphorischer Verschmelzung von Aeußerem und Innerem gesondert besprechen will, ziemlich wirr durcheinanderliefen, so daß, was in die eine Rubrik gehört, in der anderen untergebracht erscheint. Es ist das eine Nachlässigkeit in der Einreihung der Beispiele und Facten, die sich übrigens nicht auf diesen Abschnitt beschränkt, sondern leider durch das ganze Buch hindurch geht.

Mit der Hinweisung auf das Capitel über die Kunst und auf die an hübschen und anregenden Ausführungen gleichfalls nicht armen ersten drei Abschnitte, worin der Verfasser das Metaphorische in der kindlichen Phantasie, der Sprache und dem Mythus darstellt, dürften jene Partieen der Arbeit bezeichnet sein, welche zweifellos am meisten Anerkennung verdienen. Schwer dagegen hält es, sich mit dem sechsten und längsten, „das Metaphorische in der Philosophie" behandelnden Capitel auch nur einigermaßen zu befreunden. Hier macht sich der philosophische Dilettantismus

Bieses in der empfindlichsten Weise fühlbar; hier wimmelt es von bedenklichen, halbwahren, ja auch wohl gänzlich falschen Sätzen, und fast überall, mit Ausnahme etwa der Darstellung Platos, Kants und einiger Neuester, vermißt man die Spuren gründlicher Bekanntschaft mit den Schriften der Denker selbst oder, wo diese nicht mehr vorhanden sind, doch mit den ersten Quellen; fast überall empfängt man den Eindruck, daß der Verfasser, wie er es übrigens bezüglich der alten Philosophie mit rühmenswerter Offenheit selber angiebt, ausschließlich oder doch vorwiegend aus zweiter und dritter Hand schöpfe. Daß sich neben vielem Schiefen und Hinkenden auch geistreiche, wirklich zutreffende Bemerkungen, schöne und richtige Entwickelungen finden — ganz vorzüglich ist z. B. die Kritik der Leibnitzschen Monadenlehre! — und daß Biese nicht nur sozusagen philosophischen Geschmack hat, welchen er namentlich in der verdienten Hochschätzung Fechners und Lotzes bewährt, sondern auch durch die entschiedene Ablehnung der hohlen Geistreicheleien des Rembrandt-Buches, die rücksichtslose Verurteilung der Nietzsche-Narrheit und vieles Andere seine edle, ernste, aller Frivolität abholde Gesinnung bekundet, bietet für die Menge des Mißlungenen in dem philosophiegeschichtlichen Abschnitt keine ausreichende Entschädigung.

Vor allem ist es die Unbestimmtheit seiner eigenen Fassung vom Begriffe des „Metaphorischen", woran sein Unternehmen, die Metaphern oder bildlichen Gedankenwendungen in der Philosophie ans Licht zu ziehen, scheitert. Dann und wann zwar wird man ihm gerne zustimmen, wenn er sogar in den Conceptionen klarer und nüchterner Denker versteckte Anthropomorphismen findet — auf die unbewußte Personification der „Realen" durch Herbart z. B. hat vor ihm Stumpf bereits glücklich hingewiesen —; aber bei Biese wird schließlich, indem er zwischen dem populären und dem wissenschaftlichen Begriffe, sowie zwischen dem Begriffe selbst und dessen aus Gründen, die schon Marmontel bezeichnete, nothwendigerweise unzulänglichem, methaphorischem Ausdrucke nicht genügend unterscheidet, alles zur Metapher; er erklärt „Kraft" und „Materie" für Metaphern, was sie ja gewiß ihrer sprachlichen Herkunft nach und in der rohen, unkritischen Vorstellungsform, aber sicherlich nicht für den über ihre Bedeutung und Tragweite klar gewordenen Denker sind; er behauptet von den Atomen Demokrits, daß ihnen „die Eigenschaften des eleatischen Seins metaphorisch geliehen werden"; ja, er geht so weit, die große Einsicht des Kriticismus, wornach die materielle Welt unserer Anschauung nicht die unverschleierte Wirklichkeit der Dinge an sich, sondern bloße Erscheinung — Biese sagt: „Gleichnis" — ist, zu einem Beweise für das die ganze Philosophie beherrschende Metaphorische oder Denken in Metaphern zu stempeln, und er bemerkt nicht, daß, selbst wenn man für Kants „Erscheinung" ohne Weiteres das Wort „Gleichnis" setzen dürfte, es doch immer noch zweierlei bliebe, das Vorhandensein eines Gleichnisses festzustellen und selber ein Gleichnis zu bilden.

Derlei Mißgriffe entspringen zum Teile freilich aus jenem verhängnisvollen Grundwiderspruche in der Bieseschen Schrift, welcher schon oben beleuchtet wurde. Die metaphorische Auffassung soll die höchste philosophische Betrachtungsweise sein, zu der wir überhaupt gelangen können, und dennoch erscheint sie uns als metaphorisch, muß es also ein Erkennen geben, welches noch höher steht, da wir von seinem Richterstuhle aus die Mängel jener ersteren Auffassung zu überschauen, das Weltbild, das sie uns liefert, als ein ungenaues, verzerrtes zu beurteilen im Stande sind. Das läßt sich schlechterdings nicht zusammenreimen. So gerät der Verfasser fort und fort in den ärgerlichsten Widerspruch mit sich selbst, wenn er einerseits behauptet, daß, gleichwie die „Grenzlinien" zwischen dem eigentlich sinngerechten und dem bildlichen Wort „durchaus fließende" sind, wir auch in unserem Denken das Metaphorische und das Sachgemäße, „Glauben und Wissen" nicht zu scheiden vermögen, und wenn er andererseits gleichwohl eine Aufdeckung des Metaphorischen in Sprache, Religion, Kunst und Philosophie zum Gegenstande seiner Untersuchungen macht. Alles ist, so lehrt er, zufolge der „leiblich-geistigen", „geistig-leiblichen", „geist-leiblichen", „psychisch-physischen", „physisch-psychischen", „leiblich-seelischen", und wie die Adjectiva zum Ausdruck seiner monistischen Ueberzeugung, in deren Variation Biese unerschöpflich ist, noch lauten mögen, kurz: zufolge der einheitlichen Natur oder Organisation des Menschenwesens „Metapher", und doch macht er sich selbst daran, die einzelnen Metaphern in den verschiedenen Sphären geistiger Produktion zu entdecken und herauszusuchen! Heißt das nicht etwas unternehmen, von dessen Unmöglichkeit man schon zu Beginne der Unternehmung überzeugt ist?! Heißt das nicht sich selber Lügen strafen oder in räthselhafter Blindheit das Verdammungsurteil über das eigene Werk fällen?!

Sodann gilt Biese die Anerkennung irgendwelcher Grenzen des Wissens von vorneherein schon als Einräumung des Rechtes an die metaphorische d. h. anthropomorphistische Auffassungsart, das unvollständige Weltbild in ihrem Sinne zu ergänzen, und als Zugeständnis der Unanfechtbarkeit einer metaphorischen Philosophie. Allein damit macht er sich einer doppelten Erschleichung schuldig. Fürs Erste braucht ja, wenn auch das von der Wissenschaft gezeichnete Weltbild nur ein Fragment oder richtiger eine Skizze vorstellt, darum lange noch nicht jede beliebige Ausmalung der Skizze ohne Weiteres zuläßig zu sein, und zweitens scheint es heute nichts weniger als zweifellos feststehend, daß das Geschäft einer derartigen Ausmalung überhaupt, in was immer für einer Weise sie erfolge, zum Amte der Philosophie gehört. Mit dem gelegentlichen Ausspruche, es gebe „kein geschlossenes metaphysisches System" ohne Poesie, ohne Metaphern, „alle kosmologische Metaphysik" bleibe durch und durch metaphorisch, mag Biese vielleicht Recht haben, zumal, wenn das Wort „Metapher" hier nicht in dem engeren Sinne

der anthropomorphistischen oder, wie er sie zu nennen pflegt, „anthropocentrischen" Auffassung, sondern in der hergebrachten, weiteren Bedeutung genommen wird. Jedoch braucht er nur Riehls prächtigen Vortrag: „Ueber wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Philosophie" zu lesen oder Wundts „System der Philosophie" anzusehen, welches das Beispiel für die Lehre, die thatsächliche Durchführung der jetzt herrschenden methodischen Grundsätze giebt, um sich zu überzeugen, daß die Philosophie der Gegenwart längst nicht mehr Anspruch erhebt, solche geschlossene Weltsysteme zu construiren, die kein Dunkel, keine Ungewißheit kennen, in denen sich für jedes Problem die vollkommen erschöpfende Lösung bereit findet. Und endlich — darauf muß man immer wieder zurückkommen —: wenn schon die „anthropocentrische" Anschauungsweise sich auch in der Philosophie als unvermeidlich erweisen sollte, dann dürfte sie nicht mehr „metaphorisch" heißen: eine Dichtung, deren Inhalt als nackte Wahrheit erkannt worden, hat eben damit aufgehört, Dichtung im Sinne des Gegensatzes zur Wahrheit zu sein.

So wird der Werth der „Philosophie des Metaphorischen" durch die ungenügende philosophische Fachbildung Bieses und die hiemit wohl zusammenhängende Verschwommenheit seiner Principien erheblich gemindert. Namentlich das sechste Capitel gestattet es nicht, daß dem Buche im Ganzen jenes beinahe uneingeschränkte Lob gespendet würde, auf welches frühere, historische und ästhetische Schriften des Verfassers Anspruch hatten. Die Entfernung dieser ganzen Partie erscheint daher als das erste Erfordernis für eine gründliche Verbesserung der Arbeit. Es ist freilich kein geringes Opfer, das Biese hiemit zugemuthet wird; denn, wie er in dem zusammenfassenden Schlußcapitel äußert, betrachtet er selber gerade diesen, auch dem Umfange nach weitaus stärksten, mehr als die Hälfte des ganzen Werkes füllenden philosophiegeschichtlichen Abschnitt als die eigentliche Ausführung seines Themas, zu der sich die früheren Capitel gleichsam nur als Vorbereitung oder Einleitung verhalten. Dessenungeachtet bleibt nichts übrig als die Ausmerzung dieses Teiles in seiner gegenwärtigen Gestalt, will der Verfasser seine Schrift aus einem recht mangelhaften und ungründlichen Compendium der Philosophiegeschichte mit ein Paar vorausgeschickten wertvolleren Abhandlungen zu einem Buche machen, das wenn schon nicht seinem Titel, so doch seiner Absicht und seiner Aufgabe wirklich entspricht. Zum Mindesten müßte der Abschnitt eine beträchtliche Verkürzung erfahren, wie sie sich ganz von selber ergiebt, sobald die Begriffe schärfer und strenger gefaßt werden. Denn eben nur dadurch, daß Biese jede Bethätigung der Subjectivität im Erkennen, also jede Anwendung der apriorischen Anschauungsformen auf die Gegenstände der Wahrnehmung, jede Auffassung der Erscheinungen gemäß der specifischen Energie der Sinnesorgane, jede Subsumption der Anschauungen unter die logischen Gesetze für metaphorisch ausgiebt und mit der wirklich metaphorischen Personification der Natur-

erscheinungen durchaus in einen Topf wirft, ja daß er, wie schon bemerkt, sogar keinen Anstand nimmt, die Aufdeckung des subjectiven Erkenntnis-factors von Seite des Kriticismus gleichfalls diesen Vertretungen der meta-phorischen Denkweise beizugesellen, — dadurch allein wird es ihm möglich, die ganze Geschichte der Philosophie in seinem Buche abzuhandeln. Aber ein Kind oder, um nicht in Hyperbeln zu reden, ein nur halbwegs philo-sophisch geschulter Kopf begreift ohne Weiteres, daß es nicht dasselbe ist, ob der Mensch vermöge seiner unabänderlichen Natur Luftschwingungen als Töne, Aetherwellen als Farben, chemische Reize als Geschmäcke und Gerüche wahrnimmt und außerdem die sinnlich modificirten Eindrücke den Normen des Denkens unterwirft, demnach das Material der Erfahrung logisch verarbeitet oder ob er sich selber mittelst der Phantasie als ganze, beseelte und freithätige Persönlichkeit in die Erscheinungen hineindichtet und auf diese Weise die Auffassung der Naturvorgänge thatsächlich zu einer Kette von Metaphern macht. Stellt man sich auf den Bieseschen Con-fusions-Standpunkt, dann ist es von vorneherein so gewiß, daß es keine andere als „metaphorische" Philosophie geben kann, als es gewiß ist, daß der Mensch nicht über seinen Schatten springen oder nicht sich selber davon-laufen kann. Aber dann ist auch alle Nachweisung von einzelnem Meta-phorischem in der Philosophie überflüssig, ja unmöglich und hätte sich der Verfasser die ganze, große, auf diese Nachweisung verwendete Mühe ersparen sollen.

Will uns also Biese eine in jeder Hinsicht gelungene Arbeit schenken — und vielleicht bietet ihm eine zweite Auflage des immerhin in manchem Einzelnen verdienstlichen Buches dazu Gelegenheit —, so wird er zu der Begriffsfassung, von der er selbst ausgegangen ist, zurückkehren und un-wandelbar an derselben festhalten müssen. Dann wird man ihm zwar noch immer keine Philosophie des Metaphorischen, aber wenigstens eine schätzens-werte Untersuchung über die anthropomorphosirende und personificirende Phantasie danken. Trotz der Zerflossenheit und Unklarheit, die sich in dem vorliegenden Buche so störend kundgiebt, trotz der schielenden, dämmerigen oder, um einen vom Verfasser selbst mit Vorliebe gebrauchten recht guten Ausdruck zu benutzen, schillernden Begriffe, durch welche die „Philosophie des Metaphorischen" in ihrem dermaligen Ansehen verunstaltet wird, möchte ich es nicht verreden, ob Biese nicht doch das Zeug zu einer wirklich und vollständig befriedigenden Lösung seiner Aufgabe habe. Wer aber immer an die Erforschung der vielverzweigten Phänomene des animistischen und anthropomorphistischen Vorstellens herantritt, der wird mehrere ganz un-erläßliche Voraussetzungen erfüllen müssen. Vor allem wird er durch gründ-liche Beschäftigung mit den Werken der Häupter unserer wissenschaftlichen Philosophie, durch stets erneutes Studium der Schriften von Riehl, Wundt, B. Erdmann 2c. seine philosophische Bildung zu vertiefen und sich dadurch

vor schweren Irrtümern, ins Besondere vor dem Mißverständnisse zu schützen haben, als wenn die durch den Kriticismus nachgewiesene Subjectivität gewisser Anschauungsformen jede Weltansicht, die phantastischeste und die rationellste, als ungefähr gleichwertig, ja die erstere um ihrer größeren ästhetischen Reize willen wohl gar als die vorzüglichere erscheinen lasse. Denn — nebenbei bemerkt! — die Vertauschung des wissenschaftlichen Maßstabes mit dem ästhetischen, die Schätzung der philosophischen Lehren unter dem Gesichtspunkte des mehr oder minder „Oeden", mehr oder minder „Reizvollen" ist es wohl in erster Linie, was die vielen verkehrten und anachronistischen Urteile bei Biese verschuldet. Der „Philosoph des Anthropomorphistischen" wird also zuvörderst lernen müssen, die Ansprüche der Schönheit von denjenigen der Wahrheit zu scheiden, der Poesie und Kunst zu geben, was der Poesie und Kunst, der Philosophie und Wissenschaft, was der Philosophie und Wissenschaft ist. Er wird dann einsehen, daß ein unbedingtes Absprechen über Comte oder ein Schelten auf die naturwissenschaftliche Denkweise trotz aller Schwächen des französischen Positivismus und trotz aller Lücken, welche die Betrachtung der Welt vom Standpunkte des Naturwissenschafters noch unausgefüllt läßt, ebenso thöricht ist wie hingegen z. B. Bieses Kampf wider die ästhetischen Naturalisten und Rationalisten, wider die Albernheit und lederne Geschmacklosigkeit der Bruchmann, Sosnosky und Consorten rühmlich und lobenswert. Und um die Richtschnur für die Verfolgung seines eigentlichen Gegenstandes, für die Durchführung des „anthropocentrischen Princips" nicht zu verlieren, wird es sich empfehlen, daß er den Denker sich zum Muster nehme, der dieses Princip entdeckt hat, daß er sich mit den Schriften Feuerbachs, in welchen die Bedeutung der anthropocentrischen Betrachtungsweise wenigstens innerhalb des religiösen Gebietes in einer für alle Zeiten klassischen Weise dargelegt ist, auf das Innigste vertraut mache. An der genialen Bilderfülle Feuerbachs dürfte ihm auch das Verständnis des Unterschiedes zwischen berechtigtem, bewußt metaphorischem Ausdruck und gefährlicher, anthropomorphistischer Entstellung des Weltbildes aufgehen und die Einsicht in die Nothwendigkeit von Grenzen sich erschließen, welche der Bethätigung der Phantasie im Bereiche der Weltanschauung zu stecken sind. Auch, daß es fehlerhaft ist, nach Bieses Art, das „Metaphorische" im Mythus und dasjenige in der Religion zu trennen und jedes für sich gesondert darzustellen, weil ja eine Religion eben dadurch, daß sie sich des Metaphorischen, Anthropomorphistischen ihrer Ideen nicht bewußt wird und den Trug der Imagination nicht durchschaut, das mythische Gepräge erhält, in dem Augenblicke aber, da sie Mythus zu sein aufhört, sich auch schon von den Fesseln des unbewußt und zwingend Metaphorischen befreit haben muß, wird ihm hoffentlich aus der „Theogonie" und den unsterblichen Heidelberger Vorlesungen klar werden. Durch das Studium dieser Werke wird er wohl zur

Erkenntnis kommen, daß die Entgegensetzung von Mythus und Religion allerdings ihren guten Grund und ihre volle Berechtigung hat, aber nur unter der Voraussetzung, daß man den Begriff der Religion nicht mit demjenigen der Superstition vermenge, daß man auch die von dem bedeutendsten Moral- und Socialphilosophen unserer Zeit, Friedrich Jodl, zum Schlusse seiner berühmten „Geschichte der Ethik" so schön gekennzeichnete Menschheitsreligion, welche vorläufig für Biese gar nicht existirt, als die höchste und geläutertste Form des religiösen Bewußtseins mit in Rücksicht ziehe. Endlich aber wird Jeder, der ein Buch über die animistische Phantasie in ihren mannigfachen Erscheinungsformen schreibt, gut thun, sich einer größeren logischen Sorgfalt zu befleißigen, als sie bei Biese anzutreffen ist. Der Mangel solcher Sorgfalt berührt nicht nur in dem philosophiegeschichtlichen Abschnitt peinlich, sondern zieht sich, wie schon gesagt, Aergernis erregend durch die ganze Arbeit. In allen Capiteln lassen sich zahlreiche unpassende Beispiele entdecken, — Fälle, wo nach Aufstellung und Unterscheidung mehrerer Beziehungen Thatsachen, in welchen ganz offenkundig eine dieser Beziehungen zu Tage tritt, einer anderen subsumirt werden, wo also die Dinge nicht an ihrem richtigen Orte stehen. Ebenso wird oft, wie z. B. im vierten Capitel bei Vergleichung des Entwickelungsganges der Religion der Polynesier und des althellenischen Seelencults, eine Identität behauptet, die man auf Grund der vom Verfasser selbst gegebenen Darstellung unmöglich herausfinden kann. Ein so schleuderisches Verfahren aber beeinträchtigt natürlich auch den guten Gesamteindruck, welchen einzelne Abschnitte des Biese'schen Buches fraglos hervorbringen.

Damit wären nicht allein die logischen Mängel der vorliegenden Arbeit in der Hauptsache angegeben, sondern auch die Mittel bezeichnet, durch welche denselben einigermaßen abgeholfen werden könnte. Nur eine principielle Bemerkung glaube ich schließlich noch vorbringen zu müssen und damit komme ich auf ein Verhältnis zurück, das ich schon mehrmals in diesen Zeilen angedeutet. Selbst wenn die Ausführungen des Verfassers vom Anfang bis zu Ende vollkommen richtig wären, wenn Alles, was er als metaphorisch hinstellt, wirklich zu den Metaphern gehörte und den Charakter des Tropus in einer jeden Zweifel beseitigenden Art an sich trüge, so würde der Titel seines Buches doch willkürlich und ungenau gewählt bleiben: denn einen wie großen Raum die anthropomorphistischen, Geistesregungen in Körperliches hineintragenden und umgekehrt durch Naturdinge geistige Zustände und Eigenschaften ausdrückenden Bilder im Gesamtgebiete der Metaphern auch einnehmen, eine wie hervorragende Rolle sie unter Ihresgleichen, d. h. unter den nächstverwandten Tropen spielen mögen, — Biese behauptet doch selber nicht und kann füglich nicht behaupten, daß es außer ihnen gar keine weiteren Metaphern giebt, daß nicht auch häufig Körperliches durch Körperliches, Geistiges durch anderes Geistige meta-

phorisch bezeichnet wird. Man braucht aber nur beispielsweise das zehnte Capitel: „La Metaphore“ in Du Marsais' noch immer nicht ganz veraltetem Buche „Des tropes“ zu lesen, um gewahr zu werden, wie groß die Anzahl dieser von Biese völlig außer Acht gelassenen Metaphern eigentlich ist. Was der geistreiche Franzose, der verdienstvolle Mitarbeiter an Diderots und D'Alemberts Encyklopädie, auf den kaum 22 Seiten jenes Capitels ausführt, ist in der That eine viel unbefangenere, allseitigere, erschöpfendere und gerade wegen der Eigenschaften, in denen Biese vielleicht einen Mangel an Tiefe finden wird, nämlich wegen der Klarheit und Verstandesmäßigkeit der Ideen auch tiefere, weil der Wahrheit besser entsprechende „Philosophie des Metaphorischen“ als das ganze, im Verhältnis dazu so umfängliche Werk des modernen Autors.

Gegenüber den gedanklichen Schwächen von Bieses Schrift fallen Ungenauigkeiten des Ausdrucks und einzelne mehr äußerlich thatsächliche Irrtümer wenig ins Gewicht, obschon sich auch nach dieser Richtung Manches verbessern ließe. Ob man z. B. das „Insekten und Tiere“ auf S. 150 noch hingehen lassen darf, erscheint fraglich; jedenfalls aber ist es unstatthaft, die Verse aus dem Heineschen „Frau Sorge“: „An meinem Bett in der Winternacht“ ꝛc., welche Biese noch dazu falsch citirt, Storm in den Mund zu legen; denn selbst wenn, was mir nicht erinnerlich, in einer Dichtung Storms diese Verse sich fänden, so würde es sich doch offenbar nur um ein Citat oder allenfalls eine unbewußte Reminiscenz an das sehr bekannte Stück aus dem Heineschen „Romancero“ handeln.

Graz. Hugo Spitzer.

Hausrath A., Martin Luthers Romfahrt. Nach einem gleichzeitigen Pilgerbuche erläutert. Berlin. Grote 1894.

Obgleich der Romreise in Luthers Entwicklung bei weitem nicht die Bedeutung zukommt, die ihr der alternde Reformator in begreiflicher Selbsttäuschung beilegte, so bildet sie doch immerhin eine so bemerkenswerte Episode in Luthers Leben, daß man dankbar dafür sein wird, wenn einmal alle die mehr oder weniger bekannten Stellen aus Luthers Schriften, die mittelbar oder unmittelbar zur Aufhellung dieses Lebensabschnittes verwandt werden können, aneinandergereiht, gesichtet und auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft werden. Das ist in dem vorliegenden Buche geschehen, und der verehrte Verfasser hat die in Betracht kommenden Fragen mit so viel Umsicht und Geschmack behandelt, daß man seiner Darstellung überall mit Vergnügen folgt. Hausrath hält sich nicht lange bei den Vorfragen auf: er orientiert, im Wesentlichen auf Grund von Koldes Forschungen, über die Streitigkeiten im Augustinerorden, die zu der Reise Veranlassung gaben, und nimmt im Zusammenhange damit zu der chronologischen Frage Stellung, wobei er sich der wohl jetzt so gut wie allgemein angenommenen Ansicht anschließt (Oktober 1511 bis Februar 1512); nach diesen Präliminarien verfolgt er Luthers Reiseroute. Diese läßt sich auf dem Hinwege wenigstens mit ziemlicher Sicherheit feststellen; Luther führte sein Weg über Bayern, die Schweiz und die Lombardei; in Italien zog er über Mailand und Bologna, berührte dann höchst

wahrscheinlich, nachdem er den Appenin überschritten, Florenz (recht annehmbar ist Hausraths Vermutung, daß Luthers Erkrankung an der Malaria nicht nach Bologna, sondern nach Florenz zu verlegen sei) und gelangte dann über Siena nach Rom. Dem Aufenthalt in Rom selbst ist selbstverständlich der Hauptabschnitt in Hausraths Buche gewidmet; von der Rückreise wissen wir wenig: sie führte aller Wahrscheinlichkeit nach über Padua und Innsbruck; der Eindruck, den die Wanderung durch die winterlichen Alpenlandschaften auf Luther vielleicht ausgeübt hat, findet in seinen Schriften wenigstens keinen Widerhall.

Für die Leser dieser Zeitschrift kommen hauptsächlich zwei Punkte in Betracht. Hausrath glaubt nachweisen zu können, daß manche Aeußerungen des Reformators über Erfahrungen seiner Romreise nicht ausschließlich auf den unmittelbaren Eindruck dessen, was er gesehen, sondern daneben auch auf eine literarische Quelle zurückzuführen sind. Auf Grund der bekannten mittelalterlichen lateinischen Beschreibung Roms, der mirabilia Romae, die vor allem zu dem Zwecke abgefaßt waren, den Pilgern die nötigen Anweisungen über die wichtigsten Gnadenorte zu geben, war im ausgehenden Mittelalter eine ganze Literatur von deutschen Pilgerbüchern für die Besuchung Roms entstanden. Hausrath beschreibt zwei dieser Drucke und führt eine Reihe von Stellen aus einer undatierten, aber mit Sicherheit den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts zuzuweisenden Ausgabe an, die sich in merkwürdiger Weise mit einzelnen Erzählungen Luthers decken. Daraus wird der Schluß gezogen, daß Luther eines dieser Bücher oder jedenfalls ein nah verwandtes bei seiner Romreise benutzt haben müsse. — Einzelne der von Hausrath angeführten Parallelen können nun gewiß auf Zufall beruhen, namentlich scheint mir die Konstruktion S. 69 f. zweifelhaft, bei anderen allerdings (vgl. namentlich S. 42 f., S. 46 und 49) ist die Uebereinstimmung so stark, daß man geneigt sein wird, den von dem Verfasser angenommenen Zusammenhang zuzugeben. Allerdings müßte die Ausgabe des Buches, das Luther aller Wahrscheinlichkeit bei seiner Reise benützte, erst noch festgestellt werden. Daß es das von Hausrath angeführte deutsche Pilgerbuch nicht war, gesteht Hausrath selbst zu, indem er auf einzelne Stellen hinweist, in denen sich Luthers Berichte mehr mit den Angaben der Mirabilia Romae als mit den aus ihnen hervorgegangenen deutschen Schriften decken. Das von Luther benützte Exemplar wäre also noch zu suchen, aber sicher ist es, daß das in der vorliegenden Schrift zu Grunde gelegte Buch ihm sehr nahe gestanden haben muß. Man wird es daher gewiß nicht als ein zu kühnes Verfahren bezeichnen, wenn Hausrath die Angaben des Pilgerbuches und die Aeußerungen Luthers durch einander zu ergänzen und da, wo bestimmte Berichte Luthers fehlen, das Dunkel durch die aus der Vergleichung zwischen Luthers Erzählungen und den Hinweisen des Pilgerbuches gewonnenen Resultate aufzuhellen sucht.

Die zweite Frage ist die, ob sich Einwirkungen der Romreise auf Luthers literarische Thätigkeit nachweisen lassen. Auch diese Frage ist bejahend zu beantworten. Am hübschesten ist von den dabei in Betracht kommenden Stellen das von Hausrath S. 55 behandelte Stück aus Luthers Schrift vom Papsttum zu Rom. Es ist höchst charakteristisch, wie dem alten Reformator in seinem Ingrimm plötzlich Erinnerungen aus seiner Romreise lebendig werden und wie er sie nun benützt, um seinen Verwünschungen die drastischte Einkleidung zu geben. Außerdem vergleiche man noch S. 14 f. (wo der hübsche Vergleich mit Luthers Gedanken während der Jagd in der Nähe der Wartburg besonders hervorzuheben ist), S. 52 f., S. 72 f.

Der freilich schon oft hervorgehobene Gegensatz zwischen der humanistischen Auffassung des klassischen Altertums und dem rein-theologischen Standpunkt

Luthers kommt naturgemäß auch in der vorliegenden Studie wiederholt zum Ausdruck; die meisten der angeführten Beispiele sind allerdings wohl jedem Freunde der deutschen Literatur im Zeitalter der Reformation vertraut. Wenn Luther sich auch vorübergehend nicht ganz dem gewaltigen Eindruck der Größe des klassischen Altertums entziehen kann (vgl. S. 34), so ist doch im Allgemeinen seine Stellung eine feindliche; die Werke des Altertums sind ihm Schöpfungen der Abgötter, mit denen Christus endgiltig aufgeräumt hat (vgl. S. 42 ff., S. 66). So hat er auch in Florenz keine Augen für die Herrlichkeit der Renaissance; was ihn anzieht, sind die vortrefflichen geistlichen Wohlfahrts-Einrichtungen, die Spitäler und Findelhäuser (S. 24 f.).

Im Einzelnen ist noch hervorzuheben: S. 13. Mit seinem Sprachverständnis fühlt Luther beim Hören die Vorzüge einzelner deutscher Mundarten heraus, wie denn die scharfe Beobachtungsgabe des Reformators auch sonst auffällt (vgl. S. 20—22). S. 25 f. das Gespräch über die Hohenstaufenzeit, das er in Siena mit anhört, gibt uns einen deutlichen Beweis, wie lebendig die Erinnerungen an die Stauffenzeit damals noch in Italien waren. S. 40 ff. Päpstin Johanna. S. 67. Mit einem gewissen ingrimmigen Behagen erzählt der Reformator von der Zerstörung Roms durch die Germanen. — Die Ergebnisse der Romfahrt hat Hausrath S. 76 ff. kurz und gut zusammengefaßt. Eine unmittelbare Einwirkung hat die Romreise auf Luther nicht ausgeübt; er ist eben so gläubig heimgekommen wie er hingegangen. Andererseits hat er gewiß in den Klöstern, in denen er Herberge nahm, von zahlreichen Mißbräuchen gehört und diese auch unmittelbar vor sich gesehen, und es ist nicht anzunehmen, daß solche Eindrücke spurlos an ihm vorübergegangen wären. Indessen alle diese Erfahrungen haben zunächst seinen Geist nicht entscheidend beeinflußt; sie wachten aber wieder auf und wurden von Luther in ihrer Tragfähigkeit erkannt, als er mit dem alten Kirchenwesen definitiv zu brechen begann.

Berlin. Georg Ellinger.

Tschackert P., Ungedruckte Briefe zur allgemeinen Reformationsgeschichte. Aus Handschriften der Kgl. Universitäts-Bibliothek in Göttingen. Göttingen, Dieterich 1894. (Abdruck aus Band 40 der Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen.) 6.40 M.

Der vornehmlich durch seine großen Verdienste um die Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen rühmlich bekannte Göttinger Kirchenhistoriker bietet hier 25 Briefe dar, zu deren Erklärung und Ausnutzung alles Wünschenswerte geschehen ist.

Um nur allgemeiner bekannte Namen anzuführen, finden sich unter den Verfassern: Luther, Melanchthon (wenigstens in einem Collectivbrief), Amsdorf, Bugenhagen, Krutziger, Eber, Justus Jonas, Osiander, die Humanisten Eob. Heß und Stigel; unter den Adressaten: M. Chemnitz, Funck, die Nürnberger Patrizier Baumgärtner und Tucher, der Jurist Scheurl.

Die meiste Frucht heimst die Göttinger, Nürnberger und Würzburger Reformationsgeschichte ein.

Nr. 7 giebt einen nicht unwichtigen Einblick „in den letzten Grund des nicht bloß theologisch, sondern vielmehr kirchlich wichtigen Streites um die Absolution, der nicht nur in Nürnberg, sondern weit darüber hinaus, die Geister beschäftigte."

In Nr. 10 richtet Veit Dietrich, Prediger an St. Sebaldus, an Chr. Scheurl, der Dietrichs Bezeichnung der Papstkirche als stabulum porcorum mit der der evangelischen als stabulum meretricum vergolten hatte, die Ermahnung, Hand und Zunge von Christo und seinem Worte weg zu halten, sonst werde er ihn als einen Feind Christi und der Kirche für excommuniciert ansehen.

In Nr. 19 sagt Joachim Mörlin dem jungen Hofprediger J. Funck, auf eine hochfahrende Bußmahnung hin, gründlich seine Meinung, „wie man etwa einen ungezogenen Knaben abstraft."

Das Exzerpt Nr. 23 berichtet über die Häupter der Schwenckfeldianer in Nürnberg.

Bei den schwankenden Angaben über Funcks Verwandtschaftsverhältnis zu Osiander sei darauf hingewiesen, daß Tschackert feststellt, daß Jener allerdings der Schwiegersohn des letzteren war, doch erst nach seinem Tode, indem er Agnes Osiander, die in seiner zweiten Ehe zurückgelassene Witwe A. Aurifabers, des Professors und Leibarztes des Herzogs, heiratete.

Wir können von solchen Publikationen gar nicht genug bekommen; nicht nur, weil im Allgemeinen die gehaltreichsten Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens die Briefe literarischer Persönlichkeiten sind, sondern, weil insbesondere in den Briefen der Reformatoren und ihrer Anhänger deutlicher als in ihren Werken die geistige Atmosphäre sich kundgibt, die durch die neuen Strömungen sich bildete.

Wien. Georg Loesche.

Schriften zum Hans Sachs-Jubiläum I.

Hans Sachs-Forschungen. Festschrift zur vierhundertsten Geburtsfeier des Dichters. Im Auftrage der Stadt Nürnberg herausgegeben von A. L. Stiefel. Nürnberg 1894. Im Kommissionsverlag der Joh. Phil. Rawschen Buchhandlung. 7 ℳ.

Der vierhundertjährige Geburtstag des Hans Sachs hat, wie voraus-zusehen war, eine ganze Reihe neuer Hans-Sachsiana ans Tageslicht gebracht; populäre Biographien, Erinnerungs- und Gedenkblätter in illustrierten und nicht illustrierten Zeitschriften, Feuilletons, deren Gesamtertrag nicht ganz im Verhältnis zur Maße des Gebotenen steht, und die zeigen, daß das Studium des Hans Sachs vielfach bedenklich dem Dilettantismus anheimgefallen ist, daneben aber auch schöne Materialsammlungen, Neudrucke und glückliche Funde.

Unter den Jubiläumsschriften steht vornan im Interesse die umfangreiche Festschrift, die der Nürnberger Magistrat pietätvoll dem Andenken seines treuen, berühmten Bürgers gewidmet, und welcher der Rawsche Verlag mit Verständnis und Geschmack ein würdiges Kleid gegeben hat. Es werden uns außer einem den Inhalt bloß rekapitulierenden Vorwort Weinholds dreizehn Abhandlungen geboten (vgl. oben S. 259), aber trotzdem die vorgelegten Arbeiten sich von den verschiedensten Seiten her dem Leben und Wirken des Gefeierten zu nähern suchen, ist der Gesamteindruck der Festschrift ein enttäuschender. Gerade hier, wo es sich nicht um eine Sammelschrift zu Ehren eines Lebenden, sondern um Ehrung und Würdigung einer historischen Persönlichkeit handelt, wo man nicht für, sondern über denjenigen zu handeln hat, dessen Name den Titel ziert, vermißt man ungern eine aus dem Vollen schöpfende Arbeit, die den Gewinn der neuen Forschungen verwertend, das Bild des Gefeierten plastisch vor uns hinstelle. So aber haben die Mitarbeiter, vielleicht weil ein Wunsch unausgesprochen blieb, oder Zeit der Ausführung mangelte, eine Reihe selbständiger Aufsätze gespendet, von denen zwar die meisten bewußt in die Tiefe strebend, neue Resultate zu fördern suchen, von denen aber auch einige sich nur in der Breite bewegen oder an einer stillen Oberfläche ruhsam verweilen.

Ich erlaube mir, von der gegebenen Reihenfolge der Arbeiten in der Festschrift abzuweichen und zuerst die an letzter Stelle stehende Abhandlung Herrmanns zur Besprechung zu bringen; Ton und Resultate dort sind zum Teil bedenklicher Natur, so daß eine möglichst rasche Widerlegung derselben geboten erscheint.

Herrmann handelt über „Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs und anderen Dramatikern des 15. und 16. Jahrhunderts. Nebst einer Untersuchung über die Entstehung des Hans Sachsischen Textes.“ Ich muß zunächst bedauern, daß Herrmann im Gegensatz zu den übrigen Mitarbeitern es nicht über sich vermochte, den Ton seiner Abhandlung auf den Ton einer Festschrift zu stimmen; er hat es vielmehr für nötig befunden, in seiner Hans Sachsforschung durchaus herausfordernd aufzutreten. Aber nicht einmal das äußere Recht ist in diesem Falle gewahrt, denn seine Abhandlung hält — zunächst in ihrem ersten Teile — nicht, was sie zu bieten verspricht, und da, wo Herrmann „in allgemein methodologischer Hinsicht einigen Nutzen“ stiften will, finden wir gerade methodologische Fehler, die uns bei Herrmanns sonst sehr exakter Arbeitsweise doppelt befremden mußten.

Um zu möglichst gesicherten Resultaten über den Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs zu gelangen, ist es nötig — was auch Herrmann will — von der ursprünglichsten Form der einzelnen Dramen auszugehen. Als diese ursprüngliche Form wäre von vornherein wohl der Text der Spruchbücher (*S*) zu erkennen, Herrmann aber kommt auf Grund von Angaben des Generalregisters (*GR*) zu dem Schluß, Hans Sachs habe bei Aufstellung des *GR* nicht *S*, sondern ältere chronologisch geordnete Dramenkonzepte (= *e*) benutzt, man erkenne dies u. a. an der geringeren Verszahl der einzelnen Dramen, welche *GR* häufig gegen *S* zeige; jene Dramenkonzepte stellten also die älteste Fassung, die Dramen mit einer größeren Verszahl in *S* dagegen schon eine Erweiterung dar. Zur Grundlage einer exakten Untersuchung seien darum nur die Dramen zu machen, bei denen die Verszahl in *S* (wohlgemerkt die Verszahl des Textes, nicht der jeweiligen Sonderregister) mit *GR* übereinstimme. Ich prüfe Herrmanns Voraussetzung, ob *GR* wirklich Reste eines älteren Bestandes der Hans Sachsischen Dramatik bietet. Wir werden finden, daß Herrmann durch eine Reihe überhasteter Schlußfolgerungen, ja sogar direkter Irrungen zu seiner Behauptung gelangt ist.

Welches sind nun Herrmanns Gründe für seine Annahme von *e* und für die Behauptung, das Dramenregister gehe nicht auf *S* zurück.[1]) Herrmann weist zunächst darauf hin, daß bei den dramatischen Werken in *GR*, im Gegensatz zu den Spruchgedichten, die Seitenzahlen aus *S* nicht angemerkt seien. Als Beweis will allerdings Herrmann diesen Umstand selbst nicht angesehen wissen, auch berücksichtige man, daß in *GR* bei den Comedien und Tragedien die Angabe der Seitenzahl durch Angabe der Aktzahl ersetzt wird. Ferner findet Herrmann es auffallend, daß in *GR* eine Anzahl von Stücken (aus *S* 7: „Die drey studenten“, „Der podenlos pfaffensack,“ *S* 8: „Reichstags dewtschlands,“ „der schalkhaftig pawrenknecht“) sich finde, „die uns nicht bekannt sind und wohl auch niemals im *S* gestanden haben“. Dieses „wohl auch niemals“, mit dem auch später noch öfters operiert wird, ist durch nichts begründet; wir dürfen vorsichtigerweise nur

1) In der Wiedergabe einer Stelle der Vorrede zu Hans Sachsens Dramenregister aus **GR** sind Herrmann verschiedene z. T. bedenkliche Lesirrtümer untergelaufen; Herrmann liest (S. 418): „aber in den Spilen ganz die hinter zal die zal der reimen in Tem gedicht,“ es heißt „zaig [ohne Punkt auf dem i] die hinter zal“; was Herrmann liest, gibt gar keinen Sinn. Ferner hat Herrmann Z. 10 „abdeilung“ statt „abdailung“; Z. 19 „in dem Dail“ statt „in idem Dail“; Z. 20: „wy man“ statt „wo man“; Z. 21 „des gedicht“ statt „das gedicht“ rc. Wenn Herrmann Genées paläographische Lesungen — wenn auch mit Recht — so scharf verurteilt, muß er sich vor gleichen Fehlern doppelt hüten.

sagen, daß diese Stücke, weil auch nicht in *A* übergegangen, uns mit den verlorenen *S* 7 und 8 zunächst ebenfalls verloren sind.[1]) Auch den Folgerungen, die Herrmann aus der Verschiedenheit der Titelangaben in *GR* und den Spruchbüchern zieht, kann ich mich nicht anschließen, hier leidet die Untersuchung an der höchst bedenklichen Unklarheit, daß der Text der Spruchbücher und das jeweilige Sonderregister nicht scharf genug von einander getrennt werden. Auf die Titelangaben des *GR* ist weiter unten noch näher einzugehen, es wird sich zeigen, daß der Text der Spruchbücher (= *S*) und das Specialregister jedes Spruchbuches (= *SnR*) zunächst ganz selbständig für *GR* in Betracht kommen. Wenn Herrmann anführt *S*: „Zwaier philosophi disputacio, ob yeser hayraten sey oder ledig zw pleiben ainem weisen mann" und im Gegensatz hierzu *GR*: „thalles mit solone dispütacion," so hätte er auch den Wortlaut von *S 9 R* beifügen sollen: „thales und solon vom weiber nemen". Dies hätte viel eher auf das wahre Verhältnis geführt. Auch von Hans Sachs selbst herrührende Angaben in *S* über die Verszahlen. — z. B. am Schlusse der Dramentexte, die verschiedenlich selbständigen Wert haben, sind bei Herrmann unberücksichtigt geblieben. Desgleichen ist es auch verfehlt, aus dem äußerlichen Umstand, daß „die Blätter des Sonderregisters in *S 5* nicht mit paginiert, sondern nachträglich eingeheftet sind, im Gegensatz zu dem in die Seitenzählung hineingezogenen Register über *S 1—5*" (= *G 5 R*) ganz allgemein für die Sonderregister der ersten Bände auf Abfassung nach dem älteren Gesamtregister zu schließen. Wir werden sehen wie es hiermit steht.

Was nun die Differenz der Verszahlen in *S* und *GR* angeht, worauf Herrmann mit Recht besonderes Gewicht legt, so beruhen Herrmanns Angaben — zunächst für die erste Hälfte der Spruchbücher — auf unrichtiger Beobachtung der thatsächlichen Verhältnisse und bestätigen sich zum größten Teile nicht. So gibt für das Fastnachtspiel „der dot mon" *S* nicht, wie Herrmann (S. 414) schreibt, 336 Verse an, sondern es steht am Schlusse des Fastnachtspieles *S 9* Bl. 46: „a. s. 1554 am 11 tag januarj 330 vers." Die Zahl 330 zeigt ferner auch *S 9 R* (Sonderregister des neunten Spruchbuches) und *GR*, während *S* in Wirklichkeit 336 Verse enthält. Man muß also hier annehmen, daß Hans Sachs, wie auch sonst nicht gerade selten, sich verzählte und später die irrige Angabe in *GR* einfach herübernahm; „Irrfahrt des Ulysses" *S* 1387 (nach meiner Zählung, nicht wie Herrmann 1388), am Schluß der Comedi steht Bl. 222b: „a. s. 1555 am 20 tag februarj 1378 vers." Hier liegt, wenn kein Zählfehler, doch sicher wieder eine von den häufigen Zahlenversetzungen, ein Schreibfehler, vor, *GR* notiert hier auch wieder 1378 Verse, *S 9 R* hat 1370. Bei Herrmanns drittem Beispiel „Agathocles und Clinias", wo Herrmann für *S* 567, für *GR* 478 Verse notiert, ergibt die Auszählung für *S* 469, am Schlusse des Textes *S 9* Bl. 262 steht: „a. s. 1555 474," daraus später korrigiert 568 (nicht 567). Die Zahl 474 hat auch *S 9 R*, *GR* dann 478. Der Unterschied von 94 Versen (474 + 94 = 568) erklärt sich dadurch, daß Hans Sachs in *S 9* Bl. 266 hier noch 94 Verse nachgetragen hat, und diesen Nachtrag, der zugleich zwei neue Personen, Fronstainer und Sophia, aufweist, in der Verszahl am Schlusse der Tragödie (568 aus 474) und in der Zahl der Personen (7 statt 5) korrigierend im Texte von *S 9* zum Ausdrucke bringt. Die

---

1) Es läßt sich eine für die Annahme, die fraglichen Stücke hätten doch in *S 7* und *8* gestanden, sehr beachtenswerte Thatsache anführen. Bl. 122 f. des *GR* steht Hans Sachs' Büchersammlung verzeichnet (abgedruckt durch Goedeke, Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 7, 1 ff.). Dort heißt es unter *S*: „Spruch puech das 7 meiner gedicht helt 38", „Spruch puech das 8 meiner gedicht helt 66." Eine Nachzählung in *GR* ergibt unter Einrechnung obiger 4 Fastnachtspiele für *S 7* genau 38, für *S 8* nur 62; hiernach wären in *S 8* ebenso wie in *S 4, 5, 6, 9* rc. in *GR* einige Gedichte ausgelassen (siehe später).

vermehrte Verszahl aber ist nicht mehr in *S 9 R* und *GR* übergegangen, wohl weil jener Nachtrag erst nach der Abfassung jener beiden Register in *S* eingetragen ward.

Und wie steht es mit Herrmanns Behauptung, daß *GR* gewöhnlich bei Abweichungen in der Verszahl von *S* die kleinere Ziffer zeige, und woraus Herrmann schließt, daß *e* das Original repräsentiere und *S* bereits eine Umgestaltung? Ich habe für die erste Hälfte der Spruchbücher so ziemlich die entgegengesetzte Beobachtung gemacht wie Herrmann, z. B. „Gismunda“ *S 5 R* 500, *G 5 R* (Gesamtregister der ersten fünf Spruchbücher) 472, *GR* 500, *S* (nach Auszählung) 473 (?); „Die zwen prueder aus plauto“ (Menaechmi), *S* (der Text) 614, *S 6 R* 614, *GR* 700; „Jocasta“ *S* 699, *S 6 R* 700, später korrigiert in 704, *GR* 704; „fraw armuet und fraw glueck“ *S* 436, *S 9 R* 434, *GR* 436; „Hiob“ *S* 715 (?), *S 6 R* 686 (korrigiert aus 1000), *GR* 700. Ja selbst die scheinbare pièce de résistance in Herrmanns Ausführungen sehen wir stürzen, nämlich folgenden Schluß: Das „gericht Salomonis“ weise in *S* 706, in *A* (= Folioausgabe von 1558—1579), 720 Verse auf, und zwar seien sechs Verse aus *S* in *A* nicht vorhanden, dagegen zwanzig Verse neu hinzugekommen. Da nun *GR* hier 700 Verse notiere (706 — 6 = 700), so zeige es einen früheren status als *S*. Hier gibt nun eine nähere Prüfung das überraschende Resultat, daß *S* nur 704, *A* nur 718 Verse enthält (die kurze Zeile „Ja, Ja,“ die in *S* in eine scenarische Anmerkung einbezogen ist, auch für *A* nicht gerechnet). Die — also unrichtige — Angabe 700 Verse hat auch *S 6 R* in Uebereinstimmung mit *GR*. Das einzige Beispiel in der ganzen ersten Hälfte der Spruchbücher, wo *GR* allein wirklich unter die Angaben von *S* herabsteigt — seien diese nun durch Auszählung der Verse oder durch die Sonderregister oder durch besondere Angaben am Schlusse der Dramen gewonnen — ist die „Rosimunda“, *S* (Auszählung) 816, am Schluß Bl. 245: „anno salutis 1555 am 10 tag augusti 816 vers,“ *S 9 R* 816, *GR* 814, und hieraus wird man bei der geringen Differenz und den zahlreichen gegenüberstehenden Beispielen einen Schluß auf eine bei *GR* benutzte Dramenkonceptsammlung, wie es Herrmann thut, nicht ziehen dürfen.

Auch die Verschiedenheit der Titel in *S* und *GR* scheinen mir durchaus nicht das zu beweisen, was Herrmann damit beweisen will, man braucht nur anzunehmen, daß Hans Sachs bei Anlage des *GR* — schon wegen der Angabe der Aktzahl seiner Dramen, die er ja in *GR* aufnahm — auch seine Texte in *S* wieder ein wenig ansah, um sich auf Titelvariationen von vornherein gefaßt zu machen. Und etwa aus dem Umstande, daß beim Fastnachtspiel „vom schwangeren Bauern“ *S 5 R* „der schwanger Kalandrin“ hat, während *GR* und *A* beide den Titel „der schwanger pawer“ aufweisen, auch für *A* eine Benützung jener verlorenen Dramensammlung herleiten zu wollen, erscheint mir wieder zu weit gegangen. Der Titel „der schwanger Kalandrin“ in *S 5 R* (= *G 5 R*) paßt überhaupt nicht, da in dem Fastnachtspiel dieser Name gar nicht erscheint, sondern durch das mehr charakterisierende, deutsche Kargas ersetzt ist. Der Name Kalandrin im Register ist nur eine Erinnerung an die benützte Calandrinonovelle des Boccaccio, *GR* hat den Titel richtig gestellt. Und überhaupt! im Jahre 1560 noch eine völlige Konceptsammlung der Hans Sachsischen Dramen, die auch zu den Aufführungen hatte herhalten müssen, zerlesen, zerspielt, die ältesten Stücke über 40 Jahre alt, und so chronologisch geordnet, daß Hans Sachs eine Tragödie („Pura“) „ihrer Lage in der Konceptsammlung gemäß mitten unter die Tragödien aus *S 13* stellte“, während sie erst in *S 14* erscheint?! Aber „Pura“ steht gar nicht „mitten“ unter den Stücken aus *S 13*, sondern ist das letzte von ihnen und macht zugleich den Schluß einer Seite; oben an der neuen Seite (*GR* Bl. 77[a])

steht die Zahl 14, so hatte Hans Sachs wohl die Nummern der Spruchbücher nach den Titeln aufgeschrieben und so den unten an der andern Seite stehenden, durch eine Blattumwendung von den übrigen getrennten Titel übersehen.

In Anbetracht der herausfordernden Sicherheit, mit der Herrmann hier seine Ausführungen vorträgt, und der sonstigen exakten Arbeitsweise Herrmanns habe ich mich bei diesem negativen Teile meiner Ausführungen länger, als es sonst geschehen wäre, aufgehalten. Ich glaube gezeigt zu haben, daß gerade die wichtigsten von Herrmanns Schlüssen auf ungenügenden Beobachtungen beruhen. Es sei mir gestattet, im folgenden auf Grund einer erneuten Prüfung eigene Resultate vorzulegen. Ich habe einstweilen das Material zugrunde gelegt, was von den ersten zehn Bänden der Hans Sachsischen Gedichte noch vorhanden ist, also *S 4, 5, 6, 9, 10*. Ich bemerke nun ausdrücklich, daß bei der Vergleichung der Register nicht immer alles wie ein Rechenexempel aufgehen kann, daß man vielmehr, wie die von mir aufgestellten Register und weitere Zählungen zeigen, auch mit Irrtümern unseres Dichters rechnen muß, die manchmal die Kontrole erschweren, es ist in solchen Fällen nur die Frage, ob wir mit der Annahme einer vollständigen „Konceptsammlung“ irgendwie weiterkommen.

Wir haben im allgemeinen fünf verschiedene Stellen, denen wir Angaben über Verszahl oder Titel entnehmen können, erstens den Text in den Spruchbüchern selbst (= S), zweitens die Sonderregister (= SnR), drittens für die ersten fünf Bände das ältere Gesamtregister (= G 5 R), viertens bei den späteren Spruchbüchern ziemlich regelmäßig eine Angabe der Verszahl am Ende des Stückes (= Se) und fünftens die Angaben des späteren Gesamtregisters (= *GR*). Diese verschiedenen Stellen sind bei Herrmann nicht auseinandergehalten, er hat nur die Unterscheidung S und GR, und dies trägt nicht wenig zur Verwirrung seiner Resultate bei. Ich prüfe zunächst, in welchem Verhältnis S 4 R und S 5 R zu G 5 R, und dieses wieder zu GR stehen. Weil Herrmann die Dramen von den übrigen Spruchgedichten getrennt hat — für das Register der letzteren gesteht er Entstehung aus S für GR zu — behandle ich sie auch hier gesondert.

S 4 bietet keine Tragödien und Komödien, nur vier Fastnachtspiele. Zunächst stimmen nun Titel und Reihenfolge in S 4 R und G 5 R ganz genau überein, auch mit *S* stimmen die Titel mit Ausnahme des dritten: *S 4 R* „Der hewchler vnd ware freunt“, *G 5 R* „Der hewchler und war freunt mit 3 person“, *S* Bl. 140: „Ein fasnacht spil mit dreyen personen der hewchler, der jung man vnd der alt amice vnd haist der hewchler“. Für die Verszahlen sind angegeben „pachen holen“: *S 4 R* 384, *G 5 R* 348, *S* (nach Auszählung) 384, *GR* 384; „fünf ellenden wandrer“ *S 4 R* 326, *G 5 R* 326, *S* 328[1]), *GR* 326; „hewchler“ *S 4 R* 390 = *G 5 R* = *S* = *GR*; „purger, pauer und edelman“ *S 4 R* 324, *G 5 R* 324, *S* 326. In zwei Fällen also, in denen die Verszahl der Register von der wirklichen in *S* abweicht, stimmen *S 4 R* und *G 5 R* zusammen gegen *S*. Es ergeben also Titel und Verszahlen einen genauen Zusammenhang zwischen beiden, und diese Thatsache wird durch die Register der übrigen Spruchgedichte nur noch bestätigt werden; nur weist *G 5 R* gegen *S 4 R* noch die Angabe der Personenzahl in den Dramen auf. Welches war nun das frühere? Ist wirklich, wie Herrmann mit einem unhaltbaren Schluß zu erweisen sucht, auch *S 4 R* später wie *G 5 R* entstanden? Faßt man die natürlichste Möglichkeit ins Auge, so hat der Dichter nach Abschluß seines *S 4* im Jahre 1539 sein *S 4 R* angefertigt und dies, weil die Paginierung mit der Reinschrift von *S 4* durchgeführt war, unpaginiert vorgeheftet, *S 4 R* wäre also vor *G 5 R* entstanden. Hierauf führt auch

1) Goetze in der Ausgabe der Fastnachtspiele hat für die „5 wanderer“ 348 Verse, er druckt einen späteren Nachtrag von 20 Versen hinzu, der auch in *A* abgedruckt ist, der hier aber noch nicht mitzählt.

die Differenz „pachen holen“ *S 4 R* = *S* 384, *G 5 R* 348. Eine Differenz von 36 Versen durch Verzählen ist, wenn man nicht das Ueberschlagen einer ganzen Seite annehmen will, schwer, durch Verschreiben, da bloß die Ziffern umgestellt sind, leicht möglich, und wir haben solchen Irrtum schon öfters bei Hans Sachs getroffen. Die Angabe der Personenzahl in *G 5 R* ist dann aus dem Text von *S* nachgeholt.

Noch deutlicher tritt das angedeutete Verhältnis von *S 4 R* und *G 5 R* bei den übrigen Spruchgedichten hervor. Ich zeige dies an dem Abschnitt „poetisch, sittlich, frey und gemaine spruech“ in *S 4 R*.

Das Register beginnt:

1.	Von der dugent vnd schad der laster	1	
2.	Die geplent gerechtikeit [am gericht]	10	
3.	Die gemartert (vnd *G 5 R*) gefangen gotin ceres	195	
4.	Die holtselig fraw ainikeit	198	
5.	Das wuetent heer der klainen dieb	8	
6.	Des pabstes ackerpaw	178	
7.	Der clagent waltprueder vber alle stent	201	
8.	Der clagent ernholt vber den adl vnd fürst. (herolt vber fürsten vnd adel *G 5 R*)	28	
9.	Der thurnier spruch [von allen turniren]	180	
10.	Der guelden esel Apuleo	16	
11.	Dem dewfel wil die hel zu eng werden	82	
12.	Das helpad auf die hel gemacht	130	
13.	Comparacz eins reichen kargen (mit *G 5 R*) ainr saw	48	
14.	Gelt guet und poes	21	
15.	Waltpruder mit dem engel	40	
16.	Der kuenstlichst werckmon	207	
17.	Des veindz zum nucz ge (zu *G 5 R*) prauchen	54	
18.	Der hercz verkerer aller stent	74	
19.	Die laster sucht [zu vertreiben] arczney	43	
20.	Die plintheit der laster	153	(135 *G 5 R*)
21.	Die welt gesicht nit pey dem licht	137	
22.	Misosternon lachet nit pein [nicht pey den] lewten	73	
23.	Was der mensch fur ein thier sey.	157	
24.	Das ergest glit am menschen die zung	173	(137 *G 5 R*)
25.	Die drey schentlichen klaffer	225	
26.	Die hewchler	66	
27.	Zorn mit seiner [vn]gestalt	108	
28.	Arczney wider die hoffart	155	
29.	Dreyerley scheden der brunckenheit	138	
30.	Die insel Bachi [von der drunckenhait]	114	
31.	Die neun (neunerlay *G 5 R*) geschmeck im (in dem *G 5 R*) estant	38	
32.	Ob ein weiser man heiraten sol	224	
33.	Ein kurcze dischzuecht	247	
34.	Drey frag aristippi	154	
35.	Drey sprüch socrati vom reichtum	177	
36.	Der kandel gieser spruch	236	
37.	Der [haidenschen] romischen kaiser pegrepnus	160	
38.	Die muestrung zw Nurnberg	5	
39.	Kung Ferdinandi (des kunigs *G 5 R*) einreiten zw Nürberg	77	

Die Auslassungen von *G 5 R* sind in eckige, die Aenderungen und Zusätze in runde Klammern gesetzt, jene sind nicht unwesentlich, diese bedeutungslos. Der ganze Abschnitt ist nun in *G 5 R* in mehrere kleinere zerlegt. Der erste Teil umfaßt die Nummern 1—12 mit Auslassung von 6, 9, 10 und erscheint als „Poetisch spruch im 4 puech". Der nächste Abschnitt in *G 5 R* enthält unter dem Titel „Gemain frey spruech des 4 puechs" die Nummern von 13—31, aus dem vorhergehenden Teile ist Nr. 9 beigezogen, welches an der Spitze steht. Die Reihenfolge ist genau die gleiche, nur sind ausgelassen 20—22, 26—30. In dem dritten Teile „Gemengt allerley spruech im 4 puech" erscheint aus der ersten Serie Nr. 6, aus der zweiten 20, 21 und 26—30, alle zugleich auch in der Reihenfolge von *S 4 R*, und das Register fährt fort mit Nr. 32 bis 40 ohne Auslassung, nur 39 und 40 umgestellt. Jetzt bleiben nur noch 10, 22, 41—43. Der folgende Abschnitt „Histori in dem virden puech" gibt zunächst Nr. 22, dann 41—43, doch 42 und 43 umgestellt, dann folgt die Reihe der auch in *S 4 R* als „Histori" aufgeführten Dichtungen und zuletzt, jedenfalls vorher übersehen, Nr. 10. Man sieht ohne weiteres, die Reihenfolge von *G 5 R* erklärt sich ausschließlich aus *S 4 R*. Halten wir hierzu noch den Umstand, daß *G 5 R* verschiedene Fehler aufweist, welche gerade in einer Abschrift leicht entstehen (*S 4 R* „pachen holen" 384, *G 5 R* 348; *S 4 R* „plintheit der laster" 153, *G 5 R* fälschlich 135; *S 4 R* „zwen römer" 229, *G 5 R* 224, verlesen durch die Aehnlichkeit von 9 und 4 bei Hans Sachs; *S 4 R* „koch und kranich" 115, *G 5 R* fälschlich 155, *S 4 R* „ergest glit" 173, *G 5 R* fälschlich 137), aus denen sich das negative Resultat ergibt, daß *S 4 R* aus *G 5 R* nicht abgeschrieben sein kann, so denke ich, ist erwiesen, daß bei den vorhandenen direkten Beziehungen von *S 4 R* und *G 5 R* das Sonderregister von *S 4* die Vorlage für den entsprechenden Teil in *G 5 R* gewesen sein muß. Für die vier Fastnachtspiele ward dann die Angabe der Personenzahl aus *S* nachgeholt.

Und *S 5 R*? Wir bemerken hier zunächst im Gegensatz zu *S 4 R* genau die gleichen, kürzeren Abteilungen wie in *G 5 R*, auch die nämliche Anordnung, nur die „gaistlich spruech" sind an den Anfang gerückt. Die Titel weisen nur hie und da einige Unterschiede von einander auf, zeigen dagegen zusammen oft bedeutende Abweichungen von *S* z. B. *S 5 R* „Amerigo mit seiner dochter Fiolanta mit 13 person", *G 5 R* „Amerigo mit seiner dochter violanta mit 13 person", *S* „Ein comedi zw spilen mit 13 person" (folgt deren Aufzählung und Angabe der Aktzahl); *S 5 R* „Der ermort lorenczo", *G 5 R* „Der ermort lorenczo", *S* „Ein tragedi mit 6 [daraus korrigiert 7] person zw spilen" (folgt Angabe der Personen und Aktzahl); *S 5 R* „Ameis hauffen der irrigen welt", *G 5 R* „Amais hauffen der irrigen welt", *S* Bl. 50 „Der ameis hauffen"; *S 5 R* „Der dot zuckt das stuellin", *G 5 R* „Der dot zuckt das stuellein", *S* Bl. 22 „In menschen hochstem glueck und rwe So schleicht der pitter dot herzwe"; *S 5 R* „Des walfisch natur", *G 5 R* „Der walfisch natur", *S* Bl. 78 „Der walfisch"; *S 5 R* „Brutus mit den 2 sunen", *G 5 R* „Brwtus mit sein zwayen sünen", *S* Bl. 62 „Brutus der gerecht römer mit sein zwayen suenen" ꝛc. Wir erkennen also wieder einen engen Zusammenhang zwischen *S 5 R* und *G 5 R*. Da wo *S 5 R* und *G 5 R* von einander abweichen, finden wir sowohl Fälle, in denen *S 5 R*, als auch solche, in denen *G 5 R* mehr mit *S* übereinstimmt, ad 1: *G 5 R* „Das schedlich gros thier der krieg" mit

unrichtiger Blattzahl 228, *S* Bl. 248 „Das schedlich gros und starck thier der plutig Krieg", während *S 5 R* die zweite Hälfte des Titels aufgenommen hat mit der richtigen Blattzahl „Das plutig thier der Krieg" 248; ad 2: *G 5 R* „Der götter warumb der mensch nimer alt werd", *S* Bl. 41 „Ein gesprech zwischen den göttern warumb die menschen nimer alt werden", *S 5 R* „Der götter vom menschlichen kurczen leben"; beim „urtail paridis ꝛc." hat *G 5 R* richtig Bl. 213, *S 5 R* 215; bei „Dreyerley pueler ꝛc." *G 5 R* Bl. 79, *S 5 R* Bl. 29, genau beginnt das Gedicht Bl. 80. Während also bei den anderen Beispielen für die Priorität von *S 4 R* oder von *G 5 R* nichts zu erschließen war, und wir nur soviel sehen, daß bei Anlage eines jeden der beiden Register auch der Text von *S* gelegentlich eingesehen wurde, so scheint das letzte Beispiel auf die Priorität von *G 5 R* hinzuweisen; die Angabe Bl. 79 statt 80 war dann ein Irrtum, aus diesem entsprang dann der Schreibfehler Bl. 29 in *S 5 R*, der aus 80 nicht zu erklären ist. Nach gleicher Richtung weist der Umstand, daß aus den „Gemengt spruech" von *G 5 R* drei Gedichte herausgenommen und — hier ohne Berücksichtigung richtiger Reihenfolge — am Schluß der „Historj" in *S 5 R* untergebracht sind, also (das Herübergenommene ist eingerückt):

das urtail paridis mit peraubung helene	215	(statt 213)
Zerstörung der stat Troya	156	
freuntschaft agathocli und Clinia	243	
schlacht der herzogen von Cleve	12	
Des kaisers zug in Franckreich	106	
Gefencknus herzog hainrichs von praunschw. . .	159	

Die Unterbringung der drei Gedichte bei den „Historj" ist entschieden richtiger und scheint somit Resultat einer späteren Erwägung zu sein. Am schwersten für die Priorität von *G 5 R* aber wiegen die beiden Angaben *G 5 R* „ermort lorenczo 6 person", *S 5 R* 7; *G 5 R* „Gismunda" 472 Verse, *S 5 R* 500. Im Text von *S* stand erst 6, daraus ist dann später 7 gemacht, es sind in der That mit dem Herold sieben Personen.[1]) Zur „Gismunda" findet sich Bl. 274ᵃ ein Nachtrag von 30 Versen, dieser ergibt zu den 472 Versen des *G 5 R* (nach meiner Zählung hat der Text 473) 502 Verse (503). In der Angabe 500 in *S 5 R* soll aber jedenfalls der Nachtrag von 30 Versen darinstecken, die Angabe ist ungenau (oder Vorliebe für ganz runde Zahlen? vergleiche weiter unten). Ich schließe aus all diesen Anzeichen, daß *S 5 R* nach *G 5 R* unter gelegentlicher Heranziehung des Textes von *S* gearbeitet wurde, und in der That ist auch *S 5* (das fünfte Spruchbuch), weil es eben beide Register in sich vereinigt, das einzige, bei dem eine solche Annahme ohne einen zeitlichen Zwang für die Vollendung der früheren Spruchbücher möglich ist.

Wir treten jetzt an die Untersuchung der Entstehung von *GR* heran und hören zunächst, was der Dichter selbst hierüber *GR* Bl. 75ᵇ sagt: „Anno salutis 1560 am 12 tag Julj hab ich Hans Sachs fuer guet angesehen, meine gepundene gedichte als Comedj, tragedj, spil, gesprech, spruech, fabel und schwenck aus meinen 14 puechern auch in register zv stelen . . . und hab also die virzehen puecher meiner spruech durchsuechet und darin gefunden von allerley und mancherley gedichten 1069 stueck, wie wol ich nit alle stueck, so ich gedicht hab, in diese meine puecher eingeschrieben hab, sonderlich, so etwan kurcz vnd vnansehenlich gewest, der sunst noch vil ain grosere sum gewesen weren, dergleichen hab

1) *S* Bl. 193: Ein tragedi mit 6 [corrigirt 7] person zw spilen, nemlich Antoni, Baptista, Ambrosi, all drey geprueder, lisabeta, ir schwester, ancilla ein mait, lorenco ein knecht und der erenholt hat 5 atcus."

ich auch nit alle gedicht, so ich in den gemelten 14 puechern geschrieben hab, in dis register eingeleibet, ursach etliche gedicht hab hernach etwan mit der zeit verendert vnd lenger gemacht, hab ich die kurczeren unterlassen herein in dis register zw pringen, sunder die lengeren . . ." Diese Stelle gibt positivere Angaben als die von Herrmann S. 412 angeführte. Wir ersehen aus ihr — vorbehaltlich der Bestätigung durch die folgende Untersuchung —, 1) daß Hans Sachs selbst keinen Unterschied macht zwischen den Listen der Dramen und denen der übrigen Gedichte, 2) die *S* enthalten nicht alle Gedichte des Hans Sachs, zumal nicht die „kurzen, unansehnlichen", 3) zur Anlage des *GR* hat der Dichter seine 14 Spruchbücher „durchsucht", aber 4) nicht alle Gedichte in das *GR* eingetragen, von den in verschiedenen Fassungen vorhandenen erscheinen nur die längeren. Für die nicht dramatischen Gedichte gibt Herrmann zu, daß sie „ohne jede Frage nach den handschriftlichen Spruchbüchern" gefertigt seien, wenn er aber behauptet, *GR* enthielte „überall die richtigen numerischen Hinweise auf die Seite" in *S*, „überall beinahe vollständige Uebereinstimmung der Titel mit den Ueberschriften, die *S* den einzelnen Dichtungen zuteilt", so ist hier infolge zu rascher Prüfung des vorhandenen Materials ein Unterschied gegenüber dem Dramenregister in einer Reihe von Fällen durch Herrmann erst geschaffen worden. Da Herrmann unter *S* den Text des Spruchbuchs versteht, so ist seine obige Angabe unrichtig, denn *GR* stimmt oft mit dem Sonderregister gegen diesen Text überein, und Text und Sonderregister unter der Bezeichnung *S* zusammenzufassen, geht wieder nicht, da beide oft verschiedene Titel zeigen, wobei *GR* auch öfters zu dem Texte *S* gegen das Sonderregister stimmt. Man sehe: *S 4 R* „Die gfenknus der gotlichen warheit" (= *G 5 R*), *S* Bl. 193 „Disputacion zw regenspurg 1541"; *GR* Bl. 87 „Disputacion zw regenspurg 1541"; *S 4 R* „Ein vergleichung eins cristen einer rosen" (*G 5 R* zw einer), *S* Bl. 176 „Dreyerley art einer rosen vergleicht einem kristen", *GR* „Dreyerley art einer rosen"; *S 4 R* „arckwon und unschueld" (= *G 5 R*), *S 4* „Ob das sprichwort war sey, thw recht fuercht dich darpey", *GR* „Ob das spruechwort war sey, thw recht fuercht"; ebenso das umgekehrte Verhältnis *S 4 R* zu *GR* gegen *S*: *S 4 R* „Straff gottes vber die hurerey israel", *G 5 R* „straff gottes vber die hurerey, *S 4* „Die hurerey", *GR* „Straff gottes oder der hurerey ysrahel"; *S 4 R* „Theodorus gros vngluecf vnd glueck", *G 5 R* „Theodorus gros ungluecf vnd glueck der lieb", *S 4* „Der jung Theodorus, der seins herren dochter peschlieff vnd zum galgen verurteilt wart", *GR* „Theodory gros vngluecf vnd glueck"; *S 4 R* „fraw Beritola gros geferlikeit" (= *G 5 R*), *S 4* „Die verjackt edel fraw Beritola zwen suen vnd iren herren verlor und nach vil ungluecks alle wider fand", *GR* „fraw Beritola grose geferlikeit"; *S 4 R* „Der ritter sant jorg rait durch den ofen", *G 5 R* „Der ritter sant jorg rait in offen", *S 4* „Der ritter sant jorg, den der pfarrer zu drosafelt verprennet", *GR* „Der riter sant jorg rait durch den kachelofen"; *S 4 R* „Gelt guet und poes" (= *G 5 R*), *S 4* „Das gelt guet und schedlich", *GR* „Gelt guet und pös"; *S 4 R* „Die laster sucht zw vertreiben arczney", *G 5 R* „Der laster suecht arczney", *S 4* „Die lastersuecht", *GR* „lastersuecht zw vertreiben" 2c. Man sieht, die Angabe Herrmanns von der „beinahe völligen Uebereinstimmung" von *S* und *GR* bei den nicht dramatischen Gedichten ist zunächst für *S 4* unhaltbar, wir finden vielmehr hier eine ganze Reihe von Abweichungen in den Titeln, wie sie Herrmann bei den Dramen gefunden hat, und wir werden uns die Lehre aus diesen Beispielen ziehen, daß wir bei den Titelvergleichungen im Dramenregister zunächst etwas weitherziger als Herrmann verfahren müssen. Für die nicht dramatischen Gedichte zeigen obige Beispiele zur Evidenz einen direkten Zusammenhang zwischen *S 4 R* und *GR*, — das ältere Gesamtregister erscheint nicht herangezogen —, und da *S 4 R*, wie oben gezeigt ward, vor *G 5 R* entstand, so ist also

der die Spruchdichtungen betreffende Teil von *S 4* im *GR* in erster Linie nach *S 4 R* gearbeitet, zum andern Teil aber, wie die ersten Beispiele zeigten, nach den Titeln im Texte selbst. Hans Sachs hat also hier, genau wie er selbst angibt, sein *S* „durchsucht“.

Und die dramatischen Dichtungen? In *S 4* haben wir nur die vier Fastnachtspiele „pachen holen“, „5 ellenden wanderer“, „hewchler und war freunt“, „purger, pauer, edelman“. Auch hier ergibt sich kein Anhaltspunkt für die Benutzung des ja auch in einem späteren Spruchbuch befindlichen *G 5 R*. Es stimmt, wie schon früher angeführt, *GR* genau mit den Versangaben von *S 4 R* nämlich 384, 326, 390, 324, während thatsächlich *S* beim zweiten und vierten Spiel 328 und 326 Verse hat. Die Titel stimmen in *S 4 R* und *GR* ebenfalls genau überein bis auf den vierten; hier hat *S 4 R*, (*G 5 R*), und *S* „ein purger pauer und edelman“, *GR* jedoch „der dolpen friez“. Aber gegen die in den Spruchgedichten bemerkten Titelabweichungen und gegen die Uebereinstimmung der Verszahlen in *S 4 R* und *GR* gehalten, beweist diese eine Abweichung für Herrmann sicherlich nichts, und wenn Hans Sachs seinen Text in *S 4* nachschlug, um die in *S 4 R* fehlende, in *GR* aber angegebene Personenzahl des Spieles festzustellen, so konnte er ohne weiteres auf den Namen „dolpen fricz“ kommen, der ja der Name des einen Bauern im Stücke ist.

Von den in *S 4* verzeichneten Gedichten fehlen nun in *GR 16*:

60 V.	Der guelden esel apuleo	Bl. 16				
62	Ein kurcze dischzuecht	247				
60	Drey frag aristippi	154	100 V.	*S 11*	Bl. 171	1557
62	Drey spruch socrati vom reichtum .	177	130	*S 13*	Bl. 232	1559
60	Die kuenen weiber zw argo	12	{112 {120	*S 11* *S 12*	Bl. 187 Bl. 57	1557} 1557}
62	Die nackat kunigin aus libia . . .	13				
60	Das getrew weib Camma . . .	14				
62	Acteon wart zw eim hirschen . . .	17				
60	Aragnes wart zw einer spinnen . .	18				
60	Der frum furst licurgus	72	144 (124?)	*S 12*	Bl. 375	1558
60	Der vergift salben stock	112		*S 8*	Bl. 310	(nach
62	Kaiser otto mit seim vngetrewen weib	114				*GR*)
62	Drey frag aines sophisten	47				
60	Prueder zwifel mit dem kolen hailtum	109	124	*S 12*	Bl. 379	1558
60	Die zwen petrogen pueler	111	206	*S 13*	Bl. 16	1559
62	Der koch mit den kranich	115	130	*S 13*	Bl. 202	1559

Dagegen sind doppelt aufgeführt:

gaistlich spruech:

Die gemartert theologia . . .	24	(unter: poeten spruchweis)
Die gefencknus der gotlichen warheit	193	(unter „Gemüscht materj“ als „Disputacion zu regenspurg 1541“)
Der leczt psalm david ausgelegt	248	(unter den „peschlues“)

historien:

Solon der weis mit seinem sun . .	228	(unter „Gemüscht materj“ mit gleichem Titel)

Auf diese Weise erscheinen für *S 4* in *GR* 100 — 16 + 4 = 88 Nummern.

Bei Betrachtung des *S 5* betreffenden Teiles von *GR* finden wir zunächst wieder, daß in *GR* eine Reihe von Gedichten aus *S 5* fehlt, diesmal 10 bei 108 in *S 5* enthaltenen:

			Nochmals:
94	Der krieg und sieg kunig josaphat	158	
28	Pfeiffer und lautenschlagerin	11	
30	Die zway liebhabende mit dem dot	11	
62	Drey frag biantis	108	
62	Der ritter mit dem falcken	25	
62	Der romer petrus mit seiner liebhaberin	27	
62	Der dot romuli	74	
62	Der cleglich dot pirami und thisbes	75	
62	Der karg abt	189	100 V. *S 13* Bl. 308 1559
280	Die geschweczig rockenstueben	261	

Doppelt aufgezählt sind:

62	Die zwo verprenten junckfraw im niderlandt	139	(als „gaistl. spr." und „gemüscht materj")
328	Der amashauffen	50	(als „poeten spruchweis" und „gemüschter materj")
200	Die stark gewonheit	58	(als „poet. spruchw." und „gem. mat.")
200	Gesprech glueck mit armuet	133	(als „Gesprech" und „poet. spruchw.")
64	Der dot jeronimus und sein herczliebe	93	(als „historj" und „gem. materj" als „Jeronimus und silvestra starben vor lieb" 94)
106	Des kaiser karls zug in franckreich	106	(als „historj" und „gem. mat." als „Der zueg in franckreich kaiser karl anno 1544" Bl. 107).

So erscheinen in *GR* als zu *S 5* gehörig 108 — 10 + 6 = 104 Titel. In *S 6* sind sogar von 107 Gedichten 31 ausgelassen, von den Dramen die „Violanta" (nach *S 6 R* 700, nach *S* 702 Verse), die schon nach der Niederschrift in *S 5* in *GR* überging, dann folgen:

62	Das pilt der waren freundtschaft	45	90 V.	*S 13* Bl. 300	1559
52	Constellation der götter	51			
62	Das haus des schnöden neides	52			
62	Die kurcz tabula Cebetis	126			
62	Die verjagt fraw warheit	132			
62	Sieben pos aigenschaft poser geselschaft	133			
66	Clagred der gerechtikait ueber gewalt	292		*S 8* Bl. 50 (nach *GR*)	
50	Das cristlich leidentherez	297	90	*S 13* Bl. 301	1559
62	Fama das sterckest auf erden	306	130	*S 13* Bl. 208	1559
60	Etlich kurcze ler aus Esopus	39			
80	Kunig aus Denmarck kam durch ain heren umb	8	124	*S 13* Bl. 6	1558
64	Zwen ritter aus purgunden	42	120	*S 11* Bl. 159	1557
62	Der arczet mit seiner stieffmutter	86	124	*S 13* Bl. 343	1559
62	Lucrecia die kewsch römerin	119			

62	Künig artaxerxy ungerathen süen	240	170	*S 10* Bl. 106	
62	Hunulffus der getrew kemerling	245			
62	Künig Coloris aus Norwegen vnglucklicher kampf	246			
62	Kaiser aurelianus der hoffertigim pad	247			
62	Der pawer mit dem himel, hel und esel	5			
78	Der pueler mit der rothen thuer	16			
62	Ursprung des ersten münchs	38	130	*S 13* Bl. 195	1559
64	Die 15 Cristen und 15 duercken auf dem meer	40			
62	Die zwen pachanten im dotten kercker	51	124	*S 12* Bl. 377	1558
62	Der kurcz nassendancz	121			
62	Der krieg mit dem winter	124			
60	Die zwen gefattern mit dem zorn	242			
62	Die spin mit dem ziperlein	244			
62	Dreyer frawen klag ueber ire hausmaid	249	84	*S 9* Bl. 196	1555
62	Der guet montag	250	100	*S 13* Bl. 309	1559
62	Die drey frolichen dode	252	124	*S 12* Bl. 332	1558

Doppelt aufgezeichnet ist unter Fabel: „Fabel die hasen fachen den jeger“ 292 und unter den „schwenken“: „hasen fangen den jeger praten in“, so daß der auf *S 5* bezügliche Teil von *GR* 107 — 31 + 1 = 77 Nummern aufweist. Aus *S 9* fehlen nur fünf Nummern in *GR*, zunächst „Titus und Gisipus“, dieses schon nach *S 5* in *GR* gebucht, dann

76	Rinaldus der peraubt kauffman	192
62	Altrewsſ mit dem geiczigen purger	274
72	Pura ein junckfraw vnd marterin	283
84	Fabel mit den frosch von ruemerey	193

Doppelte Eintragungen sind nicht vorhanden, es stehen also unter *S 9* in *GR* 64 — 5 = 59 Dichtungen. Aus *S 10* — um gleich Alles zu erledigen — fehlt in *GR* nur ein Gedicht „profiant und umplatz 100 v.“, so daß hier 50 — 1 = 49 Titel verzeichnet stehen. Ich habe nun aus meinen Notizen die Gedichte festzustellen gesucht, die thatsächlich in späteren Spruchbüchern wiedererscheinen und dann von dieser späteren Stelle aus in *GR* gebucht werden. Wenn nun auch das eine oder andere Gedicht noch vielleicht nachzutragen ist, so kann man doch erkennen, daß nicht alle der Ausgelassenen an den späteren Stellen erscheinen. Bei einigen mag dies auf Rechnung ihrer „Unansehnlichkeit“ kommen, sie mögen überhaupt übergangen sein, eine große Anzahl aber wurde wohl erweitert, wir finden diese Erweiterungen aber nicht in den späteren Spruchbüchern, sondern in Einzeldrucken oder in der Folio, von der bei Abfassung des *GR* schon zwei Bände durch Hans Sachs vollendet waren.[1]) Es würde hier zu weit führen zu untersuchen, ob Hans Sachs die genannten Gedichte mit Rücksicht auf diese Drucklegung im *GR* ungebucht gelassen, und ob man eine eventuelle Registrierung dieser Dichtungen entweder in einem Register über seine Einzeldrucke — das natürlich Dramen und Spruchgedichte umfaßt hätte — oder in dem Register der Folio zu erblicken hätte. Diesen Beobachtungen entsprechend mindert sich natürlich auch der selbständige Wert des *GR* für die Forschung.

1) Das *GR* wird am 12. Juli 1560 begonnen (Vorrede zum *GR*), die Vorrede des Hans Sachs zum 2. Foliobande ist vom 9. Februar 1560 datiert, das erste für den 2. Folioband bestimmte Gedicht hat das Datum 16. Febr. 1558 (Festschrift S. 245).

Wie der *S 4* betreffende Teil von *GR*, so geht auch *S 5* in *GR* unter Nichtbenutzung von *G 5 R* auf *S 5 R* zurück. Wir können dies zunächst aus der Reihenfolge der Dichtungen an verschiedenen Stellen entnehmen, denn wenn *GR* sich in erster Linie auch nach den fortlaufenden Nummern der Seiten in *S* ordnet, so ist doch die richtige Folge auch mehrfach durchbrochen und stimmt dann nicht zu *G 5 R*, sondern zu *S 5 R* gegen *G 5 R*, z. B.:

S 5 R:	Gotter vom menschlichen leben	41	*GR*: 41	*G 5 R*: 41
	Muck und ameis	154	154	133
	Glueck und armuet . . .	133	133	154

oder Histori:

S 5 R:	Der dot jeronimj . . .	93	*GR*: 93	*G 5 R*: 93
	Die unkeusch romilda . .	137	133 (!)	137
	Ulises mit den winden . .	123	—	123
	Thimon (!) und Euphigenia	205	205	205
	Urtail paridis	215	215	213[1])
	Zerstörung troye	156	156	—
	Agatocles und Clinias . .	243	243	243
	Schlacht des herzogs von Cleve	12	12	—
	Kaisers zueg in Frankreich .	106	106	—
	Gefencknus herzog hainrich .	159	159	159

Ferner stimmt *GR* zu *S 5 R* gegen *G 5 R* in der Angabe über die Verszahl der „Trag. Gismunda“ *G 5 R* 472, *S 5 R* 500, *GR* 500. (*S* 473? + Nachtrag von 30 V.) Diese Thatsache widerlegt auch wiederum direkt Herrmanns Behauptung, *GR*(*e*) repräsentire das Original gegenüber *S*. Auch bei den Titeln finden wir zunächst bei den nicht dramatischen Gedichten das nämliche Verhältnis wie bei *S 4*, teilweise zeigen sie deutliche Provenienz aus *S 5 R*, teilweise aus den Titeln im Text von *S*, was wiederum das „Durchsuchen“ der Bücher bestätigt; die hierher gehörigen Beispiele wurden schon früher (S. 385) mitangeführt. Wir bemerken ferner, daß Hans Sachs auch bei den Spruchgedichten keineswegs immer seine Titel peinlich genau aus *S* oder den Sonderregistern herübernimmt, und dürfen diese Thatsache daher um so mehr auch bei dem Dramenregister verwerten, als die dreifache Angabe über Personenzahl, Verszahl und die statt der Blattzahl gesetzte Aktzahl Aenderungen und zumal Kürzungen in der Wiedergabe des *GR* besonders nahe legt. So können wir es meines Erachtens ganz ruhig hinnehmen, wenn wir lesen *S 5 R*: 586 „Amerigo mit seiner dochter fiolanta mit 13 pers. . .“ 175, dagegen *GR* „Die violanta . . . . 5 . . . 13 . . .“ 586 oder *S 5 R* 810 „Die gedultig margreffin griselda mit 13 person . . .“ 217, *GR* „Griselda die gedultig . . . 5 . . . 13 . . . 810“ oder auch *S 5 R* 500 „Gismonda die fürstin mit 10 personen . . . .“ 161, *GR* „Gismunda mit quisgardo . . . . . 5 . . . 10 . . .“ 500. Wichtiger sind Abweichungen in positiven Angaben, außer der schon S. 382 besprochenen *S 5 R* 314 „Der schwanger Kalandrin mit 5 person . . .“ 87, *GR* „Der schwanger pawer . . . . 5 . . .“ 314, die sich als eine Richtigstellung in *GR* darstellt, sind jedoch solche zwischen *S 5 R* und *GR* nicht vorhanden.

Auch bei *S 6 R* beobachten wir, wie aus den Sonderregistern, unterstützt durch den Text von *S*, *GR* zusammengestellt ward. Abgesehen davon, daß z. B. bei den Spruchgedichten in verschiedenen Fällen *GR* in ungenauen Blattangaben mit *S 6 R* übereinstimmt (*S 6 R* „fabel die hasen fachen den jeger“ 292, *GR* 292, *S* dagegen 294; *S 6 R* „das hais eyssen“ 133, *GR* 133, *S* 131), ruht die Reihenfolge des Abschnittes „mancherley art gemüschter matery“ ganz

1) 213 als Blattangabe ist richtig.

auf der Anlage von *S 6 R*, wie wir ähnliches schon bei *G 5 R* und *S 4 R* beobachteten. Es folgen sich in *S 6 R* „poetrey gedicht", „höfflich frey und gemain spruech", „historj". Nun hat Hans Sachs im *GR* recht häufig die Dichtungen unter andere Abschnitte untergebracht, so ließ er an der entsprechenden Stelle in *GR* im erstgenannten Abschnitt aus: „menschlich hercz ainer muel geleich Bl. 125", im zweiten „drey ler agesilay 4", „ein gancz gereimpte karten 6", „zeitregister 32", „der schönpart spruch 65", „Neun stück pringen armut 117", „dreyerley hairat 137", „lobspruch salczpurg 140", zu diesen kommen noch fünf Gedichte aus den „historj" in *S 6 R*. Sämtliche Gedichte sind dann unter Störung der fortlaufenden Zahlenfolge (mit einer einzigen, zweifellos auf einem Abschriftsirrtum beruhender Umstellung zweier aufeinanderfolgenden Nummern („dreyerlei hairat 137", „neun stuck 117") genau in der Reihenfolge eingetragen, wie sie sich aus den verschiedenen Gruppen von *S 6 R* zusammensetzen:

GR:	Des menschen hercz ainer muel geleich	125	(*S 6 R*: poetrey ged.)
	Drey ler agesilay des kunigs . . .	4	(*S 6 R*: gemain spruech)
	Ein gancz gereimpte karten	6	
	Zeitregister der zwelff monat . . .	32	
	Der schonpart spruech	65	
	Dreyerlay hairat	137	
	9 stueck pringen entlich armuet . .	117	
	Lobspruch der stat salczpurg . . .	140	
	Zanck zwischen ajax und vlisi . . .	122	(Historj)
	Die zwen kunclichen treum	303	
	Vlises am wilden feigenpaum . . .	304	
	Vlises auf dem flos	305	
	Vlises mit den werbern	307	

Vergleiche auch kleinere Uebereinstimmungen *S 6 R* „Das intherim", *S* Bl. 96 „Der interim", *GR* „Das ynterim" ꝛc. Die Einsicht in *S* verraten Titel wie: *S 6 R* „Die verloren junckfraw", *GR* „Die verloren junckfraw Agnesa"; *S 6 R* „Drey frawen mit dem porten", *GR* „Drey frawen funden ainen porten" ꝛc.

Die Titel der dramatischen Dichtungen weisen ebenfalls einige Veränderungen auf, z. B. *S 6 R* „Der gedultig job mit 19 personen", *S* „Ein comedi des job mit 19 personen zw spielen und hat 5 actus", *GR* „Hiob der gedultig . . . . . 5 . . . 19 . . . 700", aber selbst Abweichungen wie *S 6 R* „Die zween prueder aus planto mit 10 personen", *S* „Ein comedi des weit peruempten poeten planto in Menechmo hat 5 actus mit 10 person", *GR* „Die zwen prueder lueczen . . . . . 5 . . . 10 700" oder *S 6 R* „Der kauffmann mit den alten weibern mit 5 perſ.", *S* „Ein fastnacht spil mit fuenff personen zw spilen", *GR* „Der kauffman mit dem deufel . . . . 5 . . . 322" lassen sich durch erneute Einsichtnahme in den Text erklären. Titelverschiedenheiten beweisen in der Beschränktheit, in der sie hier noch auftreten, nichts ohne die Stütze positiverer Angaben, wie der Verszahlen ꝛc.

Von den fünfzehn Dramen in *S 6* stimmen nun zunächst in zehn Fällen die Angaben der Verszahlen in *S 6 R* mit denen in *GR*: „Geschöpff und val ade" *S 6 R* 1000, *S* Bl. 117 „anno salutis 1548 am 17 Octobris hat 1000 vers", *GR* 1000; „von dem reichen sterbenden man" *S 6 R* 1284, *S* Bl. 180 suma 1284 vers, *GR* (unter den „Tragedj" angeführt) 1284; „Jacob und Esau" *S 6 R* 660, *S* ohne Angabe, *GR* 660; „Circe mit Ulise", *S 6 R* 714, *GR* 714; „Enthaubtung Johannis" 468, *GR* 468; „Nassentancz" 330, *GR* 330; „sechs Kempfer" *S 6 R* 742, *GR* 742; „unschuldig fraw genura" 700, *GR* 700; „Gericht Salomonis" 700, *GR* 700, „Kauffman mit

den alten weiben" 322, *GR* 322. Für die vier letzten Gedichte ist aber folgendes zu bemerken: Der „Kauffman ꝛc." bietet im Text von *S* in Wirklichkeit 324, das „gericht Salomonis" 704 Verse. Es war schon oben gezeigt, daß der an dieses Drama geknüpfte Schluß Herrmanns in sich zusammenfiel, und wir jetzt die Angabe 700 in *S 6 G* als Zählfehler des Dichters — oder ungefähre Angabe in ganz runden Zahlen? — betrachten müssen, und jetzt erkennen wir, daß die zweimalige Uebereinstimmung von *GR* und *S 6 R* gegen *S* und noch dazu in unrichtigen Angaben auf Herübernahme aus *S 6 R* hinweist. Ferner: Die „sechs Kempffer" zeigen im Text *S* nur 726 statt 742, die „Genura" 686 statt 700 Versen. Aber es sind am Ende von *S 6* verschiedene Dramennachträge eingeschrieben, und zwar zu „Genura" 14 Verse, zu den „sechs Kempffer" 16, der „Kunigin von Franckreich" 57, „zwei brüder nach Plauto" 72, „Jocasta" 4, nochmals „Kunigin von Franckreich" 46. Nun gibt aber die Verszahl von *S* + der des Nachtrags bei „Genura" (686 + 14 = 700) und den „sechs Kempffern" (726 + 16 = 742) ganz richtig die Verszahl von *S 6 R* = *GR* (700 und 742), und wir schließen noch weiter, daß jene beiden Nachträge in *S 6* vor der Abfassung von *S 6 R* und *GR* entstanden sind.

Wirklich in *GR* von *S 6 R* und *S* abweichende Versangaben treffen wir in Fällen, bei denen von Fall zu Fall Verschiedenes zu bemerken ist; von jetzt an müssen wir auch die bei manchen Dramen am Schlusse des Textes in *S* stehende Angabe über die Verszahl in die jeweilige Betrachtung einbeziehen (= *Se*; siehe S. 383). Es haben „Königin aus Frankreich": *S 6 R* 13 personen 756 Verse, *S* Bl. 189: „Ein comedi mit 10 personen zw spilen genent die Küngin auß franckreich vnd hat 8 actus vnd 700 vers", am Schluß Bl. 202: „a. s. 1549 am 12 tag Decembris", dann mit blasserer, augenscheinlich späterer Tinte: 802 (Verse), *GR* 13 personen, 765. Eine Auszählung in *S* ergibt 698 Verse, hierzu nun der erste Nachtrag von 57 Versen (oder wurden die Reimpaare gezählt 29 = 58 Verse?) gezählt gibt 755 (*S 6 R* 756). Wir dürfen aber wohl getrost annehmen, daß die Zahl 756 in *S 6 R* auch hier, wie in früheren Fällen *S* + Nachtrag darstellen soll, so daß auch dieser dritte Nachtrag älter wäre als *GR*; die Zahl 765 aus 756 in *GR* halte ich wieder für einen der bekannten Schreibfehler. Der zweite — an sechster Stelle stehende — Nachtrag zur „Königin aus Frankreich" von 46 Versen hat in den Registern keine Verwendung mehr gefunden, — ist also jedenfalls jünger als diese, nur am Schlusse des Textes in *S* (sieh oben) stand die später zugeschriebene Notiz 802, und 756 + 46 gibt 802. Die Angabe der höheren Personenzahl (13 in *S 6 S* und *GR* gegen *S*) ist durch den Nachtrag bedingt.

Für die „Jocasta" verzeichnet *S 6 R* 704, *GR* 700, *S* am Schluß Bl. 289: „a. s. 1550 am 19 aprilis summa 704." Zunächst scheinen diese Zahlen eine willkommene Stütze für Herrmann zu bieten, aber genauere Betrachtung lehrt, daß zuerst in *S 6 R* und in *S* wie in *GR* 700 stand, und erst nachträglich mit der uns schon bekannten blasseren Tinte aus der Null eine Vier gemacht wurde. Der Nachtrag zu „Jocasta" erscheint also jünger wie die Register.

Die erweiterte Fassung der „Violanta", (*S 6 R* 700, nach Auszählung *S* 702 gegen 586 Verse in *S 5*), die aus *S 6* natürlich in *S 6 R* überging, ist in *GR* nicht nochmals gebucht worden.

Ferner: Hiob *S 6 R* 686 (korrigiert aus 1000), *S* am Schluß ohne Angabe, nach Auszählung in *S* 715, ohne Nachtrag in *S*, *GR* 700, „Zwen prueder (Menaechmi)" *S 6 R* 614, *S* nach Auszählung 614, ohne Angabe am Schluß, Nachtrag von 72 Versen, *GR* 700. Bei diesen beiden Dramen liegen zweifellos Irrtümer unseres Dichters vor. Die Korrektur 686 beim „Hiob", soll sicherlich den direkt darunterstehenden „zwei prueder" gelten, denn 614 + 72 giebt

686, Hans Sachs hat sich um eine Zeile girrt, dadurch war dann natürlich auch der „Hiob“, falsch korrigiert; die Thatsache der Korrektur aber würde zeigen, daß auch der vierte Nachtrag in *S 6*, der zu den „zwei pruedern“, älter ist als *GR*, also nur die beiden letzten (Jocasta und der zweite zur Kunigin aus Frankreich) jünger. Die Angabe 700 sowohl für „Hiob“, als auch für die „zwei prueder“ entspricht auch nicht den Thatsachen, jedenfalls soll aber in der Angabe 700 für die „zwei prueder“ der Nachtrag der 72 Verse aus *S* eingerechnet sein.

Vielleicht sind die Nachträge durch Aufführungen veranlaßt; es wäre wohl zu prüfen, ob die chronologischen Anhaltspunkte, die wir durch diese Annahme für die Aufführung Hans Sachsischer Dramen gewännen, etwa durch andere Angaben gestützt würden. Wenn nun die bisherigen Untersuchungen etwas beweisen, so ist es die Unhaltbarkeit von Herrmanns Angaben für *S 4, 5* und *6; GR* hat hier nirgends eine wirklich selbständige Angabe, die als Niederschlag einer früheren Fassung betrachtet werden müßte.

S 7 und *8* sind verloren, wir treten daher direkt an die Betrachtung von *S 9* und *10* heran. Zweifellos ist Herrmann von diesen Spruchbüchern aus zu seinen Anschauungen gekommen, aus ihnen stammen auch vorwiegend seine Beispiele. Die Titel der Spruchdichtungen in *GR* bieten nun wieder weitgehende Uebereinstimmungen mit *S 9 R*, auch stimmen beide Register wieder in einigen unrichtigen Blattangaben zusammen. *S 9 R* „sieben alter“ Bl. 180, *GR* 180, *S* 185; *S 9 R* „drey schwenck Diogenj“ 269, *S* 263, *GR* 269,[1]) doch auch *S* macht sich gelegentlich geltend *S 9 R* „pritschen gsang zv ainem kuning stueck“, *S* „Der pritschen gsang zu ainem kunigs mal eingang“, *GR* „pritschen gsang zu ainem kungsmal“, bei den Dramen *S 9 R* „Der plint mesner“, *S* „ . . . der plint mesner mit dem pfarer und seim weib“, *GR* „Der plint mesner mit dem pfafen“; *S 9 R* „Der dot mon“, *S* „ . . . der dot mon“, *GR* (aus dem Inhalt ergänzt) „Der dot mon wur lebentig“, in einem Falle haben wir gleichsam eine Verbindung von *S 9 R* und *S* „Thales vnd solon vom weiber nemen“, *S* „ . . . zwaier philosophi disputacio ob peser hayraten etc.“, *GR* „Thalles mit solone disputacion.“

Von den 24 dramatischen Dichtungen in *S 9* passieren zunächst 14 ganz ohne Bemerkung: die „Comedi Camillus mit dem falschen schulmaister“ (*GR* „Der falsch schulmaister“), die Tragedien „Clitemestra“, „Alcestis“, die Fastnachtspiele „Ewlenspigel mit der kelerin“, „roßdieb zu füensing“, „wainet hüntlein“, „alt pueler“, „wunderlich mender etc.“, „los man“, „pfarrer mit eprecher pauern“, „sant petter mit seinen freunden“, „plint mesner“, „dot im stock“, „thales und solon.“ Hier stimmen *S 9 R*, die Angabe am Schlusse der Dichtung = *Se* und *GR* völlig überein. Der auf 728 Verse erweiterte „Titus und Gisippus“ ist, wie früher die „Violanta“ nicht nochmals in *GR* gebucht.

In andern Fällen stimmt *GR* auch zu *S 9 R* und *Se*, in denen die wirkliche Verszahl von diesen Hans Sachsischen Angaben abweicht, „Der dot mon“ *S 9 R* 330, *Se* 330, *GR* 330, wirkliche Verszahl (*S*) 336; „armut und glück“ *S 9 R* 434, *Se* 434, *GR* 434, *S* 436, ein Nachtrag von 20 Versen ist ungezählt geblieben, ja *GR* stimmt auch zu den Schlußangaben in *S*, wenn diese von *S 9 R* abweichen. „Irfart Ulisi“ *S 9 R* 1370, *Se* 1378, *GR* 1378, nach Auszählung 1387; „Der kremers korb“ *S 9 R* 328, *Se* 326, *GR* 326, nach Auszählung in *S* richtig 328. Ferner „Achilles mit Polixena“ *S 9 R* 1158 (1080 + einem Nachtrage von 78 Versen), *Se* 1080, *GR* 1158, der Nachtrag ist also auch in *GR* mitgerechnet, während ein solcher von 156 Versen bei der „Persanes“ in *GR* nicht gerechnet ist.

---

1) Auch finden wir in *S 9 R* wieder die bekannte Verwechslung der Zahlen, „Magelona“ hat in *S* 408 Verse, nach *S 9 R* 480.

Bei der „Persanes“ haben wir überhaupt Schwierigkeiten. Der Titel in *S* lautete zuerst Bl. 46 „Ein comedi mit 5 personen persanes die kinig[in] reit aristotilem hat 5 actus.“ Am Schluß stand „556 vers.“ Der Nachtrag Bl. 298 bestand aus Reden der zwei Trabanten Driton und Craton. Diese beiden sind dann am Schlusse des Personenverzeichnisses in *S* als sechste und siebente Person nachgetragen, die 5 (bei der Personenangabe) ist in eine 7 korrigiert, ferner — und diese Korrektur halte ich für jünger als die vorige — ist in der Verszahl 556 aus der ersten 5 ebenfalls eine 7 gemacht, die zweite Zahl ist durchstrichen und durch eine 1 ersetzt, die 6 ist stehen geblieben, also 716 statt 556. *S 9 R* hat 716 und „7 pers.,“ *GR* „3 (acte) . . . 7 p. . . . 556“. Die Angabe von *GR* ist am unbrauchbarsten, zuerst ist die Anzahl der Akte unrichtig (3 statt 5), dann zeigt es die infolge des Nachtrags vermehrte Personenzahl, während der nämliche Nachtrag bei der Verszahl nicht berücksichtigt ist. Da nun, wie die Personenzahl 7 zeigt, *GR* den Nachtrag zu „Persanes“ kennt, so gehen seine Angaben auch auf *S* zurück, und der Zwitterzustand, den es bietet, wird am besten durch die Annahme erklärt, daß Hans Sachs zuerst bloß die zwei Personen zuschrieb, so daß thatsächlich eine Zeitlang in *S* „7 person“ und am Schluß „556 Vers“ stand, und daß diese Angabe erst später nach *S 9 R*, welches den Nachtrag schon verwertet hatte (doch nicht ganz richtig verwertet, denn 556 + 156 = 712) geändert wurde.

Auch bei „Agatocles und Clinia“ finden sich infolge eines nicht mitgerechneten Nachtrags von 94 Versen Korrekturen. In *S* steht „Ein tragedj mit 5 [corrigirt in 7] personen . . . drey actus“, am Schluß (*Se*) 474 korrigiert in 568 (474 + 94 = 568). Eine Auszählung ergibt aber nur 469 Verse. *GR* hat „3 (acte) . . . 5 . . . 478“. Auch hier die Korrekturen sind zweifellos erst später vorgenommen, die Angabe 478 im *GR* bleibt unerklärt. Wir erhalten nun für die vier Nachträge in *S 9* das Gesamtresultat, daß die beiden ersten („Persanes“ 156, „Achilles und Polixena“ 78) sich schon von Anfang an in den Registern *S 9 R* und *GR* bemerkbar machen, die beiden letzten dagegen („Armut und glück“ 20, „Agatocles und Clinia“ 94) gar nicht oder nur durch (spätere) Korrekturen, ich schließe also daß diese letztgenannten überhaupt jünger sind als *S 9 R* und *GR*.

Es bleiben noch zwei Dramen „Kebsweib des leviten“ und „Rosimunda“. Kebsweib: *S 9 R* „732 . . . 13 pers.“, *S* (nach Auszählung) 712 (?) „. . . 13 pers. . . . 5 actus“, am Schluß „732 vers“, *GR* „5 pers. . . . 5 act. . . . 474 vers“. Die Versangabe in *S 9 R* ist also von der Notiz am Schluß des Dramas abgenommen, die Registrierung in *GR* ist ganz falsch, sie erklärt sich aber aus *S 9 R*; direkt vor dem „Kebsweib“ steht nämlich in *S 9 R* „Trag. Agatocles und Clinia“, die thatsächlich 5 (erst später korrigiert in 7) Personen und 474 Verse aufweist. Hans Sachs ist hier eine Zeile zu hoch gekommen, diese Irrung zeigt aber hier wieder die Anlage von *GR* nach *S 9 R*. Ich weise noch darauf hin, daß *GR* auch bei dem Fastnachtspiel „Thales mit Solone“ bei richtiger Verszahl eine falsche Angabe der Personenzahl hat, nämlich 5 statt 3, *S 9 R* und *S* haben richtig 3.

Für „Rosimunda“ notiert *S 9 R* 816 Verse, *S* (nach Auszählung) 816, *Se* 816, *GR* 814. Dies ist das einzige Beispiel, daß *GR* allein eine geringere Angabe hat. Aber man wird hierauf nichts stützen können, nachdem wir sahen, daß es gerade gegen Spruchbuch und Sonderregister verschiedene fehlerhafte Angaben hat, die ihm bis hierher nur eine sekundäre Stellung unter den Registern anweisen.

Dagegen ergeben sich möglicherweise andere Verhältnisse bei *S 10*, das vom 1. Oktober 1555—30. September 1556 geschrieben wurde, also in einer

Zeit, in der wir der Abfassung des *GR* (1560) schon ziemlich nahe gekommen sind. Hier die Möglichkeit eines fremden Einflusses ins Auge zu fassen, bestimmt mich die immerhin bemerkenswerte Thatsache, daß in der Behandlung der Titel von *S 10* in *GR* in der That ein früher in dieser Weise nicht bemerkter Unterschied zwischen den Spruchgedichten und den Dramen besteht. Während die Titel der Spruchgedichte in *GR* fast ganz genau mit den Notierungen in *S 10 R* übereinstimmen, zeigen die Dramen oft ganz bedeutende Abweichungen (z. B. *S 9 R* „Pamphiles der jung marschalk“, *GR* „Des marschalks sun“ etc.). Die endgültige Erwägung behalte ich mir jedoch bis nach Einsicht in die mir jetzt noch nicht zugänglichen *S 11—14* vor.

Ueber die aus diesen Spruchbüchern sich ergebenden Resultate will ich in der Fortsetzung dieser Besprechung ganz kurz berichten. Jedenfalls aber haben die vorhergegangen Untersuchungen gezeigt, daß eine „Untersuchung über die Entstehung des Hans-Sachsischen Textes“, wie Herrmann sie geben will, sich auf einer anderen Grundlage aufbauen muß, als sie Herrmann sich bisher geschaffen hat. Die obigen Ergebnisse ändern und bereichern natürlich auch das Dramen-Verzeichnis, von welchem Herrmann für seine Reimuntersuchungen ausgeht; hierüber, sowie über die Frage, in wie weit die angedeutete Vermehrung des Materials auch jene Reimuntersuchungen trifft, wird ebenfalls in der Fortsetzung dieser Besprechung gehandelt werden.

Münster i. W. Karl Drescher.

Schwartz R., Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters. Eine literarhistorische Untersuchung. Oldenburg und Leipzig, Schulze (1894). 4 *M.*

Die vorliegende Arbeit ist ein neuer höchst wertvoller Beitrag zur Stoffgeschichte der dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts. Der Autor scheidet drei große Gruppen. Den Ausgangspunkt der einen bilden Hans Sachs und Voith, den der zweiten Naogeorgs Hamannus. In einem dritten Abschnitte werden diejenigen zahlreichen Dramen zusammengefaßt, die kein Abhängigkeitsverhältnis zeigen. Mehr als dreißig Esther-Dramen sind hier genau besprochen und charakterisiert. Auch ein Verzeichnis der Aufführungen bietet wenig Anlaß zu Nachträgen. 1608 spielten die Jesuiten eine Esther in Graz an zwei Tagen vor dreitausend Zuschauern (Undecim Lustra Universitatis Graecensis Lustr. IV, V, p. 64. Peinlich, Geschichte des Grazer Gymnasiums, Programm von 1870, S. 7). Ueber Esther-Dramen in Rußland bringt Wesselofsky: Deutsche Einflüsse auf das alte russische Theater (S. 20, 35) interessante Notizen. Mit Murer steht wahrscheinlich ein um 1560 gespieltes ladinisches Esther-Drama in Zusammenhang (Flugi: Zeitschrift für romanische Philologie 2, 520). Die Esther der englischen Komödianten erscheint auch auf dem Weimarer Spielverzeichnisse (Meissner: Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft 19, 152). Auf außerdeutsche Bearbeitungen einzugehen, hat Verfasser vermieden. Darin liegt ein Mangel des Buches, den schon S. Singer in der Sonntagsbeilage des „Bund“ Nr. 32 S. 255 f. hervorgehoben. Der Verfasser hat die Frage nicht aufgeworfen, ob nicht Hans Sachs und Voith ein älteres Esther-Spiel, das vielleicht mit der Darstellung im Mistère du vieil testament in irgend einem Zusammenhange stand, benützt haben könnten. Zu einem sicheren Resultate gelangen wir nicht. Denn Reden der eßgierigen Diener sind ebenso wenig beweisend, wie die Zurüstung der Tafel, die Singer anführt. Wichtiger scheint die von Singer ebenfalls schon angezogene Rede Esthers vor dem König bei Sachs:

O König, großmächtig und herrlich,
Dein Adl und Kron ist mir zu ehrlich

Dein Gnad und Gunst ist mir zu hoch
Dein Würd zu groß; aber jedoch
Ergib ich mich zu Eigen dir:
Dein guter Wille gescheh an mir.

Im Mistère heißt es an entsprechender Stelle (ed. Rothschild 6, 45458 ff.):

Humble de coeur, parfaicte obeissance,
A toy me rens, prince de grand pouoir
Moy indigne à la magnificence,
D'en approcher se n'est pas ton voulloir.

Erwähnenswert wäre folgender Zusatz, der sich in beiden Bearbeitungen des H. Sachs findet: Hamann fleht Hester um Mitleid an, sie erwidert (Stuttgarter Literarischer Verein 102 S. 127, 173 S. 121):

Dein untrew die kumb uber dich!
Dir gscheh nach deiner übelthat!
Dein hoffart dich verführet hat.

Die Bibel (Esther 7, 7, 8) gibt keine Antwort Esthers, wohl aber spricht sie im Mistère (V. 47800 f.):

Te souver moy? Tu me mes en dangier.
Te impetrer grace, et si tu quiers ma mort.

Bei Voith fehlt eine derartige Antwort. Für ihn scheint mir auch eine Bekanntschaft mit dem französischen Spiele sehr zweifelhaft. Singer führt dafür die vierte Scene des ersten Aktes an, die ganz ähnlich wie im Mistère Erzählungsbericht in Handlung umsetze. Aber die Uebereinstimmung ist zu gering, um nicht Selbständigkeit möglich erscheinen zu lassen. Die kurze italienische Rappresentazione della regina Ester (Ancona, Rappresentazioni 1, 129—166) ergiebt keine merklichen Berührungspunkte mit deutschen Spielen.

Da Singers Besprechung den Fachgenossen schwer zugänglich ist, hebe ich noch einige Bemerkungen heraus. Der Name Sylnang (S. 267) muß unbedingt Sylvanus heißen (offenbar mit Abkürzung geschrieben). Die handschriftliche Kopie des Berner Spiels in der Berner Stadtbibliothek, die Schwartz nicht zu datieren wagt (S. 64), gehört nach einer im selben Hefte befindlichen von derselben Hand gefertigten Abschrift in das Jahr 1790. Nicht die Kantonsbibliothek, sondern die Stadtbibliothek von Zürich verwahrt den Druck des Esther-Spiels von Voith aus dem Jahre 1537 (S. 13 Anmerkung). Das Titelblatt unterscheidet sich von dem, bei Holstein (Literarischer Verein 170, 132) erwähnten Zwickauer Exemplare, in der Holzschnittumrahmung, sowie durch einzelne unbedeutende Abweichungen im Text. Der Fehler, den Schwartz (S. 17 Anmerkung) anführt, ist hier vermieden. Nicht beistimmen kann ich Schwartz, wenn er (S. 172) die Ansicht ausspricht, man habe es in der Esther der englischen Komödianten mit einem auf deutscher Tradition beruhenden Stücke zu thun. Auch abgesehen von dem Zwischenspiele, das schon durch dem bekannten Wortspiel mit König und Königin (Schwartz S. 178, Tittmann S. 42) seinen Ursprung nicht verleugnet, sind auch im ernsten Teile zu viele englische Wendungen, als daß sie sich mit der gezwungenen Erklärung von Schwartz, die Anglicismen seien erst durch Benutzung des Stückes vor seiner Drucklegung eingedrungen, rechtfertigen ließen (vgl. Creizenachs Einleitung zu seiner Ausgabe, die Schwartz nicht berücksichtigt, S. LII). Nur ganz beiläufig kommt Schwartz (S. 261) auf Grillparzers Fragment zu sprechen. Wenn er sagt: „Die moralische Fleckenlosigkeit

Esthers . . . würde dem in der weiteren Entwicklung des Dramas unvermeidlichen Intriguenspiel unbedingt zum Opfer gefallen sein," vertritt er eine Auffassung, der Baron Berger in seinen Dramaturgischen Vorlesungen mit vollem Rechte widersprochen (vgl. meine Ausführungen im Euphorion 1, 655 f.).

Wien. Alexander von Weilen.

Eloesser A., Die älteste deutsche Uebersetzung Molièrescher Lustspiele. (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie. Germanische Abteilung Nr. 3). Berlin 1893, C. Vogts Verlag. — 1.80 *M.*

Vielleicht angeregt durch Boltes vorzüglichen Aufsatz über „Molière-Uebersetzungen im 17. Jahrhunderte" im 82. Bande von Herrigs Archiv hat es Eloesser unternommen, die älteste dieser Uebersetzungen, die 1670 erschienene „Schaubühne Englischer und Frantzösischer Comödianten", und deren Verfasser zu charakterisieren. An diese schließt die große Uebersetzung „Derer Komödien des Herrn von Molière, kgl. französischem Komödianten ohne Hoffnung seinesgleichen," erschienen 1694 bei Tauber in Nürnberg, von der Bolte annimmt, sie sei nach Muster der Terenz-Uebersetzung von 1692 vornehmlich Schulzwecken gewidmet; dieselbe Firma gab ein Jahr später den „Histrio-Gallicus, Comico-Satyricus" heraus. Der Verfasser dieser dreibändigen Uebersetzung spricht mit Geringschätzung von der „ungerathenen Art" seines Vorgängers, wählt aber dieselben dreizehn Stücke Molières zur Verdeutschung, ändert nach Bolte „den Ausdruck hier und da in möglichstem Anschluß ans Original" und benützt vielfach die Uebersetzung von 1670. Im Jahre 1696 erschien ein vierter Teil. — Die Uebersetzung „Des Herrn v. Molière Schertz- und Ernsthaffte Komödien, Auf vieler Verlangen wieder aufs neue zum drittenmal ins Teutsche übersetzt" Nürnberg und Altdorf 1721, nennt Bolte eine Neuauflage des Histrio-Gallicus. Eine weitere Auflage erschien 1740, und 1752 kamen bei Herold in Hamburg „Des Herrn Molière sämtliche Lustspiele. Nach einer freyen und sorgfältigen Übersetzung," heraus; wieder spricht die Vorrede verächtlich von den „drei elenden und undeutschen Uebersetzungen im vorigen Jahrhundert." Außerdem wurden wiederholt einzelne der Stücke Molières („L'amour peintre", „le Sicilien", „le mariage forcé" u. a.) ins Deutsche übersetzt. Dies sei zur Orientierung an die Spitze gestellt.

Eloesser hat, wie erwähnt, die älteste Uebersetzung seiner Untersuchung zu Grunde gelegt. Der erste Abschnitt seines sehr gut gearbeiteten Buches bringt eine in kurzen, kräftigen Strichen entworfene Skizze der deutschen Bühne des 17. Jahrhunderts, des Gegensatzes zwischen Dichtern und Schauspielern, des Eindringens fremder Truppen und Bühnenstücke nach Deutschland. Die Aenderungen, die deutsche Bearbeiter an den Stücken vornehmen, werfen interessante Streiflichter auf die Geschmacksrichtung beider Volksstämme zu jener Zeit. Der bekannte Velten ist der erste, der französische Tragödien — zunächst jene Corneilles — dauernd in seinen Spielplan einfügt. Rascher war die Komödie eingedrungen. Die Eingangs erwähnte „Schaubühne," die sich direct an die Sammlungen der englischen Komödianten anschließt, enthält u. a. bereits fünf Stücke Molières. („L'amour médecin", „les precieuses", „Sganarelle", "l'avare," „Georges Dandin"). Der Uebersetzer (Eloesser nimmt mehrere an) ist nicht bekannt; wie Eloesser nachweist, wurden mit viel Geschick jene Stücke Molières ausgewählt, die dem durch englische Truppen beeinflußten Zeitgeschmack am besten entsprachen. Stoffgeschichtlich verdient der Nachweis Beachtung, daß Molières „Dandin" mit Hans Sachs „Weib im Brunnen" aus einer Quelle, einer Novelle des Boccacio, geschöpft ist, ein Stoff, der sich auch sonst noch bei Deutschen, Italienern, Eng-

ländern und Spaniern findet. Eloesser nimmt sich der selten genannten und bis auf Zarncke stets gering geschätzten Uebersetzung warm an und legt den Vorteil dar, der in einer „wirklichen, wörtlichen Uebersetzung" mit „sicherem Text," der ersten ihrer Art, liegt. Wie er in den folgenden Absätzen zu beweisen sucht, ist aber, vom richtigen Standpunkte betrachtet, die Uebersetzung an sich nicht schlecht, der Uebersetzer nicht untüchtig, ja er ragt in Bezug auf Sprachgefühl und Beherrschung beider Sprachen über die Mehrzahl seiner Zeit- und Berufsgenossen hervor. Eloesser hat sehr prägnante Gesichtspunkte zur Charakteristik des Uebersetzers gefunden. Namentlich der Abschnitt „Syntaktisches" ist sehr fein gegliedert und ist in seinen Ergebnissen noch lehrreicher, als die Besprechung der einzelnen Stücke. Besonders interessant scheint es mir, festzustellen, in wie weit diese älteste Uebersetzung deutlich nachwirkt, wo sie von den jüngeren übertroffen wird und wo diese hinter ihr zurückbleiben. In Eloessers Aufgabe lag das ja zunächst nicht; und so mag denn dieser Punkt ergänzt werden. Zur Verfügung stand mir die Uebersetzung von 1695 (*A*) die von den Stücken, die Eloesser zur Untersuchung herangezogen hat, „l'amour médecin", „les precieuses", „Georges Dandin" und „l'avare" enthält, der 1. und 2. Band der Uebersetzung von 1721 (*B*; Band 3 und 4 fehlte mir leider) mit „l'amour médecin" und „les precieuses" und die von 1745 (*C*), welche „l'amour médecin", „les precieuses" und „Sganarelle" bringt.

Syntaktisch findet sich in der ältesten Uebersetzung (*S*) manche von ansehnlicher Sprachbeherrschung zeugende Feinheit, die dann auf hundert Jahre hinaus wieder verloren ging. Das „c'est que", „est-ce que", „voilà ce qui" u. s. w. wird vom Verfasser glücklich umschrieben und nur in Fällen pathetischer Anrede u. dgl. wörtlich wiedergegeben: „Wie mein Vater seyt ihrs, der sich zu solchen schändlichen Sachen gebrauchen läßt?" Darin folgen ihm die späteren Uebersetzer so ziemlich, nicht aber, wenn er französische Relativsätze auflöst und und sie größerer Ungebundenheit zuliebe dem Hauptsatze coordiniert. „Voilà ma fille, qui prend l'air" wird sehr passend „Sihe, da ist meine Tochter, und schöpfet frische Luft" wiedergegeben; *A, B, C* sprechen übereinstimmend von der „Tochter, welche frische Luft schöpfet." Ein andermal scheint auch ihnen der Relativsatz störend und sie suchen ihn los zu werden: „Je n'avais qu'une seule femme, qui est morte" übersetzt *S* mit: „Ich habe nur eine einige Frau gehabt, und die ist nun tot"; *A* und *B*: „Ich hatte nur eine einige Frau die ist (mir) gestorben", *C*: „Ich hatte nur eine Frau; nun ist sie todt". Aehnlich verhält es sich mit der Auflösung von Participien. „Votre fille toute saisie des paroles est montée" heißt bei *S*: „Eure Tochter ist ganz bestürtzet von den Worten, und ist hinaufgeloffen"; *B* ist an dieser Stelle in dem Bestreben zu bessern wirr geworden: („Eure Tochter ist gantz besessen von den Reden . . . . ist sie hinaufgeloffen") und erst *C* coordiniert wirksam: „Sie gieng geschwind hinauf". „Levant les yeux au ciel: Non, a-t-elle dit" übersetzt *S*: „Da hat sie die Augen aufgehoben und gesagt"; *A* und *B*: „Die Augen aufhebend hat sie gesagt"; und erst *C*: „Da hub sie die Hände gen Himmel: Nein, sagte sie". Das französische que wird häufig durch Konstruktionen ersetzt, die im Deutschen geläufiger sind: „Crois tu, que je n'ai pas bien prévu — — que je ne susse pas". . *S*: „Meynet ihr, ich habe nicht alles wohl zuvor gesehen . . . .? Meynet ihr, ich kenne nicht?" Dagegen *A, B* und *C*: „daß ich nicht gesehen, daß ich nicht wisse (kenne)". „Je vois bien, que c'est un Amilcar". *S* und *B*: „Ich sehe wohl, er ist ein Amilcar", *A* und *C*: „daß er . . . . . ist". „Hippocrate dit, que ces sortes de maladies ne se terminent . . . . . ." *S*: Hippokrates sagt ja, diese Sorte . . . . . . endigen erst", *A, B* und *C*: „daß dergleichen Krankheiten sich erst endigen".

In der Infinitivbehandlung stimmen die vier Uebersetzungen in einem Punkte überein; die bloßen Infinitive nach „sehen", „hören", „lehren" gehen durch. Der zweite Infinitiv beim Vergleiche findet sich auch in *A* („ich will mich eher entleiben, als einen solchen Mann freyen.") Der unabhängige französische Infinitiv in der rhetorischen Frage: „Was? Der Lieb . . . Gehör geben und . . . . antworten?" „Ich eine junge Person lieben?" findet sich nur in *S*: *A* setzt im ersten Falle ein „zu" ein, im zweiten ein „ich sollte" vor. Andererseits pflegt *S*, um die persönliche Beziehung stärker zu betonen, den absoluten Infinitiv zu umschreiben: „Endurer un tel affront!" „Aber daß ihr Euch schlagen laßt!" *A* und *B*: „Ihr laßt Euch also schlagen?" *C*: „Was? Sich dergestalt schlagen zu lassen?" oder: „Traiter comme cela un marquis!" *S*: „Soll man einen Marquis also tractieren!" *A*, *B* und *C*: „Einen Marquis also zu tractieren." („Einem . . . . zu begegnen!") Der Infinitiv mit „ohne zu" der dem Verfasser von *S* fremd ist, kommt auch bei *A* nicht vor: „je n'y rentre point, sans y trouver quelque chagrin", *S*: „und so offt ich darein komme, finde ich neue Ursach', traurig zu sein", *A*: „und gehe ich keinmal hinein, daß ich nicht einigen Verdruß darinn finde!" Bei der Uebersetzung von „je m'en vais" mit dem Infinitiv coordiniert *S* dem volksthümlichen Gebrauche entsprechend, während *A* sich wörtlicher ans Original hält: „je m'en vais l'apprendre sur l'heure à ses parents", *S*: „ich will alsobald hingehen, und es ihren Eltern sagen", *A*: „ich muß stehenden Fußes hingehen, mich . . . zu beklagen". Der optativische oder imperativische Infinitiv wird bei *S* geschickt durch andere Verbalconstructionen ersetzt, während die übrigen Uebersetzungen ihn gleichfalls mit dem Infinitiv wiedergeben: „dis, q u e je les prie de venir", *S*: „sage, ich b ä t e sie höchlich, sie wollen doch kommen", *A*: „daß ich sie gantz inständig bitte, alsogleich hierherzukommen". „Messieurs, je vous supplie de consulter de la bonne manière", „Ihr Herren, ich bitte Euch, ihr wollet auffs beste rathschlagen", *A* und *B*: „. . . . . auf das beste Rath zu halten" [„rath zu schlagen"] und erst *C*: „. . . . daß sie sich aufs beste beratschlagen mögen". Der Infinitiv in attributiver Bedeutung wird nie nachgeahmt, sondern in einen Relativsatz verwandelt; das sucht auch *A* nachzuahmen: „voilà une sotte nuit, d'être si noire", *S*: „das ist eine närrische Nacht, die so dunkel ist", *A*: „. . . . daß sie so finster worden ist". Die Auflösung des Infinitivs in Nebensätze kommt in allen Uebersetzungen vor, aber nicht ausnahmslos: „il a la mine de danser proprement", *S*: „Es scheint, als sollte er wol tantzen", aber *A*: „Die Geberden in dantzen sind geschicklich" und *C* versucht eine Uebersetzung, die gewandt und wörtlich sein soll, aber keins von beiden ist: „Seine Miene verspricht einen schönen Tänzer". — Oder: „pour remplir les vides de notre assemblée", *S*: „ob ihr unsere läre Versammlung umb etwas ausfüllen wolltet", *A* und *B*: „unsere schwache Versammlung zu verstärken", *C*: „um das Leere unserer Gesellschaft auszufüllen". Gewisse Zusätze und Erweiterungen im Zusammenhang der Rede sprechen in der That für ein sprachliches Feingefühl, das den späteren Uebersetzern mangelt. Der Umgangston wird gleichzeitig lebendiger und der Sprache angemessener, wenn Harpagons „je te donne au seigneur Anselme" mit „dich a b e r will ich dem Herrn Anselm geben"; auch *A* sagt: „W a s D i c h b e t r i f f t, so gebe ich dich dem Herrn Anselm". Oder: „L'oppression de ma fille augmente", *S*: „die Schwachheit meiner Tochter nimmt i m m e r zu", *A* und *B* „nimmt überhand" („zu") erst *C*: „die Beängstigung wird immer stärker". „Ce que vous avez resolu", *S*: „was ihr e n d l i c h beschlossen habt." *A*, *B*, *C*: „was ihr beschlossen habt" („sie beschlossen haben"). Mascarille verspricht den Preziösen „je veux établir chez vous une academie de beaux esprits;" in *S* wird sehr geschickt „eine rechte Aca-

demie", in *A*, *B* und *C* bleibt „eine Academie". Besonders interessant werden diese Zusätze in den Anreden, wenn aus „Ah Valère!" „Mein liebster Valère!" wird, oder gar das berühmte „Vous l'avez voulu Georges Dandin!" zu „Du hasts so haben wollen, Du armer Georg!" (*A*: „Georg Dandein!") Das Bestreben, sich der deutschen Umgangssprache anzugliedern, macht auch die Titel umständlicher und höflicher: „Mesdames" heißt bei *A*, *B* und *C* „Meine Dames" („Damen"), bei *S* aber: „Meine hochgeehrten Damen". Der „gentilhomme", in *A* und *B* ein „Edelmann", in *C* ein „Cavalier", ist in *S* ein „Vicegraf". Dafür geht aber auch *S* in der Etikette zu weit: Die zwei angeblichen Kriegskameraden sprechen einander mit „der Herr Vicegraf" an. („Te souviens tu, vicomte?") *A* und *B*: „Erinnerst Du Dich Burggraf?" *C*: „Erinnerst Du Dich noch wohl Vicomte?" — Schimpfworte und Derbheiten finden sich in *S*, *A*, *B* in ziemlich gleicher Qualität. Erst *C* mildert einigermaßen. Gorgibus spricht seine preziösen Töchter hier mit dem verhältnismäßig harmlosen: „Ach ihr lüderlichen Metzen! ihr nichtswürdigen Dinger!" an, während die älteren Uebersetzungen aus den „coquines" die schmachvollsten Schimpfwörter gemacht haben. Aus dem reichen Schimpfwortvorrate der Englischen Komödianten findet sich namentlich der „Bärenhäuter" in *S*, *A* und *B* für „coquin" und „pendard". *A* hat zudem eine besondere Vorliebe für die Zusammensetzungen mit „Galgen". Einzelne volkstümliche Wendungen, die *S* wohl gelungen sind, gehen in die anderen Uebersetzungen über. „Vous ne m'aviez pas dit, que les coups en seraient aussi", *S*, *A* und *B*: „ihr habt mir nicht gesagt, daß es auch Schläge (dabei) regnen solle (wird)", eine für den entlarvten Lakai sehr wohl passende Redensart, die *C* unnötig in „daß die Schläge auch dabei sein sollen", abschwächt. Oder: „on le veut tromper tout doucement", *S*: „man will ihn fein allgemach über den Tölpel werffen!" *A*: „gantz sachte über den Tölpel werffen". Andere derartige Wendungen gehen verloren: „mon mari ronfle", *S*: „Mein Mann schnaupfft wie ein Bär", *A*: „Mein Mann schnarcht, wie sichs gehört". Oder die einzelnen Uebersetzungen schwanken: „Voilà le marquisat et le vicomté en bas", *S*: „Nun liegt unsere Marggrafschafft und Vice-Grafschafft im Dreck", *A*: „da liegt die Marggrafschafft und Burggrafschafft darnieder", *B*: „. . . . im Koth", *C*: „da liegt nun das Marquisat und die Vicegrafschafft". Manchmal wird auch direkt eine Verfeinerung vorgenommen: „cela ne sent point la pedanterie", *S*: „das stinkt nicht nach Pedanterey", *A*, *B* und *C*: „riechet nach keiner Schulfuchserei", („nach dem Schulfuchse"). Wenn *S* aus „Monsieur un tel ecrivit hier . . . . à mademoiselle" einen „Galant" macht, der „seiner Liebsten zugeschrieben hat", so folgen die andern nicht: *A* und *B* sagen „der und der Herr", „die und die Jungfer", *C*: „Ein gewisser Herr", „eine gewisse Dame". Sagen aber die unverschämten Töchter des Gorgibus von ihrem Vater: „ich schäme mich seiner", („j'en suis en confusion de lui") so ahmen *A* und *C* diese unnütze Verstärkung nach, nur *B* sagt besser: „ich bin seinetwegen gantz verwirret". *S* hat überhaupt Neigung zu drastischen Ausdrücken: „un petit brin d'amitié" wird mit „ein Liebes-Küssgen" wiedergegeben, *A* sagt „ein kleines Blicklein der Freundschaft"; oder „se font eux mêmes ce, qu'ils sont", *S*: „machen sich selbst zu Hanreyen", *A*: „die Männer bringen mit ihrem grossen Lermen erst selbst zu Wege, was sie sind". Im Gebrauche von Fremdwörtern zeigt sich bei *S* eine stärkere Abhängigkeit vom Originale: „procedé irrégulier", *S*: „unregulierte Procedur", *A*: „ungereimtes Verfahren", *B*: „ungeschicktes", *C*: „unregelmäßiges Verfahren". Dagegen bleibt „Visite" auch bei *A* und *B*, erst *C* macht einen „Besuch" daraus. Von den kleinen Irrtümern, die auf lückenhafte Bildung des Verfassers von *S* schließen lassen, haben sich die anderen Uebersetzer fern gehalten. Der fatale „Caballinische Brunnen",

aus dem Ovid „herausgefischt" haben soll, ist in den übrigen Uebersetzungen glücklich vermieden. Ebenso wird aus den Dünsten „Asinos" in *A*, *B* und *C* richtig „atmos" („athmos"). Der Uebersetzungsfehler: „es ist meiner Ehre daran gelegen" („J'en suis pour mon honneur") ist in *C*[1] verbessert: „Nun habe ich meine Ehre eingebüßt". Auch der große lapsus, der die „precieuses" in *S* entstellt, ist glücklich ausgemerzt, aber nicht ganz überwunden worden: „c'est là savoir le fin des choses, le grand fin, le fin du fin" *S*: „das heißt das Ende aller Sachen, das grosse Ende, das Ende aller Ende wissen"; *A*: „das heißt das feinste aller Sachen wissen, das grössesste Feinste, das Feinste aller Feinsten". *B* dagegen kommt überraschenderweise, wieder auf das „Ende aller Sachen, das grosse End', das End' aller End" und erst *C* sagt: „das heißt das Feine in einer Sache verstehen, das hohe Feine, die Feinheit des Feinen. Mit Geschick ist manche etwas geschraubte Phrase in *S*, die der Unsicherheit des Uebersetzers entstammt, schon in *A* verbessert werden; z. B. „vous avez l'audace, d'aller sur nos brisées" *S*: „ihr seid so keck, daß ihr uns die Schuh austreten dörfft"; die letzte Phrase übersetzen *A*, *B* und *C* ganz vorzüglich mit „ins Gehege gehen."

Eine Fortsetzung von Eloessers Untersuchungen der einzelnen Stücke dient zur Vervollständigung des gewonnenen Bildes: Am interessantesten gestalten sich die „precieuses ridicules." (*S*: „die köstliche Lächerlichkeit", *A*: „die lächerlichen Einbildnerinnen", *B*: „der lächerliche Hochmuth zweier Bürgerstöchter", *C*: „die romanmäßig witzigen Frauenzimmer".) Die Anspielungen auf Ludwig XIV., den Hof und die Pariser Verhältnisse, die *S* ängstlich ausmerzte, ließ schon *A* und mit ihm *B* und *C* ruhig stehen; — nur die „comédiens de l'hôtel de Bourgogne" werden, vermuthlich der größeren Verständlichkeit zu liebe, verschieden wiedergegeben: *S*: „der große", *A*: „der koenigliche", *B*: „der vornehme Comödiant", *C*: „die Bande des Pantalon". Der Ton ist überall gleich grob: der Vater will die Töchter „ins Kloster stossen" und spricht ihnen vom „Beyschlaff." Beachtung verdient auch die Verdeutschung des Wortes „precieuse." *S* und *A* zeigen da am meisten Sprachsinn; sie übersetzen es, ihrem Titel entsprechend, die eine durch „köstlich," die andere durch „einbildisch." *B* sagt sehr weitschweifig „ansehnlich machen und schätzbar stellen," *C* spricht nicht übel von „gezwungenem Witze". Eben so wenig wie *S* erkennt einer der Nachfolger in dem „bel esprit". „bel air", „beau monde" einen geprägten, also einheitlich wiederzugebenden terminus. *A* spricht von „aufgewachten," von „munteren", von „besten Köpfen" und „lustigen Kautzen", *B* gleichfalls, übersetzt wohl auch „c'est sans doute un bel esprit" mit „das ist der rechte" *C* nennt die „beaux esprits" „lustige Caraktere", „witzige Köpfe", „kluge Köpfe", „sinnreiche Köpfe". „Le centre du bel esprit" wird demnach bald „der Mittelpunkt der Lieblichkeit, Klugheit und der Galanterie" oder „Lustbarkeit" (*A* und *B*), bald „des guten Geschmackes, des Witzes und der Galanterie" (*C*), „l'esprit" wird mit „subtiler Geist" (*S*), „Verstand" (*A* und *B*), „Witz" (*C*) wiedergegeben, „l'esprit comme un démon" mit „ein Teuffels geschwinder Kopf" (*S*), „Verstand wie ein Lucifer" (*A*), „Geist wie ein Teuffel" (*B* und *C*), „une furieuse dépense en esprit" wird zu „erschröcklichen Kopffs unkosten" (*S*) „unsinnigen Ausgaben von Verstand" (*A*), „er macht seinem Kopf unsinnig viel zu schaffen" (*B*), „er geht erstaunlich verschwenderisch mit dem Witz um" (*C*). „Beau monde" übersetzt *S* mit „subtile Welt". Das affektierte Gedicht des Mascarille wird erst in *C* ordentlich pointiert. *A* setzt zum Schlusse einmal den Ausruf „O Diebin!" *B* läßt ihn, wie *S*, wieder ganz weg und erst *C* wird dem vier-

1) „Sganarelle" fehlt in *A* und *B*.

maligen „au voleur!“ des französischen, durch das „Ein Dieb! ein Dieb! ein Dieb! ein Dieb!“ gerecht. In der Uebersetzung der überspannten Redensarten der Preziösen kann *S* das Verdienst in Anspruch nehmen, Muster und Vorbild abgegeben zu haben; der Spiegel wird auch in *A* und *B* ein „Rathgeber der Zierlichkeit“ („conseiller des grâces“) genannt, erst *C* macht ihn zum „geheimen Schönheitsrath,“ die Magd wird, wie in *S*, so in *A*, *B* und *C* gewarnt, den Spiegel zu „verunreinigen“ („salir“) und zwar „durch Mittheilung des Angesichts [Bildnisses]“ in *S* und *C* („par la communication de votre image“), durch „Hineinschauen“ in *A* und *B*. Ein Fortschritt zeigt sich in der Uebersetzung der antithetischen Wendungen, wie sie die Preziösen lieben: „furieusement bien,“ „terriblement bon“ übersetzt *S* ziemlich blaß mit „vortrefflich wohl,“ „ungewöhnlich schön,“ *A* und *B* schon viel besser mit „unsinnig erpicht,“ „unerhört gut,“ „ungeheuerlich schön,“ *C* „mit abscheulich eingenommen,“ „erschrecklich schön,“ „abscheulich schön.“ Die Spielerausdrücke „pic, repic, caput,“ die *S* unübersetzt stehen läßt, hat erst *C* verdeutscht: „sie werden allen galanten Herren in Paris Sechziger und Neunziger machen, und nicht eher aufhören, bis sie Capot sind.“ In der Komödie: „L'amour médecin“ (*S* bis *B*: „Amor der Arzt,“ *C*: „die Liebe ein Arzt“) ist eine stärkere Nachwirkung von *S* unverkennbar: das Vorspiel, das die drei Künste zur Unterhaltung des Königs vereint, haben alle Uebersetzungen, in Uebereinstimmung mit *S*, ausgelassen. Ebenso sind die „entsetzlichen Verse“ des Schlußchores wörtlich[1]) in *A* und *B* übergegangen, erst *C* ersetzt sie durch gefälligere. Auch die gemütlichen, kleinbürgerlichen Gespräche des Sganarelle, die *S* so wohl gelungen sind, wurden mit kaum nennenswerten Aenderungen von den übrigen Uebersetzungen aufgenommen. Dagegen haben *A* und *B* die Reimereien des Quacksalbers, die *S* durch Prosa ersetzte, in Versen wiedergegeben, aber in so plumpen, daß *C* weislich wieder zur Prosa griff. Den großen Schnitzer, der *S* unterlaufen ist, haben die anderen glücklich vermieden: „Car c'est une affaire, qui partage tout notre corps“ übersetzt *S* so mißverständlich als möglich „denn es ist ein Ding, welches unsern gantzen Leib theilet“, *A* umschreibt verständig „eine versäumte Förmlichkeit bringt der gantzen Medicinischen Gemeinde einen merklichen Nachtheil“, *B* ebenso, wobei aber ein offenbarer Satzfehler aus „Nachtheil“ „Gewinn“ gemacht hat. *C* sagt: „eine Nachlässigkeit in der Methode bringt dem ganzen Corpori Medicorum den größten Nachtheil“. — L'avare („der Geitzige“) konnte ich nur mit *A* vergleichen. Die Vergleichung dieses Stückes bietet deshalb Interesse, da der „Geizige“ in *S*, wie Eloesser scharf nachweist, von einem weit ungeschickteren, nachlässigeren und willkürlicheren Autor gearbeitet ist, als die übrigen Stücke. Die „agierenden Personen“ („Personnages“) in *S* wurden in *A* wieder in die üblichen „spielenden Personen“ verwandelt. „Amant, Amante“ wurde zu „Liebster, Liebste“, die „femme d'intrigue“, die *S* im Deutschen nicht auszudrücken wußte, („Frosine, ein . .“) gibt *A* mit „ein verschlagenes Weibsbild“ wieder. Die beiden wichtigsten Momente, daß nämlich Valère die Elise aus dem Wasser gerettet und daß er sich bei Harpagon als Diener vermiethet, hat *S* unachtsam ausgelassen; *A* führt sie wieder an. Von den auf Unkenntnis des Französischen beruhenden Fehlern des *S* hat *A* einzelne glücklich vermieden, andere aber doch mit übernommen. So hat *A* das offenbare Mißverständnis in der Uebersetzung von „Mais par quelle raison lui faire un mistère de votre amour“ — „aber wie könntet ihr ihm das Geheimnis eurer Liebe zu verstehen geben?“ getilgt; das „J'appréhends votre sagesse“ wortgetreuer und sinngemäßer mit „ich fürchte eure Klugheit“ (*S*: „ich weiß, daß Du gar klug bist“) wiedergegeben. Dafür blieb aber „balai“

1) *A* setzt „sind“ statt „seyn“, „darum“ statt „drumb“, „auch uns“ statt „uns auch“; *B* scheidet sich von *A* nur durch „seynd“ statt „sind“.

„Blasbalg" (statt „Besen") „rente" „Brautschatz" u. s. w. Auch wurden „die Floskeln französischer Galanterie" genau so weitschweifig, unverständig und gedrechselt wiedergegeben, wie in *S*. Hier ist eine sehr starke, bis zum Wörtlichen gehende Einwirkung.[1]) — Aus dem „Georges Dandin" (*S*: „Georg Dandin oder der verwirrte Ehemann", *A*: „Georg Dandein oder der beschämte Ehemann"), den ich gleichfalls nur mit *A* vergleichen konnte, will ich nur einzelne prägnante Punkte herausheben. Die derbe aus dem Leben geschöpfte Sprache, die Eloesser an *S* lobt, wird auch in *A* festgehalten, die populären Flüche, wie „Botz Fink!" „O Blut!" „O Blumhertz!" „Fikerment!" „Beym Gifft!" „Schlapperment!" finden sich sehr häufig auch im Munde der Edeldame. Die Scheltreden Dandins sind von ungemeiner Roheit. Einzelne wohlgebildete Phrasen, wie „reinen Mund" („bouche cousue") „gute Prügelsuppe" („bon coups de bâtons"), hinter die Sache kommen" („eclaircir l'affaire") scheint *A* aus *S* übernommen zu haben. Hingegen sind manche Fehler verbessert: „gentilhomme campagnard" hat *S* fälschlich mit „Edelmann aus Champanien" übersetzt, *A* aber richtig den „Landedelmann" erkannt. Manche Pointe hat *A* besser verstanden: „Si vous avez à dire du mal votre mari, depêchez-vous" sagt die Zofe zu Angelique. *S* hat diese Verhöhnung nicht recht verstanden und sagt: „Frau, wenn ihr etwas von eurem Mann zu sagen habt, so macht geschwind fort". *A* erfaßt den Sinn: „Madam, wenn sie was schlimmes von ihrem Mann zu sagen hat, so dummle sie sich, denn es ist spat." Ebenso im Gespräche Clitandres und Lubins über die dunkle Nacht und in der Klage Dandins, seine Frau werde doch nicht „so boßhafft" sein („si malicieuse", *S*: „so voller Teuffel") sich zu erstechen. Den Schluß bringt *A* nach dem Originale. Während in *S* Dandin vorschlägt, die Frau zu ersäufen, sagt *A*: „. . . . . so kann einer nicht besser thun, als sich in das Wasser stürtzen, aber mit dem Kopff voran."[2])

Aus solchen Untersuchungen ergeben sich folgende Punkte mit Deutlichkeit: Daß die einzelnen Uebersetzer, freilich mit wechselndem Glück, an ihren Arbeiten gefeilt und sich keineswegs begnügt haben, ihre Vorgänger, die sie in ihren Vorreden hart mitzunehmen lieben, einfach abzuschreiben. Namentlich kann man nicht mit Bolte die Uebersetzung von 1721 (*B*) als eine Neuauflage „der bisher gedruckten vier Bände" ansehen. *B* ist an manchen Stellen ein Fortschritt gegenüber *A*, wiederholt greift es aber, mit Umgehung von *A*, auf *S* zurück. Der Einfluß von *S* reicht nicht über *B* hinaus. Er ist in den verschiedenen Stücken verschieden; am bedeutendsten scheint er mir im „Avare" und „Georges". Ob von den einzelnen Uebersetzungen jede einen oder mehrere Verfasser hat, kann ich nicht entscheiden; bei *A* wäre ich geneigt, an mehrere zu glauben. —

Vielleicht erfreut sich in der Folge auch eine der späteren Uebersetzungen einer so eingehenden und geschmackvollen Charakteristik, wie sie für *S* Eloessers Buch bietet, das zum Schlusse in einem Abschnitte „Nachwirkungen" noch manche stoffgeschichtlich sehr interessante Einzelheit bringt, und in einem Anhang die Verskunst des Uebersetzers kennzeichnet; vielleicht auch, daß die neugegründete „Bibliothek älterer deutscher Uebersetzungen" einmal eins dieser für deutsche Geistesarbeit nicht unwesentlichen Stücke in kritischer Ausgabe veröffentlicht.

Prag. Rudolf Fürst.

---

1) Ein Beispiel für viele: „Mon coeur, pour sa défense, a tout votre mérite appuyé du secours d'une reconnaisance, où le ciel m'engage envers vous". *S*: „Mein Hertz hat zu seiner Berthätigung all eure Meriten auf den Beystand einer Erkendnuß, durch welche mich der Himmel mit euch verbunden hat, gestützet". *A*: „Mein Hertz hat zu seiner Vertheidigung all euren Verdienst auf den Beystand einer Erkenntnus, wodurch mich der Himmel gegen euch verbunden gestützet".

2) Den „Cocu imaginaire", der mir nur in *C* vorliegt, will ich nicht näher heranziehen.

Müller G. A., Urkundliche Forschungen zu Goethes Sesenheimer Idylle und Friederikens Jugendgeschichte. Auf Grund des Sesenheimer Gemeindearchivs. Mit einer korrigierten Kopie und einer Wiedergabe des Falckschen Friederikenportraits, sowie fünf Beigaben. Bühl (Baden), Druck und Verlag der Aktiengesellschaft Konkordia. 1894. 3.50 M.

Die Druckerschwärze von des Verfassers „Sesenheim wie es ist" ist kaum trocken, und schon ist er mit einer zweiten Schrift über denselben Gegenstand auf dem Plan. Galt die erste den Hauptpersonen des Sesenheimer Idylls, so versucht er diesmal auf 84 Seiten Text mit fünf Beilagen und einem Nachtrag die nebensächlichen Personen, Orte und Ereignisse zu „eruieren". Seine Hauptquelle ist das Sesenheimer Gemeindearchiv, das schon Lucius und Froitzheim benutzt haben, das er aber geradezu ausschreibt und dabei auch den von jenen beiseite geworfenen Schutt wieder ankarrt. Wir erhalten, ohne daß neue Schlüsse daraus gezogen würden, die vollständige Liste der Mitkonfirmandinnen Friederikens und die vollständige chronologische Liste aller Taufpatenschaften der Familie Brion; wir erfahren, daß der Schulmeister, der mit Goethe das Haus vermaß, Mochel hieß; daß Goethes „Barbier" wirklich der von Weill-Froitzheim als Autorität erwähnte Schöpflin war, daß der nachgerade berühmt gewordene „alte Gressian" (rectius Kreß) möglicherweise Goethes künstelnder „Nachbar" gewesen sein könnte und dgl.; die weitverzweigte Brionsche Verwandtschaft wird uns genau nach Geburts-, Sterbe- und sonstigen Daten vorgeführt u. s. w. Auf alles dies ist offenbar viel Fleiß verwendet; aber man fragt sich angesichts dieses Wustes von Notizen: cui bono? Hätte uns der Verfasser aus seinen Materialien ein anschauliches Bild von dem Leben der Familie Brion mit den Eingesessenen ihrer Pfarrgemeinde, mit ihren auswärtigen Verwandten und Freunden aufgebaut, so würden wir ihm dafür Dank wissen. Die Goethesche Erzählung kann an Relief nur gewinnen, wenn auch auf ihren Hintergrund ein volleres Licht fällt. Offenbar hat dem Verfasser so etwas vorgeschwebt, er nimmt öfter den Anlauf zu zusammenfassender Darstellung. Aber obwohl er Verfasser mehrerer Dramen und also selbst Dichter ist, so will sich doch unter seinen Händen nichts runden; die Rede bleibt ihm entweder im mystischen Schwulste stecken oder er bringt es über sentimentale Schnörkel zu den kahlen Archivnotizen nicht hinaus. Welchen Wert hat es z. B., wenn in einem Abschnitt sämtliche „Feste, Hochzeiten und Kindstaufen (sic) zu Goethes Zeiten" aufgeführt werden, um an jeden Fall die Vermutung oder zweifelnde Frage anzuknüpfen, ob wohl Goethe dabei gewesen sei? Wo der Verfasser allgemeine Ergebnisse verarbeitet, steht er in durchgängiger Abhängigkeit, meist von Froitzheim; wo zwischen zwei Autoritäten Meinungsverschiedenheit herrscht, da bleibt er gewiß unentschieden am Kreuzwege stehen, weil er zu höflich ist, um dem einen oder dem andern zu widersprechen, z. B. bei der Streitfrage über den Verfasser von „Ach bist Du fort", S. 45 f. Ein glücklicher Fund ist der Nachweis, daß der von Schweppenhäuser bis von Loeper festgehaltene Georg Klein wirklich existiert hat, aber nicht in Drusenheim, sondern als Kronenwirt in Dengolsheim, das zur Pfarrei Sesenheim gehörte. Anstatt aber mit unglaublicher Weitschweifigkeit daraus den unfruchtbaren Schluß zu ziehen, daß die Erinnerung an diesen Georg Klein Goethe zur Wahl des Namens „George" für seinen Drusenheimer Wirtssohn veranlaßt habe, hätte er sich mit dem so nahe liegenden Schluß begnügen sollen, daß umgekehrt Goethes „George" in Schweppenhäusers Kopfe die Verwechselung mit jenem Georg Klein angerichtet habe. Als historischer Beleg für die Taufkuchengeschichte ist der letztere jedenfalls endgültig abgethan. Einen weiteren triftigen Einwand gegen den Stadtbesuch der Brionschen Damen in Straßburg bringt der Verfasser auf S. 53 bei, indem er auf die Thatsache hinweist, daß Friederike und ihre ältere Schwester im Juni 1772 mit Salzmann

noch nicht persönlich bekannt waren (Brief von Lenz vom 10. Juni 1772). — Dagegen ist der Versuch, das Falcksche angebliche Friederikenbildnis zu retten, als mißlungen anzusehen; dasselbe wird weder durch die breite Wiederholung alles dessen, was Falck (doch mit negativem Ergebnis) schon gesagt hat, noch durch die von M. Feurer mit demselben vorgenommene „Korrektur" annehmbarer gemacht. Die Legende von Friederikens Fall ist selbstverständlich auch in dieses Buch wieder verwoben; je öfter so etwas wiederholt wird, um so mehr bleibt davon hängen. Selbst Froitzheims lächerliche Motivierung des späteren Besuchs Goethes in Sesenheim eignet sich der Verfasser an (S. 86). Ueber den Unwert der dritten Beilage „Friederikens Elsässer Lieder" giebt sich der Verfasser glücklicherweise selber keiner Täuschung hin. Dagegen thut er sich was rechts zu gut auf die ungeheure Pfiffigkeit, mit der er in der fünften Beilage den Dichter Hebel für die Friederikenlegende zu fruktifizieren weiß. Die Sache ist wirklich so gerieben, daß man erst nach wiederholtem Lesen dahinter kommt.

Herr Müller läßt Goethe im Jahr 1779 „gen der Schweiz" ziehen, das mag dem Dichter noch zugut gehalten werden; auffallend ist schon, daß der Literarhistoriker „Kindstaufen" nicht nur im eigenen, sondern auch in Goethischem Texte schreibt; geradezu befremden aber muß, wenn der Herr Doktor „Rekonvalescens" (S. 43), „Reminiszens" (S. 67) und „Reminiscensen" (letzte Seite) schreibt. Danach wird auch der Ausdruck: „sie bezeugten der Lehrerfamilie die Ehre der Patenschaft" (S. 16) nicht auf Zufall beruhen. Der Barbier Schöpflin, dem Herr Müller eine „verhältnismäßig nicht so dürftige" Bildung zuerkennt, unterzeichnete hundert Jahre früher in umgekehrter Orthographie einen Sterbeakt „als Zeig" (S. 27).

Hamburg. Adolf Metz.

Geiger L., Karoline von Günderode und ihre Freunde. Mit einem Porträt der Dichterin. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1895. 3.50 M.

Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung einem „äußeren" Umstande (S. 2). Geiger erhielt irgendwo in Frankfurt eine Anzahl neuer Briefe an die Dichterin Karoline von Günderode. Er verwertete das Material auch in der Weise, daß er ein Buch, mäßigen Umfangs, über die „Günderode und ihre Freunde" verfaßte. Wir besitzen, wie allgemein bekannt, Bettinens Werke über sie und — andersgeartet — die umfassende Monographie von Schwartz bei Ersch und Gruber, die, nur selten irrend, mit gründender Sorgfalt die gesamten Lebens- und Freundschaftsbeziehungen der Günderode darlegt; seitdem ist einiges hinzugekommen. Wer an diesen Leistungen mißt, was Geiger bietet, wird mit mir sagen: gegenüber dem strömenden Reichtum jener Werke ist Geigers Buch ein armes Buch. Denn auch die neuen Briefe, die er publiziert, schließen uns keineswegs neue, bisher nicht gekannte Beziehungen in dem Leben der Günderode oder ihrer Freunde auf. Die menschliche wie literarhistorische Betrachtung und Verwertung dieser Briefe war eigentlich die einzige selbständige Arbeit, die Geiger zu verrichten hatte. Sie ist übel ausgefallen. Ich gehe den Wegen Geigers nach.

Nach biographischen Angaben über die Günderode empfangen wir einen „freilich in erster Linie nicht für Karolinens Wesen bedeutsamen" Brief ihrer Großmutter (S. 8), „um den Kriegsfuß erkennen zu lassen, auf dem die alte Dame mit der Orthographie stand!" Der „Kriegsfuß" aber ist für den, der die Schreibgewohnheiten jener Zeit und die mundartliche Färbung des Ausdrucks versteht, gar nicht vorhanden. Es folgen als „literarische Bildung" der Günderode erst allgemeine, dann wörtliche Auszüge aus Schwartz (bis S. 11), und jetzt stehen wir an dem Punkte, wo die Wege der Günderode mit denen Savignys sich treffen. Aber hier, wo zuerst die eigne Arbeit Geigers einzusetzen hat, geht auch (S. 12) die Verwirrung los. Er kennt nämlich nicht die 1890 gedruckten Dokumente über Savignys sächsische Studienreise mit den eingehenden Bemerkungen, die ihnen Adolf Stoll beigegeben hat. Nach diesen Dokumenten muß die „literarische Bildung" der Günderode zur Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit Savigny, Juni und Juli 1799, als von diesem mitbestimmt erscheinen, auch er liest Jean Paul, Herder, Goethe. Damals richtete er, ein Zeichen, daß die neunzehnjährige Karoline auf den zwanzigjährigen Jüngling einen tiefen Eindruck hinterlassen hatte, eine Anfrage an seinen Freund Creuzer über die Verhältnisse der Frau von Günderode in Hanau. In diesen Zusammenhang gehört also der erste, fast feierlich geschriebene Brief Savignys (S. 16), der demnach in den Juli 1799 zu setzen ist. Weiter dürfen wir nicht vorwärts gehen: denn Ende Juli trat Savigny seine bis August 1800 währende sächsische Studienreise an. Diese Reise hat Savigny, was Geiger natürlich nicht bemerkte, in einem seiner späteren Briefe (S. 30, 31) in dem Sinn. Er erzählt der Günderode scherzend von einer Quetschung seines Armes beim Schließen des Kutschenschlages, als gerade „jemand" einsteigen wollte; er sei bald nach jener Geschichte nach Sachsen gereist; die Aerzte aber hätten gemeint, er müsse sich wohl „verbrannt" haben. Natürlich ist „jemand" die Günderode, und die Geschichte gehört in die Zeit seiner ersten Neigung zu ihr, ebenso wie die briefliche Erinnerung an einzelne Gegenstände und an die gemeinsame Lektüre des Clavigo oder Hermann und Dorotheas.

Auf S. 12 sagt Geiger: „Savigny .. lebte in seinen Kindheits- und Jünglingsjahren in .. Frankfurt, vielfach auf dem .. Trages. Er war in Frankfurt mit der Familie Brentano, besonders mit Clemens, engbefreundet. 1795—1800 studierte er in Jena und Marburg." Kaum ein Wort ist richtig. Savigny studierte nämlich, mit der Unterbrechung eines Jahres (Winter 1796 auf 1797 in Göttingen, Sommer 1797 auf dem Trages) von Ostern 1795 bis Juli 1799 in Marburg. Dann unternahm er, wie gesagt, seine Reise an die drei sächsischen Universitäten. Mit der Familie Brentano war er bis dahin weder bekannt noch gar befreundet. Sondern die Bekanntschaft Savignys mit Clemens knüpfte sich erst im August 1799 zu Jena, kurz nachdem er Sophie von Laroche und ihre

Enkelin Sophie Brentano bei Wieland in Oßmannstädt kennen gelernt hatte; 1800 wurde Savigny wie andere Freunde von Clemens in seine Frankfurter Familie eingeführt, und im Frühjahr 1801 zeigen sich die ersten, fast noch scheuen Anzeichen der aufkeimenden Liebe zwischen Savigny und Gundel Brentano. All das liegt gedruckt vor! Zwischen Savignys Neigung zur Günderode und der zu seiner späteren Frau liegen also zwei Jahre entscheidender Entwickelung für ihn, und falsch ist Geigers Satz auf S. 12: „Man (!) darf wohl annehmen, daß Savigny schon damals [Juli 1799] seine Blicke auf seine künftige Frau gelenkt hatte und aus diesem Grunde dem Mädchen keine Aufmerksamkeit schenkte, das ꝛc.", eine Meinung, die auch den vagen, unsicheren und unbestimmten Ausführungen auf S. 15 den Grundton giebt, und die, wenn sie richtig wäre, Savignys Charakter ungünstig treffen müßte. Savigny hat die Günderode vorher wahrhaft geliebt, das wissen wir schon lange; ich verweise vor allen, da es in dem Buche fehlt, auf einen Brief Meusebachs an Haupt (bei Wendeler S. 404) mit Beziehung auf seine Darstellung des Konflikts zwischen Bettina und der Günderode in der Hallischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1835, S. 308—311. Savigny hat sich schmerzlich seiner Zeit von dieser Liebe frei gemacht; er selber ist es ja, der (S. 31) der Günderode gegenüber seine eigenen Leiden denen des jungen Werther an die Seite stellt.

Der — also in den Juli 1799 zu datierende — Brief Savigny's, voll tiefen Liebesgefühls für die Günderode, steht für sich ganz allein, und er ist nicht, wie Geiger es sich denkt, die „Einleitung der Korrespondenz"; eine einheitliche Korrespondenz hat überhaupt nicht zwischen der Günderode und Savigny existiert. Erst nach einem Zeitraum von vier Jahren, als Savigny und Gundel sich schon einander fest angehörten, liegen zwölf weitere Freundschaftsbriefe Savignys an die Günderode vor, von 1803 bis 1806. Sie erscheinen aus einem natürlichen und aus einem künstlichen Grunde meist zusammenhanglos: denn zwischen sie schlang sich als die Hauptsache ein steter persönlicher Verkehr, und andererseits sind Clemens' und Bettinas Briefe, die zum Teil in den Lücken stehen müßten, von Geiger im Interesse der Kapitelbildung, aber zum Schaden des allgemeinen und — seines eigenen Verständnisses abgetrennt worden. Von Savignys zwölf Briefen sind nun neun datiert, oder so gut wie datiert, da Savignys Vermählung (17. April 1804) und seine Reisen bis Ende September 1805 eine Irrtumsmöglichkeit beinahe aufheben. Wie stehts aber mit den übrigen? die Geiger — sehr bezeichnend! — uns „in der Ordnung, die er für die richtige hält" (S. 15), vorführt.

Zunächst der Brief auf S. 29, über den Geiger die Datierung „(März 1804?)" setzt, ohne in den „Erläuterungen" auch nur den Versuch einer Begründung zu machen. Der Brief stammt aber aus Marburg, da Eingangs von Studenten, als mit welchen Savigny umgehe, die Rede

ist. Inhaltlich aber werden wir nicht in die Zeit kurz vor der Verehelichung, sondern in eine frühere Zeit verwiesen, die rückwärts wegen der Anrede „Günderödchen" (S. 19) durch den Juli 1803 begrenzt wird. Der Brief muß in die — nach Geigers Ansatz freie — Zeit vom Juli bis Dezember 1803 fallen, weil Savigny erst noch ein freundschaftliches Verhältnis der Günderode zu sich und seiner Braut herzustellen sucht — von seinem Brautstand spricht er verhüllend als von „gewissen Dingen, wie billig" oder von „gewissen Ursachen"; und weil andererseits vom Dezember 1803 ab (S. 23) die Freundschaft dieser drei Menschen als eine gesicherte und festbegründete uns erscheint. Die Datierung des Briefes also ist: Marburg, Herbst 1803. — Ferner die drei „Trages, 6. Juni" — „Trages, Donnerstag" — „Trages den 13. Juli" von Savigny datierten Briefe, deren letztere die gemeinsame „Anfrage wegen Meißenhausen" als zusammengehörig ausweist. Geiger verlegt sie in das Jahr 1804 und — trifft damit wirklich das Richtige. Aber er hat kein Zutrauen zu sich selber, und darum „erläutert" er auf S. 41: „Diese Datierung ist allerdings nur für den Fall richtig, daß Savigny nicht unmittelbar nach der Hochzeit seine große Reise antrat; da er aber erst am 2. Dezember in Paris eintraf und vorher nur in kleinen deutschen Städten Studien machte, kann man (!) dafür ganz wohl die vier Monate August bis November einschließlich in Anschlag bringen." Hier fängt sich Geiger in seinen eigenen Widersprüchen. Denn am Anfang desselben Kapitels (S. 12) hatte er geschrieben: „Am 17. April 1804 heiratete er .. Kunigunde Brentano, und trat bald nach der Ehe eine große Studienreise nach Italien und Frankreich an, die ihn etwa 18 Monate, bis September 1805, von der Heimat fern hielt." Man rechne nur in beiden Angaben Geigers der Zeit und Sache nach, um ihrer Unvereinbarkeit inne zu werden! Und dabei lag die Datierung der Briefe mehr als einfach: Juli 1805 war Savigny in Paris, Juli 1806 in Nürnberg (Arnim und Brentano S. 180), also bleibt für die Briefe vom Trages, da sie aus dem Ehestande geschrieben sind, einzig und allein der Juli 1804 übrig; es folgt daraus, daß Savigny noch den vollen Frühling 1804 mit seiner jungen Frau auf dem Trages verlebt hat. Was Geiger dann noch S. 42 f. im Allgemeinen über die Briefe Savignys sagt, entbehrt gleichfalls der Gründlichkeit. Ohne sie „wisse man (!) nicht viel aus seiner Frühzeit" — in Wahrheit wissen wir wenigstens so viel von ihm und über ihn, wie z. B. bei den Brüdern Grimm, nur muß „man" freilich wissen, was zu wissen ist. Widersprochen muß auch der Betrachtung Geigers über die Anrede in den Briefen werden (S. 43), „man (!) werde bei der leichten Entzündlichkeit der Romantiker nicht eben gleich von einem „Verhältnis" [Savignys zur Günderode] sprechen und den schnellen (!) Uebergang von „Fräulein" zu „Gunderödchen", von dieser Bezeichnung zu „Freund", endlich vom „Sie" zum „Du" anstößig finden wollen." Die Sache liegt vielmehr einfach so: 1799 schreibt Savigny zum ersten Male

förmlich und feierlich an das „Fräulein von Günderode"; nach vier Jahren (schnell?) redet er sie weniger förmlich „Sie" an; auf ihre Bitte nennt er sie, wie in ihrem Kreise üblich, „Günderödchen", womit dann die gleichstellend anerkennende, aber auch das Gefühl der Liebe versagende Bezeichnung „Freund" wechselt; erst nach der Verheiratung herrscht zwischen Savigny, seiner Frau und der Günderode das reinfreundschaftliche „Du". Das ist eine natürliche Entwickelung ohne jeden Anstoß. Nach S. 43 soll Savigny „in seinen Briefen sich nur mit der Frau, nicht mit der Dichterin beschäftigen, von der letzteren scheine er wenig gewußt oder nicht viel gehalten zu haben." Als ob die Notizzufälligkeit dieser Briefe beweisend wäre, und nicht die gesamten lebendigen Umgangsverhältnisse in Betracht genommen werden müßten, die einer solchen Ansicht widerstreiten! Außerdem spricht auch der Brief auf S. 28 (Februar 1804), was Geiger nicht gemerkt haben muß, von ihrem poetischen Talent, das sie ja ihren nächsten Bekannten bis dahin verborgen hatte. Ebenso äußerlich und bloß notizenhaft ist das anläßlich einer Aeußerung Savignys S. 43 über Brentanos und Arnims Verhältnis zu Schiller Gesagte; diese Frage muß, wer sie anrührt, hauptsächlich aus den Werken heraus in Angriff nehmen; aber Geigers Vertrautheit mit denselben hat uns in diesem Punkte keinen Dienst erwiesen.

Es folgt ein Abschnitt über Lisette von Mettingh, die Frau des Naturforschers und späteren radikalen Politikers Nees von Esenbeck, welche sich — der Leser ersieht nicht leicht, aus welchem Grunde — der wärmsten Sympathien des Verfassers zu erfreuen hat. Er erklärt sie für die „wichtigste" unter den Freundinnen der Günderode, und so müssen wir ihre mäßigen Briefe und mehr als mäßige Dichterei als Neuigkeiten mit in den Kauf nehmen. In das Wesen dieser Briefe ist Geiger wieder nicht eingedrungen; er bemerkt nicht einmal, daß sie zum größten Teil von der noch unverheirateten Lisette geschrieben sind. Der erste undatierte Brief auf S. 45 soll nach Geiger ein Zeugnis für ihre glückliche Ehe mit ihrem Manne sein — und doch beweisen die Schlußzeilen (S. 46, Z. 10, 11), Nees rate ihr an, sie solle sich beizeiten von der Täuschung ihrer Liebe zu ihm, dem „Geliebten", überzeugen und lieber ganz sich von ihm trennen, da er doch immer schwach und krank sei — daß der Brief vor der Ehe geschrieben ist. Der Brief auf S. 46 aus Frankfurt, 5. April 1804, als Nees und Lisette „noch gar nicht aufgeboten" (Z. 23) waren, erwähnt Lisettens schon genannte Poeterei vom Mausner, und Geiger belehrt uns S. 49, daß sogar schon nach einem früheren Briefe „ihr Mann" beinahe auch über die Geschichte geweint habe; außerdem müssen Geigers Einführungsworte (S. 46), das Schreiben „führe besser als ausführliche Schilderungen [wessen?] in den Kreis und in die Gesinnungen ein, in denen Karoline lebte," aus Versehen an ihren Platz gerathen sein, da von „Kreis"

und „Gesinnungen Karolinens“ keine Spur darin zu finden ist. Ein andrer Brief (S. 53—64) „muß“ „trotz seiner Länge“ mitgeteilt werden, „weil . . weil“ — und nun folgt ein achtzeiliger Begründungssatz, der nichtssagend ist und das Entscheidende nicht ausspricht. Geiger setzt darüber ein unsicheres „(Sickershausen den 17. April 1805?)“; was daran etwa ungewisse Lesung oder bloße Vermutung sei, erfährt man nicht. So läßt sich mit Sicherheit nur sagen, daß der Brief aus der Ehezeit Lisettens und nach dem ihr noch nicht bekannt gewordenen Druck der „Poetischen Fragmente“ Karolinens, worauf sich (S. 64) die Bitte um den „Mohammed, hauptsächlich der beigefügten [richtiger: vorgefügten] Gedichte wegen“ bezieht, geschrieben ist. Er setzt voraus, daß sich Lisette Nees — also auch sie! vgl. S. 117 — über die Gedichte der Günderode brieflich zu Susanne von Heyden nicht günstig geäußert hatte; von der Günderode deshalb zur Rede gestellt, entschuldigt und verteidigt sich die Nees in diesem überlangen Briefe. Was sie sagt, setze ich nun in Zusammenhang mit der Recension „der Gedichte und Phantasien“ in der Jenaischen Literatur-Zeitung Nr. 161, 9. Juli 1804, die Schwartz zuerst aufgefunden und abgedruckt hat. Geiger benutzt sie (S. 77) bei anderer Gelegenheit, ohne Schwartz zu nennen. Aus Goethes Briefen an Eichstädt (Biedermann S. 87; Weimarische Ausgabe IV, 17, 131) erfahren wir, daß im April 1804 Nees, damals also Lisettens Bräutigam, nicht Mann, der Jenaischen Literaturzeitung „Brief und Recension nebst dazu gehörigen Gedichten“ sandte, daß Goethe sie für brauchbar erklärte und demgemäß ihr Abdruck bewirkt wurde. Eine eingehende Prüfung hätte zu der Einsicht führen müssen, daß aus Lisettens Brief an die Günderode, diese Recension redet, da die Gedankenführung beider in frappanter Weise gleich ist; wie z. B. eine Vergleichung dessen darthut, was in dem Briefe (S. 58, 59) und in der Recension (Sp. 52) über das Wesen jedes Kunstwerks und die anzuratende Lektüre der „Meister der ältesten und neuesten, romantischen Poesie“ bemerkt wird. Diese Wahrnehmung und die breitreflektierende Sprache der Recension lassen auf Lisette als Verfasserin schließen, nicht — wie Geiger „vielleicht“ will — auf Nees, der eine scharfe, kurzgehaltene Sprache schreibt; ich glaube auch, daß die Chiffer der Jenaischen Recension, **l, auf den Vornamen Lisette deutet. Wenn Geiger S. 79 angiebt, daß die Jenaische Recension der „Poetischen Fragmente“ im wesentlichen die Wiedergabe eines Neesschen Briefes über den Mahomed sei, so fehlt uns, da der Brief Geiger „zur Mitteilung nicht geeignet“ schien (S. 66), die Möglichkeit der Kontrole; auffällig aber bleibt, daß ein Brief, der solch ein unverfängliches Resultat ergäbe, in seinem beweisenden Teile nicht druckbar sein soll. Aber über die thatsächlichen Entstehungsverhältnisse des Mahomed weiß Geiger nicht Bescheid. Denn nach S. 68 soll derselbe „zusammen mit anderen Dramen“ im Jahre „1806“ erschienen sein. Beides ist falsch, aber beides — ohne Quellenangabe — unkontroliert und mißver-

standen („dramatiich"!) aus Friedrich Götz' biographischer Einleitung zu den von ihm gesammelten Dichtungen der Günderode (1857) ausgeschrieben. Geiger kann also das Original der „Poetischen Fragmente" (1805) niemals selbst in der Hand gehabt haben, ebensowenig wie die „Gedichte und Phantasien" (1804); er hat allein Götz benutzt, und so sind ihm die feineren Beziehungen, die sich für die Briefe aus der individuellen Beschaffenheit der ihnen gleichzeitigen Originaldrucke ergeben, verhüllt geblieben; so erklärt sich auch die höchst sonderbare Bemerkung zu Anfang des Buches, die Originale der Berliner Bibliothek seien seit längerer Zeit verstellt oder verloren — und doch sind daselbst die Poetischen Fragmente in der bibliotheca Varnhagen vorhanden! Und weil ferner bei Götz der „Nikator" der Günderode fehlt, fehlt er natürlich auch bei Geiger (S. 68), obgleich er längst im Goedeke verzeichnet steht. Ueber diejenigen Seiten, auf denen Geiger nun Karolinens Dichtungen „würdigt," gleite ich für jetzt so schnell als möglich hinüber und gelange zu Clemens Brentano.

Nach S. 82 „wußte man (!) von seinem Verhältnis zu Karoline bisher nichts weiter, als was in Bettinas Günderode und Frühlingskranz bekannt geworden ist." Vier Seiten Abdruck aus diesen Werken geben aber die tröstliche Beruhigung, daß Bettina alles wesentliche gesagt hat. Trotzdem wiederholt Geiger S. 87 seinen Ausspruch von „dieser recht unvollkommenen Kenntnis", natürlich müssen dann die Briefe, die er selber bringt, „doppelt willkommen" — „ungemein erfreulich" — „überaus charakteristisch" sein. Diese Art der schaukelnden Beurteilung zu Gunst und Lob des eignen Materials kehrt in dem Buche immer wieder. Prüfen wir, zu welcher Vollkommenheit des Wissens über Brentano und die Günderode Geiger durchgedrungen ist.

Es sind fünf Briefe von Clemens, die Geiger in einer Reihe von „Ende Mai 1804" bis „Ende 1805" ansetzt, und von denen er S. 88 den ersten als „Vorläufer einer großen Auseinandersetzung", den zweiten als ein „wunderbares Bekenntnis von Clemens' Auffassung der Schriftstellerei" u. s. w. preist. Alles aus dem Grunde falsch. Er hat nicht erkannt, daß die fünf Briefe in zwei, zeitlich wie inhaltlich, ganz verschiedene Gruppen zerfallen. Ich beginne mit der letzteren. Im Frühling 1804 sahen sich Clemens und die Günderode, nach längerer Unterbrechung ihres früheren Verkehrs, auf dem Trages wieder. Abgesehen von einigen verlorenen Zeilen, ist Clemens' Brief vom 2. Juni 1804 (S. 92—100) in Wirklichkeit der zuerst geschriebene, und zwar (S. 98) vierzehn Tage nach der Niederkunft seiner Frau, d. i. zu Ende Mai 1804, weshalb das untergesetzte Datum des 2. Juni — wie in hundert ähnlichen Fällen — den Tag der Absendung, den Posttag, bezeichnet. Seinen Brief schloß Clemens, was Geiger nach S. 163 („ein" Brief) wieder nicht bemerkt hat, einem Schreiben an Bettina bei, und diese beförderte ihn mit den S. 142 abgedruckten Begleitzeilen an

die Günderode, die Clemens am 10. Juni 1804 (S. 115) antwortete. Dies ist nun (vgl. S. 116, Z. 6, 8 und 10) die „jungfräuliche, strenge und liebevolle Antwort" (S. 89), die Clemens „zu einem zweiten Briefe" verpflichtete. Also kann dieser zweite Brief (S. 89) nicht nach Geigers Vermutung vom „Ende Mai 1804" sein, sondern er fällt vielmehr kurz nach der Mitte des Juni 1804, von wo aus es auch in der That — vergleiche Arnim und Brentano S. 108 — „ohngefähr vier Wochen" (S. 91) bis Clemens' Ankunft in Frankfurt war. Auf diese zwei Briefe des Clemens und den einen der Günderode folgt mehrfaches Wiedersehn, auch auf dem Trages bei der Rückkehr Savignys; da dies letztere Wiedersehn, wie ein noch frisches, in dem letzten Briefe Clemens' (S. 112) erwähnt wird, so ist genauer, als bei Geiger, der „Oktober 1805" zu datieren.

In die Korrespondenzlücke zwischen Juni 1804 und Oktober 1805 hat nun Geiger die beiden anderen, durch Anrede, Ton, Gefühl und Phantasie grundverschiedenen Briefe — nach seiner Annahme aus „Heidelberg 1805" — hineingestellt. In den „Erläuterungen" findet sich kein Wort über seine Gründe, aber ich will sie aufdecken! Er bringt nämlich den einen der Briefe, S. 108 ff., in Verbindung mit einem Schreiben Lisettens an die Günderode (S. 119), das im Original den „23. Mai" datiert ist und von Geiger in das Jahr 1805 verlegt wird. Nun aber ist diese Verbindung gar nicht vorhanden, und außerdem ist das Jahr „1805" falsch angesetzt. Der Brief ging nach dem Trages (Z. 11): hier aber weilte die Günderode bei dem neuvermählten Paare den Mai 1804, nicht 1805! Lisette spricht sich ferner am Schlusse über Brentanos Lustspiel „Ponce de Leon" als eine literarische Neuigkeit aus: der Ponce erschien aber zur Ostermesse 1804! Freilich Geiger muß den Ponce nie mit Augen gesehen haben; er sagt an allen Stellen (S. 116, 120, 121) hartnäckig „Ponce da Leon"; S. 121, Z. 11 giebt er sogar über diesen Ponce da Leon ein — freilich äußerst schüchternes — Urteil ab. Lisettens Brief gehört natürlich in das Jahr 1804, und damit stürzt Geigers ganze Kombination in ihr Nichts zusammen. Ist übrigens das angeblich originale Tagesdatum „23." Mai richtig, so muß der von Lisette (S. 119, Z. 16) erwähnte Brief Clemens' an die Günderode mit den für uns verlorenen Zeilen (S. 92, Z. 7) identisch sein.

Was ist aber positiv mit den beiden Briefen Brentanos anzufangen? Wie die örtliche Schilderung auf S. 101 darthut, sind sie in Marburg (also nicht in Heidelberg!), und z. B. nach S. 105, 109 im Frühling geschrieben. In beiden nicht der Schatten einer Hindeutung darauf, daß Clemens schon verheiratet sei. Welcher in Marburg verlebte Frühling kommt für die Datierung in Betracht? Der vom Jahre 1804, dessen persönlichen und brieflichen Verkehr wir genau kennen, nicht! Der vom Jahre 1803, den Clemens in Frankfurt, Jena und Weimar verlebte, auch nicht! Der vom Jahre 1801, den er mit Arnim in Göttingen verlebte,

gleichfalls nicht! Es bleibt einzig und allein der Frühling des Jahres 1802 übrig, als Arnim zum ersten Male in Frankfurt Bettina und die Günderode sah, und Bettina im Frühlingskranz (z. B. S. 153) ihren Bruder mit seiner Liebe zur Günderode neckt. Die beiden Briefe sind für uns also Dokumente jener früheren Freundschaftsperiode, deren Stocken Clemens in den Junibriefen 1804 an die Günderode mehrmals beklagt. Ich füge aus dieser früheren Zeit noch ein paar neue Momente hinzu. Am 15. November 1800 bittet sich die Günderode zur Lektüre brieflich den Memnon aus; Schwartz geht hier in seiner Erklärung des Memnon irre; gemeint ist das 1800 aus dem Jenaischen Freundeskreise Savignys und Brentanos hervorgegangene poetische Journal Memnon, in das auch Clemens einzelne Gedichte gegeben hatte; und nun denke man daran, daß Savigny und Clemens im Herbst 1800 nach Frankfurt zurückgekehrt waren! Zweitens: wie Schwartz druckt auch Geiger aus der Götzschen Sammlung vom Jahre 1857 in seiner „Würdigung" Karolinens als Schriftstellerin (S. 73) das Gedicht „An Clemens" ab. Bei Götz steht aber nicht, daß es aus Bettinens „Günderode" (S. 140) stammt, und wie es von ihr eingeführt wird; und so zeigen Geigers Einleitungsworte, daß er keine Ahnung von der Bedeutung desselben hat. Das Gedicht ist nämlich an Clemens Brentano gerichtet, und muß im Sommer 1803 entstanden sein. Denn die vierte Strophe — „Geisterwelt", „Becher", „Chor" — ist ein gewolltes Anklingen an das Lied „Der Jäger und der Hirt", das Brentano aus Weimar 1803 (Frühlingskranz S. 255) an Bettina schickte, die gerade damals lebhaft mit der Günderode umging. In dem Gedicht „An Clemens" zeigt sich, wie (ebenda S. 270) sein Hauch sie kaum berührt und sie atmet, als wenn sie aufblühen wollte in edlere Begriffe und schönere Handlungen. Und wenn Bettina (Günderode S. 145) das Gedicht an Clemens nach Marburg geschickt hat, so kann dies nur im September 1803 (Arnim und Brentano S. 86) gewesen sein. Was endlich Brentano später selbst über seine freundschaftliche Liebe zur Günderode der Frau von Suckow erzählt und mitgeteilt hat, ist überhaupt nicht zu Geigers Kenntnis gekommen.

Also mit Geigers „vollkommeneren" Kenntnis dieser Dinge ist es Wind. Welcher Sprache aber erkühnt er sich über jene beiden Frühbriefe Brentanos, in dem Wahn, sie gehörten nach Heidelberg in seine Ehezeit! Der eine (S. 88) sei „verwirrt, dunkel, in halbtoller Sprache ausgeführt", in dem anderen komme „Clemens' wollüstige, gewaltsam sinnliche Natur zum Ausdruck".[1]) Man mag diese Briefe beurteilen wie man wolle — an physische Wollüstigkeit ist nicht zu denken; ich verweise zu dieser Briefdichtung von dem „süßen heiligen Liebeswerk", das „Mondnacht und

1) Dunkel blieb für Geiger freilich die Sprache, das zeigen die Fehler seiner Wiedergabe, die doch eine sinngemäße sein will. Z. B. S. 105 ist zu schreiben „Momente? gibt es . . Momente? Verstehst" und S. 100 „Jugend" anstatt „Tugend". — S. 112, Z 10 bessre „vor" anstatt „von"

Frühling" vor seinen Augen zu vollbringen sich nicht gescheut hätten, und dessen glühe Nachwirkung dem Dichter — ohne gemeinen Anflug — beim Schreiben des Briefes noch durch die Seele zuckt, ich verweise dazu auf einen seiner Briefe an Arnim (Arnim und Brentano S. 174), wie er dichtet, daß „sich ein heiliger, milder Gewitterregen mit wollüstigem Murren der Götter, die im Ungestüm der Mailust ihren Becher umgestoßen, auf die blühenden Gärten vor seiner Kammer senke". Käme mir etwas darauf an: ich könnte leicht aus den Gedichten der Günderode den Gegenschlag führen. Geiger aber, weil er den Charakter Brentanos nicht verstehen kann, spricht, immer auf Grund dieser Briefe, S. 4 von Clemens' „widriger mit Krankhaftigkeit verwandten Lüsternheit", und gar S. 88 moralisiert er: „Es ist kaum zu fassen, daß ein verheirateter Mann, der im Besitz einer angebeteten Frau sich glücklich fühlte, einen derartigen Brief an ein junges, unbescholtenes Mädchen . . zu schreiben wagte". Dagegen sind Geigersche Ausdrücke, wie Clemens „schände" sich (S. 114), sei „unaufrichtig" (S. 117), Bettinens Darstellung sei „brüsk und roh" und anderes — sämtliche grade so unberechtigt wie die obigen! — das reine Kinderspiel. Es gehört dies lediglich nur zur Kennzeichnung des Buches im allgemeinen, denn an sich hat es keine Bedeutung heut. Wir wissen, daß und warum eine bestimmte Richtung von Anfang an bis heute ähnlich über Brentano und die Seinigen gesprochen hat. Es war dies sicher nicht zum Schaden der Brentanos: um so schärfer hob sich ihre dichterische Persönlichkeit von aller Gemeinschaft mit dieser Geistesrichtung ab. Man lese, was soeben Treitschke in seinem herrlichen fünften Bande von Bettina sagt.

Und nun stehen wir auch vor Geigers Spezialkapitel über Bettina. Auch nicht ein einziger uns neu fördernder Gedanke findet sich darin. Alles aus Bettinens Werken, den Arbeiten von Schwartz, von mir u. a. äußerlich zusammengerafft. Die Entlehnung des Einzelnen ist nicht immer leicht zu erkennen; überhaupt ist die Art, wie und wer und was citiert oder nicht citiert oder nicht vollständig citiert wird, im höchsten Grade bemerkenswert. Z. B. Herman Grimm, der doch über Bettinens Briefwechsel zuerst im Allgemeinen das Richtige gesagt hat, wird nicht erwähnt; wohl aber Loepers Publikation, in der doch nur Grimms Material für seine Arbeit irrthümlich als exaktes und vollständiges abgedruckt ist. Eine Leistung wie die Biographie Diel-Kreitens, aus der stillschweigend (2, 538), aber mit eigenmächtiger Deteriorierung des Urteils, auf S. 126 eine Briefstelle Clemens' abgedruckt wird, erfährt keine Erwähnung! Wäre Geiger mit dem Material, das wir jetzt haben, wirklich vertraut, so hätte er etwas ganz anderes über Bettinens „Günderode" erschließen können: z. B. daß der jetzige Anfang des Buches in den Mai 1806, S. 47 in das Jahr 1803, S. 87 in das Jahr 1804 u. s. w. u. s. w. gehört. Auch mit dem Frühlingskranz weiß er nicht Bescheid, er wundert sich nämlich S. 163, daß er darin

nicht einen Brief Clemens' aus dem Jahre 1804 findet — er weiß eben nicht, daß unser Frühlingskranz nur bis in den Spätherbst 1803 reicht, und daß sein zweiter Teil nie erschienen ist!

Gegenüber der Masse von Briefen, die Bettina in ihrer „Günderode" veröffentlicht oder benutzt hat, bedeuten die vier ihr seiner Zeit nicht zurückgegebenen, die Geiger jetzt abdruckt, herzlich wenig. Unter sich stehen sie in keinem Zusammenhang. Sie enthalten kein Moment, das nicht sonst in Bettinens Aeußerungen über die Freundin zu finden wäre — ein Triumph für die erinnerungskräftige Gestaltung dessen, was aus Bettinens Händen kam. Auf die Datierung der vier Briefe ist aber wieder nicht die gehörige Sorgfalt verwendet. Der erste nämlich (S. 142) ist genauer nach Offenbach (S. 146, die Großmutter!) und zwar kurz vor den 10. Juni 1804 (nach S. 92, 142, 115!) zu setzen; was auf S. 161 „erläutert" wird, beruht auf Verkennung des entscheidenden Zusammenhangs. Dann käme der dritte Brief bei Geiger (S. 153), nicht aus dem „Herbst 1805", sondern kurz vor dem 29. November 1805; Geiger hat nicht einmal gemerkt, daß das von Savigny in einer kurzen Nachschrift zu Bettinens Briefe der Günderode versprochene ausführliche Schreiben (S. 158) mit dem Briefe Savignys vom 29. November 1805 (S. 36) identisch ist. Dann vielleicht erst wegen der schon beginnenden Freundschaftslösung der bei Geiger (S. 148) zu zweit gestellte Brief; Geigers Ansatz „Sommer 1804" wegen der von ihm angenommenen Beziehung „mehrerer (!) Recensionen von Goethe über jetzige Dichter" (S. 164 Z. 1 „der"!) auf Goethes Voß-Recension vom April 1804, was gar nicht paßt, ist unhaltbar. Dann der vierte Brief (S. 159), der nach dem Briefwechsel mit einem Kinde S. 67 wohl der letzte an die Günderode gewesen ist. Die „Erläuterungen" enthalten zum Teil Dinge, die „gewiß" oder „ganz gewiß" — so heißt es nämlich fast immer, wenn etwas ungewiß ist — nicht richtig sind. Wir erfahren da, daß die Günderode an Goethes Jugend nach den Erzählungen der Frau Rat — aber doch an Goethe? — kein Interesse gehabt haben soll. Auf S. 167 druckt Geiger noch nachträglich aus meinem „Arnim und Brentano" Stellen über die Günderode ab; die dritte davon — übrigens von Geiger unter Fortlassung der entscheidenden Nebenglieder in einem irreführenden Wortlaut gegeben — soll beweisen, daß „Arnim 1808 geneigt sei, Brentano als einen der Liebhaber der Günderode hinzustellen"; sie ist in Wahrheit aber ironisch gemeint und besagt so ungefähr das Gegenteil.

Es folgt bei Geiger das Kapitel über Creuzer. Viktor Hehn hat einmal ergreifend von unsrer Kulturentwicklung gesprochen, wie sie sich in Gewinn und Verlust vollziehe, und sein deutscher Zorn galt denen, die uns immer ohne Not unsre Verluste nach- und vorrechnen, die Freude an dem, was wir positiv besitzen, uns vergällend. Ueber dem furchtbaren Verhängnisse, das in Creuzers und Karolinens Leben eingriff, schwebt kein Geheimnis. Diese beiden genialen, sich geistesverwandt fühlenden Menschen liebten sich.

Karoline frei und zur Selbstaufopferung bereit; Creuzer im höheren Sinne dem Leben und seiner ehrwürdigen, aber viele Jahre älteren Frau verpflichtet. Beide klammern sich an den Gedanken einer Vereinigung; die Unmöglichkeit der Vereinigung läßt sie immer neue Möglichkeiten ersinnen und verlieren; fast tötliche Krankheit des Einen und freigewählter Tod der Anderen nimmt ihnen die unselige Bürde dieses Verhängnisses ab; all ihre Freunde, voran ein Savigny und Arnim, haben dem Ueberlebenden wie der Toten Treue bewahrt und — edelmütige Schonung. Ich protestiere vor der Oeffentlichkeit dagegen, daß Geiger all das bekannte, zum Teil längst invalidierte Rohmaterial abdruckend, diese schmerzliche Begebenheit so behandeln und breit treten dürfe, wie er es thut — ohne daß auch nur ein einziges Interesse geistigen Wertes in Frage käme. Ich protestiere dagegen, daß Geiger — in der mißlingenden Form, die Worte scheinbar anderen in den Mund zu legen — über Creuzer sagen dürfe (S. 168): „den meisten Zeitgenossen galt der häßliche, später infolge mancher Aeußerlichkeiten absonderliche, um nicht zu sagen (!), lächerliche Mann als der Typus eines deutschen Professors"; daß Creuzer nach Geiger (S. 180) die „Lust am bequemen bürgerlichen Leben ... der Verpflichtung, die er mit Worten oder Thaten (!?) einer Unschuldigen gegenüber eingegangen war", vorgezogen habe; daß er sich (S. 166) „geradezu eines Betrugs" schuldig gemacht, daß er (S. 185) „immerhin einen Treubruch gegen die Geliebte" begangen habe. Wo Geiger dagegen positiv über Creuzer sprechen müßte, erklärt er (S. 168), daß über „sein von 1810 bis 1812 erschienenes, 1819 bis 1821 völlig umgearbeitetes" Hauptwerk und seine Bedeutung „hier ein Urteil nicht versucht werden könne." Die dürftige chronologische Notiz! und wie schrieb einst Scherer doch? „Wir kennen diese öde Recensentenphrase"!

Im Einzelnen wieder Oberflächlichkeit und Mangel an wahrer Kenntnis. Geiger schreibt S. 170 nach einer älteren Creuzer-Biographie, daß der Briefwechsel zwischen Karoline und Creuzer verbrannt worden sei — und weiß nicht, daß diese Angabe 1890 von Adolf Stoll öffentlich berichtigt worden ist; Creuzers Briefe sind erhalten.[1]) Ueber den „Beginn der Bekanntschaft" ist Geiger, wie oben bei Savigny, so auch bei Creuzer sich nicht im Klaren; die Vermutung, Daub habe sie herbeigeführt, giebt ihm Gelegenheit, ein für uns ganz inhaltloses Blatt (S. 171) abzudrucken und ohne jede Wahrscheinlichkeit an dessen Frau Sophie zu knüpfen; wie aber, wenn mit der „Sophie" des Briefes die Schwester der Frau von Barkhaus, Sophie von Leonhardi, vermählte Frau von Schmerfeld, gemeint ist? an die beiden Sophie Brentano überhaupt nur zu denken, ist ungereimt. Ueber die „Anknüpfung des Liebes-

1) Die Briefe sind kürzlich an die Heidelbergische Bibliothek als an die Stätte, die Creuzers Andenken pietätvoll pflegen werde, gekommen. Wie ich höre, hat Geiger, von anderer Seite auf seine falsche Angabe hingewiesen, nachträglich in einer Nummer der Frankfurter Zeitung, die ich nicht kenne, eine Berichtigung gegeben.

verhältnisses" (S. 172) seien wir „durch unsre Quellen" nicht unterrichtet — als ob dergleichen mit äußerlichem Material belegbar wäre! Und seine eignen „Quellen" trübt sich Geiger noch dazu. Zwei, übrigens nichtssagende, Blättchen der Lisette, die Creuzer und die Günderode betreffen (S. 173), das eine datiert „Sickershausen, 3. April", sollen beide aus dem Jahre 1804 sein; Geiger brauchte aber bloß Seite 46 seines Buches aufzuschlagen, um sich zu informieren, daß anfangs April 1804 Lisette unverheiratet in Frankfurt, und nicht bei ihrem künftigen Gatten in Sickershausen, war; es ist natürlich beim ersten 1805 zu bessern, während das zweite, das „gewiß später" sein soll, wegen des noch bestehenden Verkehrs mit Clemens und der Erwähnung der Gedichte notwendig in das Jahr 1804 gehört. Am 24. Februar 1806 (S. 173) soll Lisette Nees Creuzer ihren Dank für die von diesem erhaltene Uebersetzung der Fiametta von Sophie Brentano (Mereau) ausgedrückt haben — und dabei schloß Arnim erst im Juni 1806 den Verlagskontrakt mit Reimer (Arnim und Brentano S. 182) und erschien das Buch erst längere Zeit nach dem Tode der Sophie Brentano! — ein passendes Seitenstück zum „Ponce da Leon"! Geiger muß also das Datum des Briefes, der vielleicht gar nicht an Creuzer, sondern an Clemens gerichtet war, falsch gelesen oder falsch ergänzt haben. Bei einem anderen Briefe (S. 176) bemerkt Geiger nicht, daß die darin erwähnte Sophie die Frau Creuzers ist. Die Kenntnis, daß Creuzers Frau Sophie hieß, ist aber der Schlüssel zum Verständnis der großen Darstellung im Briefwechsel mit einem Kinde, wo Bettina (3. Auflage S. 66) erzählt, wie Creuzer bei einem Besuche in Marburg in ihrer Gegenwart ein kleines Kind auf den Schoß nahm und es fragte: „wie heißt du?" — „„Sophie."" — „Nun, du sollst, so lange ich hier bin, Karoline heißen; Karoline, gieb mir einen Kuß!" — und wie Bettina darauf zornig das Kind ihm fortgerissen habe. Es ist dies die Art, wie Bettina — mit edlem Takt und edler Wahrheitsliebe zugleich — die Dinge berührte, die sie nicht umgehen konnte. Dergleichen sucht man in Geigers Buche natürlich vergebens. Was er S. 191 über Bettinens Mitteilungen an Goethe aus einer Aneinanderschiebung längst vor ihm bemerkter Notizen als „Resultat" erschließt und behauptet, ist falsch; ich habe gleichzeitige Berichte aus dem Brentanoschen Kreise an Goethe, die seiner Zeit öffentlich bekannt werden sollen. Und nun der das ganze Werk krönende Schluß des Buches! Da druckt Geiger die allbekannte Erinnerung Arnims an die Günderode ab, und sagt dazu: „In seiner Geschichte (!) ‚Isabella' schilderte Arnim eine Rheinfahrt ꝛc." Die Stelle steht aber gar nicht in der Isabella, sondern am Schluß der Anekdote Melück Maria Blainville. Geigers falsche Angabe ist durch fortgesetzte Verschlechterung — der Zusatz „Geschichte" kommt allein auf seine Rechnung! — aus Moriz Carrieres Buch über „Achim von Arnim und die Romantik ꝛc." (1841, S. 42) geflossen; der Text bei Geiger ist bis auf die Verse, wie eine Ver-

gleichung lehrt, aus Schwartz (S. 190) entnommen. Geiger hat also weder das Original Arnims (1812, S. 223) noch den Neudruck in den Werken (1, 237) überhaupt nur in der Hand gehabt.

Das Buch hat auch ein nicht gelungenes Portrait der Günderode: natürlich nach dem sehr schönen Titelbilde in Götz' Sammlung, was nirgends in dem Buche gesagt wird.

Ich schließe mit einer Erklärung in eigner Angelegenheit. Geiger sagt S. 130: „daß ihm von den Herausgebern des Arnimschen Nachlasses trotz höflichster Anfragen jede Auskunft verweigert oder nur nach vorhergehender Zensur seines Manuskripts in Aussicht gestellt worden sei." Ich erkläre hiermit, daß ich den Wunsch nach „vorhergehender Zensur seines Manuskripts" weder in mir empfunden noch in irgend einer Form ihm angedeutet oder ausgesprochen habe.

Berlin. Reinhold Steig.

Litzmann B., Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1894. 4 M.

Beim Erscheinen dieses Werkes (im Frühjahr 1894) gab es unter den Schriftgelehrten ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Der bekannte Verfasser, dessen gelehrte und gründliche Studien bis dahin der Theater- und Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts zugewandt gewesen waren, hatte der literarischen Forschung unvermutet ein Gebiet erschlossen, dessen öffentliche Beachtung in gelehrt-germanistischen Kreisen durchaus verpönt schien. Wenn auch die Zeiten jener Literaturhistoriker, welche unter Goethes Tod einen dicken Strich machten und alles Nachgoethische aus ihrer Wissenschaft vornehm ausschlossen, schon längst vorüber waren, so hatte bis jetzt doch noch keiner daran gedacht, künstlerische Fragen und Probleme der Gegenwart zum Gegenstand akademischer Vorlesungen zu machen. Und in der That, es war ein kühner Gedanke des Verfassers, ein Experiment, dessen Gelingen keineswegs gesichert erschien. Ein ungleich kühnerer Gedanke freilich war es, diese ursprünglich für Studenten bestimmten Vorlesungen drucken zu lassen und unverändert dem „auditorium maximum" vorzulegen. Was dort vollauf genügte, konnte sich hier leicht als nicht ausreichend erweisen. Und obwohl der äußere Erfolg dem Verfasser Recht gegeben hat — es liegt längst die 2. Auflage vor —, hat dieses Schütteln des Kopfes unter den Kundigen doch nicht ganz aufhören wollen. Wir werden später sehen, in wie weit dasselbe berechtigt sein mag.

Indessen, die Bedeutung des Litzmannschen Buches, das nichts weiter als anregen und Studenten und allen denen, „welche unabhängig von theoretischen Schrullen, ernstlich bemüht sind, sich zur Klärung und Verständigung

über alte und neue Kunstideale durchzuarbeiten", ein Wegweiser sein will, liegt nicht darin, wie es geschrieben wurde, sondern darin, daß es geschrieben wurde. Dieses — ich möchte sagen feuilletonartige — Buch kam wirklich einem Bedürfnis der breiten Masse der Gebildeten entgegen (in der Regel behaupten das nur die Verleger) und allein deshalb schon ist es auch existenzberechtigt. Der Umstand ferner, daß es ein deutscher Professor ist, der hier mit redlichem Bemühen und reinem Herzen ernstlich bestrebt ist, das Gold der vielgeschmähten neuesten Literatur zu prüfen und echtes von unechtem zu scheiden, scheint mir der wünschenswerten Verbreitung des Buches nicht eben hinderlich gewesen zu sein. Im allgemeinen, kann man sagen, hat er ziemlich viel Gold gefunden. Daß er hinwiderum manchen Edelstein achtlos bei Seite warf, manchen andern gar nicht fand, kann man beklagen, aber verstehen und entschuldigen. Sein Urteil soll anregen, er will seine (ganz subjektive) Meinung sagen, nicht mit dogmatischer Intoleranz einen allein seligmachenden Glauben verkünden; er weiß, daß er irren kann und irren wird. „Es ist sehr möglich, daß ich, von innerer Sympathie oder Antipathie geleitet, hier überschätze, dort unterschätze; die Tragweite eines literarischen Ereignisses zu hoch oder zu niedrig anschlage" (S. 3 f.). So spricht nur ein Mann, der wohl freudigen Mut hat, aber der Grenzen und Schwierigkeiten seiner Aufgabe sich durchaus bewußt ist. So ist es ein durchaus subjektives Buch geworden, aber es hat ein Mann geschrieben, der lieben und hassen kann, der den Mut seiner Meinung hat. Das bringt eine Frische und Leichtigkeit in Darstellung und Sprache, die nicht selten — von dem begeistert behandelten Gegenstand emporgehoben — eine kräftige dichterische Sinnlichkeit ausströmt. Daß dem Verfasser dabei bisweilen ein schiefes oder abgeschmacktes Bild mit unterläuft, will ich ihm bei diesen Vorzügen gern zu Gute halten. Vereinzelte grammatikalische Kühnheiten hat er bei der 2. Auflage gewiß beseitigt.

Ueber den Inhalt, der — wenn nicht durch eigne Lektüre — durch die zahlreichen Kritiken bekannt geworden ist, kann ich mich kürzer fassen. Die Einleitung giebt einen raschen Ueberblick über die belanglose Literatur des Jahrzehnts nach dem großen Kriege — Patriotische Lyrik, Heldenlied, Roman (Freitag, Ebers, Spielhagen), Drama (Lindau, Hugo Lubliner, Moser, L'Arronge), bei welcher Gelegenheit auch das Fiasko verschiedener Preisausschreiben und das traurige Schicksal, das über den Schillerpreis waltet, gestreift wird —, welcher der Verfasser nicht eben viel Rühmliches nachzusagen weiß. Richard Wagners Bedeutung für das Musikdrama wird kurz gewürdigt und in breiterer Ausführung Auftreten und Erfolg der „Meininger" gerühmt, deren Gastspiele leider schon jetzt der Geschichte angehören, wie Litzmann mit Recht beklagt. Die Parallele aber, die er in den Bestrebungen Richard Wagners und der Meininger sieht (S. 50 f.), halte ich für gesucht und verfehlt. Der erstere strebte doch noch etwas ganz

anderes an als eine „Zusammenfassung aller künstlerisch zur Verfügung stehenden Mittel".

Die nächsten vierundfünfzig Seiten sind Wildenbruch gewidmet, während Ibsen sich mit sechzehn begnügen muß. Schon hieraus erkennt man, wem der Verfasser den Kranz reicht — Wildenbruch ist sein erklärter Liebling. Nach einer ausführlichen Betrachtung seiner Lyrik, die zwar nicht in ein Buch über das deutsche Drama gehört, aber nach den reichlich abgedruckten Proben mit Recht von Litzmann sehr hochgestellt wird, werden in der 7. Vorlesung „Die Karolinger", die auch ich schätze, in der 8. „Christoph Marlow", den ich nicht schätze, einer begeistert bis in kleinste Details eingehenden Analyse unterworfen. Die „preußischen Dramen" (Menonit, Väter und Söhne) werden kürzer, aber mit derselben jubelnden Hingabe nachgezeichnet; die „brandenburgischen Historien" (Quitzows, Generalfeldoberst, Der neue Herr) dagegen selbst von Litzmann abgelehnt. Es kann nicht in meiner Absicht liegen, dasjenige, was ich dem Verfasser an seiner Begeisterung für den Freund verüble, hier herauszustellen, indessen, wenn man bis hierher (S. 113) gelesen hat, fragt man sich verwundert: Wo bleibt denn Anzengruber? Es hieße denn doch den Begriff des „deutschen" Dramas zu eng und pedantisch fassen, wenn man ihn nur für die Werke der innerhalb der geographischen Grenzen des heutigen Deutschland geborenen Dichter gelten lassen wollte. Aber das will auch Litzmann nicht, denn sein Wildenbruch ist ja in Beiruth geboren. Ein deutscher Dichter ist vielmehr derjenige, der seine Werke in deutscher Sprache schreibt. So kommt denn Anzengruber in Litzmanns Buch vom neuen deutschen Drama gar nicht vor? Nein .... Pardon — es ist ja ein „Alphabetisches Namensverzeichnis" da .... Anzengruber S. 28. Ich schlage diese bemerkenswerte Stelle nach und sehe, daß Anzengruber einmal mit zwei andern Dichtern zugleich des Schillerpreises für würdig erachtet wurde. Von seinen Dramen, die mindestens ebenso „lebensfähig" als diejenigen des Herrn von Wildenbruch sich erwiesen haben und ihre Lebenskraft bis in eine ferne Zukunft sich bewahren werden, erfahre ich nichts. Das ist eine unbegreifliche Unterlassungssünde, die man dem Verfasser nicht verzeihen wird.

Es folgt eine historische Betrachtung über literarische Revolutionen und sodann eins der besten Capitel des ganzen Buches über die Bewegung der als international bezeichneten „Moderne" — der Präger des Wortes, Hermann Bahr, hätte aber genannt werden müssen —, in welchem Litzmann in seiner frischen blühenden Sprache für die Berechtigung derselben energisch eintritt, sie als eine gesunde Reaktion auf den frauenhaften Einfluß in der Literatur und die stilisierte Unwahrheit der voraufgegangenen Epochen schildernd.

Um so mehr enttäuschen die nächsten Ibsen, „dem großen und starken Talent" (!), gewidmeten Seiten. Ich habe schon oben gesagt, daß

man Ibsen auf 16 Seiten nicht gerecht werden kann, und obwohl er kein Deutscher, sondern ein Ausländer ist, hätte er breit und wuchtig behandelt werden müssen, denn ohne ihn ist das neuere deutsche Drama undenkbar. Man mag über den vielumstrittenen Schluß der „Nora“ — zumal wenn man eine Frau ist — denken wie man will, man mag gegen den „Baumeister Solneß“ das einwenden, was Litzmann einwendet, und noch mehr — aber daß er derjenige ist, dem unsere moderne Bühne die entscheidendsten und glücklichsten Anregungen verdankt, wird kein Einsichtiger in Abrede stellen wollen! Wir stehen auf Ibsens ausladenden Schultern, nicht auf den schmächtigen Wildenbruchs, der auf die neueste, verheißungsvolle Dramatik in Deutschland in keiner Weise Einfluß gewonnen hat, sondern vielmehr diese auf sich hat rückwirken lassen müssen („Haubenlerche“). Mit der Anerkennung seiner Bedeutung, seines gewaltigen, aber „undeutschen“ Einflusses allein ist hier nichts gethan. Hier hätte entwickelt und zergliedert, hier die Unterströmungen im bewegten, breitwogenden Strome unserer neuen Kunst gezeigt werden müssen. Die 54 Seiten, die Wildenbruch geopfert werden, hätten ihm gebührt, auch wenn man allenfalls mit dem Verfasser den Satz unterschreibt, daß (die auch von ihm sonst sehr wertgeschätzte) „Nora“ undeutsch und kein Bein von unserm Bein und kein Fleisch von unserm Fleisch sei — was übrigens von der „Frau vom Meere“ und „Hedda Gabler“ in noch weit höherem Grade der Fall ist. Ja, man kann mit dem Referenten der Meinung sein, daß Ibsens fast beispielloser Einfluß auf unser Theater bereits seit einigen Jahren durch unsere eigene Dichtung stark zurückgedrängt sei, daß wir sogar heute schon manches können, was jener nordische Riese nicht konnte und niemals können wird — unser Lehrer und Meister ist und bleibt er doch und alles, was wir können, haben wir von ihm gelernt.

Auch Gerhard Hauptmann, mit dem sich die beiden nächsten Vorlesungen beschäftigen, hat — das giebt auch Litzmann natürlich zu — „wie Alle, Ibsen seinen Tribut entrichtet“ in seinen zwei ersten Schauspielen, die einer vortrefflichen, von klarem sachlichen Urteil diktierten Analyse unterzogen werden. „Einsame Menschen“ bedeuten „einen weitern entschiedenen Fortschritt“ des Dichters, „Die Weber“ „scheinbar wieder einen Schritt rückwärts“, während der „College Crampton“ „neben den drei großen Dramen ernstlich nicht ins Gewicht fällt“. Alles in allem: Hauptmann ist ihm, wenn nicht der Mann der Zukunft, so doch „Einer, der von jedem, der sich mit der deutschen Dichtung der Gegenwart ernstlich beschäftigt, Beachtung und Respekt beanspruchen darf“. (S. 192.)

Ein letztes Capitel ist noch Hermann Sudermann gewidmet. Auch ihm bringt der Verfasser ein großes ernstes Interesse entgegen, auch ihm enthält er seinen Beifall nicht vor. Während er die „Ehre“ keineswegs für ein gutes Stück hält und in einer feinen Analyse von „Sodoms Ende“ zu dem Ergebnis kommt, daß dieses Stück erst für den zukünftigen Schreiber

„der Sittengeschichte unserer Zeit" eine gewichtige Rolle spielen werde, reicht er die Krone des Poeten doch erst dem genialen Verfasser der „Heimat", der „das tiefe Problem, von allen Zufälligkeiten und Kleinigkeiten losgelöst, in so edler künstlerischer Form zu gestalten gewußt" hat, daß sein Werk dadurch wirkt, „wie ein großes Kunstwerk wirken soll". Ich stimme dem aus voller Seele bei.

Ein etwas problematischer Ausblick auf die Zukunft unserer Literatur, an Grottewitz' ebenso problematische „Enquête" anknüpfend, schließt das Werk ab. Ich sage, schon zu breit geworden, nichts mehr darüber. Obwohl noch mancher treffende Gedanke darin niedergelegt ist, würde ich ihn gern vermissen und dafür lieber ein paar weitere Dichter, z. B. Fulda und Max Halbe, noch mit „behandelt" sehen.

Aber auch in der vorliegenden Gestalt, wird man das Buch gern selbst lesen wollen. Sein Wert, ich betone es nochmals, liegt nicht in seinen Urteilen, die ihrer Natur nach auch nicht anders als (mehr oder weniger) subjektiv sein können, sondern in dem von reichem Erfolg gekrönten Streben, zu eignem Nachdenken über die Probleme, die unserer Zeit charakteristisch sind, anzuregen und anzuleiten. Und das weiß ich, keiner wird es aus der Hand legen, ohne tiefgehendste Anregungen empfangen zu haben, ohne wortlos beizustimmen, ohne lebhaft zu widersprechen. Das ist denn doch für ein Buch dieser Art gewiß ein gutes Zeugnis, ein Beweis dafür, daß es eine selbständige Seele hat, daß es lebt und wirkt. Ein Buch, das nicht zu philologischen Arbeiten „benützt", sondern gelesen sein will. Da habe ich ihm wohl ein großes Lob gespendet?

Weimar. Ferdinand Heitmüller.

Bericht über neuere literarhistorische Arbeiten in polnischer Sprache.

1. Jellenta C., Das allgemeinmenschliche Ideal in der gleichzeitigen Poesie (Ideal wszechludzki w poezyi spółczesnej). Band 1. Krakau, Gebethner & Comp. 1894.

Fast gleichzeitig mit dem Werke Zdziechowskis „Byron und sein Zeitalter", worin dessen in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze über Byron vereinigt wurden, erschien die vorliegende Arbeit Jellentas, die in ihrem ersten Band denselben Gegenstand, wenn auch von einem anderen Standpunkte behandelt. Diesen stellt der Verfasser in der Vorrede fest, indem er zugleich an Taine, Hennequin ablehnend Kritik übt. — Der Titel verheißt jedoch mehr als die Arbeit wenigstens in ihrem ersten Bande leistet. Das allgemeinmenschliche Ideal sucht der Verfasser nur bei jenen Dichtern, die mit dem Vermögen ausgestattet sind, den ganzen Jammer der Menschheit nachzuempfinden und Protest gegen deren Unterdrücker erheben. Das Herz dieser Dichter,

die vom Verfasser Prometheisten genannt werden, kann als der Mittelpunkt der Menschheit gelten, da sie, wenn sie auch nur ihre eigenen Empfindungen auszusprechen scheinen, doch als Anwälte der ganzen Menschheit auftreten. Als solche sind sie gezwungen, einen unausgesetzten Kampf gegen jene bösen Mächte zu führen, die ihren Sitz in der Menschenbrust aufgeschlagen und all das herrschende Ungemach auf das Menschengeschlecht gestürzt haben. Wenn gleich die Spuren dieses Bestrebens in der antiken Poesie nicht zu verkennen sind, eigentlich geltend konnte es sich erst im 19. Jahrhundert machen, nachdem der aufstrebende Individualismus seinen Gipfelpunkt erreicht, der Kritizismus, der philosophische Humanismus und die Genußsucht der breiteren Massen sich bemächtigt hatten. Zu denjenigen Dichtern, die diesem Streben durch ihre poetischen Werke Ausdruck geben, zählt der Verfasser Goethe, Byron, Shelley, Heine, Ackermann, Hamerling, Ibsen, Lipiner u. a. Er weist auf die allen gemeinsamen Figuren hin, auf die Faust, Kain, Manfred, Ahasverus, Mephistopheles, Lucifer, Merlin, Homunculus, die als Repräsentanten der Menschheit aus einer Hand in die andere gehen. Er weist auf ihr gemeinsames Lebensziel hin, das Böse vor Aller Augen zu enthüllen, es bloszustellen und zu bekämpfen. Doch unterscheidet er von dieser Richtung jene Poesie, die er philosophisch nennt und deren Träger er in Sully Prudhomme, Leconte de Lisle, Swinburne, Vrchlicky, Carducci sieht, ferner die Poesie des Weltschmerzes, Musset, Leopardi, Lenau, Paludan-Müller, Lermontow, Puschkin, Malczewski, Słowacki. Als den charakteristischen Zug an den Prometheisten hebt er ihren kecken herausfordernden Ton, ihren beißenden Spott und den Adlerflug ihrer Phantasie hervor. Nach der Charakteristik dieser poetischen Richtungen, in welchen sich nach seiner Ansicht die Zukunftspoesie bewegen wird, geht der Verfasser zur Analyse einzelner Prometheisten über. Anstatt aber mit Goethe ihre Reihe zu eröffnen oder, was wohl besser gewesen wäre, mit Rousseau, macht er den Anfang mit Byron, den er als den Bahnbrecher dieser Richtung betrachtet. Indem er sein Charakterbild entwirft, ohne etwa neue Details beizubringen, sucht er nachzuweisen, unter welchen inneren und äußeren Einflüssen sich dieser krankhafte Charakter entwickeln konnte. Wenn er auch seine Eitelkeit, Leidenschaftlichkeit, seine Nerven-Ueberreizung, sein Affektieren von Kälte und Kraft nicht in Abrede stellt, so nimmt er ihn doch gegen die in England üblichen Beschuldigungen und Verdächtigungen in Schutz. An seinen Werken weist er nach, wie allmählich die prometheische Idee zur Geltung gelangte. Vom revolutionären Streben ausgehend, von dem Bewußtsein seiner Kraft getragen, fand Byron im himmelstürmenden Titanismus sein eigentliches Gebiet. Manfred ist das erste Werk, in dem dieser zutage tritt. Aber auch dieser aus Faustischen Elementen zusammengesetzte Held bildet nur eine Uebergangsstufe zum Kain. Noch dämpft sein Ich Interessen allgemeiner Natur, wenn sie auch bereits

in Don Juan, Beppo, Marino Falieri, Sardanapal und in seiner Ode an Napoleon stärker oder schwächer betont werden. Zum eigentlichen Vorkämpfer der Menschheit schwingt sich Byron erst im Kain auf. In ihm offenbart der Dichter die ganze Tragik des Menschengeschlechtes, das, oft von erhabensten Gedanken getragen, sie in Schmutz und Kot des alltäglichen Lebens herabzerrt. Doch weit entfernt vom konsequenten Pessimismus gibt Kain sein ideales Streben trotz seiner Martern und Qualen nicht auf. Er kämpft auf Leben und Tod mit jener Macht, der sein Körper erliegt, sein Geist aber nicht gehorchen kann. Denselben Kampf veranschaulicht auch Byrons Mysterium „Himmel und Erde". Die von Byron angestimmte Klage über den Jammer der Menschheit fand Widerhall nicht nur in der Poesie sondern auch im Leben. Das allgemeinmenschliche Ideal gieng rasch seiner Vollkommenheit entgegen, die es in Shelley fand. Während Byron der landläufigen Schurkerei die Larve vom Antlitz riß, suchte dagegen Shelley die Menschheit gegen sie zu schützen. Auch Shelleys Bestreben wurzelt tief in den revolutionären Strömungen seiner Zeit, wovon seine Beatrix Cenci, Laon und Cytne, der Aufruhr des Islams zeugen. An Shelleys Dichtungen und seinem Leben zeigt der Verfasser wie nach und nach sein apostolisches Bestreben, die ganze Menschheit zu umfassen und mit seinem Blute von allen Uebeln zu erlösen, über sein revolutionäres die Oberhand gewinne. Dies tritt am klarsten in seinem befreiten Prometheus zutage. Hier führt er uns in zwei Höllen ein. In einer windet sich die ganze Menschheit vor Schmerzen, in der anderen der Erlöser derselben. In der ersten sehen wir alltägliche Schmerzen, in der letzteren die ewige Jagd nach Idealen, den unersättlichen Durst nach Wissen und Erkenntnis. Mehr als diese peinigen Prometheus aber die Bilder des künftigen Menschenjammers. Allmählich verliert sich die Poesie Shelleys im Pantheismus. Der Dichter selbst bekommt Seherkraft. Interessant könnte der Vergleich Shelleys mit Schiller sein, den hier der Verfasser zwar versucht aber nur ganz flüchtig behandelt. Er hebt die Aehnlichkeit der Schillerschen Räuber mit Shelleys Aufruhr des Islams, des Wilhelm Tell mit Hellas, von Kabale und Liebe und Don Carlos mit Cenci und Rosalinde und Helene hervor. Die stoische Ethik in Schillers Resignation scheint ihm an Shelleys Ode an die politische Größe und an den Tod, ebenso die Briefe Julius und Raphaels an Julian und Maddalo von Shelley anzuklingen. Auch der Vergleich Shelleys mit Novalis und Krasinski wurde nicht durchgeführt. So wie er dasteht, knüpft er sich nur an Aeußerlichkeiten. Die beiden prometheischen Typen der mehr individuelle Byrons und der evangelische Shelleys pflanzen sich bis in die Gegenwart fort. Neben diesen unterscheidet der Verfasser eine Dichterschar, die mit alltäglichem Streben Schwermut parte, wie Lamartine und Lenau. Gegen die Aufrichtigkeit ihres Zweifels erhebt er jedoch Bedenken. Die Kopfhängerei und das revolutionäre Stürmen stempeln noch keinen Dichter

zum Prometheiden. Deshalb übergeht der Verfasser die übrigen Dichter und Schriftsteller dieses Jahrhunderts, die diese Züge unverkennbar an sich tragen und entdeckt erst an Leopardi und an Louise Ackermann das Kainszeichen des Prometheismus. Der stete Begleiter Leopardis war sein Pessimismus, der ihm jedoch jeden persönlichen Schmerz in ein philosophisches Problem von allgemeinem Interesse verwandelte. Sein Pessimismus verzichtete auf jede Hoffnung. Dagegen gab der Pessimismus Louise Ackermanns den Glauben an die gute Wendung des Menschenloses nicht vollständig auf. Auch sie kämpft im Namen der hart bedrängten Menschheit, doch hegt sie den Gedanken an das verlorene Glück als die kostbarste Reliquie und sieht die Liebe als die einzige Quelle der Kraft und der Freude an. Mit Louise Ackermann ist der Verfasser bei den Dichtern der Gegenwart angelangt. Doch die Analyse derselben wird für die folgenden Bände der Arbeit aufgespart.

Seine Arbeit schließt der Verfasser mit dem Hinweise auf die Werke der Vorzeit wie die göttliche Komödie, das verlorene Paradies, den Messias, die auch die ganze Menschheit zu ihrem Gegenstand gewählt haben. Dann wendet er sich zu Goethe, ohne anderer Dichter, die auch ähnliche Bestrebungen an den Tag legten, gedacht zu haben. Als das einzige Gedicht Goethes, das die ganze Menschheit zum Helden hat, nennt der Verfasser Faust, der ihm jedoch trotz seinem Zweifel, trotz seinen Klagen über die Schwäche, trotz seiner Uebersättigung seinen Idealismus nicht verleugnen kann. Deshalb erscheint ihm Faust veraltet, und er stellt Manfred über ihn, indem er nachzuweisen sucht, wie der beißende Spott, die alles zerlegende Analyse des Mephistopheles mehr auf die Zeit eingewirkt hat als Faust. Aus der Zusammenstellung mit Byron geht Goethe bei dem Verfasser besiegt hervor. Bald wirft er ihm seine Kälte und Steifheit vor, bald sieht er in Faust nichts als einen gelehrten Grübler. Es ist überflüssig, diese Vorwürfe zu widerlegen. Sie kennzeichnen nur den Standpunkt des Verfassers, der, vom Pessimismus angehaucht, nur in einer pessimistischen Poesie die Zukunft sieht. Die Tendenz, sozial oder ethisch an die Spitze jeder Dichtung gestellt, soll nach der Ansicht des Verfassers dem Werke erst Wert verleihen. Wenn auch die Bedeutung seiner Arbeit durch den dadurch von vornherein verrückten Standpunkt herabgesetzt erscheint, wenn der Verfasser auch nichts weniger als glücklich seinen Ausgangspunkt gewählt hat, so enthält doch die Arbeit viele gelungene Stellen, die für die literarischen Forschungen nicht ohne Interesse sind.

2. Spasowicz W., Schiller und Goethe im denkwürdigen Jahrzehnt ihrer Freundschaft. (**Schiller i Goethe w pamiętném dziesięcioleciu ich przyjaźni. Kraj. 1894.**)

Die polnische Wochenschrift Kraj bringt einen interessanten Aufsatz

über Schillers und Goethes Freundschaft aus der Feder des verstorbenen Spasowicz, eines der berühmtesten Sachwalter und gewesenen Universitätsprofessors in Petersburg. Der Wert der Arbeit beruht nicht so sehr auf der selbständigen Untersuchung als vielmehr auf einer geistvollen Auffassung und Ausbeutung der Untersuchungen. Der Ursprung der Arbeit ist rein subjektiv. Der Anblick des Goetheschen Hauses in Weimar ruft in dem Verfasser die Erinnerung an Goethe hervor, der Anblick der Büste Schillers stellt das Bild Schillers klar vor seine Augen. Das Verhältnis beider Dichter scheint ihm von Ritschel falsch aufgefaßt worden zu sein, da Schiller gar nicht so protektionell von Goethe behandelt werden durfte, wie es der Künstler zum Ausdruck gebracht hat. Davon zeugt zur Genüge die Geschichte seiner Verbindung mit Goethe, die der Verfasser mit der Schillerschen Recension des Egmont beginnt. An der Hand des Briefwechsels beider Dichter weist der Verfasser nach, wie sie das Band der Freundschaft trotz dem Unterschied der Charaktere und der dichterischen Begabung immer enger aneinander knüpfte. Er verfolgt die beiden Dichter bei ihrer Arbeit, indem er uns die Entstehung der Gedankendichtung Schillers vorführt. Den Einfluß Kants auf Schiller hält er jedoch nicht für den mächtigsten, indem er auf die Abweichungen Schillers von der Lehre Kants hinweist. Schiller geht mit Kant auseinander, indem er nach einer objektiven Schönheit sucht, während sie nach Kant nur subjektiv war, er verwirft die Einteilung Kants in reine und gemischte Schönheit, er bestimmt die Schönheit als Freiheit in der Erscheinung, welche Formel jedoch dem Verfasser zu einseitig und zu eng erscheint. Doch allmälich gelangt Schiller zur Uebereinstimmung mit Kant, indem er den Einklang der Neigung mit der Pflicht als das höchste Ideal des Schönen hinstellt. Die Vergleichung der Ergebnisse der ästhetischen Untersuchungen Schillers mit Kant nimmt einen großen Raum in der Arbeit Spasowicz' ein. Er weist die Unzulänglichkeit der Schillerschen Definitionen dem heutigen Stande der Philosophie gegenüber nach. Ueberhaupt scheint ihm Schiller sich zu weit verstiegen zu haben, indem er den Künstler obenan in dem Menschenleben stellte. Die Aesthetik Schillers übte jedoch den nachhaltigsten Einfluß auf Goethes und Schillers Produktivität. Die damals entstandenen Werke geht der Verfasser einzeln durch, indem er vor allem ihre ästhetischen Vorzüge und Mängel hervorhebt, da es sich ihm nicht um die biographischen Einzelheiten sondern um die ästhetischen Ansichten beider Dichter handelt. Er beschränkt sich jedoch dabei nicht auf die Werke selbst, sondern zieht dazu auch den Briefwechsel beider Dichter vornehmlich zu Rate. An Wilhelm Meister stellt er den Zwiespalt zwischen der poetischen Stimmung und der prosaischen Form aus, wodurch der Handlung die Kühnheit der Bewegung in dem Maße abgeht, als ihr auch die Nüchternheit der prosaischen Conception fehlt. An die Betrachtungen über Hermann und Dorothea reiht der Verfasser seine Zusammenstellung

der Ansichten beider Dichter über das Wesen des Romans und des Dramas an. Unter den übrigen Werken Goethes aus dieser Zeit bezeichnet der Verfasser die natürliche Tochter als den Uebergang aus der klassischen Richtung zur symbolischen, indem die Versöhnung der feindlichen Elemente in ihr an Taines Origines de la France contemporaine anzuklingen scheint. Von den Werken Goethes geht der Verfasser zur Betrachtung des Wallenstein über, an den er den Maßstab sowohl der Schillerschen Abhandlungen über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen und über das Pathetische als auch seiner Correspondenz anlegt. Vorzüglich ist die Charakteristik Wallensteins selbst, die der Verfasser entwirft. Das Lager scheint ihm nur dazu zu dienen, uns zu zeigen, wie ein solcher Held mit einer solchen Geißel der Völker nichts historisch Großes auszurichten vermochte. Er geht von Wallenstein zur Betrachtung der Maria Stuart über, die er kurz abfertigt. An der Jungfrau von Orleans betrachtet er als einen großen Fehler des Dichters, daß er von dem in der Recension des Egmont ausgesprochenen Grundsatz, der Dichter dürfe nie einen historischen Helden herabsetzen, abgewichen sei, da er den naiven Zug an Johanna ganz abgestreift habe. Auch Wilhelm Tell findet keine Gnade bei dem Verfasser, der ihn eher episch bearbeitet wissen möchte. Seine Bemerkungen über die übrigen poetischen Werke Schillers schließt der Verfasser mit der Betrachtung beider Dichter als Bürger eines „mikroskopischen Staates", indem er zugleich ihre Bühnenbearbeitungen nennt. —

3. Zathey H., Einige Bemerkungen über Goethes Leben (Kilka uwag nad życiem Goethego). Programm der Oberrealschule in Krakau 1894.

Der Verfasser beschäftigt sich seit längerer Zeit mit Studien über Goethe. Davon zeugen seine recht hübschen Uebersetzungen Goethescher Gedichte im Przegląd Polski (XIII. Jahrgang S. 393—439), davon zeugen auch die vorliegenden Bemerkungen über Goethes Leben. Die Arbeit schildert mit aller Wärme den Lebens- und Bildungsgang Goethes, indem sie in dem allergrößten Künstler einen der edelsten Menschen überall zu zeigen bestrebt ist. Als die glücklichsten Ereignisse in Goethes Leben hebt er seine italienische Reise und die Freundschaft mit Schiller hervor. „Wenn der Dichter sich in certis fortiter zu benehmen wußte so benahm er sich in dubiis sapienter." Der Verfasser beweist mit Beispielen wie der Dichter ungeachtet der Strenge seines Urteils in ästhetischen Dingen sich immer nachsichtig gegen seine Freunde, mitleidig gegen die Leidenden erwiesen habe. Sein Verhältnis zum Fürsten zeugt für die richtige Auffassung der Freundschaft, da er Zartheit mit Aufrichtigkeit zu verbinden wußte. Was man bei Goethe als Kälte und Steifheit auslegt, hält der Verfasser nur für die Zurückhaltung eines Weltmannes, der sich nicht jedermann in die Arme wirft.

Der Verfasser vermag ihn jedoch vom Kleinmut in patriotischen Angelegenheiten nicht freizusprechen, wenn er auch seine Apathie eher als einen Haß gegen den Krieg gelten lassen will. Die Leichtfertigkeit in den Herzensangelegenheiten scheint ihm überhaupt von der Kälte und vom Egoismus des Dichters zu zeugen. Seine Betrachtungen schließt der Verfasser mit einigen Bemerkungen über Goethes Menschenkenntnis, über seine Bedeutung für die ganze Menschheit. Es sind Reflexionen, die zwar keinen Anspruch auf eine zusammenhängende Darstellung erheben können, doch in jeder Zeile einen gereiften, für alles Zarte und Feine empfänglichen Mann verraten. —

Drohobycz. Witold Barewicz.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu Band 1, S. 229. Alfred Rosenbaum in Prag liefert zu Boltes Ausgabe des Mucedorus S. 26 ff. folgende Nachträge: Nr. 5) The Ambitious Stepmother . . Rowe. — Die eifersüchtige Stiefmutter . . (eifersüchtig wohl Schreib- oder Druckfehler für ehrsüchtig.) Die Uebersetzung ist nach Meusel, Gelehrtes Teutschland 3, 104 von Fr. Traugott Hase. — 8) G. Lillos Werke, übersetzt von Johann Gottfried Gellius. Vgl. Goedeke [2] 4, 213. — 30) Epicoene . . Ben Jonson. — Die Uebersetzung Erlangen 1781 ist von Chr. Heinr. Schmid. Vgl. Joerdens 4, 562. Meusel, Lexikon 12, 252. — 66) The Mourning Bride . . Congreve. — Nachzutragen: J. E. Schlegels Fragment, Werke 2 (1762), 569 ff. — 74 a) Oroonoko . . Southerne. — Die Uebersetzung Mannheim 1786 ist von W. H. v. Dalberg. Vgl. Goedeke [2] 5, 367. Eine Bearbeitung nach Dalberg: Wien 1789 von Eisenthal (Meusel 2, 187 macht diesen zum Verfasser der Mannheimer Uebersetzung) ebenda 336, 116. — 75) The Orphan . . Otway. — Nachzutragen: (Gtfr. Konr. Böttger) Die Waise und das gerettete Venedig (sieh zu Nr. 103). Zwei Trauerspiele aus dem Englischen des Otway. Langensalza 1767. 8. Vgl. Meusel, Lexikon 1, 499. — 89) Sir Courtly Nice . . Crowne. — Eine Uebersetzung lieferte auch Chr. Heinr. Schmid unter dem Titel: Sir Phantast, oder Es kann nicht sein. Ein Lustspiel aus dem Englischen des John Crown. Bremen 1767. 8. Vgl. Jördens 4, 553. Meusel, Lexikon 12, 250. — 103) Venice Preserved . . Otway. — Nachzutragen: (Joh. Jak. Meno Valett) Das gerettete Venedig. Ein Trauerspiel nach dem Englischen des Otway. Baireuth 1794, 8 (so Meusel, Gelehrtes Teutschland, 8, 182; Engelmann, Bibliothek der schönen Wissenschaften S. 294: 1795). — Guido Jaffieri u. s. w. (der Titel stimmt, von geringfügigen Abweichungen abgesehen, mit dem im Euphorion angeführten: Grätz 1797) Berlin 1795. 8. Engelmann a. a. O.

Zu Band 2, S. 148. In Bezug auf die Zusammenstellung von poln. skrzat und ahd. scrat verweist W. Barewicz auf Grimms Mythologie 1 (1854), 447 f.

Zu Band 2, S. 162. Von dem Register, in welchem Forsters Name fehlt, im entscheidenden Augenblick des Suchens im Stich gelassen, habe ich irrtümlich behauptet, daß man Forster in Kochs „Geschichte der deutschen Literatur“ nicht finde. Der Verfasser weist mich darauf hin, daß S. 182 seines Buches zu lesen ist: „Durch die vier Bücher ‚über die Einsamkeit‘, 1784, des . . . schweizerischen Arztes J. G. Zimmermann, aus den ‚gesellschaftlichen‘ Schriften des als Opfer seines Freiheitsglaubens in Paris 1794 endenden Weltumseglers Georg Forster geht ein Zug Rousseauscher Kritik gegen das Alte.“ A. Sauer.

Bibliographie.

1. Zeitschriften.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur Band 39 Heft 1/2.

Uhl W., Muskatblüt. Weist einen Büchsenmacher Muskatblüt, der mit dem Dichter möglicherweise identisch ist, in den Aufzeichnungen Konrads von Weinsberg aus dem Jahre 1437 nach. Wahrscheinlich stand er in Beziehung zu dem Erzbischof Dietrich von Mainz (1434—1459).

Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur Band 21 Heft 1/2.

Strauch Ph.: M. Herrmann, „Deutsche Schriften des Albrecht von Eyb" und „Albrecht von Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus".

Michels V.: Lateinische Literaturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts Heft 5—7. Aus dieser lehrreichen und ergiebigen Recension hebe ich besonders die „vier Hauptgattungen dramatischer Formen" hervor, die S. 95 unterschieden werden. S. 98: Der Gebrauch der Bezeichnung Silvae für Gedichtsammlungen. S. 98 f.: Die Sage von der Erschaffung der Rosen wird durch das 17. und 18. Jahrhundert bis zu Klopstock und Voß verfolgt.

Köster A.: Flohr, Geschichte des Knittelverses; lobt das Buch in literarhistorischer Hinsicht, findet es aber in Bezug auf das Metrische ungenügend. Die Geschichte des Knittelverses sei keine einheitliche Entwicklung, sondern zerlege sich in drei selbständige Phasen: 1. Hans Sachs und seine Tradition, die bis nach der Mitte des 17. Jahrhunderts reicht. 2. Eine Episode, die weder mit Hans Sachs noch mit der späteren Goetheschen Produktion in ursächlichem Zusammenhang steht: Canitz und die strophische Verwendung des Knittelverses, die in der Literatur der komischen Romanzen ausmündet. 3. Die gleichzeitig einhergehende Entwicklung, die an Hans Sachs anknüpft und zu Goethe hinführt, bei dem sich übrigens zwei dem Wesen nach verschiedene Traditionen nachweisen ließen.

Waniek G., Krause, Gottsched und Flottwell. S. 107 wird die Frage nach dem Herausgeber des deutschen Aesop neuerdings aufgeworfen. S. 109 wird der Gegensatz zwischen Gottsched und Joh. Georg Bock tiefer aufgefaßt als von Krause. S. 109 f. wird der Nachweis geführt, daß nicht der Virgilübersetzer Christoph Schwarz aus Regensburg, sondern ein andrer Regensburger, nämlich Friedrich Melchior Grimm der Hauptverfasser der letzten Partien des Critischen Almanachs und des Tintenfässls sei.

Schüddekopf K., Hellinghaus, Briefe Friedrich Leopolds Stolberg an Voß und Keiper, Friedrich Leopold Stolbergs Jugendjahre. Mitteilungen aus Briefen Stolbergs an Ebert und Gleim, insbesondere ein schöner Brief an Ebert, Neuenburg, 20. Oktober 1786 über seine Reise nach Rußland. Nicolay. Klinger: über dessen neue Medea. Spalding. Nicolai. Elise von der Recke. Mendelssohn, Friedrich II. Engel. Hamann. Hippel, Lavater. Klopstock. Ein wichtiger Brief an Gleim Eutin, 13. Juli 1796 über die Kassandra-Ode.

Harnack O.: Lorenz, Goethes politische Lehrjahre.

Pniower O.: Hehn, Ueber Goethes Herrmann und Dorothea.

Sauer A.: Lichtenheld, Grillparzerstudien. S. 131 Ueber den Charakter der Hero und die Art ihres Todes. S. 132 f. Analyse der G. Heinrich unbekannt gebliebenen romanhaften Bearbeitung des Bankbanstoffes: „Leithold. Ein Fragment, aus der Geschichte fürstlicher Leidenschafften. Wien 1782."

Harnack O.: Portig, Schiller. Konstatiert, daß Portig seine abfällige Beurteilung Goethes hauptsächlich dadurch stützt, daß er in dem bekannten Brief an Schiller vom 1. Dezember 1797 das G. der ersten Ausgabe des Briefwechsels, das schon die zweite richtig in Geßler aufgelöst hat, willkürlich auf Goethe deutet!

Zeitschrift für deutsche Philologie Band 27 Heft 4.

Damköhler E. und W. Creizenach, Zu den „Lutherana" in dieser Zeitschrift 26, 30—58 und 430. — 1. dautuffe. — 2. luelein. — 3. geckeln. — 4. „Die Ausdrücke robunten und robbinesspiel beziehen sich offenbar auf das beliebte Osterspiel in welchem Rubin, ein Knecht des Salbenkrämers, der Hauptvertreter des komischen Elementes ist.

Pawel J., Boies ungedruckter Briefwechsel mit Gleim (Fortsetzung). — 7. Boie an Gleim, Göttingen, 19. September 1770. Ueber den Amadis, über den Musenalmanach auf 1771. Bekanntschaft mit Herder. — 8. Boie an Gleim, Göttingen, 5. November 1770. Ueber den Almanach. Gleims Beiträge dazu. Philaidilis. „Das Stück an H. ist allerliebst, und ich nehm es mit Vergnügen an. Seyn Sie sicher, daß den Verfasser niemand erfährt; ich habe viele Namen darunter, die keiner weiß als ich. Ich weiß wohl, daß jetzt dies der einzige Weg ist, den Verfasser eines Stücks zu verbergen. Damit er noch sicherer verborgen bleibe, hab ich alle Stücke mit verschiedenen Buchstaben bezeichnet." Klotzens Recension des Almanachs. Ueber „die treffliche Nachahmung des Catullischen Sperlings in den Neuen Zeitungen." Klopstock. Boies Romanze (Musenalmanach 1771, S. 169—175). — 9. Boie an Gleim, Göttingen, 29. November 1770. Klotz. — 10. Gleim an Boie, Halberstadt, 15. Januar 1771. Unvollständig abgedruckt im Literarischen Konversationsblatt für 1821 Nr. 275 S. 1100 und ergänzt bei Strodtmann, Briefe an Bürger 1, Nr. 9, hier wegen der von Strodtmann vorgenommenen Aenderungen wieder abgedruckt. — 11. Boie an Gleim, Göttingen, 20. Januar 1771. Ueber Löwens und Kästners Beiträge zum Almanach. Ueber die Ausgabe von Gleims Werken. — 12. Boie an Gleim, Göttingen, 28. Januar 1771. Unvollständig abgedruckt im Literarischen Konversationsblatt Nr. 278 S. 1112 und ergänzt bei Strodtmann Nr. 11. In dem ergänzten Schluß wird ein Produkt J. G. Jacobis erwähnt. — 13. Boie an Gleim, Göttingen, 18. März 1771. Konversationsblatt Nr. 287, Strodtmann Nr. 12. In einer bisher ungedruckten Stelle werden erwähnt: Klopstocks kleine Schriften, Wielands Amadis, eine Recension von Wielands Grazien, Cramer, Ehlers, Herder, der neue Musenalmanach u. a. Ein Nachdrucker Hechtel. — 14. Boie an Gleim, Göttingen, 1. Mai 1771. Jacobi drängt Gleim zu einer Reise nach Göttingen. „Und wenn gleich die deutschen Musen hier noch keine Freystadt gefunden haben, so kann ich Sie doch versichern, daß Sie hier viele warme Freunde und Verehrer haben." Lobt Thümmels Inoculation der Liebe. Ueber Klopstocks Oden, die schleswigischen Literaturbriefe, den Hypochondristen („vielleicht die originalste Wochenschrift, die wir haben"). Sangerhausen. Klotz. Legt seine Nachahmung des Bernardischen Gedichtes an die Rose bei. — 15. Boie an Gleim, Göttingen, 26. September 1771. Ueber den Musenalmanach und Gleims Beiträge dazu.

Michaelis, Kretschmann, Gotter. Beilage: „Das Gewitter", im Musenalmanach auf 1773 S. 225 mit wesentlichen Aenderungen erschienen. — 16. Boie an Gleim, Göttingen, 8. November 1771. Ueber ein Gedicht von Denis und sonstige Beiträge zum Musenalmanach. Ueber die Karschin. Ein Epigramm Kästners „An Basedow" mitgeteilt. — 17. Boie an Gleim, Göttingen, 16. November 1771. Ueber eine Sammlung von Gedichten der Karschin. „Der Enthusiasmus für sie ist verraucht, und sie hat leider! vieles beigetragen, daß er verraucht ist. — 18. Boie an Gleim, Göttingen, 30. Dezember 1771. Karschin. Ueber seinen und den Leipziger Almanach. — 19. Boie an Gleim, Göttingen, 11. Oktober 1773. Plan einer Subskription auf Gleims Werke. Ueber die Subskription auf die Gelehrtenrepublick. Ueber die Wielandische Recension des Musenalmanachs im Merkur und die Epigramme gegen Wieland in der Hamburgischen Zeitung. — 20. Boie an Gleim, Göttingen, 4. September 1775. Ueber Halladat und andere kleinere Gedichte Gleims. Ueber seine Gründe, warum er den Almanach aufgegeben. „Die jungen Dichter, die hier der Zufall versammlet hatte, sind alle zerstreut. Sie werden nun in einem erweiterten Gesichtskreise, unter verschiedneren Menschen sich mehr ausbilden, allgemeiner in ihrem Ton werden." Gerstenberg. Klopstock. Das befreite Ratenau von Blum. Vorläufige Ankündigung des Deutschen Museums. — 21. Boie an Gleim, Hannover, 10. Juli 1778. — 22. Boie an Gleim, Hannover, 22. Juni 1779. — 23. Boie an Gleim, Hannover, 22. November 1779. Ueber die Gedichte der Grafen Stolberg. Ueber Sturzens Tod. Hofft unter dessen Papieren noch Stoff zu einem zweiten Band Schriften zu finden. Ueber Bodmers Beiträge zum Museum. Sulzers Nachlaß. — 24. Boie an Gleim, Hannover, 18. Januar 1780. Jacobi. — 25. Boie an Gleim, 26. Januar 1780. — 26. Boie an Gleim, Hannover, 21. Februar 1780. Ueber Kästners Streit mit Zimmermann. Sulzers Nachlaß. Ueber Voß und dessen Odysseeübersetzung. — 27. Boie an Gleim, Hannover, 22. Januar 1781. Ueber Weygand. — 28. Boie an Gleim, Hannover, 15. Februar 1781. Bodmer nimmt Anteil an der Odysseeübersetzung. Ueber Vossens Streit mit Nicolai. „Wie ist Friedrich für seine Vernachlässigung der deutschen Musen gestraft, daß er nun so mittelmäßigen Köpfen als Moriz öffentlich Beifall bezeugt." — Nachtrag: Erdmann teilt mit, daß die in Kiel lebenden Nachkommen Boies vor einiger Zeit alle Briefe von literarischem Werte der Kgl. Bibliothek in Berlin übergeben haben.

Recensionen. Meier John: Spaniers Ausgabe von Murners Narrenbeschwörung. Mit Nachträgen und Berichtigungen. Weist darauf hin, daß die Auszüge aus den Straßburger Ratsprotokollen zu den Dichtungen Murners hübsche Illustrationen liefern.

Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. Neue Folge Band 8 Heft 1/2.

Boyle R., Humor und Humore. Antike Kunst typisierend, moderne individualisierend; Bedeutung des Humors für die allumfassende Sympathie mit der Natur S. 2. Darstellung des Eindringens des Komischen in die Weltliteratur S. 4 f. Das „Narrenzeitalter": Brant, Murner, Hans Sachs, Fastnachtsspiel S. 5. Bedeutung des Wortes „Humor" S. 6. Englische Humoristen S. 7 f. Jean Paul S. 23.

Roetteken H., Nochmals Penthesilea. Polemisiert gegen Niejahr, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 6, 506 f. Der „Penthesilea" liegt nach Roetteken ein älterer Plan, dem zufolge Penthesilea von Achill getötet wird, nicht zu **Grunde**. — Ueber Widersprüche bei Kunstdichtern, mit hübschen Beispielen aus

Kleist ꝛc., S. 37 Anmerkung; gegen die literarhistorische Ueberspannung solcher Widersprüche S. 41, Penthesilea und Thusnelda S. 49 Anmerkung.

Stern L. Chr., Die ossianischen Heldenlieder S. 51 f.: Macphersons „gemeine Fälschung“ und ihre Wirkung dargestellt und erläutert; über die echte gälische Volkspoesie S. 71 f.

Förster R., Lessings Anmerkungen zu den Fabeln des Aesop: Veröffentlichung eines wichtigen Fundes auf der Breslauer Universitätsbibliothek. Lessing hat eine durch Frau Reiske abgeschriebene Handschrift der Aesopischen Fabeln mit philologischen und gelegentlich auch ästhetischen Anmerkungen versehen, die in sorgfältigem Abdruck wiedergegeben werden. Vgl. unten Rheinisches Museum.

Bahlmann P., Des Petrus Tritonius Versus memoriales: Petrus Tritonius aus Brixen, vgl. unten S. 440; Dankverse, gedruckt 1521.

Wlislocki H. v., Tschuvaschisches zur vergleichenden Volkspoesie: eine Fuchsfabel, ein Kettenreim und ein Verwandlungsgedicht aus Sibirien.

Koch M., Eine Quelle zu Shaksperes Love's Labour's lost.

Koch M., Zur Entstehungszeit zweier Faustmonologe: „Wald und Höhle“ sei, mindestens teilweise, 1783/84 entstanden „weil keine andere Zeit uns die Stimmung der ersten Monologhälfte, V. 3217—39, so völlig als Goethes eigenste Stimmung und Gemütslage erkennen läßt“ (S. 126); der Terzinenmonolog sei mit Henkel (in Schnorrs Archiv 8, 169) 1798 anzusetzen, weil er die frischen Eindrücke der dritten Schweizerreise abspiegele (S. 129). Das Gleichnis vom Flammenübermaß wird mit einer Stelle Dantes verglichen (S. 130).

Besprechungen: Creizenach W., Ein russisches Werk über die Anfänge der humanistischen Literatur. Analyse eines Buches von Mich. Korelin über den ältern italienischen Humanismus; es sei „reich an neuen Mitteilungen und neuen Beobachtungen“. — Landau M.: German Classics edited by C. A. Buchheim: Halms Griseldis; Parallelen nachgetragen, auch zu „Zwei Seelen und ein Gedanke“. — Leitzmann A.: R. Fürst, A. G. Meißner; Referat mit einigen Nachträgen und Berichtigungen. — Fellin R. W.: Büttner, Lieder und Geschichten der Suaheli.

Kurze Anzeigen: Parmentier J.: Bonafous, H. v. Kleist. — Bibliothek älterer deutscher Uebersetzungen. — Deutsche Literaturdenkmale Heft 49—51. — Neudrucke deutscher Literaturwerke Heft 125. — Hallische Veröffentlichungen über Studentensprache und Studentenlied. Richard M. Meyer.

Rheinisches Museum für Philologie. Neue Folge Band 50 Heft 1.

Förster R., Lessing und Reiskes zu Aesop. S. 67 Anmerkung zu der Abhandlung über „Romulus und Rimicius.“ Der Codex Sciassianus hat den Namen von Samuel Schaß, dessen Begleiter Gudius war. — Der erste Teil dieser Abhandlung deckt sich mit der Einleitung zur Veröffentlichung von Lessings Anmerkungen in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte vgl. oben. Die zweite Abhandlung bezieht sich auf die von Frau Reiske angefertigte Copie der Coberischen Abschrift der Vitae Aesopi. Er weist die Abschrift der Reiskia in der von Westermann 1845 herausgegebenen Handschrift der Breslauer Universitätsbibliothek, IV Qu. 44, das apographum Coberianum in dem Codex der Kgl. Bibliothek in Dresden Da 10 nach und führt den Beweis, daß diese Abschrift nicht, wie Reiske, Lessing und Spätere nach dem Stieglitzschen Auktionskatalog meinten, aus einem Münchner Codex der *βίοι Αἰσώπου* stamme, den es nie gegeben hat, sondern direkt aus dem Florentiner Codex (Badia Nr. 94).

Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

Jahrgang 8 Heft 12. Lyon O., Rudolf Hildebrand †.

Hildebrand R., Wache stehn und dergl. (Unvollendet.)

Wolff E., Gottsched im Kampf um die Aufklärung (Schluß). 4. Die Gesellschaft der Alethophilen.

Hausenblas A., Der deutsche Unterricht an den preußischen und an den österreichischen Gymnasien. Vergleichende Darstellung nach den neuen preußischen Lehrplänen und den österreichischen Instruktionen.

Menges H., Zu den Volksrätseln (Zeitschrift 7, 688).

Hoferer M., Das ist eine andere Art von Krebsen. (Egmont, Lila.) Durch verwandte Sprichwörter erläutert. Die Redensart werde gebraucht, wenn eine Sache durch eine ganz andere ersetzt wird.

Eickhoff R., Notiz zu Schillers „Gang nach dem Eisenhammer".

Littig F., Zu Georg Steinhausens Vornamenstudien. A. Vornamen bei Lessing. — B. Eigennamen als Gattungsnamen.

Speck E., Zu zaunen 7, 628. Ein Kinderlied.

Kuntze F., Zur Mundartenkunde.

Lyon: Borchardt-Wustmann, Die sprichwörtlichen Redensarten. Kleine Ergänzungen. Wünscht, daß bei einer neuen Durchsicht auch das Englische in größerem Umfange herangezogen würde.

Jahrgang 9 Heft 1. Lyon O., Rudolf Hildebrand. Nekrolog.

Steinhausen G., Galant, Curiös und Politisch. Drei Schlag- und Modeworte des Perrücken-Zeitalters.

Evers M., Der deutsche Lesestoff, vorzugsweise in den Oberklassen höherer Schulen.

Klee G., Kleinigkeiten zu Tiecks Schriften. Die in Klees Ausgabe zum erstenmal gedruckte Strophe „Dunkel ist die Zeit gestaltet" erwies sich als die erste Strophe einer nicht fertig gewordenen Glosse über Goethes „Wanderlied"; der Entwurf einer zweiten Strophe wird mitgeteilt; ebenso ein ungedrucktes Gelegenheitsgedicht wahrscheinlich aus dem Jahre 1837. Kleine Ergänzungen und Berichtigungen zu seiner Ausgabe.

Stehle B., Vornamenstudien.

Heft 2. Hampe Th., Die Hans Sachs-Feier in Nürnberg.

Ein Brief Rudolf Hildebrands an einen seiner früheren Schüler auf St. Thomae 23. März 1879. Darin der Satz: „Das bloße Deutschtum dem leeren Heimatsgefühl gegenüber hat ebenso gut etwas Ungesundes und Unwahres, als das bloße Weltbürgertum dem leeren Vaterlandsgefühl gegenüber." Weitere Mitteilungen aus derselben Korrespondenz sollen folgen.

Henschke E., Martin Greifs „Hans Sachs".

Müller-Frauenstein G., Wilhelm Raabe ein echt deutscher Dichter. Vortrag.

Glöde O., Kinderreime aus Mecklenburg.

Zeitschrift für deutsche Sprache Jahrgang 8 Heft 9.

Sanders D., Aus Goethes Wahrheit und Dichtung. (9. Buch.) Mit einer Fülle überflüssiger Bemerkungen.

Bertin R., Warum? Gegen einige sprachliche Eigentümlichkeiten der „Grenzboten" gerichtet.

J., Zu einem Aufsatze: „Unsere Fingersprache von J. Gillhoff".

L. S., Zur schwäbischen und österreichischen Mundart.

Sanders D., Kapitel 4 des ersten Abschnittes aus dem im vorigen Heft S. 317 (mit dem Druckfehler „Mundarten" statt „Mundunarten") angezeigten Buche: „Schlecht Deutsch ꝛc." von A. Brunner (als Probe des Ganzen). — Die Weidmannssprache muß rein deutsch sein.

Schrader H., Komma.

Sanders D., Zum wenigsten, wenigstens. — Dereinstig. — Sprachliche Bemerkungen zu einem Aufsatze von L. B. — Zu einem Aufsatze von Felix Dahn. — Zu einem Roman: Am Altar, von E. Werner. — Johann Ohlerich. — Die Reise nach Freienwalde. — Die Geschwister von Portovenere. — Lilienlehre von Wilhelm Jordan. R. Rosenbaum.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins Jahrgang 9.

Nr. 7/8. Sahr J., Zum Gedächtnis Gottfried August Bürgers.

Nr. 10/11. Kluge F., Sprachreinheit und Sprachreinigung geschichtlich betrachtet. Vortrag.

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Jahrgang 19.

Walther Ch, Zur Geschichte des Volksbuches vom Eulenspiegel. Eulenspiegels Vorname. Eulenspiegels Zuname. Die übrigen Personennamen. Die Ortsnamen. Die Sprache der Straßburger Ausgaben und die niederdeutschen Spuren darin. Mißverständnisse der niederdeutschen Vorlage. Wortspiele und Witzreden. Reimverse. Die Lokalisierung der Historien. Die Grabschrift Ulenspiegels. Die ältesten Drucke. Walther nimmt mindestens zwei niederdeutsche Originalausgaben des Volksbuches an, beide vom Verfasser herrührend, eine von 1483 und eine nach 1490, wahrscheinlich gegen Ende des Jahrhunderts. Dieser folgt bald ein niederdeutscher Nachdruck 1500, nach welchem die Straßburger Ausgabe übersetzt ist. — Verlangt Neudrucke der bisher nicht reproduzierten Ausgaben des Volksbuches. — Bei Gelegenheit der Versammlung des Niederdeutschen Sprachvereins zu Braunschweig um Pfingsten 1892 versuchte Walther in einem Vortrage den Braunschweiger Harmen oder Herman Bote als wahrscheinlichen Urheber des Volksbuches nachzuweisen, für den er zugleich den Koker und verschiedene historische Gedichte in Anspruch nahm. Er will die Untersuchung als Ganzes zum Druck zu bringen.

Schröder E., Die mittelniederländische Paraphrase des Hohenliedes.

Bolte J., Warnung vor dem Würfelspiel. Der Schluß eines in Köln während des 15. Jahrhunderts entstandenen Gedichtes, das die Verderblichkeit des Würfelspiels schildert, wird aus einer Darmstädter Handschrift mitgeteilt und einige andere dieses Thema behandelnde Dichtungen zusammengestellt.

Sprenger R., Zu mittelniederdeutschen Dichtern. — Zu Gerhard von Minden. — Zu Konemann. — Zur Marienklage. — Zum Sündenfall. — Zu Valentin und Namelos.

Damköhler E., Zu mittelniederdeutschen Gedichten. Zu Botes Boek van veleme rade. Zu Gerhard von Minden.

Hofmeister A., Der Verfasser der jüngeren Glosse zum Reinke Voß. Begründet seine in der deutschen Literaturzeitung 1892 Nr. 13 Sp. 435—437 ausgesprochene Ansicht, daß Johannes Freher der Aeltere, der erste evangelische Superintendent von Stralsund, der Verfasser der Rostocker Glosse sei.

Adam K., Niederdeutsche Hochzeitsgedichte des 17. und 18. Jahrhunderts aus Pommern. Aus der „Vitae Pomeranorum" genannten Sammlung der Greifswalder Universitäts-Bibliothek vgl. unten S. 448. Verzeichnis von 31 Gedichten. Drei davon werden abgedruckt.

Graffunder P., Mittelniederdeutsche Margareten-Passion.

Graffunder P., Zum Anselmus.

Bolte J., Ein Spottgedicht auf die Kölner Advokaten. Aus einer Darmstädter Handschrift wird ein unvollständiges Gedicht Dit is van den sall boeuen, das wahrscheinlich dem Decennium 1460—1470 angehört, abgedruckt; verwandte Gedichte in der Einleitung dazu besprochen.

Bolte J., Trinkerorden. De XVIII egendöme der dreneckers. Aus einem Liederdrucke des 16. Jahrhunderts.

Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Jahrgang 1892 Heft 16. 1894.

Nr. 1. Babucke H., Pommerscher Dialekt um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Sprachproben aus „Sophiens Reise".

Sprenger R., Niederdeutsch-lateinische Sprüche.

Nr. 2. Glöde O., Niederdeutscher Fluchpsalm.

Glöde O., Schnellsprech-Vers aus Mecklenburg.

Peters J., Pekelmütz bei Lauremberg, Scherz-Gedichte 1,349.

Nr. 3. Techen E., Niederdeutscher Fluchpsalm.

Glöde O., Dé Suchten brêken.

Glöde O., Zur Sage vom Wode.

Sprenger R., Zu Laurembergs Scherzgedichten 2,369.

Sprenger R., Zu Reinke de Vos.

Nr. 4. Milkau F., Noch einmal dies irae.

Glöde O., Niederdeutscher Fluchpsalm.

Lugge G., Die Bohne. Bemerkungen zu der von K. E. H. Krause veröffentlichten Untersuchung über die Bohne. (Jahrbuch 16, 53).

Nr. 5. Bremer O., Plattdeutsch in Halle. Ein Kinderlied. Dazu R. Sprenger in Nr. 6.

Nr. 6. Sprenger R., Zu Gerhard v. Minden 102, 62. — Zu Reuters Läuschen un Rimels. II.

Sandvoß F., Niederdeutsche Sprüche.

Dirksen C., Meidericher Sprichwörter.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins Band 9.

Nr. 1. Bauer F., Hans Sachsens Gesprech: „Die neun gab Muse oder Kunstgöttin betreffend" und Goethes „Hans Sachsens poetische Sendung."

Nr. 2. Schmerling und Goethe. Auszüge aus Arneths Buch über Schmerling.

Kellner L., Goethe in England. Aus einem Vortrage.

Granichstaedten E., Goethe und die Schauspielerei. Aus einem Vortrage.

Nr. 3. Singer L., Das junge Deutschland und Goethe. Vortrag.

Schipper J., Die Abhandlungen der Goethe-Gesellschaft zu Manchester, 1886—1893.

Anglia Band 17. Neue Folge Band 5 Heft 2.

Aronstein Ph., Benjamin Disraelis Leben und dichterische Werke. I.

Kiesow K., Die verschiedenen Bearbeitungen der Novelle von der Herzogin von Amalfi des Bandello in den Literaturen des XVI. und XVII. Jahrhunderts. I. Die Novellenliteratur: 1. Die Fassung des Bandello. — 2. Die Fassung des Belleforest. — 3. Die Fassung des Simon Goulart. — 4. Die Fassung William Painters. — 5. Thomas Beard und sonstige Erwähnung unseres Stoffes bei englischen Novellisten jener Zeit. — II. Die Dramenliteratur: 1. Lope de Vegas comedia famosa del mayordomo de la duquesa de Amalfi. — 2. John Websters duchess of Malfi.

Andreae A., Zum Drama. Lily und Chaucer. — Frau von Bath.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien Jahrgang 45.

Heft 11. Bauer F., Sieben Gedichte Goethes, nach ihrem Gedankengange erläutert. II. Ganymed. — Mignon. — Der König in Thule. — An den Mond.

Walzel O. F.: Steig, Goethe und die Brüder Grimm. Vermißt die Verwertung von Fr. Schlegels Anzeige der „Sammlung deutscher Volkslieder" von der Hagens (neugedruckt in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur" 143, 361).

Heft 12. Weilen A. v.: Fürst, August Gottlieb Meißner. Weist in seiner Lyrik Anklänge an Klopstock nach. Erwähnt ungedruckte Briefe von Meißner in der Wiener Hofbibliothek an Schönfeld, an Retzer, an Alxinger, Prag 20. Oktober 1786 (Ueber den Alcibiades). Eingehendere Würdigung des „Johann von Schwaben".

Zeitschrift für das Gymnasialwesen Jahrgang 49 Der neuen Folge 29. Jahrgang. Februar—März.

Kanzow G., Literaturgeschichte oder Lektüre im deutschen Unterricht?

Blätter für das Gymnasial-Schulwesen Band 37 Heft 1.

Boll Fr., Briefe von Friedrich Aug. Wolf, Heinrich Luden und Friedrich Jacobs an Alvar Augustin de Liagno. Liagno (1782—1848) war Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek in Berlin und in Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinzen. S. 3. Auszüge aus Briefen des Kronprinzen an ihn. Zwei Briefe von Wolf, 4. und 11. Februar 1814. S. 6: Anmerkung 4, Polemik gegen Erich Schmidts Charakteristik von Ludens Gespräch mit Goethe über den Faust. Fünf Briefe von Luden aus den Jahren 1817 und 1818 über Liagnos Beiträge zur Nemesis und dessen sonstige politische Schriftstellerei. Luden rät ihm von einer Uebersiedelung nach Jena ab. Der letzte Brief über seinen Konflikt mit Kotzebue. — Jacobs an Liagno, Gotha, 8. Februar 1819, über die Vorrede zu dessen Buch Repertoire portatif de l'histoire et de la littérature des nations Espagnole et Portugaise (Berlin 1818.)

Gymnasium, Jahrgang 12 Nr. 24.

Widmann, Zur Sacherklärung von „Hermann und Dorothea."

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Neue Folge 2. Band. 4. Heft.

Falch, Schulreform und Literatur.

Schultheiß F. G., Julius Großes Volkramslied.

Verhandlungen des Siebenbürgener Lehrertages S. 30—56.

Schullerus A., Volkstum und volkstümliche Erziehung.

Neues Correspondenz-Blatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs. Jahrgang 1 Heft 11.

Zum Andenken an C. W. Baur.

Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften.

Heft 51. Flügel O., Die Religionsphilosophie in der Schule Herbarts.
Heft 52. Schulze O., Zur Behandlung deutscher Gedichte.

Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen Heft 41.

Münch W., Sprachgefühl und Sprachunterricht.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik.

Band 150 Heft 10 und 11. Huther A., Die Pädagogik Herbarts und die neuere Psychologie.

Band 152 Heft 1. Gilbert W., Kritische Erörterungen zu Goethes Faust. Diese Erörterungen „haben zunächst den eigentlichen Goethestudien fernstehende Leser im Auge, welchen daran gelegen sein dürfte, aus einer kurzen und nüchternen Beleuchtung von Grundfragen nach einfachen Gesichtspunkten sich ein Urteil über den Grad der Einheitlichkeit des Goetheschen Faust . . . zu bilden."

Gemoll W., Friedrich der Große und Mark Aurel.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Band 4 Heft 1/2.

Keller L., Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts. Erster Teil. Ueber den Palmenorden.

Roth F. W. E., Johann Heinrich Alsted (1588—1638). Sein Leben und seine Schriften. Mit einem Verzeichnis der von ihm verfaßten und herausgegebenen Schriften.

Wolkan R., Die Literatur der letzten fünfzig Jahre über die Geschichte der böhmischen Brüder.

S. 66 wird hervorgehoben, daß die bisherigen Darstellungen des Lebens und der Ansichten des Thomasius die wichtigste Seite des Mannes, die religiöse viel zu sehr zurücktreten lassen; es wird eine Untersuchung über seine Beziehungen zu J. G. Graevius verlangt.

Comenius-Blätter für Volkserziehung. Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft. 3. Jahrgang 1895 Januar bis Februar.

Hackenberg A., Friedrich Wilhelm Dörpfeld zum Gedächtnis. Eines Schulmeisters Testament.

Katholische Schulzeitung für Norddeutschland Jahrgang 11 Nr. 47.

Hilsenhaus, Ueber den Einfluß Ratkes und der Ratichianer auf die Entwicklung der deutschen Volksschule.

Der praktische Schulmann Jahrgang 44 Heft 1.

Richter A., Rudolf Hildebrand.

Monatsschrift für das Turnwesen Jahrgang 14 Heft 1.

Waßmannsdorff K., Wilhelm Harnischs Beurteilung von Jahns und und Eiselens „Die deutsche Turnkunst, Berlin 1816."

Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik Jahrgang 1 Heft 6.

Hochegger R., Ueber die Aufgabe des akademischen Studiums, mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse und Forderungen der Gegenwart.

Archiv für Geschichte der Philosophie Band 8. Neue Folge Band 1 Heft 2.

Barth P., Zu Hegels und Marx' Geschichtsphilosophie.

Philosophische Monatshefte Band 30 Heft 9 und 10.

Kleinenberg O., Das System der Künste. Eine ästhetische Studie.

Vorländer K., Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit. Mit besonderer Berücksichtigung von Kant und Schiller. 3.

Namen- und Sachregister zu Band 1—30.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philologie, Jahrgang 18, Hefte 3/4; Jahrgang 19, Heft 1.

Marty A., Ueber subjektlose Sätze und das Verhältnis der Grammatik zu Logik und Psychologie (4., 5. und 6. Artikel).

The Philosophical Review Band 3 Heft 6.

Dyde S. W., Hegels conception of freedom.

Abdickes E., German Kantian bibliography X.

Revue de Métaphysique et de Morale Jahrgang 2 Heft 6.

Noël G., La logique de Hegel: La science de l'essence (Suite).

Theologischer Jahresbericht 13. Band, enthaltend die Literatur des Jahres 1893. 2.—4. Abteilung.

2. Historische Theologie. Bearbeitet von Lüdemann, Krüger, Böhringer, Lösche, Werner, Kohlschmidt und Furrer.

3. Systematische Theologie. Bearbeitet von Baur, Mehlhorn und Marbach.

4. Praktische Theologie und kirchliche Kunst. Bearbeitet von Bleck, Woltersdorf, Kind, Dreyer, Hasenclever und Spitta.

Kirchliche Monatsschrift Jahrgang 14 Heft 2.
Albertz E., Luther kein deutscher National-Heiliger, aber ein deutscher Prophet.
Heft 4. Schmidt, das Volks-Passionsschauspiel zu Höritz im südlichen Böhmen.

Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie Jahrgang 38 Heft 1.
Kiefer, Ueber Schleiermachers Religionsbegriff.

Neue Jahrbücher für deutsche Theologie Band 4 Heft 1.
Lezius Fr., Der Verfasser des pseudocyprianischen Tractates de duplici martyrio. Ein Beitrag zur Charakteristik des Erasmus.

Zeitschrift für Kirchengeschichte Band 15 Heft 3.
Jacobi F., Das liebreiche Religionsgespräch zu Thorn 1645. Mit Benutzung handschriftlicher Quellen aus der Danziger Stadtbibliothek und dem Thorner Staatsarchive. I. Einberufung und Eröffnung.
Haußleiter J., Vier Briefe aus der Reformationszeit. I. Urbanus Rhegius (18. April 1537) und Wolfgang Musculus (19. April 1537) an Luther. Sie beziehen sich beide auf die schwere Krankheit, die Luther im Frühjahr 1537 in Schmalkalden durchzumachen hatte. Namentlich der Anfang des ersten Briefes vergegenwärtigt lebhaft die Sorge der Freunde, sowie ihren freudigen Dank für die Wiedergenesung. Urbanus Rhegius fügt Bemerkungen hinzu über sein eigenes Befinden, über seine gegenwärtige Thätigkeit und über eine im Druck befindliche Schrift, zu der er sich eine Vorrede Luthers erbittet. — II. Ratzeberger an Kaspar Aquila, Superintendenten zu Saalfeld (Hierapolis d. h. wohl Heiligenstadt in Thüringen, 26. April 1556). Wichtiger Brief über eine von ihm aus Luther über verschiedene Fragen zusammengestellte kurze Konkordanz mit Darlegung seiner Absichten. Der Brief beweist wie viel trotz der Arbeiten von Neudecker, Oswald Schmidt und Brecher über Ratzebergers literarische Thätigkeit noch zu erforschen ist. — III. Ein Empfehlungsbrief Melanchthons für Johannes Wolf aus Bergzabern. An den Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken. 25. November 1558.
Otto F., Berichte über die Visitationen der nassauischen Kirchen des Mainzer Sprengels in den Jahren 1548—1550.
Haupt H., Inquisition, Aberglauben, Ketzer und Sekten des Mittelalters (einschließlich Wiedertäufer). Sehr reichhaltiger Literaturbericht.

Theologische Studien und Kritiken.
1894. Kolde, Zur Geschichte der Ordination und Kirchenzucht. 16. Jahrhundert.
Müller N., Ueber Konrad Wimpina.
Buchwald, Jenaer Lutherfunde.
Buchwald, Ein noch ungedruckter Brief Luthers an König Christian III. von Dänemark. 14. Januar 1546. Dank für Geschenke und Bericht über die Schicksale des Herzogs Heinrich von Braunschweig.
Burkhardt, Die älteste Kirchen- und Schulvisitation im östlichen Thüringen, 1527.
Sander F., Friedrich Lücke und Ferdinand Christian Baur. Zwei Briefe von 1845 und 1846.
1895 Heft 1. Rietschel, Luthers Ordinationsformular in seiner ursprünglichen Gestalt.

Straßburger theologische Studien Band 2 Heft 1.
Sdralek M., Die Straßburger Diöcesansynoden.

Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte Band 8.

Heft 1/2. Eubel, Zum päpstlichen Reservations- und Provisionswesen. Pieper, Ein unedirtes Stück aus dem Tagebuch Burchards.

Heft 3/4. Ehses, Eine Denkschrift aus dem Jahre 1530 über Berufung eines allgemeinen Concils.

Studien und Mitteilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden 1894 Jahrgang 15 Heft 4.

Hammerle A. J., Ein Beitrag zur Geschichte der ehemaligen Salzburger Benedictiner-Universität. (Schluß.)

Hafner O., Regesten zur Geschichte des schwäbischen Klosters Hirsau. (Fortsetzung.) 1468—1501.

Melchior, Frauen-Chiemsee. Ein Frauenkloster nach der Regel des hl. Benedict.

Wichner J., Der Admonter Plastiker Josef Thaddäus Stammel. 18. Jahrhundert.

Der Katholik November, Dezember 1894. 3. Folge Band 10.

Paulus, Mich. Helding, ein Prediger und Bischof des 16. Jahrhunderts.

Monatshefte für Musik-Geschichte 1895 Jahrgang 27 Nr. 2.

Waldner Fr., Petrus Tritonius und das älteste gedruckte katholische Gesangbuch. Tritonius stammte aus einem tirolischen Geschlechte Treibenreif, dürfte in Bozen oder Sterzing geboren sein, studierte in Padua, lehrte an der Domschule in Brixen, stand mit Celtes in Verbindung, gab mit diesem die Melopoeae oder vierstimmige Harmonie 1507 heraus; wirkte in Bozen, 1521 in Schwaz am Inn, übersetzte 1521 die Schrift „Von dem Leben und Gelächter Democriti", 1524 des Erasmus „Paraphrasis in das fünft capitel des Evangeli Mathäi" und gab in demselben Jahr das älteste katholische Gesangbuch heraus: „Hymnarius .... Gedruckt zu Sygmundslust [bei Schwaz] durch Josephn Piernscheder: in verlegung des Edln vnnd Vestn Görgen Stöckls", dessen Inhalt verzeichnet wird. Wo und wann er sein Leben beschloß, ist bis jetzt nicht bekannt.

Beilage: Zwickauer Musik-Katalog Bogen 22.

Zeitschrift für bildende Kunst. Neue Folge. Jahrgang 6 Heft 1 und 2.

Berlepsch H. E. v., Gottfried Keller als Maler. (Schluß.)

Centralblatt für Bibliothekswesen.

Jahrgang 11 Heft 12. Haebler K., Deutsche Buchdrucker in Spanien und Portugal.

Jahrgang 12 Heft 1, 2, 3. Kautzsch R., Diebolt Lauber und seine Werkstatt in Hagenau (15. Jahrhundert). Einleitung. Kapitel 1—4.

Heft 1. Falk F., Das Accipies-Bild in den Wiegendrucken.

Heft 2/3. Schmidt Adolf, Ein Sammelband deutscher Lieder aus dem Jahre 1529 in der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt. Beschreibung der von Wackernagel benutzten Handschrift und Abdruck der noch nicht oder nur in abweichenden Fassungen bekannten Lieder.

Voulliéme E., Zur Geschichte des Trier-Metzer Buchdrucks. Nachträge zu Centralblatt 1887 S. 241 ff.

Lauchert F., Zur Cochläus-Bibliographie. Weist eine lateinische Uebersetzung (1525) und eine unbekannte deutsche Ausgabe (1526) der Gegenschrift des Cochläus gegen Luthers Schrift gegen die Bauern nach.

Beihefte XIV. Reichhart G., Beiträge zur Incunabelnkunde. I. 1. Alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Correktoren der Buchdruckereien des 15. Jahrhunderts. 2. Topographisch-chronologisch geordnetes Verzeichnis der Druckorte des 15. Jahrhunderts, mit Angabe der in den einzelnen Jahren vorkommenden Buchdrucker, Buchhändler und Kostenträger der Incunabeln.

Nachrichten aus dem Buchhandel.

1894 Nr. 60. E., Russells Gesamtverlags-Katalog des deutschen Buchhandels. Unter dem Titel: „Gesamtverlags-Katalog des deutschen Buchhandels und des mit ihm im direkten Verkehr stehenden Auslandes" erscheint bei Adolph Russell in Münster seit dem Jahre 1881 ein bibliographisches Werk in 16 resp. 28 Bänden, das vor wenigen Wochen vollständig wurde. Es hat den Zweck, die Verlagskataloge der einzelnen Firmen zu ersetzen. Abdruck des Vorwortes, das über die geleistete Riesenarbeit genaue Auskunft giebt.

Nr. 68. Braun J., Die Hans Sachs-Ausstellungen in Nürnberg und München.

Nr. 71. Schriften von Aurelie (Sophie Gräfin Wolf Baudissin, geb. Kaskel) † in Dresden, Dezember 1894.

1895 Nr. 20. Im Buchhandel erschienene Werke und Schriften von Dr. Moritz Carrierre, ord. Professor für Aesthetik an der Universität München, geboren am 5. März 1817 zu Griedel im Großherzogtum Hessen, gestorben am 19. Januar 1895 in München.

Nr. 31/32. Schlotke O., Lüneburger Illustrierte Bibeln.

Nr. 42. Werke und Schriften von † Dr. Carl Heinrich Keck, Gymnasialdirektor in Kiel, geboren 20. März 1824 in Schleswig, gestorben Februar 1895 in Kiel.

Göttingische gelehrte Anzeigen.

1894 Nr. 11. Seuffert B.: Reicke, Zu Gottscheds Lehrjahren auf der Königsberger Universität. Beutet das von Reicke zusammengebrachte Material insbesondere in Bezug auf Pietsch aus, dessen Poëtik an der Hand zweier Dissertationen aus dem Jahre 1718 analysirt und auf ihre Selbständigkeit oder Abhängigkeit hin geprüft wird. Seuffert findet diese Disputationen in manchem Betracht bedeutender als umfänglichere Poetiken vor und nach Pietschs Zeit. Weiterhin wird dessen Einfluß auf Gottscheds Poetik untersucht. Es ergiebt sich, daß Gottsched Ansichten vorträgt, die auch sein Lehrer Pietsch vorgetragen hatte, daß er die wichtige Lehre von der Naturnachahmung erst recht ausgebeutet hat, in der Frage des Zieles der Poesie hinter seinen Lehrer wieder zurückgegangen ist.

Kawerau W.: Wenzel Lincks Werke, herausgegeben von Reindell. Mit Berichtigungen.

1895 Nr. 1. Seuffert B.: Ehrmann, Die bardische Lyrik im achtzehnten Jahrhundert. Skizziert die in dem Buche fehlende Vorgeschichte des neuen Bardentums, verlangt die Darstellung der Entwicklung der Bardenpoesie an der Hand des chronologisch geordneten Materials sowie Beachtung der örtlichen Verschiedenheit, geht den Ursachen, an denen die Bardenlyrik gescheitert ist, genauer als Ehrmann nach und veröffentlicht einen für den Merkur bestimmten ungedruckt gebliebenen Aufsatz von Merck, eine Revision seiner eigenen Recension der Klopstockischen Odensammlung von 1771 in den Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Anzeiger der Akademie der Wissenschaften in Krakau 1895 Nr. 1.

Jezienicki M., Bericht über die mit der Signatur IV. F 36 versehene Handschrift der Königlichen und Universitätsbibliothek in Breslau vom Jahre 1515,

und die darin enthaltenen Schriften. Enthält unbekannte lateinische Dichtungen von polnischen, schlesischen, deutschen und italienischen Humanisten.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. Neue Folge. Band 11. Jahrgang 1895 Heft 1.

Valentin V., Die Schnorr-Ausstellung des Freien Deutschen Hochstiftes. Vortrag.

Goetze E., Zur Feier von Goethes Geburtstag. Goethe und Hans Sachs. Vortrag. Ergänzt die bisherigen Untersuchungen in wertvoller Weise besonders dadurch, daß er nachweist, wie Goethe Hans Sachsische Wörter nachgeahmt und in die ihm genehme Form umgegossen hat.

Junker H., Das von Seekatz 1762 gemalte Goethefamilienbildnis. Mit einer Reproduktion des Bildes in Heliogravure. Erzählt die Geschichte des Bildnisses, stellt alle bisherigen Meinungen darüber zusammen und weist dessen Echtheit nach.

Knörk, F., Die Reichssturmfahne.

Mitteilungen der k. k. Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Band 20 Heft 4.

Pirckmayer F., Hans Conrad Asper, Bildhauer und Baumeister. II.

Mádl, K. B., Das Grabmal des heiligen Johannes von Nepomuk in Prag (Schluß).

Mitteilungen der dritten (Archiv-) Sektion der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Band 2.

Helfert J. A. Freiherr v., Staatliches Archivwesen. 1. Allgemeine Organisation. — 2. Archiv-Bestände. Aufbewahrung. Sicherheit. — 3. Archiv-Beamte. — 4. Archiv-Technik. — 5. Zusammenhang und innerer Verband der Archive. — 6. Archiv-Dienst. Benützung und Verwertung der Archivbestände. — 7. Wissenschaftliche Forschung oder Einsichtnahme für andere Zwecke. — 8. Veröffentlichungen. — 9. Scartierung. — Der Aufsatz beruht auf Berichten über alle europäischen Archive außerhalb Oesterreichs.

Mages A. Freiherr v., Bericht über die Anlegung eines historischen Gerichts-Archivs für Deutsch-Tyrol im neuen Gerichtsgebäude in Innsbruck. Das Archiv besteht gegenwärtig aus mehr als 3000 Bänden, einer großen Anzahl Aktenfascikel und einigen hundert Pergamenturkunden und enthält zum größten Teil bisher undurchforschtes Material. Die reichste Ausbeute und eine der interessantesten bot das Bezirksgericht Sterzing, aus welchem in das historische Archiv aufgenommen wurden: „81 Bände Verfachbücher aus dem 16. Jahrhundert, beginnend mit dem Jahre 1518; 17 Bände Kundschaftsbücher aus den Jahren 1526—1593, Zeugenaussagen und Erhebungen über Kriminal- und Civilsachen enthaltend, unter andern über den Bauernaufstand, über den Bauernführer Gaismeir und dessen Scharen, über den Knappenaufstand, über Sektenwesen, über Hexen- und Zauberer-Prozesse 2c.; 29 Bände Gerichtsbücher, Civil- und Strafurteile aus dieser Zeit, allerlei für die Kultur- und Sittengeschichte interessante Nachrichten enthaltend."

Schram W., Berichte über das in den Archiven der Stadt Brünn befindliche kunsthistorische Quellen-Material. Enthält auch einige bibliographische und literarische Notizen.

Wussin, Auszug aus einem der k. k. Centralkommission erstatteten Berichte über die Archive von Garsten und Gleink. Hervorzuheben wichtiges Material für die Geschichte der Stadt Steyr; eine Partie Originalbriefe aus dem Jahre 1626, welche für die Geschichte des österreichischen Bauernkrieges von

hohem Interesse sind, das Reformations-Libell des Stiftes Garsten vom Jahre 1640 u. a.

Schram W., Eigenhändige Lebensnachrichten des mährischen Malers Johann Christoph Handke (1694—1772).

Mayr M., Das k. k. Statthalterei-Archiv zu Innsbruck. 1. Ueberblick und Vorgeschichte. — 2. Extradierungen nach Wien, Freiburg, Straßburg, München und sonstige Verluste. — 3. Der gegenwärtige Bestand. Unter den Akten: Nr. LVII Kunstsachen des 15.—17. Jahrhunderts; Nr. LVIII Theater-Akten. Sie beziehen sich auf das Innsbrucker Hof- und Nationaltheater. — 4. Bau, Einrichtung, Ordnung, Benützung, Personale und Bedürfnisse des Archivs. — Zuwachs von Archivalien 1877—1893.

Lechner K., Die fürsterzbischöfliche Bibliothek zu Kremsier. S. 227 Verzeichnis der Handschriften. Darunter ältere Schulhefte. Nr. 35 und 36 zwei Werke der Caroline Pichler: „Ferdinand II" und „Die Berggeister".

Die Einrichtung eines Archives bei der k. k. Statthalterei in Nieder-Oesterreich. Im Anhang die Berichte über den archivalischen Besitz der einzelnen Bezirkshauptmannschaften Niederösterreichs.

Helfert J. A. Freiherr v., Aktion des Herrenhauses der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder in Angelegenheit des staatlichen Archivwesens. S. 295 f. werden Grillparzers Verdienste um das Archivwesen in Oesterreich hervorgehoben.

Mell A., Das Landgericht Limberg in Steiermark und dessen kartographische Darstellung aus dem Jahre 1577.

Rechenschafts-Bericht der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen 1894.

S. 8. Die Sammlung der volkstümlichen Ueberlieferungen in Deutschböhmen wird unter Aufsicht einer Kommission, bestehend aus den Herren J. B. Grohmann, J. Lippert, G. Laube, J. Neuwirth und A. Sauer, im Auftrage der Gesellschaft von A. Hauffen durchgeführt.

S. 12. A. Benedict hat die Vergleichung der älteren Bibeldrucke mit der Wenzelsbibel durchgeführt und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die Uebersetzung der Wenzelsbibel eine bessere und gewandtere sei als die des ersten Bibeldruckes.

Mitteilung Nr. III der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

Hauffen A., Bericht über den bisherigen Fortgang seiner im Auftrag der Gesellschaft unternommenen Sammlung der volkstümlichen Ueberlieferungen in Deutsch-Böhmen. (Januar 1895.) S. 2: Mitteilung zweier Seesagen.

73. Neujahrsblatt. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. 1895.

Fäh F., Johann Rudolf Wettstein. Ein Zeit- und Lebensbild. Zur Säkularerinnerung. 2. Teil.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde Jahrgang 5 Heft 1.

Bartels M., Ueber Krankheits-Beschwörungen. Bringt auch zahlreiche deutsche Zaubersprüche, die zur Zeit noch umlaufen. — Zum Märchen von Rumpelstilzchen S. 31.

Hartmann M., Schwänke und Schnurren im islamischen Orient. Zur Fabel vom Milchmädchen S. 42, S. 66; zu Grimmschen Märchen,

S. 49 Anmerkung 4); zum Urteil des Schemjaka S. 51, Anmerkung 3), 1); zum Märchenkreis vom Bürle (vom großen und kleinen Klaus) S. 59 Anmerkung 1).

Schell O., Abzählreime aus dem Bergischen.

Amalfi G., Zwei orientalische Episoden in Voltaires Zadig.

Rehsener Marie, Die Weber-Zense, eine Tiroler Dorffigur nach dem Leben. Mitteilungen aus Leben und Charakter einer alten Tirolerin. — Erinnerung an tirolische Passionsspiele S. 82; eine Legende vom Kronprinzen Rudolf S. 90.

Lehmann-Filhés M., Einige Beispiele von Hexen- und Aberglauben aus der Gegend von Arnstadt und Ilmenau.

Kleine Mitteilungen. Zur Volkskunde Islands S. 98 f. Bekleidete Götterbilder S. 100. Die Jungfer im Bade (Benennung eines Knochens am Schweinebraten) S. 101. Die Hillebille S. 103. Kinderlied vom Herrn von Ninive; Lied vom Pater Guardian S. 106. Lösen des Zungenbandes S. 107.

Bücheranzeigen: Ratzel, Völkerkunde. — Schneller, Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols. — Werke zur Sagen- und Liederkunde; darunter Erk-Böhme Deutscher Liederhort, von K. Weinhold besprochen.

Aus den Sitzungsprotokollen des Vereins S. 118: Berlinische Legenden. Totenbretter.

Zugabe S. 119: Zur süddeutschen Namenskunde. Steirische und Salzburger Familiennamen aus dem 13. und 14. Jahrhundert. R. M. Meyer.

Am Ur-Quell. Monatschrift für Volkkunde.

Band 5 Heft 12; Band 6 Heft 1. Post A. H., Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Haas A., Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern.

Band 5 Heft 12. Feilberg H. F., Wie sich Volkmärchen verbreiten.

Goldberger Ph., Die wilde Braut.

Boije of Gennäs C. O., Bienenzauber und Bienenzucht.

Das Ausbuttern.

Osterding R., Zur Kyffhäusersage von Kaiser Friedrich.

Der Mann im Monde.

Woher kommen die Kinder.

Band 6 Heft 1. Sartori P., Zählen, Messen, Wägen.

Haase K. E., Die Wetterpropheten der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. Neue (3.) Folge. Band 2 Heft 2 und 3.

Rieder O., Totenbretter im bayerischen Walde (Schluß). Prädikate auf den Totenbrettern S. 98. Volkstümliche Darstellungen des Todes S. 101 f. Die Toten-Reime S. 105 f.

Meyer R. M., Die Anfänge der deutschen Volkskunde. Was schien den ältesten Beobachtern an den Germanen charakteristisch? S. 137 f. Die einzelnen Stämme S. 152 f. Mittelalterliche Volkskunde S. 155 f. Erwachen des Interesses mit Beginn der neueren Zeit: Fischart, Musculus, Seb. Frank, Moscherosch, Grimmelshausen, Neocorus u. A. S. 160—161. Möser, Herder und Goethe, die Romantik; Annette v. Droste, Immermann, Auerbach u. A. S. 161—62. Reisebeschreibungen S. 163. Opposition: Platen, Gutzkow S. 163. Rückblick.

Bienemann F., Die Kolonialpolitik des deutschen Ritterordens.

Roth F. W. E., Zur Geschichte der Volksgebräuche und des Volksaberglaubens im Rheingau während des 17. Jahrhunderts. Zu Grunde gelegt ist zuerst der Bericht des Pfarrers Noll zu Rüdesheim vom Jahre 1601: Lieder

der umziehenden Kinder (die Bücher von den Glöcknern geschrieben, vielfach geschmückt, stets mit Noten versehen) S. 184. — Dann eine Handschrift aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts: abergläubische Sprüche S. 187 f.

Steinhausen G., Professoren der Kulturgeschichte? G. Freytag gegenüber Janssen gerühmt S. 196.

Müller Richard, Ueber die historischen Volkslieder des dreißigjährigen Krieges S. 199 f. Der historische Wert S. 199, der literarische Charakter S. 200 f. Neigung zur Parodie S. 201; Hang zum Dramatischen S. 206; die kulturgeschichtliche Bedeutung S. 211 f.

Miscellen: S. 217 f. Hutter Th., Die Wünschelruten und Schatzgräber in Böhmen.

Besprechungen: Geyso A. v., Seyfried Schweppermann (E. Döhler). — König, Aus zwei Jahrhunderten. Geschichte der Studentenschaft und des studentischen Korporationswesens auf der Universität Halle (John Meier): Laukhard S. 233. — Joachim Lange S. 234. — Heyck E., Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts (G. Steinhausen). — Einert E., Ein Thüringer Landpfarrer im dreißigjährigen Kriege (derselbe). — Geiger L., Berlin 1688—1840. 1. Band, 2. Hälfte (derselbe). — Kleinere Referate: Zur Entwickelung des Verlagsrechts. — Zur Gelegenheitsdichtung des 16.—18. Jahrhunderts. — Christliche und jüdische Vor- und Zunamen. R. M. Meyer.

Germania Jahrgang 1.

Nr. 3 und 4 Henne am Rhyn, Der Aberglaube in der deutschen Kulturgeschichte.

Schultheiß, Herbergen, Wirtshäuser, Gasthöfe im Wechsel der Jahrhunderte.

Nr. 3. Seidl, Der Rhein in der Kultur- und Kriegsgeschichte.

Nr. 4. Wünsche, Aus dem Sagenkreis vom geprellten Teufel.

Historisches Jahrbuch Band 15 Heft 4.

Lager, Raban von Helmstadt und Ulrich von Manderscheid — ihr Kampf um das Erzbistum Trier.

Jostes F., Die „Waldenserbibeln“ und Meister Johannes Rellach. Von einer berechtigten Polemik gegen Walther ausgehend, analysiert Jostes die Vorrede zu dem Plenarium der Wiener Handschrift 2845 und sucht dann mit Glück und Scharfsinn nachzuweisen, daß Johannes Rellach, aus Resöm gebürtig, in einem Kloster der Diözese Konstanz heimisch, wahrscheinlich Dominikaner, 1450 während des Jubelfestes in Rom anwesend, der Uebersetzer jener Bücher des alten Testamentes sei, die in einer Nürnberger Handschrift erhalten sind, daß die Wolfenbüttler Handschrift, welche dieselbe Uebersetzung enthält, nicht wie bisher angenommen um 1400, sondern auch nach 1450 verfaßt sei und daß die darin erhaltenen Bücher Mosis gleichfalls von Rellach übersetzt seien: die gedruckte vorlutherische Bibelübersetzung also das Werk von Meister Johannes Rellach sei. „Im Lichte dieser Thatsache klären sich nun sofort manche bisher sehr dunkle Punkte auf. Es kann nicht mehr verwundern, daß die Zahl der Handschriften (auch einzelner Teile) von dieser Uebersetzung so selten sind — zwischen Rellachs Thätigkeit und der Erfindung der Druckkunst liegt eben nur eine kurze Spanne Zeit. Der auffällige Mangel an älteren Handschriften erklärt sich einfach daraus, daß es solche nie gegeben hat, und die Druckorte der ersten Bibeln, Straßburg, Augsburg, Schweiz (Basel?) erscheinen auch nicht mehr zufällig; sie liegen der Heimat Rellachs zunächst, die dortigen Drucker konnten sich sofort des noch neuen Werkes ihres Landsmannes bemächtigen.“ Der Einzel-Forschung und Untersuchung ist durch diese Abhandlung ein weites Gebiet eröffnet. Anlage: Bericht über die Türkenpredigt des Johannes Rellach.

Paulus N., Ein katholischer Augenzeuge über Luthers Lebensende. Der Brief eines katholischen Mansfelder Bürgers über Luthers Lebensende, den Cochläus 1548 veröffentlichte, rührt von dem Eislebener Apotheker Johann Landau her, der Selbsterlebtes erzählt, ist an dessen Vetter Georg Wizel gerichtet, der damals mit Cochläus in Regensburg weilte, und ist noch im Frühjahr 1546 verfaßt. Dieser Zusammenhang war Johann Nas durch Johann Landaus Sohn Adam, Professor der Medizin in Ingolstadt, bekannt, der sich in einem Gelegenheitsgedicht im Jahre 1564 gleichfalls über Luthers Tod äußerte. Diese Zeugnisse zusammen mit den Berichten der protestantischen Augenzeugen widerlegen die erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts entstandene Legende von Luthers Selbstmord endgiltig.

Novitätenschau: S. 911 N. P., Nachträge und Berichtigungen zu Bahlmann, Deutschlands katholische Katechismen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Band 11 Heft 2.

Häbler K., Die Finanzdekrete Philipps II. und die Fugger.

Gruner J. v., Müffling und Gruner bei Beschaffung eines Fonds für die Polizeiverwaltung während der Okkupation von Paris im Jahre 1815.

Zeitschrift für Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften Band 3 Heft 5/6.

Rosin H., „Ueber das Recht der Polizei." Vortrag gehalten im Jahre 1791 dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm (III.) von Karl Gottlieb Svarez.

Zeitschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte Band 3.

Heft 1. Loserth J., Der Kommunismus der Huterischen Brüder in Mähren im XVI. und XVII. Jahrhundert. I. Die Ausbreitung der wiedertäuferischen Kommunisten in Mähren (1526—1626). — II. Die Lehre von der Gemeinschaft. — III. Die Durchführung der Gemeinschaft.

Heft 2. Rohrscheidt K. v., Die Aufnahme der Gewerbefreiheit in Preußen. 2. Hardenbergs Programm. Die Deputierten der Stände. Weitere Schritte zur Gewerbefreiheit. 3. Anträge und Gutachten der ständischen Deputierten mit Rücksicht auf die Einführung der Gewerbefreiheit. 4. Proteste städtischer Behörden und einzelner Gewerbe gegen die allgemeine Gewerbefreiheit und die Aufhebung der Gerechtigkeiten.

Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte Band 15 Heft 2, Germanistische Abteilung.

Brünneck W. v., Zur Geschichte des sg. Magdeburger Lehnrechts.

Bremer E. P., Dr. Claudius Cantiunculas Gutachten über das Nürnberger Stadtrecht. Abdruck dieses Gutachtens aus dem Jahre 1545.

Revue générale de droit 1894, 5e livr.

Lefort J., L'enseignement du droit à l'ancienne Université de Strasbourg.

Bismarck-Jahrbuch Band 1.

Schüddekopf C., Ein Bismarck als Dichter. Von dem Großvater des Fürsten, dem Rittmeister Karl Alexander von Bismarck, mit dem er bisher zusammengeworfen wurde, ist zu unterscheiden der Dichter Adam August Heinrich v. Bismarck (1739—1813), den Blum und Ramler in die Literatur einführten und von dem hier ein Brief an Ramler (Rathenaw, 24. Dezember 1770) und 4 Gedichte mitgeteilt werden.

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine Jahrgang 42 Nr. 12.

Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Eisenach. S. 138: Besprechung der Kirchenbuchfrage.

S. 145: Fragebogen betreffend die Kirchenbücher. S. 146: Bericht des Archivrat Sello über die Kirchenbücher im Herzogtum Oldenburg.

Wutke K., Ein Brief König Ferdinands II. über die Niederlage der evangelischen Schweizer bei Zug 1531. An den Bischof Jakob von Breslau, Innsbruck, 28. November 1531.

Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Band 49.

Durrer R., Die Familie von Rappenstein genannt Mötteli und ihre Beziehungen zur Schweiz. Beilagen. Aktenstücke aus dem 15. Jahrhundert. Nachträge zu Band 48.

Estermann M., Geschichte der Pfarreien Großdietwil und Großwangen im Kanton Luzern. — S. 228: Ein Lied auf die Wallfahrtskirche Werthenstein im Kanton Luzern aus dem Jahre 1635.

Brandstetter J. L., Literatur der V Orte vom Jahre 1893. (Schriften aus den V Orten und über die V Orte.) Anhang. Nekrologe aus den fünf Orten.

Geschichtsblätter des deutschen Hugenotten-Vereins. IV. Zehnt. Heft 3 und 4.

Tollin, Die wallonisch-französische Kolonie in Mannheim.

Zeitschrift des deutschen Palästinavereins Band 17 Heft 3/4.

Röhricht R., Die Jerusalemfahrt des Heinrich v. Zedlitz (1493). Fortsetzung und Schluß.

Monatsschrift zur Geschichte und Wissenschaft des Judentums. Neue Folge. Jahrgang 3 Heft 5.

Landsberger J., Zur Geschichte der jüdischen Buchdruckerei in Dyhernfurth und des jüdischen Buchhandels.

Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins Band 16.

Below G. v., Die Streitigkeiten zwischen Aachen und Jülich im Jahre 1558. Neue Aktenstücke aus dem Düsseldorfer Staatsarchiv.

Oppenhoff F., Die Beziehungen Friedrich Heinrich Jacobis und seiner Familie zu Aachen. Ueber die Familie Clermont, der Jacobis Frau angehörte. S. 139 ff. Ueber eine Schrift seines Schwagers Johann Arnolds von Clermont: „Freymüthige Betrachtungen eines Weltbürgers zum Wohl von Aachen" (1788), welche u. a. von W. v. Humboldt recensiert wurde. — S. 142 ff. Herder in Aachen. — Ueber Friedrich Heinrichs ältesten Sohn Johann Friedrich Jacobi.

Pauls E., Auszüge aus der Chronik des Aachener Notars Johann Adam Weinandts 1716—1726. Kulturhistorisch.

Altpreußische Monatsschrift Neue Folge Band 31 Heft 5 und 6.

Stieda L., Zwei Königsberger Gelehrten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, die beiden Schreiber (Vater und Sohn). Die beiden Biographien sind aus den Vorarbeiten zu den betreffenden Artikeln der Allgemeinen Deutschen Biographie erwachsen. I. D. Michael Schreiber, ordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Königsberg (geb. 1662, gest. 1717). — S. 397 f., und S. 399 f. Gedichte seiner Söhne Christoph Melchior und Johann Friedrich. S. 401 ein Gedicht auf den Tod des Vaters im Namen dieser beiden von unbekanntem Verfasser. — S. 406 ff. Verzeichnis seiner akademischen Dissertationen (20 Nr.) — S. 409 ff. Akademische Gelegenheitsreden und -Schriften. — S. 413 ff. Deutsche Trauer- und Trostschriften (221 Nr.). — S. 428 ff. Zur Feier von Hochzeiten verfaßte Schriften (19 Nr.).

Treichel A., Volkstümliches aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreußen. X. (Fortsetzung.)

Froelich G., Ein Land-Schul-Katalog vom Jahre 1766. Aus dem Kirchspiel Georgenburg. 1. Die Schulverfassung der Landschulen. — Der Lehrer. — Der Unterricht. — Schüler und Eltern. — S. 482 ff. Die Namen der Schüler. — Der Schulbesuch. — Gute Resultate.

Curtze M., Zur Biographie des [Mathematikers] Rheticus.

Alt-Wien Monatsschrift für Wiener Art und Sprache.

Jahrgang 3 Nr. 10—12. Nagl J. W., Deutsche Lehnwörter im Czechischen.

Jahrgang 4 Nr. 1. Vorrede und 1. Kapitel aus Gottfried Prehausers Schrift „Träume, Fragmente, Fabeln. Wien 1767."

Wiener Patrizier. Das Wiener Bürgerhaus Theyer. Aufschreibungen der Frau Maria Theyer.

Nagl J. W., Die Rolle des Locativs in den Ortsnamen.

Pamphilus Gengenbach und sein Wiener Prognosticon von 1520. Abbildung.

Badische Neujahrsblätter, herausgegeben von der badischen historischen Kommission. 5. Blatt 1895.

Gothein E., Bilder aus der Kulturgeschichte der Pfalz nach dem 30jährigen Kriege.

Baltische Studien Jahrgang 44.

Lange E., Greifswalder Professoren in der Sammlung der Vitae Pomeranorum. In der Greifswalder Universitätsbibliothek befindet sich unter der Gesamtbezeichnung Vitae Pomeranorum eine Sammlung von 154 Bänden, von denen einzelne mehr als hundert selbständige kleine Schriften umfassen. Lange beschreibt dieses wertvolle Material von Gelegenheitsschriften und -Gedichten, Dissertationen rc. aus dem 16.—18. Jahrhundert im Allgemeinen und betont dessen Wert für die Geschichte der Greifswalder Professoren insbesondere. Beispielsweise greift er aus jedem Jahrhundert einen Namen heraus und charakterisiert die Schriften, die sich auf Friedrich Runge (1559—1604), dreiunddreißig Nummern, die sich auf Konrad Tiburtius Rango (1639 bis 1700) und vierzig Schriften, die sich auf Albrecht Joachim von Krackevitz (1674—1732) beziehen. Die Gelegenheitspoesie dieser drei Jahrhunderte wird uns in bezeichnenden Proben vorgeführt. Bekanntere Dichter begegnen uns nicht. Anhangsweise zeigt er an einigen Gelegenheitsgedichten aus der Zeit nach 1732 den Einfluß der neuen klassischen Poesie. Hier erscheint der Name: Johann Franz von Palthen. — Eine systematische Ausbeutung dieser reichhaltigen Quellen wäre wünschenswert vgl. oben S. 193 und 435.

Wehrmann M., Geschichte der Bibliothek des Marienstifts-Gymnasiums in Stettin. I. Die Bibliothek bis zum Brande von 1677. II. Die Bibliothek von 1677—1805. Zusammenstellung der Bibliothekare.

Waterstraat H., Geschichte des Elementarschulwesens in Stettin. Erster Teil. 1535—1730. Vorwort. — I—III. Geschichtlicher Ueberblick. — IV. Herkommen, Vorbildung und Bezeichnung der Lehrer. — V. Bestallung der Lehrer. — VI. Einkommen und besondere Gerechtsame der Lehrer. — VII. Zünftlerische Bestrebungen der Lehrer. — VIII. Unterrichtsanzeigen. — IX. Lehrzimmer. — X. Schülerzahl. — XI. Unterrichtszeit. — XII. Unterrichtsgegenstände. — XIII. Religionsunterricht. Ueber den Katechismus des Johannes Micraelius 1640 mit Vorrede von J. Fabricius. — Gesangunterricht. — XIV. Leseunterricht. — XV. Schreibunterricht. — Aus einer Anweisung für den Schreibunterricht aus dem Prodromus Mysteriorum Naturae des Stettiner Arztes Artokophinus 1620. — XVI. Unterricht im Rechnen und Buch

halten. Mit Proben. — XVII. Zucht. — XVIII. Aufsicht. — Beilagen. A. Schulordnung aus der Pommerschen Kirchenordnung 1563. — B. Ordnung und Instruction, welchergestalt in den Teutschen Schulen die Jugend hinführo zue instituiren. (25. Juli 1623.) — C. Bericht des Georgius Trobitzsch über seine Schule. — D. Typus lectionum von Balzer Wessel. — E. Schul-Ordnung, von Johannes Hövisch. — F. Punctation für die Schulhalter. September 1623. — G. Beliebte punctation der sembtlich verordneten Buchhalter, wie auch Rechen, Schreib vndt Lesemeister im alten Stettin. 14. Dezember 1636. — H. 1. Vokation von J. Neumann 1608. — H. 2. Vokation von Johann David Milentz 1690. — J. Verzeichnis konzessionierter Schulmeister von 1573—1728.

Jahresbericht. Vorträge: Wehrmann, Die Gründung des Stettiner Pädagogiums. — Waterstraat, Johann Christoph Schinmeyer und seine Bedeutung für das Stettiner Schulwesen.

Mitteilungen der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel. Neue Folge. Heft 4.

Facsimile des Planes der Stadt Basel von Matthäus Merian 1615. Nebst Beilage: Die Entwickelung des Basler Stadtbildes bis auf Matthäus Merian den Aelteren.

Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins Band 30 (Der neuen Folge 20. Band) Jahrgang 1894.

Below G. v., Ueber die militärische Unterstützung des Herzogs von Jülich-Cleve durch Franz I. von Frankreich im geldrischen Erbfolgestreite. Undatierte Aktenstücke, die aber wahrscheinlich in das Jahr 1541 zu setzen sind.

Below v. G. und Geich J., Quellen zur Geschichte der Behörden-Organisation in Jülich-Berg im 16. Jahrhundert.

Mörath A., Ein Bergischer Zolltarif vom Jahre 1639.

Harleß W., Bericht des Kurkölnischen Rats Jakob Omphalius vom Reichstage zu Speyer (1544).

Uebereinkunft des Herzogs Adolf von Cleve mit einem Apotheker, welcher sich zu Cleve niederlassen soll, 6. Mai 1437. Urkunde.

Spannagel K., Die Gründung der Leineweberzunft in Elberfeld und Barmen im Oktober 1738.

Wachter F., Briefe Niederrheinischer Humanisten an Erasmus. (1529 bis 1536.) Der Papiercodex Nr. 254 unter den Rehdigerschen Handschriften auf der Stadtbibliothek in Breslau enthält eine sehr große Anzahl von Originalbriefen an Erasmus. Viele derselben sind sehr unleserlich geschrieben, teilweise auch durch den Einband beschädigt. Im 3. und 4. Hefte seiner Erasmiana hat Horawitz mehrere von den Briefen teils auszugsweise und leider fehlerhaft mitgeteilt, teils besprochen. Der Herausgeber meint, daß an eine Veröffentlichung sämtlicher in der Handschrift enthaltenen Briefe an Erasmus in absehbarer Zeit wohl nicht zu denken sei und wählt daher einige aus. 1. Jungherzog Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg übersendet Erasmus einen Becher. Büderich, 10. November 1529. — 2. Thielmann vam Grave wegen der Aufführung seines Sohnes Bernhard. Köln, 17. August 1530. — 3. Johann von Blatten an Erasmus über die kirchliche Lage. Augsburg, 17. September 1530. — 4. Johann von Campen schildert die Gesinnung des Kardinals von Lüttich gegen Erasmus. Küringen (Courange), 4. März 1532. Nachtrag Frankfurt, 21. März. — 5. Georg Wicel über die religiösen Verhältnisse in Deutschland. Hofft von dem Eingreifen des Erasmus eine Besserung und spricht über ihre Gegner. Vacha, 30. März 1533. — 6. Johannes Cäsarius erwartet die Antwort des Erasmus auf eine Schmähschrift des

Stephan Doletus und kündigt ihm neue Anfechtungen durch die Karthäuser an. Köln, 29. März 1535 (?) — 7. Jakob Omphalius an Erasmus. Toulouse, 9. Februar 1539.

Küch F., Die Lande Jülich und Berg während der Belagerung von Bonn 1588. — Nachtrag dazu S. 300.

Krafft K., Der Kampf des Magistrats von Elberfeld, der Bürgerschaft von Elberfeld und Barmen und der kirchlichen Konsistorien des Wuppertals gegen die Erbauung eines Theaters in Elberfeld. — Aktenstücke über das projektierte bergische Nationaltheater. 1. Aus dem Westfälischen Anzeiger 1806, 7. März, Artikel aus Elberfeld. 2. Die fünf evangelischen Gemeinden zu Elberfeld und Barmen gegen die Errichtung eines Schauspielhauses zu Elberfeld. 3. Elberfeld, wie es früher zum Theater stand. (Aus der Nationalzeitung der Deutschen; Maiheft 1806.) 4. An die 635 Bürger zu Elberfeld und Barmen, welche mit Vorstellungen gegen die Erbauung eines Schauspielhauses bei ihrer Regierung eingekommen sind. (Ein einzelnes gedrucktes Blatt aus dem Jahre 1806.) Man nahm aus ökonomischen, sittlichen und lokalpatriotischen Gründen energisch gegen die von Düsseldorf aus geplante Errichtung einer Filiale des dortigen Theaters Stellung.

Krafft K., Der westfälische Reformator Gerhard Omiken über seine Lebensgeschichte. Teilt aus der Vorrede zu Omikens Schrift „Eyn christliker trost, leer vnd vormanunge 1551“ die autobiographischen Stellen verhochdeutscht mit und wünscht ein vollständiges Lebensbild desselben.

Krafft K., Erzählung des Soester Pastors Johannes Mollerus über sein Leben bis zum Jahre 1709 aus der (vom 26. November 1709 datierten) Vorrede zu einer kleinen Sammlung von Wochenpredigten: „Fatalia non sunt alia, die unveränderliche Providentz und Fürsehung Gottes“ (Soest ohne Jahresbezeichnung).

Krafft K., Einige Lebensumstände von J. C. Henke zu Duisburg [1701—1780], von ihm selbst verfaßt. Die Aufzeichnungen reichen bis zum Beginne seines Duisburger Amtes, also bis etwa 1730.

Meister Nikolaus Stock empfiehlt dem Herzog Adolf von Jülich-Berg den Licentiaten Heinrich Clodebok aus Schlesien für seinen Hofesdienst. Nürnberg, 22. April 1431. Urkunde.

Redlich O. R., Zur Geschichte des Klosters Bödingen im 15. Jahrhundert.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Sitzung vom 16. Juni 1894. Treichel A., Giebel-Verzierungen aus West-Preußen. Dazu ein Nachtrag S. 418.

Sitzung vom 21. Juli 1894. Treichel A., Beiträge zu „Schulzenzeichen und Verwandtes“. — Treichel A., Kollekten. — Becken und Uhl von Charbrow, Kreis Lauenburg i. P., und ein Armenbrett zu Soest in Westfalen. — Treichel A., Von Quernen.

Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft in Bern auf das Jahr 1895.

Greyerz O. v., Beat Ludwig Muralt. Mit Auszügen aus seinen Schriften.

Neujahrsblatt, herausgegeben vom historischen Verein des Kantons Bern für 1895.

Bloesch E., Bernhard Friedrich Kuhn, ein bernischer Staatsmann zur Zeit der Helvetik.

Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.

Heft 22. Rief F. A., die Geschichte des Klosters Hofen und der Reichs-

stadt Buchhorn. 2. Teil. Hofen und die Reichsstadt Buchhorn vom Jahre 1572 an bis heute.

Lochner v. Hüttenbach, Freiherr M., über Lindauer Schützenwesen. Darin auch Scheiben-Inschriften. Ein Gedicht auf die Schützengesellschaft.

Heft 23. Zeppelin-Ebersberg Graf Eberhard v., Ueber die ferneren Aufgaben und Zwecke des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. Rede bei der Feier des 25 jährigen Stiftungsfestes des Vereins zu Friedrichshafen am 17. Juli 1893. „Wie wenig wissen wir . . . noch immer von dem Leben so vieler Männer, die vom Bodan stammend oder vornehmlich hier wirkend in Politik, Literatur, Kunst oder anderen Gebieten geistiger Thätigkeit sich hervorgethan haben? Noch immer fehlt es, wenigstens für einen großen Teil unseres Vereinsgebietes, sogar an einem Verzeichnis ihrer Namen und ihrer Werke; es fehlt in gleicher Weise an Verzeichnissen der in unserer Gegend noch vorhandenen oder aus ihr stammenden und anderswo befindlichen Altertümer, Kunstdenkmäler und Geistesprodukte überhaupt . . . . Ebenso wenig besitzen wir für den Bodensee eine Geschichte der Sprache, der Kultur (im weitesten Umfang, mithin auch der Religion, des Schulwesens u. dgl.), des Rechts, der Industrie, der Landwirtschaft u. s. w. Wie viele Gemeinde-, Kloster-, Schloß- und sonstige Privat-Archive harren noch der Durchsicht und Ordnung, und wie mancher Aufschluß über die fast überall noch recht lückenhafte Geschichte einzelner Oertlichkeiten mag dort noch zu finden sein."

Reinwald G., Entstehung und Entwicklung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. Jubiläumsvortrag gehalten zu Friedrichshafen am 16. Juli 1893.

Zeppelin auf Ebersberg Graf Eberhard, Geheime Friedensverhandlungen in Steckborn und Dießenhofen 1694.

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrgang 23.

Nr. 2 und 3. Gradl H., Deutsche Volksaufführungen. Beiträge aus dem Egerlande zur Geschichte des Spiels und Theaters. Urkundliche oder chronikalische Mitteilungen aus dem 15. und 17. Jahrhundert. Ich hebe hervor: 23. Dreikönigsingen. 24. Dorothea der Schüler. 25. Sommer und Winter. 26. Kinderfasching. 29. Dorothea-Spiel. 35. Schwerttanz. 44. Fastnachtspiele. 45. Judenspiel. 46. Passionsspiele. 47. Osterspiel. 48. Pfingstspiel. 49. Fronleichnamsspiele. 50. Weihnachtsspiel. 51. Der verlorne Sohn (Ackermann) 1537. 52. Susanna (Rebhun) 1538. 53. Judith (Greff) 1538. 55. Jakob und seine Söhne (Greff) 1543. 57. Die Hochzeit zu Cana (Rebhun) 1545. 58. Römische Historie 1545. 60. Elias und die Witwe (Leonhart Culmann?) 1549. 61. 67. 68. Henno 1553. 1559. 1560. 62. Der reiche Mann und der arme Lazarus (Johannes Krüginger) 1550. 63. Eunuchus 1551. 64. Die fünf thörichten Jungfrauen 1551. 65. Adelphi 1553. 66. Ritter Galmi 1557.

Goehlert V., Anmerkungen über die Seelenbeschreibung im Königreich Böheim im Jahre 1768. Verfaßt von dem Gubernialrat Josef Freiherrn von Ceschi.

Mayer W., Ein alter Foliant im Kladrauer Stadtarchive.

Nr. 3. Rietsch K. Fr., das Stadtbuch von Falkenau (1483—1528).

Horčička A., Das Altarblatt der Decanalkirche zu Elbogen aus dem Jahre 1579.

Zwei Hexenprozesse zu Braunau. 17. Jahrhundert.

Sauer A., Einige Bemerkungen zu einer im Besitze des Vereines befindlichen Autographensammlung. Die Papiere stammen aus dem Nachlaß von

Paul Aloys Klar. Würdigung Klars. Ueberſicht über den Inhalt des von ihm herausgegebenen Taſchenbuches Libuſſa (1842—1860). Verzeichnis der Briefe. I. Drei Briefe Eberts. 1. Ebert an Klar, Prag, 16. April 1835. Ueber Eberts Trauerſpiel Cžeſtmir und deſſen Aufnahme bei Publikum und Kritik. Analyſe des (ungedruckten) Cžeſtmir. A. Müllers Recenſion in der Bohemia. Rittersbergs Antikritik. Müllers „Erklärung“. Eberts „Anzeige“.

Wolkan R., Zwei geiſtliche Gedichte aus Eger. 16. Jahrhundert.

Böhmens deutſche Poeſie und Kunſt Jahrgang 5.

Heft 1. K., Moriz Hartmann.

Haudeck J., Volksglaube und Volksbrauch in Nordböhmen.

K., Zwei Sagen aus dem Adlergebirge. Die Armenſünderſtraße und der wilde Hofereiter oder Heckbereiter. — Der böſe Oberamtmann in Rokitnitz.

Fundſtellen. Lebensgeſchichtliches über hervorragende Deutſchböhmen.

Heft 2. Neumann F., Adalbert Stifter, Beitrag zu ſeiner Biographie.

K., J. U. Dr. Robert Steinhauſer.

Kaſtner E. F., Hochzeitsgebräuche in den Tepler Bergen. Volksbilder.

Einiges zur Geſchichte des heimiſchen Zeitungsweſens.

„Brandenburgia“ 1894.

Nr. 4. Bericht über die Wanderfahrt nach Bernau (26. Mai 1894) mit kulturhiſtoriſchen Erklärungen.

Schulenburg W. v., Vermoſt, zur Geſchichte dieſes Wortes.

Friedel E., Nochmals Goethe und die Markgrafenſteine. Nachtrag zu Jahrgang 1, 242 und 2, 147. Der in den Werken (Cottaſche Ausgabe) 40, 294 erwähnte Landgrafenſtein iſt der große Markgrafenſtein bei Heiligendamm.

E. Fr. [E. Friedel]. George Sand und der Tegeler See. Flüchtige Erwähnung des Tegeler Sees in la comtesse de Rudolstadt.

E. Fr. Die „Zwölfen“. Zu Jahrgang 2, 92.

Nr. 5. Lemke Eliſabeth, Zur Volks-Arzeneikunde. „Simpatetiſches Mittel wider die Gicht.“ Nach einer Danziger Aufzeichnung etwa aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Nr. 6. Pniower O., Ein Märker des 17. Jahrhunderts über vorgeſchichtliche Urnen. Eine Stelle aus dem Anthropodemus Plutonicus des Prätorius.

Handtmann E., Nochmals „Moabit“ und „vermooſt“.

Nr. 8. Meyer F., Zum zweihundertjährigen Todestage Samuel von Pufendorfs. Vortrag.

Schulenburg W. v., Vermoſt (vermooſt).

R. M., Zwei Hohenzollernſagen.

Archiv der „Brandenburgia“ Band 1.

Galland G., Was eine Brandenburgiſche Kurfürſtin an Schmuck, Gerätſchaften u. dgl. beſaß. Holländiſches Notizbuch der Kurfürſtin Louiſe Henriette, wahrſcheinlich aus dem Jahre 1649.

Maltitz E. v., Zur Geſchichte des Ciſtercienſer Jungfrauen-Kloſters und Stifts zum „Heiligen-Grabe“ bei Wilsnack in der Priegnitz. Aus urkundlichen Quellen zuſammengeſtellt.

Schild E., Das brandenburgiſch-preußiſche Feldpredigerweſen in ſeiner geſchichtlichen Entwicklung. Vortrag.

Mielke R., Der Bauernhaus in der Mark. Mit 1 Tafel und 33 Textabbildungen.

Schwartz-Friedenau P., Kirchliches Leben in einer märkischen Stadt während des siebzehnten Jahrhunderts. (Königsberg N.-M.)

Schwartz W., Vom Sagensammeln. Erinnerungen aus meinen Wanderungen in den Jahren 1837—1849. Ein Vortrag in der Sitzung des Vereins für Volkskunde am 26. Januar 1894 gehalten.

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte Band 7, zweite Hälfte.

Koser R., Eine französische Schilderung des preußischen Heeres von 1748. Observations sur le service militaire du roi de Prusse. Remis par le marquis de Valory dans les premiers jours de septembre 1748 à Versailles.

Herrmann O., Von Mollwitz bis Chotusitz. Ein Beitrag zur Taktik Friedrichs des Großen. 1. Die Dispositionen des Königs vom April bis August 1741. 2. Die Dispositionen aus dem März 1742. 3. Chotusitz. Exkurs über Quellenbehandlung im Generalstabswerke.

Gebhardt B., Wilhelm v. Humboldt und die Anfänge der preußischen Gesandtschaft in Rom. Humboldt wurde als Nachfolger v. Uhdens durch Beyme in Vorschlag gebracht. Das Ministerium charakterisiert ihn in dem Bericht an den König als für diesen Posten besonders passend (7. Mai 1802) „Geborener Unterthan Ew. Majestät, im Besitz von Landgütern in Ihren Staaten, Sohn eines Vaters, der beim verstorbenen König in Gunst stand, in der protestantischen Religion erzogen, und von den Grundsätzen einer gesunden Philosophie erfüllt, ist er vor dem Blendwerk Roms sicher (à l'abri des prestiges de Rome); seine Reisen in Frankreich und Spanien und die Kenntnis der Sprache, die er mit seinen Talenten verbindet, machen ihn des Postens würdig." Humboldts Auffassung von den Pflichten seiner Stellung im Briefe an Haugwitz 27. August 1802. Die von Raumer ausgearbeitete Instruktion für Humboldt wird auszugsweise mitgeteilt, und ebenso Humboldts Ansicht über diese. Seine Thätigkeit in Rom wird nicht charakterisiert, sondern nur die Entwicklung seiner äußern Stellung verfolgt.

Oncken W., Sir Charles Hotham und Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1730. Urkundliche Aufschlüsse aus den Archiven zu London und Wien. I. Die Audienzen vom 4. April in Charlottenburg und vom 5. Mai in Potsdam. Ein zweiter Aufsatz über den „Sturmlauf wider Grumbkow" soll folgen.

Schwemann A., Freiherr von Heinitz als Chef des Salzdepartements (1786—96). Ein Teil der Vorarbeiten der Acta borussica in Bezug auf die preußische Bergwerks-, Hütten- und Salinenverwaltung des 18. Jahrhunderts. — Heinitz' Thätigkeit in Bezug auf das staatliche Salzwesen. — Stellung des Salzdepartements zur Seehandlungssocietät. — Heinitz' Thätigkeit in Bezug auf die private Salzindustrie.

Meinecke F., Zur Beurteilung Bernadottes im Herbstfeldzuge 1813. Briefe und Berichte.

Holtze F. jun., Die ältesten märkischen Kantzler und ihre Familien. Abbildungen und kurze Lebensskizzen hauptsächlich auf Grund des Nachlasses des Kammergerichtsrates Martin Friedrich Seidel (1621—1693) auf der königlichen Bibliothek in Berlin. — 1. Heintze v. Kracht. 1440—1444. — 2. Friedrich Sesselmann. 1445—1483. — 3. Sigismund Zerer. 1483—1509. — 4. Sebastian Stublinger. 1509—1529. — 5. Wolfgang v. Ketwig. 1529 bis 1540. — 6. Georg v. Breitenbach 1540. — 7. Johann Weinleben. 1541 bis 1558. S. 226 f. Ueber Weinlebens Briefwechsel. Er stand mit dem Superintendenten Cordatus zu Stendal, dem berühmten Gottschalk (Abdias) Prätorius zu Salzwedel, den Professoren der Hochschule zu Frankfurt in

Briefwechsel; auch die Universität Wittenberg und einzelne Professoren wandten sich hilfesuchend im Frühjahr 1547 an ihn. Er trat auch mit den Wittenberger Reformatoren in persönliche Beziehung.

Petrelli T. J., Alte brandenburgische Fahnen und Standarten in Schweden.

Koser R., Zur Bevölkerungsstatistik des preußischen Staats von 1740—1756.

Immich M., Die Stärke des Finckschen Armeekorps bei Maxen.

Friedländer E., Gedike und Delbrück. Briefe anläßlich der Wahl eines Erziehers für den Kronprinzen Friedrich Wilhelm im Jahre 1800. Auf Niemeyers und Gedikes Vorschlag wurde der Magister J. F. G. Delbrück, Rektor des Pädagogiums in Magdeburg, berufen. Die neuen Dokumente sind wertvolle Beiträge zur Charakteristik Gedikes und Delbrücks, über welch letzteren bisher wenig bekannt war. I. Gedike an Minister Graf v. d. Schulenburg, Berlin, 15. Juni 1800. — II. Gedike an Schulenburg, Berlin, 29. Juni 1800. — Köckritz an Schulenburg, Charlottenburg, 14. Juli 1800. — Angern (Präsident der Magdeburger Kammer) an Schulenburg, Magdeburg 18. Juli 1800. — Gedike an Schulenburg, Berlin, 25. Juli 1800.

Breysig K., Der Große Kurfürst und die nationale Idee. Besprechung von Přibrams Franz Paul Freiherr von Lisola.

Sitzungsberichte des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. 13. Dezember 1893. Granier teilte einen bisher ungedruckten Brief Gleims an Nicolai vom Jahre 1789 über Friedrich den Großen mit. — Bolte legte ein von ihm aufgefundenes märkisches Drama des 16. Jahrhunderts vor, die 1572 ohne Angabe des Druckortes, wahrscheinlich zu Berlin erschienene und dem kurfürstlichen Rate v. Köderitz zu seiner Hochzeit mit der Tochter des Kanzlers Lamprecht Distelmeyer gewidmete Komödie „Davids und Michols Heyrath" von Joh. Teckler. Der aus Bunzlau gebürtige Verfasser war ein Schwager von Andreas Musculus und seit 1569 als Nachfolger von Christoph Lasius, Superintendent in Cottbus (gest. 1580). Kurze Charakteristik des Dramas. — Holtze behandelte das in Berlin in den Jahren 1736—37 geführte Strafverfahren gegen die Brüder Müller wegen Ermordung ihrer Tante, der Wittwe Fuchs. Dasselbe hat nach der allgemeinen, neuerdings von Koser bestrittenen Ansicht die Veranlassung zur Abschaffung der Folter gegeben. Es werden Lieder auf die Hinrichtung der Brüder und auf den Prediger Waldmann erwähnt. — Sitzung vom 10. Januar 1894. Bailleu, Ueber Herzog Karl August von Weimar und Goethe und deren Beziehungen zum Fürstenbund, vgl. Euphorion 1, 666, 668. — Sitzung 9. Mai 1894. Schnackenburg, Ueber die Unzuverlässigkeit der Zeitungsberichte über die Kriegsthaten Friedrichs des Großen. — Meinardus, Ueber eine im Sommer 1649 in Cleve-Mark verbreitete Schmähschrift gegen den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und einige seiner ersten Räte, namentlich Konrad v. Burgsdorf. Der Verfasser ist wahrscheinlich der frühere Rat Joh. v. Diest.

Carinthia Jahrgang 84.

Nr. 1, 2. Hann F. G., Die Tafelgemälde aus der Vituslegende in den Sammlungen des Kärntnischen Geschichtsvereines in Klagenfurt. Werke der Schule Michael Wolgemuts. Eine kunstgeschichtliche Betrachtung.

Jaksch A. v., Hexen und Zauberer. Nach Akten im gräflich Lodronschen Herrschaftsarchiv in Gmünd. 1. Kunigund und Gredl. 2. Lucia Reinegger und Hans Traxler. 3. Caspar Haintz.

Müller Richard, Kleine Beiträge zur altkärntnischen Ortsnamenkunde (Schluß). 6. Debern und Lurnfeld.

Nr. 1. Seemüller J., Ein Millstättisches Zunftprotokoll. 18. Jahrhundert.

Nr. 2. Hann F. G., Sirenendarstellungen auf kärntnischen Christoforusbildern. Besprochen und erläutert.

Franziszi Fr., „Unterm Hüttel spielen."

Nr. 3—6. Waizer R., Biographisches über Hans Gasser.

Nr. 3—4. Laschitzer S., Das Paradeisspiel. Nach zwei Handschriften. Nach der einen aus St. Leonhard im oberen Lavantthale wurde das Stück in mehreren Orten daselbst gespielt so z. B. in Schiefling. Die zweite ist nach einem Manuskripte in Knappenberg hergestellt. Wann in Knappenberg das Paradeis-Spiel das letztemal aufgeführt wurde, konnte nicht ermittelt werden, jedenfalls aber nicht mehr nach dem Jahre 1862.

Nr. 3. Hamm F. G., Ueber bemalte Urkunden im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereins zu Klagenfurt.

Franziszi Fr., Hirtenlieder aus dem Möllthal.

Franziszi Fr., Die Nonne. Nach dem Diktat einer alten Magd aus dem Glanthale mitgeteilt. Volksballade, wahrscheinlich stark verändert.

Nr. 4. Hann F. G., Kunstgeschichtliches und Geschichtliches über Schloß Stein bei Oberdrauburg.

Nr. 6. Egger von Möllwald A., Aus den Märztagen 1848 in Klagenfurt. Tagebuchskizzen eines Studierenden am Lyceum in Klagenfurt. Verfasser des Tagebuches ist der 1882 gestorbene Ferdinand Kohlmayr aus Greifenburg.

Dresdner Geschichtsblätter Jahrgang 3.

Nr. 1. Richter O., Elisa von der Recke im Wonnemonat des Jahres 1790. Mitteilungen aus ihrem Tagebuche. Vom 2.—31. Mai war Elisa in Leipzig und Dresden. Das biographisch und literarhistorisch wichtige Tagebuch dreht sich vorwiegend um ihre Liebe zu dem Grafen Geßler. Sonst werden erwähnt: Blankenburg, Nicolai, der alte Forster, Naumann, die Familie Körner, Fritz Stolberg (über ihn auch eine Nachschrift vom 27. Juni 1823), Minister Burgsdorff (über ihn eine Nachschrift vom 18. Juni 1823.) Ein zweimaliger Ausflug in die sächsische Schweiz. Aeltestes literarisches Zeugnis für diesen Namen, der nach Elisa von Geßler herrührt. — In einer der schauerlichsten Grotten des Lohmerthales las Geßler Schillers „Resignation" vor, woran sich ein erregter Streit über den Wert dieses Gedichtes anknüpfte.

Meltzer O., Gereimte Selbstbiographie des Diakonus M. Christian Richter 1645—1725. „Accidentale und fatale Lebens-Schicksale". Jedem Jahr wird ein Reimpaar gewidmet.

Wuttke R., Ein Standrecht in Dresden während des 30jährigen Krieges.

Nr. 2. Richter O., Der Frauenkirchhof, Dresdens älteste Begräbnisstätte.

Friesen E. G. M. Frhr. v., Die Friesen als Hausbesitzer in Dresden.

Müller G., Andreas Morgenroth, kurfürstlicher Buchdrucker 1578 bis 1586. Notizen über sein Leben aus einem Briefe Kurfürsts Augusts 24. April 1578. Nachweis eines Druckes von ihm aus dem Jahre 1583.

Blanckmeister F., Theodor Körners Vorfahren.

Kade R., Das erste Dresdner lutherische Gesangbuch 1593. Herausgegeben von Rogier Michael. Lebensdaten über diesen.

Richter O., Ursprung der Sachsenhymne. Sie rührt von Georg Karl Alexander Richter (1760—1806) her.

Richter O., Ausreißer im Hussitenkriege 1438.

Egerer Jahrbuch. Kalender für das Egerland und seiner Freunde. Jahrgang 25.

Gradl H., Bibliographie des „Egerer Jahrbuches" seit dem ersten Beginne seines Erscheinens im Jahre 1871.

Reichl E., Schiller in Franzensbad, abgedruckt aus der Beilage der „Münchner Allgemeinen Zeitung“ Nr. 158 vom 9. Juni 1893.

Löwl, Die Gründung der Dreifaltigkeits-Kapelle nächst Reichersdorf. Egerlands-Sage.

Zeitschrift für die Geschichte der Altertumskunde Ermlands Jahrgang 1894. Band 11 Heft 1. Der ganzen Folge 33. Heft.

Dombrowski, Der Tugendbund in Braunsberg. Beutet die bereits von Voigt benutzten Akten der Braunsberger Kammer des Tugendbundes für die lokalen Verhältnisse aus. S. 25 ff.: Charakteristik mehrerer Zeitungen. — Schulwesen.

Hipler F., Die ermländische Bischofswahl vom Jahre 1549. Abdruck einer Denkschrift Knobelsdorfs: Rerum circa Episcopatum Warmiensem gestarum capita a morte Reumi. Joannis Dantisci Episcopi: Anno 1548.

Hipler F., Andreas Bathory und Pierluigi Palestrina.

Röhrich, Das Bündnis des ermländischen Domkapitels mit dem preußischen Bunde vom 14. Februar 1454.

Hipler F., Die ermländischen Studenten auf der Albertina zu Königsberg.

Vereinssitzungen: 28. März 1894. Hipler legte die Erstlingsarbeit des spätern ermländischen Bischofs Stanislaus Hossius vor, eine Paraphrase des Psalmes Miserere, gedruckt 1528 in Krakau bei Hieron. Vietor, vollständig allein erhalten in dem Exemplar der Wiener Hofbibliothek *43 Y 265. (Inzwischen abgedruckt im Ermländischen Pastoralblatt 1894 S. 67—71.) — 17. Oktober 1894. Dittrich verlas eine Reihe von „Mitteilungen aus Testamenten ermländischer Geistlichen.“

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens, herausgegeben von dem historisch-literarischen Zweigverein des Vogesen-Clubs Jahrgang 10.

Ney C. E., Die geschichtliche Entwicklung der jetzigen Eigentumsverhältnisse in dem heiligen Forste bei Hagenau. (Fortsetzung.)

Schöll Th., Ein Straßburger Schullehrer und Geschichtsschreiber vor hundert Jahren, Johannes Friese, geb. 4. September 1741 zu Kaufbeuren; 1801 beim Erscheinen des 5. und letzten Bandes seiner „Straßburger Geschichte“ war er als Lehrer an der Neuen Kirche in Straßburg angestellt.

Sechzehn Briefe Peter Schotts an Geiler von Kaysersberg. Deutsch von Vulpinus. Die Briefe stehen in Petri Schotti Lucubratiunculae ornatissimae, die 1498 Wimpfeling herausgegeben hat. Das Buch ist gut gedruckt, aber der vielen Abkürzungen wegen nicht leicht zu lesen. Einige Briefe sind gekürzt. Dem letzten Briefe liegt bei „Ein Lied Peter Schotts zur Anrufung der Patrone Johannis des Täufers, Johannis des Evangelisten und Johannis Chrysostomi im Namen des Doktors Johannis von Kaysersberg.“

Letz K., Zur Geschichte von Ingweiler. 1. Küferlied des herrschaftlichen hanau-lichtenbergischen Hofküfers von Ingweiler. (Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.)

Roßmann E. F., Adolf Stöber und Gustav Schwab. Briefwechsel. 8 Briefe aus der Zeit, da Schwab an der Redaktion des Chamissoschen Musenalmanachs teilnahm. Die Briefe drehen sich daher um den Almanach und Stöbers Beiträge zu diesem. Die übrigen Briefe Schwabs sind verloren. I. Adolf Stöber an Schwab. Metz, 27. Februar 1834. Ueber Uhlands Einfluß auf die lyrische Poesie Deutschlands; bekennt sich als Uhlands Schüler; plant eine Charakteristik Uhlands mit französischer Uebertragung einiger Lieder und Romanzen und will Beides an ein Pariser Literaturblatt abschicken. Ueber seinen Freund Schnetzler. Persönliches. — II. Adolf Stöber an Schwab. Metz,

6. Juni 1834. Verzögerung jenes Planes. Ueber das zunehmende Studium der deutschen Literatur in Frankreich. — III. Adolf Stöber an Schwab. Metz, 14. März 1835. Ueber die 8. Auflage von Uhlands Gedichten und Marmiers Aufsatz über Uhland in der Revue germanique. — IV. Adolf Stöber an Schwab. Oberbronn, 2. Juli 1836. Billigt Schwabs Lossagung vom Musenalmanach wegen der Aufnahme von Heines Bildnis und schließt sich dem Proteste gegen Heine an. — V. Adolf und August Stöber an Schwab. . . . „Ich weiß nicht, ob Heines Bildnis richtig getroffen ist, habe aber darin weiter keinen Seelenausdruck, als etwa den der Sinnlichkeit finden können." Ueber Dr. Schulz in Zürich; über Georg Büchners Tod. Uhlands Sagenforschungen über Thor sollen durch Strobel ins Französische übersetzt werden. — Der Brief Augusts begleitet die Abschriften von Goethes Friederikenliedern: „Ich war diesen Morgen gerade damit beschäftigt, die Ihnen längstversprochenen, noch ungedruckten Gedichte Goethe's, aus Friederikens Nachlaß abzuschreiben als . . . . Was die Gedichte von Goethe betrifft, so habe ich sie aus den Originalien, die in den Händen der in Niederbronn wohnenden jüngsten Schwester der Friederike, mit diplomatischer Genauigkeit abgeschrieben; es sind viele Abschriften davon verbreitet. Wenn sie dieselben im Morgenblatt oder im Musenalmanach wollen abdrucken, so nennen sie aber nicht etwa meinen Namen, als Mittheiler. Ausser den 4 mitgetheilten waren noch zwei andere da, die aber gedruckt sind: Willkommen und Abschied und Mit einem gemalten Band." — VI. August Stöber an Schwab, 28. Februar 1838. Begleitbrief zum Prospekt der Erwinia; Bitte um Mitarbeit und Vermittlung der Einladung an Hermann Kurz. Bruchstück aus einem Briefe von Jules Letoublon über dessen Beitrag zum Morgenblatt. Gedicht an Gustav Schwab (Spätjahr 1837). — VII. Schwab an Adolf Stöber. Gomaringen, 29. Dezember 1839. — VIII. Schwab an Adolf Stöber. Stuttgart, 30. Dezember 1845. Ueber sein Gustav-Adolphs-Gedicht.

Ehrismann H., Julius (Friedrich Emil) Rathgeber. (1833—1893.) Lebensbild eines elsässischen evangelischen Geistlichen und Gelehrten. Benutzt neben der gedruckten Literatur auch Rathgebers brieflichen Nachlaß, eine sechs Seiten umfassende Autobiographie und Mitteilungen von dessen Witwe. S. 147 bis 164 Verzeichnis der Werke Rathgebers.

Kassel, Zur Volkssitte im Elsaß. 1. Das Rummelbrettchen in Minversheim. — 2. Eine Hochzeit in Mietesheim.

Stehle B., Volkstümliche Feste, Sitten und Gebräuche im Elsaß. 1894. Sehr wertvolle an Ort und Stelle vorgenommene Sammlungen. Auch einzelne Lieder und Sprüche.

Spieser J., Münstertäler Anekdoten. Ein Versuch, mit Anlehnung an die schriftdeutschen Wortbilder lauttreu zu schreiben. (Fortsetzung.)

Martin E. und Lienhart H., Zum Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Proben. I. Elsässische Redensarten für einzelne oft vorkommende Dinge und Begriffe. — II. Zusammenstellung der beliebten Vornamen und ihrer Abkürzungen.

Volkstrachten in Oberseebach (Kreis Weißenburg).

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. Heft 16.

Vorträge 1894: 2. Februar. Pick, Ein Zoller Rektor der Universität 1470. — 25. April. Beyer, Der Erfurter Rat und die Stadtverwaltung im Anfang des 16. Jahrhunderts.

Oergel G., Zur Erinnerung an die Universität Erfurt. Vortrag 6. Mai 1892. Ueber die Gründung der Universität.

Pick A., Briefe Neithardts von Gneisenau an Dr. Johann Blasius Siegling, Professor der Mathematik in Erfurt. Unter den Beilagen für uns hervorzuheben drei Briefe von Karoline v. Humboldt an Siegling 1815 S. 87, 89, 102; ein Brief Bülows an W. v. Humboldt 1817 S. 95; ein Gedicht auf den Tod von Sieglings Sohn 1815 S. 100 ff.

Oergel G., Urkunden zur Geschichte des Collegium majus zu Erfurt. Ergänzung zu dem in Weissenborns „Akten der Universität Erfurt" mitgeteilten urkundlichem Material. I. Die Statuten des Collegium majus vom Jahre 1427.— II. Vertrag zwischen den Collegiaten und Christian Kannewerf betreffend den Bau des Collegiums. 4. Juli 1435. — III. Mietsvertrag betreffend die Häuser zur Arche Noä und zum kleinen Drachen. 25. November 1483. — IV. Zwei Tabulae censuum. — V. Zur Geschichte des Sturms auf das Collegium vom Jahre 1510. — Va. Des Hans Sachse Bericht über die Erstürmung des Collegs. — VI. Schreiben des Rats an die philosophische Fakultät in Sachen der Anstellung der Collegiaten. 24. Februar 1567. — VII. Verzeichnis der Collegiaten. 1471—1677.

Erzgebirgs-Zeitung 1895.

Nr 1. 2. Nowak W., Zur Geschichte und Sage der k. Stadt Kaaden. (Fortsetzung.)

Urban M., Einige ältere egerländer Volkslieder.

Kühnl K., Sagen aus der Duppauer Gegend.

Nr. 1. Peiter W., Erzgebirgische Zähllieder. (Schluß.)

Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen Heft 15.

Arens F., Das Wappen des Stiftes Essen.

Arens F., Die Siegel und das Wappen der Stadt Essen.

Arens F., Die Verfassung des Kaiserlich-freiweltlichen Stiftes Essen festgestellt in dem Landesgrundvergleich vom 14. September 1794 mit einer Einleitung.

Grevel W., Das Abteigebäude zu Essen und die Residenz der Fürst-Aebtissinnen.

Humann G., Die ehemaligen Abteigebäude zu Essen.

Schröder F., Zur Geschichte Meinas von Oberstein mit Benutzung von Briefen dieser Aebtissin (1489—1525) und einer Chronik im Essener Stadtarchiv.

Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. Dritte Folge Heft 38.

Mayr Michael, Der Generallandtag der österreichischen Erbländer zu Augsburg (Dezember 1525 bis März 1526). — S. 26 Kleiderordnung. — Beilagen: I. Karl V. an die tirolische Landschaft Sevilla, 4. April 1526. — II. Zur Biographie Gabriel Salamancas.

Schneller F., Beiträge zur Geschichte des Bistums Trient aus dem späteren Mittelalter. 1. Hälfte. Regesten aus dem k. Staatsarchive zu Rom vom Beginn des 15. Jahrhunderts bis etwa 1520.

Fischnaler C., Die Volksschauspiele zu Sterzing im XV. und XVI. Jahrhundert. I. Die geistlichen Spiele. Notizen aus den Sterzinger Raittbüchern von 1455. Seit diesem Jahre bis 1503 wurden in Sterzing in ziemlich regelmäßiger Folge, meist von 7 zu 7 Jahren Passionsspiele aufgeführt. Seit 1503 bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts nicht mehr so regelmäßig. II. Die weltlichen Spiele. Zahlreiche Notizen über Volksschauspiele aus den Jahren 1527—1598. Es bilden sich Spielgesellschaften, an deren Spitze Stoffl Schopfer und Virgil Raber stehen. Neben den einheimischen spielen Gesellschaften aus Gossensaß und Stilfs. Um die Mitte des Jahrhunderts treten

die jeweiligen Schulmeister an ihre Stelle, welche gegen Ausgang des XVI. Jahrhunderts fast ausschließlich das Gebiet der Bühne beherrschen.

Maretich v. Riv-Alpon Gedeon Freiherr, Zur Geschichte Kufsteins. Erweiterung der Befestigungen Kufsteins in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1552—1563).

Mayr M., Schmähbilder des XVI. Jahrhunderts auf Papst und Kardinäle.

Mayr M., Ein Vogelwaider aus dem XVII. Jahrhundert.

Wieser F. R. v., Ein Zauberspruch.

Generalversammlung des Ferdinandeums am 30. Mai 1894. S. LX ff. Bericht über die Vermehrung der Archivalien und Handschriften: Volksschauspiele aus dem Ende des XVII. und dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts, 16 Stück nebst mehreren Fragmenten und einzelnen Rollen. — Verschiedene Gedichte auf losen Blättern, zum Teil von unbekannten Verfassern aus dem Anfang des Jahrhunderts, ca. 100 Stück. — H. v. Gilm, a) Jugendgedicht: An den Frühling. b) Gedichte eines Verschollenen, aus dem Jahre 1844/45. — Ben. Mayr: Andreas Hofer. Trauerspiel. — Aus dem literarischen Nachlasse von Jos. Wildgruber. Handschriftliche Gedichte.

Mitteilungen vom Freiberger Altertumsverein Heft 30.

Kade R., Geschichte des Freiberger Buchdrucks durch vier Jahrhunderte, mit den Biographien sämtlicher Besitzer der bis 1848 privilegierten, jetzt Gerlachschen Buchdruckerei.

Rauschenbach, Die Jungfrauen-Schule zu Freiberg. 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Mädchenschulen.

Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften Band 11.

Neff J., Markgraf Jakob II. von Baden und der Humanist Phil. Beroaldus d. J. Des Markgrafen Christoph I. Sohn Jakob studierte 1496—98 in Bologna und bevorzugte unter den dortigen Humanisten besonders den jugendlichen Philippus Beroaldus d. J., den Neffen seines berühmteren Oheims gleichen Namens, der seinem fürstlichen Schüler die Schrift de felicitate widmete.

Mayer H., Die Universität Freiburg in den Jahren 1848 und 1849.

Neff J., Karl Hartfelder Dr. phil., Dr. theol., Professor am Großherzoglichen Gymnasium zu Heidelberg. (1848—1893.) Eine Lebensskizze.

Kraus F. X., Die Kapelle im Petershofe zu Freiburg i. B.

Riegel, Ein Titularbuch der Familie von Sickingen. (1743.)

Pfaff F., Georg Pictorius über Bäder des Kaiserstuhls und Schwarzwalds bei Freiburg i. B. Mitteilungen aus dessen Badenfartbüchlein 1560. Ueber Georg Pictorius (1500—1569) ist demnächst eine eingehende Schrift von Kürz zu erwarten.

Kraus F. X., Grabschriften der letzten Häupter des S. Blasianer Konvents in S. Paul in Kärnten.

Kraus F. X., Badische Literatur 1890—1893. Geschichte und Altertümer.

Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen. Jahrgang 25 (3. Folge 5. Band) Heft 2.

Arbenz E., Die Vadianische Briefsammlung der Stadtbibliothek St. Gallen. II.

Jahrbuch des historischen Vereins des Kantons Glarus Heft 30.

Wyß G. v., Zu den Forschungen von Schulte über Aeg. Tschudi. Die Tschudischen Familien-Urkunden und das Meieramt Glarus.

Heer G., Die Antworten der glarnerischen Religionsdiener an den helvetischen Minister Stapfer. 1799.

Heer G., Das glarnerische Postwesen im 18. und 19. Jahrhundert.

Hansische Geschichtsblätter Band 7.

Israël M., Die Insel „Hiddensoie" und das Cisterzienserkloster daselbst.

Koppmann K., Zur Geschichte der Universität Rostock. 1. Stiftung und Dotation der Universität. — 2. Die Vergewaltigung der Universität. — Anhang. Verhandlungen des Rats zu Rostock mit der Bürgerschaft über die Frage, wozu der Rat in Betreff der Einrichtung der Universität bevollmächtigt sein soll. 29. Juli 1419. — Auszug aus den Statuten der Universität Rostock. 1419. — Johann Welder, Kirchherr von St. Nikolai zu Rostock hinterläßt dem Rat eine Summe als Beihilfe zu der vom Rate jährlich zu leistenden Zahlung für die Universität. 29. März 1420.

Frensdorff F., Die Hanse zu Ausgang des Mittelalters. Vortrag.

Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde Jahrgang 27.

Jacobs E., Geschichtliche Ortskunde der Umgegend von Wernigerode, eine Ergänzung des Aufsatzes: Die Bewegung der Bevölkerung von Wernigerode in der vorjährigen Festschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, besonders der ihm beigegebenen geschichtlichen Karte der Wernigeröder Stadtflur. Anhang. Geschichtliche Bemerkungen über verschiedene Holzarten im Wernigerödischen. — Nachtrag S. 619.

Danneil F. und Jacobs E., Handwerker-, Tagelöhner- und Gesindeordnung für das Gebiet der Stifte Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim und der Herzogtümer Braunschweig und Lüneburg. Vom 26. Juni 1445.

Meier, Quellen zur Genealogie der braunschweigischen Familie von Kalm.

Reinecke A., Die Schützenbrüderschaft zu Osterwieck.

Ellissen O. A., Einbeck im 16. Jahrhundert.

Domeier H., Zur Geschichte des Einbecker Biers. Vortrag.

Hölscher U., Goslarsche Feuerordnung vom 10. Februar 1540.

Jacobs E., Aus dem Rechnungsbuche des Wernigeröder Dechanten und bischöflich Halberstädtischen und Hildesheimischen Offizials zu Braunschweig Johann Kerkener (1507—1541). S. 594 Niederdeutsche Sprüche. — S. 597 die gegen 1536—1538 niedergeschriebene Erzählung über sein Zusammentreffen mit Luther im Jahre 1520. — S. 599 ff. Kunstgewerbe. Bausachen. S. 603 ff. Zur Geschichte des Schrifttums und Bücherwesens in der Grafschaft Wernigerode. Ueber Wedego Lok.

E. J. [E. Jacobs], Neubau und Einweihung der Kirche zu Stiege, 15. September 1707 bis 13. September 1711.

Moser J., Kleiner Beitrag zur Geschichte der Quedlinburger Hexenprozesse. 1. Der Monstre-Prozeß vom Jahre 1589. — 2. Der Rechtsfall von 1750. — 3. Schlußwort. Wünscht eine Geschichte der Quedlinburger Hexenprozesse.

Moser J., Hexengeschichten aus dem Pfarr-Archive zu Bennungen. II. Nr. 5.

Zeitschrift des Vereins für hennebergische Geschichte und Landeskunde in Schmalkalden Heft 12.

Schmalkaldia literata, das ist historische Beschreibung 191 gelehrter Leute, welche in der Stadt Schmalkalden und den dahin gehörigen Ortschaften geboren, sowohl daselbst als an anderen Orten das gemeine Beste im weltlichen und geistlichen Regiment, wie auch auf Academien und geringeren Schulen befördert und noch befördern, nach alphabetischer Ordnung aufgestellt von J. C. Geisthirt (1720).

Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte Heft 12.
Rodenberg C., Aus dem Kieler Leben im 14. und 15. Jahrhundert.

Veröffentlichungen der Stadtbibliothek in Köln Heft 5 und 6.
Katalog der Stadtbibliothek in Köln. Abteilung Rh. Geschichte und Landeskunde der Rheinprovinz. 1. Band, bearbeitet von F. Ritter.

Mitteilungen des Musealvereines für Krain Jahrgang 7.
Radics P. v., Der krainische Historiograph Johann Ludwig Schönleben (geb. 1618, gest. 1681). Vorwort. Biographisches. Herkunft, Geburt und Erziehung; erster Aufenthalt in Wien (1618—1649.) — Präfekt der Schulen im Collegium S. J. in Laibach. (1650—1652). Schönleben als Theaterdichter: Haeresis Fulminata, Anastasius Tyrannus Orientis Haereticus. — Zweiter Aufenthalt in Wien; Docent an der Wiener Universität. (1651 bis 1653.) — Pfarrer in Reifnitz und Erzpriester in Unterkrain. (1667—1676.) — Ruhestellung in Laibach; Tod (1676—1681). — Literarhistorisches. Schönleben und die österreichische Geschichte im allgemeinen. — Schönleben und die krainische Geschichte. „Aemona vindicata." — „Carniolia antiqua et nova." Schönlebens Vorbereitungen zum zweiten Band dieses Werkes. Schönleben als Genealog krainischer Adelsgeschlechter. — Chronologische Reihenfolge der im Drucke erschienenen Schriften Schönlebens. Anhang. I. Ein Schreiben Schönlebens an den Hofbibliothekar Kaiser Leopold I. Peter von Lambeck, 30. August 1672. — II. Die Ausschreiben Schönlebens an Adel und Geistlichkeit in Krain um Materiale zum zweiten Bande der Carniolia antiqua et nova. — III. Aufruf Schönlebens an den Adel in den österreichischen Erblanden (1680). — IV. Ein Schreiben Schönlebens an Abt Albert von St. Paul 16. April 1681.

Luschin v. Ebengreuth A., Urban Debelack. Eine Geschichte aus dem Studentenleben zu Bologna. — Bericht der Jahrbücher der deutschen Studenten zu Bologna über den Tod des Urban Debelack. 10. März 1640.

Belar A., Freiherr Sigismund Zois' Briefe mineralogischen Inhalts. 1778—1793.

Neues Lausitzisches Magazin Band 70 Heft 2.
Eitner, Adolf Traugott v. Gersdorff. (20. März 1744 bis 16. Juni 1807.) Zum 150jährigen Geburtstage des Gründers der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Knothe H., Das Schulwesen auf den Dörfern des Weichbildes Zittau bis zum Erlaß des Elementar-Volksschulgesetzes von 1835. I. Von den ersten Spuren eines Schulunterrichts auf den Dörfern bis zum Erlaß der oberlausitzischen „Schulordnung" von 1770. II. Von 1770 bis zum Erlaß des Gesetzes über „das Elementar-Volksschulwesen" von 1835.

Kade R., Der Kantor Christoph Demant [Demantius] in Zittau. (1597—1604.) Ein Beitrag zur Schulgeschichte der Lausitz. Auch mit einigen Proben der von ihm selbst verfaßten Texte zu seinen Kompositionen.

Vorträge: 13. Februar 1894 Eulenburg, „Julius Minding, ein verschollener deutscher Dichter". — 13. März 1894 van der Velde, Herzog Heinrich Julius von Braunschweig als Förderer der dramatischen Kunst.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Vaterländischer Sprache und Altertümer in Leipzig. Band 9 Heft 1.
Günther O., Zur Geschichte des Leipziger Musenkrieges im Jahre 1768. Knüpft an Witkowskis Darstellung des von Goethe in Dichtung und Wahrheit erwähnten Leipziger Studentenaufruhrs im 15. Bande des Goethe-Jahrbuchs an und gibt eine ausführliche Geschichte davon hauptsächlich nach einem gleichzeitigen Manuskript der Leipziger Universitätsbibliothek, das auch die

bei dieser Gelegenheit entstandenen Gedichte enthält, und nach Akten im Dresdener Staatsarchiv.

Günther O., Aus Gottscheds Briefwechsel. Biographische Skizze von Johann Wilhelm Steinauer (geb. in Naumburg 1. Juli 1715), dem späteren französischen General. In seiner Jugend war er wie sein Bruder Johann Christian, der unter dem Namen German an den Belustigungen mitarbeitete, mit Kästner befreundet und ein begeisterter Anhänger Gottscheds, mit dem er in Briefwechsel stand. Steinauer ist der Verfasser des ersten Stückes der gegen Steinbach gerichteten „Gespräche zwischen Johann Christian Günthern aus Schlesien in dem Reiche der Todten und einem Ungenannten in dem Reiche der Lebendigen 1739", durch die er mit J. U. König in Streit geriet. Ein weiteres Pasquill auf König gelangte nicht zum Druck. Hervorzuheben ist Steinauers Urteil über das Straßburger Deutsch 1738 S. 54 und die Schilderung seiner Vorträge in Schweighausen 1739 S. 58 f.

Buchwald G., Simon Wilde aus Zwickau. Ein Wittenberger Studentenleben zur Zeit der Reformation. 33 Briefe von Simon Wilde an seinen Verwandten Stephan Roth in Zwickau aus seiner Wittenberger Studienzeit 1540—1543. Simon Wilde (Wildius) ist um 1720 in Zwickau geboren. Mit dem Wittenberger Professor Dr. Stephan Wild, über den eine Anmerkung auf S. 66 einige Notizen zusammenstellt, hat er nichts zu thun; er studierte seit 1539/40 Medizin in Wittenberg, wurde 1543 durch Melanchthons Vermittlung Schulmeister in Hammelburg bei Schweinfurt, war Anfang 1546 Arzt zu Eisleben und als solcher bei Luthers Tode zugegen; starb als Leibarzt des Herzog Johann Friedrich III. von Sachsen 1560. Von Einzelheiten sei nur weniges hervorgehoben. S. 89. Ueber Melanchthons Abreise nach Hagenau und Abschied von Luther; Luthers, Crucigers und Jonas' Reise nach Weimar. — S. 93. Ueber ein Pariser Reformationsschauspiel. Simon Lemnius. S. 95. Luthers Schrift Wider Hans Worst. S. 103. Bericht über Promotion und Magisterschmaus. S. 27. Vom Kriege gegen Heinz von Wolfenbüttel.

Mitteilungen der Litauischen literarischen Gesellschaft Heft 19 (IV. 1.)

Knaake E., Neue Beiträge zu einer Lebensbeschreibung Max von Schenkendorfs. Nicht sehr wichtige Briefe der Eltern. Der Vater stammte aus der Neumark. S. 12 wird Fouqués Gedicht „An Max v. Schenkendorf" („Manch Scheidelied ist Dir erklungen") nach einer Abschrift von Schenkendorfs Mutter abgedruckt. S. 16. Stammtafel der Familie v. Schenkendorf.

Stein, Erinnerungen aus Litauen in Preußens Unglückszeit auf Grund kirchenurkundlicher Mitteilungen. Beraubung von Kirchen, Einquartierung ꝛc.

Wolter E., Romantisch-sagenhafte Motive des litauischen Volksliedes. Knüpft an die Broschüre des kleinrussischen Ethnographen und Literarhistorikers N. Sumcow in Charkow an: „Volkslieder über Vergiftung durch Schlangengift. Kijev 1894.

Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde Heft 6.

Nr. 7. 8. Wehrmann C., Beiträge zur Geschichte Lübecks in den Jahren 1800—1810. 8. Französische Bedrückungen (Fortsetzung und Schluß.)

Nr. 8. Walther C., Rein, spricht Grawert. Deutet den Reimspruch in Seelmanns Ausgabe des Reimbüchleins S. 27 auf Fritz Grawert, 1509 bis 1533 Mitglied des großen Rates in Lübeck, 1538 gestorben.

Nr. 9. Stiehl C., Die Lübeckischen Stadt- und Feldtrompeter.

Stiehl C., Lehrbrief eines Lübeckischen Stadt- und Feldtrompeters.

Hasse P., Bilderversteigerungen am Ende des 17. und 18. Jahrhunderts.

Beiträge zur Geschichte Lübecks in den Jahren 1800—1810. 9. Wohlwill A., Karl Friedrich Reinhard in Travemünde. 1804.

Hack E., Fernere urkundliche Nachweise, betreffend den Lübecker Buchhändler Paul Knufflock.

Nr. 10. Stieda W., Die Familie Brömse und das Ende des Bürgermeisters Dietrich Brömse.

Bruns, Das Schicksal des Silbergeräts der Lübecker Bergenfahrer.

Hasse P., Ballspiel im fünfzehnten Jahrhundert.

Bobé, Zur Lübeckischen Musikgeschichte.

Brehmer, Polnische Socinianer in Lübeck. 1664.

Brehmer, Vertrag mit einem Thurmdecker. 1537.

Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde Band 7.

Heft 1. Lindström G., Die Rathslinie von Wisby. Bis 1515.

Birck H., Lübeck und der Schmalkaldische Bund im Jahre 1536. Beilagen. 1. Der Lüneburger Kanzler Johann Forster an den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. 27. Juni 1536. 2. Bürgermeister und Rat der Stadt Lübeck an den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen. 25. September 1536.

Techen F., Die Grabsteine des Doms zu Lübeck. Abdruck aller Inschriften.

Hach E., Zur Geschichte der großen Orgel in der St. Jakobi-Kirche zu Lübeck und des Epitaphiums von Jochim Wulff daselbst.

Heft 2. Wehrmann C., Die Lübeckischen Landgüter. I.

Hoffmann M., Der Lübecker Bürgermeister Hinrich Rapesulver. Beilage. Sein Testament vom 14. Februar 1439.

Lenz H., Die altsächsischen Bauernhäuser der Umgegend Lübecks. Nach den Erhebungen der Kommission zusammengestellt. S. 264 Abdruck des Fragebogens, auf dessen Beantwortung die Zusammenstellungen beruhen.

Wohlwill A., Die Projekte zur Verbesserung des Stecknitz-Kanals und die französischen Annexionen vom Dezember 1810. Ein historisches Fragment.

Hasse P., Der Maler Hans von Hemßen und sein Bild vom Audienzsaal des Rathauses. 17. Jahrhundert.

Jahrbuch für Münchener Geschichte Jahrgang 5.

Günther S., Die beiden Münchener Geometer und Kartographen Tobias Volckmar.

Muncker F., Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte aus Münchener Handschriften. 1. Ein Brief Boies und drei Briefe Klopstocks an Johann Kaspar von Lippert. Der Brief Boies (19. August 1773) und die beiden ersten Briefe Klopstocks (Hamburg, 21. Oktober 1773 und 10. Mai 1774) betreffen die Subskription auf die Gelehrtenrepublik. Klopstock teilt auch mit, daß ein Brief von ihm an P. Sterzinger verloren gegangen sei, in welchem auch gestanden, „daß das Buch nichts enthalten würde, das die Religion beträfe." Ueber die Sängerin Mingotti und den Eindruck, den sie einst [in Leipzig] als Merope auf ihn gemacht. — Der dritte Brief (Carlsruhe, 24. März 1775) betrifft die dänische Prachtausgabe des Messias. Indem er die Unterstützung durch den Kurfürsten von Bayern für sich ablehnt, erbittet er diese für „einige junge deutsche Gelehrte", von denen er aus guten Gründen glaube, daß sie ihrem Vaterlande einst Ehre machen würden (wohl die Göttinger Dichter). Ein genaues Verzeichnis der überaus zahlreichen und großenteils inhaltlich bedeutenden Briefe an Lippert wird Trautmann im nächsten Bande des Jahrbuches veröffentlichen. — 2. Drei Komödien des Terenz, übersetzt von Lorenz

Westenrieder. Charakterisiert die handschriftlich erhaltene Uebersetzung des Selbstpeinigers, des Eunuchus und der Andria aus dem Jahre 1770.

Braunmühl A. v., Ueber eine an der Bibliothek der Universität München vorhandene Sammlung von Originalbeobachtungen ꝛc. aus der Zeit der Entdeckung der Sonnenflecken. Aus dem Nachlaß des Jesuiten P. Joh. Bapt. Cysat, Professor der Mathematik in Ingolstadt 1618—1622; steht in enger Beziehung zu dem Astronomen und Mathematiker P. Christoph Scheiner S. J. (1573—1650).

Muggenthaler L., Der Schulorden der Salesianerinnen in Bayern von 1667—1831. Ein Beitrag zur Geschichte des höheren weiblichen Unterrichts- und Erziehungswesens.

Haeutle Chr., Die Reindl'sche Chronik von München von 1403, bezw. 1580—1756. Dritte Abteilung von 1743—1746. Zum ersten Male herausgegeben.

Simonsfeld H., Münchener in der Fremde II.

Trautmann K., Die französischen Hofkomödianten des Kurfürsten Max Emanuel. Nachträge zum 2. Bande des Jahrbuches.

Jahrbuch der Historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt zu Bromberg 1895.

Meyer M., Mitteilungen aus der Geschichte der Königlichen Regierung und des Regierungsbezirkes Bromberg in den Jahren 1815—1820.

Zuwachsverzeichnis der Bibliothek. Handschriften. Ein Stammbuch aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. — „Anforderung des Schäfers Schnabe an pp. Zodolinsky zu Niewerse bei Pinne. 1763." — Chronik der Stadt Znin.

Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. Neue Folge. Jahrgang 28 Nr. 5—12.

Wimmer F., Geschichte der Pfarre St. Agatha zu Hausleiten bis zur Diözesanregulierung im Jahre 1783. (Schluß.) IV. Hausleiten von der Gegenreformation bis zur Diözesanregulierung 1783.

Haas W., Bibliographie zur Landeskunde von Niederösterreich im Jahre 1893.

Nagl W., Der Vokalismus unserer Mundart historisch beleuchtet. (Fortsetzung.)

Endl F., Geschichte des Klosters St. Bernhard. (Schluß.)

Starzer A., Regesten zur Geschichte der Klöster Niederösterreichs, sowohl der aufgehobenen als der noch bestehenden. 2. Teil (Schluß).

Register zu den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. Jahrgänge 1881—1885. Mit der Reihenfolge der Aufsätze in den Jahren 1881—1890, nach Autoren und Materien geordnet.

Der niederösterreichische Landesfreund Jahrgang 3 Heft 9.

Daum, Eine bürgerliche Familienchronik aus Nieder-Oesterreich.

Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen Jahrgang 1894.

Wrede A., Zwei Beiträge zur Geschichte des Fürstentums Lüneburg im Reformationszeitalter. 1. Herzog Ottos Verzicht auf die Regierung des Fürstentums Lüneburg und seine Heirat mit Meta von Campe. Eigenhändiger Bericht des Herzogs an den Kanzler Förster, Juni 1526. — 2. Ein Bericht über die religiösen Verhältnisse in der Stadt Lüneburg aus der ersten Hälfte des Jahres 1530. Von Augustin von Getelen aus Briefen des Propstes von St. Johann, Joh. Coller zusammengestellt.

Krusch B., Die Entwickelung der Herzoglich Braunschweigischen Centralbehörden, Kanzlei, Hofgericht und Konsistorium bis zum Jahre 1584. (Fortsetzung.) § 9. Die Neubestellung des Regiments durch Herzog Julius (1568—1571). — § 10. Das Regiment der Goldmacher (1571—1574). S. 89

Anmerkung: Ueber das bei Rhamm S. 111 ff. nach einer schlechten Kopie abgedruckte Famosgedicht auf den Herzog aus dem Jahre 1573. — § 11. Das Konsistorium (1568—1584). — § 12. Das Hofgericht unter Herzog Julius (1568—1584). — § 13. Die große Kanzleiordnung von 1575.

Ulrich O., Die Stadt Hannover im siebenjährigen Kriege. Vortrag. Außer der gedruckten gleichzeitigen Literatur liegen vor allem die Akten des Staats- und Stadtarchives zu Hannover und die Chronik von Eberhard, Jürgen Abelmann, Vorsteher des Bäckeramts der Altstadt Hannover, zu Grunde. S. 264 über das französische Theater während Richelieus zweitem Aufenthalt in Hannover.

Hugo F. v., Nachrichten, betreffend das im Fürstentum Göttingen belegene von Hugosche Rittergut Friedland und dessen Besitzer. Unter Benutzung der im Königlichen Staatsarchiv zu Hannover beruhenden Lehnsakten zusammengestellt.

Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Clubs Jahrgang 17 Heft 4.

Jahnel C., Aus dem Außiger Stadtbuche.

Katzerowsky W., Die Memorabilienbücher der Stadt Leitmeritz.

Tscherney A., Zur St. Kummernis-Legende.

Meiche A., Bergmannslied. Vollständiger Text des in den Mitteilungen 17, 280 bruchstückweise mitgeteilten Bergmannsliedes „wie es vor nahezu siebenzig Jahren in Przibram gesungen worden ist."

Klapper Mirza, Sagen. Darunter eine Kümmernissage.

Zinke A., Feuer- und Blutsegen.

Paudler A., Die Schwörgrube.

Dreßler F., Aus Hennersdorf bei Wartenberg.

Gerthner E., Schnitzel. II. Darunter eine Zwergsage aus den Beiblättern zu „Ost und West", 1845 Nr. 116.

Bendel W. G., Alt-Ohlisch und seine nächste Umgebung. Berührt auch Sagen.

Paudler A., Zur Ortsnamenkunde.

Petters K. L., Gebräuche und Aberglaube in einem Teile des Erzgebirges.

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte Band 48.

Heft 1. Rambaldi K. Graf v., Geschichte des Schlosses Eurasburg und seiner Besitzer.

Krallinger H., Ueber das Volksschulwesen der Stadt Landsberg am Lech von den frühesten Anfängen bis zur Durchführung des Schulzwanges zu Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts. I. Die elementare Privatschule unter obrigkeitlicher Beaufsichtigung. S. 89 ff. „Ein vnderrichtung der Kinderzucht" von Matthäus Schöffel aus der Mitte des 16. Jahrhunderts; darin eine Tischzucht. II. Die Landsberger Kloster-Mädchenschule. III. Die Entstehung der öffentlichen Volksschule.

Pfund K., Geschichtliche Erinnerungen an die Kesselbergstraße 1492—1892.

Hager G., Die Bau- und Kunstdenkmale des Klosters Steingaden.

Heft 2. Fugger Eberhard Graf von, Die alte Wallfahrtskirche zu Bilgertshofen. Nach einem Vortrage.

Hager G., Die Bauthätigkeit und Kunstpflege im Kloster Wessobrunn und die Wessobrunner Stukkatoren. Anhang I. Die Inventare des Klosters Wessobrunn. II. Verzeichnis von Wessobrunner Maurern und Stukkatoren.

Krauß G., Ueber eiserne Kirchenglocken Oberbayerns.

Fürst M., Hartwig Freimund Peetz 1822—1892. Nekrolog.

Monatsschrift des Historischen Vereins von Oberbayern.

Jahrgang 3 Nr. 11/12. Trautmann K., Die Pfarrkirche in Sandizell und ihre Meister. (18. Jahrhundert.)

Nr. 11. Trautmann K., Zwei Alt-Münchener Friedhöfe — der Künstlerfriedhof bei St. Salvator und der Gottesacker bei den Theatinern — und ihre Toten. Vortrag.

Jahrgang 4 Nr. 2. Pfund K., Hans Georg von Herwart, Graf zu Hohenburg. Vortrag.

Halm, Façadenmalereien in Oberammergau, Garmisch und Mittenwald. Vortrag.

Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Neue Folge Band 5.

Klewitz E. und Ebel K., Die Gießener Matrikel. Fortsetzung seit 1701.

Buchner O., Die Anfänge des Buchdrucks und der Censur in Gießen. Mit Benutzung der Akten des Universitäts-Archivs. Die Arbeit war beim Erscheinen von Könneckes „Hessischen Buchdruckerbuch" bereits fertig gedruckt. S. 51 Nachträge daraus.

Heuser E., Fr. Thom. Chastels Tagebuch über die kriegerischen Ereignisse in und um Gießen vom 6. Juli bis 18. September 1796.

Noeschen A., Ein Trauergedicht auf den Brand der Stadt Allendorf a. d. Lumder am 6. Mai 1603. Carmen lugubre a Johanne Riemenschneidero ludi literarii Allendorphensis moderatore.

Auszüge aus den in den Sitzungen gehaltenen Vorträgen. Klewitz, Die älteste Gießener Matrikel. Die Matrikel von 1608 bis 1611, 1614 und 1638 wurde aufgefunden und soll in den Mitteilungen veröffentlicht werden. 1. April 1608 ist eingetragen: Ludolph a Bismarck, eques Marchicus. — Ebel, Ueber das Alsfelder Stadtarchiv. — Schilling, Ueber die Geschichte von Alsfeld. — Strack, Ueber eine Alsfelder Dichterin des vorigen Jahrhunderts. Johanne Marie Elisabethe Merk. Vergleiche Euphorion 1, 668. — Bock A., Goethe und Professor Höpfner in Gießen. Vgl. oben S. 230. — Knab, Mitteilungen aus einem Vogelsberger Pfarrarchiv. Aus dem Dorf Niedermoos. — Collin, Professor Karl Friedrich Bahrdt in Gießen. — Röbenacke, Zur Geschichte des Wetzlarer Domes.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge Band 10 Heft 1. (Der ganzen Reihe 49. Band).

Chroust A., Ein Beitrag zur Geschichte der kurpfälzischen Finanzen am Anfang des 17. Jahrhunderts.

Holländer A., Hubertus Languetus in Straßburg. (Ein Beitrag zur Geschichte der Bartholomäusnacht.)

Kunzer O., Oratio de rebus gestis Gaeorgii a Freuntsperg Equitis Germani in illius funere habita Mindelhumii. Autore Jo. Gaza. Veröffentlicht aus einer Handschrift der Großherzoglichen Gymnasiumsbibliothek zu Konstanz. Gaza ist ein bisher wenig bekannter Humanist aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, dessen eigentlicher Name („Schatz"?) unbekannt ist. Die Nachrichten weisen darauf hin, daß er im Jahre 1530 und 1531 in Tirol sich aufhielt. Die Rede ist 1530 an Georg Frundsbergs Sohn Caspar übersandt, also wahrscheinlich erst damals entstanden.

Schröder R., Uebersicht über das gedruckte und handschriftliche Material für die Herausgabe der badischen und elsässischen Stadtrechte. I. Das nördliche Baden und die benachbarten Gebiete.

Obser K., Gustav Adolf von Schweden am Oberrhein im Jahre 1620.

Uebersetzung der betreffenden Partien aus dem gedruckten Tagebuch eines Begleiters Johann Haud.

Holländer H., Noch einmal die Straßburger Legende vom Jahr 1522. Gegen Egelhaaf.

Funck H., Ein merkwürdiges Urteil J. G. Schlossers über Karl Friedrich von Baden. Aus einem Briefe an Lavater, Emendingen 8. Oktober 1774, über Lavaters Widmung der physiognomischen Fragmente an Karl Friedrich.

Winckelmann, Baumeister Hans Böringer zu Freiburg. Seine Bewerbung um die Werkmeisterstelle zu Straßburg 1583.

Cartellieri A., Zu Jakob Locher Philomusus. Mitteilungen über dessen Familie nach einer Urkunde vom Jahre 1532.

Mitteilungen der badischen historischen Kommission 1895. Nr. 17. Fecht K. G. und Funck H., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Karlsruhe.

Schappacher L., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Meßkirch.

Weiß Th., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Ettenheim.

Stösser V., Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Baden. Nachträge.

Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung.

Band 15 Heft 4. Lechner K., Zur Gründungsgeschichte der österreichischen Kriegsmarine. Unter Karl VI.

Huber A. und Hirn J., Zur Belagerung Wiens durch den Grafen Thurn (2.—14. Juni 1619).

Schlitter H., Anonymes Schreiben aus dem Nachlasse des Herzogs von Reichsstadt.

Band 16 Heft 1. Beer A., Zur Sendung Metternichs nach Paris im Jahre 1810.

Archiv für österreichische Geschichte Band 81. Erste Hälfte.

Beer A., Studien zur Geschichte der österreichischen Volkswirtschaft unter Maria Theresia. I. Die österreichische Industriepolitik.

Loserth J., der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer im 16. und 17. Jahrhundert. Beiträge zu ihrer Geschichte, Lehre und Verfassung. I. Die Hutersche „Gemeinschaft" in Mähren von ihrem Entstehen bis zu ihrer Vertreibung. 1. Die Parteiungen unter den Taufgesinnten in Mähren von Hubmaiers bis zu Jakob Huters Tode. 2. Fortschritte des Anabaptismus in Mähren nach dem Tode Jakob Huters. Der Kampf gegen die „Gemeinschaft" und die zweite große Verfolgung in Mähren. 3. Die Wirksamkeit Peter Riedemanns und Lienhard Lanzenstiels, Peter Walpots und Hänsel Krals. Die glückliche Zeit der Gemeinschaft und die zweite Einwanderung aus der Schweiz. 4. Das Ende der glücklichen Zeit der Wiedertäufer in Mähren, die Anfänge der katholischen Reaktion in Nikolsburg und die Streitschriften katholischer Schriftsteller wider die Huterische „Gemeinschaft" (1583—1609). S. 190 Anmerkung: ein „Dialogus oder Gespräch, so von den bekehrten katholischen Burgerskindern zu Nicolspurg in Ankunft des wolgebornen Herrn Adams von Dietrichstein anno 1581 gehalten worden", versifiziert. — S. 192 f. Ein Lied gegen die Wiedertäufer von Johann Eysvogel zu Cöln. 1586. — S. 195 ff. Streitschriften. 5. Die Vertreibung der Wiedertäufer aus Mähren. — II. Leben und Lehre der Wiedertäufer in Mähren. 1. Stimmen der Zeitgenossen über Leben und Wandel der Wiedertäufer. Weiterbildung ihrer Lehre. Der Kommunismus. 2. Die Lehre von der Gemeinschaft. 3. Die Durchführung der Gemeinschaft. Die Haushaben. 4. Die Handwerksordnungen. Der Haushälter. 5. Aus einzelnen Handwerken. 6. Die Landwirtschaft. 7. Die Arzneikunde und die Bäder der Wiedertäufer.

8. Die Schulen der mährischen Wiedertäufer. 9. Der Verfall der Gemeinschaft. — Beilagen. 1. Sendbrief Claus Felbingers an die „Gemain" Gottes in Mähren. 1560. 2. Benesch Köhler an Matthäus Binder in Kostl über seine Erfolge in der Umgebung von Zürich. 12. August 1584. 3. Derselbe an Michael Veldthaler zu Nikolsburg über dasselbe. 13. August 1584. 4. Derselbe an den Wiedertäuferbischof Clauß Breutel zu der Neumühl über dasselbe. 14. August 1584. 5. Mandat der Züricher gegen die nach Mähren ziehenden Wiedertäufer. 30. Dezember 1612.

Oesterreichisches Literaturblatt 1894 Nr. 22.

Nagl J. W., Zur Hans Sachs-Feier des germanistischen Seminars in Wien.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie. Jahrgang 24.

Walden B., Betty Paoli. Ein Gedenkblatt.
Meynert H., Faust und Hiob.
Frankl L. A., Gedichte. (Aus dem Nachlasse.)
Khuenberg, Sophie v., Religion und Poesie. Studie.
W . . . . ., Zur Erinnerung an Franz Nissel.
Groß F., Das Kind in der Weltliteratur. Eine Studie.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich Jahrgang 15 Heft 3/4.

Schmidt Arthur, das Evangelium in Gablonz und Umgebung. I. Abschnitt. Die Geschichte des Protestantismus in Gablonz und Umgebung bis 1660. 1. Die Entstehung von Gablonz. 2. Das husitische Zeitalter. 3. Die Einführung der Lehre Luthers. 4. Die Ausrottung des Luthertums.

Tauberiana. Nach archivalischen Erhebungen des Herrn Stadtarchivar Uhlirz, mitgeteilt von A. Nicoladoni. Neue Urkunden über Caspar Tauber.

Loesche, Ein ungedrucktes Gedicht von Joh. Major. Humanistisch-evangelisches Stimmungsbild aus Böhmen. Huldigungsgedicht an den Schladenwalder Bürgermeister Valentinus Mulcius 24. Januar 1553.

Scheufler, Der Zug der österreichischen Geistlichen nach und aus Sachsen. VII. (Fortsetzung.)

Unger Th., Ueber eine Wiedertäufer-Liederhandschrift des XVII. Jahrhunderts. Fortsetzung. Die Täufer-Lieder, nach Ländern geordnet. Oesterreich unter der Enns. Lied von Christoph Hueter auf den gewaltsamen Tod des Schusters Hans Gurtzhaim zu Wien am 27. Juni 1548. — Schwaben. Lied auf den Tod des Webers Hans Nissel zu Warthausen 13. Dezember 1571. „In des Jörg Wagners Thon."

Scheichl F., Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Oesterreich. 2. Religionsheuchelei.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück Band 19.

Düring A. v., Geschichte des Stiftes Börstel. II. Teil. Uebergang des Klosters in ein freiweltliches Stift von 1532 bis 1674.

Forst H., Urkundliche Beiträge zur Lebensgeschichte des Kardinals Eitel Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen, Fürstbischofs von Osnabrück (gestorben 1625).

Anlage: Inhaltsverzeichnis und Alphabetisches Sachregister zu Band I bis XVI der Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde (Historischen Vereins) von Osnabrück. II.

Mitteilungen des Historischen Vereines der Pfalz Band 18.

Roth F. W. E., Geschichte und Bibliographie der Buchdruckereien zu Speier im 15. und 16. Jahrhundert. I. Ungenannter Drucker 1471. II. Ungenannter Drucker 1472. III. Peter Drach der Aeltere 1477 bis 1480. IV. Peter Drach der Mittlere 1481—1504. V. Peter Drach der Jüngere 1504—1530. Bei den drei letzteren Lebenslauf, Geschichte des Verlages, Verzeichnis aller Druckwerke. VI. Undatierte Drucke der Drachschen Druckerei 1480—1528.

Mayerhofer J., Von den Kanonikatshöfen des Speierer Domkapitels. Ein Beitrag zur Geschichte der Lösung der Wohnungsfragen in älterer Zeit.

Küstner W., Geschichtliches von Lambsheim aus den Jahren 1740 bis 1745. Ein Beitrag zur Heimatskunde, geliefert an der Hand des Lambsheimer Gemeindearchives.

Blätter für Pommersche Volkskunde Jahrgang 3 Heft 3 und 4.

Haas A., Pommersche Rauchhäuser.

Richtschwerter im Altertumsmuseum zu Stettin.

Das Weddelbier.

Knoop O., Neue Volkssagen aus Pommern.

Schwank und Streich aus Pommern.

Brunk A., Pommersche Volksrätsel.

Penase, Volkstümliches über die Schnecke.

Pommersche Flurnamen. — Geschlechtssagen. — Märchen. — Volkssagen. — Der Bauer im pommerschen Sprichwort. — Vornamen in Pommern.

Reutlinger Geschichtsblätter Jahrgang 5.

Nr. 5/6. Schön Th., Wilhelm Herter von Herteneck.

Schön Th., Die Reutlinger Patrizier- und Bürgergeschlechter bis zur Reformation. Fortsetzung 470. Klutlin — 506. Kozzelinus.

Nr. 5. Klemm A., Zum Stammbaum der Reutlinger Familie Klemm.

Steiff, Von einigen Buchdruckern der Inkunabelzeit, die wirklich oder angeblich aus Reutlingen stammten. 1. Neues von Günther und Johannes Zainer.— 2. Johannes Amerbach kein Reutlinger.

Bohnenberger K., Die Namen Reutlingen und Eningen.

Nr. 6. Giefel J., Die urkundlich beglaubigten Vorstände des Klosters Mariaberg.

Josenhans Th., Zur Reutlinger Geschlechter- und Pfullinger Kloster-Geschichte.

Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde IX. 18.—30. Lieferung.

Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit. J. J. Merlos, neu bearbeitete und erweiterte Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler. Herausgegeben von E. Firmenich-Richartz unter Mitwirkung von H. Keußen. Mit zahlreichen bildlichen Beilagen. 18.—30. Lieferung.

Das Riesengebirge in Wort und Bild Jahrgang 14 Heft 3 und 4.

Urban M., Uffo Horn in der Teplitzer Versammlung des Jahres 1848.

Burkert J., Der „Bleichhof" in Parschnitz bei Trautenau.

Braun W., Geschichtliches über das Ottendorfer Freigut.

Neujahrsblätter. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. Heft 19.

Hertzberg G., Die historische Bedeutung des Saalethales.

Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde Band 34

Zillner F. V., Der Hausbau im Salzburgischen. Ein geschichtlicher Umriß. Fortsetzung.

Pirckmayer F., Die Katastrophe zu Tüßling, „am 10. Dezember 1729" im Lichte der Quellen. Bezieht sich auf die falschen Nachrichten über den Tod des Bischofs von Chiemsee, Josef Grafen von Küenburg.

Theophrastus Paracelsus. Ein Gedenkblatt. 1) Kurze Biographie des Paracelsusforschers Dr. Franz Hartmann. — 2) Hartmann F., Theophrastus Paracelsus als Mystiker. Ein Versuch, die in den Schriften von Theophrastus Paracelsus verborgene Mystik durch das Licht der in den Veden der Inder enthaltenen Weisheitslehren anschaulich zu machen.

Pick H., Gebrauch des sog. „Zügen-Glöckleins" im salzburgischen Gebirge. 1724.

Pirckmayer F., Stock und Amtstalar. Kleiderordnung aus dem Jahre 1699.

Aufruf zur Erforschung und Sammlung typischer Formen des alten salzburgischen Bauernhauses.

Zillner F. V., Die salzburgischen Marktflecken. Eine geschichtliche Studie.

Schmued L., Zwei Vorträge, gehalten am 26. April 1894. I. Dr. G. A. Kahlbaum an der Universität Basel über „Theophrastus Paracelsus" (23. Dezember 1893). — II. P. Simon Rettenbachers Lyrische Gedichte (im Anschluß an Lehners Ausgabe).

Haueis E., Ein Lobspruch der Stadt Salzburg von Hans Sachs. Mit einer literaturgeschichtlichen Einleitung und Wort- und Sacherklärungen herausgegeben. — Anhang. Aus Hartmann Schedels Buch der Chronika und Geschichten Nürnberg 1494.

Hutter J., Pinzgauer Ranggelfeste.

Lehner T., Ode an den heiligen Stifter Rupert von dem Wachstum und der Hoheit der Stadt und Kirche Salzburg von P. Simon Rettenbacher, Benediktiner-Ordenspriester zu Kremsmünster. (1634—1706.) Nachtrag zu der Ausgabe von Rettenbachers Gedichten. Die Ode fällt in das Jahr 1682.

Wutke C., „Besuchbriefe" (fürstliche Höflichkeitsschreiben) aus dem 16. Jahrhunderte.

Vorträge 1893/94: Dieter H., Die Beziehungen Franz Stelzhamers zu seiner uns benachbarten, engern Heimat und zu Salzburg. — Petter A., Fest-Vortrag zur Erinnerung an die 400 jährige Wiederkehr des Geburtstages des Theophrastus Paracelsus.

Nekrologe: k. k. Schulrat Dr. Hermann Pick, em. Direktor des Salzburger Staats-Obergymnasiums 1824—1894.

Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde Heft 1.

Nr. 1. 2. Drechsler, Sagen vom Wassermann aus der Gegend von Katscher.

Nr. 1. Vogt Fr., Ueber schlesischen Volksglauben.

Nr. 2. Nehring W., Slavische Niederschläge im Schlesischen Deutsch.

Nr. 3. Jiriczek O., Seelenglauben und Namengebung.

Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1894 Nr. 5 und 6.

Türler H., Tobler G. und Küchler A., Zu den eidgenössischen Abschieden.

Burckhardt-Biedermann Th., Basels erstes Reformationsmandat. Weist gegen Riggenbach das Jahr 1523 (April oder Mai) als das Jahr der Veröffentlichung nach.

Hoppeler R., Ein Bericht über den Angriff der Franken auf Disentis am 6. März 1799.

Totenschau schweizerischer Historiker. 1893. — Nachträge: 1891. Georg Geilfus; 1892. Gustav Scherrer.

Beilage: Leder C., Inventar der Stadtarchive Rheinegg, Walenstad, des Burgerachivs Uznach.

Schweizerische Rundschau.

Jahrgang 4 Heft 12. Mähly J., Der deutsche Hexameter.

Jahrgang 5 Heft 1. Frey A., Ein verschollenes Gedicht Gottfried Kellers.

Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge Band 26 Heft 2.

Teutsch F., Denkrede auf D. Georg Daniel Teutsch. Zur Eröffnung der 46. Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde (17. und 18. August 1894). Zahlreiche Briefe von Teutsch an seine Frau, an Haltrich, Trauschenfels, Thomas, Wattenbach u. a. benutzt. — S. 330. Brief von L. Häußer an Teutsch 6. Juli 1852 über die Sachsengeschichte. — S. 373. Franz Gebbel an Teutsch 28. Oktober 1866 über eine geplante siebenbürgisch-deutsche Wochenschrift. S. 380 f. Mitteilung aus einem Brief von Treitschke 1873. — S. 382. Teutsch an Wattenbach über die Verwendung der Mottos in populären Geschichtswerken: „Sind sie doch, wenn die Wahl eine gelungene ist, wie die guten Inschriften an den alten Häusern oder das treue Schild am gastlichen Hof, sie lassen mindestens ahnen, was drinnen ist."

Anhang. Vita (geschrieben 1863). — II. Denkschrift der sächsischen Landtagsdeputierten in Betreff der Union, 20. Juni 1848. — IV. Verzeichnis der bedeutenderen literarischen Arbeiten.

Ungarische Revue 1894 Jahrgang 14 Heft 9/10.

Fränkel L., Ein isolierter Terzky. Ueber den österreichischen Schriftsteller Karl Terzky = Anton Bilney. Vergleiche Euphorion 1, 833. — S. 552 ist aus dem Namen Zenker einmal Zanker und das andre Mal Zucker geworden!

Kurze Sitzungsberichte: Kisfaludy-Gesellschaft 31. Januar 1894. Hegedüs, „Janus Pannonicus". Führt das Haupt der ungarischen Renaissance in seiner humanistischen Umgebung vor und charakterisiert in ihm die Glanz- und Schattenseiten der Humanisten.

Register zu Literarische Berichte aus Ungarn Band 1—14 (1878—1881) und Ungarische Revue Jahrgang I—XIII (1882—1894).

Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn Band 3 Heft 11/12.

Bünker J. R., Heanzische Sprichwörter. Sprichwörter der westungarischen Deutschen.

Parallelen und Bemerkungen zu Stellen in den „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn". 1. Carstens H., Beiträge aus Schleswig-Holstein. 2. Schell O., Aus Elberfeld. 3. Von Frau v. Fináczy. 4. Treichel A., Aus Westpreußen. 5. Von M. Höfler.

Weber S., Zipser Beschwörungsformeln. — Die Wunder- und Heilkraft des Frosches in der Zips.

XXXII. Jahres-Bericht des Vorarlberger Museum-Vereins über das Jahr 1893.

Bär J., Das Vorarlberger Haus. III. Teil. Das Tanzhaus. (Anhang zum Wälderhaus.)

Literarisches Jahrbuch. Central-Organ für die wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Interessen Westböhmens. Band 5.

Bolte J., Ein Meisterlied auf Wallensteins Tod. Zwei Meisterlieder des Nürnberger Meistersängers Heinrich Wolf aus dem Jahre 1635.

Das erste auf den Tod Wallensteins: „Das Blut Batt zu Eger. (24. Februar 1634.) In der himlischen Wag Weiß M. A[mbrosii] M[etzgeri]". Das zweite auf „Die Schlacht bei Liegnitz. (1634.) In der himlischen Wider Weiß M. A[mbrosii] M[etzgeri]".

Aus Goethes Tagebüchern. Auszüge aus der Weimarischen Ausgabe 1806—1812.

Günther S., Der Kammerbühl. Eine vulkanische Studie. Mit vielfacher Beziehung auf Goethe.

John A., Ideen zu einem Egerländer Volksschauspiel.

Notizen: Goethe-Denkmal am Wolfsberg. — Der Goethe-Stein bei Haslau.

Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst Jahrgang 13 Heft 4.

Bahlmann, Die Militär-Akademie zu Münster i. W. Eine Gründung Fürstenbergs.

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde. Herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens. Band 52.

Tenhagen Fr., Ueber die Vredensche Sixtus-Sage.

Ribbeck W., Briefe Rotger Torcks an Ferdinand von Fürstenberg, Bischof von Paderborn (seit 1678 auch Bischof von Münster). Es werden die literarischen Stellen aus dem Briefwechsel (1667—1671) mitgeteilt. Johann Rotger Torck versuchte sich wie der Bischof selbst in lateinischen Gedichten, deren einzelne hier abgedruckt werden. S. 15. Ein humoristisches deutsches Lied auf die siegreiche Rückkehr des Fürstbischofs aus dem Feldzuge von 1672 gegen die Holländer stammt wohl aus Torcks Umgebung. Die lateinische Klage des von Blattern entstellten Mädchens S. 31 wahrscheinlich von einem gewissen Keppel. — S. 21. Favoritus an Torck, Rom, 20. Februar 1677.

Ribbeck W., Die auswärtige Politik Christoph Bernhards von Galen, in den Jahren 1665 bis 1678 vornehmlich nach den Briefen des Johann Rodger Torck an Ferdinand v. Fürstenberg, Bischof von Paderborn. Mit umfangreichen Auszügen aus dem Briefwechsel der Beiden.

Tibus A., Johann Rodger Torck, Domdechant zu Münster, Domprobst zu Minden und Domkapitular zu Paderborn. Biographie und Charakteristik.

Bahlmann P., Newe Zeitung von den erschröcklichen Wunderzeichen, so erschinen sindt über der Statt Münster in Westphalen den 2. Februarij 1595. Abdruck des Gedichtes nach dem Exemplar der Wiener Hofbibliothek.

Finke H., Zur Charakteristik des Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg. Abdruck eines Briefes an die römische Konsistorial-Kongregation vom 17. April 1676.

Hoeynck A., Die Truchsessischen Religionswirren und die Folgezeit bis 1590 mit besonderer Rücksicht auf das Herzogtum Westfalen. 1. Zur Uebersicht. — 2. Das Verhalten des Truchseß bis zum Arnsberger Landtage (10. März 1583.) — 3. Der Arnsberger Landtag. (10—15. März 1583.)

Heldmann A., Westfälische Studirende zu Erfurt. 1392—1813.

Hoogeweg, Beitrag zur Bestimmung der Archidiakonate des vormaligen Bistums Minden. Abdruck des Registrum abuntiarum sinodalium de anno 1525 feria quarta post Dionisii (11. Oktober.)

Bocholz-Asseburg J. Graf v., Einige Nachrichten über Roms-Capelle. Urkunden aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Richter W., Der Streit um die Paderborner Domprobstei 1585—1590.

Richter W., Ein Denkmal von Ferdinand von Fürstenberg in Rom.

Fleige, Aus dem Archiv des Frhrn. von Schorlemer zu Overhagen. Rechnungen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.

Schrader, Zur Geschichte der Ellendenbruderschaft in Warburg.

Ergänzungshefte I. Liber dissencionum archiepiscopi Coloniensis et capituli Paderbornensis. Manuskript des Paderborner Domscholasters Dietrich von Engelsheym. 2. Lieferung.

Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins Heft 34.

Blumhoff E., Beiträge zur Geschichte und Entwicklung der westpreußischen Stände im 15. Jahrhundert.

Froehlich X., Zu dem im 19. Heft der Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins abgedruckten zweiten Bande der Schwetzer Kreisgeschichte.

Wiener Neujahrs-Almanach 1895.

Raimund F., Gedicht („Phöbus lenket früh die Zügel").

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien Band 24 (der neuen Folge 14. Band) Heft 5.

Hein W., Die geographische Verbreitung der Totenbretter.

Neujahrsblatt. Herausgegeben von der Stadtbibliothek in Zürich auf das Jahr 1895.

Huch R., Die Wick'sche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten in der Stadtbibliothek Zürich.

Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1895. Der neuen Reihenfolge 55.

Corrodi H., „Erinnerungen an meinen Vater und Bruder" (Salomon und Arnold Corrodi).

Neujahrsblatt. Herausgegeben von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1895. 97.

Pernet J., Hermann v. Helmholtz. 31. August 1821 bis 8. September 1894.

Neujahrsblatt auf das Jahr 1895. Zum Besten des Waisenhauses in Zürich von einer Gesellschaft herausgegeben. 58. Stück. Als Fortsetzung der Neujahrsblätter der Chorherrenstube. Nr. 117.

Georg v. Wyß. 1. Teil.

95. Neujahrsblatt, herausgegeben von der Hülfsgesellschaft in Zürich auf das Jahr 1895.

Lebensbild des Professor Melchior Ulrich, 1802—1893.

83. Neujahrsblatt der allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich auf das Jahr 1895.

Niggli A., Adolf Jensen. Ein biographisch-kritischer Essay.

Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft (der Gesellschaft für vaterländische Altertümer) in Zürich Band 23 Heft 7.

Zeller-Werdmüller H., Zürcherische Burgen II. M.—Z.

Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgegend Heft 4.

Vorträge: 18. November 1891. Fabian, Ueber Janus Cornarius (1500—1558). — Beck, Ueber die Verhältnisse der Zwickauer Schule um die Mitte des 17. Jahrhunderts. — 9. Dezember 1891. Buchwald, Aus dem Tagebuche eines Zwickauer Landpfarrers (K. H. Richter in Mülsen St. Michael, Großvater des Zwickauer Chronisten Dr. Herzog, 1742—1815) zur Zeit der deutschen Befreiungskriege. — v. Mangoldt, Ueber die älteste Zwickauer Zeitschrift vom Jahre 1787, die Zwickauer Wochenschrift. — 20. Oktober 1892. Klotz, Aus den Akten des Zwickauer Konsistoriums. — Fabian, Ueber den Juristen Gregorius Haloander (Meltzer) 1501—1531. — 15. Dezember 1892. Beck, Aus alten Briefen. Mitteilungen aus dem Briefwechsel Christian Daums. — 2. Februar 1893. Fabian, Ueber einen merkwürdigen Kriminalprozeß aus Zwickaus Vorzeit. (Erste Hälfte des 15. Jahrhunderts). — Beck, Ueber Christian

Daum. — Klotz, Ueber ein Verbot, beim Tanze vergoldete Kränze zu tragen, vom Jahre 1596. — 14. Dezember 1893. Fabian, Bemerkungen zur Geschichte der Zwickauer Fleischerinnung. — Beck, Ueber eine von Christian Daum komponierte Choralweise. — 15. November 1894. Leipolt, Ueber den Pfarrbau von Culitzsch. — Fabian, Volkslustbarkeiten in Zwickau im 15.—17. Jahrhundert.

Beck R., Aus dem Leben Joachim Fellers. Nach handschriftlichen Quellen der Zwickauer Ratsschulbibliothek. Hauptquelle: 454 Briefe des Leipziger Universitätsprofessors Joachim Feller an Christian Daum aus den Jahren 1656—1678 und 1687. I. Jugendjahre und Jugendlehrer. Jakob Thomasius, Franckenstein, Rappolt, Hülsemann u. a. — II. Feller und Barth. — III. Haus und Familie. — IV. Zwickau und Daum. — V. Ehren und Anerkennungen. — VI. Leipzig und die Universität. — VII. Studien und Personalien.

Schilling M., Die Bedeutung der Zwickauer Ratsschulbibliothek für die politische Geschichte. Zahlreiche Flugschriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Auch Gedichte.

Klotz H., Die Zwickauer Annalen des Matthäus Winter.

Fabian E., Hexenprozesse in Zwickau und Umgegend.

Fabian E., Fahrende Aerzte und Kurpfuscher in Zwickau und Umgegend. 16. Jahrhundert.

Deutsche Rundschau.

1894. Dezember. Du Bois-Reymond E., Ueber Neo-Vitalismus, Rede zur Feier des Leibnizischen Jahrestages in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. Juni 1894 gehalten. (Aus den Sitzungsberichten der Akademie.) S. 389 eine Aeußerung Rückerts über eine Stelle seiner Firdusi-Uebersetzung.

1895. Januar. Krauß R., Eduard Mörike. Briefe aus seiner Sturm- und Drangperiode (1826—1834). I—III. 21 Briefe Mörikes aus den Jahren 1826 und 1827 an Mährlen (12), an Mutter und Geschwister (3), an Lotte Späth in Stuttgart (1), an Hartlaub (2), an Friedrich Kauffmann (2), an Wilhelm Nast (1). Biographisch wertvoll. Wenig literarisches.

Grimm H., Die Brüder Grimm. Erinnerungen. Vorrede zur neuen Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen. — Auch Aufzeichnungen der Brüder selbst sind benutzt. Vieles zur Entstehungsgeschichte der Märchen.

Februar. Rodenberg J., Meine persönlichen Erinnerungen an Anton Rubinstein. Mit zahlreichen Briefen Rubinsteins. Aufschlußreich für die Geschichte der von Rodenberg für Rubinstein verfaßten Texte zu Feramors, Thurm zu Babel, Sulamith und zu der (nicht componierten) Boadicea.

März. Lang W., Aus Karl Friedrich Reinhards Leben. Am Hofe König Jeromes (1808—1813).

Nord und Süd 1895.

Januar. Wünsche A., Der Sagenkreis vom geprellten Teufel im Zusammenhange mit dem christlichen Dogma von der Versöhnung der ersten Jahrhunderte und dem altgermanischen Götterglauben.

Februar. Frank U., Konrad Telmann.

Horn J. B., Richard Wagners Dichtung „Die Meistersinger von Nürnberg." Ein Nachwort zur Hans Sachs-Feier. Darin wird eine Reihe bis jetzt noch nicht veröffentlichter Briefe aus Wagners geschäftlichen Verhandlungen (1861 und 1862) im Auszuge wiedergegeben; besonders für die Entstehungsgeschichte der Meistersinger wertvoll.

März. Zimmermann R., Die Inseln der Seligen. Geschichte einer Idee.

Deutsche Revue 1895.

Januar. Poschinger H. v., Fürst Bismarck und die Parlamentarier. Aus dem Kriegstagebuch des Abgeordneten Grafen Fred Frankenberg. — Von Nathusius-Ludom.

Kobell Luise v., Bei Franz Defregger. S. 67. Ein bisher ungedrucktes Gedicht Kobells.

Februar. März. Poschinger H. v., Neue Tischgespräche des Fürsten Bismarck. (Aus einem demnächst erscheinenden neuen Werke.)

Bulthaupt H., Anton Rubinstein. Erinnerungen an den Meister und seinen „Christus". Auch mit Benutzung von Briefen Rubinsteins.

März. Bei Gerhart Hauptmann. Von einem Freunde.

Reuß E., Unterhaltungen mit Franz Liszt.

Preußische Jahrbücher 1895. März.

Aly, Der Soldat im Spiegel der Komödie.

Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte.

1894. Dezember. Geiger L., Vom alten Schadow. III. Arbeit am Luther-Denkmal, an den Büsten für die Walhalla, an der Büste Johannes von Müllers. Uhden an Böttiger 10. Dezember 1807 über Johannes von Müller. 23. April 1811 über Rauch und W. v. Humboldt.

1895. Januar. Eckstein E., Vom Auslegen. Skizze.

Neue deutsche Rundschau 1895. Januar.

Stirner Max. Das unwahre Prinzip unserer Erziehung oder der Humanismus und Realismus. Abdruck aus den Beiblättern zu den Nummern 100, 102, 104 und 109 der „Rheinischen Zeitung" für Politik, Handel und Gewerbe" vom 10., 12., 14. und 19. April 1842. In einer einleitenden Notiz hebt John Henry Mackay hervor, daß das Erscheinen seiner Biographie Stirners in Folge der ungemein schwierigen und kaum zu beschleunigenden Vorarbeiten noch in einiger Ferne stehe, obwohl er die Hoffnung jetzt nicht mehr hege, auf neue und überraschende Quellen zu stoßen.

Vom Fels zum Meer 1894 Heft 11.

Griesebach E., Autobibliographisches.

Heimgarten.

1894. Dezember. Krauß F., Sagen und Bräuche des Lungaues. II.

1895. Januar. Vernaleken Th., Der abenteuerliche Simplicissimus und der Parcival.

Rosegger P., Mein Verhältnis zur Firma Hartleben. Eine Aufklärung und Abwehr.

1895. Februar. Ertl E., Selbstanzeigen. Bemerkungen und Vorschläge über literarische Kritik anläßlich eines neuen Werkes Wilhelm Fischers. Schlägt Selbstanzeigen für Werke der schönen Literatur in öffentlichen Blättern vor, wie es bei wissenschaftlichen Veröffentlichungen stellenweise Sitte geworden ist.

Vernaleken Th., Der starke Hans. Ein Volksmärchen in Hieflau vor mehr als zwanzig Jahren aufgezeichnet. Ein später Nachklang der Wielandsage.

Mein Verhältnis zu A. Hartleben. Hartlebens Entgegnung unter dem Titel: „Warum tönt dieser Mißklang durch die Welt? Eine objektive Darstellung des Verhältnisses der Firma A. Hartleben zu Herrn Peter Rosegger" mit Roseggers Randbemerkungen.

1895. März. Reiterer K., Sprüche und Redensarten. In den Alpen gesammelt.

Die Gesellschaft Jahrgang 10 Heft 12.

Conrad M. G., Demokratismus und Künstlertum.

Eckardt E., Die moderne Dichtung an den deutschen Universitäten.

Fuld L., Aberglaube und Rechtspflege.

Der Kyffhäuser Jahrgang 8. Oktober und November.

Luther Martin, Von den Juden und ihren Lügen. (Fortsetzung.)

Burschenschaftliche Blätter Jahrgang 9 Nr. 5.

Pröhle H., Die letzten Untersuchungen gegen die alte Burschenschaft. (Halle 1843—1845.)

Der Beweis des Glaubens Jahrgang 30. Oktober.

Freybe, Der deutsche Volksaberglaube und seine pastorale Behandlung.

Populär-wissenschaftliche Monatsblätter zur Belehrung über das Judentum Jahrgang 15 Heft 2.

Müller Joel, Leopold Zunz.

Friedmann A., Zum Andenken an Ludwig Kompert.

Neue Bahnen Jahrgang 5 Heft 11.

Kasten H., Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Mit einem Bildnisse Dörpfelds.

Aus deutschen Bergen.

Jahrgang 9 Heft 12. Urban M., Episoden zur Lokal-Chronik einzelner böhmischer Städte des Erzgebirges. (Schluß.)

Jahrgang 10 Heft 2. B. v. H. Ein Dichter-Ideal. Aus den „Franzensbader Blättern" abgedruckt. Ueber Ulrike von Levetzow. Mit zwei Bildern: „Ulrike v. Levetzow mit Mutter und Schwestern im Jahre 1822" und das letzte Porträt von Ulrike von Levetzow. Mitteilungen über ihre Familienverhältnisse und ihre Beziehung zu Goethe. Sie habe Goethe nur verehrt, nicht geliebt.

Deutsche Dichtung Band 17.

Heft 5. Franzos K. E., Vom alten Bauernfeld. Abdruck eines von Bauernfeld verfaßten, aber nicht öffentlich angeschlagenen Straßenplakates mit der Forderung nach einer provisorischen Regierung, 17. März 1848.

Ein Brief Michael Beers. An einen nicht genannten Wiener Schriftsteller, Neapel, 11. August 1821. Ueber die Aufführung der „Klytemnestra."

Heft 6. Jugendbriefe von Fürst Hermann Ernst von Pückler-Muskau, August Graf von Platen, Julius Mosen und Nikolaus Becker. Pückler an Leopold Schefer, Brüssel, 31. März 1814. Kriegsereignisse. Wirtschafts-Aufträge. — Platen an die Verlagshandlung F. A. Brockhaus, Anspach, 31. Juli 1822. Ueber Beiträge zur Urania und über den Verlag der Lyrischen Blätter. — Mosen an einen Kritiker, Dresden, 10. September 1835. Sehr schön über sein Schauspiel „Heinrich der Finkler." — Becker an eine Künstlerin, vermutlich an Charlotte von Hagen, Cöln, 7. September 1841.

Heft 7—11. Franzos K. E., Franz Nissel. Nach den Tagebüchern und ungedruckten Briefen des Dichters. I—V.

Heft 8. F., Heine in Frankreich. Mit einem ungedruckten Brief Heines. An Kolb, Paris, 22. April 1844. Ueber Beiträge zur allgemeinen Zeitung. Ueber die Gräfin d'Agoult.

Heft 9. Bunte Reihe. Ungedruckte Briefe von Friedrich Raupach, Leopold Schefer, Ludwig Uhland und Dorothea Schlegel. — Raupach, St. Petersburg 25. April und 7. Mai 1814. Der ungenannte Adressat ist wohl Rochlitz, an dessen „Mitteilungen" Raupach mitarbeitete. Mit dem Stück ist also entweder „Der Traum ein Mährchen" (Mitteilungen 2. Band 1824) oder „Ach wär' es so!" (Ebenda 3. Band) gemeint. Da die im Brief erwähnte Erzählung „Laßt die Todten ruhn" in der Minerva für 1823 und die gleichfalls

erwähnte „Auswahl des Besten“ aus Rochlitz' Schriften 1821—1822 erschienen ist, so muß das Datum des Briefes falsch sein. — Leopold Schefer an seine Verleger. Undatiert. Wie die darin erwähnten Novellen zeigen, aus dem Jahre 1835 oder 1836. Ueber seine Schriftstellerei, über das Laienbrevier, über die Pflichten des Kinderschriftstellers; über Pückler. — Uhland an Erwin Schlieben, Tübingen, 23. Juni 1854. Sendet dessen Gedicht Baldur an Cotta. — Dorothea Schlegel an Fouqué, Wien, 15. Januar 1814. Ist in großer Sorge um Fouqué und um ihren Sohn Philipp Veit.

Nr. 11. Oswaldt J. G., Lyrische Individualitäten.

Bunte Reihe. Ungedruckte Briefe von Friedrich Theodor Vischer und Karl Gutzkow. Vischer an einen jungen Dichter, Zürich, 14. August 1865. Drastische Schilderung seiner Ueberbürdung durch poetische Zusendungen. — Gutzkow an Justizrat Buchner, Weimar, 10. November 1864. Erregtes Schreiben über die Schillerstiftung und seine unbehagliche Lage in Weimar.

Schrattenthals Rundschau Jahrgang 2.

Nr. 6. Unsere Briefmappe. (5. Fortsetzung.) Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha an Frau Ada von Pinelli-Treskow (Günther von Freiberg), Coburg, 21. April 1860.

Reproduktion des Dichterdiploms der Sidonia Hedwig Zeunemännin. Göttingen, 3. Januar 1738.

Die Frauen und das Redwitz-Denkmal.

Nr. 10. Aus hinterlassenen Papieren. Tagebuchaufzeichnungen von Marie v. Hanstein.

Neue literarische Blätter Jahrgang 3. Berlin, Eduard Rentzel.

Nr. 1—4. Hähnel F., Dichter und Dichterinnen der Gegenwart. Biographische Skizzen. I. Alberta von Puttkamer. II. Petri Kettenfeier Rosegger. III. Heinrich von Reder. IV. Richard von Meerheimb. (Zum siebzigsten Geburtstage am 14. Januar 1895.)

Nr. 1. Busse C., Alberta von Puttkamer. Eine psychologische Studie.

Nr. 5. Brausewetter E., Hermann Lingg. Ein Dichterprofil zu seinem 75. Geburtstage.

Deutsche Dramaturgie Band 1 Heft 3.

Martersteig M., Ueber den Stil der Bühne. 2. Die Sprache.

Valentin V., Kunst und Routine. 2.

Kilian E., Ein traditioneller Strich in Goethes „Egmont“.

Grenzboten Jahrgang 54 Nr. 4.

Heinemann O. v., Hans Sachs und sein Kätzchen. Beschreibung eines Hans-Sachs-Bildnisses von Andreas Herneisen aus dem Anfange des Jahres 1576 in der Wolfenbütteler Bibliothek.

Das Magazin für Litteratur.

1894. Nr. 48. Karpeles G., Hebbel contra Hebbel. Druckt die Notiz über Hebbel als Verfasser der beiden populären Geschichtswerke (vgl. oben S. 235) aus Nr. 126 der Zeitung für die elegante Welt 1840 und die Erklärung der Verlagsbuchhandlung aus Nr. 152 derselben Zeitschrift ab.

Nr. 52. Stirner Max, Kunst und Religion. Zuerst erschienen im Beiblatt zur alten „Rheinischen Zeitung“ Nr. 165 vom 14. Juni 1842, unterzeichnet mit dem Namen „Stirner“ und hier zum ersten Male wiedergedruckt. Pour copie conforme: John Henry Mackay.

Kellen Tony, Die letzten straßburger Meistersänger und die jungelsässischen Dichter. Charakteristik der drei Stöber, Vater und Söhne, Daniel Hirtz', Alfons Picks, Christian Hackenschmidts.

Nodnagel E. O., Das naturalistische Melodram. Eine ästhetische Anregung.

1895. Nr. 1. Hecker K., Brammy Willemers letzter Brief. Der Sohn des Bankier Willemer, Abraham, fiel 1818 im Duell. Hier wird ein Brief von einem Hausfreund Willemers an Hofrat Mieg, Gerbermühle, am 26. Juni Nachmittags mitgeteilt, in welchem ein Brief von Savigny an Guaita (Berlin 22. Juni) und Brammys psychologisch merkwürdiger Abschiedsbrief an seinen Vater 15. Juni 1818 abgeschrieben sind.

Nr. 5. Stettenheim L., Schillers Demetrius.

Kerr A., Ethisch-Dramatisch. Ueber Grillparzers „Weh dem der lügt."

Gegenwart 1894 Nr. 52.

Benkert A., Deutsche Mundart in den Ostseeprovinzen.

Die Zukunft Jahrgang 3.

Nr. 9. 12. 13. Marées A., Aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten. III—X. 10. Juni bis 23. November 1845.

Nr. 10. Rubinstein A., Die geistliche Oper. Aus einem Brief, den Anton Rubinstein seinem Freunde und Lehrer Rudolf Loewenstein vor drei Jahren schrieb, hat Fräulein Margarethe Toeppe diese Skizze herausgearbeitet. Entwickelt den Plan einer geistlichen Oper, eines biblischen Theaters und skizziert das Scenarium seines „Verlorenen Paradieses".

Die Zeit Jahrgang 1.

Nr. 7. Jentsch, Sebastian Brant und sein Narrenschiff.

Nr. 8 und 9. Biese, Zur Aesthetik des Meeres.

Die neue Zeit Jahrgang 13. I. Heft 8.

Mayer, Zwei Briefe von Rodbertus.

Die Neuzeit 1895. Nr. 1/2.

Ehrlich E., Goethe und Friederike Brion. Ein kritischer Beitrag zur Friederiken-Literatur.

Hutter Th., Nordböhmische Sagen.

Hutter Th., Die Hexenprozesse.

Tetzner F., Voll und ganz.

Neue Revue Jahrgang 5 Nr. 47.

Levissohn, Der Politiker Hans Sachs.

Bühne und Leben Jahrgang 3 Nr. 1.

Isolani E., Neue dramatische Werke von Theodor Körner. Giebt über neue reichhaltige Funde im Dresdner Körner-Museum Aufschluß und druckt ein kleines dramatisches Bruchstück ab.

Der Kunstwart Jahrgang 8.

Heft 4/5. Eine Verteidigung der alten Dramaturgie.

Heft 4. Hans Sachs.

Heft 5. Die Auferstehung des deutschen Volksliedes.

Die Lyra Jahrgang 18.

Nr. 3—7. Vom Hans Sachs. Ein Erinnerungsblatt zum 400. Geburtstag des deutschen Meistersingers.

Nr. 9. Aus Jung-Bauernfelds Tagebüchern. Vier Aphorismen.

Das Land Jahrgang 3 Nr. 6.

Armenbrot. 1. P. K. Rosegger, In der Volssitte der grünen Steiermark. 2. Heinrich Sohnrey, In der hannoverischen Volkssitte.

Deutsch-soziale Blätter Jahrgang 10 Nr. 336—339.

Fritz Reuter.

Deutscher Merkur Jahrgang 26 Nr. 1.
Stanislaus Orichovius, Ein polnischer Priester des Reformations-Jahrhunderts.
Katholische Warte X, 11.
Wichner, Aus meinem Leben.
Historisch-politische Blätter.
Band 114 Heft 4. Ringseis Emilie, Ueber die Einmischung des Uebernatürlichen im Drama.
Band 115 Heft 1/2. Eder G., Ein katholischer Rechtsgelehrter des 16. Jahrhunderts.
Heft 3. Klopp, Ursprung der Tilly-Sage von Magdeburg.
Rheinische Blätter 1894.
S. 432 ff. und 465 ff. Mühlhausen A., Rudolf Hildebrand im Dienste der Wissenschaft und der Schule.
Illustrierte Zeitung Nr. 94, Nr. 2684.
A. R., Gustav Adolf im deutschen Volkslied.
Globus Jahrgang 67 Heft 3.
Hoffmann, Zur Volkskunde der Deutschen in Pennsylvanien.
Allgemeine Militärzeitung Jahrgang 70 Nr. 5—9.
Die Rechtfertigung des Prinzen von Preußen als Armeeführer nach der Niederlage bei Kolin auf dem Rückzuge in die Lausitz 1757.
Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1894 Heft 11.
Georg Derfflinger, Bruchstück seines Lebensbildes. Aus dem Nachlaß des E. Fischer.
Internationale Literaturberichte Jahrgang 1.
Maurer J. C., Johannes Senn.
Duboc J., Gottfried August Bürger.
Ein französisches Urteil über Goethes Schwester Cornelia.
Roth F. W. E., Adelheid von Stolterfoth.
Elissen H., Die englische Goethegesellschaft.
Deutsche Literaturzeitung 1895.
Nr. 6. Minor J.: Schüddekopf K., Johann Nikolaus Götz. Gedichte in ursprünglicher Gestalt. Mit Ergänzungen zur Textgeschichte.
Nr. 7. Minor J.: Berthold Auerbach, Dramatische Eindrücke. Betont den Wert dieser Aufzeichnungen für die Poetik.
Nr. 8. Dessoir M.: J. Volkelt, Aesthetische Zeitfragen.
Literarischer Handweiser 1894 Nr. 12.
Ganter R., P. Suitbert Bäumer O. S. B. †. Ein Gedenkblatt.
Bohemia.
1894 Nr. 332, 344 und 1895. Nr. 2, Wolkan R., Die deutsche Literatur Böhmens im 17. Jahrhundert. Vorläufiger rascher Ueberblick.
1894 Nr. 336. Hans Sachs-Feier der Lese- und Redehalle deutscher Studenten. Bericht über die Festrede von R. Fürst.
Neue Bonner Zeitung 1895. 23., 24., 25., 27., 29., 30. und 31. Januar.
Wülfing E., Heinrich Seidel.
Deutsche Zeitung 1895 Nr. 8298, 8299.
Hink H., Unveröffentlichte Briefe von Emanuel Geibel. Der „Täglichen Rundschau" entnommen. An den Komponisten Wilhelm Heinefetter. I—III. 27. November, 15. und 28. Dezember 1869. Ueber seine „Sophonisbe". — IV. 17. Mai 1870. — V. 28. September 1870. — VI. 1. Januar 1871.

Ueber die Zeitereignisse. — VII. 23. Oktober 1871. Ueber die „Heroldsrufe" und Ueberarbeitungen älterer Sachen.

Frankfurter Zeitung.

1894 Nr. 249. Geiger L., Eine Frankfurter Dichterin zur Zeit der Romantik. Caroline von Günderode. Vgl. oben S. 417.

1895. Nr. 45. Schüddekopf K., Aphorismen von Heinse. In Sömmerings Nachlaß auf der Frankfurter Stadtbibliothek befinden sich wichtige Ergänzungen zu Heinses Werken aus den Jahren 1779—1803. Neben Tagebüchern seiner Rückreise von Rom nach Düsseldorf und späterer Wanderungen, Studien über die Antiken Italiens, die zum Teil wörtlich in den „Ardinghello" übergegangen sind; neben musiktheoretischen und philosophischen Abhandlungen, Gedanken über die Hauptwerke Lessings, Goethes und Schillers, die durch ihre eigenartige Kritik frappieren; endlich kürzere Betrachtungen über Tagesereignisse und Personen, die durchweg eine originelle Auffassung und eine fast moderne Denkweise zeigen. Drei Aperçus werden abgedruckt: ein Urteil über Friedrich II., etwa 1789 geschrieben, Gedanken über die Kaiserwahl Leopolds II., in Frankfurt am 30. September 1790, und eine Phantasie vom Campo Martio, in Rom selbst aufgesetzt.

Kölnische Zeitung 1894, 6. November.

Drescher K., Festrede zur Hans Sachs-Feier im Koblenzer Zweigverein des Allgemeinen deutschen Sprachvereins.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

1894. Nr. 140. 1895. Nr. 7. Haarhaus J. R., Auf Goethes Spuren im Süden. 11. Bologna. 12. Von Bologna bis Perugia.

1894. Nr. 141. Reedon R., Freund Hein.

Nr. 147. Dietrich R., Gustav Adolf in Lied und Dichtung.

Nr. 149. Lilie M., das Lied im Munde des Volkes.

Nr. 150. Wünsche A., Aus dem Sagenkreise vom geprellten Teufel.

Nr. 155. Der Märchendichter Musäus und sein Garten.

1895. Nr. 6. Georg Spalatin. Zum Gedächtnis seines 350. Todestages.

Nr. 8. Schneider F., Die Poesie des Erzgebirges.

Nr. 9. Beck M., Die Schlange im Kultus und Volksglauben.

Zürn E. S., Sagenumwobene Vögel.

Nr. 12. Schurtz H., Handwerker in Mythologie und Sage.

Nr. 13. Montanus Ph., Gottfried August Homilius. Ein Gedächtnisblatt zum 2. Februar.

Nr. 17. Neuberg A., Friedrich Schleiermacher, ein deutscher Patriot. Zum 12. Februar.

Nr. 18. Brasch M., Moritz Carriere.

Leipziger Tageblatt Nr. 564. 2. Beilage. 4. November 1894.

Wünschmann M., Zur Erinnerung an Rudolf Hildebrand.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1894. Nr. 259. Goethe und Gerhardt von Reutern.

Nr. 272. Hieronymus Lorm, der Philosoph des grundlosen Optimismus.

Nr. 293. Bechmann A. v., Feuerbach und Savigny. Rede.

1895. Nr. 7. Kluge Fr., Der Philister. Eine Wortstudie.

Nr. 8. N., Briefe von Pott, Benfey, Lorenz Diefenbach und Gildemeister an Lazarus Geiger.

Nr. 15. Sander F., Apollonios von Tyana und Dion Chrysostomos.

Nr. 22. Werner R., Zur Erinnerung an Charles Sealsfield.

Geffcken H., Wilhelm Arndt. (Nachruf.)

Nr. 23. Lewinsky J., Betty Paoli. Rede.

Nr. 46. Kopp K. A., Etwas über Scheffel. Ueber den Verlag des Ekkehard.

Neue Freie Presse 1894 Nr. 10808.

Glossy K., Zur Geschichte des deutschen Naturforschertages. Hauptsächlich über die Naturforscher-Versammlung in Wien 1832. Mitteilungen aus Briefen Sternbergs über Alexander v. Humboldt.

Politik 1895 Nr. 57.

F. T. [Ferdinand Tadra], Einige Bemerkungen zu R. Wolkans „Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen bis zum Ausgange des XVI. Jahrhunderts". Bemängelt die Partie über das Schulwesen mit Anführung nicht berücksichtigter einschlägiger Werke und berichtigt u. a. die Auffassung eines Streitfalles an der Prager Universität im Jahre 1391.

Schwäbischer Merkur 1895 Nr. 47. Abendblatt.

Zu Euphorion 2, 124 f. wird hervorgehoben, daß der Brief nach seiner ersten Veröffentlichung von E. M. im Schwäbischen Merkur mit Bestimmtheit dem Schwaben Niethammer zugeschrieben worden sei, in dessen Nachlaß er sich fand.

Südösterreichische Post 1894 Nr. 55.

Radics P. v., Zum Schiller-Kultus in Krain. Aufführungen einer „Maria Stuart" in Laibach 1662, eines „Wallenstein" 1787, der Schillerischen Dramen seit 1791. Begeistertes Urteil des slovenischen Schriftstellers Johann Nep. Primitz über Schiller. Slovenische Uebersetzungen Schillerischer Werke.

Tägliche Rundschau 1894, 2. und 5. Dezember.

Gillhoff J., Das Geld im Volksmunde.

Vossische Zeitung 1894 Nr. 598. Morgen-Ausgabe.

J. [Daniel Jacoby], Zur Erinnerung an Hermann Samuel Reimarus.

Neues Wiener Tagblatt 1894 Nr. 351; Neues Wiener Journal 1894 Nr. 424, 425; Wiener Pikante Blätter 1895 Nr. 1.

Ueber eine [unechte] Autobiographie der Therese Krones.

Neues Wiener Journal 1895. 1. Januar.

Drei Briefe Richard Wagners an Josef Hellmesberger.

Wiener Zeitung 1895 Nr. 28.

Prem S. M., Salomon Geßner und die Familie Mozart. Berichtigter Abdruck einer bereits zweimal veröffentlichten Widmung Geßners (Zürich 3. Wein-Monat 1766) in dem der Familie Mozart überreichten Exemplar seiner Schriften.

---

2. Bücher[1]).

Litteraturgeschichte. Bibliographie. Poetik. Sammelwerke.

Scherr J., Illustrierte Geschichte der Weltliteratur. 9. Auflage. In 20 Lieferungen. 1. Lieferung. Stuttgart, Franckh. 80 ₰.

Diese erste Lieferung ist aus einzelnen Bogen zusammengestellt, die verschiedenen Teilen des Werkes entnommen sind: 1. Buch. Einleitung. 1. Abschnitt. Der Orient; China. 2. Abschnitt. Hellas und Rom: Vorhomerische

1) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1895 zu ergänzen.

Zeit. Das Epos. Didaktik. Lyrik. 3. Buch. 1. Abschnitt. England und Nordamerika: Aelteste Zeit bis auf Edmund Spenser. Gegenüber der vierten Auflage (1873), die ich vergleichen kann, ist der Text, von einigen Berichtigungen abgesehen, wenig verändert worden. Wichtigere Exkurse sind aus den Anmerkungen in den Text selbst aufgenommen, die Literaturnachweise dagegen in einen Anhang verwiesen. Statt der englischen Citate aus Chaucer ist jetzt Hertzbergs Uebersetzung verwendet. Die Illustrationen sind erst eine Beigabe neuerer Zeit. Als Proben enthält diese Lieferung außer den zum Text gehörigen Abbildungen Titel und Schlußseite des Schwankes von Hans Sachs „Der Teuffel lest keyn Lantzknecht mehr um die Helle faren", ein Bildnis von Cervantes und zwei Autographen Viktor Hugos aus dem Jahre 1870—1877.

Koegel R., Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters. Ergänzungsheft zu Band I. Die altsächsische Genesis. Ein Beitrag zur Geschichte der altdeutschen Dichtung und Verskunst. Straßburg, Trübner. 1.80 M.

Hettner H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. (In 3 Teilen.) 3. Teil. Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. 3. Buch. Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. 2 Abschnitte. 4. Auflage. Braunschweig, Vieweg. 18.50 M.

1. Die Sturm- und Drangperiode. — 2. Das Ideal der Humanität. (Mit General-Register von R. Grosse.)

Könnecke G., Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. 2. Auflage, enthaltend 2200 Abbildungen und 14 blattgroße Beilagen, wovon 2 in Heliogravure und 5 in Farbendrucken. 7.—11. Tausend. (In 11 Lieferungen.) Lieferung 1—3. Marburg, Elwert. à 2 M.

Das ausgezeichnete Werk, zu dessen Lob in dieser Zeitschrift nichts gesagt zu werden braucht, hat sich rasch in die weitesten Kreise Bahn gebrochen. Die neue Auflage weist auf jeder Seite die nachbessernde und ergänzende Hand des kundigen Verfassers auf, der das Werk um mehr als 500 neue Bilder vermehrt, zahlreiche Abbildungen durch genauere oder noch deutlichere Kopien ersetzt hat, überall noch mehr als früher zu den Originalen vordringt, neue Gebiete, wie das des Theaters und der Schauspielkunst, mit einbezogen hat und die modernste Literatur mit geschickter Auswahl berücksichtigt. Von den bisher vorliegenden Lieferungen umfaßt die erste als schönste Probe Bogen 34—39, Goethe und Schiller. Neu sind hier u. a. ein Bildnis Schlossers; eine Silhouette von Clodius; zwei eigenhändige Radierungen Goethes aus der Leipziger Zeit, eine bisher unbekannte Silhouette der Lotte Buff; zwei bisher unbekannte Silhouetten Goethes aus der Jugendzeit, sowie Silhouetten von Klinger, dessen Schwester Agnes, Philipp Chr. Kayser; ein Bild von Katharina Zimmermann; ein Medaillon der Herzogin Amalie nach einer Zeichnung M. G. Klauers 1785; Heinrich Meyer nach Schmellers Zeichnung; die Zeichnung Coronas für das Titelbild des 8. Bandes der Göschenschen Ausgabe; Goethe nach Bury 1800, nach Kügelgen 1810; Zelter nach Begas; Bilder der Nachkommen Goethes. Einige Bilder der ersten Auflage sind aus guten Gründen weggelassen, so das angebliche Bild von Goethes Jugendfreundin Gretchen; die Gesichtsmaske Goethes von Weißer; die Reproduktion von Stielers Bildnis 1828; die eine von Schillers humoristischen Zeichnungen „Körner, welcher über den Kant einschläft"; das Bild der Friederike Oeser ist jetzt in verkleinertem Maßstab wiedergegeben. Andere Bilder der 1. Auflage sind durch bessere ersetzt. Von Fräulein v. Klettenberg ist statt des Oelgemäldes von Leibold das Aquarellbild im Goethemuseum reproduziert; das

Goethebild von Kraus ist nicht mehr nach dem Chodowieckischen Stich, sondern nach der Bleistiftzeichnung selbst wiedergegeben; Gräfin Branconi, früher nach einer Handzeichnung von Gabriel Fießinger, jetzt nach einem weit charakteristischeren Oelbild in der Braunschweiger Galerie; Christiane nicht mehr nach dem bekannten ungünstigen Oelgemälde von Raabe aus dem Jahre 1800, sondern nach Meyers stilisiertem Aquarell aus dem Jahr 1792 oder 93 und nach der Kreidezeichnung von Bury 1800. Statt der Sebbersschen Porzellantasse ist jetzt dessen realistisch getreue Originalzeichnung von Goethe aus dem Jahre 1826 wiedergegeben. Von Gottfried Körner war früher der mittelmäßige Stich nach Graff aufgenommen; jetzt eine sehr feine Kreidezeichnung Fr. E. Wageners aus dem Jahre 1790. Schillers Garten in Jena führt uns jetzt eine Zeichnung Goethes aus dem März 1819 vor, statt der von Stark aus dem Jahre 1828. — Aus den älteren Partien der Literaturgeschichte, die mit Lieferung 2 anheben, seien als besonders wichtig die Proben von sämtlichen bekannten Handschriften und Handschriftenbruchstücken des Nibelungenliedes und der Klage, ja sogar von den einzelnen Händen, die in diesen Handschriften vorkommen, hervorgehoben.

Kippenberg A., Handbuch der deutschen Literatur. Die deutsche Dichtung nach ihrer geschichtlichen Entwickelung in einer Auswahl ihrer vorzüglichsten Erzeugnisse vom Anfang bis auf die Gegenwart. 8. Auflage. Hannover, Goedel. 4 ℳ.

Breul K., A handy bibliographical guide to the study of the German language and literature for the use of students and teachers of German. With two Appendices and full Indexes. London, Hachette and Company. — Inhalt: I. Periodical Publications. — II. Series of Essays and Collected Writings. — III. Germanic and German Philology. — IV. Language. — V. German Language and Grammar. — VI. Dictionaries. — VII. Names. — VIII. Literature. — IX. Theory of Poetry. — X. Metre. — XI. German Classics and Annotated Editions. — XII. Popular Songs, Ballads, Hymns, Proverbs, Riddles. — XIII. Folklore. — XIV. History — History of Culture — Laws — Customs — Institutions — Art — Encyclopædias. — XV. The Teaching of German. — Appendices. A. List of the most common Abbreviations used in Books on German Philology and Literature. B. Symbols used in Books on Germanic and German Grammar. — Indexes. A. Index of Subjects. B. Index of Authors.

Dieses Buch ist für den praktischen Gebrauch englischer Studenten bestimmt und entspricht diesem Zweck durch Einfachheit, Klarheit, Uebersichtlichkeit und Genauigkeit in musterhafter Weise. Es wählt überall das Beste, Neueste und Brauchbarste aus, fügt den Titeln knappe Angaben oder Zeichen hinzu, welche den Anfänger nicht leicht fehl gehen lassen, dem Fortgeschrittenen willkommene Fingerzeige geben. Es bietet mehr und weniger als unsere ähnlichen Handbücher; mehr, indem es nichts voraus setzt und auch das für uns Selbstverständliche verzeichnet und erklärt, weniger, indem es scharf das Wesentlichste und Notwendigste aus der Masse der Literatur heraushebt, was für den Lernenden gleichfalls einen großen Vorzug bedeutet. Es wird daher auch deutschen Studierenden gute Dienste leisten. Nur damit kann ich mich nicht einverstanden erklären, daß Breul Artikel aus Zeitschriften nicht verzeichnet und aus den angeführten Sammelwerken einzelne, besonders wichtige Bände nicht hervorhebt. Diesem Prinzip sind nicht bloß die in der Vorrede namhaft gemachten Aufsätze, sondern noch eine ganze Reihe andrer zum Opfer gefallen, die ich für brauchbarer und unentbehrlicher halte, als manches der verzeichneten Bücher: z. B.

R. Hayms grundlegender Aufsatz „Ueber die Bedeutung des Stils“ in Prutz' Literarischem Taschenbuch (das übrigens als Ganzes gleichfalls nicht fehlen dürfte) 1848; E. Schmidts Recension von Lehmanns Buch über Lessings Sprache im Anzeiger für deutsches Altertum, Minors Bibliographie und Quellenkunde der österreichischen Literaturgeschichte in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1886 und desselben Einleitung in das Drama des 16. Jahrhunderts in den Hallenser Neudrucken Nr. 79/80, Diltheys „Bausteine für eine Poetik“ in der Festschrift für Zeller u. a. Hier sollte eine zweite Auflage wenigstens das Notwendigste nachtragen. Was sonstige Ergänzungen betrifft, so muß man sich den Satz der Vorrede gegenwärtig halten: Whoever makes a selection of books is liable to be criticised for admitting certain books and omitting others, and it is impossible to please everybody. Nichts destoweniger wage ich es, einige Auslassungen zu rügen; Haupts kleine Schriften, Koldes Luther, Menzels, Hillebrands und Schröers Literaturgeschichten, die letzteren natürlich nicht ohne einschränkende Bemerkungen, sollten nicht fehlen; wo schlesische, elsässische, tirolische und schweizerische Literaturdenkmale verzeichnet sind, müßten auch die Wiener- und Berliner Neudrucke Platz finden. Blumes ausgezeichnete kommentierte Auswahl aus Goethes Gedichten wird gerade dem Anfänger höchst willkommen sein. Unter den Anthologieen vermisse ich Berns „Deutsche Lyrik seit Goethes Tod“ in Reclams Universalbibliothek, Gustav Schwabs „Mustersammlung“: „Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage“ (3 Bände, Stuttgart 1842/43), mehr noch desselben „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von A. von Haller bis auf die neueste Zeit,“ deren fünfte neu vermehrte Auflage von keinem geringern als von Bernays besorgt wurde (Leipzig 1871), am meisten aber Heyses Novellenschatz mit seiner Fortsetzung, denen in Zukunft auch die bei Grunow in Leipzig erschienenen Anthologieen, zumal Wustmanns Sammlung: „Als der Großvater die Großmutter nahm“, ferner Flathes Deutsche Reden und vielleicht auch ältere Legendensammlungen beizufügen wären. Aber ich will die weißen Blätter, die dem Buche für etwaige Addenda beigefügt sind, nicht jetzt schon vollschreiben. Dafür wird der Fortschritt der Wissenschaft gewiß baldigst sorgen.

Heinsius W., Allgemeines Bücher-Lexikon. 19. Band 1889 bis Ende 1892. Herausgegeben von K. Bolhoevener. 20. (Schluß-)Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 3 ℳ.

Was soll ich lesen? Weihnachtsalmanach 1894. Aeußerungen deutscher Männer und Frauen, eingeleitet von H. Heiberg, gesammelt und herausgegeben von V. Ottmann. Nebst einer Rundschau über die neueren Erscheinungen des Büchermarktes. Berlin, Pfeilstücker. 50 ₰.

Kürschner J., Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1895. 17. Jahrgang. Stuttgart, Göschen. 6.50 ℳ.

Monumenta Historiae Warmiensis. Band VI. III. Abteilung. Bibliotheca Warmiensis oder Literaturgeschichte des Bistums Ermland. Im Namen des historischen Vereins für Ermland herausgegeben von F. Hipler. 23. Lieferung. Braunsberg 1894, J. A. Wichert.

Verzeichnis der auf Universitäten studierenden Ermländer. — Die folgenden Lieferungen werden nach dem Schluß der hier begonnenen Prussia scholastica (von M. Perlbach) das ermländische Schriftstellerlexikon (von F. Hipler) bringen und damit den noch fehlenden Band der Bibliotheca Warmiensis und diese selbst abschließen.

Zweiter Literaturbericht für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. 1893. Erstattet von A. P. Lorenzen. Beilage zur „Heimat“, Monatsschrift des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. Nr. 9 und 10. Kiel. 1894.

Waser H., Die deutsche Literatur in der Schweiz von Haller bis auf die Gegenwart. Zürich, C. M. Ebell.

Uhlmann-Bixterheide und C. Hülter, westfälische Dichtung der Gegenwart. Beiträge zur Würdigung westfälischen Geisteslebens. Mit 7 Dichterporträts und zahlreichen Original-Beiträgen. Leipzig, Lenz. 3 M.

Carmina Germanicorum in Latinum convertit E. Reinstorff. Hamburg, Herold. 2 M.

Festschrift der literarischen Gesellschaft in Köln zum 31. Januar 1895. Köln, Schmitz. 1.50 M.

Eckart R., Der deutsche Adel in der Literatur. Biographisch-kritische Essays. Eingeleitet von O. v. Uechtritz. Berlin, Stargardt. 4 M.

Bie O., Zwischen den Künsten. Beiträge zur modernen Aesthetik. (Aus „Neue deutsche Rundschau"). Berlin, Fischer. 2 M.

Lange K., Die bewußte Selbsttäuschung als Kern des künstlerischen Genusses. Antrittsvorlesung. Leipzig, Veit. 80 Pf.

Scherer H., Vergangene und moderne Beziehungen zum Hochgebirge. Augsburg, Lampart. 80 Pf.

Allgemeine Deutsche Biographie. 187.—190. Lieferung (Band 38 Lieferung 2—5). Thulemeyer—Tunicius. Leipzig, Duncker und Humblot. 1894.

Ich hebe nur einige wichtigere Artikel hervor: Moriz August v. Thümmel, Dichter, 1738—1817; dessen Bruder Hans Wilhelm und dessen Neffe August Wilhelm. Mit Benutzung von Mitteilungen der Familie v. Thümmel (R. Rosenbaum). — Graf Leo Thun-Hohenstein, österreichischer Minister für Kultus und Unterricht, 1811—1888. Der Verfasser des umfangreichen Essays wurde von Personen, die Thun sehr nahe standen, durch Ueberlassung von Briefen und Druckschriften, sowie durch wertvolle schriftliche und mündliche Mitteilungen aus ihrer persönlichen Erinnerung unterstützt (Frankfurter). — Paul Thymich, Operndichter des ausgehenden 17. Jahrhunderts (Roethe.) — Johann Ludwig Tieck (W. Bernhardi). — Christoph August Tiedge (M. Mendheim.) — Eleasar Tilisch (Tilesius von Tilenau), schlesischer Dichter und Historiker 1560—1612 (Roethe). — Jacob Till, Herrnhuter Liederdichter 1713—1783 (H. A. Lier). — Hans Tyrolff deutscher Dramatiker des 16. Jahrhunderts (H. Holstein). — Johannes Titelius, Dramatiker des 16. Jahrhunderts (Bolte). — Friedrich Julius Tittmann, Literarhistoriker (Roethe). — Franz Xaver Toldt, Wiener Dramatiker und Novellist 1792—1849. Mit Benutzung handschriftlicher Stücke. Ueber das Taschenbuch „Fortuna" vgl. oben S. 221. (A. von Weilen). — Robert Baron von Toll, baltischer Geschichtsforscher 1802—1876. Mit Benutzung ausführlicher schriftlicher Mitteilungen des esthländischen Ritterschaftssekretärts Baron Harald von Toll (F. Bienemann). — Heinrich Tolle, Schulmann und Dramatiker des 17. Jahrhunderts 1629—1679. Die interessante Biographie beruht auf einer Untersuchung des Cand. Köllner in Hannover (Roethe). — Karl Tomaschek, Gelehrter und Schulmann (Minor). — Franz Tomaselli, österreichischer Schauspieler und Dramatiker 1801—1846. Benutzt handschriftliche Stücke (A. v. Weilen) — Karl F. G. Töpfer, Dramatiker 1792—1871 (Ludwig Fränkel). — Joseph August Graf von Törring, Dramatiker (A. Hauffen). — Balthasar Ludwig Tralles, schlesischer Arzt und Gelehrter 1708—1797 (Max Hippe). — Ernst Christian Trapp, philanthropischer Pädagog 1745—1818. Aktenmäßig (P. Zimmermann). — Johann Heinrich von Traunsdorff, Spruchdichter um die Mitte des 17. Jahrhunderts.

(L. Fränkel). — Franz Trautmann 1813—1887. Handschriftliche Mitteilungen (Brümmer). — Hans Karl Heinrich von Trautzschen, Dichter und Militärschriftsteller 1730—1812 (H. A. Lier). — Hermann Trebelius (Surwynt), Drucker und Dichter des 16. Jahrhunderts (G. Bauch). — Trechsel, deutsche Buchdruckerfamilie in Lyon (K. Steiff). — Marx Treitz-Saurwein von Ehrentreitz, Kaiser Maximilians I. Geheimschreiber (R. v. Liliencron). — Gerhard Trekel, geistlicher Dichter des 17. Jahrhunderts (Roethe). — Michael Daniel Treu, Theaterdirektor des 17. Jahrhunderts (H. A. Lier). — Gottlieb Samuel Treuer, Historiker und Jurist 1683—1743 (P. Zimmermann). — Wilhelm Treuer, Verfasser des „Deutschen Dädalus“ 1660 (J. Franck). — Hieronymus Treutler, Rechtslehrer 1565—1607 (Markgraf). — Ludwig Georg Treviranus, reformierter Theologe 1676—1757 (Cuno). — Adam Tribbechow (Tribbechovius), geistlicher Dichter 1641—1687. Mit Benutzung seiner handschriftlichen Selbstbiographie (A. Schumann). — Johannes Tribbechow, geistlicher Liederdichter 1677—1712 (A. Schumann). — Daniel Wilhelm Triller, Dichter, Mediciner, Philolog 1695—1782. Reichliche Mitteilungen Waniels (Erich Schmidt, Pagel). — Valentin Triller, geistlicher Liederdichter des 16. Jahrhunderts (J. Zahn). — Karl Bernhard Trinius, Arzt, Botaniker und Dichter 1778—1844 (L. Stieda). — Johannes Trithemius, Polyhistor und Theologe 1462—1516 (Wegele). — Johann Christian Trömer, der radebrechende „Deutsch (oder Deusch) François Jean Chrétien Toucement“ 18. Jahrhundert (Erich Schmidt). — David Trommer, deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts (Waldberg). — Trotzendorf (Valentin Friedland), Schulmann des 16. Jahrhunderts (Meister). — Ritter Eckhart zum Trübel, volkstümlicher Laienschriftsteller der Reformationszeit (G. Knod). — Nicolaus Trübner, deutscher Buchhändler in London 1817—1884 (K. Steiff). — F. K. A. v. Trützschler, Staatsmann und Schriftsteller 1751—1831 (A. Schumann). — Adolf Ignaz Ritter v. Tschabuschnigg, österreichischer Politiker und Dichter 1809—1877 (L. Fränkel). — Vincenz Bernhard v. Tscharner, Historiker und Uebersetzer 1728—1778 (Blösch). — Andreas Tscherning, schlesischer Dichter 1611—1659. Eine reichhaltige Sammlung der Korrespondenzen Tschernings befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Breslau (M. Hippe). — Gilg (Aegidius) Tschudi, schweizerischer Historiker 1505—1572 (W. Oechsli). — Peter Tuckermann, lutherischer Theologe 1580—1651 (P. Zimmermann). — Hermann Tulichius, Schulmann 1486—1540 (Koldewey). — Anton Tunicius, Sprüchwörtersammler (L. Fränkel).

Bamberger L., Gesammelte Schriften. 3. Band. Politische Schriften von 1848—1868. Berlin, Rosenbaum & Hart. 5 M.

Bernays M., Zur neueren Literaturgeschichte. (Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte, 1. Band.) Stuttgart, Göschen. 9 M.

Inhalt: I. Bemerkungen zu einigen jüngst bekannt gemachten Briefen an Goethe. (1893. Ungedruckt.) 1. Die erste Aufführung des Mahomet. 2. Varnhagens Briefe. Beziehungen Goethes zu Walter Scott. — II. Der französische und der deutsche Mahomet. (1893—1894. Ungedruckt.) Anhang: I. Schillers Versuch einer Uebersetzung des Britannicus von Racine (1867). II. Goethe als Leser Saint-Simons. — III. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in der Ausgabe von 1881 (1882). — IV. Die Urschriften der Briefe Schillers an Dalberg (1887).

Bettelheim A., Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben. 2.20 fl.

Inhalt: I. Aus Deutsch-Oesterreich. Kronprinz Rudolf. — Marie von

Ebner Eschenbach. — Zum sechzigsten Geburtstag von Ferdinand v. Saar. — Zum fünfzigsten Geburtstag von P. K. Rosegger. — Richard Kralik: 1. Eine neue Theorie der Dichtkunst. 2. Offener Brief an Fritz Mauthner. 3. „Weltschönheit“: Die Aesthetik eines Künstlers. — Aus den Denkwürdigkeiten von Joseph Korner. — „Ein zweites Leben“ von Franz Nissel. — Neues von Anzengruber: 1. „Brave Leut' vom Grund.“ 2. „Letzte Dorfgänge“ von Ludwig Anzengruber. — Josephine v. Wertheimstein. — II. Aus der deutschen Schweiz. Joseph Victor Widmann. — Bekenntnisse von Stauffer-Bern. — III. Aus Schwaben. Zu Ehren von Hermann Kurz. — Berthold Auerbach in Nordstetten. — Der Nachlaß Berthold Auerbachs. — IV. Ein biographischer Roman. Alfred Doves Caracosa. — V. Franzosen. Zolas Kriegsbilder. — Gustave Flaubert: 1. Bekenntnisse von Gustave Flaubert. 2. Briefe von Gustave Flaubert. — Faust als Hausvater. — Paul Bourget: 1. Jungfranzösische Wandlungen. 2. Ein Kreuzzug Paul Bourgets. — Nachwort. — Zusätze.

Brandes G., Menschen und Werke. Essays. 2. Auflage. Mit einem Gruppenbild in Lichtdruck. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 11 M.

Kluckhohn A., Vorträge und Aufsätze. Herausgegeben von K. Th. Heigel & A. Wrede. München, Oldenbourg. 6.50 M.

Marholm Laura, Wir Frauen und unsere Dichter. Wien und Leipzig, Verlag der Wiener Mode. 3.50 M.

Inhalt: Wir Frauen und unsere Dichter. — Gottfried Keller und die Frauen. — Paul Heyse als Liebeschilderer. — Henrik Ibsen und das Culturweib. — Der Priester der „Reinheit“. (Björnson.) — Die beiden Weiberhasser Tolstoi und Strindberg. — Das Weib „fin de siècle“. (Guy de Maupassant.)

Marholm Laura, Das Buch der Frauen. Zeitpsychologische Porträts. Mit sechs Autotypien nach Photographien. 2. Auflage. Paris und Leipzig, Langen. 3 M.

Müllner L., Literatur- und kunstkritische Studien. Beiträge zur Aesthetik der Dichtkunst und Malerei. Wien und Leipzig, Braumüller. 2.40 fl.

Inhalt: Literaturkritische Studien: Hamerlings Aspasia. — Die englische Literatur: Shakespeare. Lord Byron. — Sacher-Masochs „Vermächtnis Kains“. — A. F. v. Schack, Ein halbes Jahrhundert. — A. F. v. Schack, Pandora. — Zwei Romane Dostojewskys: „Arme Leute“. „Junger Nachwuchs“. — F. Th. Vischer, Auch Einer. — F. Th. Vischer, Lyrische Gänge. — Goethe. — Annette v. Droste-Hülshoff. — Emmy v. Dincklage. — Aus den kunstkritischen Studien: Johann Burgers Kupferstiche. — Johann Leonard Raabs Kunstblätter. — Albrecht Dürers Allerheiligenbild. — Peter v. Cornelius' Jüngstes Gericht.

Oettli S., Ideal und Leben. Gesammelte Vorträge. Gotha, Schloeßmann. 3.80 M.

Aus dem Inhalt: Das Christentum in Lessings Nathan. — Weltschmerz und Christentum. — Hiob und Faust, eine Parallele. — Luthers Glaube.

Saalfeld G. A., Lose Blätter zu Nutz und Frommen des Allgemeinen deutschen Sprachvereines herausgegeben. Berlin, W. Ernst & Sohn.

Aus dem Inhalt: Ein Wort zuvor! 1. Vom Allgemeinen deutschen Sprachverein. 2. Ein Wort über die volkstümliche Berechtigung unserer Sprachvereinigung. 3. Unsere Zeitschrift. 4. Verdeutschungs-Wörterbuch von O. Sarrazin. 5. Wie denkt das Volk über die Sprache. 6. Eine Stimme aus Frankreich über den Allgemeinen deutschen Sprachverein. 7. Daheim. 8. Eine beherzigenswerte Aeußerung Friedrichs des Großen. 9. Ein Stoß-

seufzer aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. 10. Züge deutscher Sitte und Gesinnung. 11. Deutscher Spruch — deutsche Art. 12. Jakob Grimms Antrittsrede „Ueber das Heimweh“. 13. Wie sollen wir unsere Kinder benennen? Ein Mahnwort. 14. Weltbürgertum und Vaterlandsliebe. 15. Wie es gemacht wird! 16. Karl Fromman. 17. Ein Bahnbrecher vor mehr als zwei Jahrhunderten. 18. Ein Rätsel von P. Möbius. 22. Eine Erinnerung an Geibel. 24. Eine Schenkendorffeier. Ein Koblenzer Erinnerungsblatt.

Thimm R., Deutsches Geistesleben. Vorträge. Herausgegeben von seiner Witwe. Mit einer biographischen Einleitung von J. H. Zweite Auflage. Berlin, Simon. 1894.

Inhalt: Rudolf Thimm, Ein Lebensbild. — Das Epos der Germanen und sein Stabreim. — Die Poesie der Fahrenden. — Die öffentlichen Vergnügungen im Mittelalter. — Hans Sachs. — Ueber Sprache, Naturlaute und Gebärdensprache. — Bürgers Lenore und ihr Verhältnis zur deutschen Volkssage. — Die Brüder Grimm.

Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Kürz E. G., Georgius Pictorius v. Villingen, ein Arzt des 16. Jahrhunderts und seine Wissenschaft. Freiburg i. B., Mohr. 1.80 M.

Meyer P., Samuel Pufendorf. Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens. Programm. Grimma.

Hübner R., Jacob Grimm und das deutsche Recht. Mit einem Anhang. Ungedruckte Briefe an Jacob Grimm. Göttingen, Dieterich. 3 M.

Inhalt: 1. Rechtsstudium und Staatsdienst. 2. Die ersten deutschrechtlichen Arbeiten. 3. Die deutschen Rechtsaltertümer. 4. Die übrigen Beiträge zum deutschen Recht. 5. Die Weistümer. 6. Allgemeine Ansichten über das deutsche Recht. — Anhang. Ungedruckte Briefe an Jacob Grimm. Aus Briefen Chmels. (Nr. 1. St. Florian, 16. Dezember 1831. Nr. 2. Wien, 30. Juni 1832.) Zwei Briefe Carl Friedrich Eichhorns. (Nr. 3. Göttingen, 13. September 1815. Nr. 4. Berlin, 28. März 1832.) Aus zwei Briefen Falcks. (Nr. 5. Kiel, 24. April 1819. Nr. 6. Kiel, 4. Januar 1829.) Nr. 7. Briefe E. Th. Gaupps. (Nr. 7—15. Breslau, 1829—1837.) Aus einem Briefe des Freiherrn von Hammerstein-Equord. (Nr. 16. Equord, 1. Dez. 1828). Aus einem Briefe Karajans. (Nr. 17. Wien, 14. Jänner 1843.) Zwei Briefe Klenzes. (Nr. 18, 19. Berlin, 18. Oktober, 5. Dezember 1828.) Aus den Briefen des Ritters von Lang. (Nr. 20—31. Ansbach, 1827—1834.) Aus den Briefen des Freiherrn von Laßberg. (Nr. 32—41. Eppishausen 1828—1830.) Fünf Briefe Michelets. (Nr. 42—46. Paris, 1836—1837.) Ein Brief Mittermaiers. (Nr. 47. 19. März 1829.) Drei Briefe von Philipps. (Nr. 48—50. Berlin, 1828—1829.) Vier Briefe des Freiherrn von Stein. (Nr. 51—54. 1829—1830.) Zwei Briefe Wildas. (Nr. 55—56. Halle, 1839—1842.)

Ritter E., Le centenaire de Diez. Discours prononcé à la séance annuelle de l'Institut genevois suivi de Lettres adressées à Victor Duret par Roumanille. Genève 1894, Georg & Co.

Laue M., Christian Gottfried Ehrenberg. Ein Vertreter deutscher Naturforschung im 19. Jahrhundert. 1795—1876. Nach seinen Reiseberichten, seinem Briefwechsel mit A. v. Humboldt, v. Chamisso, Darwin, v. Martius u. a., Familienaufzeichnungen, sowie anderm handschriftlichen Material. Berlin, Springer. 5 M.

Pastor L., Johannes Janssen 1829—1891. Ein Lebensbild, vornehmlich nach den ungedruckten Briefen und Tagebüchern desselben entworfen. Mit Janssens Bildnis und Schriftprobe. Neue Ausgabe. Freiburg i/B., Herder. 1.60 ℳ.

Teutsch F., Bischof D. Georg Daniel Teutsch. Herausgegeben vom Ausschusse des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Hermannstadt, Krafft. 80 ₰.

Berlit G., Worte der Liebe und Dankbarkeit am Sarge des verehrten Lehrers Dr. Rudolf Hildebrand, ord. Professors der neueren deutschen Literatur und Sprache, gesprochen in der Universitätskirche zu Leipzig am 30. Oktober 1894. Als Handschrift gedruckt für Freunde des Heimgegangenen.

Roscher W., Geistliche Gedanken eines National-Oekonomen. Mit dem Bildnisse des Verfassers aus dem Jahre 1893 in Heliogravüre. 1.—3. Tausend. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 4 ℳ.

Mitteis L., Erinnerung an Adolf Exner. Vortrag. Wien, Manz. 1 ℳ.

Schmid Ch., Ein Blatt der Erinnerung an Geh. R. Prof. v. Frank. Erlangen, Mencke. 30 ₰.

Bezold W. v., Hermann v. Helmholtz. Gedächtnisrede. Mit 1 Porträt nach einem Oelgemälde von F. v. Lenbach. Leipzig, J. A. Barth. 1.50 ℳ.

Hermann L. und Volkmann P., Hermann v. Helmholtz. Reden. (Aus den Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg.) Königsberg, Koch. 80 ₰.

Röntgen W. C., Zur Geschichte der Physik an der Universität Würzburg. Gelegenheitsschrift. Würzburg 1894.

Politische und Kulturgeschichte.

Ranke L. v., Weltgeschichte. Text-Ausgabe (in 25 Lieferungen). 1. Lieferung. Leipzig, Duncker & Humblot. 1.60 ℳ.

Stern A., Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Erster Band. Berlin, Hertz. 1894.

Inhalt: Erste Abteilung. Geschichte Europas 1815 — 1830. Erster Band: Einleitung. . . . Die Romantik. Romantische Wissenschaft. . . . Romantische Kunst in Deutschland . . . Goethe und die Romantik. Ausartung der romantischen Kunst in Deutschland. T. A. Hoffmann. Die Schicksalstragödie. . . . — I. Frankreich. — II. England. — III. Oesterreich. . . . Gentz, Adam Müller . . . Friedrich Schlegel . . . Censur. Wiener Jahrbücher. Theater. Raimund. Grillparzer. . . . — IV. Deutschland. Die Anfänge des deutschen Bundestages. Altständisches Wesen in Norddeutschland. Verfassungskämpfe in Süddeutschland. Preußen. Turner und Burschenschaft. — V. Der Kongreß von Aachen. — VI. Frankreich. — VII. England. — VIII. Deutschland. Die Karlsbader Beschlüsse. Nach den Karlsbader Beschlüssen. — Anhang: I. Metternich an Kaiser Franz. Vortrag 13. Januar 1818. — II. Auszug aus einem Bericht des bayerischen Gesandten am Bundestag über die vertrauliche Sitzung vom 18. Dezember 1817. — III. Auszug aus Reinhards Bericht an Richelieu. Frankfurt a. M. 31. Mai 1818. — IV. Schreiben Gersdorffs an Stein. Weimar 3. Dezember 1817. — V. Adresse der Dominialbesitzer im Breslauer Kreis an Friedrich Wilhelm III. Beilage zum Gutachten des niederschlesischen General-Landschaftsrepräsentanten Friedrich von Stein vom 16. September 1817. — VI. Auszug aus Richelieus Schreiben an Ludwig XVIII. Aachen 19. November 1818. — VII. Diktat Ludwigs XVIII. 9. Dezember 1819. — VIII. Auszug aus einem Schreiben Metternichs an Nesselrode. Wien 28. Februar 1819. — IX. Hardenbergs Verfassungsentwurf

für Preußen vom 3. Mai 1819 in Form eines Kgl. Kabinetsbefehles. — X. Metternich an Kaiser Franz. Vortrag 20. Januar 1820.

Knötel P., Bilderatlas zur deutschen Geschichte, zusammengestellt und mit erklärenden Anmerkungen versehen. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 3 M.

Janssen J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 8. Band. 1.—12. Auflage. Freiburg i/B., Herder. 7 M.

Inhalt: Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des 30jährigen Krieges. 4. Buch. Volkswirtschaftliche, gesellschaftliche und religiös-sittliche Zustände. Hexenwesen und Hexenverfolgung bis zum Beginn des 30jährigen Krieges. Ergänzt und herausgegeben von L. Pastor.

Bibliothek deutscher Geschichte, herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Lieferung 98. Stuttgart, Cotta. 1 M.

Inhalt: Heigel K. Th., Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reichs III.

Treitschke H. v., Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 1. Teil. Bis zum 2. Pariser Frieden. 5. Auflage. 5. Teil. Bis zur März-Revolution. 2. Auflage (Staatengeschichte der neuesten Zeit. Band 24 und 28). Leipzig, Hirzel. à 10 M.

Sybel H. v., Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. 6. und 7. Band. 1.—4. Auflage. München, Oldenbourg. à 7.50 M.

Pfleiderer O., Das deutsche Nationalbewußtsein in Vergangenheit und Gegenwart. Rede. Berlin, Becker. 75 ₰.

Historische Untersuchungen, Ernst Foerstemann zum 50jährigen Doktor-Jubiläum gewidmet von der Historischen Gesellschaft zu Dresden. Leipzig, Teubner. 1894.

Darin: Müller G., Johann Erhard Kapp als Professor an der Universität Leipzig (mit Abdruck eines interessanten Berichts von Kapp vom 11. Dezember 1778 über Academica). — Rachel P., Zur Belagerung von Danzig 1807 (nach gleichzeitigen Aufzeichnungen eines sächsischen Reiters).

Bry Th. de, Emblemata nobilitatis. (Francofurti ad M. 1593.) Stamm- und Wappenbuch. Mit einem Vorwort über die geschichtliche Entwickelung der Stammbücher bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, herausgegeben von F. Warnecke. Berlin, Stargardt. 40 M.

Bry J. Th. de, Emblemata saecularia. (Oppenhemii 1611.) Kulturgeschichtliches Stamm- und Wappenbuch. Mit einer Einleitung über die Stammbücher des 17. Jahrhunderts, herausgegeben von F. Warnecke. Berlin, Stargardt. 50 M.

Souvenirs d'Alsace. Correspondance des demoiselles de Beckheim et de leurs amis (1789—1846). 2 Bände. Paris, Fischbacher. 6 Fr.

Frankenberg und Ludwigsdorf E. v., Anhaltische Fürstenbildnisse. Mit Genehmigung Sr. Hoheit des Herzogs herausgegeben. 1. Band. Dessau, Kahle. 14 M.

Du Moulin Eckart Graf R., Bayern unter dem Ministerium Montgelas 1799 bis 1817. 1. Band (1799—1800). München, Beck. 8.50 M.

Paudler A., Ein deutsches Buch aus Böhmen. Originalzeichnungen von O. Pfennigwerth. Band 2. Mit 30 Abbildungen. Leipa, Künstner.

Inhalt: 1. Spitzberg und Höllengrund. 2. Neuschloß bei Leipa. 3. St. Barbara und die hl. Kümmernis. S. 21 Katharinenlied. S. 26 f. Kümmernissagen. 4. Hirnsen und Habstein. 5. Habichtstein und Hirschberg. 6. Alt-Perstein und Neu-Perstein. 7. Grünland und Rothland. 8. Auscha und Liebeschitz. 9. Pitschkowitz, Ploschkowitz und Lewin. 10. Wernstadt. 11. In der Daubaer Schweiz. 12. Polzen und Jungferbach. 13. Niemes und Reich-

stadt. 14. Burg und Berg Bösig. 15. Burgruine Sweretitz. 16. Ruine Michelsberg. 17. Der Altstädter Brückenturm in Prag. 18. Gastorf. 19. Leitmeritz an der Elbe.

Scharfenort v., Die Pagen am Brandenburg-Preußischen Hofe 1415—1895. Beiträge zur Kulturgeschichte des Hofes auf Grund archivalischer Quellen. Mit zwei Abbildungen in Farbendruck. Berlin, Mittler & Sohn. 3.25 M.

Freudenthal A., Aus dem Calenberger Lande. Mit 12 Illustrationen nach Photographien. Bremen, Heinsius. 1.60 M.

Rehlsen R., Dithmarscher Geschichte nach Quellen und Urkunden. Mit 1 Vollbild, 1 Karte des alten Dithmarschen und 1 Wappentafel. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 5 M.

Riese Ch., Aus dänischer Zeit. Bilder und Skizzen. Gesamt-Ausgabe. Leipzig, Grunow. 5.50 M.

Bienemann jun. F., Gustav Adolf und Livland. Vortrag. (Aus der „Düna-Zeitung".) Riga, Stieda. 80 Pf.

Poelchau, Die livländische Geschichtsliteratur im Jahre 1893. Riga, Kymmel. 1 M.

Matthis G., Bilder aus der Kirchen- und Dörfergeschichte der Grafschaft Saarwerden (zugleich 2. Band von „Die Leiden der Evangelischen in der Grafschaft Saarwerden".) Straßburg, Heitz. 3 M.

Doblhoff J., Beiträge zum Quellenstudium salzburgischer Landeskunde nebst Hinweis auf die wichtigsten Quellenwerke. 5. Heft.

Inhalt: Gastunensia. Aus den Publikationen der k. k. geologischen Reichsanstalt. 1850—1891. Numismatik.

Heyd W., Bibliographie der württembergischen Geschichte. Im Auftrage der württembergischen Kommission für Landesgeschichte bearbeitet. 1. Band. Stuttgart, Kohlhammer.

Württembergische Geschichtsquellen. Im Auftrage der württembergischen Kommission für Landesgeschichte herausgegeben von D. Schäfer. 2. Band. Stuttgart, Kohlhammer. 6 M.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Kommission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. 23. Band. Leipzig, Hirzel. 16 M.

Inhalt: Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg. 4. Band.

Hübsch G., Das Hochstift Bamberg und seine Politik unmittelbar vor dem ersten Einfalle der Schweden 1631. Unter grundlegender Berücksichtigung der politischen Verhältnisse des fränkischen Kreises quellenmäßig dargestellt. Bamberg, Buchner. 2.50 M.

Geiger L., Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Zweiter (Schluß-) Band 1786—1840. Berlin, Gebrüder Paetel. 15 M.

Inhalt: I. Niedergang und Entartung 1786—1808. 1. Neue Zustände. 2. Dichter und Schriftsteller. 3. Unterricht und Wissenschaft. 4. Die Romantiker und ihre Gegner. 5. Theater. 6. Gesellschaften und Clubs. 7. Die Franzosenzeit 1806—1808. — II. Wiedergeburt und Befreiung 1808—1815. 8. Neue Epoche wissenschaftlichen Lebens. Fichte. Wolf. Schleiermacher. W. v. Humboldt. 9. Patriotische Stimmung 1809. 10. Gründung der Universität. 11. Vor dem Sturme 1810—1812. 12. Die Befreiungskriege 1813 bis 1815. — III. Fünfundzwanzig Friedensjahre 1815—1840. 13. Goethe. 14. Die Reaction. 15. Die jüngere Romantik. 16. Literarisches Stillleben.

17. Das Theater. 18. Berliner Witz. 19. Erwachen des politischen Sinns. 20. Wissenschaftliches Leben.

Rodt E. v., Das alte Bern, nach Zeichnungen und eigenen Aufnahmen gesammelt. Dritte Folge. Bern, Schmid, Francke & Co. 20 M.

Prentz J., Ensheim vor 60 Jahren. Bilder aus dem hinterpfälzischen Dorfleben. Forbach, Hupfer. 1 M.

Hartmann A., Zeitgeschichte von Fulda. Gesammelt und verfaßt. Mit dem Stadtplan und einer Ansicht von Fulda. Fulda, Nehrkorn. 4 M.

Zschiesche K. L., Halberstadt sonst und jetzt mit Berücksichtigung seiner Umgebung. 2. Auflage. Mit einer Ansicht und einem Stadtplan von Halberstadt. Halberstadt, Helm. 2 M.

Huber A., Geschichte Hüningens von 1679—1698. Dissertation. Basel. 1894.

Danneil F., Beitrag zur Geschichte des Magdeburgischen Bauernstandes. 1. Teil: Der Kreis Wolmirstedt. Geschichtliche Nachrichten über die 57 jetzigen und die etwa 100 früheren Orte des Kreises. 1. und 2. Heft. Halle, Kaemmerer & Co. à 50 Pf.

Spannagel K., Minden und Ravensberg unter brandenburgisch-preußischer Herrschaft von 1648—1719. Hannover, Hahn. 4.50 M.

Gebhardt H., Aus der Geschichte des Dorfes Molschleben. Gotha, Schloeßmann. 1.60 M.

Schlesinger A., Moorgarten vor und nach 25 Jahren. Mit einem Vorworte von J. Wichner. Wien, Szelinski. 60 Pf.

Rambaldi K. Graf v., Die Münchener Straßennamen und ihre Erklärung. Ein Beitrag zur Heimatkunde. München, Piloty & Loehle. 3 M.

Zettel K., Monacensia. Zeit- und Stimmungsbilder aus Alt- und Jungmünchen. München, Lindauer. 2 M.

Schöppe K., Das alte Naumburg. Kulturgeschichtliche Bilder aus den letzten 70 Jahren. Naumburg, Max Schmidt. 75 Pf.

Voldens W., Neumühlen und Oevelgönne. Historische Skizzen und Mitteilungen aus dem Archive der Oevelgönner und Neumühlener Lootsen-Brüderschaft von P. Hoppe. Altona, Schlüter. 3 M.

Alt-Nürnberg. Kulturgeschichtliche Bilder aus Nürnbergs Vergangenheit. 1. Lieferung. Nürnberg, Heerdegen-Barbeck. 4 M.

Inhalt: Rathaus, Regiment und Rat.

Rösel L., Alt-Nürnberg. Geschichte einer deutschen Stadt im Zusammenhang der deutschen Reichs- und Volksgeschichte. Mit einem Titelbild und einem historischen Plan der Stadt. 2. Hälfte. Nürnberg, Korn. 3.50 M.

Düning A., Stift und Stadt Quedlinburg im 30jährigen Kriege. Quedlinburg. 1894. Selbstverlag.

Böhmert V., Die Stadt Roßwein von 1834—1894. Historisch, volkswirtschaftlich und statistisch dargestellt. (Eine deutsche Stadt in ihrer wirtschaftlichen und socialen Entwicklung. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.) Aus der Zeitschrift des sächsischen statistischen Bureaus. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 1.50 M.

Kniebe H., Bilder aus Saarbrückens Vergangenheit. I. Reihe. Saarbrücken, Schmidtke. 2.50 M.

Kalchschmidt K. Th., Geschichte des Klosters, der Stadt und des Kirchspiel St. Georgen auf dem badischen Schwarzwald. Heidelberg, Winter. 5 M.

Arendt K., Blumenlese aus der Geschichte der Burg Vianden und des Nassau-Viandener Grafengeschlechtes. Luxemburg, Bück. 6 M.

Umlauft F., Namenbuch der Stadt Wien. Die Namen der Straßen und Gassen, Plätze und Höfe, Vorstädte und Vororte im alten und neuen Wien, erklärt. Wien, Hartleben. 3.60 ℳ

Ditfurth Th. v., Geschichte des Geschlechts von Ditfurth. 3. Teil. Chronik. Mit 23 Bildnissen, Ahnen- und Stammtafeln. Quedlinburg, Huch. 10 ℳ

Turba G., Zur Verhaftung des Landgrafen Philipp von Hessen 1547. Programm. Wien. 1894.

Haffter E., Georg Jenatsch. Urkundenbuch, enthaltend Exkurse und Beilagen. Chur, Hitz. 2 ℳ

Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte v. Orléans an ihre frühere Hofmeisterin A. K. v. Harling, geb. v. Uffeln, und deren Gemahl, Geh. Rat F. v. Harling zu Hannover. Herausgegeben von E. Bodemann. Hannover, Hahn. 6 ℳ

Secret memoirs of the court of Louis XIV. and of the regency, extracted from the German correspondence of the Duchess of Orleans. London, Nichols & Co. 10 sh.

Treitschke H. v., Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. Vortrag. Leipzig, Hirzel. 1 ℳ

Zeißberg H. R. v., Belgien unter der Generalstatthalterschaft Erzherzog Carls (1793, 1794.) 3. Teil. (Aus den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften in Wien.) Leipzig, Freytag. 3.80 ℳ

Zeißberg H. Ritter v., Erzherzog Carl von Oesterreich. Ein Lebensbild, im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm verfaßt. 1. Band. 2 Hälften. Wien, Braumüller. 20 ℳ

Carl v. Oesterreich, weil. Erzherzog, religiöse Betrachtungen. (Aus: „Ausgewählte Schriften.") Wien, Braumüller. 3 ℳ

Hymmen v., Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Historisch-biographische Skizze. Mit einem Bildnis und einem Gefechtsplan. Berlin, Eisenschmidt. 1 ℳ

Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelm v. Humboldts. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm v. Humboldts und seiner Kinder. 1791—1887. 5. Auflage. Mit 3 (Lichtdruck-) Bildnissen. Berlin, Mittler. 10 ℳ

Bieling R., Friedrich Händeß. 1797—1838. Ein Zeuge des Herrn unter Israel. Zumeist nach seinen Tagebüchern und Briefen geschildert. (Schriften des Institutum judaicum in Berlin Nr. 20.) Berlin, Evangelische Vereins-Buchhandlung. 75 ₰

Natorp O., B. Chr. Ludwig Natorp, Doktor der Theologie, Oberkonsistorialrat und Vice-Generalsuperintendent zu Münster. Ein Lebens- und Zeitbild aus der Geschichte des Niederganges und der Wiederaufrichtung Preußens in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Essen, Baedeker. 2.40 ℳ

Meister W., Aus den Papieren eines alten Offiziers. Ein Lebensbild Christian Normanns, kurfürstlich hessischen Obersten und zeitweilig beauftragten Brigade-Kommandeurs, Kommandeurs der Bundes-Artillerie im Schleswig-Holsteinischen Feldzuge 1849. Mit besonderer Berücksichtigung der westphälischen Zeit, der Feldzüge von 1814 und 1815, sowie des Schleswig-Holsteinischen Feldzuges 1849 zusammengestellt von seinem Enkel. Hannover, Hahn. 2.40 ℳ

Berg M. v., Das Geheimfach meines Schreibtisches. Erinnerungen aus dem Leben eines alten Reitersmannes. 2. Band. Mit Illustrationen von O. Günther-Naumburg und H. Lüders. Bielefeld, Siedhoff. 3 ℳ

Fürst Bismarck, Politische Reden. Historisch-kritische Gesamtausgabe, besorgt von H. Kohl. 12. Band. 1886—1890. Stuttgart, Cotta. 8 ℳ

Fürst Bismarcks Reden. Mit verbindender geschichtlicher Darstellung, herausgegeben von Ph. Stein. 1. Band. Der Abgeordnete Otto v. Bismarck-

Schönhausen. 1847—1852. Mit Bismarcks Bildnis aus der 2. Hälfte der Vierziger Jahre. (Universal-Bibliothek Nr. 3331—3340). Leipzig, Reclam. 1 ℳ
Blum H., Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. 3. Band. 1863—1867. München, Beck. 5 ℳ
Kohl H., Bismarck-Gedichte des Kladderadatsch, mit Erläuterungen herausgegeben. Mit vielen Illustrationen von W. Scholz und G. Brandt. 1—9. Tausend. Berlin, A. Hofmann & Comp. 3 ℳ
Johanna v. Puttkammer und Fürst Bismarck. Berlin, Harrwitz. 75 ₰.
Alexejew W., Erinnerungen des ehemaligen russischen Sprachlehrers des Fürsten Otto v. Bismarck. St. Petersburg, Schmitzdorff. 50 ₰.
Aus dem Leben Th. v. Bernhardis. 4. Teil. Die ersten Regierungsjahre König Wilhelms I. Tagebuchblätter aus den Jahren 1860—1863. Leipzig, Hirzel. 7 ℳ
Feldzugs-Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen der 25. hessischen Division. Aus Tagebuchblättern und Briefen zusammengestellt und herausgegeben von M. Augsburg, Reichel. 3 ℳ
Richter E., Im alten Reichstag. Erinnerungen. I. Berlin, Verlag „Fortschritt", A.-G. 2 ℳ
Födransberg H. Ritter v., 40 Jahre in der österreichischen Armee. Erinnerungen eines österreichischen Offiziers von seinem Eintritte in die Armee bis zur Gegenwart 1854—1894. Aus dem Gedächtnisse erzählt. 2. Band vom Mai 1866 bis 1894. Dresden, A. Beyer. 4 ℳ
Porth W., Denkwürdigkeiten aus dem Leben des k. und k. Feldmarschall-Lieutenant Ludwig Freiherr v. Kudriaffsky. Wien, Seidel & Sohn. 5 ℳ
Goebel A., Heiteres aus dem Baltenlande. Jugenderinnerungen. Mitau, Behre. 1.50 ℳ
Oehninger F., Paul Oehninger U. D. M., Mitteilungen aus seinem Leben und seinen Briefen. Basel, Geering. 2 ℳ
Gustav Passavant Dr. med., geheimer Sanitätsrat. 28. Januar 1815 bis 28. August 1893. (Von Mettenheimer, L. Rehn, Ehlers.) Frankfurt a. M., Jügel. 1.20 ℳ
Siemens W. v., Lebenserinnerungen. 4. Auflage. (Wohlfeile Volksausgabe.) Mit dem Bildnis des Verfassers in Kupferätzung. Berlin, Springer. 2 ℳ
Viereck L., Wilhelm Krumme. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Braunschweig, Salle. 80 ₰.
Obert F., Therese Jikeli. Umrisse zu dem Lebensbild einer sächsischen Frau. Hermannstadt, Krafft. 50 ₰.

Kirchengeschichte. Theologie.

Schmitt L., Johann Tausen oder der dänische Luther. 1494—1561. Zur 400jährigen Feier seiner Geburt. (3. Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1894.) Köln, Bachem. 1894. 2 ℳ
Kleinwächter E., Der Metzer Reformationsversuch 1542—1543. I. Dissertation. Marburg. 1894.
Sepp J., Religionsgeschichte von Oberbayern in der Heidenzeit, Periode der Reformation und Epoche der Klosteraufhebung. München, Huttler. 5 ℳ
Kolde Th., Andreas Althamer der Humanist und Reformator in Brandenburg-Ansbach. (Aus den Beiträgen zur bayerischen Kirchengeschichte.) Mit einem Neudruck seines Katechismus von 1528 und archivalischen Beilagen. Erlangen, Junge. 2 ℳ

Westermayer H., Die Brandenburgisch-Nürnbergische Kirchenvisitation 1528. Dissertation. Erlangen. 1894.
Schauenburg L., Hundert Jahre oldenburgischer Kirchengeschichte von Hamelmann bis auf Cadovius (1573—1667). Ein Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. 1. Band. Oldenburg, Stalling. 9 M.
Schubert H. v., Die Entstehung der Schleswig-Holsteinischen Landeskirche. Vortrag. (Aus der Zeitschrift für Geschichte der Herzogtümer Schleswig-Holstein.) Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1 M.
Steinhuber A., Geschichte des Collegium Germanicum Hungaricum in Rom. 2 Bände. Freiburg i. B., Herder. 14 M.
Riedel E., Katholisches Leben in der Mark Brandenburg. Beiträge zur Geschichte der katholischen Gemeinde in Brandenburg a. H. Festschrift zur Feier des 50. Jahrestages der Wiederaufstellung eines katholischen Priesters in Brandenburg a. H. Berlin, Germania. 50 Pf.
Rümelin A., Die Reformation in Dessau. Vortrag. Halle, Strien. 60 Pf.
Weber B., Zur Reformationsgeschichte der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. Aus dem literarischen Nachlasse. Herausgegeben und ergänzt durch J. Diefenbach. Frankfurt a. M., Foesser. 1 M.
Kniel C., Die Benediktiner-Abtei Maria-Laach. Gedenkblätter aus Vergangenheit und Gegenwart. 2. Auflage. Köln, Bachem. 2.50 M.
Brandes, Geschichte der reformierten Gemeinde zu Stadthagen. Aus den Akten dargestellt. Bückeburg, Frommhold. 30 Pf.
Lorenz P., Johann Baptist von Albertini. Ein Lebensbild. Dissertation. Bern. 1894.
Bornemann W., Max Hildebrandt, weil. Pastor an St. Jacob. Gedenkblätter. Magdeburg, Creutz. 1.20 M.
Knapp A., Leben von Ludwig Hofacker mit einer Auswahl aus seinen Briefen. 6. Auflage. (Familienbibliothek Band 13.) Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 2 M.
Eckart Th., Andreas Kremser. Ein Lebensbild aus der Brüdergemeine. Hannover, Feesche. 50 Pf.
Jordan O., Aus dem Leben in einem Diakonissenhause. Halle, Strien. 1.50 M.
Dietrich Ola, Repertorium der katholisch-theologischen Literatur, welche in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz seit 1760 bis zur Gegenwart erschienen ist. 1. Band 1. Abteilung. Literatur der theologischen Encyclopädie und Methodologie, der Exegese des Alten und Neuen Testaments und ihrer Hilfswissenschaften. Paderborn, Schöningh.
Tholuck A., Ausgewählte Predigten. Mit einer Einleitung herausgegeben von H. Hering. (Die Predigt der Kirche. Klassikerbibliothek der christlichen Predigtliteratur. Mit einleitenden Monographien. Begründet von G. Leonhardt, fortgeführt von W. v. Langsdorff. Band 28.) Leipzig, Fr. Richter. 1.60 M.
Schleiermacher F. E., Zur Darstellung des theologischen Studiums. Zum Behuf einleitender Vorlesungen entworfen (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes Nr. 833, 834). Halle, Hendel. 50 Pf.
Tuengerthal M., Philosophische und christliche Ethik nach Schleiermacher. Dissertation. Jena. 1894.
Hase K. v., Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. 6. Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 12 M.
Pfleiderer O., Theologie und Geschichtswissenschaft. Rektoratsrede. Berlin, Becker. 75 Pf.

Bibliothekswesen. Buchdruck und Buchhandel.

Neubaur L., Katalog der Stadtbibliothek zu Elbing. 2 Bände. Magistrat der Stadt Elbing. 7.50 M.
Verzeichnis der Handschriften im preußischen Staate. I. Hannover. 3. Göttingen. 3. Berlin, Bath. 26 M.
Mollmann E., Die Bibliothek des Kneiphöfischen Stadtgymnasiums zu Königsberg i. Pr., ein Gedenkblatt ihres 25jährigen Bestehens. Königsberg. 1894.
Alphabetisches Verzeichnis der französischen Literatur in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Der Bücher-Verzeichnisse der herzoglichen Bibliothek II. Teil. Wolfenbüttel, Zwißler. 20 M.
Heinemann O. v., Die Ex-Libris-Sammlung der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. 160 ausgewählte Bücherzeichen des 15.—19. Jahrhunderts. Mit einer Einleitung. Berlin, Stargardt.
Heitz P., Die Zürcher Büchermarken bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Ein bibliographischer und bildlicher Nachtrag zu C. Rudolphis und S. Vögelins Arbeiten über Zürcher Druckwerke. Herausgegeben durch die Stiftung von Schnyder v. Wartensee. Zürich, Fäsi & Beer. 7 M.
Kautzsch R., Diebolt Lauber und seine Werkstatt in Hagenau. (Aus dem Centralblatt für Bibliothekswesen.) Leipzig, Harrassowitz. 2 M.
Zur Erinnerung des hundertjährigen Bestehens der Reinschen Buchhandlung in Leipzig 1795—1695. Festschrift.
Verlagsverzeichnis von Eduard Trewendt in Breslau. Zum fünfzigjährigen Bestehen der Verlagsbuchhandlung 1845—1895.

Theater- und Musikgeschichte.

Grethlein K., Allgemeiner deutscher Theaterkatalog. Ein Verzeichnis der im Handel befindlichen Bühnenstücke und dramatischen Erzeugnisse. 12. und 13. (Schluß-) Lieferung. Münster i. W., Russell. 1894. à 1.20 M.
Vgl. oben S. 249.
Olith E., Vademecum dramatischer Werke, alphabetisch geordnet, mit Angabe der Verleger, Preise und teilweiser Personenangabe. (In 12 Lieferungen.) 1. Lieferung. Hannover, Lüdemann. 50 Pf.
Praktisches tabellenartiges Verzeichnis nach den Schlagworten der Titel geordnet.
Neuer Theater-Almanach 1895. Theatergeschichtliches Jahr- und Adressen-Buch. Herausgegeben von der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Jahrgang 6. Berlin, Günther & Sohn. 6 M.
Die Theater Wiens. 3. Heft. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 6 M.
Inhalt: III. Band, Bayer J., Das neue k. k. Hofburgtheater als Bauwerk mit seinen Skulpturen und Bilderschmuck.
Regnard A., Etudes d'ésthétique scientifique. La renaissance du drame lyrique 1600—1876. Paris, Fischbacher. 2 fr.
Seyfert B., Das musikalisch-volkstümliche Lied von 1770—1800. Dissertation. Leipzig. 1894.
Schütz H., Sämtliche Werke. Herausgegeben von Ph. Spitta. Band XVI. Die Psalmen Davids nach Cornelius Beckers Dichtungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 20 M.
Seeburg F. v., Joseph Haydn. Ein Lebensbild. 2. Auflage. Regensburg, Pustet. 2.80 M.

Schuberts Werke. Erste kritisch durchgesehene Gesamtausgabe. Serie XX, Band I. Lieder und Gesänge. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 7.50 M. Revisionsbericht 3 M.
Wagner R., Lettres à Auguste Roeckel, traduites par M. Kufferath. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 2 M.
Appia A., La mise en scène du drame Wagnérien. Paris, Chailley. 1.50 fr.
Wagner R., Tristan und Isolde. Textbuch. (In russischer Sprache.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 80 ₰.
Pfohl F., Führer durch Richard Wagners deutsche Nationaloper „Die Meistersinger von Nürnberg". Ein Essay. Mit Notenbeispielen, einem Partiturcitate und einem alten Meistersingerliede. 2. Auflage. Leipzig, Reinboth. 1 M.
Leeke F., Richard Wagner-Werk. Ein Bildercyklus. Begleitender Text von F. Muncker. München, Hanfstaengl. 45 M.
Das Richard Wagner-Museum und die Zukunft des Wagnertums. Ein Aufruf an die Wagnerianer „Zu neuen Thaten!" 2. Tausend. Leipzig und Baden-Baden, Wild. 50 ₰.
Wossidlo W., Carl Löwe als Balladenkomponist. Einführung in das Verständnis und in den Vortrag Löwescher Balladen für Löwe-Freunde und solche, die es werden wollen. Berlin, Schlesinger. 1 M.
Waldmann W., Robert Franz. Gespräche aus zehn Jahren. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3 M.
Pfeiffer Th., Studien bei Hans v. Bülow. 5. Auflage. Berlin, Luckhardt. 3 M.
Hanslick E., Aus meinem Leben. 2 Bände. 3. Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 10 M.

Kunstgeschichte.

Böttger L., Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungs-Bezirks Köslin. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. Band II. Heft I. Kreis Stolp. Stettin 1894.
Reiffenstein C. Th., Die freie Stadt Frankfurt am Main in Bauwerken und Straßenbildern. Nach des Künstlers Aquarellen und Zeichnungen aus dem städtischen historischen Museum und aus Privatbesitz. 1. Heft. Frankfurt a. M., Jügel. 16 M.
Reblin, Beiträge zur Geschichte der Marienkirche in Stargard. Im Auftrage des Marienkirchbauvereines herausgegeben. 1. Heft. Stargard i. P., Weber.
Haasler E., Der Maler Christoff Amberger von Augsburg. Dissertation. Heidelberg. 1894.
Ilg A., Die Fischer von Erlach. Mit Förderung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht herausgegeben. I. Leben und Werke Joh. Bernh. Fischers von Erlach, des Vaters. Wien, Konegen. 20 M.
Murau K., Wiener Malerinnen. Dresden, Pierson. 2 M.

Geschichte der Philosophie und Aesthetik.

Heym L. M., Darstellung und Kritik der ästhetischen Ansichten Johann Georg Sulzers. Dissertation. Leipzig. 1894.
Candrea G., Der Begriff des Erhabenen bei Burke und Kant. Dissertation. Straßburg. 1894.

Eisler R., Kritische Untersuchung des Begriffes der Weltharmonie und seiner Anwendungen bei Leibniz. (Mit dem Leipziger „Krug"-Preise gekrönte Abhandlung.) Berlin, Calvary & Co. 1.20 M.

Eisler R., Die Weiterbildung der Kantschen Aprioritätslehre bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte der Erkenntnistheorie. Leipzig, W. Friedrich. 1.80 M.

Kühnemann E., Kants und Schiller Begründung der Aesthetik (I. Grundlagen der Aesthetik Kants). Habilitationsschrift. Marburg.

Fischer K., Geschichte der neueren Philosophie. Neue Gesamtausgabe 6. Band. 2. Hälfte. Heidelberg, Winter. 12 M.

Inhalt: Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. (1. Buch: Schellings Leben und Schriften. 2. Buch: Schellings Lehre.) 2. Auflage. 2. Hälfte.

Turban T., Das Wesen des Christentums von Ludwig Feuerbach. Dissertation. Leipzig. 1894.

Schopenhauer A., Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Einleitung von R. Steiner. 5. Band (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur. 251. Band). Stuttgart, Cotta. 1 M.

Schopenhauer A. F., Le Fondement de la morale. Traduit de l'allemand par A. Burdeau. 5. édition. Paris, Alcan.

Simon Th., Arthur Schopenhauer nach seinem Charakter und seiner Stellung zum Christentum (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Freiherrn v. Ungern-Sternberg und H. Dietz. 143. Heft). Stuttgart, Belser. 80 ₰.

Schmid S., Schopenhauers Willensmetaphysik in ihrem Verhältnis zu neueren Ansichten über den Willen. Dissertation. Leipzig. 1894.

Seydel M., Arthur Schopenhauers Metaphysik der Musik. II. Kritik von Schopenhauers Metaphysik der Musik. Dissertation. Leipzig. 1894.

Lotze H., Grundzüge der Religionsphilosophie. Diktate aus den Vorlesungen. 3. Auflage. Leipzig, Hirzel. 1.70 M.

Caspari O., Hermann Lotze in seiner Stellung zu der durch Kant begründeten neuesten Geschichte der Philosophie und die philosophische Aufgabe der Gegenwart. Eine kritisch-historische Studie. 2. Auflage. Breslau, Trewendt. 4 M.

Nietzsche F., Werke. 1. Abteilung. 2., 3., 7. und 8. Band. Leipzig. Naumann.

2. 3. Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. 2 Bände. 4. Auflage. 15 M. — 7. Jenseits von Gut und Böse. 5. Auflage. Zur Genealogie der Moral. 4. Auflage. 8.50 M. — 8. Der Fall Wagner. 3. Auflage. Götzen-Dämmerung. 3. Auflage. Nietzsche contra Wagner. Der Antichrist. Gedichte. 8.50 M.

Kretzer E., Friedrich Nietzsche. Nach persönlichen Erinnerungen und aus seinen Schriften. Frankfurt a. M., Kesselring. 1.20 M.

Pädagogik und Geschichte des Unterrichts.

Lange K., Lehrmethode und Lehrerpersönlichkeit. Vortrag. Plauen, Neupert. 50 ₰.

Müller (-Frauenstein) G., Ueber höheren Mädchenunterricht und über Frauenbildung. 2 Vorträge. Hannover, Ost. 60 ₰.

Dörpfeld F. W., Gesammelte Schriften. Gütersloh, Bertelsmann.

III. Religionsunterricht. 1. Teil. Religiöses und Religionsunterrichtliches. 2. Auflage. 2.20 M. — IV. Realunterricht. 2. Teil. Die Gesellschaftskunde, eine notwendige Ergänzung des Geschichtsunterrichts. Begleitwort zur 4. Auflage des Repertoriums der Gesellschaftskunde. 3. Auflage. 50 ₰.

Pädagogische Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntnis der pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart, herausgegeben von J. Meyer. 39.—41. Heft. Wiesbaden, Behrend.
39. Bergemann F., Zur Klarstellung des Begriffes der Apperzeption. — 40. 41. Karsten H., Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Sein Leben und seine Schriften.

Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von W. Meyer-Markau. 7. Band, 8. Heft. Bielefeld, Helmich. 50 ₰.
Inhalt: Heidemeyer F. W., Die Heimat des Lehrers. — Gieseking E., Das Fremdwörterunwesen. Ein Mahnruf an alle Freunde der deutschen Muttersprache.

Bibliothek der katholischen Pädagogik. Begründet unter Mitwirkung von L. Kellner, Knecht, H. Rolfus und herausgegeben von F. X. Kunz. Band 7. Freiburg i. B., Herder.
Inhalt: Cardinal Johannes Dominicis Erziehungslehre und die übrigen pädagogischen Leistungen Italiens im 15. Jahrhundert. — Der Kartäuser Nikolaus Kemph und seine Schrift: Ueber das rechte Ziel und die rechte Ordnung des Unterrichts. Uebersetzt und mit biographischen Einleitungen versehen von A. Rösler.

Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. Mit Biographien, Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen, herausgegeben von B. Schulz, J. Gansen, A. Keller. 108. Lieferung. Paderborn, Schöningh. 24 ₰.
Inhalt: Demeters Grundsätze der Erziehung. Bearbeitet von J. Nießen 4.

Reber J., Johann Amos Comenius und seine Beziehungen zu den Sprachgesellschaften. Denkschrift zur Feier des vierteltausendjährigen Bestandes des Pegnesischen Blumenordens zu Nürnberg. Leipzig, Fock. 1.50 ℳ.
Inhalt: 1. Des Comenius Sprachkenntnisse. 2. Seine Kenntnis der deutschen Sprache. 3. Des Comenius dichterische Arbeiten. 4. Sein Urteil über den deutschen Versbau. 5. Die Gründung der Sprachgesellschaften. 6. Der Nürnberger Ratsherr Harsdörfer. 7. Des Comenius Urteil über Harsdörffer und den Palmenorden. 8. Comenius, Harsdörffer und Johann Valentin Andreä. 9. Des Comenius Briefe an Harsdörffer. 10. Comenius, Hesenthaler, Weinheimer und Hainlin.

Funk G., Die Pädagogik P. Villaumes. Ein Beitrag zur Geschichte des Philanthropismus. Dissertation. Leipzig. 1894.

Morf H., Pestalozzis Berufswahl und Berufslehre. Liegnitz, Seyffarth. 50 ₰.
Seyffarth L. W., Pestalozzi und Anna Schultheß. Vortrag, gehalten auf der Festversammlung des Berliner Lehrervereins zur Vorfeier von Pestalozzis 150. Geburtstage auf Grund des bisher noch nicht veröffentlichten Briefwechsels zwischen Pestalozzi und seiner Braut. Liegnitz, Seyffarth. 50 ₰.

Herbart J. F., Allgemeine Pädagogik, aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet. Neue billige Ausgabe. Leipzig, Siegismund & Volkening. 1.20 ℳ.
de Garmo C., Herbart and the Herbartians. London, Heinemann. 5 sh.
Wendt F., Herbart und Willmann in Bezug auf die Auffassung der Stellung und Bedeutung des Unterrichts im System der Erziehung. Dissertation. Jena. 1894.

Schneiderhan J., Matthäus Cornelius v. Münch, ein schwäbischer Pädagoge. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des württembergischen Volksschulwesens im 19. Jahrhundert. Schwäbisch-Gmünd, Roth. 1.25 ℳ.

Lebensfragen. Aus den Papieren eines Denkers, herausgegeben von August Sperl. München, Beck. 1894. 3 M.
Nachlese aus den Papieren des 1862 verstorbenen Rektors des Ansbacher Gymnasiums, Schulrat Dr. Christian von Bomhard.
Hering W., Lebensbild des Seminardirektors Schulrats Heinrich van Senden († 9. Januar 1894). Herausgegeben vom ostfriesischen Lehrerverein. (Aus „Ostfries. Schulbl.") Leer, Wilkens. 70 ₰.
Köbncke H. und J. J. Scheel, Geschichte des Vereins Hamburger Volksschullehrer (1873—1894). Hamburg, Fritsche. 1 M.
Hollweck J. N., Geschichte des Volksschulwesens in der Oberpfalz. Aus den Quellen dargestellt. Mit einem Anhang von Archivalien. Regensburg, Habbel. 3 M.
Spielmann C., Der Unterricht am Gymnasium Augusteum zu Idstein 1569 bis 1817. Dissertation. Bern. 1894.
Schmit K., Geschichte des niederösterreichischen Landes-Realgymnasiums in Waidhofen an der Thaya in den ersten fünfundzwanzig Jahren seines Bestandes. (1870—1894.) I. Programm. Waidhofen. 1894.
Zimmer F., Das altmärkische Seminar. (Geschichte des Seminars Gardelegen-Osterburg von seiner Gründung im Jahre 1821—1894.) Kurzgefaßte Erinnerungsblätter, seinen ehemaligen Schülern dargereicht. Osterburg, Danehl. 1.50 M.
Acta rectoralia almae universitatis studii Cracoviensis inde a a. 1469. Editionem curavit W. Wisłocki Tomi I. fasc. 3. Krakau, Polnische Verlags-Gesellschaft. 3 M.
Oergel G., Das Collegium majus zu Erfurt. Erfurt. 1894. Villaret.
Mayer H., Geschichte der Universität Freiburg in Baden in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. 3. (Schluß-) Teil. 1830—1852. Bonn, Hanstein. 2.50 M.
Conrad J., Die Statistik der Universität Halle während der 200 Jahre ihres Bestehens. Festschrift. Halle. 1894.
Hertzberg G., Die Stadt und Universität Halle a. S. im Jahre 1794. Gelegenheitsschrift. Halle. 1894. Vgl. oben S. 225.
Acta facultatis medicae universitatis Vindobonensis. I. 1399—1435. Auf Veranlassung des medizinischen Doktorenkollegiums aus der Original-Handschrift herausgegeben von K. Schrauf. Festgabe des Wiener Medizinischen Doktorenkollegiums zur 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Wien. 1894. Verlag des medizinischen Doktorenkollegiums.

Die Literatur in der Schule.

Brunner A., Literaturkunde und Literaturgeschichte in der Schule. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Literaturgeschichte „Euphorion" 1895, Heft 1. Bamberg, Buchner. 50 ₰.
Abriß der deutschen National-Literatur. Nach Brugier zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet. Freiburg i. B., Herder.
Kummer K. F. und Stejskal K., Einführung in die Geschichte der deutschen Literatur. 2. Auflage. (Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Herausgegeben von K. Stejskal. 3. Bändchen.) Wien, Manz. 2.40 M.
Sommert H., Grundzüge der deutschen Poetik für den Schul- und Selbstunterricht. 5. Auflage. Wien, Bermann & Altmann. 1.60 M.
Volksschriften. Zum Gebrauch in Fortbildungsschulen neu herausgegeben von F. Jonas. 1. und 10. Heft. Berlin, Oehmigke.
1. Schulz O., Zur Erinnerung an Friedrich den Großen. 2. Aufl. 30 ₰.
10. Kleine Schriften von E. M. Arndt. 40 ₰.

Blume L., Praktische Anleitung zu deutschen Aufsätzen. Ein Hilfsbuch für Gymnasiasten und Schüler verwandter Lehranstalten. Wien, Hölder. 2.80 ℳ

Heinze H. und W. Schröder, Aufgaben aus deutschen Dramen. 2. und 3. Bändchen. Leipzig, Engelmann.

2. Aufgaben aus „die Jungfrau von Orleans“, zusammengestellt von Schröder. 80 ₰.

3. Aufgaben aus „Wallenstein“ zusammengestellt von Heinze. 1 ℳ

Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke für den Schulgebrauch, herausgegeben von A. Brunner. Bamberg, Buchner.

IX. Lessings Minna von Barnhelm, erklärt von K. Küffner. 50 ₰.

X. Goethes Egmont, erklärt von M. Hoferer. 50 ₰.

XI. Goethes Götz von Berlichingen, erklärt von H. Steiger. 60 ₰.

XII. Ausgewählte Reden (der Abhandlungen und Reden II. Teil), erklärt von A. Baldi. 60 ₰.

Inhalt: J. J. Engel, Lobrede auf den König Friedrich den Großen. — Döderlein, Rede zur Erinnerung an die Veröffentlichung der bayerischen Staatsverfassung. — Grillparzer, Rede am Grabe Beethovens. — Geissel, Festrede bei der Einweihung des Domes zu Köln. — Döllinger, Rede zum Gedächtnis des Königs Maximilian II. — Fürst Bismarck, Rede über die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem deutschen Reiche. — Cron, Goethe und die Schule. — Graf Eulenburg, Rede zur Einweihung des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde.

Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Wien und Prag, Tempsky.

Schiller F. v., Die Räuber. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von R. Scheich. 80 Heller.

Schiller F. v., Don Carlos, Infant von Spanien. Ein dramatisches Gedicht. Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. H. Stoklaska. 1 Krone.

Goethes Egmont von F. Vollmer (W. Kuenen und M. Evers, Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht. 11. Bändchen.) Leipzig, Bredt. 1 ℳ

Schiller F. v., Wilhelm Tell. Schauspiel. 5. Auflage. (Gewählte Lektüre für Schule und Haus. Herausgegeben von A. Hentschel und K. Linke. Nr. 2.) Leipzig, Peter.

Schiller F. v., Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie. Schulausgabe, 2. Auflage, besorgt von M. Evers. (Meisterwerke der deutschen Literatur in neuer Auswahl und Bearbeitung für höhere Lehranstalten von K. Holdermann, L. Sevin, M. Evers und B. Uellner. Band 7.) Berlin, Reuther & Reichard. 75 ₰.

Hackländer F. W., Der geheime Agent. Lustspiel in fünf Aufzügen. Edited with an introduction and notes by E. L. Millner-Barry. Edited for the syndics of the university Press. Cambridge. At the university Press. 1894.

Riehl W. H., Die Ganerben, die Gerechtigkeit Gottes. Zwei Geschichten. Edited with notes and a complete vocabulary by H. J. Wolstenholme. Edited for the syndics of the university press. Cambridge. At the university Press.

Sagen- und Stoffgeschichte. Volkstümliches.

Wannenmacher, Die Griseldissage auf der iberischen Halbinsel. Straßburger Dissertation.

Popek A., Der falsche Demetrius in der Dichtung mit besonderer Berücksichtigung Schillers und seiner Fortsetzer. (Fortsetzung.) Programm. Linz. 1894.

Wisnar J., Das Neujahr. Eine folkloristische Plauderei. Znaim, Fournier & Haberler. 60 ₰.

Kausen A., Im Blütenduft und Winterschnee. Blätter aus dem Kranze deutscher Festzeiten und Festbräuche. Heiligenstadt, Cordier. 3.50 ℳ

Gruner O., Weitere Beiträge zur Erforschung volkstümlicher Bauweise. Nebst einer einleitenden Betrachtung über die Ursachen ihres Verschwindens in unseren Dörfern. Mit 27 Abbildungen nach Original-Zeichnungen des Verfassers. Leipzig, Felix. 1.60 ℳ

Humanus, L'union fait la force. Berlin, Internationales Verlagsinstitut der „Union". 50 ₰.
Darin u. a.: Deutsches Volkslied.

Household stories from the collection of the Brothers Grimm; from the German, by L. Crane, and done into pictures by W. Crane. New-York, Macmillan & Co. 1894.

Grimm J. en W., Sprookjes en vertellingen. Geïllustreerd door P. Grot Johann. 'sGravenhage, De Gebroeders Van Cleef. 1894.

Grimms Aeventyr. Pragtudgave, illusteret af P. Grot Johann og R. Leinweber. Stockholm, R. Stjernholm. 1894.

Nover J., Deutsche Sagen in ihrer Entstehung, Fortbildung und poetischen Gestaltung (Beliebte deutsche Volkssagen, 1. Band. Faust, Till, Eulenspiegel, Der ewige Jude, Wilhelm Tell.) Gießen, Roth. 2.50 ℳ

Becker K., sechs altdeutsche Volkslieder. Im Anschluß an Liederbücher des 15. und 16. Jahrhunderts für Männerchor bearbeitet. Neuwied, Heuser. 25 ₰.

[Hauffen A.,] Fragebogen zur Sammlung der volkstümlichen Ueberlieferungen in Deutsch-Böhmen. (2. erweiterte Auflage) Prag, Verlag der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

Voges Th., Sagen aus dem Lande Braunschweig gesammelt. Mit einer Karte. Braunschweig, Goeritz. 4 ℳ

Hauffen A., Die deutsche Sprachinsel Gottschee, Geschichte und Mundart, Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Sagen, Märchen und Lieder. Mit vier Abbildungen und einer Sprachkarte (Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer. Durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben von J. Hirn und J. E. Wackernell.) Graz, Styria. 8 ℳ

Inhalt: Vorwort. I. Lage und Beschaffenheit der Sprachinsel. II. Ueber die Herkunft der Gottscheer und die Geschichte der Sprachinsel. III. Die Gottscheer Mundart. IV. Lebensverhältnisse, Erwerbsquellen und öffentliche Zustände. V. Tracht und Hausbau. VI. Sitten und Bräuche, Aberglaube und Mythen. VII. Märchen, Sagen und Volkserzählungen. VIII. Volkslieder. — Exkurse: 1. Die Vertretung von Niemals im Volksliede. 2. Du bist mein, ich bin dein. 3. Blumen auf Gräbern. — Texte. I. Geistliche Lieder und Legenden Nr. 1—43. II. Balladen und Liebeslieder Nr. 44—101. III. Lieder zu Sitte und Brauch, Scherz- und Kinderlieder Nr. 102—168. — Erläuterungen und Anmerkungen zu den einzelnen Liedern, nebst gelegentlichen Untersuchungen zur Stoffgeschichte. — Verzeichnis der Literatur über Gottschee. Verzeichnis der für die Anmerkungen benützten volkskundlichen Schriften.

Egler L., Mythologie, Sage und Geschichte der Hohenzollernschen Lande. Sigmaringen, Liehner. 2 ℳ

Schleicher A., Volkstümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande. 2. Auflage. Sonneberg, Albrecht. 3 ℳ

Lewalter J., Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben. 5. (Schluß-) Heft. Hamburg, Fritzsche. 1 ℳ

Wagner J. A. Freiherr v. (J. Renatus), Fürst Mittscherlich im Oberlausitzer Sagenkranz. Eine Vorspiegelung falscher Thatsachen. Mit 12 Bildern von R. Blumenan. Bautzen, Hübner. 4 ℳ

Fuchs J. R. und F. Kieslinger, Volkslieder aus der Steiermark. Ausgewählt und herausgegeben. Augsburg, Lampart. 1.50 ℳ

Holczabek J. W. und A. Winter, Sagen und Geschichten der Stadt Wien. Nach den besten Quellen bearbeitet. 1. Bändchen. 3. Auflage. Wien, Gräser. 1.60 ℳ

Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten. Metrik.

Lichtenberger H., Histoire de la langue allemande. Paris, Laisney. 7 fr. 50 c.

Gartner Th., Ein neues Büchlein über Sprachrichtigkeit. (A. Heintze, Gut deutsch.) [Aus den „Bukowiner Nachrichten".] Czernowitz, Schally. 40 ₰.

Boucke E., P. Augustin Dornblüths Observationes. Dissertation. München.

Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Fortgesetzt von M. Heyne, R. Hildebrand, M. Lexer, K. Weigand und E. Wülcker. Neunten Bandes dritte Lieferung. Schlagen — Schleier. Bearbeitet unter Leitung von M. Heyne. Leipzig, Hirzel. 1894.

Des IX. Bandes 4. Lieferung (S), XII. Bandes 6. Lieferung (V) befinden sich im Druck.

Gutzeit W. v., Wörterschatz der deutschen Sprache Livlands. Erster Teil. Gerichtsvollzieher — Gesellschaftung. Dritter Teil. Erste Hälfte. Salzsee bis Schindelumlauf. Vierter Teil. Verleistung — verpetern. Nachträge zu A — S und V. Riga, Kymmel. 1894. 2.40 ℳ

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. 28. Heft. Bearbeitet von F. Staub, L. Tobler, R. Schoch und A. Bachmann. (3. Band. Sp. 1089—1248.) Frauenfeld, Huber. 2 ℳ

Witte H., Das deutsche Sprachgebiet Lothringens und seine Wandelungen von der Feststellung der Sprachgrenze bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von A. Kirchhoff. 8. Band. 6. Heft.) Stuttgart, Engelhorn. 6.50 ℳ

Lenz H. K., Jüdische Eindringlinge im Wörter- und Citatenschatz der deutschen Sprache. Allen Sprachreinigern gewidmet. Münster, Russel. 60 ₰.

Kluge F., Deutsche Studentensprache. Straßburg, Trübner. 2.50 ℳ

Bartholomäus W., Verdeutschungs-Wörterbuch. Unter Mitwirkung von C. Schmelzer bearbeitet und herausgegeben. Bielefeld, Helmich. 3 ℳ

Borchardt W., Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde, nach Sinn und Ursprung erläutert. In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von G. Wustmann. 5. Auflage. Leipzig, Brockhaus. 6 ℳ

Schrader H., Der Bilderschmuck der deutschen Sprache in Tausenden volkstümlicher Redensarten. Nach Ursprung und Bedeutung erklärt. 3. Auflage. Weimar, Felber. 6 M.

Reinle K. E., Zur Metrik der Schweizerischen Volks- und Kinderreime. Dissertation. Basel. 1894.

16. und 17. Jahrhundert.

Spanier M., Ueber Murners Narrenbeschwörung und Schelmenzunft. Dissertation. Heidelberg. 1894.

Beyschlag W., Das Vorsehungsvolle in Luthers Sendung. Vortrag. (Flugschrift des Berliner Zweigvereins des Evangelischen Bundes.) Berlin, Rühe. 10 ₰.

Fronius R., Luthers Beziehungen zu Böhmen. I. Luthers Beziehungen zu den Utraquisten. (Aus dem Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich.) Czernowitz, Fronius. 75 ₰.

Loesche G., Johannes Mathesius. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. 1. Band. Gotha, Perthes. 10 M.

Peritz M., Ein hebräischer Brief Elijah Levitas an Sebast. Münster, nach der von Letzterem im Jahre 1531 besorgten Ausgabe aufs Neue herausgegeben und mit einer deutschen Uebersetzung und Anmerkungen versehen. Berlin, Mayer & Müller. 80 ₰.

Hans Sachs. Eine Auswahl seiner Dichtungen für das Volk und die reifere Jugend von R. Staude (Schroedels Jugendbibliothek. A. Historische Abteilung Nr. 3). Halle, Schroedel. 1 M.

Suphan B., Hans Sachs Humanitätszeit und Gegenwart. Vortrag zur Hans Sachs-Feier in Weimar nebst zugehörigen Aufsätzen. Weimar, Böhlau. 1 M.
Inhalt: Vorbericht mit dem Hauptstück aus Hans Sachsens „Klagred der neuen Muse oder Künst über gantz Deutschland". — Hans Sachs. Von C. M. W. Wielands Aufsatz aus dem Aprilheft des deutschen Merkur 1776. Unter dieser Chiffre abgedruckt in der Weimarischen Zeitung, Sonnabend, den 27. Oktober 1894 vgl. oben S. 239. — Hans Sachs. Fortsetzung. Ebendort, Sonntag, den 28. Oktober 1894. — Hans Sachs, Humanitätszeit und Gegenwart. Vortrag zur Weimarer Hans Sachs-Feier. — Schlußverse bei Wiederholung des Vortrags in Jena zur Feier des 50jährigen Jubiläums der Rosenvorträge. — Die Hans Sachs-Ausstellung zu Weimar von C. Ruland (Weimarische Zeitung, Sonntag, den 25. November 1894).

Joß V., Hans Sachs, Sein Leben und dichterisches Schaffen. Festschrift zur Feier des 400. Geburtstages des Dichters. Prag 1894. Verlag der Lese- und Redehalle.

Lilius Gregorius Gyraldus, De Poetis nostrorum temporum. Herausgegeben von K. Wotke. (Lateinische Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von M. Herrmann Nr. 10.) Berlin, Weidmann. 1894. 2.40 M.

Kralik R., Das Volksschauspiel von Doktor Faust erneuert. Wien, Konegen. 1 fl.

Michael E., Martin Rinckhart als Dramatiker. Dissertation. Leipzig. 1894.

Herrmann R., Schuppes Lehre vom Denken, kritisch beleuchtet. Dissertation. Greifswald. 1894.

Cochem M., Erklärung des hl. Meßopfers. Ein Haus- und Gebetbuch. 12. Auflage, mit einem Anhang von 8 aus dem römischen Meßbuche übersetzten Meßgebeten, nebst deren Erklärung. Landshut, Thomann. 1.50 M.

18. Jahrhundert.

Wolff E., Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben. Erster Band. Kiel und Leipzig, Lipsius & Fischer. 6 M.

Inhalt: 1. Kapitel. Ueber Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache. — 2. Gottsched im Kampf um die Aufklärung. — Die beiden Kapitel erschienen zuerst in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, vgl. Euphorion 1, 428, 659; 2, 199. Der zweite Band wird Gottscheds Eingreifen in die literarische Entwicklung, sowie seinen Einfluß auf das Bildungsleben deutscher Städte und Höfe darstellen, auch eine Würdigung seiner Persönlichkeit unternehmen.

Frenzel K. O., Ueber Gellerts religiöses Wirken. Bautzen, F. A. Reichel. 1894. 1.20 M.

Gellerts Thätigkeit ist unter dem gegebenen Gesichtspunkt eingehend betrachtet, alles was auf sein religiöses oder, wie man vielfach sagen mußte, moralisches Wirken Bezug hat, ist fleißig zusammengestellt, wobei die — eingangs wohl ziemlich vollständig verzeichneten — Nekrologe mit Recht besondere Berücksichtigung erfahren haben, ohne daß jedoch aus dieser immerhin einseitigen und kaum Neues bietenden Beleuchtung des Mannes der literarhistorischen Forschung ein wesentlicher Gewinn erwüchse. — S. 67 hätte wohl auch erwähnt werden dürfen, daß Gellerts Gedichte, vor allem seine geistlichen Lieder, die Lieblingslektüre von Schillers Mutter waren. Grade das Kapitel von der Nachwirkung und Würdigung Gellerts bei der Nachwelt würde ein dankbares Thema abgeben für eine Betrachtung, die sich allerdings nicht auf seine religiöse Wirksamkeit zu beschränken hätte. Hw.

Gensel W., Johann Friedrich v. Cronegk, sein Leben und seine Schriften. (Berliner Dissertation.) Leipzig, Hinrichs. 1.60 M.

Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. Zehnter Band. Stuttgart, Göschen. 1894. 4.50 M.

Enthält den zweiten Band der Hamburgischen Dramaturgie und die Briefe antiquarischen Inhalts, für deren ersten Teil dreierlei verschieden corrigierte Exemplare der Gesamtausgabe verglichen wurden; ferner aus der Hamburgischen neuen Zeitung die von Redlich, Boxberger und v. Weilen für Lessing in Anspruch genommene Besprechung von Ramlers Oden und die kurze Notiz über das Amtsjubiläum von Lessings Vater, aus dem Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten die Besprechung von Meusels „Bibliothek des Apollodors"; endlich das Titelblatt der von Lessing teilweise übersetzten „Briefe über die Tanzkunst und über die Ballette, von Herrn Noverre. Hamburg und Bremen. 1769."

Lessing, Minna von Barnhelm. Illustrirte Elzevier-Ausgabe. Leipzig, Seemann. 2 M.

Lessing, Minna de Barnhelm, ou le Soldat heureux, comédie. Publiée avec une notice, un argument analytique et des notes en français par B. Lévy. Paris, Hachette et Cie. 1894. 1 fr. 50 c.

Lessing, Emilia Galotti. Uebersetzung ins Russische. Petersburg, Lederle. 1894.

Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Herausgegeben von G. E. Lessing. 5. Auflage. Berlin, Georg Reimer. 3 M.

Stockmeyer K., Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. 2. Auflage. Basel, Jaeger & Kober. 20 Pf.

Geride, Zum Gedächtnis Herders. Ein Vortrag, gehalten in der Loge „Friedrich zur ernsten Arbeit" in Jena. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. 50 Pf.

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, Böhlau. 1894.

13. Band. Erste Abteilung. Inhalt: Paläophron und Neoterpe. Neuer Schluß. Schluß von Paläophron und Neoterpe. Aufgeführt zum Geburtstag der Prinzessin Marie. — Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters am 19. September 1807. — Was wir bringen. Lauchstädt. Prolog bei Wiederholung des Vorspiels in Weimar. — Was wir bringen. Fortsetzung. Halle. — Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1821. — Finale zu Johann von Paris. — Zu Wallensteins Lager. — Nachspiel zu Ifflands Hagestolzen. — Theaterreden. — Götz von Berlichingen. Für die Bühne bearbeitet. — Die zweite Abteilung von Band 13 wird die Goethische Theaterbearbeitung von Kotzebues „Schutzgeist" und die Paralipomena und Lesarten zu den Stücken der ersten Abteilung bringen.

24. Band. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Erster Teil. Ohne die Lesarten.

III. Abteilung. 6. Band. Tagebücher 1817—1818. — Agenda. 1817. — Anhang. Nachtrag zu III, 2, 314. „1800. Kurzgefaßtes Tagebuch von dem, was bey des Herrn Professor Gentz hiesigem Aufenthalt geschehen." Aufzeichnungen vom 28. November bis zum 10. Dezember 1800, in Schloßbau-Akten nachträglich gefunden. — Bearbeiter des Bandes ist F. Heitmüller. Die Anmerkungen und Lesarten sind mit Benutzung von Aufzeichnungen Heitmüllers hergestellt von J. Wahle. Redactor: B. Suphan.

IV. Abteilung. Goethes Briefe. 16. Band. 1802. 1803. Herausgeber: E. v. d. Hellen. Redactor: B. Suphan. — Nr. 4460—4800.

Unter der Presse: Werke 5. Band 2. — II. Abteilung. 12. Band. — III. Abteilung. 7. Band. — IV. Abteilung. 17. Band.

Goethes sämtliche Werke in 36 Bänden. Mit Einleitungen von K. Goedeke. 20. und 21. Band. Stuttgart, Cotta. à 1.10 ℳ.

Goethes Werke. 17., 18. und 19. Teil. Wahrheit und Dichtung. 1., 2. und 3. Teil. Herausgegeben von H. Düntzer (Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von J. Kürschner. 208. und 209. Band). Stuttgart, Union. à 2.50 ℳ.

Goethe, Oeuvres. Traduction nouvelle par J. Porchat. Les Années de voyage de Wilhelm Meister; Entretiens d'émigrés allemands; les Bonnes Femmes, nouvelle. Paris, Hachette et Cie. 1894. 6 fr.

Goethe W. v., Götz von Berlichingen. Schauspiel. Mit 3 Tonbildern und 11 Abbildungen im Text. Berlin, Literatur-Verein „Minerva". 50 ₰.

Goethe, Die Leiden des jungen Werthers. Diamant-Ausgabe. Mit Illustrationen von F. Skarbina. Berlin, Grote. 2 ℳ.

Goethe, Werther. Paris, Fayard. 1894.

Goethe, Ifigenia w Taurydzie, dramat, przełożył J. Kasprowicz (Biblioteka powszechna 121). Złoczów, Zuckerkandl.

Goethe-Schiller, Klassische Balladen, Illustrierte Elzevier-Ausgabe. Leipzig, Seemann. 2 ℳ.

Goethe W. v., Hermann und Dorothea. Mit 11 Vollbildern. Berlin, Literatur-Verein „Minerva". 50 ₰.

Goethe, Le Faust. Traduction métrique par G. Pradez avec le texte original en regard et les portraits du poète et du traducteur. Lausanne, Benda. Paris, Ollendorff. 6 ℳ.

Goethes Faust; from the German by J. Anster; with introd. by H. Morley. New-York, G. Routledge & Sons. 1894. 75 c.

Goethes Briefe an Frau v. Stein, nebst dem Tagebuch aus Italien. Mit Einleitung von K. Heinemann. 3. und 4. Band. (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur. 248. und 249. Band). Stuttgart, Cotta. 1 ℳ.

Müller G. A., Die Nachtigall von Sesenheim. Goethes Frühlingstraum. Ein heiter-ernster Sang vom Rhein. Leipzig, Fiedler. o. J. 4.50 ℳ.

Ulrike von Levetzow zugeeignet. — Illustrationen. Straßburg: Goethehaus. Das eiserne Männlein. — Sesenheim: Kirche von außen. Die alte Pfarrscheune. Das alte Pfarrhaus. Hügel und Laube Friederikenruh. Der Pfarrstuhl. Eingang zur Kirche. Goethe-Eiche mit dem wilden Apfelbaum.

Sinzheimer S., Goethe und Byron. Eine Darstellung des persönlichen und literarischen Verhältnisses mit besonderer Berücksichtigung des „Faust" und Manfred". Dissertation. Heidelberg. 1894.

M. H., Der Wiener Goetheverein und seine Denkmal-Geschichte von 1878—1894. Wien, Szelinski. 50 ₰.

Anhang. Uebersicht der im „Wiener Goethe-Verein" gehaltenen Vorträge.

Schillers sämtliche Werke. Mit 300 Abbildungen deutscher Künstler. 1.—4. Lieferung. Berlin, Nagel. à 20 ₰.

Schiller, Udvalgte Vaerker oversatte af J. Magnussen med Indledninger af P. Hansen. 13.—24. Heft. Kjoebenhavn, S. Michaelsen.

Morceaux choisis de Schiller. Publiés avec des notices et des notes en français par B. Lévy. Nouvelle édition. Paris, Hachette et Cie. 3 fr.

Schiller F. v., Gedichte. (Allgemeine Volksbibliothek Nr. 34—36, 37—39.) Neusalza, Oeser à 10 ₰.

Schillers Gedichte. Mit Einleitung. Illustrierte Ausgabe. Berlin, Literatur-Verein „Minerva". 1.50 ℳ.

Schiller, Marie Stuart. Paris, Gautier.

Schiller, Marie Stuart, tragédie; Texte allemand, précédé d'une analyse litéraire de Mme. de Staël, et publié avec des notes explicatives par Th. Fix. Nouvelle édition. Paris, Hachette et Cie. 1.50 fr.

Schiller, Die Jungfrau von Orleans. Schauspiel. Berlin, Literatur-Verein „Minerva". 50 ₰.

Schiller, Jeanne d'Arc, tragédie; Texte allemand, publié avec un argument analytique, une notice litéraire, des éclaircissements et des notes par E. Bailly. 5. édition, revue. Paris, Hachette et Cie. 2.50 fr.

Schiller, Jeanne d'Arc (la Pucelle d'Orléans), tragédie romantique. Edition classique du texte allemand, avec introduction et commentaire par E. Henry. Paris, Belin Frères.

Schiller, Maid of Orleans, tr. by Anna Swanwick; with memoir. New York, Macmillan & Co.

Schillers Wilhelm Tell, Schauspiel. Berlin, Literatur-Verein „Minerva". 50 ₰.

Schiller, William Tell, tr. by Sir Th. Martin. New ed., rev.; with memoir. New York, Macmillan & Co.

Schillers Demetrius. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von G. Kettner (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von B. Suphan. 9. Band.) Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 1894.

Inhalt: Vorwort von B. Suphan. — Einleitung. — Demetrius-Fragment. I. Aufzug. — II. Aufzug. — Scenen in Sambor. — II. Aufzug. 1. Scene in älterer Fassung. — Skizzen und Entwürfe: Skizzenblätter. Scenar. Entwürfe zu Akt I. Entwürfe zu Akt II. — Vorstudien: Studienheft. Collectanea. — Lesarten und Anmerkungen.

Stein A., Schillers Demetrius-Fragment und seine Fortsetzungen (Schluß). Programm der Oberrealschule zu Mühlhausen i. E.

Wychgram J., Illustrierte Schiller-Biographie. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen, darunter vielen noch nicht veröffentlichten interessanten Porträts und Autographen. Erste Abteilung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 2.40 M.

---

19. Jahrhundert (alphabetisch).

Alexis W. (W. Häring), Der Werwolf. Vaterländischer Roman. 2 Teile in 1 Bande. 6. Auflage. Berlin, Janke. 3 M.

Alexis W. (W. Häring), Der Roland von Berlin. Vaterländischer Roman. 5. Auflage. Berlin, Janke. 4 M.

Armand (F. A. Strubberg), Ausgewählte Romane. 1. Abteilung. 2 Bände. (An der Indianergrenze oder treuer Liebe Lohn.) Weimar, Schriftenvertriebs-Anstalt. 6 M.

Arndt E. M., Werke. Erste einheitliche Ausgabe seiner Hauptschriften. Mit Anmerkungen herausgegeben von H. Meisner. 5. Band. Leipzig, Pfau. 3 M.
Inhalt: Gedichte. Vollständige Sammlung. 3. Teil.

Auerbach B., Schriften. Band 15. Stuttgart, Cotta. 1 M.
Inhalt: Schwarzwälder Dorfgeschichten. 7. Band.

Auerbach B., Schwarzwälder Dorfgeschichten. Uebersetzung ins Russische. Petersburg, Lederle. 1894.

Brentano C., Chronika eines fahrenden Schülers. Fortgesetzt und vollendet von A. v. der Elbe. 7. Auflage. Heidelberg, Winter. 5 M.

Chamisso A. v., Ausgewählte Gedichte. Leipzig, Fiedler. 1.50 M.

Chamisso A. v., Frauenliebe und Leben. Ein Lieder-Cyclus. Illustriert von E. Klein und R. E. Kepler. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 6.50 M.

Chamisso A. v., Frauen-Liebe und Leben. Lieder-Kreis. Illustriert von P. Thumann. 24. Auflage. Leipzig, Titze. 20 M.

Dalberg Theresia Maria Reichsfreiin v., Ein Vergißmeinnicht an ihre Leiden und ihre Lieder. Wien, Mayer & Co. 1 M.

Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts. Illustrierte Elzevier-Ausgabe. Leipzig, Seemann. 2 M.

Gerhardt D. v. (G. v. Amyntor), Das Skizzenbuch meines Lebens. 1. Teil 2. Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei.

Jaeslin E., Elsi. Eine Tragödie. Nach J. Gotthelf. Basel, Schwabe. 1.60 M.

Hackländer F. W., Geïllustreerde werken. Leiden, H. W. Sijthoff. 1894.

Hauff W., Lichtenstein. Eine romantische Sage. Leipzig, Knaur. 1 M.

Hauff W., Lichtenstein. Eine romantische Sage. Leipzig, Fiedler. 2 M.

Hauff W., Phantasien im Bremer Ratskeller. Ein Herbstgeschenk für Freunde des Weines. Illustriert von H. Schwaiger. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 12 M.

Allgemeine Volks-Bibliothek. Neusalza, Oeser.
40, 41. Hauff W., Die Karawane. Märchen.
42—44. Hauff W., Das Wirtshaus im Spessart. Märchen.
45, 46. Hauff W., Der Scheik von Alessandria und seine Sklaven. Märchen.
47. Hauff W., Othello. Novelle.
54. Hauff W., Phantasien im Bremer Ratskeller. Ein Herbstgeschenk für Freunde des Weins.

Hauff W., Märchen. Uebersetzung ins Russische. Petersberg, Pawlenkow.

Gnom, ciekawa bajka, z niemieckiego W. Hauffa. Teschen, Feitzinger.
Hauff W., De bedelares van den pont des arts. Arnhem, De Muinck & Co. 1894. 70 c.
Heine Enrico, Poesie tradotte da G. Chiarini. Bologna, Zanichelli. 1894. 4 l.
Heine Enrico, Dal Viaggio sull' Harz. (Aus der Harzreise.) Traduzione di C. Ravanelli. Bergamo, Corti e Ronzoni. 1894.
Heine Enrico, Donne e fanciulle di Shakespeare. Traduzione di G. Zippel. Milano, Sonzogno. 1894. 25 c.
Heine H., válogatott költeményei. Németböl ford. Ivanhoe. Budapest, Hornyanszky. 1894. (Ausgewählte Gedichte.)
Goetze R., H. Heines Buch der Lieder und sein Verhältnis zum deutschen Volkslied. Dissertation. Halle.
Herlošk [Herlossohn], Valdštýnova první láska. (Wallensteins erste Liebe.) 2 Bände. Prag, Hyneck. 1894.
Herrig H., Gesammelte Schriften. 1. und 4. Teil. Berlin, Luckhardt. à 1.80 M.

1. Luther. Ein kirchliches Festspiel, zur Feier des 400jährigen Geburtstages Martin Luthers in Worms gedichtet. 24. Auflage. — 4. Christnacht. Ein Weihnachtsspiel für die Volksbühne. 2. Auflage.

Turgenjew, Erinnerung an die Junitage 1848 und G. Herwegh in Paris. Herausgegeben von A. Fischer. Berlin, Bath. 50 ₰.
Immermann, Der Oberhof. (Aus „Immermann, Münchhausen".) Klassiker-Ausgabe. Illustriert von B. Vautier. 5. Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt, A.-G.
Berlepsch H. E. v., Gottfried Keller als Maler. Nach seinen Erzählungen, seinen Briefen und dem künstlerischen Nachlasse dargestellt. Leipzig, Seemann. 2.75 M.
Kerner J., Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mit einer biographischen Einleitung von C. du Prel. (Universal-Bibliothek Nr. 3316—3320.) Leipzig, Reclam. 1 M.
Kleist H. v., Der zerbrochene Krug. Ein Lustspiel. Mit 7 Illustrationen nach A. Menzel. Berlin, Literatur-Verein „Minerva". 40 ₰.
Kleist H. v., Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe. Romantisches Ritterschauspiel. Berlin, Literatur-Verein „Minerva". 50 ₰.
Lewald F., The mask of beauty: a novel; from the German by M. M. Pleasants; ill. by F. A. Carter. New York, Rob. Bonner's Sons. 1894.
Mügge Th., Toussaint. 6 Bände. (Die besten Romane der Weltliteratur. Neue Ausgaben. 4. Serie. 7.—12. Band.) Teschen, Prochaska. à 50 ₰.
Schulte vom Brühl, Otto Müller. Ein deutsches Dichterleben, dargestellt aus des Dichters Briefen. Stuttgart, Bonz & Comp. 50 ₰.
Naaff A. A., Der Sonne zu. (3. selbständige Sammlung.) Zweite Auflage. Wien 1895/96, „Lyra"-Verlag.

Verdient hier Erwähnung wegen der Vorrede: „Die Stellung und Aufgabe der lyrischen Dichtung der Gegenwart."

Nathusius M., Tagebuch eines armen Fräuleins. Leipzig, Fiedler. 1.50 M.
Overhage H., Geistlicher Blumengarten. Religiöse Lieder und Gedichte aus dem Nachlasse. Herausgegeben von E. Siering. 4. (Schluß-) Band. Frankfurt a. M. A. Foesser. 2.40 M.
Truxa H. M., Marie Edle v. Pelzeln (Emma Franz). Ein Beitrag zur Literaturgeschichte Oesterreichs. Mit einem Porträt, einer Abbildung und drei bisher

ungedruckten Novellen aus dem literarischen Nachlasse Marie von Pelzelns. Wien, H. Kirsch. 1.60 M.

Marie von Pelzeln (4. Dezember 1830 bis 25. Juli 1894) war die Enkelin der Caroline Pichler und wie diese eine fruchtbare Schriftstellerin. Die vorliegende Schrift enthält einen kurzen Abriß ihres Lebens mit eingestreuten Jugendgedichten; einen Stammbaum der Familien Pelzeln, Pichler und Greiner; den Adelsbrief ihres Vaters Joseph Bernhard Pelzel ddo. 15. Jänner 1804; ein bibliographisches Verzeichnis sämtlicher Schriften Marie von Pelzelns 1864 — 1895 (4 Romane und 186 Erzählungen größeren Umfanges) und die drei bisher ungedruckten Novellen: „Cavalleria rusticana", „Die Alte vom Walde", „Nicht alles, was glänzt, ist Gold".

Pietsch L., Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den sechziger Jahren. 2. Band. Berlin, Fontane. 1894. 6 M.

Besson, Platen, Etude biographique et littéraire. Paris, Leroux. 1894.

Polko E., Bedeutende Menschen. Portraitskizzen, Lebenserinnerungen und Novellen. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 5 M.

Putlitz E. zu, geb. Gräfin Königsmarck, Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild. Aus Briefen zusammengestellt und ergänzt. 2. u. 3. (Schluß-) Teil. Mit einem Portrait und einer Ansicht. Berlin, A. Duncker. à 5 M.

Reuter F., Sämtliche Werke. (In 15 Bänden.) Wismar, Hinstorff. à 4 M.
2., 5. und 10. Teil, 16. Auflage; 4. Teil, 15. Auflage; 9. Teil, 17. Auflage; 11. und 12. Teil, 12. Auflage; 15. Teil, 5. Auflage.

Reuter F., Sämtliche Werke, Volksausgabe in 7 Bänden. 8. Auflage. Wismar, Hinstorff. 26 M.

Reuter F., Ut mine Festungstid. Olle Kamellen II. (Aus der Volksausgabe.) Wismar, Hinstorff. 2 M.

Reuter F., Dörchläuchting. Olle Kamellen VI. (Aus der Volksausgabe.) 8. Auflage. Wismar, Hinstorff. 2 M.

Reuter F., Kompleete proza-en dichtwerken. Geïllustreerd. Goedkoope uitgave, bewerkt door en onder toezicht van E. Laurillard. Arnhem. Nijmegen, Gebr. E. & M. Cohen. 1894.

Raatz G., Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken. Urbilder bekannter Reuter-Gestalten. Mit Portraits, Skizzen, Ansichten rc., zum Teil nach Originalen von Reuters Hand. Wismar, Hinstorff. 3 M.

Riehl W. H., Religiöse Studien eines Weltkindes. Stuttgart, Cotta. 1894.
Enthält auch Autobiographisches.

Türk K., Ludwig Robert. Trauerspiel. Dresden, Pierson. 1.50 M.

Ruppius O., Gesammelte Erzählungen aus dem deutschen und deutsch-amerikanischen Volksleben. 4. Gesamt-Ausgabe in 5 Bänden. Leipzig, Knaur. 10 M.

Kirn O., Schleiermacher und die Romantik. Basel, Reich. 80 Pf.

Schulze E., Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. Leipzig, Fiedler. 1 M.

Sealsfield Ch., Der Legitime und der Republikaner. Eine Geschichte aus dem 2. amerikanisch-englischen Kriege. Osnabrück, Wehberg. 4 M.

Sommer B., Gedichte. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von E. Sommer. Frankfurt a./M., Foesser. 4 M.

Spindler C., Der Bastard. Eine deutsche Sittengeschichte aus dem Zeitalter Kaiser Rudolfs II. 4 Teile in 2 Bänden. Stuttgart, Malcomes. 3 M.

Spitta C. J. Ph., Psalter und Harfe. Zwei Sammlungen christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. Reutlingen, Fleischhauer & Spohn. 2 M.

Stieler K., Ein Winter-Idyll. 17. Auflage. Stuttgart, Bonz & Co. 4 M.

Storm Th., Immensee. 41. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 3 M.

Storm Th., Geschichten aus der Tonne; ed. with introd. and notes, by C. F. Brusie. Boston, Ginn & Co.
Uhlands Gedichte und Dramen. 2. Band. Illustriert von O. Herrfurth und C. Storch (Illustrierte Klassiker-Bibliothek Band 8). Berlin, Bong & Co. 4 M.
Volkmann-Leander R. v., Träumereien an französischen Kaminen. Märchen. 22. Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3 M.
Weber F. W., Gedichte. 18. Auflage. Paderborn, Schöningh. 4.50 M.
K. Werders Gedichte. Herausgegeben von O. Gildemeister. Berlin, Fontane. 4 M.
Wildermuth O., Gesammelte Werke. Herausgegeben von ihrer Tochter A. Wildermuth. Illustriert von F. Bergen. Band 9 und 10. Stuttgart, Union. à 3 M.
9. Auguste. Beim Lampenlicht. Erzählungen.
10. Perlen aus dem Sande. Erzählungen.
Zschokke H., Florette oder die erste Liebe Heinrich IV. Erzählung. (Bibliothek für Alle Nr. 8.) Basel, Köhler. 15 Pf.

---

3. Bibliographie der im Jahre 1893 in den Niederlanden erschienenen Arbeiten auf dem Gebiete der modernen Literaturgeschichte.

Wer es unternehmen will, den Anteil Hollands an der literarhistorischen Durchforschung des Mittelalters und der Neuzeit zu bestimmen, ist verpflichtet, einiges vorauszuschicken, um die auffallende Stellung dieses Landes erklärlich zu machen.

Die modernen Sprachen außer der Landessprache haben es in Holland trotz aller Bemühungen noch nicht zur verpflichteten akademischen Betreibung bringen können. Nur je eine Professur für Deutsch, Französisch, Englisch in Groningen dient mehr gelegentlichen persönlichen als staatlich anerkannten Bedürfnissen. Die Vertreter dieser Sprachen an den Mittelschulen sind mit geringen Ausnahmen seminaristisch gebildete Lehrer, die sich auf privatem Wege die Technik einer Sprache und deren historischen Dependenzien mühsam angeeignet haben. Von dieser Seite ist daher weder Drang noch Mut zu positiver Forschung zu erwarten. Die erwähnten Professoren aber gehören nach Bildung und schriftstellerischer Wirkung mehr dem Ausland als Holland an, und die übrigen germanistischen und linguistischen Hochschullehrer widmen ihre Kraft mehr der sprachlichen als der literarischen und ästhetischen Seite ihrer Wissenschaften. Die vergleichende Literaturgeschichte auf dem Gebiete der indischen Literaturen muß hier außer Betracht bleiben. So bleiben die 'Nederlandici'. Hier pulsiert in der That, zumal in den letzten Jahren, frisches Leben. Das große niederländische Wörterbuch ist endlich in Fluß gekommen, das mittelniederländische schreitet rüstig fort, und eine ganze Schule Jüngerer tummelt sich munter in den unerschöpflichen Schätzen von Rembrandts Land, unterstützt und angespornt von einer neu entflammten vaterländischen Geschichtsforschung. Aber diese junge Wissenschaft vermied bisher noch allzusehr die Brücken von ihrem Gebiet zur Weltliteratur und Kulturgeschichte zu schlagen. Schon aus unten folgender Titel-Bibliographie kann man leicht sehen, wie wenig sie in die benachbarten Gebiete hinübergreift.

Dazu tritt speziell für die deutsche Literatur noch ein anderes: An der Geistesentwicklung, die Deutschland seit Herders Jugend durchmachte, hat Holland nicht teilgenommen. Kein Sturm und Drang, keine neuschaffende Renaissance wie die unsrer Dioskuren, keine Romantik, keine Umwälzungen auf dem Gebiet der spekulativen Philosophie haben hier an Inhalt und Form der Literatur gerüttelt. Der praktische nüchterne Geist des Holländers ist überhaupt der Spekulation, der Empfindsamkeit, zumal allem Pathos, ja fast jeder historischen Anempfindung abhold. Auch ist er nicht gewöhnt, in der Poesie Befriedigung für etwaige ernste Bedürfnisse zu finden; seiner eigenen Kothurnliteratur ist er entfremdet, widerwillig lehnt er sich auf gegen Neuerungen. Die Bühne aber ist weder in der Lage noch Willens, das Verständnis für unsre klassische Kunst zu vermitteln. Selbst „Dramaturgen" sind hier der Ansicht der Theaterleitungen, daß nur solche Stücke bühnenberechtigt sind, die das Publikum, wie es ist, anziehen, und daß es ein thörichtes Experiment wäre, dieses zu Shakespeare, Schiller, Goethe, Lessing, Grillparzer nötigen zu wollen. Es werden daher (bei fast völligem Mangel an eigner Ware) im allgemeinen nur die neueren Zugstücke des Auslandes, die ernsten sowie die leichten, gegeben. Die erste Gesellschaft des Landes, die in allen größeren Städten ihre Vorstellungen giebt, hat in den beiden letzten Spielzeiten 1892/94 von deutschen Autoren aufgeführt: Brachvogel, Fulda, Ganghofer, Hillern, Lauff, Putlitz, Rosegger, Sudermann, Voß, Wartenburg, vor allem aber Adler, l'Arronge, Blumenthal, Henle, Kadelburg, Moser, Olden, Pohl, Schäfer u. ä. — von Schiller und Lessing je ein Stück, von Shakespeare, Goethe, Grillparzer keines; Wagner wird von der französischen Oper in Empfang genommen.[1]) Ob vielleicht auch die angedeutete Schulorganisation oder die politische Entwicklung Hollands zu dieser Verholzung des ästhetischen Lebens beigetragen hat, gleichviel, das Resultat bleibt, daß Holland, weit entfernt die zweite deutsche Blüteperiode sich zum Fundament seiner Weiterentwicklung zu nehmen, ein kühler Zuschauer bei all dem religiösen, ästhetischen und politischen Ringen, welches die deutsche Literatur von 1770 bis 1870 darstellt, geblieben ist. Eine holländische Goethegemeinde ist ein Widerspruch in sich. — Es liegt auf der Hand, daß in dieser Ausführung kein Vorwurf liegen kann, ist es doch im Interesse der Arbeitsteilung, wenn jede Nation ihre eigenen Gaben pflegt. Der unbestechliche gesunde Menschenverstand, der praktische Sinn des Holländers, seine Unbekanntheit mit allem emballement beschämen den Deutschen oft genug, wo es sich um Klarheit der Auffassung, der Darstellung oder des Urteils handelt. Ihm bleibt Wahnsinn Wahnsinn, auch wenn er Methode hat. Aber eine Klarlegung der holländischen Verhältnisse war nötig, um den richtigen Gesichtspunkt für die folgende Zusammenfassung der Thätigkeit des Landes auf literarhistorischem Gebiete im Jahre 1893 zu geben.

Selbständige Werke.

Bülbring, Wege und Ziele der englischen Philologie (Antrittsrede an der Universität Groningen). — A. J (d. i. K. Alberdingk Thym), J. A. Alberdingk Thijm. Amsterdam. — Groenewegen, Potgieter. Haarlem. — Multatuli, Brieven. VII. VIII. Amsterdam. — A. Verwey, Inleiding tot Vondel. Amsterdam. — Worp, J. Broukhusii ad Petrum Burmanum Epistolae. Groningen. — Leendertz, Het middelnederlandsch leerdicht Rinclus. Groningen. (Dissertation.) — Kern, De limburgsche sermoenen III—V. (Bibliotheek van middelnederlandsche letterkunde.) — Wirth,

1) Die Wagnersche Musik freilich — im Konzertsaal — erfreut sich in Amsterdam hervorragender Pflege.

Het heilige Kruis en de Denensage te Breda (ebenda.) — **Em. de Bom**, Henrik Ibsen en zijn werk. Gent und Amsterdam. — v. **Meurs**, Germania's dichtbloemen. 3de druk (Uebersetzungen aus deutschen Lyrikern). — **E. v. Wildenbruch**, Das edle Blut (Schulausgabe ed. **Poser**). Amsterdam.

Zeitschriften.

Tijdschrift voor Nederlandsche taal- en letterkunde XII. Buitenrust-Hettema, Over Reynaert. — te **Winkel**, De spiegel der Sonden (Original mittelniederländisch). — **Verdam**, Een onuitgegeven spreukenverzameling (Der Naturen Bloeme) — van **Gelder van den Water**, Velthem's Spiegel Historiael. — **Worp**, Brieven von Huygens aan Cats. — **H. Kern**, De sage van Karel en Elegast bij de Mongolen. — **Uhlenbeck**, Volch-Elegast (aus dem Russischen). — van **Veerdeghem**, Houwaert's Handel der Amoreusheyt. — de **Vreese**, Houwaerts plagiaat. — **Kalff**, Een nieuw fragment van den roman van Loghier en Malaert. — **Postma**, In hoeverre het type 'Slenderhinke' in P. Langendijk's 'Zwetser' oorspronkelijk is. — **J. Bolte**, Beiträge zur Geschichte der erzählenden Literatur des XVI. Jahrhunderts (niederländische Uebersetzungen von 1. Le chevalier délibéré von Olivier de la Marche — 2. Buefves de Hantonne.). Zahlreiche Worterklärungen.

Gids. **Byvanck**, Bismarck. — **Kluyver**, Quellenuntersuchung zu Mérimées Novelle La Venus d'Ille. — **Byvanck**, Taine. — **Byvanck**, De jeugd van J. da Costa. — **Steinmetz**, Vooruitgang in folklore en ethnologie. — **Warren**, Heilige fabels (Jâtaka ed. Fausboell). — **Rogge**, Hugo de Groot te Parijs 1621—25. — **Polak**, Ernest Renan. — v. **Hall**, Goethes Friederike (hält Froitzheims Schlüsse nicht für beweiskräftig). — **Boekenoogen**, Onze rijmen (über Kinderreime; auch selbständig erschienen). — **Riemsdyk**, De rijksarchieven. — **Boer**, Peer Gynt (Ibsen und die norwegische Volkssage). — **P. L. Muller**, Scharnhorst. — van **Hamel**, De fransche tragedie.

De Nederlandsche Spectator. **Uhlenbeck**, Het lied van Altabizcar. — **Kalff**, De bron van Hooft's Granida (Mucedorus). — **Simons**, Gysbreght van Aemstel. — **Logeman**, Van den thien esels. — **Kan**, Voor Erasmophilen (Erasmiana in einer Wiener Handschrift). — **Moltzer**, Prudens van Duyse (Biographie v. Micheels 1893).

Tijdspiegel. **Speyer**, Eene Indische 'duizend en een nacht'. — **Slothouwer**, Henrik Ibsen. — **Domela Nieuwenhuis**, Berlijn (Anmerkungen und Ergänzungen zu **Gertruida Carelsen** Berlijn). — **W. Koster**, Het ziekelijke in den aanleg van genieën. — **Kielstra**, Bantam en de Max Havelaar (Ehrenrettung des General Michiels gegen Multatuli). — **E. B. Koster**, Over navolging en overeenkomst in de literatuur. — **Reepmaker**, Een zwanezang (Hamerlings Homunculus). — **Lucius**, Nederlandsch Tooneel (ein trauriges Bild). — **Slothouwer**, Ibsenomanie. — **Krul**, Daniel Jongtys (ca. 1610—1654). — **Slothouwer**, Hamerling, Ahasveros in het Nederlandsch metrisch bewerkt door A. v. Dissel.

Noord en Zuid XV. **Stoett**, Iets over doodendansen in Nederland. — **Kok**, Aren-lezing (allerhand literarhistorische Einzelheiten zu holländischen Dichtern). — **Meyer**, van Lenneps Legenden. — **Rimantus**, Dr. Schaepman (als Dichter). — **XVI.** den **Hertog**, Bijdragen tot de studie van Potgieter. — **Moraaz**, Nog iets over doodendansen. — **Groothuis**, Koetsvelds 'Schetsen uit de pastorij te Mastland'. — den **Hertog**, De mogelijkheid eener nieuwe poëtiek (empirische Poetik auf psycho-

logischer Grundlage). — te Winkel, Geschiedenis der Nederlandsche Taal. — van Velze, Bijdragen tot de studie van J. v. Lennep. Worterklärungen.

Taal en Letteren III. Terwey, Potgieters Liedekens van Bontekoe. — Meyer, Da Costa's Bede. — van den Bosch, Over de Génestet (mehrere Artikel). — Kollewijn, De Verjongingscuur door Staring.

Nederlandsch Museum. XXXVIII. Gittée, Letterkundig Leven in Limburg. — Pée, Duitsche Brieven van Multatuli. — v. Duyse, Dr. Johannes Bolte. — Pol de Mont, Besprechungen von Emil Claar Gedichte, Isolde Kurz Gedichte, Engelb. Albrecht Ecce Homo.

Dietsche Warande N.R. VI. Pol de Mont, De dichter Albert Möser (in stärksten Ausdrücken preisend). — Kiedens, Onuitgegeven gedichten van het einde der 16de eeuw (1. Mirakel von der durch Juden durchstochenen Hostie, lokalisiert; 2. geistliche Lyrik). — Jostes, Het Nederduitsch Proza omtrent 1500. Nieuwe bijzonderheden over de Navolging (Thomas à Kempis). — Pol de Mont, Moderne Duitsche Dichters: Karl Stauffer-Bern (Brahm), Reinhold Fuchs.

Nederland. Sterck, Briefwisseling tusschen ten Kate en Alberdingk Thijm. — de Landgrave, Fr. Nietzsche en het Socialisme.

Archief voor Nederlandsche Kerkgeschiedenis IV. Acquoy, De Psalmwijzen der nederlandsch hervormde kerk en hare herziening. — Duker, Eenige onuitgegeven brieven van en aan Gisb. Voetius. — Acquoy, Een middelnederlandsch Kerstliedje (Handschrift in Gent).

Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen. Land, Aanteekeningen betreffende het leven van Arnold Geulincx.

Tijdschrift van het Koninklijk Aardrijkskundig Genootschap X. Ritzema Bos, De Rosstrappe en hare sagen. — Gallée, Nomina geographica neerlandica.

Oud Holland. v. Toorenenbergen, Eene penteekening van Marnix van St. Adelgonde.

Groningsche Volksalmanak. v. Veen, 'De menuet en de domineespruik' (ein Pamphlet in Versen von Betje Wolff, das 1772 erschien). — Smith, de naam Ouke (in Kinderreimen).

Bijdragen en Mededeelingen van het Historisch Genootschap XIV. Reisjournaal van F. Coenders van Helpen (1557, enthält Notizen über Deutschland).

Museum. (Recensionen) 1893. Symons, Müllenhoff-Scherer: Denkmäler, 3. Auflage. — Symons, Edda, übersetzt von Gering. — Symons, Kluge: Vorgeschichte der Germanen, übersetzt von Kern. — Symons, Wilmanns: Deutsche Grammatik. — Bülbring, ten Brink: Englische Literaturgeschichte. — Frantzen, T. de Beer: Nathan de wijze. — Frantzen, Bartsch: Deutsche Liederdichter, 3. Auflage. — Frantzen, Studien zur Literaturgeschichte, Bernays gewidmet. — Stoett, Het heilige Kruis ed. Wirth. — Roßmann, Deutsche Literaturdenkmale 40/41, 42. — de Goeje, Stumme: Tunisische Märchen. — te Winkel, Kurth: Histoire poétique des Merovingiens. — Worp, Bolte: Die Singspiele der englischen Comödianten.

Uebersetzungen aus dem Deutschen.

Kluge, Voorgeschiedenis van het Germaansch (übersetzt von Kern). — H. Heine, Gesprek over „den waren God“ tusschen een rabbi en een priester (metrisch). —

Joh. Baltz, Het wapen der Peccis. — Barth, De rijtuigveer. — Berkow, Eene erfdochter. — F. Dahn, Ughlu; Julianus de afvallige. — Ebers, Mijne levensgeschiedenis. — M. Ebner-Eschenbach, Aphorismen. — N. v. Eschstruth, Hofflucht; In het narrenpak; Komediespel. — Hartwig, Geheimhouding. — Hamerling, Ahasver (metrisch). — Heimburg, Suffertje Doeniet; Juffertje Onnut. — Hesse, Esther. — Juncker, Levensraadselen. — S. Junghans, Louise Heidloff. — Möllhausen, De talisman. — Philander, Medische sprookjes. — Quandt, De biechtvader der Roboses. — Samarow, Aan de oevers van den Ganges; Stanislas Krassowsky. — Schreiber, Eva; Realistische studiën van eene idealiste. — O. Schubin, Satansmotief; Erika's droombeeld. — Spitta, Luit en harp. — J. Stinde, De liederdichter. — Sudermann, Het Kattenbruggetje. — B. v. Suttner, Aan de Riviera; Donderdagen bij Dr. Helmut; Eva Siebeck. — Weber, De Dertienlinden; Goliath (metrisch). — O. Wilde, Het portrait von Dorian Gray; Salomé.

Im Haag. E. F. Koßmann.

Nachrichten.

Von der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland ist zunächst die Geschichte der Geologie von Professor v. Zittel zu erwarten. Der Geschichte der Physik widmet sich Professor Karsten, nach langer Krankheit, von neuem mit Eifer. Die Vollendung der Geschichte der Rechtswissenschaften von Professor Landsberg steht in einigen Jahren in Aussicht.

Von der Allgemeinen Deutschen Biographie sollen im nächsten Etatsjahr zwei Bände erscheinen. Die Herausgeber, Klosterpropst v. Liliencron und Geheim-Rat v. Wegele, halten noch 3 weitere Bände und außerdem 2 Bände Nachträge für erforderlich. Ein Namensverzeichnis aller behandelten Personen ist in Angriff genommen und in raschem Fortgang begriffen.

Die weitere Bearbeitung des Buchstaben G für das Grimmische Wörterbuch ist nach Hildebrands Tod Herrn Professor H. Wunderlich in Heidelberg übertragen worden.

Folgende Heidelberger Dissertationen sind teils dem Abschluß nahe, teils in der Umarbeitung weit vorgeschritten. Eine Studie über Nicolai's Roman Sebaldus Nothanker von R. Schwinger, eine Untersuchung über das deutsche Soldatenstück seit Minna von Barnhelm von K. von Stockmayer, über „Marivaux in Deutschland" von K. Höll und über „die Figur der Juden in der dramatischen Literatur des 18. Jahrhunderts" von Herbert Carrington.

Für die „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" befinden sich in Vorbereitung: ein Band aus dem Nachlasse Eberts, enthaltend die Autobiographie, den Briefwechsel mit Hamerling und einige Gedichte; ferner ein Band, enthaltend eine Auswahl aus Eberts Lyrik, beide herausgegeben von A. Klaar in Prag; ferner eine Auswahl aus den Werken von Uffo Horn, herausgegeben von L. Chevalier in Prag; endlich eine mehrbändige Auswahl aus den Werken des Mathesius, herausgegeben von G. Lösche in Wien.

Aus dem Nachlaß Fritz Reuters wird Franz Sandvoß (Xanthippus) sechs bis sieben bisher übersehene und noch nicht gedruckte Stücke unter dem Titel „Aus Fritz Reuters Frühzeit. Reuter als hochdeutscher Dichter" veröffentlichen.

Von dem mährischen Dichter Ludwig Goldhann erscheint eine Sammlung ausgewählter Gedichte mit einer Vorrede von Franz Goldhann und einer Biographie.

Ida v. Fleischl-Marxow und Marie v. Ebner-Eschenbach bereiten eine Gesamtausgabe der Werke der verstorbenen Dichterin Betty Paoli vor.

Als 18. Band der Sammlung „Geisteshelden" ist eine Biographie des Buchhändlers Johann Friedrich Cotta von Albert Schäffle in Vorbereitung.

A. Bettelheim in Wien giebt von April ab eine „Vierteljahresschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung" unter dem Titel: „Biographische Blätter" heraus.

Von Anfang April erscheint in Berlin eine neue Wochenzeitung „Deutsche Sonntags Post", herausgegeben von E. F. Pindter.

In Wien hat sich ein Verein für österreichische Volkskunde gebildet, der auch eine eigene Monatsschrift herausgeben wird.

In Prachatitz in Böhmen beschäftigt man sich mit dem Plane, in Nachahmung der Volksschauspiele zu Höritz Aufführungen aus der Geschichte Ziskas zu veranstalten.

In der Bibliotheca magica et pneumatica, Abteilung X. (Katalog Nr. 61 von Franz Teubners Antiquariat in Bonn a. Rh. Schauer-Romantik. Ritter-, Geister und Räuber-Romane) liegt das Verzeichnis einer sehr reichhaltigen Sammlung von Schauerromanen vor, die nicht nur die bekannten und berüchtigten Werke eines Baczko, Cramer, Hildebrand, Leibrock, Spieß u. a. Vielschreiber, sondern auch unbekannte von Goedeke nicht genannte Autoren mit deren reicher Produktion in dieser Literaturgattung enthält. Das Vorwort drückt aus Goedekes Grundriß und aus Müller-Fraureuths Monographie Urteile über diesen wilden Nebenschößling der erzählenden Literatur ab. v. W.

Bitte.

An die verehrten Vorstände öffentlicher oder privater Bibliotheken, welche eventuell die erste Auflage der Hamburgischen Lokalkomödie „Der Bookesbeutel" von Heinrich Borkenstein (Frankfurt und Leipzig 1742) besitzen, richte ich die ergebene Bitte, mir solches mitzuteilen, bezw. mir zum Zweck einer wissenschaftlichen Arbeit ihr Exemplar auf kurze Zeit zur Verfügung zu stellen.

Dr. Ferdinand Heitmüller,
Weimar, Junkerstraße 18.

Im Kreise der Freunde und Schüler von

Rudolf Hildebrand

ist der Wunsch lebendig geworden, dem hochverdienten Manne da, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden hat, auf dem Johannis-Friedhof in Leipzig, ein schlichtes Denkmal zu errichten.

Geldbeiträge sind an Herrn Johannes Ziegler, in Firma F. Volckmar, Leipzig, Hospitalstraße 10, durch die Post einzusenden.

Im Manuskript abgeschlossen am 1., im Satz am 30. März 1895.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Zweiter Band

Drittes Heft

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schaun.

Vierteljährlich erscheint ein Heft im Umfang von etwa 13 Bogen.
Preis des Jahrgangs **M. 16.**—

Bamberg
C. C. Buchner Verlag
Rudolf Koch
1895

Inhalt.

Recensionen und Referate.

Aristoteles und Shakespeare
in Lessings Hamburgischer Dramaturgie.

Von Georg Witkowski in Leipzig.

Nachdem Lessing im „Laokoon" die umgestürzten Grenzsäulen dichtender und bildender Kunst wieder aufgerichtet und ihnen mit scharfer, hier und da zu scharfer Bestimmtheit ihre Plätze angewiesen hatte, sollte die Dramaturgie das Gebiet der Tragödie von dem Unkraut falscher und falsch verstandener Regeln säubern und den Boden für einen neuen Anbau bereiten.

Dem „Laokoon" wie der Dramaturgie lag die Anschauung zu Grunde, daß die Griechen auf allen Kunstgebieten, wo sie sich bethätigt, absolut mustergiltiges geschaffen hätten, daß in ihren Werken folglich der sichere Maßstab für alle Leistungen der Späteren gegeben sei. Aus den Schöpfungen der antiken Künstler und Dichter seien, so meinte Lessing und mit ihm sein ganzes Zeitalter, allgemein geltende Gesetze abzuleiten und nur was diesen entspräche, könne als kunstgemäß gelten.

Während er aber da, wo es sich um die Scheidung der beiden großen Gattungen handelt, selbständig diese Gesetze aufsucht, glaubt er sie für das Drama als gegeben ansehen zu dürfen, so daß es nur noch auf die richtige Auslegung ankomme. Er erklärt im 101.—104. Stück der Dramaturgie, daß er die Poetik des Aristoteles für ein ebenso unfehlbares Werk halte als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze seien ebenso wahr und gewiß, nur freilich nicht so faßlich und daher mehr der Chicane ausgesetzt, als alles was diese enthalten. Besonders getraue er sich von der Tragödie unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen könne, ohne sich ebenso weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Man sieht, wie fest Lessing an seinen Aristoteles glaubte. Die Elemente Euklids, mit denen er die Poetik vergleicht, bauen sich auf den Gesetzen des mathematischen Denkens auf, die wir nach unsrer Erfahrung für unabänderlich halten müssen, denen also eine für alle Zeiten gültige Dauer zukommt. Und ebenso unumstößlich sollen auch die ästhetischen Gesetze sein, die aus den „unzähligen" Meisterstücken der griechischen Bühne abgeleitet sind. Ist das richtig? Insofern diese Gesetze aus dem Wesen der Gattung fließen, sicher; insofern die einzelnen Produkte von dem Fühlen und Denken ihrer Zeit beeinflußt sind, sicher nicht. Mag eine Tragödie in Griechenland, in Indien oder in England entstanden sein, mag sie aus den Zeiten des Perikles oder der Königin Elisabeth stammen, immer ist sie „die nachbildende Darstellung einer ernsten, in sich geschlossenen Handlung von beträchtlichem Umfang, und zwar eine durch handelnde Personen und nicht in der Form der Erzählung vollzogene Nachbildung."

Soweit darf die berühmte Definition des Aristoteles absolute Geltung beanspruchen, weil jedes einzelne Wort aus dem Begriff der Tragödie sich ohne weiteres ableiten läßt. Nun folgt aber noch ein Nebensatz: „δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν." Diese Schlußworte gehen auf ein ganz anderes Gebiet über. Hatten die früheren die Voraussetzungen, die im eigentlichen Wesen der Tragödie beruhen, zum Gegenstande, so bezieht sich dieser, wenigstens nach der jetzt allgemein angenommenen Erklärung, auf die Wirkung, die sie ausübt, bringt also in die Definition einen neuen Faktor, das Publikum, hinein.

Mit vollem Recht. Denn die Tragödie ist erst völlig ins Leben getreten, wenn sie durch die Darstellung ihre Wirkung in den Seelen der Zuschauer hervorgerufen hat, die Arbeit des Dramatikers hat diese Wirkung zum vornehmsten Ziel und steht andauernd unter ihrem Einfluß. Notwendig ist also der Nachsatz; aber darf er auch dieselbe allgemeine Gültigkeit beanspruchen, wie das vorhergehende?

Die Wirkung jedes Kunstwerks beruht auf zwei Dingen: auf seiner eignen Beschaffenheit und auf der des Genießenden.

Hier, wo die Wirkung das Ziel des Dichters bildet, ist aber auch der erste der beiden Faktoren von dem zweiten abhängig, dieser wird der bestimmende. Soll eine allgemein gültige Gesetzgebung möglich sein, so hat sie also die Unveränderlichkeit der Beschaffenheit des Publikums, so weit sie für die Aufnahme dramatischer Werke in Frage kommt, zur Voraussetzung.

Aristoteles spricht das nicht aus, er brauchte es auch nicht zu thun; denn seine Theorie fließt ja aus der Praxis eines einzigen, in künstlerischer und ethischer Beziehung einheitlichen Zeitraums, und ebenso ist die Zuschauermasse, an die er allein denkt, nach der ästhetischen und moralischen Seite hin im allgemeinen homogen. Wird aber das von ihm aus der Beschaffenheit der griechischen Tragödie und des griechischen Volkes abgeleitete auf eine unter andern Bedingungen erwachsene Kunst und ein anderes Publikum angewendet, so kann seine Definition nicht von vornherein als richtig gelten, weil die Voraussetzungen, aus denen sie geflossen ist, sich geändert haben, und die Erfahrung bestätigt es, daß eine veränderte Weltanschauung auch eine andere Auffassung des Tragischen und damit eine neue Gestaltung der dramatischen Kunst mit sich bringt.

Die griechische Weltanschauung beruht auf der Ueberzeugung, daß das menschliche Dasein innerhalb des Erdenlebens abgeschlossen ist und daß infolgedessen auch jedes Vergehen auf Erden seine Vergeltung finden muß, an dem Frevler selbst, wie an seinen Nachkommen. Bei dieser Auffassung kann eine Auflehnung gegen die Götter, d. h. gegen die von ihnen vertretenen sittlichen Gesetze, die ὕβρις, nur als wahnsinnige Ueberhebung, als Verblendung angesehen werden, da bei der ungeheuren Uebermacht der Götter über die Menschen jedem Frevler die Strafe der Vernichtung droht. Daher die starke Betonung des ἀναγνωρισμός, der Erkennung, bei Aristoteles, sie bezeichnet den Augenblick, wo die Binde von den Augen des Helden sinkt. Nun verfällt er entweder, wenn er schon gefehlt hat, dem πάθος, dem Leiden, (der echte tragische Fall), oder er lenkt auf die Bahn des Guten zurück.

Die Hauptwirkung dieser Art von Tragödien, die ja aus

dem Gottesdienste unmittelbar hervorgegangen ist, mußte bei der großen Masse der Zuschauer darin bestehen, daß die Gerechtigkeit der Himmlischen, die hier an hervorragenden, besonders schlagenden Beispielen dargelegt wurde, jedem Zuschauer klar zu Bewußtsein kam, und daß dadurch das zuvor rege gewordene Mitleid mit den Frevlern und die Furcht vor der Willkür des Schicksals beseitigt wurde. Daß daneben auch die ethischen und künstlerischen Forderungen der Höchstgebildeten, ästhetischen Genuß Suchenden ihre Befriedigung fanden, kommt hier, wo es sich nur um die von Aristoteles in seiner Definition bezeichnete Hauptwirkung handelt, nicht in Betracht.

Für die Griechen gab es nur ein Weltprinzip, das Gute. Wer sich dagegen auflehnte, trat als Feind der Weltordnung gegenüber und verdiente die Vernichtung. Im Gegensatz dazu übernahm das Christentum von den Völkern des Orients die dualistische Anschauung, daß der Mensch zwischen dem Guten und dem Bösen in der Mitte steht, den Angriffen des Teufels ausgesetzt und durch seine Schwachheit von Urbeginn an ihnen unterliegend, wenn er nicht durch die göttliche Gnade Rettung findet. Wenn ein Mensch dem Versucher erliegt, so wird das christliche Mitleid geweckt, aber nicht beseitigt, und jeder muß, da ja alle Sünder sind, dasselbe für sich befürchten. Die Wirkung tragischer Fälle ist also eine gerade entgegengesetzte wie unter der Herrschaft des griechischen Götterglaubens, die Erhebung geht verloren und es bleibt ein niederdrückender, quälender Eindruck zurück, dem höchstens eine Stärkung des Glaubens gegenübersteht, die mit dem Zwecke der Kunst nichts zu thun hat. Deshalb hat auch das christliche Mittelalter nur einen wirklich tragischen Stoff besessen und immer wieder bearbeitet, die Tragödie vom Leiden und Sterben Christi, in der Mitleid und Furcht in dem eben bezeichneten Sinne keine Stelle fanden.

Erst durch die Reformation wurde wieder eine Tragödie andern Inhalts möglich, weil das Bewußtsein des freien Willens und der damit verbundenen sittlichen Verantwortlichkeit des Menschen für sein Handeln zur Geltung kam. Diese Anschauung steht der griechischen näher, als der mittelalterlichen; aber während dort die gegenüber-

stehende Macht, repräsentiert durch die Götter, von vornherein als unüberwindlich gilt, regt sich nun immer von neuem die Frage: Vermag nicht hohe menschliche Kraft die Grenzen, die ihr gesetzt sind, niederzureißen? und es entspinnt sich ein steter Kampf zwischen der angenommenen menschlichen Freiheit und den ihr Widerstand leistenden Mächten innerhalb und außerhalb des Einzelnen, ein Kampf, in dem sich die größten Eigenschaften des Menschen im Guten wie im Bösen offenbaren. Dieser Kampf ist der Gegenstand der neueren Tragödie. Der Eindruck, den wir von ihr erwarten, ist die Erregung unsrer Leidenschaften durch leidenschaftliche Handlungen, die Endwirkung eine erhebende, entspringend aus dem Miterleben einer Bewährung hoher menschlicher Kraft.

In Shakespeare erblicken wir seit Lessing und dank Lessing den größten Vertreter der neueren tragischen Dichtung, in seinen Dramen kommt ihr Wesen am vollkommensten zum Ausdruck. Dieses ist, wie wir gesehen haben, von dem der aristotelischen Tragödie verschieden, aus ihm fließen eine Reihe von weiteren Bedingungen, durch die die Tragödie der Neuzeit sich von der griechischen unterscheidet.

Bei Aristoteles ist die Fabel das wichtigste, weil es vor allem auf die Vorführung eklatanter Fälle ankommt, bei Shakespeare sind es die Charaktere, da der Mensch im Lebenskampfe sein Gegenstand ist. Der ἀναγνώρισις, die Erkennung, bildet keinen notwendigen Bestandteil mehr; denn die Blindheit des Helden braucht nicht vorausgesetzt zu werden. Das Leiden und der Tod erscheint nicht als Strafe, sondern als Versagen der Kraft und darauffolgende Erlösung von dem aussichtslosen Kampfe. Vor allem fehlt aber der moralische Endzweck; nicht eine Bewährung sittlicher Grundsätze sehen wir in dem Schicksal des tragischen Helden, sondern die Bestätigung des ewigen Weltgesetzes, das freilich ein sittliches im höchsten Sinne ist. Die Tragödie Shakespeares unterscheidet sich also ihrem inneren Wesen nach von der antiken, ganz abgesehen von den formalen Differenzen.

Und trotzdem behauptet Lessing, daß Shakespeare ebenso wie Sophokles und Euripides selten mit den wesentlichen Forderungen

des Aristoteles im Widerspruch sei, und empfiehlt ihn seinen Landsleuten als vornehmstes Muster. Während er also die Theorie des Aristoteles, wie wir vorhin gesehen haben, für unbedingt maßgebend erklärt, preist er die Werke eines Dichters an, der dieser Theorie nicht entsprochen hat, der andere Wirkungen auf anderen Wegen zu erzielen gesucht hat. Hier liegt ein offenbarer Widerspruch vor, ein Widerspruch, den Lessing mit seiner Verstandesschärfe deutlich erkennen mußte. Und wir haben die Beweise, daß er ihn in der That erkannt hat, daß er ihn aber so viel wie möglich zu verdecken suchte. Das hat, so viel ich weiß, bisher niemand bemerkt, wenigstens niemand öffentlich ausgesprochen.

In dem wichtigen siebzehnten Literaturbrief hat Lessing zum ersten mal kräftig auf Shakespeare als Muster für die Deutschen hingewiesen: „Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann, und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. . . . Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben als Othello, als König Lear, als Hamlet ꝛc.“

Nach diesen rühmenden Worten sollte man annehmen, daß Lessing, wenn er nun in der Dramaturgie tiefgründende Untersuchungen über die dramatische Kunst anstellt und das deutsche Drama von der Nachahmung ungeeigneter Muster auf den richtigen Weg zu führen sucht, vor allem sich auf das Beispiel Shakespeares stützen werde. Zumal da er jetzt in seiner Bewunderung des englischen Dichters zahlreiche Genossen gefunden hat, da inzwischen Youngs Essay on original composition durch mehrere Uebersetzungen in Deutschland bekannt geworden ist, Hamann, Gerstenberg, Herder seine Größe gefeiert haben, Wieland durch die Uebersetzung den Genuß seiner Dichtungen weiten Kreisen erschlossen hat.

Aber was geschieht? Die Dramaturgie verzichtet fast ganz

auf das Beispiel Shakespeares. Seine Regeln für die Schauspieler im „Hamlet" werden (im 5. Stücke) angeführt, das Gespenst des alten Königs tritt dem lächerlichen Geiste des Ninus in Voltaires „Semiramis" (im 11. Stücke) gegenüber und dabei wird die zwingende Macht Shakespeares über die Zuschauer betont, „Romeo und Julie" und „Othello" werden (im 15. Stücke) gepriesen, die Worte Wielands, in denen er platt genug die Mischung des Tragischen und Komischen bei Shakespeare durch den Grundsatz der Nachahmung verteidigt, finden (im 69. Stücke) Erwähnung, seine Bühnentechnik dient (im 80. Stücke) zum Beweis für die Entbehrlichkeit der Dekorationen, das lobende Urteil Hurds über seine Lustspielcharaktere wird (im 93. Stücke) citiert, und endlich enthält das 81. Stück die hingeworfene Bemerkung, daß er ebenso wie die griechischen Dramatiker selten mit den wesentlichen Forderungen des Aristoteles im Widerspruch sei.

Das ist alles Thatsächliche, was die Dramaturgie über Shakespeare enthält. Nur noch an einer Stelle wird sein Name genannt, aber flüchtig; er wird hier zwar als der Unnachahmliche gerühmt, doch ohne tiefere Begründung. An dieser Stelle liegt der Beweis, daß Lessing in der Dramaturgie nicht von Shakespeare sprechen will. Sie steht zu Beginn jener langen Abhandlung, die sich an den „Richard III." Christian Felix Weißes knüpft, in der Lessing seine Grundanschauung vom Wesen des Tragischen entwickelt und aus ihr das Verfehlte von Weißes Stück nachweist. Es ist wirklich ein erbärmliches Machwerk. Eingeschnürt in die Bande der Einheiten, im steifen Alexandrinertrott dahertrabend und in einer nüchternen, platten Sprache vorgetragen, im Aufbau von einer kindlichen Unbeholfenheit, die den Helden zwei ganze Akte nicht auf die Bühne kommen läßt. Und nun gar dieser Held selbst! Sein Vertrauter sagt von ihm:

Zweifle nicht
Aus jeder Missethat macht er sich eine Pflicht.

Er droht:

Wenn ich noch einmal so wie itzt verschmähet bin,
So soll Prinz Eduard und York mir dafür stehen,

Dann sollet ihr ihr Blut in ganzen Ströhmen sehen.
Prinzessin, noch einmal! ich will gehöret seyn:
Wo nicht so kannst du nur nach Richmonds Hülfe schreyn.

Als ihm der Untergang droht, wütet er im Tone des echten Theatertyrannen:

Die Geister kommen schon, die ich erschlagen habe,
Mit Fackeln in der Hand und jagen mich zum Grabe.
Verdammung! Raserey! Verzweiflung! Angst und Pein!
Ja! wie ich hier gequält, will ich gequälet seyn.
Ein ewigs Feuer tob in meinem Eingeweide,
Und meiner Henker Schwerd ruh nie in seiner Scheide!
Es wüt' in meinem Fleisch, zerschneide jedes Glied,
Bis dem verdammten Leib die schwarze Seel entflieht. —
Noch einmal will ich mich mit allen Schrecken rüsten,
Wo ich verwüsten kann, da will ich auch verwüsten,
Es morde noch mein Dolch, wo er nur morden kann,
So lang der Arm sich regt, Freund, Feind und Unterthan:
Ich will den langen Weg mit Leichnamen besäen,
Und so in Ströhmen Bluts zur Gruft — zur Hölle gehen.

Diesem bombastischen Unsinn entspricht die thränenselige Empfindsamkeit der alten Königin und ihrer Tochter Elisabeth, die sich zu keiner That aufraffen kann und ängstlich-ärgerlich Gott schilt, weil er nicht schnell genug die Strafe an Richard vollzieht:

Gab mir der Ewige das Amt ihn zu bestrafen?
Jedoch wie lange will auch seine Rache schlafen.

So ist alles äußerlich, gezwungen, unwahr, bar aller tieferen Beseelung, ein Hohn auf jede echte Tragik. Was lag da näher, als neben diese Karrikatur eines Stümpers das Gemälde des großen Meisters zu stellen und zu zeigen, wie derselbe Stoff den Forderungen der Kunst gemäß behandelt worden war. Zumal da Weiße selbst durch seine Vorrede auf diesen Vergleich hingeführt hat. Lessing scheint auch darauf eingehen zu wollen. „Ich würde,“ sagt er, „Shakespeares Werk als einen Spiegel genutzt haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwischen, die mein Auge unmittelbar darin zu erkennen nicht vermögend gewesen wäre.“ Als einen Spiegel, der kraft seiner Reinheit, weil er eben keine

Flecken besitzt, sie um so stärker und klarer hervortreten läßt. Also drückt Lessing mit seinem Gleichnis aus, daß Shakespeares „Richard III.“ von den Fehlern des Weißischen frei ist.

Aber dem widerspricht die nachfolgende Beweisführung. Sie richtet sich darauf, zu zeigen, daß der Charakter Richards, so wie ihn Weiße gezeichnet hat, den Gesetzen des Aristoteles, d. h. den Gesetzen des Dramas überhaupt ins Gesicht schlage. „Aristoteles“, sagt Lessing, „würde den Charakter des Richards schlechterdings verworfen haben, ... denn er ist, so wie ihn Herr Weiß geschildert hat, unstreitig das größte, abscheulichste Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen.“ Infolgedessen erfülle er nicht die Forderung des Aristoteles, daß der Held weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Bösewicht sein dürfe, er könne nicht Mitleid und Furcht erregen, nicht einmal den Schrecken, den die Franzosen in die Definition des Dramas hineineskamotiert haben und den Lessing bei dieser Gelegenheit hinauswirft. Richards Tod als Mann auf dem Bette der Ehre könne nicht für den Unwillen schadlos halten, den man das ganze Stück hindurch über den Triumph seiner Bosheit empfunden.

Was Lessing hier durch eine ausgedehnte scharfsinnige, zuweilen sogar spitzfindige Untersuchung beweist, ist von seinem moralisirenden Standpunkt aus sicher richtig. Er k o n n t e den Charakter Richards nicht gelten lassen. Aber das Merkwürdige dabei ist, daß er Weiße gerade in dem einzigen Punkte, den sein Stück mit der großen Tragödie des englischen Dichters gemein hat, angreift, und daß sein Tadel diese gleich schwer trifft wie jenes. Denn mag auch die Kunst Shakespeares noch so hoch über der gemeinen Routine Weißes erhaben sein, so ist doch sein Richard ein ebenso vollkommener Bösewicht, wie der des Nachahmers, ja seine Thaten erregen statt des hohlen Grausens, das die unwahre Theaterfigur Weißes höchstens hervorrufen kann, die Schauer des stärksten Entsetzens und Abscheus, weil wir tief in das Innere der verworfenen Seele schauen, aus der sie geboren werden, weil wir ferner den ganzen Weg des Verbrechens von Anfang bis zu Ende verfolgen. In der ersten Scene spricht er den Entschluß aus:

Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
Kann kürzen diese fein beredten Tage,
Bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden.

In der zweiten Scene hält ihm Anna vor:

Das wildste Tier kennt doch des Mitleids Regung,

und er antwortet cynisch:

Ich kenne keins und bin daher kein Tier.

Sein blutger Sinn, „der nie von anderm träumt' als Metzgerei'n", bleibt unverändert, bis er am Schlusse, wie Weißes Richard, von den Qualen der Angst und des Gewissens gepackt wird und dann gleich diesem „auf dem Bette der Ehre" fällt.

Der Tadel Lessings trifft Weiße und Shakespeare gleich stark, ihre Helden erscheinen vor dieser Kritik gleich verwerflich. Jetzt erkennen wir, weshalb Lessing den so nahe liegenden Vergleich unterläßt, weshalb er Shakespeare wohl als hohes Muster erwähnt, aber es vermeidet, die Kunstlehre, die er an Weißes Richard entwickelt, durch das Beispiel des Britten zu bekräftigen. Zwischen dieser Lehre und Shakespeares Dichtung bestand ein unausgleichbarer Widerspruch, den Lessing erkannt haben muß, den er aber geflissentlich dadurch zu verdecken suchte, daß er ohne Beweis behauptete, beide stimmten im wesentlichen überein.

Ebenso wenig wie beim „Richard III." erwähnt er den Gegensatz zwischen seiner von Aristoteles abgeleiteten Theorie und der Praxis Shakespeares, als er das Verhältnis von Dichter und Geschichtsschreiber erörtert und zu Ergebnissen gelangt, vor denen die Histories nicht bestehen können, oder wenn er den moralischen Zweck der Kunst betont: „Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie". Inwiefern bessern uns Romeo und Julie, Lear, Hamlet? Die Frage mußte sich ihm aufdrängen; daß er sie nicht aufgeworfen hat, zeugt wieder von absichtlichem Verhüllen.

Stillschweigend hat also Lessing den von ihm erkannten Gegensatz bestehen lassen. Weshalb? Er, der große Wahrheitsfreund, sollte eine Lehre beibehalten haben, von der er wußte, daß ihr die Werke des Meisters, den er für den ersten in seiner Kunst

hielt, nicht entsprachen, er sollte diese Werke als musterhaft angepriesen haben, trotzdem sie vor der Lehre, die er für ebenso unfehlbar wie die Elemente Euklids erklärte, zu nichte wurden?

Ohne Zweifel blieb ihm, wollte er sich zwischen beiden entscheiden, keine Wahl. Er hat den Satz ausgesprochen: „Nicht jeder Kunstrichter ist ein Genie; aber jedes Genie ist ein geborner Kunstrichter," und er hätte folglich der Poetik des Aristoteles ihre unbedingte Geltung absprechen müssen. Wenn er sich trotzdem nicht entschloß, dies zu thun, so haben ihn sicher gewichtige Gründe dazu bestimmt. Sie sind unschwer aufzufinden.

Als Lessing am Ende seines Daseins stand, legte er seine tiefsten Gedanken in zwei Werken nieder, die ein Vermächtnis mehr für die späteren Geschlechter als für die Zeitgenossen darstellen sollten, „Nathan der Weise" und die „Erziehung des Menschengeschlechts". In beiden spricht er in verschiedenen Fassungen denselben Gedanken aus, daß man nämlich die Wahrheit nur dann nicht verhehlen, für sie alles aufs Spiel setzen soll, „wenns nötig ist und nützt", daß wir von denen, die uns am meisten lieben, getäuscht werden, weil es uns heilsamer ist, getäuscht zu werden (er legt die Worte seinem weisen Nathan an der wichtigsten Stelle in den Mund), daß Gott selbst bei seiner Offenbarung anfangs manches wichtige Stück mit Stillschweigen übergangen habe, weil das rohe und im Denken ungeübte israelitische Volk noch nicht fähig war, es zu fassen und anzuwenden.

Diesem pädagogischen Grundsatz gemäß verfährt er nun hier auf dem Gebiete der Kunst. Die Dramaturgie ist ein Elementarbuch in ähnlichem Sinne, wie Lessing diese Bezeichnung für das Alte Testament gebraucht. Er sagt selbst von seinem Buche: „Seine Gedanken mögen immer sich weniger zu verbinden, ja wohl gar sich zu widersprechen scheinen, wenn es denn nur Gedanken sind, bei welchen die Leser Stoff finden selbst zu denken. Hier will ich nichts als Fermenta cognitionis ausstreuen." Er hält unsre Bühne mehr für eine verderbte als für eine werdende und sucht vor allem die Regeln zu beseitigen, durch die sie in eine falsche Richtung geraten ist, und das deutsche Drama an den Aus-

gangspunkt der Kunst zurückzuführen, damit es von dort eine neue Laufbahn beginnen könne. Welchen Weg diese nehmen soll, läßt er vorläufig im unklaren; niemand wird sich aus der Dramaturgie ein deutliches Bild machen können, was Lessing über Stil, Stoffe, Form der Tragödie dachte. Als echter Pädagog will er eben die Aufmerksamkeit nicht von dem ersten Ziel, das er aufgestellt hat, dadurch ablenken, daß er gleichzeitig fernere vor die Augen seiner Zuhörer stellt, fernere, die schwieriger zu erreichen, leichter zu verfehlen sind. Er hat es mit einer Generation zu thun, die im Glauben an die überlieferten Regeln aufgewachsen ist, die nicht im freien Schaffen, sondern im engen Anschluß an Vorbilder ihr Heil sieht. Wenn er diesen unfreien Geistern plötzlich die Fesseln abnahm, war nicht zu befürchten, daß sie mit den Regeln, von denen sie erlöst wurden, zugleich alle Kunstgesetze verachteten? Wenn er ihnen Shakespeare als höchstes Muster ohne Vorbehalt aufstellte, war es da nicht wahrscheinlich, daß sie ihn ebenso sklavisch und äußerlich nachahmen würden wie bisher die Franzosen?

Lessing sah die tumultuarische Bewegung des Sturmes und Dranges, die sich schon während der Entstehung der Dramaturgie deutlich genug ankündigte, voraus und suchte ihr vorzubeugen, indem er die beseitigte Autorität der Franzosen sogleich durch eine höhere, die des echten Aristoteles, ersetzte. Aber er will den Einfluß dieser überlieferten Regeln nicht übermächtig werden lassen, weil er weiß, daß sie doch nur der Mittelmäßigkeit zur Stütze dienen, den freien Gang des echten Künstlers aber, wenn er ängstlich auf sie zurückschaut, hemmen und sein selbständiges Schaffen stören können. Deshalb stellt er neben Aristoteles Shakespeare als das Genie, an dem sich die Genies entzünden sollen, und läßt die Punkte, in denen sich beide widersprechen, im Dunkeln.

Lessings Versuch, den Sturm, den er heraufziehen sah, zu beschwören, blieb erfolglos, weil die Grundanschauung, von der er ausging, daß die aristotelische Theorie allgemein gültig sei, falsch war. Die weitere Entwicklung schritt achtunglos über sie hinweg. Seine Definition des Tragischen entsprach nicht den Forderungen der Zeit. Die Jugend verlangte vom Drama nicht die Erregung

des Mitleids, nicht moralische Besserung, sie wollte Kraft und Leidenschaft sehen, sie forderte

das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

Lessing war der Johannes dieser neuen deutschen Kunst, nicht ihr Messias; erst die Großen, die nach ihm kamen, brachten sie, nachdem die letzten Reste der äußeren Abhängigkeit von Regeln und Vorbildern überwunden waren und an ihre Stelle die innere Erfassung des Gesetzes getreten war, das aus dem Wesen der Kunst, der nationalen Eigenart und den Forderungen der Zeit entspringt.

Wilhelm Meisters Lehrjahre und der Kampf gegen den Dilettantismus.

Von Richard M. Meyer in Berlin.

In meiner Goethebiographie habe ich mich über Wilhelm Meisters Lehrjahre kürzer ausdrücken müssen, als bei der Bedeutung des Werkes recht ist. Wie viel Schönes in Einzelzügen, wie viel Beziehungen zu Goethes eigenen Bestrebungen und denen seiner Zeitgenossen unbesprochen bleiben mußten, das wird jeder Fachkenner leicht bemerken; mir aber thut noch mehr leid, daß ich einen auch von diesen (wie mir scheint) noch nicht genügend hervorgehobenen Punkt sehr kurz behandeln mußte. Daß der Roman mit dem Kampfe Goethes und Schillers gegen den „Dilettantismus“ eng zusammenhängt, daß oft geradezu nur in erzählte Handlung umgesetzt wird, was Goethes Kunstkatechismus theoretisch vorbringt — das konnte ich in dem Buche nur eben aussprechen; es sei mir erlaubt, in einer knappen Analyse der fünf ersten Bücher es näher darzuthun. Diese genügt, denn nachher ist Wilhelm nicht mehr der eigentliche echte Dilettant, wenn auch viel davon bis zum Ende

haften bleibt. Aber eben der Einschub der „Bekenntnisse einer schönen Seele" deutet schon einen Abschnitt in seiner Entwickelung an; der ganz unreife Jüngling wäre im Roman nicht in die Nähe reiner Vollendung gebracht worden. — Es sei mir gestattet, bei dieser näheren Ausführung mich gelegentlich der Worte aus meiner Goethebiographie zu bedienen; wo in der Anschauung nichts geändert ist, schien es mir Pedanterie, mühsam am Ausdruck zu ändern.

Wilhelm Meister ist der geborene Dilettant — das deutet schon sein Name an, denn die Liebhaber in den schönen Künsten sind eben die einzigen Meister, die als solche zur Welt kommen. Wie der Name Mittler in den „Wahlverwandtschaften" ist auch dieser mit Bezug auf das Wesen des Helden gewählt. Seltsam fügt es sich übrigens, daß das Liebespaar Wilhelm und Marianne die gleichen Namen trägt wie in den „Geschwistern". Wie die Wahl der Namen Luise, Lucie, Luciane für eine vorlaute, befehlerische Tochter, so beruht wohl auch diese Benennung auf lautsymbolischem Gefühl. Gab sich doch Goethe diesem ganz hin, um als Mignons eigentlichen Namen „Sperata" zu wählen — die höchst unerwünschte, geheim gehaltene Tochter später Leidenschaft heißt „die Erhoffte!"

Wilhelm Meister ist der geborene Dilettant: empfänglich und dankbar, liebenswürdig und viel versprechend, dabei ohne Selbstkritik, ohne Beharrlichkeit, ohne rechten Ernst. Symbolisch steht hier wieder sein Kindertheater da: er lädt die Gäste ein, er zündet die Lichter an, Alles ist bereit — nur das Theaterstück fehlt ihm. Wer kennt sie nicht, diese liebenswürdigen Künstler, diese rasch auflodernden Projektenmacher, die immer die Staffelei aufstellen, die Pinsel in der Hand halten, die alles vor sich sehen, das bewundernde Publikum, den Erfolg, den Ruhm — die aber nie dazu kommen all diese schönen Dinge durch ein Werk wirklich zu verdienen? Und so ist Hamlet, der Dilettant des Heroismus, sein rechter Held, Hamlet, der die Welt zum Zeugen seiner That aufruft, der alles sorglich vorbereitet und nichts versäumt als die That selbst.

Wie er ins Leben hereintritt, ist natürlich das Theater seine

Schwärmerei. Ohne jede eigene Arbeit hat er hier das erhabene Gefühl, das ihm so wohl thut. Vorher glaubte er sich zum Theater berufen, weil er selbst gern spielt; aber mit Recht sagt das Schema von Goethes Aufsatz über den Dilettantismus: „Nachahmungstrieb deutet gar nicht auf angeborenes Genie zu dieser Sache. Erfahrung an Kindern." Und jetzt glaubt er von neuem seinen Beruf bestätigt, weil er lebhaft nachempfindet; wie jener Entwurf es etwas schwerfällig ausdrückt: „Weil der Dilettant seinen Beruf zum Selbstproduzieren erst aus den Wirkungen der Kunstwerke auf sich empfängt, so verwechselt er diese Wirkungen mit den objektiven Ursachen . . . wie wenn man mit dem Geruch einer Blume die Blume selbst hervorzubringen gedächte." Und so fühlt Wilhelm sich angeregt nicht bloß zum Spielen, sondern auch zum Dichten. Er schreibt Theaterstücke; er ist nun schon in zwei Künsten Dilettant. Und damit ist die Gefahr gesteigert. Vorher war er so zu sagen ein passiver Tasso: nicht durch eigene Phantasie versetzte er sich unablässig in gehobene Stimmung, sondern durch fremde Anregung gerät er hinein. Nun aber beginnt er auch sich selbst die Anregungen zu verschaffen. Er läßt sich vortrefflich mit jenen Worten kennzeichnen, die in Goethes Singspiel „Die ungleichen Hausgenossen" einen hypersentimentalen Poeten malen: „Ich leugne nicht, daß er zuweilen recht gute Verse macht und artig singt, allein an ihm ist unerträglich, daß alles auf ihn wirkt, wie er es nennt, daß er zu jeder Zeit empfindet." Die Gefahr ist da, daß er, der Anregung braucht, der sie im Theaterspiel zu finden gewöhnt ist, mit sich selbst Komödie spielen wird. In diesem Stadium sind Tausende der hoffnungsvollsten Jünglinge untergegangen.

Solchem Herzen kann die erste Liebe nicht lange fremd bleiben; natürlich ist eine Schauspielerin ihr Gegenstand, natürlich bittere Enttäuschung das Ende. Zwar der Dichter sucht Mariannen am Schluß zu retten, doch kaum mit Glück; und jedenfalls läßt Marianne genug geschehen, um den leidenschaftlichen Verehrer an ihr zweifeln zu lassen. Und so geht Wilhelm in die Welt hinaus, im Herzen den ersten Konflikt der erträumten und der wirklichen Welt.

In völliger Verzweiflung verbrennt nun Wilhelm was er

angebetet hatte; aber die alte Neigung kehrt wieder und wirft ihn aus einem Extrem ins andere. Die eine Erfahrung hat nicht genügt; er muß die Coulissenwelt genauer kennen lernen. Bald stößt er nun auf versprengte Schauspieler, die durch ihr anziehendes Wesen sehr geeignet sind, ihn von neuem an die Welt des Scheins zu fesseln: Philine und Laertes. Und zugleich trifft er zwei Halbschauspieler seltsamster Art: Friedrich, den jungen Edelmann, der den Bedienten spielt — und Mignon, gleichsam einen auf die Erde verstoßenen Engel, den Zwang zu unwürdigen Gaukeleien mißbraucht. Sie ist durchaus ein Kind Italiens, auch im Geiste des Dichters dort entstanden: gleich im Beginn der Reise traf er wirklich einen Harfner mit seiner reizenden Tochter, und in Venedig entzückte ihn die Grazie einer jungen Straßenkünstlerin. Sie ist die ernste Liebe, die heiße Sehnsucht selbst, sie ist das Verlangen nach Italien, nach dem Paradies; sie ist die erdenscheue Kunst, heimatlos und verstoßen, aber das Land der Griechen mit der Seele suchend. So wird sie Wilhelms Schutzgeist; sie hat für ihn eine ähnliche Bedeutung wie Helena für den Faust des zweiten Teils. Und Friedrich ist ein Abbild dessen, was Wilhelm nicht werden soll: die leibhaftige Frivolität, an den höchst irdischen Reiz einer Philine gefesselt, die ungebändigte Laune und das kindisch ausgelassene Temperament, und zum Schluß die dilettantische Bücherweisheit. Beide aber sind bei all ihrer tieferen Bedeutung nichts weniger als allegorische Figuren, sondern lebensvolle Gestalten voll besonderer Züge; vielleicht nicht einmal symbolisch gemeint, werden sie es durch den Kontrast untereinander und mit Wilhelm.

Allmählig findet sich die Truppe zusammen. Und nun kommt man bald in das rechte Fahrwasser für Dilettanten: ins Extemporieren. Hier ist man von aller ernsten Kunst dispensiert und kann doch gerade das zeigen, was man mit dem echten Künstler gemein hat. „Wo das Subjektive für sich allein schon viel bedeutet, muß und kann sich der Dilettant dem Künstler nähern", heißt es wieder in jenem Aufsatz. Hier ist denn Wilhelm recht in seinem Element. Und eben deshalb greift jetzt warnend die geheime Leitung seines Schicksals ein. Schon einmal hat ein Fremder ihn

vor jenem Fatalismus gewarnt, den man als dilettantische Lebensführung bezeichnen könnte: die Gewöhnung ohne innere Klarheit seinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Wesen unterzuschieben und so der Tendenz seines Temperaments sich blind zu ergeben. So dachte Werther, so denkt Eduard in den „Wahlverwandtschaften", und beide gehen daran zu Grunde. Anders denkt jetzt Goethe: „Das Gewebe dieser Welt ist aus Notwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide und weiß sie zu beherrschen." — Damals half diese Belehrung zu nichts; Wilhelm ergab sich weiter seinen Neigungen. Jetzt wird er von neuem von einem Unbekannten belehrt, daß selbst das Genie der Klarheit und der bewußten Selbstzucht nicht entbehren kann. „Aber", versetzte Wilhelm, „wird das Genie sich nicht selbst retten, die Wunden, die es geschlagen, selbst heilen?" „Mit nichten, versetzt der Andere." Wilhelm bleibt unbekehrt. Statt sich zum tüchtigen Bürger zu erziehen, begeistert er sich an altdeutschen Ritterstücken. „Dilettanten haben meistens eine patriotische Tendenz", sagt charakteristisch genug der Aufsatz über den Dilettantismus; „ein deutscher Dilettant interessiert sich darum nicht selten so lebhaft für deutsche Kunst ausschließlich". Und nun scheint das Schicksal ihm den Gegensatz zwischen der nach Goethes Meinung weltbürgerlichen Kunst und patriotischer Bemühung einschärfen zu wollen. Der Harfner erscheint, die Vertiefung, die Einsamkeit, die Weltferne des Dichters schon im Aeußeren veranschaulichend — ein Abbild jener stillen Versenkung in die Kunst, die Goethe immer mehr zum Ideal ward. Und er singt das Lied von dem Sänger, der vor Pracht und Herrlichkeit die Augen schließt, der den Lohn nicht mit Kanzler und Rittern teilen will. „Die Poeten sollten immer nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden", schreibt Schiller an Goethe. Zwar muß dieser Harfenspieler gerade von seinem Gesang leben, wie Melina auch bitter hervorhebt, das aber ist bei ihm wie bei seiner Tochter Mignon nur der grausame Zwang der Verhältnisse. Recht wie eine Personifikation des Dichtergeistes erscheint der Harfner, wenn er die Klagen Wilhelms mit Versen und Musik melodramatisch begleitet und auslegt.

Und nun kommen sie in eine andre Welt des schönen Scheins: in vornehme Umgebung. Der Graf, von äußerer leerer Vornehmheit, im Ceremoniell unübertrefflich und der Weisheit des Polonius voll, hat zur Seite die Gräfin, eine wahrhaft edle und vornehme Erscheinung, von zarter und feiner Empfindung. Um sie ist wieder ein ganzer Kreis von Typen der adligen Welt versammelt: der Prinz, der Baron, die Baronesse, mannigfache Schattierungen des adligen Grundtons: der Repräsentation. Repräsentieren heißt scheinen wollen, was man nicht sein kann. Der Graf ist ein Dilettant der Vornehmheit: ihm fehlt der Ernst und die Liebe, ihm genügt der Schein; der Baron spielt einen vornehmen Gönner, der Prinz einen gnädigen Zuhörer: sie „repräsentieren." Aber Wilhelm ist von allen gleichmäßig entzückt; auch hier bestechen ihn die Flitter, und er bricht in eine begeisterte Lobrede auf den Adel aus. Und nach wie vor ist er Fatalist aus Bequemlichkeit und preist seinen Genius, der ihn hierher gebracht. Man ist auf der Höhe des Dilettantismus: der Adel und die Schauspieler spielen um die Wette, und Wilhelm hält begeisterte Reden.

Da erscheint wieder ein Warner. Jarno tritt auf und dem Gemisch guten Willens und entschiedener Unkunst in den adligen Gratulationsstücken wirft er den ungeheuren Namen Shakespeare entgegen. Wilhelm, seiner Vorurteile froh, will nicht lernen, die Dinge wie sie sind, zu sehen; er soll am Werk des wahrsten Dichters die wahre Welt kennen lernen, die er mit eigenen Augen nicht zu sehen vermag. Und dies wirkt. In prachtvoller Rede schildert Wilhelm die Wirkung dieser Lektüre: „Es sind keine Gedichte! — Man glaubt vor den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust." Shakespeare war Goethen selbst der Schlüssel zum Verständnis der Welt geworden, sein eigner Dank ist es, der in die schönste Lobrede überfließt, die je ein Dichter einem Dichter gehalten hat. Diese Stimmung suchen die Weisen vom Turm zu benutzen. Ein Talent ist Wilhelm nicht, aber ein Charakter soll er werden und deshalb soll er hinein in den Strom der Welt. Sie raten es ihm wiederholt, aber er kann

nicht fort aus seiner Scheinwelt. Nur in ihr kann er sich thätig denken. Dazu fesselt ihn die Gräfin: mit Shakespeare bildet sie ihm das Paar der höchsten Sterne, wie für Goethe es Shakespeare und Frau von Stein waren. Es folgt jene Tasso-Scene, der Höhepunkt im Leben des unbelehrten Jünglings. „Die Unglücklichen!" schließt das dritte Buch. „Welche wunderbare Warnung des Zufalls oder der Schickung riß sie auseinander?"

Wir haben diese drei ersten Bücher ausführlicher analysiert, um die Kunst des Aufbaus, die Mannigfaltigkeit der Beziehungen, den Reichtum der Lebensweisheit wenigstens in großen Zügen aufzuweisen; wir gehen über die folgenden Bücher schneller hinweg.

Die Hamlet-Aufführung bewirkt und bedeutet den Umschwung. Schon die Vorbereitungen geben Gelegenheit, am Probierstein des tiefsinnigen Dramas die Gestalten sich exponieren zu lassen. Und die Probe selbst zeigt Philinens Flatterhaftigkeit so deutlich wie Wilhelms Dilettantismus. Schon das ist charakteristisch, daß er zeitig zur Probe erscheint und sich noch allein auf der Bühne findet: „Dilettanten wissen sich nichts Anziehenderes als die Komödienproben, Schauspieler von Metier hassen sie", sagt jener Aufsatz. Die Probe, gleichsam das Schauspiel des Schauspiels, bei fast gleicher Erregung des Ernstes der wirklichen Aufführung entbehrend, bietet ihnen alle Reize des Schauspieles ohne seine volle Anstrengung.

Dann aber die Aufführung selbst. Wilhelm reift zum wirklichen Schauspieler und entscheidet sich endgiltig für diesen Beruf, während ihn bisher noch die Furcht einer Einbuße an bürgerlicher Ehre zaudern ließ. Ein für das Verständnis des Buches entscheidender Brief Wilhelms an Werner belehrt uns jetzt mit aller Deutlichkeit über seine Ziele: „Daß ich dirs mit Einem Worte sage: mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht . . . Ich habe nun einmal grade zu jener harmonischen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt versagt, eine unwiderstehliche Neigung." Und so unterschreibt er, halb im Traume, den Kontrakt. Nochmals ertönt die Warnung: „Flieh Jüngling flieh!" So war im

Volksbuch von Faust der Held von seinem ausfließenden Blut gewarnt; es bildet die Worte: „O Mensch! fliehe!“ Aber auch er beharrte in der Verirrung.

Die Darstellung gelingt außerordentlich; ein Fest feiert das Gelingen. Diese verbundenen Aufregungen werden zu einem neuen Probierstein der Charaktere. Die, welche von innerer Leidenschaft glühen, lodern jetzt hoch auf und verbrennen sich: der Harfner und Mignon; ihrer geschwächten Lebenskraft ist so viel Erregung zu viel. Wilhelm aber fühlt sich am folgenden Tage leer und matt, wie Tasso jeden Tag nach der Krönung sich gefühlt hätte: das Höchste, was das Theater ihm bieten kann, hat er nun hinter sich. Ebenso wenig kann die Truppe auf diesem Gipfel beharren: sie zerfällt. Vielleicht ist es nicht ganz glücklich, daß Aureliens Tod und Wilhelms Abschied von der Bühne noch durch einen längeren Zeitraum von diesem Moment getrennt sind. Aber Goethe wollte dem Hamlet noch Emilia Galotti folgen lassen: Wilhelm, der sich erst in hohe Gefühle hineingespielt hat, soll sich noch in die vornehme Haltung hineinspielen. Lessing erscheint als der deutsche Nachfolger Shakespeares und Wilhelm erweist sich nun als wirklicher Schauspieler. „Dem Halbvermögen“, sagt Goethe zu Eckermann, „war Lessing gefährlich.“ Wilhelm hält die Probe aus, er beweist also ein wirkliches Vermögen — er ist etwas geworden. Und er hat an die Rolle ein langes Studium gewandt, während er in der ersten Unterredung mit dem Landgeistlichen noch meinte: „Sollte aber nicht ein glückliches Naturell einen Schauspieler wie jeden andern Künstler, ja vielleicht wie jeden Menschen, allein zu einem so hoch aufgesteckten Ziele bringen?“ Er ist ein wirklicher Schauspieler geworden, das heißt in Goethes Sinn: er hat gelernt, etwas zu scheinen, nun erst ist er reif, zu lernen, etwas zu sein.

Hier werden „die Bekenntnisse einer schönen Seele“ — des Fräuleins von Klettenberg nämlich — eingeschoben, die einen Charakter von bestimmter Richtung in der höchsten ihm möglichen Vollendung zeigen — und den Weg, wie sie durch strenge Selbsterziehung dahin gelangt. Und nun kommt Wilhelm in eine andre Welt, in ein Leben ernster, tüchtiger Arbeit, wohlwollenden

Sorgens, liebevoller Ausfüllung genau umschriebener Kreise. Dies war es ja, was Goethe selbst stets empfohlen hat; so weit er sich auch sonst von Prometheus entfernt hat, ist dies doch immer noch seine Lehre: dein ist der Kreis, den deine Wirksamkeit erfüllt. Ganz mit Unrecht scheint man mir deshalb Werner, Wilhelms periodisch wieder auftauchenden Jugendfreund, als einen Beleg aufzufassen, wie Goethe die Arbeit verachtet, in einer sorgenlosen Selbstausbildung das alleinige Ideal gesehen habe. So dachten die Romantiker, Tieck z. B. wenn er in der Novelle „Des Lebens Ueberfluß" ein höchst munteres und junges Ehepaar schildert, das durch die harte Anstrengung einer alten Frau sich vergnüglich ernähren und erhalten läßt. Aber so dachte Goethe nicht. „Saure Wochen, frohe Feste, Tages Arbeit, Abends Gäste," das ist das Geheimnis des Schatzgräbers; und ein anderes Gedicht lehrt:

> Schwerer Dienste tägliche Bewahrung —
> Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Nicht die Arbeit schändet den Mann; auch darum wird Werner nicht zum Zerrbild, weil er um äußeren Vorteils willen arbeitet. Wie froh arbeitet der Wilhelm der „Geschwister" um Geldverdienst! Mit herzlicher Anerkennung spricht Goethe von der Betriebsamkeit der Neapolitaner; und einem Künstler, der von der Kunst lebt, Benvenuto Cellini, widmet er eine seiner nächsten Arbeiten. Vielmehr erscheint Werner deshalb als Karikatur, weil er *nichts* kennt, als die Arbeit. Es ist das Gegenstück zu den Naturen, die in den höchsten Genüssen und Gefühlen ohne eigene Bemühung schwelgen, er hat von diesen Genüssen und Gefühlen keine Ahnung. Er kennt die sauren Wochen, aber nicht die frohen Feste, die Arbeit des Tages, aber nicht die Gäste des Abends. Von ihm gelten wirklich die verachtungsvollen Worte des Wallensteinischen Wachtmeisters:

> Es treibt sich der Bürgersmann, träg und dumm,
> Wie des Färbers Gaul, nur im Ring herum.

Nicht weil er arbeitet, wird er verächtlich, sondern weil er aller Kunst und Bildung fremd und barbarisch gegenüber steht, ein Banause nicht bloß im Beruf, sondern auch am häuslichen Herd,

ein Philister, nicht bloß in der Art wie er schreibt, sondern auch in der, wie er freit. Solcher „Rohheit des Unwissenden oder pedantischen Borniertheit des bloßen Geschäftsmannes“ stellt der Entwurf über den Dilettantismus selbst diesen lobend gegenüber. Ernste Arbeit aber ist es ja gerade, an der Wilhelm erzogen werden soll, der anfänglich nur (wie Eduard in den „Wahlverwandtschaften“ es an sich selbst gesteht) in vielen Dingen spielte und pfuschte. Der Dilettant, das ist der Sinn des Erziehungsromanes, wird zur Wertschätzung liebevoller Versenkung, treuer Ausdauer, echter Arbeit erzogen. „Der Mensch frage sich selbst, wozu er am Besten tauge,“ heißt es in dem wichtigen Aufsatz „Ferneres über Weltliteratur“ (Hempel, 29, 675), „um dieses in sich und an sich eifriger auszubilden. Er betrachte sich als Lehrling, als Geselle, als Altgeselle, am spätesten und höchst vorsichtig als Meister.“ Das ist die ganze Moral unseres Buches: der als Meister geboren zu sein vermeinte, soll lernen, daß er erst die Lehrjahre durchmachen muß. „Wer soll Lehrling sein? Jedermann!“ Und mit den Werken aus Goethes Alter stimmt der berühmte herrliche Jugendbrief an Herder vom Juli 1772 überein: „Wenn ich nun aber überall herumspaziert bin, überall nur dreingeguckt habe, nirgends zugegriffen. Drein greifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft.“ Eigene Erfahrung des Jünglings, Beobachtung fremder Entwicklung beim Mann wirken zusammen, um Wilhelm Meister die Lebensbahn vorzuzeichnen. Deshalb liest der Roman sich so oft wie eine Belegsammlung zu dem Aufsatz über den Dilettantismus, deshalb beleuchtet er so unvergleichlich Goethes Lehre von echter Kunst und echter Arbeit!

Bibliographisch-kritische Studien über Johann Christian Günther.[1])

Von Arthur Kopp in Berlin.

3. Einige Strophen Günthers.

Zur Zeit des Meistersanges hatte jede Strophenform ihren Namen und ihren ersten Erfinder; die Kunstverständigen mußten die vielen und mannigfaltigen Gebilde zu benennen wissen und, wo sie sich einer bereits eingeführten Form bedienten, ermangelten sie nicht ihr Vorbild anzugeben; die Meisterschaft erlangten sie erst, wenn sie zu den fremden von ihren Vorgängern übernommenen Tönen mindestens einen hinzu erfunden hatten. Dabei macht es keine Schwierigkeiten jede Form bis auf ihren Ursprung zurückzuführen. Als die Dichtkunst sich vom Zunftzwange frei zu machen begann, ging man zu einfacheren, leichteren, gefälligeren Formen über, die man als freies Gemeingut für alle betrachtete. Für jeden Dichter ergaben sich nun metrische Gebilde in großer Zahl ganz unwillkürlich, ohne von einem Vorgänger entlehnt oder durch ein bestimmtes Vorbild angeregt zu sein. Die einfachsten vierzeiligen und achtzeiligen Reimgebäude mit durchgehends gleicher Anzahl der Hebungen ergeben sich aus dem Wesen rhythmischer Gliederung mit Naturnotwendigkeit, lösen sich aus jedem dichterisch bewegten Gemüte wie von selbst ohne Vermittelung fremder Einflüsse heraus, bieten sich jedem neu beginnenden Dichter fast aufdringlich an, sprossen zahlreich wie die Gräser mit jedem poetischen Frühling von neuem auf und werden wohl in derselben Weise sich fortpflanzen bis an das Ende aller Dichtkunst.

Aus der unendlichen Masse lyrischer Strophenformen heben sich aber durch ihr eigenartiges Gepräge manche heraus, die sich nicht für jeden Dichter von selbst ergeben haben können, die sich vielmehr nur durch bald mehr bald minder bewußte Nachahmung seitens künstlerisch geschulter Persönlichkeiten als übliche Formen behauptet haben. Jede Strophe, wie jeder Vers hat seine Geschichte. Hier liegt ein weites und fruchtbares, bisher aber noch fast ganz unangebautes Gebiet.

[1]) Siehe Euphorion 1, 718.

Einer der fruchtbarsten und formenreichsten Dichter war Johann Christian Günther. An rein lyrischen Strophen hat er 97 aufzuweisen, und zwar 5 vierzeilige, 4 fünfzeilige, 33 sechszeilige, 9 siebenzeilige, 28 achtzeilige, 2 neunzeilige, 14 zehnzeilige und 2 zwölfzeilige Strophen. Gewiß hat ein so begabter Dichter manche Form selbständig erfunden und gehandhabt, aber im weltlichen und kirchlichen Gesange seiner Zeit fand er eine solche Formenfülle vor, daß er daraus wie aus einem unerschöpflichen Born trinken konnte; und daß er es gethan hat, mögen einige bisher unbeachtete Thatsachen beweisen.

I.

Herrn von Hoffmannswaldau und andrer deutschen . . . Gedichte . . . 1695.
S. 36. C. H. v. H.:

1. Lysippe will der erden sich entreissen,
Ihr edler geist geht zu der ruh,
Er eilt der reinen sonnen zu,
Und will, was himmlisch ist, zu küssen sich befleissen,
Sie stößt die erde hin, und suchet allzu viel,
Weil sie bey fleisch und blut als engel leben will . . . 6 Str.

Günther S. 935:

Wie kanst du doch so viel vergebens klagen
Und unerhörte Seufzer thun?
Ach laß einmal die Augen ruhn
Und thu dir selber Weh, die Schläge stumm zu tragen.
Du siehst ja wohl einmal, verworfnes Menschen-Kind,
Daß Glück und Gott nicht mehr der Unschuld Freunde sind . . . 8 Str.

II.

H. v. Hoffmannswaldau . . . Gedichte . . . 1695. S. 331. E. N. [Erdmann Neumeister]:

1. Erbarme dich, du schönheit dieser welt,
Und nimm von mir die fässel meiner seelen!
Wenn stahl und eiß die brust umschlossen hält,
Durch sclaverey mich auf den tod zu quälen,
So denke doch, der ursprung meiner noth
Ist schon der tod.
2. Ist schon der tod ein opfer deiner lust . . .
6. . . . Mein himmelreich.
7. Mein himmelreich wird mir zur höllenpein.
Ich soll und muß, ich will auch nur verderben;
Die freyheit wird in meinem grabe seyn;
Drum will ich gern als sclave grausam sterben.
Mein herz giebt nur den seufzer noch von sich:
Erbarme dich!

Günther S. 326:

1. Du daurest mich, du allerliebstes Kind!
Du fühlst mein Weh, ich leide deine Schmerzen,
Da Glück und Zeit so lange grausam sind,

Und mit dem Flehn getreuer Seelen scherzen;
Du leidest viel, doch gieb der Treu Gehör!
Ich leide mehr.
2. Ich leide mehr, als jemand kan und glaubt . . .
7. . . . Viel auszustehn.
8. Viel auszustehn und gleichwohl froh zu seyn,
Vermag kein Geist, den Lieb und Ruhm nicht stärken;
Kind! gute Nacht! mein Anblick mehrt die Pein,
Ich kan die Angst an Farb und Sprache merken,
Sieh mich noch an, und lebe wohl und sprich:
Du daurest mich.

Dieselbe Strophe, doch ohne die spielende Wiederholung der Worte am Schluß und Anfang der Strophen, hat Günther noch einmal angewandt in dem Gedichte: Schweig du doch nur, du Helfte meiner Brust . . . 10 Strophen, S. 908. Hier hat Günther mit voller Absichtlichkeit und mit vollem künstlerischem Bewußtsein eine damals beliebte Form sich angeeignet. Ebenfalls ohne die Spielerei mit den sich wiederholenden Worten trifft man diese Strophe im ersten Bande der Hoffmannswaldauischen Gedichte noch zweimal an: S. 337 C. H. V. H. Ich bin verletzt durch deinen augenstrahl . . . 6 Strophen, S. 349 Arie Herzogs Sylvius Friederick zur Oelse auf seine Gemahlin. Ach zürne nicht, erlauchte Sylvia . . . 9 Strophen.

Das Gedicht Neumeisters und Nachahmungen desselben treten auch in den Schriften Hunolds auf.

Die Allerneueste Art, Zur Reinen und Galanten Poesie zu gelangen . . . Von Menantes . . . 1717, S. 119—121: LXXXIII. Endlich ist dieses eine Galanterie, welche aber schwer fällt, wenn man die folgende Strophe mit eben den Worten anfängt, mit welcher sich die vorhergehende endet, daß gleichwohl auch allemahl ein anderer Sensus heraus kömmt. Und da pfleget sich die letzte Strophe mit dem Anfange der ersten gemeiniglich zu schliessen. Z. E.

1. Erbarme dich, du Schönheit dieser Welt . . . 7 Strophen (Schluß der ersten Strophe besser als oben „die Größe meiner Noth Ist schon der Todt").

Ebenda S. 148: An Margaris. 1. Mein Glücke muß in schönster Blüte stehn . . . 6 Strophen.

Die Edle Bemühung müssiger Stunden . . . Von Menantes . . . 1702. S. 53, 54: An ihre Grausamkeit. 1. So muß ich stets in Jammer Schatten stehn . . . 5 Strophen u. a. m. Vergleiche auch Spitta über Sperontes in der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft. 1 (1885), 60.

III.

Herrn von Hoffmannswaldau . . . Gedichte anderer Theil . . . 1697. S. 330—32: Celadons abschied und seiner schäferin wehklage † † †

Eleonora die betrübte
Gieng in dem grünen auf und ab,
Als ihr der schäffer, der geliebte,
Den letzten kuß mit thränen gab.
Ach! sprach sie, daß ich ietzt muß leben,
Und meinem schäffer abschied geben . . . 10 Strophen.

Günther S. 294:

Eleonore ließ ihr Herze
Nicht länger unempfindlich seyn,
Sie räumt es nach so langem Schmerze

Dem wohlbekannten Dichter ein
Und ließ ihn unter Schwur und Küssen
Den Anfang ihrer Neigung wissen . . . 12 Strophen.

Eben diese Strophe hat Günther noch in zwölf andern Gedichten angewandt: S. 171, 177, 178, 231, 244, 245, 272, 284, 310, 329, 921, 938. Diese Form war ihm also ganz besonders geläufig; in dem Gedichte Eleonora ließ ihr Herze . . . ist er aber unzweifelhaft beeinflußt durch das ältere Eleonore die betrübte . . ., ein Gedicht, das damals zu den Lieblingsstücken gehörte und sich als solches in fliegenden Drucken fürs Volk und in Liedersammlungen bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts behauptet hat.

Günthers Leipziger Freund Brandenburg (später Pfarrer im Lauenburgischen) hat sich an diese Leonorenlieder angelehnt in einem Hochzeitsgedicht. Weichmanns Poesie der Nieder-Sachsen, 5 (1738), 153—57.

IV.

Herrn von Hoffmannswaldau . . . Gedichte 3. Theil . . . 1703. S. 342:

Springt fessel entzwey!
Brecht ketten und schlösser,
Ich hab es itzt besser,
Die seele wird frey.
Komm stilles vergnügen, komm küsse mich nu,
Und setze mich wieder in vorige ruh . . . 5 Strophen.

Günther S. 242:

Ich habe genug!
Lust, Flammen und Küsse
Sind giftig und süsse
Und machen nicht klug:
Komm selige Freyheit und dämpfe den Brand,
Der meinem Gemüthe die Weißheit entwandt . . . 5 Strophen.

V.

H. v. Hoffmannswaldau . . . 5. Theil . . . 1708. S. 705:

Blandinchen, reiner schwan,
Der nichts, als fromm seyn, kan,
Dein heller tugend-schall,
Du schöne nachtigall,
Klingt besser, als Citrinchen,
Blandinchen . . . 6 Strophen.

Günther S. 1108:

Christinchen, eile zu,
Und suche Bett und Ruh!
Die Liebe bricht herfür,
Und hüpft und wallt in dir,
Nach Art der jungen Hühnchen,
Christinchen . . . 2 Strophen.

Einige überraschende Beispiele dafür, wie für dieselben Stoffe sich dieselben Strophenformen einbürgern, bietet die zu Günthers Zeit im Schwange gehende Tabakspoesie.

VI.

H. v. Hoffmannswaldau . . . Gedichte . . . 1695. S. 380: Lob des tabacks.

Rosen und violen
Mögen kinder hohlen,
Kinder dieser zeit.
Diß, was meinen sinn erfreut,
Und in meinen händen brennet,
Wird Taback genennet . . . 8 Strophen.

Günther S. 917: Lob des Knaster-Tobacks.

Nahrung edler Geister,
Aller Sorgen Meister,
Du mein Element,
Was man jetzo Knaster nennt;
Komm und laß die müden Sinnen
Wieder Ruh gewinnen! . . . 22 Strophen.

Das Gedicht „Rosen und violen" ist wegen gleichen Inhalts und gleicher Form nicht nur Stammvater des Güntherschen „Nahrung edler Geister" sondern auch eines Tabaksgedichtes von Sperontes, welches dessen „Singende Muse an der Pleisse" in den Ausgaben von 1736 und 1741 als Nr. 28, in der Ausgabe von 1747 als Nr. 73 bietet:

Weg ihr eitlen Grillen!
Laßt mir meinen Willen!
Immer froh zu seyn.
Ich verbanne Ovaal und Pein
Durch den Weyrauch, den die Mohren
Dazu auserkohren . . . 11 Strophen.

Einiges über dieses Gedicht findet man bei Spitta a. a. O. S. 99.

Im Register zu der Ausgabe Hoffmannswaldaus vom Jahre 1695 stehen bei dem Gedichtanfang „Rosen und violen" die Buchstaben C. H. V. H. das ist Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau. In den spätern Ausgaben dieser Gedichte, vom Jahre 1725 u. s. w. steht das Gedicht S. 393, ohne Buchstaben eines Verfassernamens auch im Register. Allerdings erscheint Hoffmannswaldaus Anteil an dem Tabaksgedicht zweifelhaft, wenn man sich vergegenwärtigt, daß dasselbe vorher und nachher mehrfach in der Tabaksliteratur erscheint und stets ohne Angabe eines Verfassers. So enthält „Der Politische und Lustige Tobacks-Bruder", von Michael Kautzsch, 1684 S. 231—33, 1690 S. 205—7 die acht Strophen des Gedichts, doch mit starken Entstellungen. Man liest da:

1. Kinder mögen holen
Rosen und Violen
Itzt bey dieser Zeit.
Das, was meinen Sinn erfreut
Und in dieser Pfeife brennt,
Wird Toback genennt . . .

Der Verfasser des Tobacks-Bruders kann nicht zugleich der Verfasser dieses Liedes sein; sonst hätte er schwerlich den Rhythmus, der bei Hoffmannswaldau, Günther und Sperontes in den drei Gedichten ganz genau Silbe für Silbe stimmt, so verderben lassen, daß die beiden letzten Zeilen seiner Strophen mit Ausnahme der fünften fälschlicherweise männlich abschließen: brennt genennt,

blickt erquickt, führt unberührt, Tasch Asch, Wagen tragen, Ungeheur Feur, liebn übn, Sinn bin.

VII.

Der Politische . . . Tobacks-Bruder . . . 1684 S. 84—93, 1690 S. 73 bis 81 enthält noch ein andres Tabaksgedicht, dessen Strophe sich Günther angeeignet hat:

1. Mann, der Teufel reitt euch doch,
daß ihr noch
Mir dürft von Tobacke sagen;
Ists nicht gnug, daß ich hier muß
mit Verdruß
Den verfluchten Stank ertragen? . . . 12 Strophen.

Als Gegenstück dazu:

1. Jammer, hab' ich eine Frau,
au, au, au!
Die nichts kann als beißen, keifen.
Unser meister Streit und Zwist
kömmt und ist
Bloß vor der Tobackes-Pfeifen . . . 17 Strophen.

Günther S. 912:

Schicke dich, gelehrter Freund!
Es erscheint
Des Geburts-Tags holder Morgen:
Unterbrich der Bücher Fleiß
Und den Schweiß
Aller klugen Sorgen . . . 23 Strophen.

Dieselbe Strophe läßt sich noch mehrfach nachweisen, so z. B. wohl in Nachahmung des Tobacks-Bruders an folgendem Beispiele: Die frisch-gefangene und erstlich ausgelösete Brandtwein-Drostel . . . . von Bentindewar Bernern. Anno M.DC.XCII. Darin kommt unter andern Gedichten auch folgendes vor:

Bleibt ihr Männer, wo ihr seyd,
packt euch weit,
Was wolt ihr viel purlens machen;
Ists nicht gnung, daß ihr uns habt,
und begabt,
Wenn ihr bauß't von Liebes-Sachen . . . 7 Strophen.

Dieselbe Strophe war aber schon lange vorher eingebürgert, sie findet sich z. B. von Zesen und von Rist angewandt in zwei Gedichten, welche zusammen abgedruckt sind in dem „Venus-Gärtlein“, Ausgabe vom Jahre 1656.

S. 168 (Zesen):

Halt, du schöner Morgenstern,
bleibe fern,
vnd du güldne Nachtlaterne,
halt der weissen Pferde Lauf
jetzund auf:
Steht ein wenig still ihr Sterne . . . 7 Strophen.

S. 140 (Rist):

Sol denn mein beherzter Muht,
ja mein Blut,
Durch der Liebe Macht ersterben,
sol denn deine Grimmigkeit,
Liecht der Zeit,
Dafnis ganz vnd gar verderben . . . 12 Strophen.

Hiermit ist die Wichtigkeit der Tabakspoesie für dieses engbegrenzte Gebiet lyrischer Strophenformen noch immer nicht erschöpft. Schon bei der ersten oben gegebenen Zusammenstellung von Günthers Du daurest mich du allerliebstes Kind ꝛc. mit Neumeisters Erbarme dich, du Schönheit dieser Welt ꝛc. hätte zum Vergleich dienen können ein inhaltlich allerdings höchst erbärmliches Tabakslied, dessen erste Strophe lautet:

Ihr Raucher, kommt und schmecket den Tabak,
Der seinen Werth vom Himmel hat bekommen;
Er schmecket süß, ja süßer als Arak,
Den manche Leute herzlich lieb gewonnen.
Kommt schmeckt dis Blat, das alle Lieblichkeit
Um sich verbreitt.

VIII.

Noch ein Tabaksgedicht darf an dieser Stelle nicht übergangen werden. H. v. Hoffmannswaldau . . . Gedichte 3. Theil . . . 1703. S. 348:

Laudatur ab his, culpatur ab illis.

Ruhm des Tobacks.

1. Wer will, der mag sich so ergötzen
An tuberosen und jeßmin,
Sich gar zur bisams-katzen setzen
Ich komme nicht auf diesen sinn.
Mir gibt den lieblichsten geschmack
Ein frisches pfeifgen loht-toback . . . 7 Strophen.

Diese Strophe ist in der geistlichen sowohl wie der weltlichen Poesie so sehr häufig, daß, wo dieselbe später auftritt, ohne von Tabaksdüften erfüllt zu sein, von einem Zusammenhange mit diesem Tabaksgedichte nicht die Rede sein kann. Das gilt in diesem Falle für Günther, der dieselbe in 18 verschiedenen teilweise geistlichen, teilweise weltlichen Gedichten angewandt hat ohne jede Beziehung auf den Tabak, der doch sonst in seinem Leben und in seiner Dichtung keine geringe Rolle spielte. In der Gesamtausgabe der Güntherschen Gedichte findet man diese 18 auf S. 5, 9, 10, 15, 64, 73, 89, 92, 96, 100, 110, 198, 269, 286, 308, 314, 1125, 1172.

Wenn aber nicht für Günther, so ist jenes Tabakslied doch für andere dichterische Verehrer des edlen Krautes und seines blauen Dunstes maßgebend gewesen. Dasselbe Lied, stark verkürzt und ein wenig verändert, bieten z. B. die 1715 erschienenen „Ergötzlichkeiten Vom Tabac“ auf S. 46 in drei Strophen. Der schon erwähnte Tobacks-Bruder, der 1680, 1684 und 1690 unter diesem Titel und dem Namen des Mich. Kautzsch, dann aber 1740 und 1741 unter dem Titel „Politische Erzehlungen aus einer lustigen Tobacks-Gesellschaft . . .

von Tobias Langenpfeiffen" erschien, ist nach seiner Wiederbelebung als „Politische Erzehlungen" um ein Lied bereichert, das in den Liedersammlungen des vorigen Jahrhunderts und in fliegenden Drucken für's Volk bis in dies Jahrhundert[1]) hinein sehr häufig abgedruckt worden ist. Die erste der mit denjenigen des Gedichts „Wer will, der mag sich so ergötzen" genau übereinstimmenden neun Strophen lautet auf S. 73 der „Politischen Erzehlungen":

So oft ich meine Tobacks-Pfeife,
Mit guten Knaster angefüllt,
Zu Lust und Zeitvertreib ergreife,
So ist sie mir ein Trauerbild
Und fügt mir diese Lehre bey,
Daß ich derselben ähnlich sey . . .

Für Günther springt in diesem Falle auch sein eifriger Nachahmer Sperontes ein, der drei Tabaksgedichte verfaßt hat, wovon das eine „Weg ihr eitlen Grillen" als in der Form übereinstimmend mit „Rosen und Violen" und Günthers „Nahrung edler Geister" bereits Erwähnung fand. Ein zweites „Cnaster ist mein Element" in 6 sechszeiligen Strophen mag hiermit der Vollständigkeit halber angeführt sein. Das dritte stimmt im Strophenbau genau überein mit „Wer will, der mag sich so ergötzen" und „So oft ich meine Tobakspfeife." Es beginnt:

So lang ich meine Tabakspfeife,
Bey jeglicher Gelegenheit,
Mit gutem Appetit ergreife,
So lange bin ich, Zeit vor Zeit,
Bey allem, was sich mit mir fügt,
Gesund und munter und vergnügt . . . 6 Strophen.

Singende Muse an der Pleisse 1747, Nr. 99. Hierbei ist zu vergleichen Spitta a. a. O. S. 60, 61.[2])

---

[1]) Eine höchst bemerkenswerte Spur von dem Fortleben dieses Liedes findet man z. B. in dem Buche: Fra krigen 1807—14. En dansk officeers optegnelser udg. af H. Datter. Kjöbh. 1894. S. 50:

„— til Tids fordriv laerte jeg bl. A. en herlig Tobaksvise af en preussisk Husarkorporal.

So oft ich meiner Tabackpfeife
Mit gutem Knaster angefüllt . . ." 5 Strophen.

Das unteroffiziersmäßige Deutsch ist in diesem Texte so unverkennbar wiedergegeben, daß man hier so recht in den Volksgesang mitten hinein sich versetzt fühlt.

[2]) Einiges Hierhergehörige über die ganze Tabakspoesie findet man in dem Aufsatze Hoffmanns von Fallersleben „Der Tabak in der deutschen Litteratur" Weimarisches Jahrbuch, 2, 243—60. Doch ist der Inhalt dieses Aufsatzes etwas dürftig und oberflächlich. Eine vollständige Zusammenstellung aller literarhistorisch bemerkbaren Tabaksgedichte mit reichhaltigen bibliographischen Nachweisen bietet ein 1893 veröffentlichtes, in wissenschaftlichen Kreisen wenig beachtetes Heftchen „Die Friedenspfeife. In rhythmischen Ringelwölkchen allen sinnigen Tabaksfreunden vorgeraucht durch Stieglitz in Steglitz" (2 Bl., 58 S., 1 Bl.). Die für die Tabakspoesie wichtigeren Schriften finden sich sämtlich in der Friedenspfeife verwertet, so von den hier bereits genannten „Der Tobaks-

IX.

Eine große, inhaltreiche Geschichte hat eine von Günther dreimal angewandte Strophe, welche vorher schon von dem oben mehrmals genannten Hunold oder Menantes eingebürgert worden war.

Die Edle Bemühung müssiger Stunden . . . Von Menantes . . . 1702. S. 57, 58:

Immerhin,
Falsches Herze, leichter Sinn!
Lesche nur die starken Kerzen
In den sonst entflammten Herzen,
Weil ich es zufrieden bin.
Immerhin,
Falsches Herze, leichter Sinn! . . . 4 Strophen.

Günther S. 112:

Von der Welt!
Ist ein Wort, das mir gefällt.
Denn wer wolte bey den Drachen
Länger hier Gesellschaft machen?
Drum der Schluß ist fest gestellt.
Da Capo . . . 5 Strophen.

G S. 255:

Treuer Sinn!
Wirf den falschen Kummer hin.
Laß den Zweifel der Gedanken
Nicht mit meiner Liebe zanken,
Da ich längst dein Opfer bin.
Da Capo . . . 4 Strophen.

N[1] S. 108:

Wie gedacht,
Vor geliebt, itzt ausgelacht.
Gestern in die Schoß gerissen;
Heute von der Brust geschmissen;
Morgen in die Gruft gebracht. B. A. . . . 9 Strophen.

Ansätze zu dieser Strophe finden sich bereits vor Hunold, so beginnt ein älteres Lied „Ich und du Sind die allerschönsten zwu" . . . etwa gleichzeitig oder nur wenig später als das Hunoldsche Gedicht ist das im Strophenbau ähnliche Kirchenlied „Fahre fort, Zion fahre fort im Licht" . . . entstanden. Sollte die Strophe genau in der Hunoldschen Gestalt schon vorher verwandt worden sein, so hat doch immer erst das Hunoldsche Gedicht, namentlich durch Vermittelung Günthers, die Entwicklungsgeschichte der Strophe in Schwung gebracht.

---

bruder" und die „Ergötzlichkeiten vom Tabac". Eine für die Tabakspoesie wichtige Schrift, die auch an dieser Stelle von Bedeutung ist, fehlt dennoch in der „Friedenspfeife". Es ist das „Die neu-eröfnete lustige Schaubühne Menschlicher Gewohn- und Thorheiten: Entworffen in 7 Classes: Als I. Vieler Art seltsamer Würme . . . II. Caffée- und Thée-Logia . . . III. Biere-Logie . . . IV. Tabaco-Logia . . . V. Caseologia . . . VI. Wurstologia . . . VII. Gänse-Logia . . . Zum Druck befördert in diesem itzigen Jahre." Die Tabaco-Logia (1 Titelbild, 96 S.) enthält unter vielen andern Gedichten S. 34 Kinder mögen holen . . . 8 Strophen, S. 36 Jammer! ich hab eine Frau . . . 17 Strophen, S. 50 Mann, der Teufel reit euch doch . . . 12 Strophen.

Zahlreiche in dieser Strophe verfaßte Lieder zeigen sich von Hunold und Günther beeinflußt.

Ein Lied einer in der Leipziger Stadtbibliothek befindlichen Handschrift, von welcher Spitta Abschrift zu nehmen angefangen hatte, „Musicalische Rüstkammer . . . 1719“ beginnt:

Auf, mein Geist,
Liebe, was unsterblich heißt.
Hasse, was Veränderung heget
Und den Schalk im Herzen träget,
Auch mit falschen Worten speist.

In einem andern handschriftlichen Liederbuche, dessen Ursprung sich entnehmen läßt aus der eigenhändigen Eintragung des Sammlers: Johann Lorentzius Hoffmann 1720, im Besitze Spittas, beginnt die in einer der Hunoldschen sehr ähnlichen Strophe gebaute Aria 16: Seht doch an Was die lose Liebe kan . . .; die Aria 32: Immerhin, Falsches Herze leichter Sinn . . . 4 Strophen, bietet das Hunoldsche Gedicht; die Aria 83 hat zwei Strophen, deren erste lautet:

Eine Frau
Ist versichert viel zu schlau;
Männer müssen das nicht wissen,
Wenn sich Weiber lassen küssen,
Denn sie nehmens zu genau . . .

Das in der Handschriftenabteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindliche, ungemein reichhaltige, um 1750 entstandene Liederbuch des Freiherrn von Crailsheim enthält S. 111:

Auf, mein Geist,
Liebe was beständig heißt!
Hasse was Vergnügen heget
Und den Haß im Herzen träget,
Auch mit falschen Worten speist.
Auf, mein Geist,
Liebe, was beständig heißt . . . 8 Strophen.

Ebenda findet sich S. 152 ein Lied: Immerhin! Ob ich gleich nicht Jungfer bin . . . 6 Strophen, und S. 396 eins: Sei getreu Ohne falsche Heuchelei . . . 6 Strophen, beide genau in der Hunold-Güntherschen Strophe.

Einhundertundzehn Volks- und Gesellschaftslieder . . . herausgegeben von F. W. Freiherrn v. Ditfurth . . . 1875. S. 276:

Auf, mein Geist,
Liebe, was beständig heißt!
Hasse, was Veränderung pfleget
Und den Schalk im Herzen träget,
Was mit falschen Worten speist.
Auf, mein Geist! . . . 8 Strophen,

entsprechend den 8 Strophen des v. Crailsheimschen Textes. Während aber die Strophe „Immerhin“ bei Ditfurth als zweite auftritt, steht dieselbe bei Crails-

heim erst an fünfter Stelle, so daß dort die letzten vier Strophen genau den vier Strophen des Hunoldschen Vorbildes entsprechen.

Vielerörtert ist der Zusammenhang zwischen dem Hauffschen Reiterliede: Morgenrot! Leuchtest mir zum frühen Tod rc. und dem Güntherschen: Wie gedacht, Vor geliebt itzt ausgelacht rc. Die beiden Gedichte stimmen nicht nur in der Strophenform, sondern auch in mehreren Redewendungen überein. Die Erklärungen dieser merkwürdigen Uebereinstimmung sind bisher sehr dürftig ausgefallen, man wußte keine Zwischenglieder anzugeben, während solche doch in großer Fülle sich nachweisen lassen, namentlich, wenn man das ungemein kräftige Fortleben der durchaus eigenartigen Strophe nicht außer Acht läßt.

Erwähnt mögen zunächst werden einige Lieder, die, abseits der breiten Heerstraße von Günthers Liebesgedicht zu Hauffs Reiterlied, doch auch in der Richtung sich bewegten, vermöge welcher die Strophenform sich im Vordergrund des künstlerischen Zeitbewußtseins behauptete: Brüder preist Den erhab'nen guten Geist . . . 4 Strophen; Phöbus sinkt Und die Abendröthe blinkt . . . 6 Strophen; Liebe, dein Soll mein ganzes Leben sein . . . 5 Strophen; — Stoppe, Zweite Sammlung von Teutschen Gedichten, 1729. S. 52; Der Parnaß im Sättler, 1735. S. 243; — Koromandels Nebenstündiger Zeitvertreib, 1747. S. 248; u. a. m.

Einen förmlichen Wettstreit der Liederdichtung in der Hunold-Güntherschen Strophe stellen die zahlreichen Gute-Nacht-Lieder dar, welche in der zweiten Hälfte des achtzehnten und dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts entstanden und zum Teil auf berühmte Verfasser zurückgehn.

Gleim. Ständchen.

Gute Nacht!
Mädchen, das der Liebe lacht,
Und die kältesten der Männer
Und die größten Herzenskenner
Alle zu Verliebten macht!
Gute Nacht!
Mädchen, das der Liebe lacht! . . . 3 Strophen.

Schubart. Ehliche Gutenacht.

Gute Nacht!
Unser Taglauf ist vollbracht,
Goldne Sternlein äugeln wieder
Von des Himmels Zinne nieder;
Und des Mondes Scheibe lacht.
Gute Nacht! . . . 6 Strophen.

Mahlmann. Eine gute Nacht.

Gute Nacht!
Liebchen, sieh! mit goldner Pracht
Rings umkränzt vom Heer der Sterne
Blickt der Mond aus blauer Ferne
Traulich lächelnd auf uns zu:
Gute Nacht und süße Ruh! . . . 4 Strophen.

Körner. Zur Nacht.

Gute Nacht!
Allen Müden sei's gebracht!
Neigt der Tag sich still zum Ende,

Ruhen alle fleiß'gen Hände,
Bis der Morgen neu erwacht.
Gute Nacht! . . . 4 Strophen.

Neuhofer. Nach dem Kränzchen.

Gute Nacht!
Schön ist dieser Tag vollbracht . . . 6 Strophen.

v. Dalberg. Gute Nacht.

Gute Nacht!
Freunde, jubelt, trinkt und lacht! . . . 7 Strophen.

Voigt. Zum Beschlusse genossener Freuden.

Gute Nacht!
Glücklich ward ein Tag vollbracht . . . 7 Strophen.

Heß. Schlußgesang (Künstlerlieder 1809).

Gute Nacht!
Froh ist unser Tag vollbracht!
Kunst und Freundschaft wanden neue
Kränze für des Bundes Weihe,
Dem die Muse freundlich lacht!
Gute Nacht! . . . 7 Strophen.

Die Ruhe. (Verfasser?)

Gute Nacht!
Froh ist unser Tag vollbracht;
Auch die Nacht wird fröhlich enden,
Träume, die uns Engel senden,
Kürzen auch die längste Nacht.
Gute Nacht! . . . 4 Strophen.

Vor der Brautkammer. (Verfasser?)

Gute Nacht!
Euch, die sanfter Liebe Macht
Mit dem Rosennetz umstricket,
Denen heute hoch beglücket
Aller Stunden schönste lacht.
Gute Nacht! . . . 5 Strophen.

Einige dieser Gute-Nacht-Lieder, die sich leicht noch vermehren lassen (z. B. aus Challiers Lieder-Katalog S. 330—33 und Nachträge), wird Hauff doch wohl gekannt haben, und man könnte fast auf die Vermutung kommen, als ob er recht in herausforderndem Gegensatz gegen das endlos abgeleierte schlafmützenselige Gutenacht es einmal mit einem Morgenrot-Liede habe versuchen wollen. Dieser Vermutung leistet der Umstand Vorschub, daß dieselben 1824 erschienenen Kriegs- und Volks-Lieder, in denen das volkstümlich gewordene Reiterlied zum ersten Mal erscheint, als Schlußlied der ganzen Sammlung Körners Gute-Nacht-Lied bieten.

Die Kriegs- und Volks-Lieder legen auch den Schluß nahe, daß Hauffs Anteil an dem Liede nur ein verschwindend geringer war, indem sie bei mehreren andern Liedern (S. 6 Prinz Wilhelm, der edle Ritter . . ., S. 8 Wohl dem, der geschworen . . ., S. 16 Steh ich in finstrer Mitternacht . . . u. a. m.) Hauff mit vollem Namen als Verfasser angeben, dagegen S. 84 das Morgenrot

namenlos drucken. Es hat den Anschein, als ob außer der ersten Strophe fast alles in dem Morgenrot-Liede dem Volksgesang entlehnt ist. Leider fallen die Aufzeichnungen der in Betracht kommenden Volkslieder, die als Abkömmlinge des Güntherschen Wie gedacht zu dem Reiterliede hinüberleiten sollen, in eine Zeit, wo letzteres schon wieder seinerseits Einfluß auf das verwandte Liebeslied geübt haben könnte.

Silcher, Volkslieder:

Kaum gedacht,
War der Lust ein End gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute vor die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab . . . 3 Strophen.

Erk, Volkslieder:

Gut gedacht,
Aller Freud' ein End' gemacht!
Gestern Lust und Freud' genossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in dem kühlen Grab . . . 6 Strophen.

Meier, Schwäbische Volkslieder:

Ach, wie bald
Verliert die Schönheit ihr' Gestalt!
Prangst du schon mit deinen Wangen,
Die so schön wie Purpur prangen,
Auch die Rosen welken ab . . . 5 Strophen.

Höchst verdächtig und kaum erwähnenswert ist die von Fulda in seiner Güntherausgabe S. 41 gebotene Recension dieses Volksliedes: Wie gedacht War aller Freud' ein End' gemacht . . . 5 Strophen. Ganz überflüssig ist auch der von Hoffmann von Fallersleben im Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung, 1. Band, Wien 1814, S. 514 gebotene Text des Liedes „Wie gedacht", dessen 9 Strophen genau in derselben Reihenfolge den 9 Strophen des Güntherschen Liedes mit unwesentlichen Aenderungen im Wortlaut entsprechen. Dagegen lassen sich aus den fliegenden Drucken der Königlichen Bibliothek zu Berlin für das Lied zwei Recensionen nachweisen, welche die stetige Ueberlieferung von Mund zu Munde im Volksgesang vielleicht am wenigsten getrübt und von der Kunstdichtung am wenigsten beeinflußt aufbewahrt haben.

„Neue Volkslieder", 6 an der Zahl, ohne Ort und Jahr, darin beginnt das erste:

Wie gedacht, wie gedacht, aller Freud' ein Ende macht. Gestern Lust und Freud' genossen, heute vor die Brust gestoßen, morgen in die Gruft gebracht! wie gedacht, wie gedacht . . . 4 Strophen.

Fünf Arien und Lieder. 1. Kleine Blumen, kleine Blätter. 2. Wie gedacht . . . Delitzsch, zu finden in dasiger Buchdruckerei. 50.

Wie gedacht — wie gedacht,
Edler Freiheit ein End' gemacht!
Gestern Lust und Freud' genossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in die Gruft gebracht . . . 5 Strophen.

Eine unendliche Fülle festeingebürgerter, bequemer Strophenformen bot damals die Kirchenliederdichtung, die sich in vielleicht allzu reichem Schwang und Schwall zu Günthers Zeit noch behauptete. Schon beim VIII. Schema hätte als bei weitem bekanntestes aller danach verfaßten Lieder Neumarks „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ genannt werden können. Einer der fruchtbarsten und glücklichsten geistlichen Dichter trat als Vorbild dem jungen Günther ganz besonders nahe in der Person des vielbewunderten Schmolke, der zu Schweidnitz, wo Günther die Schule besuchte, Hauptpfarrer und Schulaufseher war und zu Striegau, wo Günthers Vater ansässig war, verkehrte und mehrere seiner Werke drucken ließ. Während Günther in einigen früheren Gedichten vielleicht aus Berechnung sich für den einflußreichen Mann von Ehrerbietung erfüllt zeigt, enthalten manche Stellen seiner späteren Gedichte halbverhüllte, heftige Ausfälle gegen Schmolke, welcher aus Mißgunst sein Glück zerstört, den Vater gegen den reuigen Sohn unheilbar verhetzt zu haben beschuldigt wird. Wie dem auch sein mag, in Günthers Gedichten verrät sich an vielen Stellen der Einfluß des von dem jungen Dichter anfangs vielleicht in Anerkennung der Ueberlegenheit, dann aber widerwillig trotz grimmigen Hasses gegen den gut und sicher gestellten Mann nachgeahmten Kirchenliederdichters. Das auffälligste Beispiel ist folgendes:

X.

Schmolck, Geistliche Lieder-Flammen. Striegau 1704 u. ö.

Endlich, endlich, muß es doch
Mit der Not ein Ende nehmen;
Endlich bricht das harte Joch,
Endlich schwindet Angst und Grämen.
Endlich muß der Kummer-Stein
Auch in Gold verwandelt seyn . . . 4 Strophen.

Günther S. 102:

Endlich bleibt nicht ewig aus;
Endlich wird der Trost erscheinen;
Endlich grünt der Hoffnungs-Strauß;
Endlich hört man auf zu weinen;
Endlich bricht der Thränen-Krug;
Endlich spricht der Tod: Genug! . . . 5 Strophen.

Dieselbe Strophenform findet sich bei Günther noch in 11 andern Gedichten: S. 7, 13, 17, 68, 90, 91, 97, 98, 105, 108, 1118. Bei ihnen ist die Anwendung der Strophe wohl mehr zufällig, dagegen ist das Gedicht: Endlich bleibt nicht ewig aus . . . in bewußter Gegenüberstellung zum Schmolkischen verfaßt. Die Strophe an und für sich war zu Günthers Zeit sehr geläufig und lag wohl jedem im Gefühl; Schmolke hat auch noch mehrere andre Lieder gleicher Form aufzuweisen, so das als besonders bekannt hervorzuhebende: Meinen Jesum laß ich nicht. Mit diesem Anfang und zum großen Teil in derselben Strophenform waren damals viele Kirchenlieder gebräuchlich (Linzner, Neumeister, Mayer, Keymann, Löscher, Olearius u. a. m.)

XI.

Schmolck, Der Lustige Sabbath. Jauer 1712. S. 69:
Melod. Jesu meine Freude, meines ꝛc.

Satans Uberwinder,
Schaue deine Kinder
In Genaden an.

Brich des Teufels Stärke,
Daß er seine Werke
Nicht vollführen kan.
Er ist arg
Und auch sehr stark,
Hilf uns doch sein Reich zerstören,
König aller Ehren . . . 8 Strophen.

Günther S. 19:

Irdische Gemüter
Lieben eitle Güter
Und geschminkte Pracht;
Diß soll mich nicht fangen,
Mein gerecht Verlangen
Nimmt was mehr in Acht:
Fluch und Reu
Und Schmach dabey
Folgt bey Sodoms bösen Schätzen
Auf ein kurz Ergetzen . . . 5 Strophen.

Günther hat dieselbe Strophe noch einmal angewandt in dem Gedicht S. 71: Himmel, ich erschrecke . . . 6 Strophen. Auch diese Strophe war schon lange im Gebrauch und vielfach angewandt, so von Joh. Franck „Jesu, meine Freude Meines Herzens Weide" 2c.; auf Erdm. Neumeister, dessen von Hunold herausgegebene Poetik schon mehrfach zu nennen war und welchen Günther ebenfalls nachgeahmt hat, gehen zwei Gedichte in dieser Strophenform zurück „Jesu, meine Freude, Ich und du wir beide" 2c., „Jesu, meine Freude, Jesu, die wir beide" 2c. Vielleicht finden alle diese geistlichen Lieder ihr Vorbild in einem Liebesliede Hnr. Alberts:

Flora, meine Freude,
Meiner Seelen Weide,
Meine ganze Ruh;
Was mich so verzücket
Und den Geist erquicket,
Flora, das bist Du.
Deine Pracht
Glänzt Tag und Nacht
Mir vor Augen und im Herzen
Zwischen Trost und Schmerzen 2c.

Wenn man in allen diesen hier vorgeführten Fällen wohl berechtigt sein dürfte, von einem geistigen Bande zu sprechen, welches durch die übereinstimmende Strophenform von Gedicht zu Gedicht, von Dichter zu Dichter geschlungen wird, so wird man in den meisten Fällen nicht vorsichtig genug sein können, man wird ähnliche Beobachtungen nicht zu sehr ausdehnen, nicht zu sehr ins Kleinliche führen dürfen, wenn man nicht irren und nicht zufällige Aehnlichkeiten für grundlegende Zusammenhänge halten will. Die nach dieser Richtung notwendig aufzustellende Schranke ist nicht immer eingehalten worden.

Tittmann bemerkt auf S. 127 seiner Güntherausgabe zu dem

Gedichte „Wo ist die Zeit, die goldne Zeit“: „Die Strophe ist einer Ode Flemings nachgebildet.“ Weshalb denn? Für eine so einfache Strophenform bedarf ein mäßig begabter Dichter keiner Vorbilder. Günther hat mehrere Spielarten achtzeiliger iambischer Strophen mit 3—4 Votshebungen unter mannigfaltiger Verschränkung des Reims und verschiedenartigem Wechsel zwischen männlichem und weiblichem Versende versucht, dabei ergab sich ihm eine solcher Strophenformen häufiger, die andre seltner, und so geriet er auch dreimal unversehens in die Form, welche Tittmann eigens auf Fleming zurückführen will. Tittmann selbst druckt in seiner Auswahl S. 206 und 208 die beiden Güntherschen Gedichte ab, welche ebenso wie „Wo ist die Zeit, die goldne Zeit“ rhythmisirt sind, nemlich: „Mein Kummer weint allein um dich“ und „Ach, liebster Schatz, verdient mein Herz.“ Ist anzunehmen, daß Tittmann, wenn er die beiden letztern Gedichte ohne Bemerkung läßt, die Uebereinstimmung der Strophenform mit dem auf Fleming zurückgeführten nicht beachtet habe? Zu Günthers Zeit waren ähnliche achtzeilige Strophen von einfacher Bauart längst im weltlichen und im kirchlichen Liede eingebürgert, ihre Form lag als Gemeingut, als eiserner Bestand in jedem dichterisch angeregten Bewußtsein. Will man für jene Gedichte Günthers oder für eins derselben die Abhängigkeit von einem bestimmten Vorbilde trotzdem annehmen, warum muß es gerade Fleming sein? Canitz, den Günther sehr genau kannte, verehrte und gelegentlich plünderte, hat auch ein Gedicht in jener Strophe verfaßt: „Das, was der Erden weiter Raum Begreift in seinen Schranken, Verfleucht als wie ein leichter Traum“ ... in 14 achtzeiligen Strophen.

Wie bei dieser Güntherschen Strophenform von Tittmann auf Fleming als Vorbild zurückgewiesen wird, so deuten andre bei derselben Gelegenheit namentlich auf Grund des Gedichts „Mein Kummer weint allein um dich“ vorwärts auf Bürgers „Lenore fuhr ums Morgenrot“. In der That läßt sich mit Fug und Recht von einer Einwirkung des Güntherschen Dichtergeistes auf Bürger sprechen, aber auch dabei hat man sich bisher auf eine zu schwache Grundlage gestützt. In einem jetzt vergessenen Aufsatze „Schlesische Provinzialblätter ... 44. Bd. 1806“ von J. G. [das ist Gründler] „Ueber zwei allzu verkannte schlesische Schriftsteller“ findet sich auf S. 513 eine bemerkenswerte Stelle, die hier zum Schluß einen anregenden Ausblick eröffnen möge:

„Im Thor zu Rain traf der Herr [*G* 53] ... wenn ich in diesem Gedicht hie und da einen Nachlaß von Bürger angekündigt hätte; würden Sie das ganz unglaublich gefunden haben? mir wenigstens dünkt es, als fände ich Bürgers Balladenton ganz in diesem Gedicht wieder. Vergleichen Sie doch dasselbe mit seinem St. Stephan“ ...

Anhang.

Eine Strophe Günthers und ein ihm untergeschobenes Gedicht.

Niemand bisher hat bemerkt, daß das Gedicht „Das laß ich wol bleiben, daß ich mich verliebe“, welches in den Güntherausgaben *G* 1124, *B* 212 vorkommt, zu den untergeschobenen Stücken gehört. Dasselbe Gedicht mit unwesentlichen Abweichungen findet man in: Die Allerneueste Art, zur Reinen und Galanten Poesie zu gelangen . . . Von Menantes . . . 1717. S. 122.

Bei Günther hat das Gedicht nur 4 Strophen, bei Menantes 5, es fehlt dort die hier an vierter Stelle auftretende Strophe:

Ich lobe die Freyheit und liebe die Tugend
Hier leb' ich nach Wunsche, dort bin ich vor mich.
So halt ich den glücklichsten Kerlen den Stich
Und schmecke die lieblichen Früchte der Jugend,
Von welcher kaum einer die Schalen genießt,
Der Tugend und Freyheit durch Lieben verschließt.

Abgerissene Zeilen aus demselben Gedichte finden sich bei Menantes auch noch S. 60 und 342.

In dieser Strophe ist unter den Güntherschen Gedichten nur noch eins vorhanden *G* 258, *B* 202:

Verflucht nicht ihr Mägdgen mein flüchtiges Lieben!
Die Jugend, ihr wißts wohl, hat Feuer und Muth;
Es kauft ja ein jeder am liebsten frisch Gut;
Drum laß ich mich niemals den Vorwurf betrüben:
Ich wäre von Flandern und striche herum;
Das thu ich und denke: Wer schiert sich was drum? . . .
11 Strophen.

Dieses Gedicht, welches frech und cynisch die freie Liebe preist, ist inhaltlich der Gegensatz, der Form und dem Tone nach aber ein Seitenstück zu dem unechten „Das laß ich wol bleiben“, woselbst Liebeshändel ganz verworfen werden; es liegt hier also der gewiß merkwürdige Fall vor, daß das Vorbild zu einer Nachahmung dem Nachahmer zugeschrieben worden ist bei inhaltlich schroffstem Widerspruche nur wegen der durch die gleiche Strophenform sich von selbst ergebenden Uebereinstimmung im Tonfall. Daß das Vorbild nur um seiner Nachahmung willen vom Herausgeber für Güntherisch gehalten wurde, läßt sich noch um so bestimmter nachweisen, da die beiden Gedichte in der 1725 erschienenen Fortsetzung *B*, wo sie zum ersten Mal unter den Güntherschen Gedichten auftreten, so nah zusammenstehen.

Das Aufkommen des englischen Geschmackes in Wien und Ayrenhoffs Trauerspiel Kleopatra und Antonius.

Von Emil Horner in Wien.

Kaiser Josephs Regierungsantritt im Jahre 1780 fällt zeitlich mit einer bedeutungsvollen Wendung im Geschmacke des Wiener Publikums zusammen. Sieht man von den unteren und untersten Schichten der Bevölkerung ab, die sich allen Reformversuchen zum Trotze ihre Vorliebe für die derbe Kost der Possen nicht nehmen ließen und nach wie vor ihrem Lieblinge, dem Hanswurst, zujubelten, ob er gleich in Namen und Gestalt nicht mehr der alte war, so erwies sich bis dahin auf die gebildeten Kreise der Einfluß der französischen Literatur, speciell des französischen Schauspiels, als übermächtig. Um nur gehört zu werden, hatte Sonnenfels, wie bekannt, in seinen Briefen über die wienerische Schaubühne die Maske eines Franzosen vornehmen müssen; aber auch nachher noch schien die Anziehungskraft der französischen Bühne allen Bemühungen zu Gunsten der deutschen zu spotten. Nun wurde es anders. Auch Wien folgte dem in der ganzen deutschen Literatur herrschenden Zuge, indem es für alles Britische zu schwärmen begann. Fast gewann es den Anschein, als ob ein heißer Wunsch der jungen Generation unter den Schriftstellern Oesterreichs seiner Erfüllung nahe wäre: Der dauernde Anschluß an die zeitgenössische Literatur des Nordens, hinter welcher man bislang nur in respektvollem Abstande marschiert hatte. In der lyrischen und epischen Dichtung, namentlich aber im Drama und der Kritik trat der Geschmackswandel in fühlbarer Weise zu Tage. Hiefür steht uns außer den schriftstellerischen Produkten selbst ein zeitgenössisches Zeugnis zu Gebote, welches um so höhere Beachtung verdient, als seine Richtigkeit durch zwei so verständige Literaten wie Ratschky und Blumauer verbürgt erscheint. Im Jahrgange 1782 des Wiener Musenalmanaches teilen die beiden Herausgeber ein Gedicht The fate of Chloe von einem bis dahin völlig unbekannten Engländer namens James Kemper (der jedesfalls in Wien lebte) mit und fügen die Anmerkung hinzu (S. 193): „Da es seit

ein paar Jahren das Ansehen gewinnt, als ob hier in Wien die französische Literatur von der englischen verdrängt werden würde, so glaubt man diesen Versuch eines jungen Mannes ohne Bedenken hier einrücken zu dürfen." Ratschky selbst gehörte zu denen, welche ihre Gedichte nicht ungerne englischen Originalen nachbildeten. Und Joseph v. Retzer, einer der fleißigsten Mitarbeiter des Musenalmanaches, veröffentlichte darin eine ganze Reihe von mehr oder minder treuen Uebersetzungen aus dem Englischen. Sein Hauptwerk, die Choice of the most eminent English Poets (Wien, 1783—86), ursprünglich auf drei, dann auf vier Teile berechnet, mußte infolge des steigenden Erfolges auf sechs ausgedehnt werden, wobei der Umstand als besonders wichtig hervorgehoben zu werden verdient, daß nur Dichtungen in Oesterreich bisher wenig gekannter Lyriker und Epigrammatiker Aufnahme fanden, da Retzer die Vertrautheit mit Shakespeare, Milton, Pope und Young, wie er in der Widmungsvorrede an Born betont, bei den Wienern bereits voraussetzen durfte.

Auf der Bühne fand die zunehmende Beliebtheit der englischen Poesie in der Aufnahme Shakespearescher Dramen ihren Ausdruck, nicht mehr als bloßer Mordspektakelstücke und Faschingskomödien, zu welchen sie von den Pauersbach, Pelzel und Stephanie zu Beginn der 70er Jahre verballhornt worden waren, sondern in von theaterkundiger Hand herrührenden Bearbeitungen, die den Originalen wenigstens keine Gewalt thaten. Am 14. Februar 1778 wurde der Hamlet wieder, am 29. Jänner 1780 der König Lear neu in das Repertoire des Nationaltheaters eingefügt. Den König Lear zählte Brockmann zu seinen Glanzleistungen, aber gerade in dieser Rolle sollte er seinen Meister finden, freilich an keinem Geringeren als Ludwig Schröder, der in Wien am 13. April dieses Jahres einen so großen Erfolg darin feierte, daß er wenig später an das Nationaltheater engagiert wurde. Was Schröder durch seine Bearbeitungen der Shakespeareschen Dramen, deren vorzüglichster Interpret er zugleich war, für die Popularisierung des neuen Geschmackes in Deutschland gethan hat, ist längst von der deutschen Theatergeschichte gewürdigt worden, was er speciell dem Wiener Burgtheater während der vier Jahre, da er seinem Verbande angehörte (April 1781 bis 9. Februar 1785) gewesen ist, muß ihm nicht minder hoch angerechnet werden. Wien, das in der Literatur zurückgeblieben war, schien so recht die Stätte für seinen Trieb, zu reformieren; nur leider, daß er mit seinem Feuereifer, der sich wohl zuweilen mit der Rücksichtslosigkeit des Genies über seine Schranken hinwegsetzte, vielfach Anstoß erregte; und als ihm vollends kleinliche Chicanen und Schauspielerintriguen nicht erspart blieben, trieb es ihn bald wieder fort nach Hamburg, an die Stätte seines früheren Wirkens. Aber er hatte lange genug in

der Kaiserresidenz verweilt, um hier den Sieg des englischen Geschmackes zu einem vollständigen zu machen. Nicht nur, daß während der Zeit seines Engagements bei dreißig seiner eigenen, zumeist auf englische Vorlagen zurückgehenden Stücke, darunter viele zum erstenmale überhaupt, aufgeführt wurden, auch eine ganze Reihe den Wienern bis dahin unbekannter Dramen Shakespeares gelangte mit Schröder in den Hauptrollen zur Darstellung. Gleichwohl war Schröder weit davon entfernt, Shakespeare mit allen seinen krassen Effekten auf die Bühne zu bringen oder sich gar für dessen blinde Nachahmer in Deutschland einzusetzen. Auch in seiner Hamletbearbeitung finden Scenen wie die auf dem Kirchhof oder Ophelias Leichenbestattung noch immer keinen Platz und über die Stürmer und Dränger schrieb er gerade aus Wien mit besonderer Beziehung auf Schiller, von dessen Dramen er allerdings bloß die beiden ersten kannte, an Dalberg nach Mannheim: „Ich hasse das französische Trauerspiel — als Trauerspiel betrachtet —, aber ich hasse auch diese regellosen Schauspiele, die Kunst und Geschmack verderben.“ Indem Schröder die wirklich nutzbaren Vorzüge der Shakespearischen Kunst von den Fehlern, die keine Nachahmung verdienten, zu scheiden verstand, bewies er, wie sehr sich seine Auffassung hier über den einseitig bewundernden Standpunkt der Originalgenies, dort den ebenso einseitig negierenden der Anhänger des französischen Klassizismus erhob. Und speciell in Oesterreich, wo sich die Vertreter der beiden extremen Richtungen auf das heftigste bekriegten, ohne doch zu einem nur einigermaßen befriedigenden Resultate zu gelangen, war Schröders vermittelnde Haltung die einzige, von der für die unter neuem Kurse steuernde Bühne des Nationaltheaters etwas wirklich Ersprießliches zu erhoffen war.

Einen ähnlichen Standpunkt vertrat Joh. Friedr. Schink in der Kritik. Zwischen ihm und Schröder bestand ein inniges Freundschaftsverhältnis, das nur vorübergehend durch Koulissentratsch gestört wurde. Wie er mit Schröder gleichzeitig nach Wien gekommen war, das auch ihm als günstiger Boden für seine Reformbestrebungen erschien, so zog ihn der Tragöde 1789 auch wieder als Theaterdichter nach Hamburg. Bevor Schink noch in Wien seine dramaturgische Thätigkeit zu entfalten begann, hatte er sich bereits durch einige dramatische Arbeiten einen nicht unrühmlichen Namen gemacht. Sie verraten sämtlich ein genaues Studium Lessings und Shakespeares, die er auch später in seinen kritischen Schriften stets als höchste Muster empfahl. Seine Tragödie Gianetta Montaldi, eine kecke Zusammendichtung von Emilia Galotti, Clavigo und Othello (vgl. Minor, Zeitschrift für deutsche Philologie 20, 55 ff.) hatte im Wettbewerbe um den von Schröder in Hamburg ausgesetzten Preis (28. Februar 1775) hinter Klingers Zwillingen, die den Preis bekamen, wenigstens ein ehrenvolles accessit davongetragen.

Aber er unterscheidet sich von diesem sowohl wie von den übrigen Originalgenies durch eine gewisse Mäßigung; ihren Uebertreibungen trat er in seinem vornehmlich gegen „die kleinen, nachkläffenden Hunde" gerichteten Marionettentheater (Wien, Berlin, Weimar 1778) entgegen, worin ein derber Prolog des Hanswursts selbst Goethe persifliert (vgl. L. Geiger, Goethejahrbuch 1885 S. 356 ff.). In Wien nun nahm Schink eine ähnliche Stellung zum Theater ein, wie sein Vorbild zu einer etwa ein Vierteljahrhundert zurückliegenden Zeit in Hamburg; und seine Dramaturgischen Fragmente, deren erster Band 1781 herauskam und wie die drei Jahre früher erschienenen Dramaturgischen Monate dem Professor Engel in Berlin gewidmet war, weisen deutlich auf die Hamburgische Dramaturgie als auf ihr Muster hin. Auch ihnen geht eine Ankündigung voran, die, mit journalistischer Gewandtheit geschrieben, von den Intentionen des Dramaturgen Nachricht gibt. Den Weg der Wahrheit will er, durch kein Bellen und Blaffen verschüchtert, bis ans Ziel verfolgen und sich wie die Griechen die Schönheit zum Hauptgesetz machen. Darum eifert er gegen den Naturalismus in der Kunst; denn wenn auch die schmutzige Natur im Grunde wahr sei, so gehöre sie doch nimmermehr auf die Bühne, welche eine Schule, wenn nicht der guten Sitten, so doch des guten Geschmackes sein solle. Praktisch suchte Schink nun die Richtigkeit seiner Grundsätze auf die Art des Hamburger Dramaturgen im Anschlusse an die im Nationaltheater neu aufgeführten Stücke zu beweisen. Hierin stieß er auf den Widerstand eines Mannes, der die auf Lessings Autorität gestützte Propaganda des begabten Dramaturgen für eine neue dramatische Kunstrichtung, der Shakespeare seinen Namen lieh, nicht anders denn als eminente Gefahr für seine eigene, ohnehin stark erschütterte Position betrachten und darum mit allen Mitteln bekämpfen mußte.

Längst hatte Cornelius Hermann v. Ayrenhoff seine beste Zeit hinter sich. Im gleichen Jahre wie Wieland und Sonnenfels in Wien geboren, hatte er sich, einer Familientradition folgend, die militärische Laufbahn erkoren, als Offizier in den hervorragendsten Entscheidungen des siebenjährigen Krieges nicht unrühmlich mitgekämpft, um sich sodann in der Friedenszeit auf Anregungen hin, die er teils von einer Gräfin Burghausen, teils von Rabener erhalten hatte, als Dilettant mit der Literatur zu befassen. Was er schrieb, gehörte dem dramatischen Gebiete an und war für die Wiener Bühne bestimmt, deren Verwilderung Sonnenfels eben durch die Ausrottung der extemporierten Stücke in einen Zustand der Ordnung umzuwandeln strebte. Da Ayrenhoff sich im Trauerspiele die besten Vertreter der tragédie classique, im Lustspiele Molière und seine Schüler in Deutschland als Muster vor Augen hielt, so waren seine regelmäßigen Stücke dem Verfasser der Briefe

über die wienerische Schaubühne hoch willkommen, wiewohl gerade er sich gegen ihre Schwächen am wenigsten verschloß. Indem er ihn daher auf der einen Seite als Patrioten pries, der sich durch Fortsetzung seines löblichen Thuns den Dank aller Vaterlandsfreunde erwerbe, hielt er auf der anderen mit wohlgemeinten Vorschlägen nicht zurück, die den Dichter allmählich seine blinde Anhängerschaft an die seit Lessings Hamburgischem Feldzug arg diskreditierten Franzosen aufgeben und eine selbständigere, dem veränderten Geschmacke mehr entsprechende Haltung gewinnen lassen sollten. Die unverkennbare Abnahme seiner anfänglichen Beliebtheit beim Publikum, als er dennoch in seiner alten Manier fortfuhr, hätte ihn gleichfalls an eine Wendung in seiner schriftstellerischen Thätigkeit mahnen können; aber er blieb selbst der eindringlichsten Sprache gegenüber taub, indem er sich mit echt soldatischer Hartnäckigkeit der Fahne, zu der er einmal geschworen, nicht abspenstig machen ließ. Mit Sonnenfels überwarf er sich und als er, wie um jenem zum Trotze an einen Größeren zu appellieren, sein Trauerspiel Antiope Lessing zueignete, erfüllte dieser, wie es scheint, nicht einmal die einfache Höflichkeit einer Dankbezeigung. Das Trauerspiel Tumelicus, in dem sich Ayrenhoff zu dem einzigen ihm möglichen Zugeständnis herbeiließ, daß er eine nach dem Muster der tragédie classique erfundene Handlung in das Kostüm der Klopstockschen Bardiete kleidete, vermochte auch nur einen Achtungserfolg zu erringen. Da kehrte er wieder zum Lustspiel zurück, in dem, wie die ungemeine Beliebtheit des Postzugs erkennen ließ, das eigentliche Schwergewicht seiner Begabung lag; in modernisierter Form nahm er in seiner Gelehrten Frau (1775) das Thema von Molières femmes savantes wieder auf, indem er zugleich die Elemente litterarischer Satire, welche die Vorlage enthielt, zu einer umfangreichen Parodie, seiner ersten großen Enunciation gegen die Gefahren des Shakespeare-Kultes, ausgestaltete.

Fern von Wien seinem militärischen Berufe lebend, ließ Ayrenhoff in den nächsten fünf Jahren nichts von sich hören; unberührt von den großen Ereignissen, die sich mittlerweile im Wiener Theaterleben vollzogen, verbrachte er in Troppau und Kremsier seine Tage. Die neue Organisation des deutschen Theaters, das Joseph II. als Nationaltheater unter seinen eigenen Schutz nahm, das Engagement bedeutender Künstler, die Einführung von Tantiemen fallen in diese Zeit. Aber Ayrenhoff rührte sich nicht. Unschwer erkennt man die Ursache seines Schweigens in dem zunehmenden Geschmacke an der anglisierenden Dichtung, der nun auch in Wien um sich griff. Als Ayrenhoff sich daher zu Anfang des Jahres 1780 der dramatischen Produktion wieder zuwandte, geschah es in einem Lustspiele „Alte Liebe rostet wohl“. Hier kam der Parteistandpunkt weniger in Betracht, wiewohl sich auch

das Charakterlustspiel nur mehr geringer Beliebtheit erfreute. Zwar wurde das Stück vom Theaterausschusse als Preisstück aufgeführt, aber das Publikum lehnte es ab; die dritte Vorstellung, eben die, welche ihren Reinertrag dem Verfasser abwerfen sollte, war auch die letzte. Daß er im Lustspiel wenigstens während der fünf Jahre nichts hinzugelernt, erwies sich durch diesen Mißerfolg zu Genüge; und es wäre nur ein Zeichen von Klugheit gewesen, wenn er sich jetzt von einer Bühne, die ihm und der er nichts mehr war, für immer zurückgezogen hätte. Vielleicht trug er sich auch mit diesem Gedanken, doch da erschien Friedrichs des Großen berühmte Schrift über die deutsche Literatur mit ihrem ungeheuerlichen Lobe des Ayrenhoffschen Postzugs. „Les amans de Thalie", schrieb der königliche Kritiker, nachdem er sich unmittelbar vorher in der abfälligsten Weise über den Zustand des ernsten Dramas in Deutschland ausgesprochen hatte, „ont été plus fortunés; ils nous ont fournis du moins une vraie comédie originale; c'est le Postzug, dont je parle: La pièce est bien faite. Si Molière avoit travaillé sur le même sujet, il n'auroit pas mieux réussi". Mit einem Schlage war Ayrenhoff zum vielbeneideten Helden des Tages geworden. Nun konnte von einem Aufgeben seiner Bühnenschriftstellerei nicht mehr die Rede sein; er entfaltete im Gegenteile eine Produktivität wie nie zuvor. In den beiden Jahren 1781 und 1782 ließ er nicht weniger als vier Stücke erscheinen, drei Lustspiele und eine Tragödie, von denen drei im Nationaltheater zur Darstellung gelangten. So mächtig war die Wirkung des königlichen Lobes, daß Ayrenhoffs Irene wenige Monate nach dem Bekanntwerden der Schrift über die deutsche Literatur zur Festvorstellung des Nationaltheaters ausersehen wurde, als dieses nach der Trauerzeit um Maria Theresia am 21. Januar 1781 seine Pforten wieder öffnete. Aber gerade die Irene, ein christliches Märtyrerstück von der Gattung, die Lessing schon vor fünfzehn Jahren auf das lebhafteste bekämpft hatte, konnte einem Publikum nicht behagen, das vor kurzem dem Schröderschen Lear zugejubelt hatte. Wieder ward das Preisstück mit der dritten Aufführung begraben. Und doch erlebte die Irene noch mehr Vorstellungen als das Singspiel Der Nationenstreit, das zweimal, dieses mehr als das Lustspiel Die Freundschaft der Weiber, das nur einmal gegeben wurde!

Nichts qualvoller als das Ringen eines längst aus der Mode gekommenen Schriftstellers um die Gunst einer Menge, die über dem augenblicklichen Vergnügen jedes pietätvolle Gedenken vergangener Größen aufgibt. Die Verhältnisse gestalteten sich für Ayrenhoff auch da nicht besser, als Joseph II., ein Freund versificierter Dramen, selbst die Initiative zur Rehabilitierung der Alexandrinertragödie ergriff. Er

ließ Stücke wie Schlegels Trojanerinnen und Canut neu in Scene setzen, auch den Codrus von Cronegk (vom 4. September 1777 bis 29. Juni 1786 im Ganzen achtmal) wieder aufführen, endlich Gotters Neubearbeitungen der Voltaireschen Tragödien: aber die neue von Shakespeares Studium ausgehende Richtung war bereits allzusehr erstarkt, als daß sie sich durch den schwächlichen Gottschedianismus wieder hätte verdrängen lassen. Da war es das wegwerfende Urteil der Fridericianischen Schrift über Shakespeare und seine Nachahmer, aus dem sich Ayrenhoff den Mut zu seiner über alles Maß hinausgehenden Polemik gegen den Briten holte. Fand er hier doch von Shakespeares Stücken als von lächerlichen, der Wilden von Kanada würdigen Farcen und von dem Götz als von einer abscheulichen Nachahmung dieser gesprochen; es war derselbe Shakespeare, derselbe Götz, gegen die Ayrenhoff vor fünf Jahren in der Gelehrten Frau wohl mit den Waffen der Parodie, aber keineswegs mit so grobem Geschütz zu Felde gezogen war. Kein Wunder, daß ihn die Genugthuung, an der Seite eines Friedrich kämpfen zu dürfen, gegen die neue Richtung noch unduldsamer machte als dieser selbst war. Von einer halbwegs richtigen Beurteilung der Dinge konnte nun vollends keine Rede mehr sein. Schon in der Entgegnungsschrift, die Ayrenhoff wenige Monate nach dem Erscheinen des königlichen Aufsatzes unter dem Titel „Schreiben eines aufrichtigen Mannes an seinen Freund über das berühmte Werk de la litterature allemande“ (Frankfurt und Leipzig) veröffentlichte, trug er die schwersten Irrtümer mit dem Tone der Unfehlbarkeit vor. So verwies er darin auf Schlegels, Cronegks und Weißes Muster, die schon vor drei Jahrzehnten die lorbeerreiche Bahn eines Sophokles, Euripides, Racine und Voltaire betreten hätten, und vergaß nur, daß alle über den orthodoxen Regelzwang des Alexandrinerdramas hinausgekommen waren, Schlegel und Weiße sich sogar, freilich jeder auf seine beschränkte Weise dem Einflusse Shakespeares überlassen hatten. Nur eine Konsequenz war es ferner, wenn Ayrenhoff die Kritik mit Vorwürfen überhäufte, da sie es war, die in letzter Linie für den britischen Dichter den Ausschlag gab. Von Lessing hätte er am liebsten geschwiegen, wie ja auch der königliche Autor seiner keine Erwähnung gethan hatte; aber er mußte sich notgedrungen mit ihm befassen, da Graf Lamberg, an den Ayrenhoff sein Schreiben adressierte, gerade wegen der Nichtnennung Lessings über Friedrich ungehalten war. Von der besonderen Hochachtung, die Ayrenhoff noch bei Gelegenheit der Lessing zugeeigneten Antiope dem „scharfsinnigsten Kunstrichter“ bezeigte, blieb nun freilich nicht mehr viel übrig. Die Literaturbriefe, meinte er, hätten durch die Art, wie sie Dusch und andere behandelten, ein gar böses Beispiel gegeben, sie allein trügen an dem Pasquillenton

so vieler kritischer Schriften Schuld. Die Hamburgische Dramaturgie (in der Vorrede zur Antiope noch die „vortreffliche") hätte Dank dem analytischen Geiste ihres Verfassers das Meisterstück ihrer Art, das allgemeine Lehrbuch dramatischer Kunst werden können, wenn die epidemische Zanksucht nicht auch über Lessing so viel Gewalt gehabt und ihn in seinen feindseligen Launen gegen die tragischen Dichter der Franzosen so oft über die Grenze des Wahren hinaus getrieben hätte. Nichtsdestoweniger, führte er weiter aus, müsse man seinen kritischen Schriften die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie zu den lehrreichsten und scharfsinnigsten gehören, die eine Nation aufweisen könne, — nur werde Melpomene noch lange seufzen, daß er zu viel Böses von Corneille und Voltaire und viel zu viel Gutes von Shakespeare geschrieben habe. Auch auf Lessing den Uebersetzer kam Ayrenhoff gelegentlich der Auslassung Friedrichs über den Mangel an guten deutschen Uebersetzungen zu sprechen, indes bloß, um ihn wegen der überflüssigen Verdeutschung Diderots zu tadeln; hätte er statt dessen des Aristoteles Dichtkunst übersetzt, sie wäre zuverlässig Dank seinen scharfsinnigen Anmerkungen ein Schatz der deutschen Literatur geworden.

Gerne hätte sich Ayrenhoff des Weiteren über das deutsche Theater ausgesprochen; da aber Friedrichs Schrift selbst sich nur im Vorbeigehn mit ihm befaßte, so versparte sich der „aufrichtige Mann", was er noch auf dem Herzen hatte, für eine andere Gelegenheit. Und diese ergab sich denn kaum anderthalb Jahre später, als die oberwähnten Dramaturgischen Fragmente Schinks zu erscheinen und den Dichter gleichsam auf seinem eigenen Grund und Boden zu gefährden begannen. Gegenüber der unverhüllten Mißachtung all der Principien, die Ayrenhoff bislang als die einzig richtigen angesehen hatte, vermochte er den Drang nach einer gründlichen Auseinandersetzung mit den Männern der neuen Richtung nicht länger zurückzudämmen. Er that es in dem „Schreiben an den Herrn Verfasser der Dramaturgischen Fragmente über Deutschlands Theaterwesen und Theaterkunstrichterey" (1782). Niemals zuvor hat Ayrenhoff seinen Standpunkt — es ist der Corneilles, Voltaires und Crébillons — wie er ostentativ oft betont, mit solcher Entschiedenheit gewahrt. Unbelehrt von dem Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie ruft er die Franzosen, die Muster seiner dramatischen Erstlingsversuche, auch jetzt noch als Autoritäten an, überzeugt, daß die Regeln der großen antiken Theoretiker von niemand besser als von ihnen beobachtet worden. Das ist der Tenor, der durch die ganze Abhandlung geht, deren Höhepunkt durch die Ablegung seines dramaturgischen Glaubensbekenntnisses markiert wird: „Ich glaube so fest an diese zween großen Kenner dramatischer Kunst (Aristoteles und Horaz) daß ich jeden Dichter, der unfähig ist, die Gründlichkeit ihrer Gesetze zu erkennen, für un-

fähig halte, etwas wahrhaft Schönes für das Theater zu erzeugen." Aber gleich die erste Recension der Fragmente, jene über die Eugenie des Beaumarchais, ließ die Kluft zwischen dem guten Gottschedschen Glauben und dem Unglauben der Modernen zutage treten: Schink nahm sich heraus, über Corneille, Voltaire und Crébillon zu spötteln. Dies genügte, um das günstige Vorurteil, welches die prächtigen Grundsätze der Ankündigung in Ayrenhoff für den Dramaturgisten erregt hatten, in starkes Mißtrauen zu wandeln. Doch vollends schlug es in die feindseligste Stimmung um, als Schink den Theaterausschuß angriff, der doch kurz zuvor die Ayrenhoffsche Irene als Preisstück angenommen hatte, als er gelegentlich der Henriette Großmanns in einer allerdings sonderbaren Vergesellschaftung Lessing, Engel, Goethe, Lenz, Gotter und Brandes mit Auszeichnung nannte, Shakespeares Hamlet hauptsächlich um seiner Charaktere willen als ein Meisterstück, Shakespeare selbst als den vortrefflichsten dramatischen Dichter, endlich Lessing wegen seiner Emilia Galotti in allzu überschwänglicher Weise als den ersten, einzigen unerreichlichsten von Deutschlands Schriftstellern bezeichnete. Zwar fiel es Ayrenhoff nicht ein, sich für ein Stück vom Schlage der Henriette zu ereifern; wehte doch auch in diesem Lustspiele der neue nationale Geist der Minna von Barnhelm, der jenem der Ayrenhoffschen Komödien durchaus entgegen war. Gleichwohl hätte er eher ein Lob Großmanns hingenommen als das eines Goethe. Denn seit Friedrich der Große Dank einer ironischen Verkettung der Umstände von allen deutschen Dramatikern bloß Ayrenhoff und Goethe in Betracht gezogen hatte, um jenen über Gebühr zu erheben und diesen als Nachahmer Shakespeares zu verunglimpfen, hatte Ayrenhoff ein eifersüchtiges Auge auf Goethes Ruhm; er konnte ihn nicht loben hören, ohne das Gefühl einer persönlichen Beleidigung zu empfinden. So verbindet er auch jetzt mit Goethes Erniedrigung seine eigene Erhöhung. Denn nur darauf zielt es ab, wenn er Großmanns Henriette bei allen ihren Schwächen doch immer für ein besseres Stück erklärt als alle, die Goethes (und Lenz') Genius bisher zur Welt gebracht habe. Und nicht genug damit, gibt er Schink auf die unfeinste Art einen Wink darüber, was für ein großer Mann er, Ayrenhoff, eigentlich sei, indem er, Friedrichs Worte über Goethe ins Grobe variierend, von „diesem geschmacklosen Nachahmer des Shakespearischen Unrats" spricht. Freilich als die Iphigenie herauskam, die Ayrenhoff später wie eine tragédie classique beurteilte, lernte er ihren Verfasser von einer besseren, obschon noch immer nicht guten Seite kennen und schwächte nun sein Verdammungsurteil, indem er mit gönnerhafter Herablassung anmerkte: „Herr von Goethe büßte seit jener Zeit seine dramatische Hauptsünde dadurch ab, daß er uns einige Stücke lieferte,

die weit mehr ästhetischen und moralischen Wert haben als sein Götz von Berlichingen."

Doch nicht nur über Shakespeares Nachahmer, auch über diesen selbst bricht Ayrenhoff, wie natürlich, den Stab. Er ist sein Hauptfeind, gegen den er mit unverächtlich polemischer Kraft Schlag um Schlag führt. War der Haß gegen alles, was mit dem britischen Dichter in Zusammenhang zu bringen war, in der „Gelehrten Frau" noch verhüllt durch die Komik der Parodie und der durchgehenden Uebertriebenheit der Darstellung, so tritt er nun offen und auf scharfe Kritik gegründet hervor. Zwei Welten stehen sich hier gegenüber, eine absterbende und eine, die in voller Entwicklung ist; schon äußerlich sind sie durch ihre Vertreter, den jugendlichen Schink und den nahezu doppelt so alten Ayrenhoff, gekennzeichnet. Und wie fast immer, wo das bessere Neue gegen das Veraltete im Kampfe steht, jenes aus dem übervollen Herzen seine Kraft holt und dieses aus dem Verstande, so setzt auch Ayrenhoff der hellen Begeisterung Schinks seine kühle Ueberlegung entgegen. Und dieser legt er das ganze, seit Gottscheds Tagen bis zur Lückenlosigkeit bereicherte Beweismaterial zur Anklage gegen Shakespeare zu Grunde. Gerade an den schwachen Punkten der Fragmente setzt Ayrenhoff ein, um sich mit wachsender Freude am Kampfe, der ja sein Beruf war, zuletzt über Schink hinweg dem ungleich größeren Shakespeare allein gegenüberzustellen. Schink hatte indirekt zugegeben, daß Plan und Katastrophe Shakespeares stärkste Seiten nicht wären, indem er dessen Charaktere höher gestellt hatte. Als treuer Schüler der Franzosen erklärt Ayrenhoff umgekehrt gerade Plan und Katastrophe für wesentlichere Teile des Dramas denn die Charaktere, deren meisterhaften Schilderung noch immer kein höheres Verdienst als das eines poetischen Theophrast oder La Bruyère zukomme. Aber er nimmt es auf sich, zu beweisen, daß Shakespeare nicht einmal diese geringere Kunst eines Charakterzeichners besitze. Aus den Charakteren eines Hamlet, Heinrich IV. oder Othello könne man, wie Ayrenhoff durch eingehende Analyse zeigt, unmöglich zur Ueberzeugung seiner Meisterschaft darin gelangen, man müßte sie denn in der Schilderung von Narren, Totengräbern, Lastträgern und Trunkenbolden suchen. Hamlet selbst scheint ihm ein Geschöpf dieser Art zu sein: denn zu welch anderem Zwecke müßte er das ganze Stück hindurch den Wahnsinnigen spielen? An dieser Stelle begegnen wir einem schwachen Versuche Ayrenhoffs zu einer gerechteren Beurteilung des britischen Dichters, indem er dessen Fehler nach Herders Vorgang aus lokalen und temporalen Verhältnissen heraus entschuldigt. Er sucht nach einer Erklärung für die Bevorzugung so außergewöhnlicher Charaktere und findet sie in Shakespeares Abhängigkeit von dem Pöbel seiner Zeit, dem eine würdige

Zeichnung von Königen und Prinzen zu wenig Reiz geboten; so mußte sie Shakespeare zu Lustigmachern degradieren. Und diese sonderbare „Rettung" hält den Aufklärer zu sehr in Banden, als daß er sie nicht auf die Shakespearesche Gabe der Darstellung erweiterte. Shakespeare besitzt allerdings eine Kunst: die, Karrikaturen zu schildern, d. h. alles das, was über die Natur hinausgeht: Imbecille, Wahnsinnige und Delirierende, Gespenster und Zauberer. Solche Charaktere haben wohl auch ihren Wert, doch bloß für den Kenner. Vielleicht ist Shakespeare der größte poetische Maler dieser Gattung, aber sein Verdienst im Vergleich zu dem, welches den Darstellern der wahren und schönen Natur zukommt, ist nur das eines Höllenbreugel gegenüber dem höheren eines Raphael oder Coreggio, Titian oder Mengs. Rubens zwar habe in beiden Genres gemalt: doch während sein Xaverius, der die Teufel austreibt, nur auf Halb- und Nichtkenner einen freilich überwältigenden Eindruck mache, wie man sich in der kaiserlichen Bildergalerie überzeugen könne, werde der wahre Kenner das daneben hängende Gemälde von der Himmelfahrt Mariä nicht gegen ein halbes Dutzend Xaveriuse eintauschen. Man sieht, daß auch Ayrenhoff sich dem Banne der Shakespeareschen Dramen nicht entziehen konnte, und ungesagt birgt sich in dieser Polemik das Geständnis, daß er ihn für einen bedeutenden Dichter halte. Es ist wichtig, darauf zu verweisen, weil Ayrenhoff mit echt Gottschedscher Hartköpfigkeit bald auch diese schwachen Spuren einer objektiven Erkenntnis zu Gunsten einer jedes verständnisvolle Eingehen von vorneherein ablehnenden Haltung verleugnete.

Vielleicht noch weniger Entgegenkommen bewies er indeß den Bestrebungen derer, die sich durch die Schilderhebung Shakespeares in Deutschland die Literatur zu erobern suchten. Denn ihnen gegenüber war er in der Lage eines Menschen, der seinen bedrohten Besitzstand verteidigen mußte, weil er sonst nicht gewußt hätte, wovon leben. Als der Gefährlichste unter diesen, weil begabt und in Wien selbst thätig, erschien ihm Schink. Vorläufig allerdings lagen für diesen die Umstände nicht günstig, wie sie sich auch nachher nicht besserten. Mit dem Theaterausschuß stand er auf dem Kriegsfuße; er warf ihm Nachlässigkeit und Liederlichkeit in der Führung der Geschäfte, ein Zumbestenhalten von Hofdirektion, Publikum und Autoren vor. Ayrenhoff war noch bestrebt, die Kluft zu erweitern, indem er für den Ausschuß Partei ergriff. Zugleich setzte er Schink auch als Dichter vor dem Publikum herab. Schink hatte Ducis, einen bekannten Franzosen, der viele Dramen Shakespeares einer verwässernden Bearbeitung unterzog, übel recensiert und seinen Hamlet persifliert. Ayrenhoff seinerseits erklärt einige Scenen daraus für weit wertvoller denn alles, was Schink bislang für das Theater geleistet, die Gianetta Montaldi mitinbegriffen.

Und er verwahrt sich mit einem deutlichen Nebenblick auf Lessing, dem er bei anderer Gelegenheit dasselbe vorwirft, gegen die seit einiger Zeit übliche Verspottung der französischen Dramatiker. Das sei wahrlich nicht die Art der Weiße, Mendelssohne und Garve, die er Schink aufs angelegentlichste zum Muster empfiehlt. Eine neue Seite, die des Aufklärers, kehrt er sodann gegen Schinks Vorschlag heraus, die unmodernen Hexen des Macbeth zu einer höheren Gattung von Zauberinnen zu erheben, indem man ihrem Kostüm und Ausdruck einen fürchterlich feierlichen Ausdruck verleihe: „Also nicht nur unsern Geschmack verderben, auch unsern Glauben an Zaubereyen wollen Sie erhöhen und stärken? Sie wollen diese Hirngespinnste des Aberglaubens, diese häßlichen Geschöpfe der Dummheit, die Thomasius mit so rühmlicher Mühe aus Deutschland und Swieten aus Ungarn verbannt haben, wieder zurückrufen? und das alles, um durch einen stärkeren Glauben an Hexen und Gespenster uns das unvergleichliche Trauerspiel interessanter zu machen?" In dem Munde eines anderen müßte man diese Entrüstung als eine Parodie auf Schink betrachten, der doch mit seinem Vorschlage rein poetische Absichten verfolgte.

Man sieht, der Geist des Widerspruchs, der Ayrenhoffs ganzes Wesen beherrschte, ließ seinen Tadel wie seine Angriffe nicht selten selbst nur eines Scheines von Berechtigung ermangeln. Er scheute sich nicht einmal, Principien, die mit seinen eigenen gar nicht so sehr im Widerspruche standen, bloß darum zu verwerfen, weil sie sich zufällig auch im Programme der Gegenpartei fanden. Schinks Lobeshymne auf die Emilia Galotti wagt er mit einer Belehrung Lessings, bei dem er doch selbst einmal in die Schule gegangen, über die wahre Größe des Virginia-Stoffes zu beantworten und sogar mit Gotters Bearbeitungen französischer Stücke zeigte er sich höchlich unzufrieden. Es verdroß ihn offenbar, daß Gotter, wie er selbst ein Anhänger der Franzosen, sich gleichwohl noch auf der Bühne zu behaupten verstand. Aber Gotter hatte es freilich recht im Gegensatze zu Ayrenhoff nicht verschmäht, den modernen Forderungen des Geschmackes gewisse Zugeständnisse zu machen. Die französischen Lustspiele (wie die Nanine) verpflanzte er auf nationalen Boden und in die Trauerspiele brachte er Leben, indem er (wie in der Merope) bloß Erzähltes in Handlung umsetzte. Mochte Ayrenhoff die „Guckscenen" immerhin als dem Geiste der französischen Trauerspiele zuwider erklären, Gotter hatte doch die enorme Beliebtheit seiner Stücke bei dem Publikum für sich.

Was Ayrenhoff an positiven Vorschlägen zur Verbesserung vorbringt, ist herzlich wenig. Abgesehen von den Lehren, die er Schink im unausstehlichen Ton eines Präceptors erteilt, hat er auch Wünsche betreffs des Nationaltheaters, welche er über Schink hinweg direkt an

den Ausschuß adressiert. Man weiß, was er meint, wenn er von schlechten Stücken spricht, die aufgeführt und von guten, die verdrängt würden. In der Bevorzugung jener erblickt er lediglich das Verlangen der Schauspieler nach Rollen zum Paradieren. Indem er sich weiters abfällig über die moderne Schauspielkunst äußert, welche durch Charaktere wie Hamlet, Lear und Macbeth zu Grunde gerichtet worden sei, verweist er die jüngeren Akteurs auf Remond de St. Albine, damit sie aus seinem Lehrbuch sich über Bildung des Körpers und der Rede unterrichteten.

Schink unterließ es nicht auf Ayrenhoffs Angriffe zu erwidern. Seine Entgegnung erschien im vierten Bande der Dramaturgischen Fragmente (Leipzig 1784 S. 965 ff.) unter dem Titel „Ein und das andere über Teutschlands Teaterwesen und Kunstrichterei“ und enthält teils eine Verteidigung seiner eigenen Kunstansichten, teils einen Gegenangriff auf die seines Widersachers. Schink stellte sich darin auf den Standpunkt, der Ayrenhoff am meisten beleidigen mußte: daß er es bloß mit einem Dilettanten, keinem eigentlichen Kunstkenner zu thun habe, keinem, der die Kunst studiert, sondern bloß einem, der ihre Regeln den Franzosen nachglaube. Gewiß nur mit Bezug auf diese Geringschätzung des Dilettantentums verfocht Ayrenhoff in den wenig späteren Briefen über seine italienische Reise die Berechtigung jedes Menschen, sich auch mit anderen Dingen als bloß seinem Leisten zu beschäftigen. Im Uebrigen verzichtete Schink von vorneherein darauf, seinen Gegner zu überzeugen, den er vortrefflich charakterisierte: „Der Voltairesche Geist der Kritik, der nicht sehen und hören will und mit Gewalt alle seine Sinne gegen die Wahrheit verschließt, ist zu sichtbar in diesem ganzen Ausfalle, als daß ich mir die undankbare Mühe geben sollte, darauf zu antworten.“

Das Schreiben des aufrichtigen Mannes erschien 1782 und im Oktober des nämlichen Jahres brachte der Teutsche Merkur einen aus der Feder seines Herausgebers stammenden Aufsatz als zweiten „Brief an einen jungen Dichter“, worin die Streitfrage, ob Shakespeares oder der Franzosen Muster größere Nachahmung verdiene, gleichfalls von einem den Franzosen günstigen Standpunkte aus und zwar von der momentan unbestreitbar berufensten Persönlichkeit behandelt wurde. Wieland war gewiß kein Lessing ebenbürtiger Kritiker in dramatischen Dingen, aber da er die Franzosen von Jugend auf aus dem genauesten Studium kannte und hinwieder auch von Shakespeare eine Uebersetzung geliefert hatte, der Lessing trotz ihrer Gebrechen viel Gutes nachsagen mochte, so durfte sein Urteil gerade in dieser Sache als ein kompetentes gelten. Eine lavierende Haltung hatte Wieland ja von Anfang an beobachtet und sich darob den Tadel Gerstenbergs gefallen lassen müssen;

seither aber, so schien es, hatte seine konservative Richtung noch eine Steigerung erfahren. Denn mit einer an ihm sonst ungewohnten Entschiedenheit nahm er in dem „Briefe“ für die Franzosen und gegen ihre Verächter Partei, wodurch sich seine Ausführungen in der Tendenz auf das Innigste mit jenen berührten, die Friedrich der Große zwei Jahre zuvor über das gleiche Thema niedergeschrieben hatte. Wieland empfand so gut wie Goethe, Herder, Möser und alle anderen, die Gegenschriften gegen die Herabwürdigung der deutschen Literatur beabsichtigten oder wirklich ausführten, die Ungerechtigkeit des Tadels. In dem Auszug eines Briefes, den er in seine Zeitschrift einrückte, heißt es: „Es ist gewiß, daß der erhabene Verfasser niemals an unserer Literatur einigen Anteil genommen hat.“ Dennoch konnte er dem Könige wenigstens in der einen Behauptung nicht Unrecht geben, daß die deutschen Dramatiker nichts geschaffen hätten, was sich den klassischen Produkten der Franzosen an die Seite stellen könnte. Nicht zahmer Gegenschriften, das fühlte Wieland, sondern einer dichterischen That bedurfte es, um den Verächter der deutschen Literatur eines Besseren zu belehren. Er erkannte, daß auf dem Wege der einseitigen Shakespeare-Nachahmung ein vollendetes Drama unmöglich zustande kommen werde, wie auch Herder von dem besten Produkte dieser Art, dem Götz von Berlichingen erklärt hatte, daß sein Verfasser durch Shakespeare verdorben worden. Wieland zerstört also den Wahn, als ob das deutsche Drama schon weit über die Klassiker der Franzosen hinaus sei; unläugbar habe es seit den Tagen der Gottsched, Bodmer und Breitinger große Fortschritte gemacht, aber die Boileau, Molière, Corneille und Racine seien ihm noch nicht erstanden. Wo sind die teutschen Tragödien, fragt er, die wir dem Cid, Catilina und Mohamet, der Alzire, wo die Lustspiele, die wir dem Misanthrop oder Tartuffe entgegenstellen können? In der Rücksichtslosigkeit, mit der jeglicher nationale Größenwahn bekämpft werden muß, hat Wieland entschieden von Friedrich gelernt. Und er folgt ihm auch darin, daß er mit wohlgemeinten Vorschlägen zur Verbesserung nicht spart. Sie betreffen Sprache, Versifikation und Reim im Drama; die Sprache sei fehlerlos, immer edel, schön und kräftig, ohne sich weder in die Wolken zu versteigen noch zur Erde zu sinken. Den Vers bedingt er, gestützt auf das Muster der alten und größten unter den neueren Dichtern nicht bloß für das Drama, sondern die Poesie überhaupt. Welcher Dichter würde auch lieber in Prosa schreiben, wenn er sich durch gelungene Verse desto größeren Ruhm erwerben könnte? Sogar den Reim fordert Wieland, nicht etwa weil er, sondern weil das Ausland ihn für eine wesentliche Zubehör hielt. Das Unternehmen eines Deutschen, mit den Größen der fremden Literaturen um die Palme zu ringen, dürfe nicht durch

den Vorwurf geringerer Schwierigkeit in seinem Verdienste geschmälert werden. Von dem Dutzend mittelguter Dramen, die Deutschland gerade noch aufbringen konnte, denkt Wieland nicht eben schlecht, obzwar die Franzosen solche dem Hunderte nach besäßen, aber es gebe nicht ein deutsches Drama, das sich mit den Meisterstücken der Franzosen messen könne. Damit ist Wieland wieder an den Anfang seiner Ausführungen zurückgekehrt; und er faßt die Absicht, die ihn leitete, in den Appell an einen künftigen Dichter zusammen, dem sich hier eine glänzende Laufbahn eröffne. Auf die Bedeutung dieses Aufsatzes für den jungen Schiller ist bereits hingewiesen worden (Minor, Schiller 2, 243). Zu den starken Einflüssen der Frau v. Kalb und namentlich Kleins, die ihn von seinem bisherigen Muster Shakespeare ab- und den Franzosen zuzuwenden suchten, gesellte sich ein neuer; und der Don Carlos zeigt nicht nur im Allgemeinen durch seine Hinneigung zur Manier der Franzosen in Ausbau und Charakteristik, auch im Besonderen durch die Einführung des Verses, wie sehr Schiller den Wink Wielands zu nutzen verstand. Nur zur Aufnahme des Reimes war er nicht zu bewegen; er verwarf ihn als einen unnatürlichen Luxus des französischen Trauerspiels, als einen trostlosen Behelf der fremden Sprache, als einen armseligen Stellvertreters des wahren Wohlklangs (ebenda S. 593).

Indes derjenige, der Wielands Aufforderung zuerst Folge leistete, war Ayrenhoff. Ihm war es, als ob er eigene Gedanken läse. Genau so wie hier gegen die Mißachtung der französischen Klassiker geeifert wurde, hatte er ein Jahr früher, wie wir gesehen haben, Schink als Vertreter jener Schule angegriffen, deren geringster Schüler, „auch wann er auf dem Fußboden liegt, um einen ganzen Kopf über Corneillen und Voltairen wegzusehen glaubt" (Werke 5, 158). Wenn Wieland von der Sprache unter anderem forderte, daß sie niemals zur Erde sinke, hatte Ayrenhoff seinem Gegner ein ganzes Sündenregister von niedrigen Ausdrücken vorgehalten; und er hatte endlich, abgesehen davon, daß keine seiner Tragödien (mit Ausnahme der bloß skizzierten Irene) bis dahin des Reimes entbehrte, sich schon 1774 bei der Nachahmung Klopstockscher Bardengesänge gegen die Reimlosigkeit erklärt. In seinem durch das Lob der Schrift De la litterature allemande nur noch gesteigerten Selbstgefühl hielt er sich vor allen anderen befähigt, zu Wielands theoretischer Anleitung das Exempel zu liefern. Rasch entschieden warf er den einmal gefaßten Entschluß, sich von der Bühne zurückzuziehen, um und wählte sich mit einer deutlich gegen Shakespeare gerichteten Absicht den Kleopatra-Stoff zur dramatischen Behandlung. Bereits am 20. Dezember des Jahres 1783 gelangte das Trauerspiel „Kleopatra und Antonius" im Wiener Nationaltheater zur Aufführung;

bis zum 19. Mai 1785 wurde es sodann noch siebenmal wiederholt. Abbé Bertola, welcher der Première beiwohnte, weiß in einem Briefe an den Grafen Pindemonte (Idea della bella letteratura Alemanna, Lucca 1784 1, 239) von einem Erfolge zu berichten; aber nachher muß doch die Abneigung der Wiener gegen das versifizierte Drama überwogen haben. In München, wo es gleichfalls auf die Bühne kam, hat es schwerlich mehr Beifall gefunden. Für die Aufführung in Mannheim wurde es wohl in der Ausschußsitzung vom 14. Mai 1784 durch Beck vorgeschlagen, der auch den Auftrag erhielt, einen Ueberschlag wegen Anschaffung der neuen Kleider bei der Intendanz einzugeben, aber vorher sollte noch Schiller, der Theaterdichter, sein Gutachten über das Stück abgeben. Es kam indes nicht dazu (Martersteig, Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters. Mannheim 1890. S. 252 ff.).

(Schluß folgt.)

Schubart und Gleim.

Von Carl Schüddekopf in Roßla a. H.

Ueber Beziehungen Schubarts zu Gleim hat bisher wenig verlautet. In einem Briefe an Himburg vom 2. Januar 1787 (Strauß 2, 266) erwähnt der Gefangene vom Hohenasperg selbst unter den Aussichten auf seine Befreiung: „Auch Gleim, der Patriarch im Chor deutscher Dichter, schrieb an mich, beehrte mich mit seinem wichtigen Beifalle, und erbietet sich, für meine Freiheit zu arbeiten.“ Dieser Brief selbst aber, vom 30. November 1786 datiert, ist in der „Zeitung für die elegante Welt“ (1821 Nr. 151 S. 1201) versteckt geblieben und außerdem unvollständig abgedruckt, wie unten zu ersehen. Zwei weit wichtigere Briefe Schubarts dagegen, welche das Gleimarchiv zu Halberstadt im elften Bande der „verschiedenen Briefe“ (Ms. 94) aufbewahrt, scheinen zwar durch Körte zum Druck vorbereitet zu sein, sind aber meines Wissens nicht dazu gelangt; wenigstens schweigt die Schubartliteratur von ihnen, und die — bei Goedeke fehlenden — „Mittheilungen aus Gleims literarischem Archive“, welche das literarische Conversationsblatt in den Jahren 1821—23 brachte, brechen vorher ab. Die „Zeitung für die elegante Welt“ enthält auch sonst noch unbenutzte Briefe von und an Schubart, wie sie überhaupt eine Durchackerung lohnt, so im Jahrgang 1820 Nr. 51 „Aus Schubarts Nachlasse“ (einen undatierten Brief vom Hohenasperg, wohl an seine Gattin,

beginnend: „Endlich, Du meine ewig geliebte Freundin“), 1821 Nr. 50 „Ein Brief von Schubart an Schwarz“ (Hohenasperg, 5. Juni 1785), 1822 Nr. 228 „Schubart, der Vater, an Posselt“ (Stuttgardt, 24. Juli 1788) und 1827 Nr. 163 „Bahrdt an Schubart“ (undatirt, aus dem Gefängnis in Magdeburg 1789—90), zum Teil durch Fr. Haug aus Schubarts Nachlasse veröffentlicht.

Die Veranlassung zu dem hier folgenden Briefwechsel, die Uebersendung des Gedichtes: „Friederich der Einzige. Ein Obelisk von Chr. Fr. D. Schubart auf Hohenasperg. Gedruckt zu Stuttgard im October 1786“ bedarf keiner Erläuterung, da die Verwendung des preußischen Hofes für Schubarts Befreiung neuerdings durch A. Wohlwill u. A. klargestellt ist.

Schubart an Gleim.

Veste Asperg, im November, 1786.[1])

Edler, vortreflicher Mann!

Ich wag es, beiliegenden Obelisk einem Manne zur Beurteilung vorzulegen, der durch unsterbliche Werke sich längst die Ehre errang, der erste und entscheidentste Richter im Tempel deutscher Dichtkunst zu seyn. Die gute Aufnahme meines Himnos auf Ihren grosen König, die bald darauf an mich ergangene feyrliche Aufforderung, Ihre rührende Ermunterung an Deutschlands Dichter,[2]) und meist — mein eigner Entusiasmus bestimmten mich, dem ersten deutschen Manne dieß Denkmal zu errichten. Wenn Gleim in seiner patriarchalischen Würde vor diesem Obelisk nur Augenblike weilte, und wenn sein Lächeln den stillen Beifall seiner grosen Sele verrieth; wie belohnt wäre da der arme, der unglükliche Dichter, dem zehnjährige Kerkerschmach Gefühl für wahre Gröse, und für die Ehre seines Vaterlandes nicht rauben konnte!! —

Von Jugend auf, vortreflicher Mann! war ich ein Bewunderer Ihres Genius. Ich sezte Ihre Kriegslieder in Musik, ich spielt und sang sie Tausenden vor, und freute mich der Funken von Heroismus und Vaterlandsliebe, die ich in so mancher Sele wekte. — Die Lieder des Tyrtäus würkten noch lange nach seinem Tode; — und Gleims Lieder, weit deutscher, herziger, feuervoller als jene, werden fortwürken, so lange noch Deutschland ein Volk ist.

Wer verdients also so sehr wie Sie, daß Friedrich der Einzige, — gegen sein eisernes Vorurteil, — in seinem Alter noch in Ihnen den deutschen Dichter schäzte, daß Friedrich Wilhelm Ihrer patriotischen Vorbitte für Deutschlands Muse Gehör gab, und daß unsre Dichter sämtlich aufstehen, und Sie mit einem Päan begrüssen, wenn Sie in ihre Mitte tretten.

Wie tief beugt sich mein Genius vor Ihnen, guter, lieber Mann! — Sie sahen und wiegten Deutschlands Muse in ihrer Kindheit, sahen sie zur Madonnaschönheit heranwachsen, und ach! — sollten Sies nicht auch bereits erlebt haben, daß alternde Züge beginnen, das Antliz der Himmlischen zu verunstalten? — Gewis ists, die deutsche Dichtkunst nimmt würklich nicht zu, sie — nimmt ab.

---

[1]) Von Gleims Hand: „Beantw. den 30ten ej.“

[2]) An unsre Dichter, von Gleim. Berlin, bey Friedrich Maurer. 1786. (2 Bl.) 8°.

Je mehr grose Gesinnungen, und sonderlich Religionsliebe unter einem Volke verlöschen, je mehr der Geschmak an Kleinheiten, an niedrigen Foppereien, an Schreibseligkeit bei unbegreiflicher Seichtheit, an Muthwill und Leichtfertigkeit zunimmt; je weniger wirds unter uns Dichter geben, die man im antiken Verstande Profeten, — Schauer göttlicher Geheimnisse nennen kann. Gott zieht seine kostbarsten Geschenke zurük, wenn sie so sehr misbraucht werden. Was sollen Engel in Sodom, wenn sie Buben auf der Gasse nothzüchtigen wollen? —

Ach Vater Gleim, wenn ich doch Unrecht hätte; denn ich liebe mein Vaterland mehr, als Weib, und Sohn, und Tochter. Wenn doch unter Ihrem König auch ein neuer, — auf Welt und Nachwelt fortwürkender Periode für die deutsche Muse begäne.

Ich hab einen Sohn, Edler Mann, der auf dem Wege ist, seinem Vaterland Ehre zu machen. Er hat sich nach den Männern von Kraft unter den Griechen, Römern, Celten, Engländern, und besten Deutschen gebildet. Meinen Seegen: „Sey stark! werd ein Mann! dein Geist strebe nach Größe, Schönheit, und Güte!! —“ möge der Herr an ihm erfüllen. — Ich selbst aber schmachte noch immer in Banden, und seufze nach Freiheit, oder Tod. Viel hab ich gelitten, und geduldet, und Gott mag zeugen! — ohne Verschulden. Der eherne Fuß des Tirannen weilt nun zehn Jahr auf meinem Halse, und die Bemühungen groser und wichtiger Menschen für meine Freiheit sind bisher vergeblich gewesen. Ich will sehen, was nun Ihr König und der unsterbliche Herzberg, die ich um Hülfe anflehte, thun werden. Auch Sie beschwör ich bei Ihrem Herzen voll Mitleid, Ihr Ansehen zu diesem menschlichen und edlen Zweke zu verwenden. Gott wird Sie dafür lohnen, mit dem Seegen eines ehrenvollen Alters, und im Tode — mit der heitern Aussicht in die Welten der Freiheit, der Harmonie, der Freundschaft, und der Liebe. — Ich bin mit einem Herzen voll Ehrfurcht

Ihr

ganz gehorsamster Diener
Schubart.

N. S.

Wenn Sie von meinem Obelisk mehrere Exemplare unterbringen, und eine eigne Auflage für dasige Gegenden zu meinem Vorteil veranstalten wollten, so würd Ihnen eine ganze, noch bei meinen Lebzeiten verwaiste Familie dafür danken. — In diesem Falle bitt ich Sie die Stelle S. 4 „und wie der sterbende Sünder“ p.p. so zu ändern:

„Und wie der am Moosfels
Gelehnte fromme Waller
Vom jachen Donnerschlag aufzukt.“ —

Gleim an Schubart.[1])

Halberstadt d. 30 Nov. 1786.

Ihren Obelisk, mein liebster Herr Schubart, hab ich erhalten, beym Ersten Lesen rief ich aus: das ist doch Einmahl Etwas des Einzigen, des

[1]) Der oben erwähnte Abdruck in der „Zeitung für die elegante Welt“ bringt nur die erste Hälfte des Briefes vom 30. November, ohne die Nachschrift und mit Abweichungen, die als unerheblich hier nicht wiederholt sind. Die Briefhälfte vom 1. Dezember ist von Gleim eigenhändig concipiert.

Erhabenen würdiges — Den Erhabenen nennt ich noch lieber Ihn, als den Einzigen, wenn nicht so wenig Menschen unfähig wären, von diesem Zunahmen einen vollständigen Begriff sich zu machen! Gestern laß ich, in unsrer Litterarischen aus funfzig Mitgliedern bestehenden Gesellschaft ihn vor, den vortreflichen Obelisk, und allgemeiner Beyfall belohnte zu großem Vergnügen des Vorlesers den erhabnen Dichter. Aller Anwesenden Wunsch vereinigte sich für Sie, vortreflicher Mann! Sie verdienten, sagten wir alle, weil Sie das Glück nicht hätten ein Preuße zu seyn, einer zu werden! Möchten doch unsre Musenbeschützer Friedrich Wilhelm und Herzberg seiner sich annehmen; in Freyheit den armen Mann zu setzen ist Ihnen so leicht, so leicht! machte bey Welt und Nachwelt Ihnen so großen Ruhm. Ich wünschte, mein Werthester Herr, Sie hätten von ihren Briefen an den König und den Minister Abschriften mir mitgetheilt, oder wollten's noch thun; ich gehe nach Berlin vielleicht in diesem Winter, bey meinem Betrieb für Sie könnt ich nach dem Inhalt dann mich richten; die nähern Umstände Ihrer Gefangenschafts Geschichte sind mir unbekant, zum Unglük für mich und Sie, mein lieber Herr Schubart, denn ich hätte den Durchl. Herzog von Würtenberg, als Er bey mir war in diesem FrühJahr, und sehr gnädig sich bezeigte, nicht loß gelaßen aus meinem kleinen Musentempel, in welchem Er, nebst der Durchl. Herzogin sich besah, bis Er den Preußen Schubart loßgelaßen hätte, wären nur irgend die Umstände mir bekanter gewesen. So, mein liebster armer Gefangner, wie der Herzog, den ich zu Berlin als Kind schon kennen lernte, bey mir sich äuserte mit RegierungsMaximen, so warlich! schien er nichts weniger als ein Tirann zu seyn.

Ach wär ich bey Dir
Wo unter der Gewaltthat Fußtrit
Der Boden nicht drönt,

durften, mein Wehrter! Sie sagen Ihm unter den Augen, das schon beweist mir einen erbittlichen Fürsten. Wie denn meinen Sie, lieber Unglücklicher! daß ich helfen kan? Soll ich schreiben an den König? an Herzberg? an den Herzog? an die Herzogin? An diese, dächt ich, wäre das beste. Rathen Sie, sagen Sie, was ich thun soll!

Ihren Obelisk, nach Kretschmanns Ode das einzige Gedicht auf den Unerreichlichen, das diesen Nahmen verdient, wollt ich Ihrer Erlaubniß gemäß abdrucken laßen für unsre Gegend, nun aber hör ich, das heut schon Exemplare gekommen sind von Berlin, daß Himburg, der Buchhändler, überall schon Exemplare verbreitet hat, also könnt ich meinem lieben Dichter keinen Nutzen stiften — Indeß, er sehe, wie viel ich gewagt hätte mit einigen Abänderungen und Ortographischen Anstrichen ohne des Verfaßers Genehmigung. Ursachen anzuführen von diesen Abänderungen ist [nicht] nöthig, Sie billigen sie, dann gut! wo nicht, so bleibts beym Alten. Der Verfaßer muß das letzte Wort behalten. Ob ich Ihrer Meinung bin in Absicht auf den Einsturz der finstersten Barbarey? Seit zwanzig Jahren sagt ichs, daß uns dieser Einsturz bevorstünde, dieser Zeitpunct, den ich nicht beschreiben mag. Friedrich Wilhelm Beschützer der deutschen Musen? Ha! wo sind sie die Beschützungs Wehrten? Die alten sind todt, oder bedürfen keines Schutzes, wollen keinen, und wo sind die Neuen? Was Sie sagen von Ihrem Herrn Sohn, das macht mir ausgedientem alten Musenknecht sehr große Freude. Seit vielen Jahren hört ich so was nicht, ich, der ich drauf ausgehe, nicht; An unserm Tiedgen, Schmidt, Fischer, versündigt der alte Grämling sich nicht mit dieser Klage, die kennt er schon lange. Gebe der Himmel, daß ich bald das Angenehmste höre von Ihnen, mein lieber Herr

Schubart, und seyn Sie versichert, daß wir Preußen Sie lieben und ehren, keiner mehr als Ihr

ergebenster Freund und Diener
der Grenadenwerfer
P. S. Gleim.

Uns Niedersachsen ists unausstehlich, daß man das doppelte ß ausstoßen will aus unsrer Sprache — Preusen statt Preußen, reisen wie reißen p. p. p.

Wir laßen nun Exemplare kommen von Himburg — bey Ihnen stehts, ob sie verfügen wollen, [daß] Er einen Abdruck nach beygehender Abschrift, welche noch einmahl durchzusehn die Zeit nicht ist, machen laßen solle!

H. d. 1ten Dec. 1786

Im hiesigen kleinen Musentempel den Sie mein Wehrtester Herr Schubart vielleicht schon kennen, er verdient diesen Nahmen, wegen der Bildniße derer die darinn aufgestellet sind, denn es ist keines darunter, welches nicht der eigensinnigste deutsche Musengott, in dem seinigen selbst aufgestellet hätte, Thaten des Geistes oder des Herzens, unbezweifelte solche Thaten nur allein erwerben eine Stelle darinn, in diesem hat der Stifter, er ist ein FideiCommiß, dem Verfaßer des Obelisk gestern eine Stelle bestimmt, also, mein Wehrtester, soll ich die beygehenden Zehn Dukaten, und das Maaß der Bildniße, nur der Köpfe, mein ich, Ihnen einhändigen, und Sie bitten das wenige Geld aus Freundes Hand anzunehmen, und weil doch ein guter Maler in ihrer Gegend seyn wird, Ihren Kopf malen zu laßen, und in den kleinen Musentempel selbst gütigst zu schenken, Niemanden aber, selbst ihren vertrautesten Freund nicht von diesen gegenseitigen Geschenken irgend Etwas merken zu laßen.

Noch leg' ich etwas gedrucktes bey. Glauben Sies nur immer, mein liebster Herr Schubart, daß ich mehrmalen aus Ungeduld mir wünschte, so wie einst zu Spandau mein Freund Seidliz Gefangner auf einer Vestung zu seyn, um Zeit zu bekommen zum Umgang mit den Musen; ich muß, wegen vieler Geschäfte, denn ich bin Gottlob kein faulender Canonicus, zu diesem Umgang, die Nächte wie Nikodemus zu Hülfe nehmen; dieserwegen kan ich als Dichter Etwas ganz Vollkomnes nicht zu Stande bringen, dieserwegen warten zwanzig Bände meiner Nachtwachen auf Muße der letzten Hand, und dürften wohl warten müßen bis in Ewigkeit — Gottlob![1]) Wir bekommen zu lesen die unsterblichen Werke des Einzigen; diesen Augenblick erhalt ich zuverläßige Nachricht von Berlin deshalb, Es war bisher noch zweifelhaft, nun ists gewiß ich möcht' einen Jubelgesang anstimmen, so freuts mich! nun erleb' ich den Druk, habe noch Freuden nach dem Tode des Einzigen, mit welchem Sie alle schon wie abgestorben waren, mir, der ich den Glauben hatte, die Welt könn' ohne Friederich, ohne Einen seines Gleichen nicht gar wohl bestehn.

Schubart an Gleim.

Hohen Asperg im Februar 1787.

Beinahe hätt ich Ihnen, Groser, Liebenswürdiger Mann, auf Ihr trostreiches Schreiben und auf die beigelegten Beweise Ihrer unaussprechlichen Güte

[1]) Dieser letzte Absatz lautete in einer ersten Fassung, die bei der Reinschrift gewiß gestrichen wurde: „Gottlob! wir bekommen die Werke des Einzigen! Eine Nachricht, die ich so eben von Berlin erhalte, die zuverläßig ist, und die mir unendliche Freude macht — denn ich hoffe nun noch den Druck derselben zu erleben. Gleim."

gar nicht antworten können und dürfen. Dann ich vergaß es, Ihnen zu sagen, daß mir aller Briefwechsel aufs strengste verbotten ist und daß daher alle Briefe nur durch die Addresse an meine Gattinn in Stuttgardt an mich gelangen. Aus diesem Grunde must ich zwar einen Postschein über Ihren Brief ausstellen; aber das ganze Paket kam an den Herzog nach Hohenheim, der es endlich nach langen Bitten meiner Gattinn in der Audienz einhändigte. Nur Ihrem grosen auch unter uns allgefeirten Nahmen hab ich es zu danken, daß ich ohne schwere Ahndung durchschlüpfte. — Aber, da besucht mich so eben in meiner Trauerzelle mein liebes, deutsches Weib und mein erstes Geschäft ist, unter der Hülle Ihres Wittwenschleiers an Gleim, den Guten, Edlen und Deutschen Mann zu schreiben und Ihm mit Thränen der Freude für Sein Mitleid und großmüthige Unterstüzung in meinem Elende zu danken. Klopstok sagt recht: „Genie ohne Herz, ist nur halbes Genie." — Wie so ganz sind Sie! — Wie sichtbar ist in Ihrem Karakter iene goldne Linie des Pithagoras aus dem Herzen ins Hirn gezogen — unten mit Herzblut getränkt und oben in der Glorie des Geistes stralend. — Ja, Unaussprechlich Geliebter, Gottes Seegen ruht sichtbar auf Ihnen. Noch in Ihrer patriarchalischen Würde singen Sie Lieder, die unsre ausgearteten Jünglinge beschämen. Bodmer war uns viel, Sie aber sind uns noch mehr. Ihre Kenntnisse, Genie, Fleiß, Vaterlandsliebe — noch mehr, Ihr himlisches, für fremden Jammer so hochaufschlagendes Herz, hat in der Geschichte deutscher Literatoren nichts Gleiches. Klopstok schnarcht auf seinem Bette von Eichenlaub, schreibt affektirte Prose und unverständliche Verse; Denis wird nicht mehr von Ossians Schatten geküßt; Ramler macht den Krittler und Scholiasten, Wielands Götterbothe trabt im Moraste mit Pudelmüze, Ranzen und Stiftsteken als ein ganz gemeiner Bothe daher; Göthe schwindelt von parfumirter Hofluft und eingesognem Weirauche — unsre Jünglinge machen Bubenstreiche in Allmanachen, Romanen und Schauspielen. — Und wo sind unsre kritischen Journale, die Geister weken, bessern und iedem Unfuge steuren könnten? — Nikolai beginnt ein seichter Fopper (Persifleur) zu werden, Weiße wird unter Kindern kindisch, Schüz und seine Spießgesellen sind gelehrte — aber meist geschmaklose Leute — vom Misthaufen der übrigen kritischen Journale zu geschweigen. — Nur Sie, köstlicher Mann, bleiben noch im Greisenalter den Grundsäzen des guten Geschmaks getreu und singen und schreiben für Gott, Tugend und Vaterland. Da thut's einem so wohl, wenn man rasten kann an des edlen Mannes Busen und aushauchen vor ihm die Wehmuth des Herzens über Vaterlands Verfall. Ich bin ein Mann von 46. Jahren, hab als Knabe die Morgenröthe deutscher Dichtkunst gesehen, freute mich über die Goldsaat ihres Sommers, sah nie ihren Herbst, wo Most von allen Hügeln träuft und die Bäum' alle sich unter goldnen Früchten beugen. Sollt' ich noch die Zeit erleben, wo Alles im Winter erstarrt und wo Braga's Harfe in Rhein gefriert? — Doch vielleicht seh ich den Wald vor lauter Bäumen nicht. Erlauben Sie mir also, Hochschäzbarer, auf meine eigne Angelegenheiten zurükzukommen.

Mein Hymnus und Obelisk haben die Würkung gehabt, daß sich der Preusische Hof um meine Freiheit annahm. Die göttliche Prinzeß Friderike und der grose Herzberg schrieben an [den] Herzog und der Erfolg war, daß sich der Herzog erklärte „er wäre gesonnen, mich bei einer nächstbevorstehenden Feierlichkeit zu erlösen". Jedermann in Berlin glaubte, er meyne damit den 11.ten Februar, als das Fest seiner Geburth. Aber der Herzog verreyßte nach Paris und ich trage meine Fessel noch. Nun heißt es, künftigen Juli soll das 50. iährige Regierungsiubiläum des Herzogs mit groser Pracht gefeirt werden. Vielleicht, daß er sich an diesem Feste meiner erinnert! —

Jedermann staunt über die Unbeugsamkeit des Fürsten. Die Vorbitten

ganzer Akademien, wie kürzlich Heidelbergs an seinem Jubiläum, groser Fürsten, — wie ihres Königs — der Königinn Juliana von Dännemark, der Großfürstin, Prinzes Elisabeth, der Herzoge von Gotha und Weimar, des Churfürsten von Pfalzbaiern, des Markgrafen von Durlach und vieler Prinzen: — die herzschneiden[d]sten Briefe der besten Köpfe Deutschlands in Prose und Versen, die Fußfälle meiner grauen Mutter und meiner Gattinn — ja selbst Drohungen und der strengste Tadel seines grausamen Betragens gegen mich in gedrukten und ungedrukten Schriften — vermochten ihn nicht, mir meine Freiheit zu geben. Wenn in Deutschland noch Freiheit wäre; so wagt' ichs, den Herzog beim Kaiser zu verklagen. Aber, nach der iezigen Lage würd' ich mich damit ganz und gar verderben — denn wer wird den Adramelech beim Moloch verklagen? —

Mir bleibt also nichts übrig, als in christlicher Geduld auszuharren, biß Freiheit oder Tod mein Schiksal entscheidet. Gott, der meine Stärke in der Ohnmacht war, der mich nicht verliß, als ich 377. Tage bei Wasser und Brod in einem lichtlosen dumpfen Kerker ohn allen Menschentrost auf faulem Stroh lag, wird mir Muth schenken, des Tirannen ehernen Fußtritt zu ertragen und wenn ich sterbe; so wird mir mein Vater im Himmel den Christussinn verleihen — für den Räuber meiner Freiheit zu beten.

Edler, vortreflicher Mann, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen mein Porträt nicht gleich mitschike. Der Mahler wohnt 4. Stunden von hier in Stuttgardt. Da must ich ihn bereits ein paarmal zu mir kommen lassen und noch ist er nicht ganz fertig; er zieht mich auf, daß ich vor Aergerniß weinen möchte. Meine Frau aber wird ihn drüken und treiben, daß Sie das Porträt nächstens erhalten sollen. Die mir dabei zugedachte grose Ehre soll mich ermuntern, so in Thaten, — Worten und Werken zu handeln, daß ich in der Glanzschaar der ausgewähltesten Patrioten nicht vor Schaam erbleichen darf.

Himburg gibt theils einen Selekt meiner Gedichte, theils neuverfertigte Stüke mit Chodowiekischen Kupfern, splendid gedrukt heraus, der Ihnen eins der ersten Stüke auf der Flugpost zuschiken wird. Pyra, der so frühverblühte Pyra, schrieb ehmals einen Tempel der Dichtkunst. Diß Süjet bearbeit ich würklich nach meiner Manier und ich bin nahe an Ihrer Karakterzeichnung.

Mein Sohn hat grose Hofnung, als Legationssekretar nach Berlin zu kommen. Er hat schon vor dem niederschauenden Himmel in Gegenwart seines Vaters den grosen Schwur gethan: „für Preußen zu leben und zu sterben!" — Mit den Hymnen des Kallimachus wird er debütiren, wiewohl er Idyllen, Erzählungen und andre Gedichte, auch prosaische Aufsäze in lateinischer und deutscher Sprache, von eigner Erfindung liegen hat. Aber, er soll mit Respekt vor dem Publikum erscheinen und nicht wie unsre rozigen Buben dem Leser — mit unzeitigen Holzäpfeln aufwarten.

Und nun umschlingt meine Seele die Ihrige — wie die einsame Braut den scheidenden Gatten — und dankt Ihnen mit dem schnellen Athem der unterdrükten, thränenschweren Wehmut für Ihr Mitleid, Ihre Unterstüzung, Ihre Freundschaft und Ihr Anerbieten, noch ferner für mein und der Meinigen Bestes zu würken.

Vor den ehrwürdigen Mitgliedern Ihrer Patriotengesellschaft beugt sich mein Genius. Wohl mir, auch ich liebe mein Vaterland!! —

Der Allmächtige seegne Sie!! — Ewig

Ihr

N. S. Schubart.

Der Herzog liß kürzlich in Berlin anfragen: wie ein Besuch von ihm aufgenommen werden möchte?

„Er würde willkommen seyn, war die Antwort, nur verbitte man sich — die Madam.“ —

Ob ich unter diesem Politischen Froste nicht auch leide. Gott bewahre Sie, iemals an den Herzog zu schreiben.

Hiermit endigt der von Schubart spontan und doch seiner Natur gemäß so warm und offen angeknüpfte Briefwechsel. Sein im zweiten Briefe angekündigtes Portrait für Gleims Freundschaftstempel ist nicht erfolgt; es fehlt demnach in dem von Körte (Gleims Leben S. 439 ff.) aufgestellten Verzeichnis. Nur einen späten Nachklang an die kurze Verbindung der beiden bewahren die Halberstädter Papiere in einem Briefe Gleims an Schubarts Sohn Ludwig, damals preussischen Legationssekretär in Erlangen, vom 9. November 1798, in welchem es heißt: „Der alte Gleim, der den Vater sehr hochschätzte, bittet den Sohn um ein gebundenes Exemplar von Schubarts Caracter, bittet den seines Vaters würdigen Sohn, um Einschreibung seines Nahmens, in dieses in eine FamilienBibliothek bestimmte Exemplar, und sendet zu Bestreitung der Kosten hiebey einen SpeciesThaler. Die Preußischen Kriegslieder eines Grenadiers sollen von dem vortreflichen Vater vortreflich componirt seyn, der würdige Sohn würde mich ihm verbindlich machen, wenn er diese Composition mir zu verschaffen die Güte hätte.“ Ludwig Schubart antwortet in einem Briefe, den Gleim am 21. Dezember 1798 erhielt: „Verehrungswürdigster Greis, Unter allen mündlichen, geschriebenen, und gedrukten Urtheilen, die mir bisher über die Karakteristik meines Vaters zu Ohr und Gesicht gekommen sind, war mir das Ihrige mit das liebste. Bey der geringen Aufmunterung, die man in Deutschland zu muthigen Fortschritten im Felde der Literatur, und der Kunst findet, bedarf es wohl belohnender Stimmen wie die Ihrige, um den jungen aufwärts strebenden Schriftsteller mit seinem Vaterlande auszusöhnen.“ Zugleich übersendet er ein Exemplar von „Schubart's Karakter“ und verspricht die Kompositionen zu Gleims herrlichen Kriegsliedern, womit sein Vater bis an sein Ende so manchen Erdensohn mit Begeisterung für Friedrich entflammt habe — eine Bestätigung seiner Angabe in dem eben erwähnten Buche (S. 29), wonach sein Vater in Ulm beständig mit preussischen Officieren umging, ihnen Gleims Kriegslieder nach eignen Melodien vorsang und den braven Degen Thränen der Bewunderung und des Danks auspreßte.

Briefe von Joh. Heinr. Jung-Stilling an Sophie v. La Roche.

Mitgeteilt von Robert Hassencamp in Düsseldorf.

Als mir vor etwa 3 Jahren der literarische Nachlaß der Schriftstellerin Sophie v. La Roche zur Sichtung und eventuellen Publikation übergeben wurde, fielen mir vor allem 8 Briefe von Jung-Stilling an diese Dame auf, die aus mehr als einem Grunde der Veröffentlichung wert erschienen. Denn einmal bieten sie nicht unwichtige biographische Notizen, ferner geben sie uns ein klares deutliches Bild von dem Wesen und den Bestrebungen Jungs, vor allem von seiner leidenschaftlichen, mit einer starken Dosis von Mystizismus durchsetzten Frömmigkeit, die diesen Schriftsteller zum Lieblingsautor der Stillen im Lande gemacht hatte, endlich enthalten sie höchstinteressante Urteile über hervorragende Zeitgenossen, z. B. über Georg Forster und vor allem über Goethe.

Der frühste dieser Briefe fällt ins Jahr 1779; doch ist aus der Fassung und dem warmen Tone des Schreibens zu ersehen, daß jedenfalls schon mehrere Briefe ihm vorausgegangen sein mußten, und ich möchte annehmen, daß der Anfang des Briefwechsels ungefähr in die Jahre 1771 oder 1772, also in eine Zeit zu verlegen ist, wo Sophie von La Roche ihren nach dem Vorbilde Richardsons geschaffenen Erstlingsroman, die „Geschichte des Fräuleins v. Sternheim", in die Oeffentlichkeit brachte und damit berechtigtes Aufsehen in der feinen Welt hervorrief. Damals mag auch Jung-Stilling, der sich zu der sentimentalen Lebensauffassung der Schriftstellerin hingezogen fühlte, einen brieflichen Verkehr mit ihr angebahnt haben, und als Jung selbst 1777 mit seiner Erzählung „Ueber Heinrich Stillings Jugend" vor das Publikum trat, ergaben sich neue Anknüpfungspunkte zwischen den beiden Personen.

Zu einer persönlichen Bekanntschaft aber war es in den siebziger Jahren zwischen Jung-Stilling und Sophie v. La Roche nicht gekommen, trotzdem beide lange Jahre nicht einmal weit von einander wohnten. Denn Sophiens Gemahl weilte von 1771 bis 1780 als Kanzler des Kurfürsten Clemens Wenceslaus von Trier in Ehren-

breitstein, Jung aber war von 1772—1778 als Arzt in Elberfeld thätig und scheint, da er als Staaroperateur gesucht war und vielfach nach auswärts gerufen wurde, auf einer dieser Reisen, wo er Frankfurt besuchte und mit dem jungen Goethe zusammentraf, sogar den Wohnort der Familie La Roche berührt zu haben.

Erst im Jahre 1781 vollzog sich eine persönliche Annäherung zwischen den beiden Familien. Damals weilte La Roche, der 1780 aus dem Dienste des Kurfürsten entlassen war, in Speier, Jung aber war in dem benachbarten Kaiserslautern seit 1778 als Professor an der dortigen Kameralakademie beschäftigt. Jung hatte damals seine erste Gemahlin Christine, geb. Heider, durch den Tod verloren und war bemüht, seinen Kindern eine neue Mutter zu geben. Schon hatte er sich an zwei verschiedenen Stellen Körbe geholt, als er unerwartet von Frau v. La Roche einen Brief empfing, worin ihm diese eine junge Dame ihrer Bekanntschaft, Frl. Selma v. Florentin, als passende Partie empfahl.[1]) Jung, der hierin einen Wink des Schicksals erblickte, reiste sofort nach Speier und machte hierbei die persönliche Bekanntschaft Sophiens; er führte sodann auch das ihm empfohlene Mädchen heim und schloß mit ihr eine in jeder Hinsicht glückliche Ehe. Niemals hatte Jung vergessen, daß er einen guten Teil seines häuslichen Glückes Sophien verdanke, und so gestalteten sich die Beziehungen zwischen beiden Familien seit jener Heirat nur noch freundlicher und enger. An diesem Verhältnisse änderte sich auch nichts, als Jung 1784 als Professor an die Universität Heidelberg berufen wurde. Auch von hier aus scheint er mit der Familie La Roche persönlich zusammengetroffen zu sein, und in einem unserer Briefe (Nr. II) gibt er seinem Bedauern Ausdruck, daß er trotz seiner Verabredung die Freundin in Mannheim nicht vorgefunden habe.

Mit dem Jahre 1787 verließ die Familie La Roche Speier und verzog nach Offenbach, ein Jahr später wurde Jung nach Marburg berufen. Hier bot sich ein neuer Anlaß, die Beziehungen beider Familien enger zu knüpfen, da Sophiens jüngster Sohn Franz, der vorher die Erziehungsanstalt des Dichters Pfeffel in Colmar im Elsaß besucht hatte, die Universität Marburg bezog und im Hause Jungs engen Familienanschluß fand. Von da an berühren Jungs Briefe alle wichtigen Familienereignisse des La Rocheschen Hauses: Bei dem Tode des jungen Franz v. La Roche und bei dem frühen Ende der Maximiliane Brentano schreibt er rührende, aus dem Herzen kommende und von wahrer Religiosität durchdrungene Briefe; er nimmt an dem Schicksale aller Familienmitglieder warmen Anteil, und noch im letzten Briefe aus dem Jahre 1805

[1]) Sieh Jung-Stillings Schriften, Stuttgart 1835, 1, 395 f.

erkundigt sich Jung, der inzwischen wieder von Carl Friedrich von Baden nach Heidelberg berufen war, eingehend nach der ökonomischen Lage der Freundin.

Erst der im Februar 1807 erfolgende Tod der Sophie v. La Roche zerriß das langjährige Freundschaftsband.

I.

Lautern [1]) den 4ten Jul. 1779.

Verehrungswürdigste Frau Canzlerin!

Ihr letzteres Schreiben hatte ich beantwortet und einen Brief an Herrn Lipp beygeschlossen; beyde sind aber verlohren gegangen, und nicht angekommen. Seit der Zeit habe ich auf einen Brief von diesem Herrn gewartet, und nun hab ich einen erhalten. Ich hab vernommen, daß unser Freund Jakobi [2]) ein paar Stufen höher geklettert, und geheimer Rath geworden ist; zieht er denn würklich hin nach München, und hat er Sitz und Stimme im geheimen Raths Kollegium? Ich wünsch ihm in aller Absicht Gottes Seegen. Was macht denn aber Goethe? Ich vermuthe, Sie werden mehr wissen, als ich, denn ich weiß nichts, als ein widerwärtiges Gemurmel des Volks. Ach, möchten doch unsere großen Geister weniger Genie, und mehr edle Teutsche Männer seyn, die ihre Riesenschultern, ein jeder in seinem Theil, dem schwankenden Vatterland unterstützen möchten. Ich kan des Klagens nicht satt werden, wenn ich so überschaue, wie viel die Schriften Vieler unserer Modeschriftsteller Verdorben haben; eine gränzenlose Empfindeley ohne Empfindsamkeit gegen das Wahre, Gute und Schöne, ohne Ueberwindungskraft gegen das Falsche, hat sich der Herzen der Jünglinge durchgehends bemeistert. Einer geht hin mit warmem Enthusiasmus, und bewegt den Fürsten zu seinem empfindelten (?) Plan verbesserter Oekonomie. Kaum beginnt er die Ausführung, so schwankts in der Praxis, ihn rührt ein adliches Mädgen, er vermag nicht gegen die Leidenschaft zu kämpfen, er entführt sie.

Ein anderer zerdenkt sich im Reich der Phantasie, schaft sich furchtbare Ideale von Schönheit, tragisches Licht durchglänzt seine empfindsame Seele, er erhizt immer mehr und mehr seine Schöpferin, wird endlich rasend und sucht den Tod, andere toben in philantropinischer Raserey. [3]) Gott weis! was am Ende aus dem allem wird, lauter Seifenblasenhascherey. Sehen Sie, hochgeschätzte Frau! So wollt's mir durch den Kopf, wenn ich mir Goethe und Compagnie denke, wie lieb ich ihn habe, und wie ein groser Kopf er ist, aber ich bitte sehr, behalten Sie dieses für sich. Soll ich Ihnen nun auch sagen, was Stilling gern möchte? — mit einem Wort: würken, dieweil es noch Tag ist — und da hat mich auch der liebe Gott hier auf einen Platz gesetzt, wo es brav noch was zu würken giebt.

---

[1]) Lautern ist Kaiserslautern in der Pfalz, wo Jung-Stilling seit 1778 als Professor an der dortigen Kameralakademie weilte.

[2]) Fr. H. Jacobi wurde im Frühjahr 1779 vom Kurfürsten von Bayern und der Pfalz zum Geheimen Rat und zum Ministerialreferenten für das gesamte Zoll- und Handelswesen bestimmt.

[3]) Bei den vorangehenden Bemerkungen haben dem Schriftsteller Persönlichkeiten, wie Leuchsenring, Lenz, der gerade im Anfange des Jahres 1779 in seiner geistigen Umnachtung einen Selbstmordversuch machte, sowie Basedow vorgeschwebt.

Uebrigens gehts mir wohl, und unsere Akademie gründet sich von Tag zu Tag je mehr und mehr. Sie werden wissen, daß der Königlich schwedische Kammerjunker Gustav Freyherr von Blixen hier bei uns studirt, er ist ein fleisiger, wackerer, gesetzter, junger Mann, an dem wir viele Freude haben. Er weiß nicht, daß ich an Sie schreibe, sonst würde er mir ein Compliment an Sie aufgetragen haben. Vermutlich besucht er Sie aber diesen Herbst, oder ist er bei Ihnen gewesen? er war kürzlich einmal einige Tage fort, ob er nun auch zu Coblenz war, darum habe ich ihn noch nicht gefragt. Meine gehorsamste Empfehlung an den Herrn Minister von Hohenfeld[1]), desgleichen auch an Ihren verehrungswürdigen Gemahl. Ich bin mit ganz vorzüglicher Hochachtung ganz der Ihrige

Jung.

II.

Heidelberg den 6ten Febr. 1786.

Recht leyd wars mir, Verehrungswürdige! daß ich Sie am Samstag nicht in Mannheim fand, und noch schwerer fiels mir aufs Herz, als ich hörte, Ihr Herr Gemahl sey aufs Neue unpäslich. Das Creuz ist das Ordenszeichen des Christen, aber es hängt einem so schwer am Halse, ich hab es fast von allen Seiten getragen, aber nirgends schmerzt es mehr, als da wo Sie's jetzt tragen. Alle Ritter und Ritterinnen sollen kämpfen, keiner wird gekrönt, er kämpfe denn recht. Wer überwindet — Wer überwindet[2]) — bloß um dieses Ueberwindens wegen möcht ich die Apokalypse in meiner Bibel nicht missen. Getreu bis in den Tod, Meine Beste! und die Krone des ewigen Lebens wird Dir nicht fehlen. Eine Bitte: Lassen Sie mir durch die Mdlle. Pfeffel[3]) schreiben, wie Ihr Vatter und Mutter heißen; Ich muß es unverzüglich wissen.

Gott stärke, salbe, tröste und segne Sie, Liebe Dulterin! Grüßen Sie den Mann, dessen Seele jetzt um Palmen ringt! Ich bin Ihr

mitleydiger Freund
und alles, was Sie
wollen

Meine Frau grüßt Sie alle innig.

Jung.

III.

Marburg den 15ten Jun. 1788.

Dank, Tausend Dank! für die übersandte Reisebeschreibungen[4]), beste mütterliche Freundin; sie sind die Crone aller Ihrer Arbeiten und machen Sie

[1]) Freiherr v. Hohenfeld war zu derselben Zeit kurtrierischer Minister zu Coblenz, als La Roche als Kanzler an dem gleichen Hofe wirkte; beide fielen im Jahre 1780 beim Kurfürsten in Ungnade, und Hohenfeld stellte damals seinem Freunde La Roche sein Haus in Speier und seine Einkünfte zur Verfügung.

[2]) Worte aus dem siebenten und elften Verse im zweiten Kapitel der Offenbarung Johannis; „wer überwindet, — so heißt es hier — dem will ich zu essen geben von dem Holz des Lebens, das im Paradies Gottes ist." Auch der nachher citierte Vers „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben" entstammt dem gleichen Kapitel der Apokalypse (Vers 10).

[3]) Gemeint ist jedesfalls Karoline Pfeffel, die Tochter des Dichters, die auch im Briefwechsel Pfeffels mit Sophie v. La Roche erwähnt wird.

[4]) Gemeint sind die Tagebücher über die Reisen der La Roche nach Frankreich und der Schweiz, die 1787 erschienen.

auch für dieses Leben unsterblich. Auch Stillings Vierdter Band[1]) ist fertig, und wird jetzt zum Druck ins reine geschrieben. Ich verwandte die schönen Frühlings-Tage darauf und verlebte manche süße Wonnestunde in der Erinnerung so mancher glücklich überstandener furchtbarer Leyden. Daß Sie, meine auserwählte, beste Freundin! eine merkwürdige Rolle in dieser Geschichte spielen, können Sie leicht erachten; ich hab Sie auch kühn mit Namen genannt, denn das war ich Ihren Verdiensten um mich schuldig.

Sobald das Werk gedruckt ist, bekommen Sie's, mein Bildniß wird en Medaillon vorgedruckt.

Unser Franz[2]) bleibt, was er war, das Muster eines edlen Jünglings und Studenten, sein Fleiß ist ohne Gränzen, und seine Aufführung ganz nach Wunsch, er und sein Freund Engelbach wohnen nun beysammen; sie haben einen Zirkel der besten jungen Leute um sich, und sie leben zusammen wie die Engel.

Meine gute liebe Selma hätte sich selbst schriftlich bedankt, allein sie steckt, bis über die Ohren, in der grosen generalen Frühlings-Wäsche, und da wissen Sie als Haus-Mutter, was das zu sagen hat; ich muß alle Augenblicke nach der Wetterfahne auf dem Schloßthurme gucken, denn es regnet, und das ist für sie jetzt ein leydiges Schicksal; indessen bleibt die Fahne hartnäckig, was sie ist, sie weist immer nach dem Regenloch hin, und der Wind hat nicht soviel Höflichkeit gegen eine so honnette Dame, daß er auch nur einen oder zwei Tage die Wolken an einen anderen Ort treibt, und die Sonne auf unsere nassen Kleider wohlthätig würcken läßt. Nun, der Aeolus war für sein Lebtag ein eiserner, unerbittlicher Kopf, er wird sich auch jetzt in seinen alten Tagen nicht mehr ändern. Man muß also Geduld haben.

Neues weiß ich weiter nichts; denn daß es uns bis auf die fatale Wäsche unbeschreiblich wohl gehe, ist Ihnen nichts Neues. Empfelen Sie uns Ihrem theueren Herrn Gemahl und sämtlichen Lieben.

Ich bin mit der wärmsten ehrerbietigsten Liebe

Ihr

ganz eigener

Jung.

Bemerkung von der Hand der Sophie von La Roche:

Dies ist für Frantz — Sie schicken mirs wieder, Liebe Julie — aber Sie sehen, Er ist Clermonts Güte wert.[3])

---

[1]) Hierunter ist „Jung-Stillings häusliches Leben" zu verstehen, das 1789 zu Berlin erschien und nach der Darstellung der Jugend, der Jünglingsjahre und der Wanderjahre gleichsam als vierter Band aufzufassen ist.

[2]) Franz Wilhelm, jüngster Sohn des Hofrats von La Roche, geb. 1768, hatte damals die Universität Marburg bezogen, starb aber schon 1791, nachdem er sich eben verlobt und eine Anstellung im Forstfache erhalten hatte.

[3]) Gerichtet sind diese Zeilen der Frau v. La Roche wahrscheinlich an Julie, Frau v. Clermont zu Vaels, geb. Kopstadt, welche Karl Theodor Arnold v. Clermont, den Neffen des Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, geheiratet hatte und an die auch ein Brief des genannten Philosophen in seinem Briefwechsel (s. Friedrich Heinrich Jacobis auserlesnen Briefwechsel. Herausgegeben von Roth. Leipzig 1825. Nr. 136 S. 370) erhalten ist. Wahrscheinlich hatte der junge Franz v. La Roche eine Ferienreise zu Clermont unternommen, und nun sandte die Mutter an die Frau v. Clermont jenen Brief Jung-Stillings, der sich so günstig über ihren Sohn aussprach.

IV.

Marburg den 18ten 7br. 1791.

Stärke! — Kraft der Dultung! — ewiger Gottes Friede komme von des Himmels Höhen auf Sie herab, Edle Dulterin im Ofen des Elends und der Leyden! — Großer Gott! deine Prüfungen sind schwer! — aber liebe mütterliche Freundin! Besinnen Sie sich einmal auf eine Antwort auf folgende grose Frage:

„Wenn ein groser Monarch jemand auf viele schwere Proben setzt, was hat er dann für Absichten?

Gewis keine anderen, als ihn zu grosen Zwecken zu brauchen, im Fall er ausdauert; Er, der die Schicksale des Wurms im Staube regiert, regiert auch die Unsrigen, er bildet und vorbereitet uns zu Werkzeugen groser Plane und ihrer Ausführung; ich hab schon zwey fromme Weiber[1]) und fünf Kinder nach Hauß geschickt, und schon hier hab ich die großen Absichten Gottes mit mir dabey empfunden, und bin glücklich; Sie werden auch vielleicht dunkle Blicke ins Geheimniß der Vorsehung thun, wenn Ihre Augen einmal von Thränen leer sind und Sie besser sehen können.

Wie wenn die grose Katharina von Rußland den Seeligen zum Minister Ihrer Staaten berufen hätte? — Besinnen Sie sich, Beste! was Sie bei dieser Vocation wohl würden gethan haben? — Nicht wahr? Sie hätten Ihr mit Thränen gedankt; — Nun ja, der Abschied hätte Sie auch Thränen gekostet, auch dann hätten Sie ihn wohl nie wieder gesehen, und doch — ich weiß, Sie hätten sich bei alle dem gefreut.

Aber jetzt, die Parallele: — Er, der edle junge Mann, der jetzt einen Titel, einen Namen hat, der über alle Namen ist, hat einen höheren Beruf bekommen; ich freue mich, daß ich ihm Grundsätze beigebracht habe, die er allenthalben im Reiche Christi brauchen kan, auf welchem Fixsterne oder Planeten er Minister geworden seyn mag. Nicht wahr, liebe Creuzträgerin! Sie haben gegen diese Parallele nichts einzuwenden? O! sie ist unaussprechlich richtig und tröstend, und — liebe Beste! — Doch trauern sie vielleicht sehr. Gelobet sey der Herr aller Himmel und Herrschaaren, der ihn aus allen Gefahren errettet und zum Reiche seines Sohnes befördert hat! — Ja, höre ich Sie leise klagen, aus Rußland hätte ich doch zu Zeiten einen Brief von ihm bekommen? — Gut! aber die Briefe, die er jetzt an Sie schreibt, sind gleichen Inhalts mit den Briefen der Apostel Petrus und Johannes, — O lesen Sie sie und dann denken Sie, so schreibt jetzt mein Franz — Nein! So heißt er nicht mehr — der Engel, der mein Sohn war, — an mich.

Der Engel, der mein Sohn war!!!

Mutter! — was ist das? — Der Gedanke durchschauert mich mit Schauern aus dem Reiche der Herrlichkeit; Wir haben Kinder, die nun Engel sind, — und diese haben ihre Existenz durch uns. Zu welcher Würde wird das Weib hinaufgeadelt, wenn ihm ein Kind stirbt? O könnten Sie dies Alles fassen — jetzt fassen, da Ihre Seele unter der Last des Kummers taumelt! —

Wir alle, und besonders auch meine Elise[2]) und Kinder, wir alle fühlen Ihren Jammer tief, sehr tief, mehr als Sie denken. Der Herr tröpfle Balsam des Trostes auf Ihre wunde, lechzende Mutterseele, und tröste Sie mit dem Vorgefühl des frohen Wiedersehens.

---

[1]) Die erste Gemahlin Jungs, Christine, geb. Heyder, war 1781, die zweite, Selma, geb. v. Florentin, im Jahre 1790 verstorben.

[2]) Den dritten Ehebund ging Jung-Stilling 1791 mit Elisabeth Coing, einer Freundin seiner verstorbenen Gattin, ein.

Lesen Sie doch Matthisons Lied jetzt; es steht in seinen Gedichten S. 219 „Die Unsterblichkeit".[1])

Friede, Friede sey mit Ihnen, theure Freundin!

Das wünscht Ihnen Ihr ewiger Freund und Sohn

Jung.

Wir Hessen dürfen nicht schwarz siegeln, weil die Trauer-Ordnung sehr streng beobachtet wird; deswegen ist auch dieser Brief roth gesiegelt; verzeyhen Sie das!

V.

Marburg den 27ten 9br. 1793.

Groser Gott! was kann man anders thun, als mit Ihnen, arme zur Erden gedrückte Mutter! weinen und wehklagen! — Der Allmächtige reißt eine Stütze nach der anderen weg, und Sie stehen allein da im Sturm und Ungewitter.

Die gute Frau! — Diese Rose[2]) hat also nun auch der Sturm entblättert! O Vergänglichkeit! — wie beständig bist du!

Machen Sie sich, Theuerste! vertraulich mit der Zeit! Sie ist die beste Trösterin, und das kann man am besten, wenn man sie neben die Ewigkeit, ihre Mutter, hinstellt. O dann wird sie gesprächig, und was sie einem dann erzält, das mag man behalten: denn es sind Worte des ewigen Lebens.

Lesen Sie Youngs Nachtgedanken über die Zeit, es giebt keine schönere Lektüre in einer solchen Seelen-Lage. Ich laß sie nach Christinens und Selmas Tod, nie war mir etwas erquickender. Er wandelt mit einem zwischen Gräbern herum und flüstert einem hohen Frieden in die Seele.

Gott lindere Ihren Kummer! — Das wünschen von Hertzen Ihre

treuen Kinder

Jung.

VI.

An die Frau geheime Staats-Räthin von La Roche.

Marburg den 9ten März 1794.

Es war mir sehr tröstlich, Meine teuere mütterliche Freundin! daß ich wieder einmal einen Brief von Ihnen bekam. Auch für uns ist dieser Winter hart und traurig gewesen: das einzige Kind, das ich mit meiner guten Elise habe, ein Mädchen wie ein Engel, starb uns vor ein paar Wochen an den Folgen der Röteln, und meine theure Gattin trägt noch immer ihren Halskrampf, zwar mit christlicher Gedult, aber mit vielen Leyden.

Denken Sie, was es ein zärtliches Herz kostet, zwey Weiber und sechs Kinder vorausschicken zu müssen!

O wie richtig ist Ihr Urtheil über alles das, was uns umgiebt; wir wandeln mühsam in der Nacht durch das Thal der Schatten und des Todes hin, und sehen kaum den Pfad vor unsren Füßen, geschweige daß sich die Gefahren häufen, je weiter wir fortwandeln. Ich kann Ihnen versichern, daß nichts in der Welt im Stande ist, mich aufrecht zu halten als die Religion. O wie danke ich meinem Gott, daß ich in den verflossenen, ruhigen und sicheren Zeiten meine Lampe nicht auslöschen ließ! — wie nöthig ist sie mir jetzt, und wie sicher kann ich dabei fortpilgern, kein Wind wird sie mir auslöschen, dafür wag ich mein Leben.

---

[1]) Friedrich von Matthisons Gedichte waren 1787 in Mannheim in erster Auflage erschienen.

[2]) Gemeint ist Sophiens Tochter, Maximiliane Brentano, deren damals erfolgter Tod dem Schriftsteller Anlaß zu diesem Condolenzbriefe gab.

Daß sich Forster vergiftet habe, vermutheten wir hier; das ist aber kein Wunder; hat man sich einmal die Seele vergiften lassen, so ist das Uebrige alles Kleinigkeit; aber Fluch über sein ehemaliges Weib! Die und noch eine Dame sind Schuld an seinem Unglück.

Brentano[1]) fühlt sich nach Leib und Seel und im Beutel selbstständig, den müssen Sie machen laßen; wenn die Kinder in gute Klöster kommen, so ist diese Erziehungsart nicht so übel. Indessen kann ich alles sehr lebhaft empfinden, was Sie dabei fülen[2]); daß es Sie schmerzen — sehr schmerzen muß, ist gar keine Frage. Sie waren schon mehrmals in Lagen, wo Sie schweigen und Schmach tragen mußten, ohne daß Sie es verdient haben. Auch das hat seinen grosen Werth auf die Ewigkeit. Adjeu ewig geliebte!

Wir alle grüßen Sie und küssen Ihnen die Hand als Ihre

treue, zärtliche Kinder

Jung.

VII.

Marburg den 15ten Augst 1800.

Meine teuerste mütterliche Freundin!

Es traf sich gerade, daß ich nicht zu Haus war, als Georg Andre den Brief brachte, ich hab ihn also nicht gesehen.

Die gütige Vorsehung hat es so gefügt, daß meine Frau nach Hofgeißmar gehen mußte, um die Badekur zu gebrauchen; Wißbaden würde ihr auch bey den gegenwärtigen Umständen mehr geschadet als genüzt haben: Denn sie bekam das Uebel durch Schrecken. Indessen ist ihr Halsziehen wenig besser geworden, übrigens aber befindet sie sich wohl.

Herzlich werden wir uns freuen, Sie in unserer Mitte zu sehen: denn auch wir alle schätzen und lieben Sie sehr.

Die Frau von Kalb gab mir einen dunkeln Wink, als wenn sie von Ihnen gehört hätte, daß jemand gegen meine Erklärung der Apocalypse[3]) schreiben würde; sogar hörte ich, Wieland sollte der Mann seyn. Das wäre doch curios! — indessen gehts mir dabey, wie dem seel. Luther; es kitzelt mich blos an meiner linken Kniescheibe, ich kratze mich dann ein wenig, und dann ist's All.

Der Apostel Paulus sagte schon zu seiner Zeit, daß die Wahrheit von Jesu Christo den Juden eine Aergernis und den Griechen eine Thorheit sey, so gehts bis auf den heutigen Tag. Wie viele offenbar schädliche Bücher werden heut zu Tage geschrieben, und es kräht kein Hahn darnach — laße man doch jeden Vogel singen, wie es seine Natur mit sich bringt, also mich auch. Am Ende wollen wir dann sehen, wer am besten gesungen hat.

Ich möchte denn doch wissen, welche philosophische Vernunft-Religion eigentlich die Wahre sei, indem ein jeder seine eigene und zwar sehr eigennützige hat? — und dann muß man doch wohl an der Würckung sehen, welche Arzeney die beste ist? — immer fand ich, daß der wahre Christ der beste Mensch ist,

---

[1]) Clemens Brentano, Sophiens Enkel, war damals sechzehnjährig in das väterliche Geschäft eingetreten, hatte aber hier nicht gut gethan; darauf bezieht sich wohl Jungs Notiz.

[2]) Bettina Brentano war in einem Kloster erzogen worden; Jung nimmt an, daß dies gegen den Wunsch ihrer protestantischen Großmutter geschehen sei.

[3]) Im Jahre 1798 schrieb Jung-Stilling die Siegesgeschichte der christlichen Religion in einer gemeinnützigen Erklärung der Offenbarung Johannis.

folglich muß er doch auch wohl die beste Religion haben. Ja, aber die Vernunft! — Eh nun, sie kennt ja nicht einmal das Licht, die Kräfte des Magnets und tausend andere physische Erscheinungen, wie viel weniger übersinnliche Dinge. Der Prediger im Thüringer Wald schalt den Schweizer einen Lügner, als er ihm sagte, auf den Alpen wäre ewiges Eiß und Schnee; denn der Herr Pfarrer bewieß mathematisch, folglich unwiderlegbar, daß die Wärme in die Höhe immer zunehmen müsse, weil man da der Sonne immer näher käme; so urtheilt der größte Weiße, sobald es ihm an Erfahrungssätzen mangelt.

Die herzlichsten Grüße von uns allen an Sie und die liebe heitere Louise.[1]) Ich bin mit Mund und Herzen Ihr Sie

innigst liebender und hochschätzender
Sohn und Freund
Jung.

VIII.

Baden bey Rastadt 2ten Augst. 1805.

Da sind wir nun, theure mütterliche Freundin! — meine Frau, um an der uralten heilsamen Quelle Erleichterung oder gar Heilung ihrer Beschwerden zu finden, und ich, um dem Kurfürsten[2]) nahe zu sein, der nächster Tage nach der Favorite kommt, die anderthalb Stunden von hier entfernt ist. Wir waren in Augsburg, Gott segnete meine Hand an zehn Blinden. Die Stadt ist sehr schön und noch immer in grosem Wolstande, die Bürgerschaft ist freundlich und cultivirt.

Herzlichen Dank für alle Ihre ökonomischen Nachrichten, die mich denn doch in sofern beruhigt haben, daß ich weiß, daß Sie von drückendem Mangel frey sind, und unsere Louise nun ganz ihr eigener Herr ist, für alle übrigen noch in Verwirrung stehenden Verhältnisse wird dann der Vater der Menschen auch sorgen; dergleichen Sachen dürfen Ihnen keine drückende Sorgen verursachen. Was die Gemäldesammlung[3]) und dergleichen Dinge betrifft, so laßen Sie sich das nicht anfechten, behalten Sie das alles, so lang Sie leben; nach Ihrem Hingange mögen die Kinder Ihre Maßregeln nehmen, so gut sie können. Mit einem Wort: sorgen Sie für nichts mehr als für Ihre Gemütsruhe, suchen Sie den inneren erhabenen Gottesfrieden, und beschäftigen Sie sich mit jenem Leben, welches allein Wesen und dieses nur Traum ist.

Meine Elise grüßt Mutter La Roche und ich ebenfalls von ganzem Herzen, als Ihr ewig verbundener

treuer Freund
Jung, gt. Stilling.

---

[1]) Louise ist Sophiens zweite Tochter, die in erster Ehe an den Hofrat v. Möhn, in zweiter Ehe an einen Herrn v. Hessen vermählt war. Während ihres Witwenstandes war sie zu ihrer Mutter nach Offenbach gezogen.

[2]) Gemeint ist Carl Friedrich von Baden, der seit 1771 regierte und durch Reichsdeputationshauptschluß 1803 zum Kurfürsten gemacht war; nach dem Untergange des deutschen Reichs hatte er sodann den Titel eines Großherzogs angenommen. Seit 1803 hatte dieser Fürst den Schriftsteller Jung wieder an die Universität Heidelberg berufen.

[3]) Die Gemäldesammlung der La Roche enthielt namentlich eine Reihe wertvoller Bilder Tischbeins.

Studien zu Goethes Elpenor.

Von Rudolf Schlößer in Jena.

Obwohl es keinem Zweifel unterliegen kann, daß das Verständnis von Goethes „Elpenor“ in den letzten Jahrzehnten durch die liebevollen Bemühungen namhafter Gelehrter wesentlich gefördert worden ist, so bleibt es doch ebenso gewiß, daß die Forschung noch immer weit davon entfernt ist, alle die Rätsel gelöst zu haben, welche sich an das interessante Bruchstück knüpfen. Ob dies überhaupt jemals möglich sein wird, bezweifle ich; soviel aber scheint mir doch sicher, daß man dem Ziele näher kommen kann als es bisher geschehen ist. Ich trage daher kein Bedenken, im Folgenden einige Gedanken mitzuteilen, die mir bei eingehender Beschäftigung mit dem „Elpenor“ aufgetaucht sind, wenn schon ich nicht überall Gewisses bieten kann und mich oft auf Vermutungen beschränken muß.

I.

Am besten sind wir über die Quellen unterrichtet, aus denen Goethe den Stoff des „Elpenor“ schöpfte, ja, es scheint fast, als sei unsere Kenntnis des benutzten Materials jetzt lückenlos. Trotz Ellingers heftigem Widerspruch (Goethe-Jahrbuch 6, 262 ff.) bleibt es dabei, daß W. von Biedermann (Goethe-Forschungen 1, 94 ff.) in dem chinesischen Schauspiel „Des Hauses Tschao kleine Waise“ die Hauptquelle Goethes richtig erkannt hat; auch der letzte Zweifel muß als beseitigt gelten, seitdem Biedermann (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Neue Folge 1, 373 ff.) den Nachweis geführt hat, daß Goethes Tagebuch im Januar des Jahres 1781, eben jenes Jahres, welches die Anfänge des „Elpenor“ zeitigte, Bekanntschaft mit Du Haldes „Description de la Chine“ (1735) verrät, welche u. a. das chinesische Stück enthält. — Zarncke hat (Zur fünfzigjährigen Wiederkehr des Tages, welcher einst Karl August Hase der Universität Jena zuführte, 1880) — wohl etwas zu nachdrücklich — auf die Verwandtschaft des „Elpenor“ mit der Antiope-Fabel Hygins hingewiesen, und

neuerdings haben Morsch und Seuffert (Vierteljahrschrift für Literatur-Geschichte 4, 111 ff.) festgestellt, daß als dritte Quelle Gotters Merope-Drama (Gotha 1774) zu gelten hat. — Es ist bisher noch nicht bemerkt worden, daß diese letzte Entdeckung ein Rätsel löst, für welches früher Biedermann (Goethe-Forschungen 2, 148 ff.) und Seuffert (Archiv für Literaturgeschichte 14, 400) vergebens eine sichere Erklärung suchten, wie nämlich Goethe auf den „ungeheuerlichen" Gedanken gekommen sei, zwei so grundverschiedene Stoffe wie das chinesische Schauspiel und die Antiope-Sage mit einander zu verbinden. Zieht man die „Merope" hinzu, so ergibt sich die Lösung ganz leicht: Das „Hauswaischen Tschao" berührte sich in verschiedenen Hauptpunkten mit dem Drama Gotters. In beiden Stücken sucht ein ehrgeiziger Würdenträger das ihm im Wege stehende Geschlecht zu vertilgen und von dem Untergange wird nur ein ganz kleines Kind gerettet. Dieses wächst ohne Ahnung von seiner Abkunft auf, reift zum Jüngling und vollzieht, mit der Geschichte seines Hauses bekannt gemacht, an dem Mörder seines Vaters und seiner Geschwister das Werk der Rache. — Diese auffallenden Uebereinstimmungen mußten Goethe auf Gotters Werk verweisen, und von diesem aus konnten ihn zwei Wege zur Antiope führen: entweder er ging auf die ursprüngliche Quelle der Merope-Sage bei Hygin zurück und fand bei eben diesem Hygin die Antiope-Fabel, die sich durch einige Verwandtschaft mit dem Merope-Stoffe zur Einflechtung in den „Elpenor" empfehlen mochte; oder aber er griff im Anschlusse an die Beschäftigung mit der „Merope" zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie, um sich deren Urteil über Voltaires Merope-Tragödie zu vergegenwärtigen, und fand bei dieser Gelegenheit am Schlusse des 39. Stückes, mitten in der Merope-Besprechung, die Antiope erwähnt. — Auf das Vorkommen der Antiope in der Dramaturgie und die Möglichkeit, daß Goethe von dort aus auf die Sage geleitet worden sei, hat bereits Biedermann (a. a. O.) hingewiesen, jedoch sind seine Vermutungen darüber, wie Goethe von dem chinesischen Stücke auf die Dramaturgie verfallen sei, sehr unsicher, während sich dieser merkwürdige Uebergang durch die Merope ganz einfach erklärt. Mir ist es übrigens wahrscheinlicher, daß nicht Lessing, sondern Hygin den Vermittler machte, denn es will mir nicht recht in den Sinn, daß Goethe bei der Konzeption des „Elpenor" zu einem kritischen Werke gegriffen haben sollte. — Der von mir vorausgesetzten Reihenfolge in der Benutzung der Quellen entspricht der Grad ihrer Verwertung: am stärksten ist das chinesische Stück herangezogen worden, nächst ihm die „Merope", aus welcher — abgesehen von den Zügen die sie von vornherein mit dem „Hauswaischen Tschao" teilt — die Mutter als Trägerin eines Hauptteils

der Handlung, die Zuneigung der Mutter zu ihrem unerkannten Sohne und des Sohnes zur unerkannten Mutter,[1]) und endlich die typischen Grundlagen der Charaktere entlehnt sind. Der geringste Anteil fällt der Antiope-Fabel zu, aus welcher mit Ausnahme der Namen Lykus und Antiope nichts wesentlich Neues entnommen ist.

II.

Wenigstens in zwei Punkten ist die Erklärung des Elpenor-Bruchstückes zu sicheren Ergebnissen gelangt. Es bleibt aber noch darauf hinzuweisen, daß das erste dieser Ergebnisse seit einiger Zeit nicht nur mehr gewisse Vermutung, sondern unbedingte Sicherheit beanspruchen kann, und daß sich für das zweite mehr Gründe anführen lassen, als bisher geschehen ist. — Seitdem Zarncke gezeigt hatte, daß der „Elpenor" zu einer Zeit begonnen wurde, als man in Weimar der Entbindung der Herzogin Luise entgegensah (August 1781) und, nach unglücklichem Verlauf dieser Entbindung, erst im Anfang März 1783, nach der Geburt des Erbprinzen Carl Friedrich, wieder aufgenommen ward mit der ausgesprochenen Absicht und Hoffnung, das Drama bis zur Kirchgangsfeier der Herzogin fertig zu stellen, war es schon so gut wie gewiß, daß der „Elpenor", als ein Stück zu Ehren der hohen Wöchnerin, nicht tragisch enden sollte: eine Mutter an der Leiche ihres Kindes war keine Situation, die in einem solchen Werke vorkommen konnte. Dem gegenüber hat allerdings Ellinger (a. a. O.) darauf bestanden, daß der „Elpenor" unglücklich habe ausgehen sollen, da er, seitdem Riemer ihn 1806 für den 4. Band der Werke redigiert habe, stets den Titel „Ein Trauerspiel" geführt habe. Dieser Einwand ist völlig beseitigt und Zarnckes Ansicht glänzend gerechtfertigt durch die Veröffentlichung des ursprünglichen „Elpenor" im 11. Bande der Weimarischen Goethe-Ausgabe (1892, S. 369 ff.); in der Abschrift Vogels von 1783, die dem Drucke zu Grunde liegt, heißt Elpenor ausdrücklich: „Ein Schauspiel."

Zweitens können wir Gewißheit beanspruchen für die Annahme, daß Elpenor der Sohn der Antiope und nicht etwa der des Lykus ist. Für denjenigen, dem die rein gefühlsmäßige Erkenntnis dieses Verhältnisses abgehen sollte und dem auch die übrigen von Biedermann (Goethe-Forschungen 1, 101 ff.) angeführten Gründe nicht einwandfrei erscheinen, müssen doch zwei Punkte überzeugend sein: die Analogie der Merope- (auch wohl der Antiope-) Fabel, und noch vielmehr die Be-

[1]) Vgl. aber auch Biedermann, Goethe-Forschungen 1, 120, wonach in einer chinesischen Erzählung, die gleichfalls Du Halde mitteilt, eine Knabe gegen seinen vermeinten Vater gleichgiltig, gegen den wirklichen Vater voller Liebe ist.

ziehung des Dramas auf die Geburt des Erbprinzen. — Die Möglichkeit, daß Antiope ihren rechten Sohn erst im Verlaufe des Stückes gefunden haben könne, ändert nichts an der Beweiskraft dieses letzten Grundes: sie ist deshalb ausgeschlossen, weil es ein Unding gewesen wäre, der Herzogin eine Mutter vorzuführen, die ihre Liebe zwischen ihrem wirklichem Sohne und einem Fremden zu teilen hatte.

III.

Im „Elpenor“ sind bisher zwei Stellen gänzlich unrichtig ausgelegt worden.

1. Im zweiten Auftritt des ersten Aufzugs sagt Evadne zu Elpenor an dem Tage, wo er aus ihrer und Antiopes Nähe scheiden soll: „— — Du tritst eine weite Reise an. Die ersten Pfade liefst du spielend durch, und nun betrittst du einen breiten Weg; da folge stets Erfahrnen! Es würde dir nicht nüzen, dich verwirren, beschrieb ich dir beim Ausgang zu genau die fernen Gegenden, durch die du wandern wirst. Der beste Rath ist, folge gutem Rath, und laß das Alter dir ehrwürdig sein.“ (Weimarische Ausgabe 11, 376 Z. 24 ff.)

Zu dieser Stelle bemerkt Seuffert (Archiv 14, 395): „Evadne sagt voraus, Elpenor werde durch ferne Gegenden wandern“, und bringt daraufhin die Stelle mit einer andern des zweiten Aufzugs (S. 394 Z. 1 ff.) zusammen, in welcher Elpenor sich freut, daß er seine Gefährten ungebahnte Wege führen werde, kletternd schnell den sichern Feind in seiner Felsenburg zu Grunde zu richten. Aehnlich behauptet Kettner (Preußische Jahrbücher 67, 158): „Auffallend ist es, daß Evadne eine genaue Kenntnis der Verhältnisse in Elpenors Heimat verrät. ‚Nicht nutzen würd' es, würde nur verwirren, beschrieb ich dir beim Austritt zu genau die fernen Gegenden, durch die du wandern wirst‘, sagt sie ihm beim Abschiede.“ — Die übrigen Erklärer nehmen auf diese Stelle keine Rücksicht.

Wenn sich auch Seuffert von den Uebertreibungen Kettners frei hält, so stimmen doch beide in der Grundauffassung überein: sie nehmen an, daß sich Evadnes Worte auf die Reise beziehen, die Elpenor mit seinem vermeintlichen Vater Lykus in dessen Reich unternehmen soll.

Ich begreife zunächst nicht, wie Evadne überhaupt auf den merkwürdigen Gedanken kommen soll, dem Elpenor eine Instruktion über seine Wege mitzugeben, da dieser doch die Reise in Begleitung seines Vaters und zahlreichen Gefolges antreten wird, eines solchen Unterrichts also gar nicht bedarf. Aber das ist noch das geringste Uebel; mit den Worten „du trittst eine große Reise an, die ersten Pfade liefst du spielend durch, und nun betrittst du einen breiten Weg“ weiß ich, wenn ich mich Seuffert und Kettner anschließen will, schlechterdings nichts

anzufangen. Die einzig mögliche Interpretation scheint mir alsdann: „du hast bis jetzt nur kleine Exkursionen unternommen und wirst nun auf einer breiten Landstraße den weiten Weg in deines Vaters Land antreten“ — und nicht einmal diese Deutung paßt, ganz abgesehen von ihrer Sinnlosigkeit. Evadne fährt fort: „da folge stets Erfahrnen“, erklärt dann, daß dem Elpenor eine zu genaue Beschreibung der Gegenden, durch die er wandern müsse, nichts nützen werde, und schließt: „Der beste Rath ist, folge gutem Rath, und laß das Alter dir ehrwürdig sein.“ Sind die „fernen Gegenden“, in die Elpenor wandern soll, wirklich nichts weiter als Landstriche, so vermag ich die voraufgehende und nachfolgende Mahnung Evadnes nur dahin zu verstehen, daß sie ihm rät, sich recht sorgfältig nach dem Wege zu erkundigen, besonders bei alten Leuten. Das hat aber weder Sinn noch paßt es in den Zusammenhang, „Wunsch und Seegen“ ist es (7, 21), was Evadne ihrem Schützling mitgeben will, nicht etwa auf seine Reise in die Heimat, sondern auf den Lebensweg. Den ersten Pfad der Kindheit hat Elpenor spielend durchlaufen, nun betritt er den breiten Weg des öffentlichen Lebens, aus der Sorge der Frauen entlassen, an der Seite seines königlichen Vaters. Da würde es ihm nicht helfen, wenn Evadne den Unerfahrenen über alle Einzelheiten unterrichten wollte, die ihm auf dem Lebenswege begegnen können; sie gibt ihm statt dessen nur einen einzigen Rat für alle Fälle: Erfahrenen zu folgen und das Alter zu ehren. Es ist in der That derjenige, den der stürmische Jüngling vor allen wohl gebrauchen kann.

Es geht also nicht an, diese Stelle mit Elpenors geplanten Ausflügen in Berggegenden zusammenzubringen oder gar die Folgerung daraus zu ziehen, Evadne sei mit den Verhältnissen in Elpenors Heimat wohl vertraut. —

2. Nachdem Polymetis in einem Selbstgespräche zu Beginn des zweiten Aufzugs (S. 290 f.) die Frage bei sich erwogen hat, ob er sein furchtbares Geheimnis — die Kenntnis von Lykus' Verrat an Antiope — offenbaren solle oder nicht, kommt er nach einem Gespräche mit Elpenor in einem zweiten Monologe auf diese Frage zurück. Es heißt dort (S. 396, 7, 12 ff.): „du schöner, muntrer Knabe sollst du leben? Soll ich das Ungeheuer, das dich zerreißen kann, in seinen Klüften angeschlossen halten? Soll die Königinn erfahren, welch' eine schwarze That dein Vater gegen sie verübt?“

Biedermann (Goethe-Forschungen 1, 100), Zarncke (S. 9), Seuffert (S. 392) und Kettner (S. 153) behaupten einhellig,[1]) mit dem „Ungeheuer“ sei der Sohn des Lykus (den Polymetis für Antiopes

[1]) Doch vgl. in Betreff Seufferts das Folgende.

Sohn hält), mit den „Klüften“ das Gebirge gemeint, in dem er sich aufhalte.

In den betreffenden Versen wird irgend jemand oder irgend etwas mit einem reißenden Tiere verglichen, das in einsamer Felsengegend angekettet ist und, wenn befreit, dem Elpenor Tod und Verderben droht. Bezieht sich dies auf den vertauschten Prinzen, so muß sogleich eine merkwürdige Unebenheit in diesem Bilde auffallen: Während zur Bezeichnung des Prinzen die Metapher eines wilden Tieres gewählt ist, enthält der Ausdruck „Klüfte“, der für „Gebirge“ stehen soll, so gut wie gar nichts Bildliches. Doch das ließe sich am Ende rechtfertigen und würde keinen triftigen Grund gegen die beliebte Erklärung abgeben. Schlimmer aber steht es, wenn wir das Bild weiter prüfen. Der Sohn des Lykus wird ein „Ungeheuer“ genannt — warum? Kettner antwortet (S. 153, 155) — und die Uebrigen müssen doch wohl auch dieser Ansicht sein — der Prinz sei als Sohn des Lykus von ungeschlachter Art und zudem durch das Leben in den Klüften des Gebirges verwildert. Ich will zugeben, daß das ganz richtig gedacht ist — aber wie paßt es zu unserm Bilde? Ein wildes Tier wird angefesselt wegen seines gefährlichen Charakters, weil von ihm zu erwarten steht, daß es nach seiner Befreiung seine verderbliche Natur sofort zum Schaden des Menschen bethätigen wird. Ist etwas der Art auch bei dem Prinzen der Fall? ist sein Charakter der Grund davon, daß er in der Einsamkeit der Berge verborgen gehalten wird, vergleicht sich der Zustand des seiner Herkunft unbewußt Dahinlebenden einer Fesselung? Ist es ferner die wilde Art des Prinzen, was Elpenor zu fürchten hat? Keineswegs! Ob der Sohn des Lykus ein roher Geselle oder ein mutiger Held ist, bleibt für Elpenors Schicksal ganz gleichgiltig: nicht im Charakter des Prinzen sondern in seiner Geschichte beruht die furchtbare Gefahr für Elpenor. Man könnte nun einwenden, es sei mit dem Worte „Ungeheuer“ auch gar nicht auf den Charakter des Lykus-Sohnes gezielt, vielmehr werde dem Prinzen diese Bezeichnung nur insofern beigelegt, als er der Träger von Elpenors Verhängnis sei. Alsdann ist aber nicht einzusehen, warum man unter dem „Ungeheuer“ überhaupt noch den Prinzen und nicht vielmehr jenes Verhängnis selbst verstehen will, um so weniger, als alsdann der Vergleich mit dem wilden Tiere auf den Prinzen ganz und gar nicht mehr zutrifft. Seuffert scheint diese Schwierigkeiten gefühlt zu haben, denn obwohl auch er in dem „Ungeheuer“ den Prinzen sehen will, läßt er doch die Möglichkeit offen (S. 392), „daß das Bild den Ort der That, bezw. diese selbst in Polymetis' Meinung bezeichnen wolle.“ Verstehe ich dies richtig, so will Seuffert das „Ungeheuer“ als die Frevelthat des Lykus, die

„Klüfte“ als deren Schauplatz erklären. Abgesehen davon, daß auch hier wieder ein bildlicher Ausdruck neben einem gänzlich unbildlichen und noch dazu unzutreffenden stehen würde (denn der Ort der That ist nach S. 380, Z. 21 ff. alles andere als eine Kluft), ist nicht einzusehen, inwiefern die That im Gebirge angefesselt liegen soll; der Ort, wo sie festgeschlossen und verborgen ruht, ist doch vielmehr das Innere des Polymetis.

Damit sind wir der richtigen Erklärung schon ganz nahe gekommen: in der That ist das reißende Ungeheuer, das Elpenor vernichten kann, nichts weiter als das Geheimnis des Polymetis, das in den Klüften seines zerrissenen Innern angeschmiedet liegt. Der folgende Vers: „Soll die Königinn erfahren, welch' schwarze That dein Vater gegen sie verübt“ ist die Erläuterung des Bildes.

Daß Polymetis' Brust thatsächlich zerrissen, zerwühlt und öde ist, und sich somit einer einsamen Felskluft treffend vergleichen läßt, zeigt sein erster Monolog aufs schlagendste; er sagt selbst (S. 390, Z. 10 ff.): „Hier stokt von altem Hochverrat ein ungeheilt Geschwür, das sich vom blühenden Leben, von jeder Kraft in meinem Busen nährt,“ und kurz darauf (Z. 31) vergleicht er das Geheimnis, das er verbirgt, mit der unheilbaren Wunde Philoktets. Es ist nicht von Belang, daß in diesen beiden Gleichnissen das Geheimnis die Ursache der Zerklüftung ist, in jenem dritten aber nicht, es wechselt nur mit dem Bilde die Anschauungsweise. Die Gefährlichkeit des Geheimnisses wird in den beiden Stellen sowohl wie in der dritten genügend hervorgehoben, und der Einwand, es gehe nicht an, daß Polymetis es einmal seinen Freund (S. 390, Z. 21 f.), das anderemal ein Ungeheuer nenne, ist deshalb hinfällig, weil zunächst von einem „schmerzbeladenen Freunde“ die Rede ist, der obenein der Wunde Philoktets gleich gesetzt wird, und zweitens, weil dieser Vergleich vom „Freunde“ nur auf das Verhältnis des Geheimnisses zu Polymetis, der Vergleich vom „Ungeheuer“ aber auf dasjenige zu Elpenor geht. Besonders treffend ist jetzt der Vergleich mit dem gefesselten Tier: Polymetis selbst bezeugt (S. 390, Z. 25 f.), daß das schreckliche Geheimnis nach seinen Lippen dringe; es sucht sich also zu befreien, während Polymetis selbst es angefesselt zu halten wünscht. Und auf Elpenor wird sich dieses Ungeheuer vor allem stürzen: entdeckt Polymetis der Antiope das Geheimnis, so steht entweder zu befürchten, daß Antiope, eine zweite Merope, die Waffe der Rache über den vermeintlichen Sohn ihres Todfeindes schwingt, oder zum wenigsten, daß sie Elpenor einweiht und dieser bei der Kunde, daß sein vermeinter Vater der liebevollen Pflegerin seiner Jugend ihr Höchstes verbrecherisch geraubt, in einen Konflikt gerät, der ihm zu Tod und Verderben gedeihen kann. Zwar von Elpenors Schwur, Antiope zu

rächen, weiß Polymetis natürlich nichts, aber seine Kenntnis von des Jünglings Charakter reicht vollkommen aus, um den welterfahrenen Alten solche Folgerungen ziehen zu lassen. — So wäre also der plane, klare Sinn des Bildes und damit seine hervorragende dichterische Schönheit erst richtig erkannt.

Zugleich mit der falschen Auslegung des Bildes fällt auch die Folgerung, welche daraus gezogen worden ist: Polymetis weiß nichts davon, daß etwa der vermeinte Sohn der Antiope noch lebt; denn auch seine übrigen Reden verraten nirgends eine derartige Kenntnis. In beiden Monologen wird man vergeblich eine Stelle suchen, aus der hervorginge, daß Polymetis irgend etwas weiß, was Lykus unbekannt ist, obwohl es nahe genug für ihn läge, darauf anzuspielen. Ja, es gibt sogar eine Stelle, die unzweifelhaft dagegen zeugt, daß Polymetis den Prinzen für noch lebend hält. S. 396, Z. 30 betont er ausdrücklich, daß Lykus Thron „über Gräber" aufgebaut sei. Das stimmt vortrefflich dazu, daß er zuvor (S. 390, Z. 26 f.) die Entdeckung seines Geheimnisses einen doppelten Verrat genannt hat: zwei Dinge sind es, die er zu verraten hat, nämlich, daß Lykus seinen Bruder hat töten lassen und daß er auf Antiopes Sohn einen Anschlag gemacht hat. Nehme er an oder wüßte er gar, daß dieser letzte Mordversuch mißlungen sei, so könnte er nicht von „Gräbern" sprechen, denn von weiteren Mordthaten des Lykus, als den beiden genannten, ist uns Nichts bekannt.

Anstatt also wie bisher vorauszusetzen, Polymetis habe den Sohn der Antiope ohne Vorwissen des Lykus gerettet und im Gebirge erziehen lassen, wo er ihn jetzt noch vermute, muß man vielmehr annehmen, daß Polymetis entweder den Knaben ausgesetzt hat und ihn deshalb für tot hält, oder aber besser, daß er selbst durch die falsche Nachricht von seinem Tode getäuscht worden ist. Der letztere Fall ist um so wahrscheinlicher, als Polymetis nicht unter denjenigen gewesen sein kann, die den Anschlag persönlich ausführten, da ihn Antiope sonst wieder erkannt haben würde. Denn einmal zum wenigsten, ein Jahr vor Beginn des Stückes, hat sie ihn seitdem wiedergesehen (S. 391, Z. 13).

IV.

Weiß nun also Polymetis nichts davon, daß der geraubte Prinz, den er für Antiopes Sohn hält, noch irgendwo lebt, und bezeugt er sogar ausdrücklich, daß er ihn für tot hält, so drängt sich uns doppelt nachdrücklich die Frage auf: was wissen wir denn sonst von dem verschwundenen Prinzen? Soviel ist gewiß, daß Polymetis irrt, wenn er glaubt, der Anschlag auf Antiopes Kind sei gelungen, denn dieses Kind steht in Elpenor vor uns; eben so sicher ist es, daß dieser gerettete Sohn der Antiope auf irgend eine Weise mit dem des Lykus vertauscht

worden ist. Ob aber zur Zeit unseres Stückes dieser Lykus-Sohn noch lebt oder nicht, ist eine Frage, die sorgfältig geprüft sein will. Ich will im Voraus gestehen, daß mir der Tod des Knaben wahrscheinlicher ist; der Beweis allerdings, den ich dafür beizubringen gedenke, wird kein vollgiltiger, sondern bei der Schwierigkeit der Frage eben nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis sein, weshalb ich auch die Untersuchung darüber von derjenigen der oben erörterten, sicher zu beantwortenden Fragen trenne.

Prüfen wir zunächst, was sich etwa gegen meine Vermutung vorbringen ließe.

Zarncke hat (S. 9) vorsichtig die Meinung geäußert, daß der Sohn des Lykus sich wohl in der Schar der zwölf Gespielen befinden müsse, die Lykus dem Elpenor mitbringt, da auf diese die Aufmerksamkeit im Fragmente so lebhaft gelenkt werde (S. 392 Z. 34 ff., S. 394 Z. 20 ff.); ich halte aber das von Zarncke selbst vorgebrachte und durch Seuffert (S. 395) erneuerte Bedenken dagegen, daß der Prinz, der doch offenbar an Stelle Elpenors bei den Hirten des Gebirges aufgewachsen sein müßte, unter die „Edelsten und Besten" (S. 394, Z. 28 ff.) geraten sein sollte, für zu schwerwiegend, um diese Ansicht teilen zu können. Ebensowenig kann ich mich der Meinung Seufferts anschließen, welcher darin, daß Elpenor sich (S. 394, Z. 31 ff.) noch mehr Spielgenossen suchen und mit ihnen im Kriegsspiel auf ungebahnten Wegen „kletternd schnell den sichern Feind in seiner Felsenburg zu Grunde richten" will, eine Andeutung darauf sehen möchte, daß Elpenor im Gebirge den Sohn des Lykus seinen Genossen zugesellen werde. Denn einmal geht die Wahl der neuen Freunde dem Ausfluge ins Gebirge voraus, zweitens aber ist nicht zu begreifen, wie diese Exkursion in einem Drama, welches doch ganz offenbar streng die drei Einheiten bewahren sollte, hätte Platz finden können. Um mit den Gespielen ins Gebirge zu gehen, muß Elpenor diese zunächst doch überhaupt zur Hand haben, was erst vom dritten Akte an der Fall sein wird, denn zwischen dem zweiten und dritten Akte muß er zunächst seinen Vater in Antiopes Palast geleiten. Der dritte Akt aber als der Höhepunkt des Dramas erfordert gebieterisch Elpenors Anwesenheit auf der Bühne, und ob dieser nach den furchtbaren Enthüllungen dieses Aktes noch Lust an kindischem Spiel haben wird, ist mindestens fraglich. — Ein dritte Ansicht bringt Kettner (S. 165 f.) vor: er knüpft an die Worte an, die Elpenor bei seinem Abgange kurz vor Ende des zweiten Aktes (S. 395, Z. 35 ff.) zu Polymetis spricht: „O laß mich schnell, ich will durch einen steilen Pfad den Kommenden [den Boten des Lykus, welche diesem mit den Geschenken für Elpenor vorauseilen, vergleiche S. 391, Z. 18 ff.] entgegen. Folge du geliebter Freund den großen

Weg, und willst du, bleibe hier." Elpenor soll auf dem steilen Pfade stürzen, von dem Sohne des Lykus gerettet werden und diesen im dritten Akte mitbringen. So hübsch dieser Gedanke ist, so ist er doch nicht mehr als eine Hypothese, der jeder feste Stützpunkt fehlt. Ich finde, die Stelle läßt sich viel nüchterner erklären: nichts war natürlicher, als daß Elpenor gemeinsam mit Polymetis, dem Abgesandten des Lykus, dessen Boten entgegenging, wie denn auch Elpenor diese Begleitung voraussetzt. Nun war aber Polymetis auf der Bühne unentbehrlich, weil sein zweiter Monolog nicht fehlen durfte, vielleicht auch, weil er zu Beginn des dritten Aktes noch vor dem Eintritt des Lykus verwandt werden sollte. Es mußte also irgend ein beliebiges Motiv genommen werden, weshalb sich Elpenor von Polymetis trennt: dazu wählte der Dichter den näheren „steilen Pfad", auf welchem der Alte dem Jüngling nicht folgen konnte. (Es sei gleich hier mit erwähnt, daß Elpenor auf dem abkürzenden Wege die dem Lykus voraufeilenden Boten mit ihren Geschenken (S. 391, Z. 18 ff.) verfehlen, statt ihrer den wohl erst nachfolgenden König (S. 374, Z. 17 ff.) selbst treffen und im dritten Akte mit Lykus ankommen konnte, nachdem die Geschenke bereits eingetroffen waren). Kettner sucht seine Ansicht zu stützen durch die letzten Worte, die Polymetis an Elpenor richtet: „Geheimnisvolle Hilfe kommt vom Schwachen dem Stärkeren oft zu Gute." Das soll sich auf die Hilfe beziehen, die Lykus' Sohn dem Elpenor leisten wird. Abgesehen davon, daß Polymetis doch kein Hellseher ist, der Elpenors Unfall voraus wissen kann, erklärt sich diese Stelle ganz einfach so, daß Polymetis darauf anspielen will, er selbst könne dem Elpenor geheimnisvolle Hilfe leisten. — Der Hinweis Kettners auf die analogen Unfälle in der „natürlichen Tochter" und den „Wanderjahren" scheint mir nicht auszureichen, um seine im übrigen so wankende Annahme zu stützen. —

Weitere Gründe für das Auftreten von Lykus' Sohn könnte man in der großen Scene zwischen Antiope und Elpenor finden wollen. Zwar, wenn Antiope (S. 386, Z. 9 ff.) ihren Schützling schwören läßt, nicht nur an dem Zerstörer ihres Glückes selbst, sondern auch an dessen Angehörigen das Rachewerk zu vollziehen, so ist es gewiß, daß hier nicht auf den Sohn des Lykus gezielt wird, sondern daß dieser Schwur später auf Elpenor selbst zurückfallen soll. Etwas bedenklicher machen mich die Zeichen, an denen Elpenor (S. 388, Z. 26 ff.) den Sohn der Antiope erkennen soll: das goldene Kettchen und das Mal am Nacken. Das Kettchen aber kann ganz wohl da geblieben sein, wo Elpenor hingeraten ist, an Lykus' Hof; vielleicht geriet es auf irgend welche Art unter die Geschenke, die Lykus jetzt seinem vermeinten Sohne entgegensendet: Antiope entdeckt es, wie Merope die Rüstung des Ge-

mahls, und stellt, da Lykus noch nicht eingetroffen ist, den Polymetis darüber zur Rede. Dieser sieht darin das von den Göttern (S. 391, Z. 1 f.) erflehte Zeichen zu reden und verrät sein Geheimnis. Bei dem Lykus-Sohne möchte ich das Schmuckstück schon deshalb nicht suchen, weil ein Hirtenknabe es unmöglich tragen konnte, ohne das größte Aufsehen zu erregen. — Was das Muttermal anbetrifft, so meint Seuffert, der Sohn des Lykus müsse dieses Mal wirklich gehabt haben (S. 395 f.), weil sein Fehlen die Vertauschung der Kinder unmöglich gemacht haben würde. Mir scheint, wenn überhaupt etwas so Ungeheuerliches möglich war, wie die Vertauschung zweier nicht einmal ganz gleichaltriger Kinder (S. 379, Z. 8), so kam es auf ein Kennzeichen mehr oder weniger nicht an. Die Gattin des Lykus mußte bei der Verwechselung bereits tot, die Amme im Einverständnis sein. Dazu kommt, daß — was bisher noch gar nicht beachtet worden ist — manches dafür spricht, daß Lykus seinen richtigen Sohn überhaupt niemals gesehen hat: nach dem Ueberfall kehrt Antiope nicht etwa zu ihrer Mutter, sondern in das Haus ihres verstorbenen Gatten, „das wohlbestellte königliche Haus" (S. 381, Z. 12 ff.) und zu Lykus zurück (S. 382, Z. 12 ff.), von wo sie sich erst später (Z. 14 f.) zu ihrer Mutter wendet. Mit keinem Worte aber erwähnt sie, daß sich an Lykus' Hofe dessen Gattin oder Sohn aufgehalten hätte — und wie nahe hätte es doch gelegen, dessen zu gedenken. War die Mutter *mit* dem Kinde da, wie mußte dieses Bild auf Antiope wirken; war die Mutter bereits tot, wie merkwürdig standen da die kinderlose Mutter und das mutterlose Kind neben einander. Nichts von alledem hören wir; statt dessen erzählt Antiope aus späterer Zeit ausdrücklich (Z. 29 f.), beim *ersten Blicke* sei ihr ganzes Herz dem Elpenor zugewandt gewesen; offenbar hatte sie also früher den Sohn des Lykus nie gesehen. Also kurz nach der Geburt von Lykus' Sohne waren weder Mutter noch Kind in dessen Hause. Wie nahe liegt da die Möglichkeit, das Kind sei anderwärts als dort geboren worden, und fern von Lykus' Augen sei nach dem Tode der Mutter der Tausch vollzogen worden, zu welchem es alsdann des übereinstimmenden Males gar nicht bedurft hätte. Wir können also den Mutterflecken als ausschließliches Merkmal des Elpenor betrachten, so daß auch dieses Kennzeichen nichts für das Auftreten des Lykus-Sohnes beweist. — Für denjenigen, der trotzdem Kettchen und Muttermal dem vertauschten Prinzen zusprechen will, sei noch bemerkt, daß selbst das Vorhandensein dieser Merkmale nichts dafür beweisen würde, daß der Prinz noch lebe: es konnte auch das Kettchen des *Toten* beigebracht und das Vorhandensein des Males durch Zeugnis bestätigt werden.

Ein letzter Widerspruch endlich könnte sich darauf stützen, daß Antiope von Elpenor ausdrücklich den Schwur verlangt, *wenn* ihr

Sohn noch wiederkehre, solle er mit ihm das Reich teilen (S. 388, Z. 12 ff.); dies müsse, solle es nicht überflüssig sein, für das Folgende irgend welche Bedeutung haben. Ich finde, dieser Schwur fügt sich so einfach in den Zusammenhang, daß man ihn unter allen Umständen vermissen müßte, wenn er fehlte. Er soll nur zeigen, wie fest Antiope noch hofft und wie uneigennützig Elpenor sich ihrem Dienste widmet.

Es würde sich nun zweitens fragen, ob sich für die Ansicht, daß der Sohn des Lykus bereits tot sei, irgend etwas vorbringen läßt.

Die frühere Forschung hat geglaubt, dem Personenverzeichnisse des „Elpenor" keine besondere Aufmerksamkeit zu schulden, da es wohl ein willkürlicher Zusatz des Redaktors Riemer sei. Das hat sich als unrichtig erwiesen, seitdem wir den ursprünglichen Elpenor mit genau dem gleichen Verzeichnisse (S. 369, Z. 3 f.) besitzen. Wir müssen uns daher mit diesem Personenregister notwendig auseinandersetzen.

Es ist auffällig, daß außer den Personen, welche in den beiden vollendeten Akten auftreten — Antiope, Elpenor, Evadne, Polymetis und den Jungfrauen — noch Lykus und die Jünglinge genannt werden. Das erweckt die Vermutung, das Verzeichnis sei vollständig und nichts mehr hinzuzufügen. Der Sohn des Lykus würde also fehlen, denn unter den Jünglingen, die wohl, gleich den Jungfrauen, mehr eine Art Chor abgeben sollten, darf man ihn nicht suchen; zum wenigsten hätte er doch einen Namen haben und der Darsteller seiner Rolle auf dem Komödienzettel deutlich hervortreten müssen. Allerdings muß zugestanden werden, daß das Fehlen des Lykus-Sohnes im Personenverzeichnis nur soviel beweisen würde, daß er nicht auf der Bühne erscheinen sollte, nicht aber, daß er bereits tot ist. Aber auch jenes wäre doch immerhin etwas.

Ich darf aber nicht verhehlen, daß die Vollständigkeit des Personenverzeichnisses keineswegs eine ausgemachte Sache ist. Wenn außer den genannten Personen niemand auftrat, wer enthüllte dann Elpenors Herkunft und Vertauschung? Auf diese Frage hin ersteht mir in Kettner ein Bundesgenosse, welcher der Ansicht ist, (S. 157 ff.), diese Rolle würde der Evadne zugefallen sein. Leider aber fördert mich diese Hilfe nicht, denn ich finde Kettners Meinung ganz haltlos. Wenn Elpenor (S. 377, Z. 4 ff.) zu Evadne sagt: „deine Frau, so klug sie ist, weiß ich, vertraut dir viel. Sie fragte dich gar oft um dies und jenes, wenn du auch gleich nicht stets mit einer Antwort bereit warst," und Evadne erwidert: „Wer alt mit Fürsten wird, lernt vieles und zu vielem schweigen," so kann ich darin nichts Geheimnisvolles sehen, sondern nur einen trefflichen kleinen Zug zu Evadnes Charakteristik. Daß ihre Aeußerungen über Antiopes Verhältnis zu

Elpenor (S. 371, Z. 52 ff.) irgendwelche tiefere Kenntnis der Umstände verraten sollen, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil Evadne gerade an jener Stelle den Elpenor ausdrücklich als Lykus' Sohn bezeichnet und von Antiopes eigenem Kinde unterscheidet; zwar legt ihr die Anwesenheit der Jungfrauen Zurückhaltung auf, aber sie hat deshalb doch noch keinen Anlaß, den Ausdruck „der nahverwandte Knabe" so unzweideutig zu erläutern, wenn sie selbst an diese Erläuterung nicht glaubt. Auch ist es nicht zutreffend, daß Evadne den Lykus ungünstiger beurteilen soll als es Antiope thut. Sagt Evadne in Bezug auf die Rückgabe Elpenors an den König: „Und wem gibt sie (Antiope) den lieben Zögling wieder?" (S. 370, Z. 29), so heißt es auch von der Königin ausdrücklich: „Nie war der Bruder des Gemahls ihr lieb. Sein rauh Betragen hielt sie weit entfernt," und dem gegenüber kann es nicht ins Gewicht fallen, daß Antiope selbst im Gespräche mit Elpenor (S. 382, Z. 12 ff., Z. 27 ff.), dem vermeinten Sohne des Lykus, ihre Ansicht von diesem etwas schonender ausdrückt. Die Behauptung, Evadne sei mit den Verhältnissen in Elpenors Heimat genau vertraut, habe ich schon früher zurückgewiesen. Damit stürzt aber das Kartengebäude, welches Kettner aufbaut, daß nämlich Evadne die Nachfolgerin von Elpenors Amme und von dieser in alles eingeweiht sei, in sich zusammen. Wenn übrigens Evadne alles das wußte, warum hat sie dann Antiope nicht schon längst davon unterrichtet? — Die Anspielungen Evadnes, die Kettner sonst noch anführt, erklären sich einfach daraus, daß Evadne ihren Schützling nur ungern in die Hände seines rauhen Vaters übergibt; da ist die Mahnung, nicht übermütig zu werden sondern gutem Rate folgen und das Alter (wohl Evadne selbst) zu ehren, wohl angebracht. Von Kettners Behauptungen ist nur diejenige richtig, daß die Scene zwischen Evadne und Elpenor darauf schließen lasse, die erstere werde im Verlaufe des Stückes eine nicht unwichtige Rolle spielen und vor allem auf Elpenor mäßigend einwirken.

Kann somit Evadne nicht die Enthüllerin von Elpenors Herkunft sein, und kann diese Rolle auch Polymetis und erstrecht Lykus unmöglich zufallen: so ist das Personenverzeichnis unvollständig. Es fehlt derjenige, der den Tausch der Kinder aufdecken kann, wahrscheinlich also die Frau, welche Antiope einst nach dem Ueberfall „schwergeschlagen" im Gebirge zurückgelassen hat (S. 381, Z. 9; Z. 19 ff.). Nun ist es zwar richtig, daß diese Person eher in der Aufzählung vergessen werden konnte, als der Sohn des Lykus; ich wage aber trotzdem nicht, das Personenverzeichnis für meine Ansicht ins Feld zu führen, halte vielmehr diesen Versuch für gescheitert.

Dagegen glaube ich einer andern Erwägung nicht geringes Gewicht

beilegen zu müssen. Woher stammt der Knabentausch? Die Antiope- und Merope-Sage kennen ihn nicht, wohl aber weiß das chinesische Stück etwas derartiges zu berichten. Dort (Biedermann, Goethe-Forschungen 1, 117) vertauscht der Arzt Tsching Jng sein eigenes Kind mit dem letzten Sproß der Tschao und das erstere wird an des andern Statt getötet. Natürlich fällt es mir nicht ein, behaupten zu wollen, Goethe habe etwa den Sohn des Lykus an Elpenors Statt gewaltsam sterben lassen: aber wenn schon die Quelle die Möglichkeit ausschließt, daß b e i d e Knaben aufwachsen, wenn aus eben dieser Quelle der Gedanke des Tausches entnommen ist, so liegt doch die Vermutung sehr nahe, daß auch Goethe einen der Prinzen schon im Anfange umkommen ließ. Die Möglichkeit der Vertauschung wäre dann ungemein erleichtert: Elpenor wurde, vielleicht unmittelbar nach dem Ueberfall, an Stelle des toten Lykus-Sohnes untergeschoben, der sich fern von seinem Vater und vielleicht ganz in der Nähe des Gebirges befand. Die Gelegenheit zum Tausche bot sich dann ganz von selbst dar und der auffallende Umstand, daß der Retter das unerhörte Wagnis (vgl. Seuffert S. 393 f.) unternahm, den Elpenor gerade dem Lykus unterzuschieben, fände eine ganz natürliche Erklärung.

Ich kann mir nicht versagen, auch auf eine zweite, obwohl minder gewichtige Analogie aufmerksam zu machen. Schiller erbittet sich am 24. April 1805, also zu einer Zeit, wo er gerade mit dem „Demetrius“ beschäftigt ist, von Goethe den „Elpenor“. Dies hat Kettner (S. 157) dahin erklärt, daß Antiope, wie Marfa, einem untergeschobenen Sohne gegenüber, nämlich dem aus dem Gebirge gekommenen Sohne des Lykus, ihr Herz nicht habe sprechen hören. Nun enthalten aber die beiden fertigen Aufzüge des „Elpenor“, die Schiller doch schon von früherher kannte (an Goethe, 25. Juni 1798), eine derartige Scene gar nicht, Schiller konnte sie also für den „Demetrius“ nicht in dem von Kettner angenommenen Sinne verwerten. Der Berührungspunkt zwischen Antiope und Marfa, an welchen auch ich glaube, liegt vielmehr anderswo, und zwar in einem Gegensatze: hier die Mutter, welche für den unerkannten Sohn ihr Herz schlagen hört, dort die andere, welcher beim Anblick des vermeinten Sohnes die innere Stimme schweigt. Dieser Gegensatz mochte Schiller reizen, den „Elpenor“ wieder anzusehen. Aber das wird kaum der einzige Berührungspunkt mit dem „Demetrius“ gewesen sein: auch die Vorgeschichte beider Stücke bot eine auffallende Analogie: eine Mutter wird ihres Sohnes beraubt und später dieser mit einem andern Kinde vertauscht. Nun liegt aber auch im Demetrius der Fall so, daß das eine der Kinder gestorben ist. Sollte das nicht ebenfalls im „Elpenor“ der Fall gewesen sein, nur wieder umgekehrt, indem der wahre Sohn erhalten wird, der falsche dagegen umkommt? Wie Kettner mit Recht

vermutet, werden der Bitte Schillers um den „Elpenor" Gespräche mit Goethe über diesen Gegenstand vorausgegangen sein, durch welche Schiller von den Absichten seines Freundes genügend unterrichtet sein konnte.

Ich finde es ferner befremdlich, daß bis jetzt noch niemand darauf hingewiesen hat, welch eine fürchterliche und unverzeihliche That die Vertauschung der Knaben gewesen wäre, wenn beide noch gelebt hätten. Würde der Sohn des Lykus auf der Bühne erscheinen, durch Verrat und Hinterlist von Antiopes Freunden unschuldig um seine königliche Geburt betrogen, da würde fürwahr niemand an seines Vaters Verbrechen, sondern nur an des Sohnes unverschuldetes Leiden denken. Und wenn auch die Verantwortung dafür nicht Antiope selbst träfe — würde diese die treue Dienerin verleugnen können, die jene Frevelthat in bester Absicht vollbracht hat, der sie das Leben ihres Kindes dankt? Und wie würde wohl Elpenor die Kunde aufgenommen haben, daß er jahrelang fremde Rechte zum Nachteil und auf Kosten ihres unschuldigen Inhabers genossen habe? Der Ausweg, daß eben dies Verschulden von Antiopes Partei eine Versöhnung mit Lykus' Sohne habe herbeiführen sollen, ist deshalb unmöglich, weil diese gänzlich unverschuldete Schuld Antiopes und Elpenors durchaus untragisch und ein darauf fußender Vergleich keine ethische Lösung, sondern ein Kompromiß wäre, wie wir ihn allenfalls Iffland, nie aber Goethe zutrauen dürfen. Und was würde wohl die Herzogin Luise gesagt haben, wenn zu ihrer Feier ein Stück erschienen wäre, an dessen Ende der Sohn der fürstlichen Mutter sein Reich mit dem Sohne eines Mörders teilte!

Und was wissen denn eigentlich die Fortsetzer mit dem unglückseligen zweiten Prinzen anzufangen? Biedermann (Goethe-Forschungen 2, 138) will keine Entscheidung darüber treffen, wie das Stück weiter verläuft, Kettner (S. 168 f.) läßt den Prinzen, nachdem sein Vater Lykus auf ihn als den vermeintlichen Sohn der Antiope einen fruchtlosen Mordanschlag gemacht und dann sich selbst getötet hat, mit Elpenor das Reich teilen, eine Auffassung, die wir bereits zurückwiesen. Zarncke (S. 10 f.) will ihn von seines eigenen Vaters Hand fallen und diesen letzteren dann ebenfalls zum Selbstmord greifen lassen. Was wäre aber alsdann das ganze Auftreten des Prinzen in einem Stücke, welches Elpenors Namen führt, als eine unfruchtbare Episode? — Drei verschiedene Lösungen versucht Seuffert (S. 395 ff.): die dritte davon, die Seuffert selbst für die unwahrscheinlichste hält, soll mit einer Versöhnung der beiden Prinzen schließen, braucht uns hier also nicht weiter zu beschäftigen. Die erste geht dahin, daß Elpenor im Spiele durch einen unglücklichen Zufall den Sohn des Lykus töten und damit unbewußt seinen Schwur einlösen soll, was erstens ganz undramatisch und zweitens eine nur ganz äußerliche und sophistische Lösung des Problemes wäre. Die

zweite Erklärung Seufferts endlich geht dahin, daß zwischen Lykus und Elpenor einerseits und dem vermeinten Sohn der Antiope andrerseits ein Krieg ausbrechen soll, in dem auf irgend welche Weise Lykus samt seinem Sohne umkommt. Ganz abgesehen davon, daß eine solche Handlung dem Stil des Fragmentes schnurstracks zuwider laufen würde — wie kann das Stück eine Lösung finden, an welcher Antiope, trotz der Ausdehnung ihrer Rolle im Anfang, gar keinen Anteil hat? Und wozu dient Elpenors Schwur, wenn er gar nicht daran denkt, gegen seinen vermeintlichen Vater oder sich selbst das Schwert zu ziehen, und statt dessen, gemeinsam mit Lykus den Prätendenten für einen Betrüger erklärt und bekriegt? — In all diesen Lösungsversuchen spielt der Lykus-Sohn eine so unglückselige und widerspruchsvolle Rolle, daß man nichts sehnlicher wünschen kann, als ihn ganz aus dem Stücke entfernt zu sehen. Ich glaube, man darf diesen Versuch getrost wagen.

Wie Goethe alsdann die Fortsetzung im Einzelnen ausgeführt haben würde, kann natürlich niemand mit Bestimmtheit sagen. Nur soviel läßt sich aus dem Bruchstücke sicher erschließen, daß das eigentliche Problem des Dramas in dem Konflikte liegen sollte, den Elpenor zwischen der vermeintlich seinem Vater geschuldeten Pietät und der Stimme der Natur, die für seine Mutter spricht, auszukämpfen hatte und daß schließlich die Kindesliebe triumphieren sollte. Ob Lykus, als Verräter entlarvt und von dem Tode seines Kindes vergewissert, Hand an sich selbst legte oder auch ohnedies für genügend bestraft galt, lasse ich dahingestellt; unwahrscheinlich ist mir, daß er von Elpenors Hand fallen sollte.

Wollte man mich fragen, wie ich für meine Person mir die Fortsetzung in ihren Hauptzügen ausmale, so würde ich Folgendes antworten: Zu Beginn des dritten Aufzuges treffen die Boten des Lykus, die Elpenor auf seinem abkürzenden Wege verfehlt hat, mit ihren Geschenken ein, unter denen Antiope ihres Sohnes Kettchen erkennt. Sie stellt Polymetis darüber zur Rede, dieser sieht hierin das von den Göttern erbetene Zeichen zu sprechen und verrät sein Geheimnis. Dem mit Elpenor festlich einziehenden Könige donnert Antiope ihr: „Mörder" entgegen, und unter allgemeinem Entsetzen endet der Akt. Der nächste Aufzug wird uns Elpenor im Konflikt mit seinem Schwure zeigen. Seine Empörung über Antiopes furchtbare Zumutung, das Schwert gegen den eigenen Vater und sich selbst zu wenden, nutzen Lykus und Polymetis aus, ihn gegen Antiope aufzureizen: es wird trotz Evadnes Vermittelung zu einer furchtbaren Scene zwischen Mutter und Sohn kommen. Als aber Lykus und Polymetis Elpenor noch weiter zu drängen suchen und dieser Antiope vor Schmach und Tod gestellt sieht, da wird die Stimme der Natur in ihm zu allgewaltigem Durchbruch

kommen und er sich den Feinden der geliebten Pflegerin verzweifelt entgegenwerfen, vielleicht um den Tod von seines Vaters Hand zu suchen, der natürlich nicht eintritt. Der fünfte Aufzug wird die Aufklärung bringen, vielleicht auf Nachforschungen hin, die Antiope des Kettchens wegen hat anstellen lassen: im Augenblicke höchster Bedrängnis wird die erlösende Botschaft eintreffen, Lykus gebrochen zusammensinken und Mutter und Sohn in jubelnder Wonne sich erkennen.

Natürlich ist dies nur ein Phantasiegebilde, mit dem ich nichts weiter darthun will, als daß das Schauspiel auch ohne den fremden Prinzen einen genügend inhaltreichen Verlauf nehmen kann. Jedoch auch auf meine übrigen Ansichten will ich niemanden verpflichten; daß sie aber mindestens so viel für sich haben wie die frühern, das scheint mir gewiß. Sollte sich aber an meine Aeußerungen eine Erörterung knüpfen und irgendwer mich eines Besseren belehren, so würde ich selbst am allerdankbarsten dafür sein. Denn das Elpenor-Problem endgiltig gelöst zu haben, glaube ich so wenig, wie irgend einer meine Vorgänger.

Goethes Gedicht „Das Tagebuch“.

Von Johannes Niejahr in Halle a. S.

Goethes ἐρωτικόν „Das Tagebuch“ ist der Welt seit dreißig Jahren bekannt, aber von der Goetheforschung wird es nach wie vor als eine nicht zu berührende, in sorgliches Geheimnis zu hüllende Erscheinung behandelt. Aus erklärlichen, aber nicht zu billigenden Gründen. Denn nachdem das Gedicht nun einmal aus seiner Verborgenheit gezogen und durch eine unlautere buchhändlerische Spekulation recht eigentlich unter die breiten Massen gezerrt ist, ist damit zugleich der Goethephilologie die Pflicht erwachsen, es wo nicht vor der rigorosen Auffassung besonders prüder Gemüter, so doch vor dem frivolen Urteil eines cynischen Publikums unter seinen Schutz zu nehmen und jedem Versuch, ihm die Hülle seiner dichterischen Würde mit banausischem Behagen abzustreifen, durch authentische Deutung auf das entschiedenste entgegenzutreten. Die Wissenschaft hat aber auch an sich die Aufgabe, die literarhistorische Bedeutung des einzig dastehenden Werkchens festzustellen, zumal wenn mit dieser Erkenntnis zugleich eine schärfere Beleuchtung eines wichtigen Abschnittes in dem Entwickelungsgange des Dichters verbunden ist.

Die Frage, ob „Das Tagebuch“ als ein Selbstbekenntnis in dem herkömmlichen Goethischen Sinne zu betrachten ist, hat schon Riemer, sein ältester Kenner, aufs bestimmteste verneint und es einen bloßen lusus ingenii genannt (Mitteilungen, 2, 623). Nicht anders urteilt der Verfasser des Aufsatzes „Goethefrevel“ in den „Grenzboten“ (Jahrgang 38, Quartal 4, S. 106), der es mit Lessingschem Ausdruck für ein bloßes „Spiel des Witzes, ein Problema“ erklärt. Aber wer mit Ursprung und Art Goethischen Dichtens nur einigermaßen vertraut ist, wird nicht zweifeln, daß in der That ein wirkliches Erlebnis vorausgesetzt werden muß, dem nachzuforschen allerdings ebenso geschmacklos wie wahrscheinlich vergeblich sein würde.[1]) Denn sicherlich ist die Scene, die das Gedicht in voller Nacktheit vor unsern Augen enthüllt, nur eine freie und willkürliche Umgestaltung eines thatsächlichen Vorganges, der selbst wesentlich anders und vermutlich bedeutend harmloser geartet gewesen sein wird. Der unmittelbare Beweis dafür liegt in dem Umstande, daß unsere Erzählung einem bestimmten literarischen Muster nachgebildet ist.

Die Quelle des Gedichts ist für den Kundigen kein Geheimnis, allgemein aber, wie es scheint, immer noch nicht bekannt. Selbst der in klassischer Literatur sonst gutbelesene Riemer sieht sich hier im Stich gelassen und begnügt sich, nur im allgemeinen auf das Vorbild der Novelle galanti von Casti hinzuweisen und an die parallelen Ausführungen bei Montaigne (Essais, livre I, chap. 20 „de la force de l'imagination“) zu erinnern, die zwar denselben Gedanken, aber ohne alle Beziehung auf eine bestimmte Situation behandeln. In dem oben erwähnten Aufsatz der „Grenzboten“ (a. a. O. S. 106) wird gar die Vermutung ausgesprochen, daß das Gedicht aus dem vorangeschickten Tibullischen Motto erst „gleichsam herausgesponnen“ sei, eine Auffassung, die um so wunderlicher ist, als die Verse genau genommen ja gar nicht zu unserer Erzählung passen und offenbar sich erst später dazu gefunden haben. Die Wahrheit ist, daß Goethe das Hauptmotiv aus Ovids Amores (III, 7) entlehnt hat. Die augenfällige Ueber-

[1]) Ich will nicht unbemerkt lassen, daß in dem auf der hiesigen (Hallischen) Universitätsbibliothek befindlichen Exemplar unseres Gedichts sich die handschriftliche Bemerkung findet, daß nach Salomon Hirzels Ermittelungen das erzählte Abenteuer zurückgeht auf ein Erlebnis Goethes in Eibenstock i. S. So viel ich aus den Tagebüchern Goethes habe feststellen können, ist der Dichter bis zum Jahre 1810 in Eibenstock überhaupt nicht gewesen. Auf seinen Reisen nach und von Karlsbad wählte er regelmäßig die Route über Hof, und nur einmal, ohne Eibenstock zu berühren, den Weg über Plauen und Adorf durch Sachsen im Jahr 1795 (vergleiche Tagebuch 3.—4. Juli). Weitere Erkundigungen in dieser Angelegenheit einzuziehen habe ich natürlich unterlassen und möchte hiermit dazu auch keine Anregung gegeben haben.

einstimmung der Situation und der Darstellung muß bei der Natur des Inhalts dem Leser selbst überlassen werden festzustellen; ich begnüge mich mit dem Hinweis auf die am meisten charakteristischen Punkte, man vergleiche Ovid V. 23—26 und 63 mit „Tagebuch“ Strophe 15—19, besonders Strophe 19, die Apostrophe bei Ovid V. 69—72 mit Strophe 19 des Tagebuchs am Schluß, das freilich nahe liegende Bild von dem am Quell lechzenden Wanderer bei Goethe Strophe 14 (Strophe 20) mit Ovid V. 51, und das „Nestelknüpfen“ Strophe 15 (vergleiche Goethe-Jahrbuch 7, 369) mit Ovid V. 27—36 und 79.[1])

Das an sich frivole Motiv hat unter Goethes Hand einen völlig neuen Geist und Charakter gewonnen. Die sittliche Tendenz, in die es übergeleitet ist, hat es seiner ursprünglichen gemeinen Sphäre wesentlich entrückt, die rückhaltlose Offenheit des Inhalts ist an den verfänglichsten Stellen durch den Ton einer leichten Ironie glücklich gemildert und über das Ganze breitet die unberührte Anmut des Mädchens den Zauber einer Alles versöhnenden Schönheit. In der frei sich ergehenden Behaglichkeit der Stimmung erinnert die mittlere episodenartige Partie, Strophe 15—19, an ein nicht viel früheres Gedicht, das Goethe besonders ans Herz gewachsen war, „Die glücklichen Gatten“, dessen 4. Strophe in Strophe 19 unseres Gedichts nur wenig variiert wiederkehrt. Hier wie dort erkennen wir den kräftigen Ausdruck des Liebesglücks, das der Dichter im Bunde mit Christiane einst genoß, und wie dort kein einzelner Zug mit der Wirklichkeit sich deckt, das Ganze aber gleichwohl jenen beglückenden häuslichen Zustand auf dem Boden einer ländlich-idyllischen Existenz voraussetzt, so ist auch hier die Liebe zu der „Trauten“ der Kern- und Angelpunkt, um den sich eine von der Phantasie kühn und frei gestaltete Handlung dreht. Knüpft so das Gedicht in seinen Motiven an frühere Verhältnisse an, so stellt es sich andererseits nach seinem sittlichen Gehalt als ein antithetisches Seitenstück neben die fast derselben Zeit entstammenden „Wahlverwandtschaften“. Die Heiligkeit der Ehe bildet in beiden Werken das Grundthema, das im „Tagebuch“ zwar mit sittlichem Ernst, aber auf dem Hintergrunde einer komischen Situation, in den „Wahlverwandtschaften“

---

[1]) Das Motiv der Ovidischen Elegie begegnet auch sonst in der antiken erotischen Literatur (vergleiche außer der angeführten Stelle des Tibull Horaz epod. 12, 14 ff.), aber nirgends in so breiter Ausführung und als eigentliches Hauptmotiv wie bei Ovid. Der Vorwurf der Verhexung, der sich auch bei Tibull (I, 5, 41 f.) findet, beruht ebenso auf volkstümlichen Vorstellungen wie das „Nestelknüpfen“, nur daß diesem ein komisch-humoristisches Element beiwohnt. Eine ernsthafte juristische Erörterung über Nestelknüpfen und verwandten Aberglauben findet man, worauf mich Burdach aufmerksam macht, in der Commentatio iuridica Jo. Zachariae Hartmanni „Von bezauberten Eheleuten, Durch Nesselknüpfen, Schloß zuschnappen ꝛc. und derselben Scheidung“ Jenae 1741

mit ganzer ethischer Strenge und unter Entfaltung aller Mittel tragischer Gewalt behandelt wird. Während hier der Gedanke an die entfernte Geliebte den „legitimen" Liebhaber zum Ehebrecher macht, bewahrt dort die Erinnerung an die „eine und wahre Geliebte" den schon sich Vergessenden vor einem Akt ehelicher Untreue.

Das Motiv ist Ovid entnommen, die Form und die Art der Behandlung ist Casti entlehnt. In der italienischen Literatur spielt in den älteren Zeiten, besonders im 15. Jahrhundert, die der volkstümlichen Unterhaltung dienende Novelle in Versen eine große, wenngleich poetisch bedeutungslose Rolle (vergleiche Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur 2, 86 f.). Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erlebte sie vorübergehend eine neue Blüte unter der Meisterhand Castis, der ihr, soweit es diese mehr spielende Gattung zuläßt, eine kunstmäßige Ausbildung gab. Goethe fühlte sich, so scheint es, in der erfrischten Stimmung eines nach langer schmerzlicher Resignation zu innerer Gesundheit Wiedergenesenen zu dem heiteren Geist der Novellenliteratur besonders hingezogen, und so widmete er gelegentlich auch der losen Anmut der italienischen Versnovelle seine Gunst. Er las außer dem Casti mit anhaltender Aufmerksamkeit im Jahr 1811 in Karlsbad noch die Novelle galanti des P. Atanasio da Verrocchio (Batacchi), eines Zeitgenossen des ersten (vergleiche R. Köhler, Berichte der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, 42, 72 ff. v. Biedermann, Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften S. 140). Zu unserm Gedicht wurde er unmittelbar durch die Lektüre Castis angeregt, wie die Bemerkung des Tagebuchs (30. August 1808 „über eine Geschichte im Castischen Styl und Sinne") beweist, die man ohne weiteres auf unser Gedicht wird beziehen dürfen. Goethe hatte den weltkundigen Abbate schon im Jahr 1788 bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom persönlich kennen gelernt und ihn eins seiner Prachtstücke, den Arcivescovo di Praga, beim Grafen Frieß vortragen hören (Italienische Reise S. 365, Hempel). Die im Jahr 1804 in Paris erschienene Gesamtausgabe seiner Novelle kam ihm am 19. Mai 1808 (vergleiche Tagebuch) in die Hand und weckte sofort seine Produktionslust, deren Ergebnis „Das Tagebuch" ist. Die Einwirkung ist nur die allgemeine des Stils und der Form, inhaltlich erinnert nur die erste Strophe unseres Gedichts an Strophe 92—95 des Arcivescovo (Casti Novelle, Paris 1804, 3, 59—60). Die herkömmliche Versform der Novelle ist die Ottave, die von Casti nach Goethes eigenem Urteil „außerordentlich schön" behandelt wird. Mit Recht gepriesen ist die feine Zierlichkeit und Anmut, mit der unser Abbate den meist sehr bedenklichen Inhalt seiner galanten Geschichten zu umhüllen weiß. Die eigentliche Erzählung pflegt von einem kurzen Vor- und Schlußwort ein-

gerahmt zu sein, worin sich der Dichter mit schalkhafter Verbindlichkeit an sein weibliches Publikum wendet, dem sein Werk gewidmet ist. Nicht sittliche Lehren und Grundsätze, sondern meist aus dem Gegenstande der Erzählung selbst gezogene praktische Ratschläge sind es, die der erfahrene Menschenkenner seinen Schönen als gebotene Klugheitsregel für ähnliche Fälle erteilt. Goethe zeigt in der Nachbildung seines Musters wie immer die volle Meisterschaft seiner stilbeherrschenden Kunst. Die Freiheit im Gebrauch der Ottave,[1] die er sonst nur in Gedichten ernsten, feierlichen Charakters anwendet, die äußere Form der Komposition mit betrachtendem Proömium und Epilog, die kecke, dem Konversationston anbequemte und doch nie von den Grazien gemiedene Form des Ausdrucks und der Reime, die unverhüllte und doch nie freche Sinnlichkeit, Alles vereinigt sich, um den Grundton der Castischen Novelle voll erklingen zu lassen.

Der maßgebende Unterschied liegt in der Tendenz. Die Castische Novelle dient nur dem Bedürfnis der Unterhaltung, Goethes Erzählung ist nur um ihrer sittlichen Beweiskraft willen da, sie gehört zur Gattung der moralischen Erzählungen (vgl. Goethe Tagebuch 27. April 1810; Eckermanns Gespräche 25. Februar 1824). Nach der Seite ihrer poetischen Form ist sie der einzige Versuch unter Goethes Gedichten geblieben. Dem Inhalt nach hat sie zwei Seitenstücke unter den prosaischen

---

[1]) Hierher rechne ich zunächst die wiederholt begegnende Auflösung der Arsis (Strophe 4, 8, 9, 20, 22), die sonst der Goethischen Ottavendichtung, mit Ausnahme des im Jahre 1824 entstandenen Stammbuchgedichtes an Frau v. Spiegel (Weimarer Ausgabe 4, S. 33), gänzlich fremd ist. Daß der Dichter sie als eine charakteristische Stilerscheinung dieser Poesie mit Absicht angewandt hat, kann nach der Bemerkung im Tagebuch (27. April 1810), wonach er gerade die dieser Erzählungsart zukommende Form der Ottave zum Gegenstande seiner Betrachtung gemacht hat, nicht zweifelhaft sein, daneben aber möchte ich die Einwirkung eines anderen Umstandes nicht ausschließen. Es ist eine wohl noch nicht beobachtete Thatsache, daß Goethes steigende Vorliebe für die Auflösung der Arsis in der Trimeterdichtung ihren Einfluß auch auf seine strengere Reimpoesie geübt hat. Dies wird besonders sichtbar in den nach dem Helenazwischenspiel entstandenen Faustpartieen bei Versen, die nach Umfang und Charakter dem Trimeter nahe kommen, wie in den Terzinen des Faustmonologs im 1. Akt des 2. Teils (Weimarer Ausgabe V. 4680, 4687, 4697 u. o.). So hatte er schon früher in einem älteren Gedicht, „Ilmenau“, dessen Versform an die Ottave erinnert, bei seiner Aufnahme in die Gesamtausgabe im Jahre 1815 nachträglich noch Aenderungen dieser Art vorgenommen („Ilmenau“ V. 51, 52). Goethe war im Jahr 1807—1808 mit der Dichtung der „Pandora“ beschäftigt, in der er zuerst von der Auflösung der Arsis in reicherem Maß Gebrauch machte (vergleiche meinen Aufsatz „Goethes Helena“ Euphorion 1, 98 Anmerkung). Es ist wohl möglich, daß wir in der Uebertragung jener metrischen Freiheit auf die Ottave zugleich ein Fortwogen des noch von der Trimeterdichtung her beeinflußten rhythmischen Gefühls zu erkennen haben.

Novellen, den „Procurator" und die Parallelgeschichte von Ferdinand und Ottilie in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter". Dort (S. 81 Hempel) definiert Goethe auch den Begriff der moralischen Erzählung und giebt zugleich die Erklärung, warum diese Gattung seinem dichterischen Bedürfnis auf die Dauer nicht genügen könne. „Alle (moralischen Erzählungen) gleichen sich dergestalt, daß man immer nur dieselbe zu erzählen scheint."[1]) Das Tendenziöse und Lehrhafte widersprach durchaus seiner Natur, die nur in dem Element des reinen und uneingeschränkten künstlerischen Schaffens ihr volles Behagen fand. Wenn daher Goethe in der letzten Strophe des Tagebuchs sagt, daß „bei jeder Dichtungsweise Moralien uns ernstlich fördern sollen", so ist dies eine Maske, die er sich nur für die Rolle des moralisierenden Erzählers vornimmt.

Im übrigen vermochte die leichte Gattung der versifizierten galanten Erzählung Goethe nur vorübergehend zu fesseln. Seine Neigung gehörte durchaus der eine breitere und tiefere Ausführung gestattenden Prosanovelle. Sie wurzelte in dem mütterlichen Erbteil seiner Lust zum Fabulieren und äußerte schon in seinen kindlichen Jahren ihren beherrschenden Einfluß in seinem Hang zur Märchendichtung. Diese Vorliebe hat ihn, unabhängig von allen sonstigen Bestrebungen, sein ganzes Leben hindurch begleitet. In der Zeit seines strengsten Klassizismus entzückt er sich an den Novellen des Cervantes (Briefwechsel mit Schiller 134 Cotta) und schreibt die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter". Und eben zu der Zeit, wo „Das Tagebuch" entstand, faßte er, angeregt durch die Lektüre des Decamerone, der cent nouvelles nouvelles (Tagebuch 3.—7. Mai 1807), des Gilblas u. a. (4. August 1807 u. o.) den Plan, eine Anzahl von Novellen durch die Gestalt des wandernden Wilhelm Meister zu verbinden und schuf so damals schon die meisten jener Erzählungen, die später in die Wanderjahre aufgenommen wurden. Selbst die Jagdnovelle, für die ursprünglich die metrische Form in Aussicht genommen war, mußte sich später in die Prosafassung fügen. So ist es bei unserm Versuch in der Versnovelle geblieben und dieser sollte noch dazu nach dem Willen des Dichters der öffentlichen Mitteilung entzogen bleiben. Er verzichtete darauf, den Ruhm der Wieland, Heinse u. A. auf ihrem Felde zu verdunkeln und begnügte sich, unserer Literatur die Prosanovelle zu schenken, die sich unter der Pflege der

---

[1]) Die Worte enthalten zugleich eine Kritik der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beliebt gewordenen Literatur der moralischen Novellen, deren Hauptvertreter Marmontel mit seinen Contes moraux war. Marmontels Geschichten bergen unter dem Mantel der sittlichen Tendenz oft einen recht schlüpfrigen Inhalt, und auf sein Vorbild wird man Goethes Einfall zurückzuführen haben, eine Erzählung wie „Das Tagebuch" in moralisierendem Sinne zu verwenden.

Romantiker und späterer größerer Talente zu einer der schönsten Blüten am Baume der deutschen Dichtung entfalten sollte.

Riemer will, wie seine Worte erkennen lassen (a. a. O. S. 623), „Das Tagebuch“ unter die Klasse der Elegieen rechnen und scheint anzunehmen, daß Goethe es nur wegen seines Inhalts von der Aufnahme in das zweite Buch dieser Dichtungen ausgeschlossen habe. Mit Unrecht natürlich. Goethes Elegieen tragen ihren Namen in antikem Sinne von ihrer metrischen Form. Die rhythmische Gestalt, mehr noch die innere poetische Auffassung, scheidet „Das Tagebuch“ auf das bestimmteste von jener Gattung. Mochte Goethe immerhin das zweite Stück der Marienbader Trilogie dem herkömmlichen Gebrauche gemäß Elegie nennen, „Das Tagebuch“ kann er unmöglich anders als Novelle angesehen haben. Gleichwohl entbehrt jene Auffassung Riemers nicht jeglicher Begründung. Nicht nur nach seinem Inhalt, sondern auch nach dem Charakter seiner echt sinnlichen Leidenschaft weist unser Gedicht direkt auf die klassische Elegie hin. Und gerade die so entstehende Doppelbeziehung ist es, die ihm ein ganz besonderes Interesse verleiht. Das Motiv ist antik, aber die Stilform ist modern, oder vielmehr die der italienischen Renaissance, auf die ja auch die Castische Novelle zurückgeht.

Die Poesie der Renaissance war einst das Element gewesen, in dem sich der künstlerische Läuterungsprozeß Goethes in der voritalienischen Epoche seines Weimarer Aufenthaltes vorbereitet hatte. Unbewußt, fast ungewollt hatte er sich ihrem Einfluß ergeben. In dem Maße, wie er sich von dem titanischen Uebermut seines jugendlichen Schaffens allmählig zu reinerer, stillerer Kunstübung gewöhnte, war gleichzeitig die Sehnsucht nach dem Urquell der Schönheit in der klassischen Kunst und Dichtung immer mächtiger in ihm emporgewachsen. Aber ihre wahre Gestalt wollte sich ihm nicht sogleich enthüllen. Er schaute, bevor Italien ihm die Augen öffnete, die Antike noch durch das Medium ihrer Nachbildungen in der französischen und italienischen Literatur, die ihm von den Tagen seiner Kindheit in ihren Haupterscheinungen vertraut waren. Der enthusiastische Bewunderer der altgriechischen Tragödie glaubte auf den Spuren ihrer großen Meister in der „Iphigenie“ und im „Elpenor“ zu wandeln, aber unvermerkt geriet er in die Bahnen Racines und Voltaires[1]) (vgl. Riemer a. a. O. S. 716). Er entzückte sich an der Herrlichkeit Homers, aber in die

[1]) Der Einfluß des französischen Renaissance-Dramas auf die „Iphigenie“ ist wiederholt, neuerdings von Richard M. Meyer in seinem Leben Goethes (S. 178 f.) hervorgehoben worden. Daß die Einwirkung sich nicht auf die Technik beschränkt, werde ich vielleicht bei einer anderen Gelegenheit nachzuweisen suchen.

Tiefe dieser Schönheit zu schauen war ihm noch nicht gegönnt. Diese Poesie vermochte ihm noch nichts zu sein. Der zauberische Abglanz romantischer Renaissancedichtung in Wielands Oberon lenkte unschwer den Blick ab auf die Meister des italienischen Epos, und der „Tasso", der erst durch den Oberon geweckt wurde (zuerst erwähnt 30. März 1780, Tagebuch), ward das Denkmal seiner begeisterten Hingabe an das anmutsvolle Wesen dieser Kunst. Nach ihrem Muster sollte sich das Hauptwerk dieser Epoche „Die Geheimnisse" bilden, das auch in seiner unvollendeten Gestalt deutlich genug in Stoff und Form den Einfluß, unter dem es entstanden, verrät. Erscheint doch das Einleitungsgedicht „Die Zueignung" selbst in der Manier seiner äußeren Einkleidung wie eine stille Huldigung des Dichters für die in ihm wirksam gewordene Macht dieses neuklassischen Schönheitsideals. In das prächtige Gefäß der Ottave versteht er zuerst den Gehalt eines edleren, maßvolleren Kunstsinnes zu gießen und es wird so die klassische Strophe der italienischen Renaissancedichtung mit ihrem breitangelegten, abgestuften Bau die unmittelbare Vorläuferin der antiken metrischen Formen, die bis jetzt sich nur schüchtern und in bescheidener Gestalt hervorwagen.

Aber dieser halbe Klassizismus muß dem Kultus der echten und wahren Antike weichen, die ihr Wesen dem Verlangenden und Suchenden auf dem Boden Italiens endlich zu enthüllen beginnt und seinem Dichten fortan immer mehr die entscheidende Richtung gibt. Von jetzt an erscheint der frühere Einfluß der Renaissancedichtung mit einem Schlage im Drama wie im Epos von Grund aus beseitigt. Der ganz von dem Geist antiker Schönheit Erfüllte vermag eher das formlos Grandiose Shakespeares zu fassen als sich in die Muster eines abgeleiteten Klassizismus zu finden. Er muß, als er mehr durch die Ansprüche des Theaters gezwungen als aus eigenem Triebe den Mahomet Voltaires übersetzt, sich erst förmlich wieder an die Stücke der französischen Bühne gewöhnen (Brief an Schiller 664 Cotta). Selbst die Strophenform der Ottave wird zunächst von dieser Verdammung getroffen und erst seit Wiederaufnahme des Faust vereinzelt wieder angewandt.

Ein Umschwung in diesen Anschauungen und Bestrebungen sollte erst spät und nur sehr allmählich durch die Einwirkung der Romantik herbeigeführt werden. Goethe hatte seit längerer Zeit die neue Richtung neben sich aufkommen sehen, ohne ihr zunächst mehr als ein äußeres Interesse zu widmen. In engstem Bunde mit Schiller befestigte er sich vielmehr nur noch hartnäckiger in seinem klassischen Glauben und schritt unbeirrt seinen Weg weiter. Erst nach dem Tode des Freundes und seitdem die Romantik ihre Universalität mehr und mehr zu entfalten begann, wurde er ihren Einflüssen allmählig zugänglicher. Freilich dem eigentlichen Geist der Schule stand er immer fremd und

abweisend gegenüber. „Das Romantische nenne ich das Kranke und das Klassische nenne ich das Gesunde," dieses später zu Eckermann geäußerte Wort (Gespräche 2. April 1829) ist ein vollständig gemäßer Ausdruck auch seiner früheren Anschauungen, die sich nun und nimmer in das „Form- und Charakterlose" dieser neuen Dichtungsweise finden konnten und deren jüngere Vertreter ihn geradezu „in Verzweiflung" brachten (Briefwechsel mit Zelter 1, 340, vgl. „Aus Riemers Tagebüchern" Deutsche Revue Jahrgang 11, Band 4 S. 32). Was er sich unmittelbar von den modernen Schöpfungen der Romantik aneignet, beschränkt sich auf äußere Formen. Er fängt jetzt an, dem Beispiel Werners folgend, sich ernsthaft im Sonett zu versuchen (Briefwechsel mit Zelter 1, 289), er beginnt nach dem Vorgange Tiecks und Friedrich Schlegels die willkürliche Mischung verschiedenartiger rhythmischer Gebilde im Drama zu bevorzugen (Pandora). Aber was ihn in seinem so lange behaupteten einseitigen Klassizismus wankend machte, das ist so wenig der äußere Formenreichtum wie das innere Wesen der Romantik, das ist die frisch wirkende Macht der neuen Kunst- und Bildungsquellen, die sie erschloß. Es ist ja bezeichnend, daß er in dem Maskenzuge vom Jahr 1810 „Die romantische Poesie" nur Gestalten des m i t t e l a l t e r l i c h e n deutschen Epos auftreten läßt. „Mit freundlicher Behaglichkeit" nimmt er die Gaben entgegen, die ihm „das Wunderhorn" unverhofft in den Schoß schüttet, mit eingehendem Interesse begleitet er die Bestrebungen, die alte deutsche Poesie aus ihrer Versunkenheit wieder ans Tageslicht zu rufen und mit fast erschreckendem Staunen sieht er die ungeheure Größe des Nibelungenliedes vor seinen Augen erstehen. Mehr aber noch lockt ihn das Gebiet der älteren romanischen Literaturen, das sich jetzt in unabsehbarer Weite öffnet. Die großen Meister der spanischen Dichtung gehörten, Cervantes seit langen Jahren (vgl. Brief an Frau von Stein, Weimarer Ausgabe, IV, 6, 35), Calderon seit 1802 (Tag- und Jahreshefte S. 78 Hempel) zu den wenigen Auserwählten, an denen er sich immer wieder erbaute und erhob. Vor Allem ist es aber auch jetzt wieder die ältere italienische Literatur, die ihn mächtig in ihren Bann zieht. Mochte ihm auch Jagemanns Kennerschaft immer zur Seite gestanden haben (Tag- und Jahreshefte S. 185 Hempel), mochte ihn auch die Uebersetzung des Cellini unmittelbar in die großen Zeiten der italienischen Kunst und Dichtung zurückgerufen haben, ein tieferes Interesse für die Meisterwerke der älteren italienischen Literatur hatte sich, so lange er unter der ausschließlichen Herrschaft der Antike stand, nicht wieder finden wollen und kaum einmal hört man, daß er sie überhaupt in dieser Zeit in die Hand genommen (vgl. Tagebuch 21. Mai 1797, 16. Mai 1799). Erst seitdem Fernow,

der Nachfolger Jagemanns als Bibliothekar der Herzogin Amalia, im Jahr 1804 in seine Nähe trat und ihn mit seiner frischen Begeisterung für Sprache und Dichtung des immer noch sehnsüchtig geliebten klassischen Landes berührte, erwachte die alte Neigung mit verstärkter Gewalt wieder. In den Jahren 1806—1808 tritt nun die Beschäftigung mit mancherlei bedeutenden oder charakteristischen Erscheinungen der italienischen Renaissanceliteratur sehr entschieden in den Vordergrund. Die Anregung gab Fernow. Durch dessen Abhandlung über die italienischen Dialekte sieht sich der Dichter „mitten in das Leben jenes merkwürdigen" Volkes zurückversetzt (Tag- und Jahreshefte S. 156, Hempel) und durch seine Biographie des Petrarca dem Meister des Sonetts genähert, mit dem er sich bald auf dem Felde dieser Dichtart messen sollte (5. Januar 1807); er liest außer den oben erwähnten Novellisten das Leben des Aretino (25. März 1807), den Aminta Tassos (3. Januar 1808) und später die Schmähsonette der Cicceide (12. November 1810, vgl. Hempel 29, 613 f.). Am lebhaftesten fühlt er sich auch jetzt wieder angezogen durch Meister Ariost, dessen Satiren, Elegien und Komödien ihn bei seinem Badeaufenthalt in Karlsbad im Jahr 1807 unter Fernows Beistand anhaltend beschäftigen. Mit dem frühzeitigen Tode des Freundes im Jahr 1808 versiegte indeß die Quelle dieser fruchtbaren Anregung wieder (Tag- und Jahreshefte S. 185, Hempel), und die italienische Literatur verliert so in den allumfassenden Interessen des Dichters bald wieder ihren bevorzugten Rang.

So war die Renaissancedichtung einst die Brücke gewesen, auf der Goethe dem Klassizismus zuschritt, und sie, nicht ausschließlich, aber zum guten Teil war es auch jetzt wieder, die ihn von der einsamen Höhe dieser vielfach überspannten Bestrebungen zurückführte. Von dem klassischen Schönheitsideal sagt er sich auch jetzt nicht los, das ein für allemal das seinem dichterischen Wesen gemäße Kunstprinzip war und blieb. Aber wenn es bis dahin die ausschließliche Norm seines Schaffens gewesen war, so erfuhr jetzt seine poetische Anschauung zwar nicht eine Umwandlung, aber doch eine Erweiterung. Halb willig, halb unwillig läßt er von jetzt an neben der Antike auch andere Götter gelten. Der große Stil einer in sich ruhenden, gesteigerten Objektivität giebt nach wie vor seinen Werken ihren maßgebenden Charakter, aber in Stoff und Form sieht man von jetzt an klassische und romantische Elemente sich vielfach verschmelzen. In der Zeit, von der hier die Rede ist, ist es überwiegend der Einfluß romanischer Poesie, der seinen Schöpfungen dieses neue Gepräge giebt.[1])

[1]) Die obigen Ausführungen stehen in gewissem Sinne in ergänzender Beziehung zu der ausgezeichneten Darlegung K. Burdachs in seinem schönen,

Von dieser neu eingeschlagenen Richtung ist unser „Tagebuch“, wenn auch nicht das erste, so doch ein höchst charakteristisches Beispiel. Es liegt genau auf dem Kreuzungspunkt, wo die antikisierenden und romantischen, oder genauer gesagt, romanisierenden Tendenzen sich begegnen. Noch vor wenigen Jahren würde es dem in den Grundsätzen des Klassizismus befangenen Dichter nicht in den Sinn gekommen sein, einen der altrömischen Elegie unmittelbar entnommenen Stoff anders als in antik-elegischem Versmaß zu behandeln; jetzt aber dachte er vorübergehend sogar daran, die unvollendete „Achilleis“ in einen Roman zu verwandeln (Tagebuch 10. August 1807). „Das Tagebuch“ tritt so ergänzend neben die nur kurze Zeit früher entstandene „Pandora“, in der zuerst streng antiker Stil mit modernen rhythmischen Formen sich mischen, eine Erscheinung, die sich später im Fragment des „Löwenstuhls“ und zuletzt mit bewußter Absicht in dem Helenazwischenspiel des Faust wiederholt. Die „Pandora“ steht übrigens auch inhaltlich stärker unter dem Einfluß der Romantik als irgend ein anderes Stück dieser Zeit und Phileros — natürlich Goethes Sohn August — ist nur ein Vorläufer des später auftretenden Genius der Romantik Euphorion.

Unser Gedicht wird von Goethe im Tagebuch zuerst erwähnt am 30. April 1810 mit den Worten „die Stanzen das Tagebuch abgeschrieben“. Er diktierte es an diesem Tage Riemer in Jena[1]) (vgl. „Aus den Tagebüchern Riemers“ Deutsche Revue, Jahrgang 12, Band 3, S. 61), und las es bei seinem folgenden Aufenthalt in Karlsbad wiederholt vor (12. August und 1. September 1810). Später hielt er es geheim und wir hören erst durch Eckermann wieder von

---

an fruchtbaren Gesichtspunkten reichen Aufsatz über „Goethes Ghasel auf den Eilfer“ (Goethe-Jahrbuch 11, 14 f.) Es ist richtig, daß der entscheidende Bruch mit der „exclusiv antiken Kunsttheorie“ erst mit dem Beginn der Divandichtung eintritt und daß die voraufgehenden Jahre diese Wendung nur vorbereiten. Aber das Charakteristische dieser Uebergangszeit ist der Einfluß der romanischen Literaturen, der, so wenig tiefgehend er an sich sein mochte, doch zuerst die Lockerung der streng klassischen Kunstanschauung herbeiführte. Die Wendung beginnt bald nach Schillers Tod, der epochemachend ist. Von da an tritt eine engere Berührung besonders mit den jüngeren Talenten der Romantik ein. Das Interesse für ihre Bestrebungen stand in den Jahren 1807—1809 auf seinem Höhepunkt, es war schon im Sinken begriffen, als das Erscheinen von Hammers Divan den Dichter nach einer ganz anderen Richtung zog.

[1]) Die Bemerkung Riemers in den „Mitteilungen“ (2, 623), daß Goethe ihm das Gedicht in Karlsbad diktiert habe, ist falsch, worauf schon Wahle (Weimarer Goethe-Ausgabe III, 4, 379) aufmerksam gemacht hat. Sie gehört zu den irrigen Angaben, die sich in jenem Buch leider nicht selten finden. Goethe hielt sich vom 12. März bis 16. Mai 1810 in Jena auf und kam erst am 19. Mai darauf in Karlsbad an.

ihm, dem Goethe es am 25. Februar 1824 (vgl. Gespräche mit Goethe) zeigte. Die einzige im Nachlaß gefundene Handschrift ist jetzt sekretiert. Es ist wohl die von Riemer aus dem Jahr 1810 herrührende (vgl. Deutsche Revue, Jahrgang 12, Band 3, S. 61). Sie trägt oben von Goethes Hand den Vermerk, daß das Gedicht nie gedruckt werden dürfe (vgl. Eckermann, Gespräche mit Goethe 25. Februar 1824). Nach einer Abschrift aus Müllers Nachlaß ließ Salomon Hirzel es im Jahr 1861 für die stille Gemeinde der Goethefreunde abdrucken, worauf alle späteren indiskreten Veröffentlichungen zurückgehen.[1])

Die obenerwähnten Bemerkung des Tagebuchs (30. April 1810) beweist natürlich für die Abfassungszeit des Gedichtes selbst nichts, für die es an sicheren Angaben fehlt. Das Wahrscheinlichste ist, daß Goethe es unmittelbar, nachdem es entstanden war, Riemer zur Reinschrift in die Feder diktiert hat. Wahle (Weimarer Goethe-Ausgabe III, 4, 379) will die Möglichkeit nicht ausschließen, daß es schon im Jahre 1808 gedichtet sei. Damals hatte Goethe am 19. Mai (vergleiche Tagebuch) den Casti gelesen und sprach am 30. August auf der Fahrt von Karlsbad nach Franzensbrunn „über eine Geschichte im Castischen Styl und Sinne," von der Riemer, sein damaliger Reisegefährte, ausdrücklich bezeugt, daß es die „erste Idee" zum „Tagebuch" gewesen sei (Deutsche Revue, Jahrgang 11, Band 4, S. 33 Anmerkung). Daraus folgt indessen nicht, daß es damals auch schon zur dichterischen Ausführung selbst gekommen sei. Goethes Scheu, sich von einem Stoff, der ihm lieb oder interessant geworden war, durch endgiltige Fassung und schriftliche Fixirung zu trennen, ist bekannt, und so werden wir vermuten dürfen, daß er auch in diesem Falle sich so lange mit dem Inhalt unseres Gedichtes getragen habe, bis die poetische Geburtsstunde geschlagen hatte. Die Unterhaltung in Jena mit Riemer am 27. April 1810 (vergleiche Tagebuch) „über moralische Erzählungen" scheint den Zeitpunkt zu bestimmen, wo die Idee in ihm zur Reife gelangt war und wir werden daher nicht irre gehen, wenn wir annehmen, daß es unmittelbar nach oder wenigstens um die Zeit dieser Unterhaltung entstanden und dann frisch darauf diktiert sei.

Das Tibullische Motto kann, wie schon oben erwähnt, seinem Inhalt nach erst später dem schon abgeschlossenen Gedicht hinzugefügt sein. Die Situation ist ähnlich, der Sinn jedoch dem des „Tagebuchs" geradezu entgegengesetzt, worüber Goethe nachträglich in seiner lässigen Weise hinwegsehen mochte. Die Verse beweisen nebenbei, was neuerdings, wenigstens für die römischen Elegien, in Zweifel gezogen ist,

---

[1]) Ich verdanke diese Notizen der freundlichen Mitteilung Erich Schmidts.

daß Tibull Goethe keineswegs fremd war.[1]) Beschäftigung mit ihm unmittelbar vor der Abfassung des Gedichtes läßt sich freilich nicht nachweisen. Aber einige Tage darauf, am 6. Mai, erhält er die vor Kurzem erschienene Uebersetzung von Koreff, in der er am Abend liest. Aus der Art, wie daneben „das Tagebuch" erwähnt wird (Tagebuch 6. Mai 1810), läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß ihm damals die Idee gekommen sei, die Verse, die dazu wie gegeben erschienen, dem Gedicht als Motto beizugeben.

Johann Leonhard Schrag und Jean Paul.

Kleine Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels und zur Charakteristik Jean Pauls.

Mitgeteilt von August Sauer.

Zu den bis heute noch nicht hinlänglich gewürdigten deutschen Buchhändlern aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, denen die künftige Geschichte des deutschen Buchhandels gerecht werden muß, gehört in erster Reihe die ehrwürdige Gestalt des Nürnberger Verlegers Johann Leonhard Schrag (geboren zu Landshut am 27. Januar 1783, gestorben zu Nürnberg am 30. April 1858). Ein kluger, umsichtiger, unternehmender, zielbewußter Geschäftsmann, ein ausgezeichneter Nürnberger Bürger und eifriger bayerischer Patriot, ein vortrefflicher Familienvater, hinterließ er den Seinigen ein blühendes Geschäft und ein reich gesegnetes

---

[1]) F. Bronner (Goethes römische Elegien und ihre Quellen. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik Bd. 148, S. 145) geht in dem einseitigen Bestreben, Tibull jeden Einfluß auf Goethes elegische Dichtung abzusprechen, zu weit. Die Behauptung, daß er ihn möglicherweise nicht einmal gelesen habe (a. a. O. S. 107, 147), ist mindestens sehr wunderlich und wird unmittelbar durch die Thatsachen widerlegt. Beschäftigung mit ihm wird außer an der oben angeführten Stelle auch am 23. Mai 1797 und später am 23. Oktober 1810 erwähnt. Daß Tibull, wenn auch vielleicht in der Uebersetzung, auf Goethes 18. römische Elegie eingewirkt hat, muß Bronner (a. a. O. S. 145 f.) selbst zugeben, dasselbe ist sicherlich auch der Fall Tibull III, 19 (IV, 13), V. 12 = Goethe XII, 8 und an Stellen, wo es sich um Motive handelt, die jenem und den andern Elegikern gemeinsam sind, ist es natürlich nicht ausgeschlossen. Niemand wird bestreiten, daß Goethe sich durch die größere sinnliche Glut, die geistreichere Behandlung und ausgebildetere Kunst mehr zu Properz hingezogen fühlte, aber daß er deswegen den zwar schlichteren, sanfteren, aber doch immer anmutigen und wahren Tibull ganz habe ignorieren müssen, ist doch eine höchst seltsame Folgerung.

Andenken. In der Geschichte der deutschen Literatur spielt er als der Verleger des Chamissoschen Peter Schlemihl und des Fouquéschen Zauberrings, vor allem aber als der Begründer und langjährige Verleger des Frauentaschenbuches eine nicht unwichtige Rolle. Sein Verlag, der auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete eine hervorragende Stelle einnahm, ist einer der Mittelpunkte der späteren Romantik. Ueber alle seine Unternehmungen giebt ein sorgfältig angelegtes, musterhaft geordnetes und in fast lückenloser Folge untadelhaft erhaltenes reiches Archiv alle wünschenswerte Auskunft. Der Liebenswürdigkeit des gegenwärtigen Besitzers der rühmlich bekannten Verlagsfirma gleichen Namens, des K. B. Hofbuchhändlers Carl Schrag in Nürnberg, verdanke ich den Einblick in diese für die Geschichte des Buchhandels äußerst wertvolle Sammlung und lege als vorläufige Ankündigung anderer ergiebigerer Untersuchungen hier zunächst die Schilderung einer kleinen Episode aus Schrags Verlagsthätigkeit, die Darstellung seiner Beziehungen zu Jean Paul, in einer Reihe von unbekannten Briefen vor. Die Briefe Schrags an Jean Paul, welche sich in der K. Bibliothek in Berlin befinden, wurden mir durch Herrn Dr. Nerrlichs gütige Vermittlung abschriftlich mitgeteilt.

Diese Beziehungen führen uns in die Anfänge des Schragischen Verlages. Jean Paul war damals einer der beliebtesten deutschen Romanschriftsteller; es zeugt von dem weiten Blicke und der großen Geschicklichkeit des jungen Buchhändlers, daß sein Augenmerk bereits lange vor der eigentlichen Begründung seines Geschäftes (1. Juli 1810) auf den berühmten Dichter im nachbarlichen Bayreuth gerichtet war und er den Beginn seines Unternehmens mit einem so glänzenden Namen schmücken wollte. Schrags erster Brief (Nürnberg, 5. Februar 1810) lautet:

Eure Wohlgebohren verzeihen meine Freiheit, daß ich Ihnen mein bevorstehendes hiesiges Etablissement einer Verlags Buchhandlung unterthänigst anzeige. Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn Sie mich Ihres gütigen Zutrauens würdigen wollten, und ich mein Unternehmen mit dem Werke eines so rühmlichst bekannten Verfaßers beginnen könnte. Mein thätiges Bestreben ist dahin gerichtet, in Baiern eine Verlags Buchhandlung zu begründen, die mit der Zeit jenen des Auslandes gleich kommen soll, ich besitze den zu diesem Unternehmen nötigen Fond, und werde mich bemühen das Zutrauen berühmter Männer zu erhalten. Ich wünschte mich vorzüglich mit einem Manuscripte von Ihnen beehrt zu sehen, und würde es mir angelegen seyn laßen, durch Erfüllung jeder Ihrer Forderungen, Ihre Gewogenheit auch für die Zukunft zu erhalten.

Jean Pauls Antwort auf diese vielversprechende Einladung ist nicht erhalten. Wir dürfen aber annehmen, daß er die Aufforderung freundlich aufnahm und nicht bloß mit leeren Vertröstungen erwiderte; denn der erste seiner erhaltenen Briefe beweist, daß er dem jungen Anfänger kein geringes Zutrauen entgegenbrachte.

Bayreuth d. 18. Okt. 1810

Hier send' ich Ihnen ein kleines, aber bezauberndes Werk von Fouqué. Auf das Titelblatt muß sein ganzer Name kommen: Baron de la Motte Fouqué. (früher unter dem Namen Pellegrin bekannt.) — Ich bitte Sie nun, sich blos an ihn selber zu wenden, da ich wenig Zeit zu Briefen habe. Im Ihrigen wünscht' ich, sagten Sie ihm, daß ich es beinahe für sein bestes Werk erkläre und daß ich es in den Heidelberg. Jahrbüchern beurtheilen d. h. bewundern werde (wie ich schon früher mit seinem zweimal aufgelegten Sigurd gethan). Sollten Sie gleichwol aus Verleger-Verhältnissen ihm das Werkchen zurück senden: so sagen Sie ihm meinen Rath, es in Perth[es'] vaterländisch[es] Museum zu geben, wo es mit seinem deutschen Glanze eine schöne Stelle füllen wird. Leben Sie wol!

Jean Paul Fr. Richter.

Jean Pauls Bewunderung für Fouqué ist bekannt (Nerrlich, Jean Paul und seine Zeitgenossen 1876 S. 252 f.). Das übersandte Werk war das Schauspiel „Eginhard und Emma", das 1811 bei Schrag erschien und das Jean Paul seinem Vorsatz getreu, aber zum Verdrusse Wilhelm Grimms und anderer, in den Heidelberger Jahrbüchern weit über Gebühr lobte (Werke, Hempelsche Ausgabe, 52, 104). Durch diesen Brief wurde Fouqués Verbindung mit Schrag eingeleitet, die für beide Teile so bedeutungsvoll werden sollte und die ich in einer späteren Studie näher beleuchten werde.

Im Juni 1811 war Jean Paul von Erlangen aus in Nürnberg, wo er sich sehr wohl fühlte. „Ueber alles gefiel mir der südliche, frohe, herzige Ton des Volks" schrieb er an seine Frau (16. Juni, Wahrheit aus Jean Pauls Leben 7, 252; Nerrlich, Jean Paul, sein Leben und seine Werke 1889, S. 489). Er verkehrte mit dem von ihm sehr geschätzten Naturforscher Professor August Friedrich Schweigger und mit dem „kindlichen" Schubert. In seiner Begleitung war der Erlanger Buchhändler Walther, eine Veranlassung mehr, auch dessen Nürnberger Kollegen zu begrüßen. Damals entschloß sich Jean Paul, diesem das „Leben Fibels" in Verlag zu geben. Darauf bezieht sich der folgende unmittelbar nach der Rückkehr geschriebene Brief:

Bayreuth. d. 23. Jun. 1811

Die Verspätung meiner Rückkehr und die neue Postordnung machen, daß ich Ihnen erst am Sonnabend das Manuscript senden kann, dessen Abdruck dann ungehindert eilend fortgeht.

Wegen Kürze der Zeit konnten wir neulich unsern Kontrakt nicht bestimmt genug abschließen.

1) Für den Druckbogen nach dem mir von Ihnen gezeigten Format 4 Louisd'or in Gold —
2) 40 (vierzig) Louisd'or zahlen Sie Ende Augusts —
3) Das Uebrige nach dem Abdruck —
4) Der Abdruck wird für die Michaelis Messe vollendet, welche zum Glücke 1 Woche später einfällt — Verzögerte sich durch Zufälle, die aber keine

Schuld sein dürften, der Abdruck einige Wochen über den September hinaus: so wären doch Ende Septembers wieder 40 Ld. zu zahlen —

5) Funfzehnhundert Exemplare stark wird die Auflage —
6) Das Werkchen wird nach meiner neuesten Nachzählung vielleicht um einige Bogen stärker ausfallen —
7) 12 Frei Exemplare auf Schreibpapier für mich — Eines auf Druckpapier bitt' ich Sie sogleich nach Abdruck an meinen Schwager Mahlmann in Leipzig zu schicken, welchem ich für seine elegante Zeitung etwas zu schicken keine Zeit habe und welcher sich daher freuet, wenn er aus einem noch nicht in der Messe einlaufenden Buche von mir einige Stücke für sein Blatt einweben darf. — Ich bitte Sie, mir mit umkehrender Post alle diese Artikel zu bestätigen. Leben Sie wol!

Jean Paul Fr. Richter.

Schrag that dies am 26. Juni 1811, indem er alle von Jean Paul angeführten Verlags-Bedingungen wiederholte und sich zu deren Befolgung verbindlich machte. Darauf antwortete Jean Paul im wesentlichen folgendes:

Bayr. d. 28. Jun. 1811

. . . Hier folgt der größere Theil des Mspts. Ich werde Ihnen früher als ich bisher dachte, den Rest nachschicken können. — Hinten wird das bekannte sächs. Abcbuch, weil auf dasselbe immer das Werkchen anspielt, als Anhang abgedruckt; es beträgt etwan 10 Seiten mit Auslassung der illuminirten Holzschnitte, zu denen jetzt keine Zeit da wäre . . .

Um etwas bitt' ich Sie inständig: um einen beßern Setzer und Korrektor, als mir bisher meistens zu Theil geworden; der Setzer wurde immer mein Zersetzer und der Korrektor ein Inkorrektor, und letzterer dieses immer um so mehr, je leichter er mich zu errathen und zu ergänzen glaubte . . .

Leben Sie wol! Deßgleichen der Setzer und der Korrektor, damit sie wol sehen!

Ihr

Jean Paul Fr Richter

Diese Sendung bestätigt Schrag am 16. August und legt die bis dahin fertigen Bogen F bis f bei. Zugleich bezieht er sich auf ein anderes nicht erhaltenes Schreiben des Dichters: „Ihr Leztes in Betref der bereits schon eingeschliechenen Druckfehler habe ich dem Correktor, Dr. Bischof, Redacteur des hiesigen Corespondenten mitgetheilt, und er hat seine Rechtfertigung darauf bemerkt, wie Sie sie beigelegt finden werden." Auf den Druck und die Druckfehler, sowie auf die Honorarzahlung beziehen sich die folgenden Briefe (Jean Paul 12. September 1811, Schrag 4. Oktober 1811); Jean Paul findet die Berechnung mit dem damaligen Kurs nicht ganz übereinstimmend; Schrag zeigt sich auch hier sehr bereitwillig und entgegenkommend. Aus Jean Pauls Brief vom 12. September ist nur die eine Stelle für uns von Bedeutung: „Ich bekomme gewöhnlich für meine Werke 6 Louisd'or; und dieses schon für 5 Louisd'or verkaufte

gab ich Ihnen für 4." Wir müssen also annehmen, daß Schrag bei Jean Pauls Nürnberger Besuch persönlich alles aufgeboten habe, um den Dichter für seinen Verlag zu gewinnen und daß dieser andere bereits eingegangene Verpflichtungen zu dessen Gunsten rückgängig machte. Schrags Hoffnung auf ein glänzendes Geschäft bewährte sich aber nicht. Auf den geringen buchhändlerischen Erfolg des Buches kommen wir alsbald zurück. Er wird wohl mit Ursache gewesen sein, daß kein weiteres Werk Jean Pauls im Schragischen Verlage erschien. An der Bereitwilligkeit ließ es der Dichter nicht fehlen. „Ich hoffe künftig — so schrieb er am 21. Oktober 1811 — noch mehrere Geschäfte, zu welchen noch dazu unsere Nähe einlädt, mit Ihnen zu machen. Vertragen sich Ihre schon eingegangnen Verbindlichkeiten vielleicht mit der Annahme eines stärkeren Werks von mir in den nächsten Messen?"

Im Frühjahr 1812 entschloß sich Jean Paul zu einem längeren Aufenthalt in der „guten Stadt" Nürnberg, um dort „unter deutschen Antiken über der Erde drei Wochen lang zehntausend Dinge" zu vergessen. Er läßt sich (19. März 1812) durch Schweigger ein „Schwalbennest" aussuchen und wiederholt diesen Auftrag 3 Wochen später (10. Mai) noch dringlicher, nachdem er mit Friedrich Heinrich Jacobi eine Zusammenkunft in Nürnberg verabredet hatte (Wahrheit aus Jean Pauls Leben 7, 266—271, Jean Pauls Briefe an F. H. Jacobi S. 158 ff.). In seiner Ungeduld wandte er sich eine Woche später mit derselben Bitte auch an Schrag und wählte nun ihn zu seinem „Reichs-Quartiermacher" (20. Mai): „Ich wünschte . . . Ende Maies 2 oder 3 oder 4 Wochen Ihr freundliches und kunstreiches Nürnberg zu genießen . . . Ich bedarf nun eine gewöhnliche Stube, mit einer Kammer; — nicht der Nachmittaghitze ausgesetzt — unbedeutend möbliert, doch mit einem Kanapé — wo möglich, dem Museum nahe — Aufwartung — und weiter nichts, da ich Mittags im Gasthofe esse. Zu meinem Vergnügen gehört, daß ich als Miethmann, nicht als Gast in Nürnberg lebe." Charakterischer Weise erkundigt er sich auch bei Schrag wie bei Schweigger um den ihm unentbehrlichen „Bier-Dualismus": „Giebt es in Nürnberg Erlanger Doppelbier? Oder hat wenigstens das Nürnberger ebenso viel Hopfen? Diese Frage thut mein verwöhnter Magen."

Gerade bei einem Manne wie Jean Paul sind solche kleine Züge nicht belanglos. Wie ausführlich, mit wie behaglicher Breite schildert er selbst seine Reise nach Nürnberg mit dem Physiker Seebeck und die Wohnungsfatalität bei der Ankunft daselbst (1. Juni): „Kürzeste Fata vor und in Nürnberg; meinen Otto und Emanuel gehörig, denen ich bald schreiben werde" (Wahrheit aus Jean Pauls Leben 7, 271 ff.). Nichts war vorbereitet, der Gasthof unbeleuchtet, an Seebecks Zimmer fehlte das Schloß; dieser schalt auf Schweigger und wollte auf der

Stelle wieder einpacken. Jean Paul selbst verharrte in philosophischer Ruhe. „Jetzt kam der Wirt endlich, ein höflich, junges Männchen, darauf Schrag,[1]) an welchen ich im Jammer geschickt; dann gar Schweigger, welcher meinen letzten Brief um einen Posttag zu spät bekommen.“ Nun kommt rasch alles in Ordnung und am nächsten Tage bezieht Jean Paul eine ihm passende Privatwohnung am Roßmarkt. In die erste Zeit dieses Aufenthalts gehört ein launiges Blättchen, dem der sehr „dienstfertige“ Empfänger (Nerrlich 1889 S. 491) mit gewohnter Genauigkeit das Datum (4. Juni 1812) beisetzte:

Lieber Herr Schrag!

Schon aus der Dinte, womit ich meine Bitte hinschreibe, ersehen Sie den Inhalt der letztern. Ich bitte Sie nämlich um $^1/_2$ Glas Ihrer so vortrefflichen Dinte, daß sie sogar meine übertrifft; daher ich mir einmal bei Ihnen das Rezept derselben aufschreiben will.

Ich bin mit meinem 2ten Quartier höchstens zufrieden.

Ist hier nirgends Zippleins Ferienreise zu haben? —

Ihr

JPF. Richter.

Der Nürnberger Aufenthalt selbst braucht hier nicht weiter verfolgt zu werden (Nerrlich 1889 S. 489 ff.). Er verkehrte außer mit Schrag und Schweigger, mit Hegel und Niemeyer, mit Medizinalrat v. Hoven und Obersten von Ramdahl, mit Professor Keller und dem Mathematiker J. W. A. Pfaff, mit dem geschätzten Arzte Dr. Johann Carl Osterhausen (1765—1839). So ließ er bei seinem Scheiden einen größeren Freundeskreis zurück, auf den die Briefe der nächsten Jahre Bezug nehmen, und der Aufenthalt blieb ihm lange in angenehmer Erinnerung. „Noch immer bleibt, wenn ich einmal Baireuth verlasse, mein Auge nach dem Thore gerichtet, das nach Nürnberg offen steht (14. Oktober 1812).“ Auch sonst sind diese Briefe durch Reminiscenzen an den persönlichen Verkehr belebt und auch das Tintenrezept taucht wieder auf: „Diese Dinte ist ganz nach Ihrem trefflichen Rezept gemacht; blos ein wenig gesalzen hab' ich sie; daher der Glanz ohne Abfärben (14. Oktober 1812).“

Den jovial-freundschaftlichen Ton, in welchem Jean Paul von da ab mit seinem Nürnberger Verleger verkehrte, bezeugt am besten ein anderes Blättchen, in dem er dessen Mühewaltung für sein materielles Wohl in Anspruch nimmt und das eben deswegen nicht zurückgehalten werden soll. Man wird die Fischartische Aufzählung wie im engeren Freundeskreise so auch hier nicht ohne Vergnügen lesen:

---

[1]) E. Förster deutet 1863 (Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter 1, 243) diesen und die anderen Namen nur an, während sie bereits in dem älteren Druck 1833 ganz ausgeschrieben waren.

Baireuth d. 5. Febr. 1813

„Einen geräucherten Preß- oder Säusack — und einen ungeräucherten —
„und 24 geräucherte Brat- — und 12 geräucherte Blut- — und 12 geräucherte
„Leberwürste erbittet sich unfrankiert und mit der Rechnung der Kauf- und Pack-
„kosten mit der fahrenden Post

„der Verfaßer des
„Hesperus und
„anderer sehr von
„Würsten verschiedener
„Werke."

Gleichwol muß ich mein Blatt mit dieser Bitte an Sie anfangen. Leider mach' ich mich immer mehr zum Schuldner Ihrer Gefälligkeiten.

In der Michaelis Messe hoff' ich Ihnen ein Bändchen vermischter Aufsätze zu geben, komischer und wissenschaftlicher (z. B. letzte über die Entstehung der ersten Organisazion, dann über den organischen Magnetiseur). Verzeihen Sie und leben Sie wol.

Ihr
ergebener
Jean Paul Fr. Richter.

H. Prof. Pfaff hat mich durch die Kraft der Darstellung und der Einsicht in seinem Rußland sehr erfreut.

Danken Sie unserem guten Schweiger für sein letztes sinn- herz- und geistreiches Blatt an mich.

Die Bestellung wurde zur Zufriedenheit ausgeführt:

Bair. d. 12. März 1813

. . . Letzte [die Würste] sind meinem Magen schöne Vergißmeinnicht von Nürnberg; nur die Blutwürste haben den Fehler, den jetzo die Länder nicht haben, zu viel Fett zu enthalten.

Grüßen Sie alle meine Freunde. H. Prof. Keller bitt' ich, mir unter meinen 4 Büchern die Auswahl aus des Teufels Papieren zuerst wieder zu schicken. Er kann ja die jetzigen Zeitungen als eine Auswahl aus den Teufels Papieren lesen . . .

Mit jenem culinarischen Briefe sind wir aber bereits wieder in das Geleise der buchhändlerischen Beziehungen eingelenkt, die wir nun weiter zu verfolgen haben. Schon im Briefe vom 14. Oktober 1812 hieß es: „In diesem Jahre genieß' ich das seltene Glück, nur in 1 Taschenbuchkapsel gesperrt zu sein. Auf Ihren Wunsch, mich im künftigen Jahre in eine neue inkarzerieren zu lassen, sag' ich weder Ja noch Nein; bis zum April hab' ich Zeit genug zum Be- und Erdenken. Die beiden neuen Auflagen der Levana und der Vorschule haben mich bisher an andern Ausarbeitungen gehindert. Ich hoffe, Ihnen zur Michaelis Messe 1813 etwas geben zu können." Ueber den ersten Plan weiß ich nichts beizubringen. Sollte Schrag schon damals an einen Almanach in der Art des späteren Frauentaschenbuches gedacht haben? Jean Paul war ja regelmäßiger Mitarbeiter des Cottaschen „Taschenbuches für Damen", das er mit der einen „Taschenbuch-

kapsel" meint. Der andre Plan ist der zu einer Sammlung von kleineren Schriften, welche Jean Paul unter dem Titel Museum zusammenfassen wollte. Schon der Brief vom 5. Februar erwähnt zwei der dafür bestimmten Aufsätze: „Muthmaßungen über einige Wunder des organischen Magnetismus" und „Frage über das Entstehen der ersten Pflanzen, Thiere und Menschen," vergleiche oben S. 622. Die ausführlicheren Vorschläge macht Jean Paul in folgenden zwei Briefen, auf welche Schrags Antworten leider nicht vorhanden sind:

Baireuth den 1. Jun. 1813

Endlich, lieber Herr Schrag, kann ich das Bestimmtere über mein neuestes Werkchen, dessen Verlag Sie übernehmen wollen, angeben.

1. Der Titel ist: Museum von Jean Paul; die Druckbogenzahl etwan 24 Bogen —
2. Für den Druckbogen — in Fibels Format p. — erbitt' ich mir fünf Louisd'or in Golde —
3. Doch so, daß Sie den funften, der kanoneneisernen Zeit wegen, erst in der Ostermesse 1814 bezahlen —
4. Hingegen 40 Louisd'or am nächsten längsten Tage, und die übrigen in dieser Michaelis Messe, in welcher es erscheinen soll —
5. Die Auflage wird nicht über funfzehnhundert Exemplare stark —
6. Ich erbitte mir 12 Freiexemplare auf Schreibpapier —
7. In der Mitte dieses Monats kann der Druck anfangen und ungestört fortfahren; denn es bedarf keiner andern Feder weiter als der abschreibenden.

Wollen Sie die Güte haben, mir diese Bedingungen bestimmt zu bejahen?

Grüßen Sie von mir alle meine lieben Nürnberger Bekannten und Ihre Gattin.

Ihr

Jean Paul Frdr. Richter.

Bair. d. 25. Jan. 1813

Ich nehme Ihre Vorschläge in Ihrem werthen v. 5. Jan. mit einer unbedeutenden Änderung an. So ungern ich meine Gedanken — zumal über den Magnetismus — dem Publikum ein Halbjahr später gebe: so weich' ich doch der Nothwendigkeit, welche die Meßstadt mit Kriegern anstatt mit Bezahlern und Käufern füllt. Desto reicher werden nach dem wahrscheinlichen Friedensschluße die beiden nächsten Messen ausfallen, wenigstens die O[ster]M[esse]. Nur bei dem 3ten Artikel wünsch' ich, daß Sie mir zur Neujahrs Messe, falls der Druck nicht geendigt wäre, wieder 400 fl bezahlten, und den Rest nach dem Abdruck. Übrigens ist die Bejahung dieses Artikels nicht der Mühe eines besondern Briefes werth . . . . . .

Die näheren Angaben, warum dieser Plan gescheitert ist, fehlen uns. Das Museum erschien 1814 in Stuttgart und Tübingen bei Cotta. Mit diesem Briefe endet der regelmäßige schriftliche Verkehr zwischen Schrag und Jean Paul. Erst wieder aus dem Jahre 1820 liegen zwei flüchtige Zettel Jean Pauls vom 1. Februar und vom 8. Mai vor, welche den Dichter als Mitarbeiter an der bei Schrag erscheinenden Zeitschrift Eos erweisen. Es ist das alte Druckfehler-

thema in neuen Variationen.[1]) Bemerkenswerter ist ein andrer Brief aus demselben Jahre auf eine ebenfalls vorhandene Anfrage Schrags. Fouqué hatte die Redaktion des Frauentaschenbuches mit dem siebenten Jahrgange niedergelegt. Schrag wollte dieses Unternehmen darum nicht aufgeben, war aber unschlüssig, wen er dafür ausersehen und zu gewinnen trachten sollte. In dieser Verlegenheit wandte er sich unter dem 14. November 1820 an Jean Paul und erbat sich dessen guten Rat. Er hob dabei hervor, daß sich in der letzten Zeit der Beifall, den dieses Taschenbuch gefunden, „vielleicht wegen zu gemischten Inhalt" gemindert habe; von einem neuen Redakteur und Teilnehmer müßte er darum recht viel gutes hoffen. Jean Paul antwortete unter dem 4. Dezember 1820, er wisse ihm „niemand besseres vorzuschlagen, als eine Frau, welche selber Dichterin ist und die Bedürfnisse der Leserinnen schon von frühern Redakzionen kennen und befriedigen lernte", nemlich seine Schwägerin, geborne Meyer in Dresden, jetzige Uthe, gewesene Spazier. An diese möge sich Schrag unmittelbar mit der Berufung auf Jean Pauls Vorschlag wenden. Dieser Rat wird in anderem Zusammenhang von uns zu würdigen sein.

Die uns gegenwärtig vorliegenden Dokumente gewinnen größere Bedeutung erst wieder nach Jean Pauls Tod; sie liefern ein interessantes Nachspiel zum Verlag vom Leben Fibels und zeigen uns den milden, feinfühligen Mann, als welcher uns Schrag von seinen Zeitgenossen geschildert wird, durch die Umstände gezwungen, als entschiedenen Verfechter seiner wohlerworbenen Rechte. Es wird ihm gewiß nicht leicht geworden sein, so bald nach dem Hinscheiden des verehrten Dichters (14. November 1825) an dessen Familie mit materiellen Forderungen heranzutreten. Aber die Rücksicht auf das Geschäft verlangte es. Taktvoller Weise wendet er sich aber zunächst nicht an die Witwe selbst, sondern richtet den ersten Brief an Jean Pauls langjährigen Freund Christian Otto (6. Dezember 1825):

Nach langer Zeit, aber auf Ihre früheren gütigen Gesinnungen hoffend, nehme ich Veranlaßung wieder an Sie zu schreiben.

In dem Nekrologe Ihres verewigten Freundes, deßen Verlust mich bey der ersten Nachricht sehr überraschte, ist die Sammlung und Herausgabe seiner sämmtl. Werke als nahe angezeigt. Es ist Ihnen bekannt, daß mich der Verewigte 1811 mit dem Verlage seines Fibels beehrte, aber es mag Ihnen auffallend erscheinen, daß nach 14 Jahren nicht $^2/_3$ der Auflage veräußert, und heute noch 526 Exempl. auf meinem Lager vorräthig sind. Ich habe die Bedingungen des Verfaßers v. 23. Junij 1811 mit 4 Louisd. Honorar für den

[1]) Nach Herrn Carl Schrags gütiger Mitteilung findet sich in Jahrgang 1820 des Eos Nr. 5 S. 17: „Allegorische Vorstellung den 19. März 1819 an dem Namensfeste der Frau Josepha von *** [Welden]. Von Jean Paul" (Werke, Hempel, 48, 195) und S. 40 „Verdrießliche Druckversetzung".

Druckbogen erfüllt, und die Auflage nach seiner Bestimmung zu 1500 Ex gemacht. Diese, gegenseitig ausgewechselte, schriftliche Uebereinkunft muß mich in dem ungestörten Absatz der ersten Auflage sichern, und ich müßte sonach gegen die Aufnahme des Fibels in der beabsichtigten Sammlung so lange protestiren, als ich noch Vorrath der ersten contraktmäßigen Auflage besitze, oder von den Unternehmern nicht durch Ablösung entschädiget würde. —

Ich erlaube mir diese vorläufige Mitteilung an Sie, dem verehrten Freunde des Hauses, und bitte in geneigter Erwiederung mein Besorgniß zu heben, oder mich mit den Grundsätzen bey Unternehmung einer neuen Gesammtsausgabe bekannt zu machen.

Otto antwortete darauf in einem längeren Schreiben, das am 16. Dezember 1825 von Bayreuth abgieng und am 17. in Schrags Händen war. Er habe vor der Hand noch Bedenken getragen, die Witwe seines Freundes von Schrags Anliegen in Kenntnis zu setzen, teils weil er die zu großen Unannehmlichkeiten nicht habe vermehren wollen, die mit einem so entsetzlichen Verlust verbunden seien; teils weil die Verhandlungen über die Herausgabe sämtlicher Werke Jean Pauls noch nicht abgeschlossen seien; teils weil er gehofft habe und noch hoffe, daß die Umstände selbst ein Auskunftsmittel zu einer Ausgleichung zwischen Schrag und Jean Pauls Familie darbieten würden.

Dies scheint mir nun in der Wendung zu liegen, welche in der neuern Zeit der Buchhandel genommen, und dann in der rechtlichen Norm, welche sich allmälig gebildet hat in Rücksicht der Herausgabe sämmtlicher Werke eines Schriftstellers.

Was die erste betrifft: so suchte sonst der schutzlose und vogelfreie Buchhandel sich gegen den Nachdruck zu schützen und zu retten durch hohe Bücherpreise, welche — bevor noch der letztere seine Werke der Finsterniß vollbringen konnte, — wo nicht großen Gewinn verschaffen, doch vor Schaden bewahren sollten. Seit kurzer Zeit hat der Buchhandel den Nachdruck mit Glück zu besiegen gesucht und begonnen, indem er ihn zu überbieten und zu übertreffen trachtete in möglichster Wohlfeilheit der feilgebotenen Artikel. Freilich war anfangs dabei zu wagen, aber doch weniger, als bei der Bücher-Theuerung, welche verursachte, daß manche Bücher nur gedruckt wurden, um auf dem Lager aufgespeichert zu bleiben. (Sie werden mir gewiß zutrauen, daß ich dies nicht in Beziehung auf Sie vorbringe, und daß es nur eine allgemeine Wahrnehmung ist. Der Einzelne konnte sich der Regel nicht entziehen, welche von der Gesammtheit aufgestellt war.)

Nur durch die neuerliche Wohlfeilheit der Bücher ist die Kenntniß so vieler allgemeiner und die Begierde nach dem Selbstbesitz derselben größer geworden. Beides ist aber entstanden durch die wohlfeilen Gesammtausgaben von den Werken einzelner Schriftsteller, und dies hat — wenn auch nicht augenblicklich — vortheilhafte Rückwirkung auf die früheren Verleger einzelner Werke.

Was nun die Herausgabe sämmtlicher Werke eines Schriftstellers betrifft: so hat sich, wie ich glaube, in so fern die oben erwähnte rechtliche Norm gebildet, als den frühern Verlegern einzelner Werke ihr Verlagsrecht und der Absatz ihres Verlags bleibt, so daß sie, im Uebereinkommen mit den Autoren oder deren Erben, auch neue Auflagen bewirken können, wie dies neuerlich mit Goethes Werther, mit einer theologischen Schrift Herders geschehen ist, und gegenwärtig mit dessen Volksliedern geschiehet. Daß sich dies ereignen kann, ist schon ein

Beweis, daß die Ausgaben sämmtlicher Werke dem Absatze einzelner — im Fall der Preis zeitgemäß ist — nicht nachtheilig sein kann. Es würde mich zu weit führen, wenn ich diesen Artikel weiter verfolgen wollte. Ich habe ihn gegenwärtig nur in der guten Absicht berührt, um, wo möglich, Ihnen vorläufig einige Beruhigung zu verschaffen.

Diese ziemlich laienhafte Auseinandersetzung und Belehrung nahm der geschulte Geschäftsmann mit großem Mißvergnügen auf, wovon sein Fragezeichen bei den Worten „in der rechtlichen Norm" Zeugnis giebt. Er wußte selbst zu gut, was für ihn rechtliche Norm sein müsse, als daß er sich dadurch von dem eingeschlagenen Wege hätte ablenken lassen. Sein zweites Schreiben an Otto ist nicht vorhanden. Dieser verwies ihn aber in seiner kurzen Erwiderung vom 24. Dezember 1825 an die Witwe selbst und lehnte jede weitere Vermittlung ab. Schrags Brief an die Frau Legationsrätin vom 30. Dezember 1825 deckt sich so ziemlich mit seinem mitgeteilten Schreiben an Otto, ist nur etwas kürzer und entschiedener gehalten als jenes und, als die Antwort darauf längere Zeit ausblieb, ließ er durch seinen Rechtsfreund bei ihr anfragen, ob sie den Brief erhalten habe. Ihre Antwort vom 25. Februar 1826 wurde schwerlich von ihr allein abgefaßt. Einige der vorgebrachten Argumente lassen auf Otto als den Anreger schließen. Doch führt der Brief auch andere von jenem nicht berührte Argumente ins Feld und appelliert schließlich an das gute Herz des Empfängers. Für uns mag das Schriftstück hauptsächlich wegen des darin sich aussprechenden sicheren Vertrauens auf die Fortdauer der Jean Paulschen Werke von Wert sein.

... Jedermann sagt mir, daß eine Gesammtausgabe von den Werken eines Schriftstellers, etwas für sich Bestehendes, und von dem Einzelverkauf seiner Bücher völlig Losgetrenntes wäre, sobald die Herren Verleger derselben, das Recht behalten ihren Verkauf fortzusetzen.

Eben so sehr als daß ein Schriftsteller, wenn er in einem Kontrakt mit dem Einzelnverleger sich seine Freiheit für die Zukunft nicht beschränkt hat, seine Opera omnia herausgeben kann wo er will: — Und es existieren in Ihren gegenseitigen Verhandlungen bei Herausgabe des Fibels gar keine Verbindlichkeiten für die Zukunft.

Daß Sie in einem Zeitraum von 15 Jahren kaum 1000 Exemplare absetzten, würde in jedem Fall die Zeit Ihrer Entschädigung 7½ Jahr hinaus schieben, denn wenn friedliche Umstände, und ein ungefährdeter Absatz Ihnen nicht größeres Glück gewährten, können Sie billigerweise nicht verlangen, daß die unbeschützten Nachkommen Jean Pauls, das Schicksal, an Gaben und Großmuth übertreffen sollen? Woran lag der geringe Absatz, entweder an dem Buche selbst, oder an der Höhe des Preises? Wenn der verewigte Schriftsteller 4 Fried'd'or pro Bogen eines so enggedruckten Buches empfieng; was müßen Sie bei 1000 Exemplaren erworben haben, zu dem Verkaufpreise den Sie festgesetzt hatten? Gewis war Ihre Auslage gedeckt, und ein solcher Gewinn, der Sie wohl in den Stand setzen kann, dieses Buch zu zeitgemäßen Preisen, dem Publikum noch einmal anzubieten, und dann werden Sie sehen daß Ihnen **nicht** 500 Exemplare übrig blieben, für deren Rest wir Sie entschädigen sollen.

Der Zeitpunkt der Aufnahme des Fibels wird erst in 2¹/₄tel Jahren eintreten, weil nach der Anordnung des seeligen Verklärten seine Werke in chronologischer Folge wie er sie geschrieben, erscheinen sollen. Bis dahin haben Ew. Wohlgeb. freien Spielraum für Ihren Absatz, welcher in der jetzigen unglücklichen Periode seines Verlustes für die Welt, unter günstigen Auspicien steht.

Einmal ist die Begierde des Publikums nach seinen Schriften größer als bei seinem theuern Leben, da auch die weniger gebildete Welt, wißen möchte, wer der Mann war, den die Welt so betrauert.

Zweitens weil die Gunst der Privilegien auch die Einzel-Ausgaben für Nachdruck schützt, da in Baiern, Würtemberg, und Baden, und wie ich gesucht, auch in anderen deutschen Staaten weder Einzel-Ausgaben, noch die Gesammt-Ausgabe sie mögen Namen haben wie sie wollen nachgedruckt, und Nachdruck derselben, verkauft werden darf.

Nach allem Diesem erwarte ich nun, daß Ew. Wohlgeb. Sich beruhigen, und alle die billigen Mittel zu Ihrer Entschädigung gebrauchen werden, die Ihnen Selbst zu Gebote stehen. Kann es Ihnen lieb sein die Nachkommen eines geehrten Mannes zu bedrängen [über: verfolgen], Dem Sie einst Selbst, Freund waren? Erwägen, bedenken Sie, die Vortheile die noch ein jeder Buchhändler durch den Absatz Jean Paulscher Schriften haben kann, und wenn er das Ausland zu Hülfe nehmen müßte! Schon sind die Thore der Literatur, nach Rußland geöffnet. In Schweden wird er übersetzt. Suchen Sie alles was dem spekulativen Geschäftsmann möglich ist, auf; um das Buch ins Gedächtnis des Publikums hervorzurufen, und wenn nach 2¹/₄tel Jahren der Zeitpunkt der Aufnahme in die Gesammtausgabe erschienen ist, dann wollen wir sehen, was Ihre Bemühungen geleistet haben. Bis dahin könnte auch der strengste Richter für Sie keinen Rechtsgrund anerkennen, uns, ohnehin so Beraubte, zu einer Entschädigung zu verdammen . . . . . .

[Nachschrift:] Die Werke meines Mannes erscheinen in 12 Lieferungen, jedesmal 5 Bände von Messe zu Messe, und Fibel fällt gerade in die 4te Lieferung.

Wie ergeht es nicht erst den anderen Verlegern neuerer Sachen, Katzenberger und Bücherschau und der Verleger würde es für eine Sünde achten von uns, der Familie Jean Pauls Entschädigung zu verlangen.

Die Appellation an das Gefühl war dem ihr als Gefühlsmensch bekannten Freunde ihres Mannes gegenüber wol angebracht und versetzte diesen in eine schwierige Lage. Wieder wird er mit sich und seiner unantastbaren Rechtlichkeit gekämpft haben. Diese trug schließlich bei dem besonnenen Geschäftsmanne den Sieg davon. Er numerierte sich die Absätze des Briefes sauber mit Bleistift zum Zwecke der (leider nicht erhaltenen) Antwort. Es scheint, daß die im Text gesperrt gedruckten Stellen von ihm unterstrichen sind. Das Fragezeichen neben den Worten: „seines Verlustes für die Welt“ verrät uns den kopfschüttelnden Leser. Sein Vertrauen auf die Richter war ein größeres als das der Witwe. Er brachte die Klage gegen sie ein. Als aber der Verleger der Gesamtausgabe, G. Reimer in Leipzig, die Vermittlung zu einem Ausgleich übernahm, bot er mit Freuden die Hand zu einer friedlichen Einigung. „Da nun Sie, mein Hochgeschätzter Freund“, heißt es in Reimers Briefe vom 20. Juni 1826, „in der verwichenen Ostermesse mir selbst Ihre volle Bereitwilligkeit zu erkennen gaben die

Sache gütlich und friedlich zu beseitigen, so kömmt es nur darauf an zu erklären auf welche Entschädigung Sie Anspruch machen zu der Zeit wo der Abdruck des Fibel für die Gesammtausgabe statt finden wird. Sie werden gewiß diese Ihre Forderung den Umständen gemäß billig stellen, dafür bürgt mir Ihr allgemein bekannter Biedersinn." So kam ein Ausgleich zu Stande. Dem Briefe der Witwe Jean Pauls vom 14. August 1826 liegt der Entwurf der zwischen beiden Parteien vereinbarten Erklärung bei, wonach sich die Familie verpflichtete, sobald das Leben Fibels in der Gesammt-Ausgabe bei Reimer erschienen sein wird, für jedes Exemplar, welches Schrag dann noch von diesem Buche vorrätig haben sollte, Einen Gulden rh. im 24 fl.-Fuße baar auszubezahlen. In seiner Antwort, die im Entwurf vorliegt, verlangte er, daß statt „für jedes Exemplar" gesetzt werde: „auf jedes Exemplar", da bei diesem Arrangement der Vorrat ihm verbleibe. Und da die Gegenpartei sein Ehrenwort darauf verlangte, daß er die gegenseitigen Verhandlungen niemanden mitteilen werde, so zögerte er nicht, dies auch wirklich zu geben: „So wie ich unaufgefordert unsere Verhandlung keinem Dritten zum Misbrauch und Ihrem Nachtheil mitgetheilt, und z. E. die Nachforschungen der HH. B. und L. zurückgewiesen habe, so werde ich nun Ihrem Verlangen um so sorgfältiger entsprechen und kann Ihnen dies mit meinem Ehrenworte zusichern." In der Jubilate-Messe 1828 wurde Schrag für seine Entschädigungsansprüche durch Reimer dem Vertrage gemäß befriedigt. Ohne die Gegenpartei zu schädigen, hatte er sein gutes Recht mannhaft vertreten.

Er hielt das Andenken an den berühmtesten und vornehmsten Autor seines Verlages zeitlebens sehr hoch und als sichtbares Zeichen dafür verwahrte er ein schönes wohlgetroffenes Porträt Jean Pauls, das er von diesem selbst zum Geschenk erhalten hatte und das sich noch im Besitze seiner Nachkommen befindet. Durch Herrn Carl Schrags Vermittlung liegt mir eine Beschreibung dieses Bildes aus sachkundiger Feder vor: „Das bis jetzt nicht veröffentlichte Bild, eine Elfenbeinmalerei, stellt den Dichter im 52ten Lebensjahr dar. Die Auffassung ist frisch und lebendig und macht durchaus den Eindruck der Portraittreue, dem Geschmacke der damaligen Zeit entsprechend ist die Malweise eine kühle. Die Ausführung des 63 cm hohen, 50 cm breiten, ovalen Bildchens ist exakt, läßt aber besonders in den kostümlichen Partien den hohen Grad von Feinheit vermissen, welche derartige Malereien gewöhnlich auszeichnet. Am Rande steht die Bezeichnung Lehman p. 1815. Nähere Angaben über diesen Künstler fehlen." Eine Reproduktion des Portraits würde freudig zu begrüßen sein.

Miscellen.

Aus dem Nachleben des Peter Squenz und des Faustspiels.

Der Simplicianische Welt-Kucker oder Abentheuerliche Jan Rebhu (1679) findet bei einem Pfarrer einen Neujahrswunsch „auf das Schaltjahr 1639 übergeben von Meister Squentzen, Gesind-Koch in Marsilien" in lauter Fehlreimen, wie sie Gryphius auch in seinem Stücke anbringt. Auch auf der Wiener Bühne ist der Peter Squenz bekannt. Stranitzky warnt in seinem „Hannß Wursts lächerlich-Curieuser und ohnfehlbahrer Calender" vom Jahre 1713 den Hannswurst im Mai, unter dem Zeichen des Löwen zu freien:

Man sagt mit Peter Squentz zum Spott dir ins Gesicht,
Ich fürcht dich nit du bist kein rechter Löwe nicht.

Besonders interessant ist ein Neujahrswunsch seines Nachfolgers Gottfried Prehauser, den ich hier auszugsweise nach dem Exemplare der Wiener Stadtbibliothek mitteile. Der Titel lautet:

„Nulla war der Schluß von meinem vorjährigen NeuJahrs Wunsch, der heurige soll mit Nichts und doch mit Allem anfangen Und zum gewöhnlichen präsent erfolgen WJe es beJJ MeJner HannsWVrstJChen personage sonst Der beWVste GebraVCh Ware. Da mich übrigens mit geziemender Achthabung nenne gehorsamster Diener Godefriedus Prehauser." Das Chronogramm führt auf das Jahr 1760. Der Verfasser will im Anschluß an seine vorjährige Gabe eine „continuation von comischen Zufälligkeiten" bringen. Er erzählt, wie er und ein Kamerad in ein sächsisches Städtchen, dessen Namen er nicht nennen will, kamen und in einem Brauhaus eine „aufgeräumte Bürger-Compagnie" trafen. „Ehe wir noch das so so passable Lust- oder Wind-Bier zu kosten bekamen, hörten wir schon die lustige Gesellschaft zu einem besondern Vorhaben versammelt zu seyn, dann einer schrie sehr laut: Ey, ey, ihr lieben Herren und Leute, ehe wir noch die Wunder-Geschichte auswendig lernen, solten wir doch wissen, ob wir sie eine Tragödie oder Comödie heissen sollen. Einer sagte darauf, das wird der Component der Herr Austreicher Paul am besten verstehen müssen. Ich und mein Collega spitzten, wie leicht zu errathen, die Ohren ärger als ein Haas, wann er von weitem eine Schalmeyen höret. Wir vernahmen, daß einer, welcher ohngezweifelt der Austreicher muß gewesen seyn, mit ernstlichem Accent, sagte: das gebührt freylich mir auszugrübeln, doch wirds bald zu ergründen seyn, denn in dem Spiel erstechen sich 2 Personen, also geht es traurig aus, ergo muß es eine Tragödie seyn. Contra, sagte ein anderer, so wahr ich Bürstenbinder-Meister bin, soll das Spiel lustig ausgehen, denn die Todten werden wieder lebendig, setzen sich hernach zusammen und trinken einen brafen Rausch, so ist dann der Ausgang von dem Spiel lustig und muß folglich eine Comödie heissen. Ja wer weiß, ob wir auch so viel einnehmen, als ich mit meinem Absatz Pappen in zwey Tägen verdiene, so wird der Schluß nicht gar fröhlich seyn, und müste mans halt ein trauriges Lustspiel nennen. Diesen Sententz haben wir von einer gantz rauhen Stimmen vernommen, welches der Schmid gewesen. Mit einem Wort, widersetzte der Austreicher, wir wollen die Historie von Pyramus und Thisbe aufführen, das ist über die massen treflich, sagte der Leinweber, man kan allerhand schöne Lehren, Trost- und Freuden-Ermahnungen daraus nehmen; aber ich weis noch nicht, was dann in der Geschicht enthalten ist. Der Herr

Paul antwortete: das will ich erklären Ovidius Naso schreibt in seinem Buch Memorium phosis, daß Pyramus die Thisbe zu einem Brunnen bestellet habe; inmittelst sey ein abscheulicher häßlicher Löwe kommen, vor dem sie aus Furcht entloffen, und ihr Ober-Mantelkleid von sich geworfen, auf welchem der Löwe ein geraubtes Lamm aufgezehret. Als der Löw wieder von dannen war, kam Pyramus und fand das blutige Kleid, darum erstach er sich aus Verzweiflung. Der Schmid fragte mit einem erbärmlichen Schrey: und stirbt? ey, und stirbt? Halt ja, weil er sich zu tod erstochen hat. Ein Blasbalgemacher sagte seufzend: das muß erbärmlich schön anzusehen seyn; aber Herr Paul hat der Löw auch viel zu reden? Nein, sagte der Author, der Löw muß nur brüllen. Der Tischler rumpelte geschwind in die Rede, der Löwe will ich seyn, dann ich lerne nicht gern viel auswendig. Ey mein Meister Mathias, sagte Paul, ihr müst die Haupt-Person agiren, dann ihr habt einen verleimten Kopf. Der Tischler lachte, sagend: ich muß doch meinen Zettel erst lesen, da wird sichs schon zeigen. Der Bürstenbinder wiederholte die Löwen-Parte, und erinnerte, wann dieses Thier gar zu grausam aussehe, könten sich die Zuschauer entsetzen, und etwan ein Frauenzimmer in der Hofnung gar zu gefährlich schröcken, so müste der, so den Löwen macht, gleich im Herausgehen sagen: ich bin kein rechter Löw, förcht euch nicht. Ey ja wohl, sagte ein anderer, das wäre eine bestialische Sau; der Lichterputzer muß heraus ruffen: gebt Acht; es kommt ein Löw, aber kein rechter, es ist nur ein Tragerierer. Ich will ihn machen, sprach der Bürstenbinder, aber wo bekomme ich eine Löwenhaut, die mir recht ist? Der kluge Herr Paulus wiedersetzte, ein jeder Actores wird so capabel seyn, sich die Kleidung selbst anzuschaffen, daß es zu seiner Vorstellungsart ein Geschick hat. Der kurz angebundene Bürsten-Fabricant resolvirte sich von seinem Weib den belzernen Unterrock in der Mitte zusammen zu nähen, sein Winter-Leibel umzukehren, von dem Organisten die belzerne Reise Mütze mit Schweiffeln auszuborgen, und von seinem durchtriebenen Jungen etliche Katzen fangen zu lassen, ihnen die Haut abzuziehen, und also die Arme für vodere Löwen-Pratzen zu formiren. Etliche Minuten wurde es in der Lauberhütten so stille, als wann eine Maus in das 6 Wochen Bett gekommen wäre; jählings schrie einer (wer weiß welcher) wir sind zunftmäßige Leuthe, und werden uns wegen der Comödie für keine Katzenschinder ausruffen lassen. Ein anderer antwortet halb ernsthafft: ey was, Komödie ist eine Freykunst, man darf thun, was man will, muß es passiren. Der Bürstenbinder versprache sich nicht barbieren zu lassen, weder die Nägel abzuschneiden, damit er einem Löwen desto ähnlicher sehe. Gut, sagte der Compositor, nun ad vocem, es hat der Vollmond geschienen, schreibt Ovidus (sic!), als diese Helden-Geschicht sich ereignet hatte, wer wird nun den Mond vorstellen? Das werd ich seyn, offerirte sich der Blasbalgemacher; ich kan die Backen rechtschaffen aufblähen, und werde so immer wegen meiner kupferigen Nase vexiert; daß nun der Mond voll wird, ist mit 3 oder 4 Maas Bier untereinander leicht natürlich ins Gesicht zu bringen, wann nur die Zuschauer kein kotiges Wetter dabey besorgen. Herr Paul lachte; wann nur nichts passirt, so wird der Mond schon wieder ohne Schaden abnehmen; jetzo ist nur die Frage, wer den Brunnen und die Wand tragiren soll; zwar es ist auch noch die Thisbe vornämlich nothwendig. Diese bin ich, sprach der Leineweber, denn ich habe einsmahls als Geselle (da mich, ohne Ruhm zu melden, öfters einen Milchbart habe heissen hören) die keusche Susanna bey denen Meister-Singern vorgestellet, daß nicht allein die alten Weiber, sondern auch die liebe zarte Jugend dabey geweinet hat. Mein Camerad sagte in aller Geschwindigkeit zu mir: Vielleicht die ersteren aus Einfalt, und die anderen vor Lachen. Endlich vernahmen wir den Schluß, daß der Leineweber die Thisbe, der Schmied der Brunnen, und der Absatzpapper die Wand seyn solle, weil die

übrigen Mitglieder zu ihren Occupationen schon resolvirt waren. Doch fand der Schmied einen Anstand, wie der dann den Brunnen fein säuberlich, und gleichwohl mit natürlichem Wasser präsentiren könne? Mit zwey Gießkannen, sagte Paul, last sich eine verwunderliche Wasserkunst machen, und muß à parte ein Weinheber in den Mund genommen werden, der bis in ein hinter dem Brunnen-Vorsteller verborgenes Schaf Wasser hinab reichet, mithin kan der Meister Schmied immer das Wasser an sich ziehen und in einer vor seiner stehende Multer rinnen lassen. Dieses wurde von dem ganzen Raths-Corpo approbiret; der Absatzpapper sagte: so lasset denn mir die Sorg, wie ich es heute Nachts mit meinem Weib überlegen werde, auf was für eine geschickte Invention ich meine Wand aufführen soll: aber jetzt muß ich doch wissen, ob es eine gemauerte, oder bretterne, oder leinwandne Wand seyn muß? Die mach ich, sagte der Anstreicher, auf eine Blindram mit Papier überzogen, damit die Thisbe desto leichter ein Loch dardurch stossen kan, und also füglicher mit den Pyramus zu reden. Die verzweifelte Wand wird uns die ärgste Säuerey machen, sagt einer; Herr Paul aber machte dem dämischen Votiren ein resolutes Ende, sprechend: nun, nun bleibt es schon darbey, ich will die Austheilung unterdessen mit Röthel auf dieses überbliebne Käspapier verzeichnen, nämlich: Meister Klippelfeld, Tischler Pyramus; Meister Lollinger, Leinweber, Thisbe; Meister Uebergux, Bürstenbinder, der Löw; Meister Windfang, Blasbalgemacher, der Mond; Meister Klotz Jörg, Schmied, der Brunnen; Meister Grobsack, Absatzpapper, die Wand, und ich, sagte der scharfsinnige Author, will den Prologum und Epilogum vertretten; ich habe mir den Anfang in schönen Reimen aufgesetzt, und trage das Blätel immer bey mir, daß ich dann und wann einige paar Zeilen davon ungefähr auswendig lerne. Kaum daß er dieses sagte, kam ein wohlgewachsener Brauknecht zu uns, fragte, ob wir noch etwas zu schaffen hätten? Ich fragte, ob er diese heroische Compagnie in der Lauber-Hütte besonders kenne? Ey freylich; sagte er lachend, wir haben das gantze Jahr unsern größten Spas mit ihnen; was einer über den andern weis, das halten sie einander vor: bisweilen setzt es auch Klipfbirnen unter ihnen ab; zu Zeiten kommen sie noch mit Lachen auseinander, wann nicht eines oder des andern Weib die guten Männer nach Haus schummelt; meistens kommt die böse Schmied-Urschel, oder die Tischler-Catherl, die machen die geschwindesten Kehr- oder Staubaus." Der Verfasser unterhält sich mit dem Wirth: „Ich fragte unter anderen auch, ob nie einige Comödien hier aufgeführt werden? Ey Ja doch, sagte er, vor 3 Wochen ist ein Mändel-Spieler Comödiant hier gewesen, er hat aber nichts als sein Weib und einen Jung bey sich gehabt, aus meinem Haus ist niemand dazu gegangen, aber etliche Gäst haben erzehlet, daß es ein miserables Spielwerck wäre, denn sie solten den Doctor Faust vorgestellet haben, daß der Kopf in die Höh geflogen, und der Leib auf die Erd gefallen, ehe ihn noch der Teufel geholt habe, der lustige Diener Matzgörg seye herausgehupft, und habe den Saustreich excusiren wollen, aber die Jungens (hier heist mans Schlänkel-Buben) machten einen solchen Lach-Lärmen, daß die übrigen Leute heraus zu kommen froh waren; er hat nur 3 oder 4 mal gespielt und ist fein still wieder abgezogen. Unversehens rufte die Frau Hospesin ihren Eheschatz von uns weg, da ich eben von der angehörten Bürger-Disputation zu ihrer Tragi-Comödie anfangen wolte zu fragen, ob ihm als obrigkeitlichen Mitglied, oder als Gastwirth die vortrefflichen Subjecta Comica nicht specialiter bekannt, oder ob er wohl gar ein Protector dieses ruhmvollen Unternehmens seye. Mein Herr Collega schüttelte den Kopf so sehr, als ich noch immer über diese dämische Meistersingerey lächeln mußte . . . er erklärte . . . diese bürgerliche Theatral-Occupation sey für die wahre Comique eine förmliche Prostitution; ich . . . konte mich nicht enthalten zu sagen: Ey, Ey, Herr Bruder, wie soll der Stock-

fisch den Laperdon oder Lax beschimpfen, weil er auch aus dem Wasser kommt, und auch wie der gewässert wird; der Unterschied zeigt sich auf der Tafel, sowohl an sich selbst, als an der Zurichtung; kein Doctor Medicinä wird sich hoffentlich affrontirt dünken, wenn er höret, daß die Bauren einen Kräutermann oder Wurm-Pulser-Krämer auch Doctor schelten ... man laße die läppischen Leute bey ihrer freyen Willkür; ich meines Theils wolte lieber eine solche Meister Singerische Aufführung, als eine Hamburger patetische Opera sehen."

Daß Prehauser der erste Theil des Peter-Squentz-Spieles hier vorschwebt, bedarf keines Beweises; daß die Gryphiussche Fassung zu Grunde liegt, zeigen die oft wörtlich übereinstimmenden Reden. Vieles freilich ist verändert. Von Namen stimmen überein: Meister Lollinger, Klotz-George, aus Meister Klipperling wurde Klippelfeld, aus Meister Krixüber und über, Meister Ueberguх. Für den wol nicht recht klingenden Namen Bulla Butäin trat Windfang ein, Meister Grobsack ist ganz neu. Sowohl die bürgerlichen Beschäftigungen, als auch die einzelnen Rollen sind ganz vertauscht. In der Handlung fällt besonders auf, daß die Besprechung über Tragödie und Comödie das Stück eröffnet, während sie bei Gryphius erst nach der Rollenverteilung kommt. Mehrfach finden sich Zusätze, kleine Späße, wie sie der Hannswurstbühne entsprechen, so in den Details über die Ausrüstung des Monds und Brunnens. Mit der von E. Schmidt mitgeteilten Fassung (Zeitschrift für deutsches Altertum 26, 244) ergibt sich gar kein Zusammenhang. Wir haben es offenbar mit Reminiscencen an eine Banden-comödie zu thun.

Ein anderes Drama von Gryphius liegt uns in einer eigentümlichen Bearbeitung der Wiener Bühne vor. Der Codex mscrp. 13, 193, eine Sammlung von Kurzschen und Weiskernschen Dramen enthält fol. 105. — fol. 113 „Die Bauren, ein Nachspiel", wahrscheinlich von Kurz selbst verfaßt (Goedeke 5², 304 Nr. 30). Das in neun Auftritte geteilte Stück ist nichts als eine recht geschickte localisirende Verkürzung der geliebten Dornrose. Die Namen sind theilweise geändert: Gregor Kornblume heißt hier Jörgel, Bartel und Jockerl bleiben, Lisel Dornrose wird zu Urschel, Matz Aschewedel zu Hiesel, Frau Salome zu Aschewettl.

Wien. A. v. Weilen.

Lessingiana.

I.

Zu Lessings Berufung nach Wolfenbüttel.

In dem handschriftlichen Nachlasse J. A. Eberts, den die Wolfenbütteler Bibliothek verwahrt, findet sich auch ein kurzer, auf die Berufung Lessings zum Vorstande der genannten Bibliothek bezüglicher Brief, der meines Wissens bisher nicht veröffentlicht worden ist. Weder der Schreiber noch der Empfänger des Briefes ist genannt, doch wird man nicht fehlgreifen, wenn man in dem letzteren Ebert vermutet, der ja in der hier in Rede stehenden Angelegenheit die Hauptrolle gespielt hat und für den als Adressaten des Briefes schon der Umstand spricht, daß sich dieser unter dem von ihm hinterlassenen Papieren befindet. Der Schreiber ist offenbar eine Person, die sich für Lessings Berufung lebhaft interessiert, zugleich aber die Besorgnis hegt, die ja auch Lessing selbst und Ebert nicht fremd war, der Erbprinz — denn um diesen handelte es sich dabei — könnte durch die

freimütige Art Lessings sich zu äußern verstimmt werden und damit die ganze Sache ins Wasser fallen. Der Brief ist auch ohne Ort und Datum, aber aus seinem Inhalte geht mit Sicherheit hervor, daß er in Braunschweig innerhalb der Wochen geschrieben ist, die Lessing hier gegen Ende Novembers und Anfang Dezembers 1769 verbrachte, um seine Berufung nach Wolfenbüttel zum Abschluß zu bringen. Der Brief lautet, wie folgt:

Der Küssenswürdige M. . . hat in der gestrigen Unterredung Herrn L. . . sedat gefunden, und meinet Er, die jugendliche Hitze welche in einige seiner Lieder hervorblicke, würde sich legen, diese Lieder sind mier unbekanndt.

Diesen Mittag, will man eine genauere Prüfung anstellen, inzwisschen freuet man sich einen Bibliothecarium zu erhalten, welcher Manuscripte lesen, und verstehen kan.

Auß alle diesem sehe die Hauptsache nun ganz decidirt an, nur bitte es so einzuleiten, daß Eigenliebe, Stolz und Vorurtheil nicht von Herrn L. . . . unvermuhtener Weise, vor den Kopf gestoßen werden, Sie wissen wie unvergeblich solcher Fehler ist. Vale.

Dero avertissement habe sehr wol erhalten und bin davor besonders verbunden.

II.

Ueber Lessings verschiedene Wohnungen in Wolfenbüttel.

In meiner kleinen Schrift „Das Herzogliche Schloß zu Wolfenbüttel (1881)“ habe ich der von den früheren Biographen und Kommentatoren Lessings angerichteten Verwirrung gegenüber zuerst einiges Licht über die Frage verbreitet, wo Lessing in Wolfenbüttel gewohnt hat. Es ward mir dies durch die Einsicht in die bisher in der Registratur der Herzogl. Baudirektion zu Braunschweig befindlichen „Acta fürstl. Kammer (die) an der Bibliothekarien-Wohnung in Wolfenbüttel vorgenommenen Reparaturen betreffend, 1777—1781“ ermöglicht. Diese Akten sind vor Kurzem an die hiesige Herzogl. Bibliothek abgegeben worden, was mich in Verbindung mit dem Umstande, daß die oben erwähnte kleine Schrift als Programm der in hiesigem Schlosse jetzt befindlichen Schulanstalten nicht in den Buchhandel gekommen ist und daher wenig bekannt geworden sein wird, veranlaßt, auf die Sache noch einmal zurück zukommen.

Lessing hat nach einander drei verschiedene Wohnungen in Wolfenbüttel innegehabt. Zuerst eine solche im dortigen Schlosse, das nach der Uebersiedelung des Hofes nach Braunschweig im Jahre 1754 so gut wie verlassen stand. Nach einem Briefe Eberts waren es „die fürstlichen Gemächer die der Herzog (Karl) selbst ehedem als Prinz bewohnt hatte.“ Nach unseren Akten müssen es mindestens fünf heizbare Zimmer, allem Anschein nach im obersten Stock des Schlosses, gewesen sein, die für ihn auf Befehl des Herzogs in Stand gesetzt und mit angemessenem Hausrat versehen wurden. Auf diese Wohnung in dem großen, weitläufigen, damals verödeten und fast unbewohnten Schlosse, in dem der an heiteren Lebensgenuß gewöhnte Dichter sich wie verzaubert und von aller Welt abgeschieden vorkommen mochte, bezieht es sich, wenn Lessing in seinen Briefen bisweilen von seinem „verwünschten Schloß“ oder von seiner „Burg zu Wolfenbüttel“ spricht. Ueber sechs Jahre lang, bis zu seiner im Jahre 1776 erfolgten Verheiratung, hat er darin gehaust. Den Grund, weshalb er gerade zu dieser Zeit die Wohnung wechselte, vermag ich nicht anzugeben, doch scheint dieser Wechsel

eben mit seiner Heirat zusammengehangen zu haben. Der Herzog entschädigte ihn dadurch, daß er für die Folge ihm und seinen Amtsnachfolgern eine eigene Dienstwohnung bestimmte. Er dachte zu diesem Zweck an die Erwerbung eines durch den Tod seiner bisherigen Besitzerin, einer Frau von Börner, gerade frei gewordenen, auf der Südostseite des Schlosses gelegenen Hauses. Lessing giebt seiner damaligen Braut in einem Brief vom 5. Juni 1776 von diesem Plane Nachricht. Doch zögerte sich dessen Ausführung durch verschiedene Umstände zu Lessings Verdruß längere Zeit hin und schließlich überzeugte sich Lessing sowohl wie der Herzog von der Ungeeignetheit des in Aussicht genommenen Hauses zu dem angegebenen Zwecke. Lessing bezog demgemäß nach seiner Verheiratung, die am 8. Oktober 1776 stattfand, zunächst eine Mietswohnung und zwar in dem oberen Stock des an der Ostseite des Schloßplatzes gelegenen Meisnerschen Hauses, desselben Hauses, in dem sich jetzt das Herzogliche Konsistorium befindet. In dieser zweiten Wohnung hat Lessing etwas länger als ein Jahr, bis gegen Ende 1777, gewohnt. Es war das glücklichste Jahr seines Lebens, das ihm durch die Liebe und das Zusammenleben mit der seit lange begehrten Frau verklärt ward.

Inzwischen dauerten die Bemühungen der Regierung, für ihn eine angemessene Dienstwohnung zu ermitteln, fort. Noch im Frühjahre 1777 hatte man ein anderes, auf der Nordseite des Schloßplatzes gelegenes Haus zu diesem Zweck ins Auge gefaßt. Es schien in Bezug auf seine Lage zu der Wohnung des Bibliothekars insofern vorzüglich geeignet, als es dicht bei der Bibliothek, zwischen dieser und dem fürstlichen Brauhofe gelegen war und ausgiebige Gärten dazu gehörten. Dieses Haus, früher im fürstlichen Besitz, war nach Ausweis der Akten „dem eben damals verstorbenen Ober-Kammer-Diener Schäffer und dessen Erben durch einen unterm 12. Dezember 1740 erteilten höchsten Begnadigungsbrief auf 60 Jahre dergestalt gnädigst eingethan worden, daß gedachten seinen Erben nach Ablauf jenes Zeitraumes wegen der darin verwandten Bau- und Reparations-Kosten ein Kapital von 800 Thalern ausgezahlet, auch ihnen verstattet werden solle, die darin befindlichen Tapeten hinwegzunehmen." Herzog Karl dekretierte nun unterm 16. April 1777 an die fürstliche Kammer, wie folgt: „Wie nun besagte Erben unterm 31. Januar a. c. unterthänigst darauf angetragen, ihnen, um sich aus einander setzen zu können, das Haus schon jetzo abnehmen und die 800 Thaler auszahlen zu laßen, auch der Hofgerichts-Secretaire Grashoff als Ehemann der ältesten Schäferschen Tochter sich gegen den Closter-Rat Gebhardi erkläret, die Miterben zu disponiren, die Tapeten ohne besondere Vergütung darin zu laßen, und Wir dann deßen Wiedereinlösung für die 800 Thaler, auch daß solches Gebäude eine beständige Wohnung für dem jedesmaligen Bibliothecarium seyn, mithin der zeitige Bibliothecarius Hofrath Lessing, statt daß Wir für ihn anfänglich das sogenandte Bärnersche Haus bestimmet, auf Johannis darin ziehen und freyes Logis darinn haben soll, besagtes Bärnersche Haus Uns aber wegen seiner Baufälligkeit zur Last ist, so habet ihr letzteres meistbietend usque ad ratificationem verkaufen und von dem daraus gelöseten Gelde die 800 Thaler bezahlen zu laßen. Weil es jedoch bey dem jetzigen Umständen der Stadt Wolfenbüttel leicht seyn könnte, daß kein pretium adequatum dafür geboten wird, so sollen in dem Fall von den ad Nr. 32 des Bau-Etats ausgesetzten tausend Thalern 300 Thaler darzu genommen, die übrigen 500 Thaler aber so lange aus der Fürstlichen Closter-Caße vorgeschoßen werden, bis das Bärnersche Haus annehmlich veräusert ist, als weshalb auch das Nötige an die F. Closter-Raths-Stube verfüget worden. Da der Hofrath Leßing das Bärnersche Haus wegen seiner großen Baufälligkeit noch nicht beziehen können, und in das Meisnersche Haus einziehen müßen, mithin (mit) der ihm einzugebenden herrschaft-

lichen Wohnung bald möglichst geeilet werden muß, so können die 800 Thaler auch noch vor Johannis, wenn die Schäferschen Erben dasselbe geräumet haben, vorgeschriebenermaßen ausgezahlt werden. Wir machen auch hierbey noch gnädigst bemercklich, daß verschiedene in dem Bärnerschen Haus befindliche Tapeten dem Hofrath Leßing, der sie aus der Bärnerschen auction erstanden, zugehören, mithin ihm entweder deren Hinwegnehmung, oder daß ihm von den Hauskaufs-Geldern soviel zurück gezahlet wird, als er dafür in der Auction gegeben, verstattet werden muß, und ist selbiger angewiesen, euch deshalb seine Erklärung abzugeben, worauf ihr ihn sodann befindenden Umständen nach zu bescheiden und darnach zu verfahren habet."

Die geforderte Erklärung gab Lessing in dem folgenden, den Akten im Original beiliegenden Schreiben ab: An Eine Hochfürstliche Cammer gehorsamst. P. P. Ich erkenne es mit unterthänigstem Danke, daß Serenissimus mir das von den Schäfferischen Erben bisher bewohnte herrschaftliche Haus für das Künftige gnädigst anweisen zu lassen, geruhen wollen; und erkläre mich, wegen der in dem Börnerischen Hause mir bereits eigenthümlich zustehenden Tapeten dahin, daß ich das, was ich davon in der neuen Wohnung nicht selbst brauchen dürfte, auf die angezeigte Bedingung darin zu lassen bereit bin. — Wegen des Holz-Deputats aber kann ich nicht umhin, Serenissimo unterthänigst vorzustellen, daß ich mich bey der neuen deßfalls gemachten Verfügung nicht zum besten befinden würde, wenn ich von hieraus das angewiesene Holz abhohlen lassen und mich dazu hiesiger Fuhrleute bedienen müßte; wesfalls ich mich zu bitten unterstehe, gnädigst zu verordnen, daß mir wenigstens solches für die gewöhnliche Cammer-Taxe, wie es andern in solchen Fällen geschieht, jederzeit angeführet werde. Wolfenbüttel den 23 April 1777. Gotthold Ephr. Lessing.

Am 1. Juli 1777 meldete der bisherige Inhaber der Wohnung, Hofgerichts-Sekretär Graßhoff, dem Klosterrate Gebhardi, daß er „mit dem Ausziehen aus dem bisher von ihm bewohnten Hause fertig geworden sei", und stellte dessen Schlüssel zur Verfügung. Zugleich machte er bemerklich, daß er „die taxirten Sachen in Hoffnung, die billige Vergütung dafür zu erhalten, vorerst im Hause gelassen, und glaube, daß solches bey des Herrn Closter-Raths Anherkunft mündlich am besten regulirt werden könnte", worauf ihm freilich erwidert ward, „daß Fürstl. Cammer sich damit nicht befaßen würde, sondern daß ihm das jus tollendi frey stehe, im Fall er sich deshalb mit dem Herrn Hofrath Lessing nicht vergleichen könne."

Den ganzen Sommer und Herbst über ist dann noch an dem Hause, das einer gründlichen Ausbesserung und teilweiser Erneuerung dringend bedurfte, gebauet worden: nach Ausweis der den Akten beiliegenden Rechnungen betrug die Gesamtsumme dieser Reparaturkosten 926 Thaler, 3 Mariengroschen und 25 Pfennige. Dann konnte Lessing die für ihn bestimmte und neueingerichtete Wohnung beziehen, die er selbst in einem Briefe an seinen Bruder (Werke, Hempelausgabe, 20. I. No. 451) als ebenso „geräumig wie angenehm" bezeichnet. Dieser Umzug ist in den Tagen zwischen dem Datum jenes Briefes (19. Dezember) und Weihnachten 1777 erfolgt. Nur wenige Tage sollten Lessing und seiner Frau in dem neuen Heim mit einander zu verleben beschieden sein. Am 1. oder 2. Weihnachtstage — der Tag steht nicht sicher fest — gab Frau Eva einem Knaben das Leben, der aber nach vierundzwanzig Stunden, „ein Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte", bereits wieder starb, und vierzehn Tage später, am 10. Januar 1778, erlag die Mutter selbst den Folgen ihrer schweren Entbindung. Es begreift sich, daß Lessing nach einer so grausamen und schmerzlichen Einweihung des neuen Hauses nicht viel freudige Stunden in ihm noch verlebt hat. Das schwer erkämpfte eheliche Glück, das er

so lange entbehrt hätte, war mit einem Schlage zertrümmert, und ein Schatten von Trauer und Mutlosigkeit hat seitdem auf seinem Leben gelegen. Drei Jahre noch hat er in dem Unglückshause gelebt, unermüdlich und in gewohnter Weise thätig, der Welt die reichsten Früchte seines unerschöpflichen Geistes spendend, aber allem persönlichen Verkehre fast völlig entfremdet, verlassener und vereinsamter als einst in den öden Räumen seines „verwünschten Schlosses."

Seit Lessings Tode führt das Haus, von dem hier die Rede gewesen ist, im Volksmunde den Namen „das Lessingshaus", ein Name, unter dem es auch in der gelehrten Welt bekannt ist. Von dem Ersten und zugleich dem Größten der Wolfenbütteler Bibliothekare, der es bewohnt hat, ist ihm diese Bezeichnung wie selbstverständlich zugefallen. Nach Lessing hat es seinen sämtlichen Amtsnachfolgern als Dienstwohnung gedient, auch mir, der ich sechzehn Jahre darin gewohnt habe, bis zugleich mit dem Neubau der Bibliothek auch für deren Vorstand eine neue, den veränderten Verhältnissen entsprechende Amtswohnung herzustellen beschlossen ward. Damit hat das Lessingshaus seine frühere Bestimmung und seinen früheren Zweck verloren. Aber trotzdem und obgleich es den Prachtbau der neuen Bibliothek teilweise verdeckt, hat man doch nicht einen Augenblick daran gedacht, es anzutasten oder gar zu beseitigen. Im Aeußern völlig unverändert, wie zu Lessings Zeit, im Innern freilich seitdem mehrfach umgebauet, hat es sich im Wesentlichen sein früheres Aussehen bewahrt: nur die Umgebung hat sich verändert. Von wildem Wein umrankt, liegt es da, inmitten der Gartenanlagen, welche die neue Bibliothek umschließen, wie ein Idyll aus dem vorigen Jahrhundert. Ein einstöckiger, durchweg mit Mansarden gekrönter Fachwerksbau im Geschmack dieser Zeit, besteht es aus einem zurücktretenden Haupt- oder Mittelhause und zwei bis an die Straße vorstoßenden Flügeln, die einen geräumigen, quadratisch gestalteten und nach der vierten Seite durch einen Thorweg abgeschlossenen Hof umgeben. Die schönsten und stattlichsten Räume befinden sich in jenem Mittelbaue, nur daß sie infolge ihrer Lage nach Norden im Winter kalt und unfreundlich erscheinen. Aber im Frühling, wenn es in dem davor gelegenen Garten zu grünen begann, und im Sommer, wenn die zahllosen wilden Rosen darin ihre Kelche erschlossen, war es in ihnen ein gar lustiger, anmutiger Aufenthalt. In diesen Zimmern hat Lessing seiner Zeit vorzugsweise gehaust. In dem schönen, mit zierlichem Stuck geschmückten Mittelraume, dem nach Norden vorspringenden Gartensaale, der damals noch mit Steinplatten belegt war, pflegte er während der guten Jahreszeit fremde, von auswärts kommende Besucher zu empfangen. Daneben liegt gegen Osten das Zimmer, in dem Eva König gestorben sein soll,[1] gegen Westen dasjenige, welches die Tradition als die Geburtsstätte des Nathan bezeichnet. Ueber dem Thorwege nach der Straßenseite ist bei Gelegenheit der Feier seines hundertjährigen Sterbetages auf meinen Antrag eine im Stile des Hauses gehaltene Erinnerungstafel mit der Inschrift angebracht worden:

HIER LEBTE
SCHRIEB UND DICHTETE
LESSING.
1777–1781.

Wolfenbüttel. O. von Heinemann.

1) Das Grab Eva Königs ist auf keinem der Wolfenbütteler Kirchhöfe zu ermitteln gewesen. Merkwürdig, daß sich auch in keinem Kirchenbuche eine Eintragung über ihren Tod oder ihr Begräbnis findet, dagegen enthält das Kirchenbuch von St. Johannis in der Auguststadt zum Jahre 1776 über ihre Verheiratung mit Lessing folgende Notiz: Am 8. October ist der Herr Hofrat Gottvold Ephraim Lessing mit Frau Eva Katharina Königen, geb. Hahnen, (auf Serenissimi Durchlaucht gnädigste Erlaubnis ohne Aufgebot) in Heidelberg copuliert worden." Dies ist ein Irrtum. Die Hochzeit fand nicht in Heidelberg, sondern zu York im Alten Lande statt.

J. K. Lavater über F. M. Leuchsenring.

Wenn wir auch zeitgenössische Charakteristiken des Urbildes von Goethes Pater Brey schon besitzen, so dürfte dennoch folgende launige Schilderung des Hofrats F. M. Leuchsenring mitteilenswert sein. Sie findet sich in einem noch ungedruckten Briefe Lavaters an Karl Matthaei, welcher den empfindsamen Allerweltsfreund 1786/87 in Neuchâtel öfters bei seiner Herrin, der engelschönen geistreichen Frau von Branconi, ein- und ausgehen sah.[1]) Lavater schreibt den 13. Januar 1787:

„Wenn Jemand mit Engelsangesicht oder einem Kopfe von Guido auf einem Rumpfe von Apollo zu mir käme, spräche wie die fünf klugen Jungfrauen in einer Person, ein Gebiß hätte wie der unwandelbaren himmlischen Güte,[2]) eine Hand wie meine Frau, eine Stimme wie Luise von Dessau, eine Bescheidenheit wie der Markgraf von Baden, Vernunft und Gradsinn wie der Landgraf von Homburg, Treue und Biedersinn wie der Fürst Franz Leopold, Hofhöflichkeit wie der Herzog von Braunschweig und über dies alles eine alles abzwacksame Zuthunlichkeit und herzliche Unabtreiblichkeit wie der nicht katholische Matteili — und würde für Dich keinen Sinn haben, nennte Dich einen schiefen, krummen, falschen, arglistigen Menschen, erzählte mir Anekdötchen von Dir, die ich ihm als abgeschmackt in das Engelsangesicht und an die Guidostirne zurückgebe, die er aber dessungeachtet, als ob er nichts von mir vernommen hätte, sogleich wieder als Wahrheit, wider die sich nichts einwenden ließe, mit eisernem Starrsinn unter dem Vorwand, Deine Wirksamkeit müsse geschwächt werden, forterzählt, so würd ich diesen Freund Aller seiner Guidoität, Apolloität, fünfklugen Jungfrauschaft ungeachtet, ungeachtet seines Schneegebisses voll unwandelbarer cölestinischer Güte, ungeachtet der Hand meines Weibchens, ungeachtet seiner engelreinen Luisenstimme, ungeachtet seiner markgräflichbadischen Bescheidenheit, seines Landgrafhomburgischen Geradsinns und seiner Anhaltdessaubiederkeit, unangesehen der schlangsamen Hofhöflichkeit des erzklugen Herzogs von Braunschweig, wie auch aller wohl vorernannten insinuirsamen Matteität für nichts mehr und nichts weniger halten als einen Schurken und Schiefkopf in Einer Person."

Die soeben mitgeteilte Charakteristik wird von Lavater mit den Worten geschlossen: „Fiat applicatio auf Mirabeau den II." So nämlich hatte Matthaei in seinem letzten Schreiben an Lavater den neuen Ankömmling in Neuchâtel genannt.[3]) Ebenso hatte Matthaei an demselben Tage, Weihnachten 1786, Freund Sarasin in Basel geschrieben: „Seit einiger Zeit ist Lavaters 2ter Mirabeau hier, Leuchsenring, den ich zum erstenmal sah."[4])

Gernsbach. Heinrich Funck.

Authentische Xeniendeutungen.

Das Erscheinen des Xenienalmanachs fiel gerade in die letzte Zeit vor Wilhelm von Humboldts zweiter Uebersiedelung nach Jena, die in den ersten Tagen des November 1796 stattfand. Ihm und Karoline gegenüber hat Schiller

1) Handschriftlich.

2) Unter der unwandelbaren himmlischen Güte ist Frau von Branconi zu verstehen. — Vergleiche u. a. Lavater an Goethe, den 3. März 1781: „Ich heiße Sie (Frau von Branconi) nun personificirte Güte." L. Hirzel, Goetheana, Im neuen Reich, 1878 2, 609.

3) Matthaei an Lavater, Neuchatel den 25sten Xbr. 1786. (Ungedruckt.)

4) Matthaei an Sarasin, Neuschatel den 25sten Xbr. 1786. (Ungedruckt.)

dann in seiner Siegesfreude über die gutgezielten Schläge die genauere Namenliste der Opfer nicht geheimgehalten; Humboldts ihrerseits teilten dann intimen Freunden eine und die andere Deutung mit. Schon einmal konnten wir durch eine Stelle eines Briefes von Karoline an Fritz Jacobi ein fälschlich auf Nicolai bezogenes Distichon (314) als auf Hermes gemünzt sicherstellen (vergleiche Erich Schmidts Anmerkung). Die weiteren Stellen über die Xenien, die ich hier mitteile, entstammen Humboldts und Karolinens Briefen an ihren engen Freund Karl Gustaf von Brinckmann, den bekannten schwedischen Diplomaten und deutschen Dichter, damals in Berlin. Die vollständige Publikation dieser Briefe, die ich vorbereite (vergleiche Euphorion 1, 851), wird der deutschen Geistesgeschichte und vor allem der Entwicklungsgeschichte Humboldts eine überraschend reiche Schatzkammer eröffnen. Dem jetzigen Besitzer des handschriftlichen Nachlasses Brinckmanns, dem Herrn Grafen Axel Knut von Trolle-Wachtmeister auf Trolle-Ljungby in Schonen, gebührt für die hochherzig erteilte Erlaubnis zur Benutzung dieser Briefe der wärmste Dank aller Freunde unsrer klassischen Literatur.

Humboldt 7. November 1796: „Der Almanach wird schon zum zweitenmal aufgelegt. Er macht uns noch sehr viel Spaß und der Lärmen, den er überall erregt, ist entsetzlich. Auf meiner ganzen Reise ist er das einzige Gespräch gewesen. In Leipzig hat er unter den Buchhändlern ganz kurz der Grobheitsalmanach geheißen. Die Nepoten sind allerdings die Schlegels, so wie auch eine ganze Schaar von andern Xenien gegen den unverheiratheten Dresdner Friedrich Schlegel gehen. Der Bär in Kiel ist die Allgemeine Deutsche Bibliothek die jetzt dort herauskommt. Herkules ohne allen Zweifel Shakespeare. Madame B. Madame Brun und ihre Schwestern im Geist. Denn leibliche hat sie nicht, oder wenigstens nicht bekannte. Nur den Ophiuchus will mir Schiller nicht enträthseln. Die Erholungen gehn gegen einen Aufsatz von Richter, über die Vernichtung, der in dem Journal: Erholungen steht. Daß das von Meyern bezeichnete Xenion gegen Göthe sey, will Schiller wenigstens nicht eingestehen. Wenn Sie mir Fragen vorlegen, hoffe ich Ihnen noch einiges beantworten zu können, nur geben Sie es überall als eigne Vermuthung, nicht als historische Nachricht aus." — Ueber die zweite Auflage des Almanachs vergleiche Schillers Geschäftsbriefe S. 194. Die Deutungen zu 484, 101, 499 sind bereits von Erich Schmidt richtig gegeben. Die Beziehung von 815 auf Friederike Brun, nicht auf Karoline Böhmer-Schlegel, ist nun gesichert: denn Schiller, auf dessen Belehrung natürlich alle die Angaben Humboldts zurückgehen, hätte keinen Grund gehabt eine etwa vorhandene Doppelbeziehung zu verheimlichen. Daß Schiller den Ophiuchus (109) nicht enträtseln wollte, kann ich nicht näher begründen: zur Deutschen Monatsschrift, die Erich Schmidt gemeint glaubt, hatte Humboldt keinerlei Beziehungen und an eine derartige Verletzbarkeit müßte man doch wohl denken; ist eine andere Deutung zu suchen? Ueber Jean Pauls Aufsatz vergleiche die Anmerkung zu 818. Daß Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer von Bramstedt die Nummer 703 als von Schiller gegen Goethe gerichtet ansah, wußten wir bereits aus Schillers Brief an Goethe vom 28. Oktober 1796 (Briefe 5, 99), der es eben von Karoline Humboldt erfahren hatte.

Karoline 10. November 1796: Schiller „hat sich sehr über Ihren Einfall gefreut daß Sie gesagt, man müsse Nicolai auf seine Frage welches wohl das wizigste unter den Xenien sei antworten — ‚sehen möcht ich Dich‘ u. s. w. . . . Das Xenion so Meier von Schiller auf Göthe deutete ‚lebt er doch immer, der Mensch ect.‘ — ist von Goethe selbst." — Das zuerst genannte Distichon gegen Nicolai ist 262. Die Angabe, daß 703 von Goethe ist, wird durch die Handschrift bestätigt; zu Meyers Hypothese vergleiche oben.

Karoline 3. Dezember 1796: „Der treue Spiegel ist von Göthe .... Die Xenien übers Theater sind alle — von Schiller. Doch, wünsche ich daß Sie dieß für sich behalten. Er und Göthe sehen es nicht ganz gern wenn man in der Welt die Gränzen so scharf erkennt." — Den ‚treuen Spiegel' (805) weist Erich Schmidt Schiller zu, was durch unsere Stelle berichtigt wird. Die Theaterxenien sind die später unter dem Titel ‚Shakespeares Schatten' zusammengefaßten Nummern 499—521.

Humboldt 9. Dezember 1796: „Für die mancherlei Curiosa, die Sie mir über den Musenalmanach geschrieben danke ich Ihnen sehr. Die Gegengeschenke waren mir schon bekannt. Sie sollen von Dyk seyn und dieß ist mir glaublicher, als von Manso. Das Klotz ist auch in Sachsen üblich .... Ueber die Fragen, die Sie mir aus den Xenien vorlegen, habe ich immer vergessen, Schillern zu consultiren. Einige weiß ich aber von selbst: p. 201 nr. 2 ist allgemein. p. 211 nr. 4 ist Stolberg. p. 218 nr. 2 ist nicht Adelung, sondern die Oberdeutsche Litteraturzeitung in Salzburg. p. 220 nr. 1 Manso." — Nach Goedeke sind die ‚Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen' von Dyk und Manso gemeinsam. ‚Klotz' als Neutrum finde ich in den Xenien nicht. Die weiteren Bemerkungen beziehen sich auf 765, 774, 106 und 113: die beiden mittleren sind von Erich Schmidt richtig gedeutet; bei 765 schwankt er zwischen Nicolai und Manso; bei 113 denkt er wegen B . . . g (im Almanach B . . . = Breslau) an Eschenburg in Braunschweig.

Karoline 2. Januar 1797: „Ich danke Ihnen sehr für alles was Sie uns über die Xenien mitgetheilt haben. Die Antixenien sind gewiß von Dyk, Falk ist doch wohl nicht plump genug zu diesen Produkten." — Vergleiche oben.

Humboldt 13. Februar 1797: „Die Berlocken kannte ich und im Baron sehe ich auch stillschweigend mich selbst. Doch haben hier alle es auf Göthe mit gedeutet. Retten Sie mich doch vor dem Antheil an den Xenien. Stellen Sie nur meinen Respekt gegen alle großen und kleinen Männer, meine Abwesenheit von hier, und daß ich nie einen Hexameter, auch keinen schlechten (denn dieser Zusatz ist notwendig) gemacht habe. . . . Was sind das aber für Xenien von Garve und Schuckmann, von denen Sie meiner Frau schrieben? Schicken Sie uns diese doch. Die Berlocken werden in Weimar Herdern zugeschrieben. Gewiß ist, daß er sie überaus lobt. Auch kann ich sie nicht grob finden. Ich, nemlich wo ich genannt bin, bin sehr artig behandelt." — In den ‚Berlocken an den Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1797' (nach Goedeke von Magister Traugott Voigt) lautet das erste Distichon:

Verfasser der Xenien.

Ratet, wer ists, der die Xenien schrieb? — Es schrieb sie ein Hofmann
und ein Dichter; doch hat auch ein Baron daran Teil;

auf Humboldt geht dann weiter die Nummer 37:

Ueber männliche und weibliche Formen.

Ei, bald hätt' ich vergessen, was männlich und weibliche Form sei,
hätt' ich länger auf dich, dunkeler H—b—d, gesehn.

Xenien Garves sind gedruckt in seinen Briefen an Christian Felix Weiße 2, 242 (Boas 2, 8); von Xenien Schuckmanns ist sonst nichts bekannt.

Weimar. Albert Leitzmann.

Aus dem Briefwechsel Wilhelm von Humboldts (1808/9).

Meine Schrift „Aus Wilhelm von Humboldts letzten Lebensjahren" ist bereits vor beinahe zwölf Jahren erschienen. Derselben ist ein Bild der Frau von Humboldt nach Schick beigegeben. Damals konnte ich u. a. zwei[1]) eigenhändige Briefe des „Weisen von Tegel" an seinen Freund, Freiherrn Alexander von Rennenkampff in Oldenburg a. d. H., weil nicht in deren Rahmen gehörig, nicht mitteilen. Ich berücksichtige dieselben daher hier noch auszugsweise.

1. Rom, 27. August 1808.

Freude über Gustav von Rennenkampffs[2]) Besserung. Aufforderung, bald zu kommen; „der Aufenthalt in Albano wird ihm schon durch die Ruhe gut thun. Sie sehen aber jetzt, mein Lieber, daß mein Abrathen von der Reise nach Neapel nicht bloß eigennützig war. Es ist wirklich die Jahreszeit nicht, in der man in Italien reisen muß, um zu sehen . . . . . Es geschieht häufig, daß die Lohnbedienten Briefe unterschlagen. Ich gehe noch heute Abend nach Albano zurück und bin in großem Gedränge."

2. Königsberg, 1. September 1809.

Humboldt denkt mit „herzlichem Vergnügen" an die Zeit, die er in Rom so angenehm mit v. Rennenkampff verlebt hat. „Meine Frau hatte mir von Zeit zu Zeit von Ihnen geschrieben und, was sie mir jedesmal sagte, konnte nicht anders, als die Gesinnungen der Achtung und Zuneigung vermehren, die ich immer gegen Sie hegte, wie Sie, wie ich mir schmeichle, überzeugt sind." Der Hof bleibt noch hier, ich werde Sie im Herbste nicht in Berlin sehen, „allein es ist einer der dieser Stadt sparsam zugezählten Vorzüge, daß wenigstens der Weg nach Rußland [v. Rennenkampffs Heimat] hier durchgeht." „Zeilen an meinen Bruder [Alexander v. Humboldt] und Schlabrendorff[3]) für Sie lege ich bei. Der betreffende Brief meiner Frau ist $2^1/_2$ Monate unterwegs gewesen." Das Folgende betrifft einen unliebsamen Auftritt zwischen v. Rennenkampff und einem Herrn K.[4]) im v. Humboldt'schen Hause. „Es thut mir leid, jetzt noch einen anderen, sehr unangenehmen Gegenstand, Ihren Streit mit Herrn K. berühren zu müssen. Ich glaube, es wird Ihnen lieb sein, mein lieber Herr von Rennenkampff, wenn ich Ihnen darüber mit offenherziger Wahrheit spreche, Sie werden selbst darin einen Beweis meiner Achtung finden und es würde mir überdies unmöglich sein, anders zu handeln. Ich kann Ihnen hiernach nicht bergen, daß ich gewünscht hätte, Sie hätten nicht versucht, mich in diesen Streit, an dem ich keinen Theil nehmen kann, mit zu mischen und, daß es mir großmüthiger von Ihnen geschienen hätte, wenn Sie, im Fall K. sich über mich auf eine, unserm Verhältniß nicht entsprechende Weise geäußert hat, mir dies verschwiegen hätten. Meine Frau ist aus einer natürlichen und lobenswürdigen Delicatesse nie gegen mich tiefer in diese unangenehme Angelegenheit eingegangen, als daß sie mir von Ihrem Betragen gegen sie, liebster Freund, auf eine Weise gesprochen hat, die mich in der Meinung, die ich immer von Ihnen hatte, bestätigt hat, daß Sie tiefer und

---

1) Im Ganzen sind, außer den bereits mitgeteilten, nur noch drei im Nachlasse A. von Rennenkampffs vorhanden, der dritte, ganz unerhebliche, datirt aus Königsberg, 20. September 1809.

2) A. v. Rennenkampffs Bruder, späterer Gemahl der ältesten Tochter der Friederike Brun. Er starb am 20. Februar 1869 zu Helmet in Liefland.

3) A. Leitzmann macht mich darauf aufmerksam, daß das Brieschen an Schlabrendorf in seiner Ausgabe der Briefe Humboldts an Jacobi S. 141 gedruckt ist. Anmerkung des Herausgebers.

4) Nach Leitzmanns freundlicher Mitteilung sicher der Arzt Kohlrausch, der 1803 Humboldts bei der Erziehung ihrer Kinder so treuen Beistand leistete; vgl. über ihn Haym zu Humboldts Briefen an Nicolovius S. 30, 76. Anmerkung des Herausgebers.

richtiger fühlten, als es sonst auch unter den Besseren gewöhnlich ist, was dem Umgange mit ausgezeichneten Frauen angemessen ist, und die mir überdies die erfreuliche Ueberzeugung giebt, daß Sie uns in der That mit den Gesinnungen zugethan sind, die Sie mir schildern und auf die ich einen so großen Werth lege. Ich danke Ihnen herzlich dafür und werde diesen Gesinnungen gewiß immer von meiner Seite entsprechen. Es ist übrigens gar nicht die Rede davon, daß K. nach Rom zurückginge oder in mein Haus zurückkäme . . . . Auf die Erfüllung der . . . . bestimmten Bitte aber kann ich mich . . . . nicht einlassen. Welche Wendung Sie ihr auch geben mögen, so bleibt sie immer eine Beschränkung meiner Freiheit und es ist eine unabänderliche Maxime in mir, mich in keine Uneinigkeit, zu der ich nicht das Mindeste beigetragen, ja! die ich bis zu ihren höchsten Ausbrüchen ignorirt habe, zu mischen und mein Urtheil über Menschen nur nach meinen eigenen Ideen zu bestimmen. Sie fühlen daher auch, daß selbst die Art, mit der Sie über K. reden, mir, dem er nie bis jetzt Anlaß zu Klagen gegeben und der ich ihm von vielen Seiten Dankbarkeit schuldig bin — wie Unrecht er auch gegen Sie haben möge — nicht angenehm sein kann. Ich darf mir daher mit Gewißheit schmeicheln, keine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie bitte, seiner und Ihres Streites mit ihm nicht mehr gegen mich zu erwähnen und meiner Frau und mir die Bestimmung unseres Verhältnisses zu K. zu überlassen. Da meine Frau Alles, wovon Sie reden, gesehen hat und Sie ihren Charakter und mein Vertrauen kennen, so muß das, dünkt mich, hinlänglich sein. Ein anderes Benehmen von meiner Seite müßten Sie selbst und mit Recht mißbilligen . . ." Am Schlusse kommen noch die feinempfundenen, herrlichen Worte: „Glauben Sie mir, der nie eine Streitigkeit keiner Art gehabt und doch gewiß nie, wo es nicht Pflicht war, nachgegeben hat, daß das Vergessen dieser Dinge bei weitem das Beste ist. Sie verbittern das Leben und nehmen dem Gemüt die Heiterkeit und Ruhe, in der es allein sich und Andern genügt. Selten ist ein Mensch so, wie er dem Beleidigten erscheint und die Vereinigungspunkte liegen immer nahe, wenn nicht von beiden Seiten Leidenschaft sie verdeckte . . . ."

Dresden. Theodor Distel.

E. L. Grosse.

(Nachträge zu Euphorion 2, 330 ff.)

Karl Herloßsohn. Biographische Skizze von Paul Aloys Moldawsky [= P. A. Klar?]: Libussa 8 (Prag 1849), 414—484. Darin S. 448—70 ein autobiographischer Abriß von K. Herloßsohn (aus den Grenzboten von 1845). Der Bericht über E. G(rosse) S. 455 ff.[1]) — Ludwig Storch, Schwabendichterstreiche. Eine Jugenderinnerung: Gartenlaube 1863. Nr. 35, S. 552 ff.

Aus diesen verschollenen Aufsätzen ist in kurzem folgendes zu entnehmen: Herloßsohn wie Storch lernten Grosse in Leipzig kennen. Herloßsohn im November 1825, Storch um Ostern 1826 (vergleiche auch Gartenlaube 1856 Nr. 15, S. 199 b; der oben S. 336, 2. Absatz fragweise angesetzte Termin wäre hiernach zu modifizieren). Herloßsohn versah eine Zeit lang Abschreiberdienste

1) Auf diesen Aufsatz hat mich Prof. Aug. Sauer freundlichst hingewiesen; vergleiche Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 33, 371.

bei Grosse, über dessen Art und Wesen er sich unfreundlich ausspricht. Grosse erschien ihm lächerlich eingebildet, hochmütig und anmaßend. Den gleichen Eindruck gewann Storch, der seinem Landsmanne Grosse drei Jahre später zu Stuttgart im Sommer 1829 nochmals und intimer näher treten sollte. Das fügte sich so: Grosse war in der Zwischenzeit von Leipzig nach Dresden übergesiedelt und fiel hier, durch Adolph Wagner empfohlen, mit Weib und Kindern Ludwig Tieck zur Last, denn er war, von seiner hohen Dichterbestimmung erfüllt, zu nichts zu bringen und zu verwenden. Tieck versuchte es deshalb, Grosses Frau zur Schauspielerin auszubilden. Nach längerer Mühe kam es auch, durch Vermittelung von Franz v. Elsholtz, zu einem Probeauftritt in Coburg. Frau Grosse mißfiel. Grosse, der auf das Talent seiner Gattin schwor, setzte ein Gastspiel in Nürnberg durch, das aber gleichfalls ungünstig ablief. Hierüber erbittert, griff er in einem impertinenten Zeitungsartikel die Nürnberger an, entging mit Not öffentlichen Prügeln und mußte, mit Hinterlassung der Frau, nächtlings aus der Stadt flüchten. Bettelnd schlug er sich nach Stuttgart durch, wo er die Hilfe Storchs anrief. Dieser versorgte den Herabgekommenen zunächst mit dem Nötigsten und nahm später, als Grosse, auch von Uhland pekuniär unterstützt, seine Gattin aus Nürnberg citieren konnte, beide auf Wochen hinaus in Wohnung und Kost. Während dieser Zeit arbeitete Grosse gar nichts, sondern sprach nur immer von den unsterblichen Werken, die er schreiben werde. Als er dann im Herbste 1829, auf Uhlands und G. Schwabs Betreiben, eine Anstellung bei der Allgemeinen Zeitung in Augsburg erhielt, dankte er seinem Gastgeber Storch u. a. auch damit, daß er kleine Geldsummen, die Storch bei einer dortigen Verlagshandlung stehen hatte, hinter dessen Rücken zu beheben suchte. — Die nun folgende politische Thätigkeit sowie Verurteilung Grosses streift Storch ganz kurz. Nach ihm hätte Grosse seine Festungshaft abgebüßt (vergleiche dagegen oben S. 338) und sei dann in der Schweiz als Korrektor der S.'schen Buchdruckerei in A.[1]) mit Weib und Kindern verschollen. Aehnlich berichtet Herloßsohn, der jedoch offenbar Mitteilungen des ihm befreundeten Storch benutzt. — Es erübrigt noch, zwei Arbeiten Grosses zu erwähnen, die von Herloßsohn und Storch in nebelhafter Weise aufgeführt werden. In Burkhardts Verzeichnisse (oben S. 339 f.) fehlen sie: 1) Eine angebliche Uebersetzung unbekannter Gedichte Byrons im Gesellschafter [1824?]. Es seien aber Originalgedichte Grosses gewesen. — 2) Die heilige Ida, Stammmutter des preußischen Regentenhauses (von Herloßsohn mundiert; vergleiche Libussa S. 456). Grosse habe hiefür vom preußischen Könige (nach Storch S. 552b vom Kronprinzen) eine ansehnliche Belohnung erhalten.[2])

Prag. Alfred Rosenbaum.

---

1) Vermutlich: Sauerländer in Aarau. Anmerkung des Herausgebers.

2) Das von Storch S. 552a genannte Trauerspiel „Graf Waldemar" ist Ausfluß verschwommener Erinnerung. Es muß „Graf Gordo" lauten.

Recensionen und Referate.

Köhler R., Aufsätze über Märchen und Volkslieder. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von J. Bolte und E. Schmidt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1894. ℳ 3.

Einem nach Köhlers Tode alsbald laut gewordenen Wunsche sind die Herausgeber der vorliegenden Auswahl aus dem reichen Nachlasse mit erfreulicher Raschheit nachgekommen. Der schlanke Band bringt uns sechs Vorträge Köhlers, von denen bisher nur der erste gedruckt war. Vorangestellt ist Erich Schmidts schöner Nachruf, der (zuerst veröffentlicht in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 2, 418 ff.)[1]) die bescheidene, edle Art und das unvergleichliche weltumspannende Wissen des eigenartigen Gelehrten anschaulich und warm darstellt. Dem ersten allgemeiner gehaltenen und weiter ausgreifenden Vortrag über Alter, Abstammung und Verbreitung der europäischen Volksmärchen folgen fünf gelehrte Abhandlungen, worin besondere Stoffe und Motive in den Märchen, Sagen und Liedern der verschiedensten Völker verfolgt werden. Der zweite Aufsatz: „Eingemauerte Menschen" behandelt aus diesem großen Sagengebiete nur einen kleinen Ausschnitt: das hauptsächlich auf der Balkanhalbinsel verbreitete merkwürdige Motiv von der Einmauerung der Frau des Baumeisters oder des Bauherrn. Bekannter sind in Deutschland Sagen von der Einmauerung der Baumeister selbst, die auf Befehl fürstlicher Bauherren veranlaßt wird, damit jene Niemandem später ähnliche schöne Bauten errichten könnten. Der dritte Aufsatz „S. Petrus, der Himmelspförtner" vereinigt zahlreiche Schwänke voll frischen volkstümlichen Humors und voll scharfer gegen die verschiedensten Stände gewendeten Satire. Ueber die Verbreitung und Vermengung der verschiedenen Fassungen des S. 76 erwähnten Volksliedes von den armen Seelen vor der Himmelsthüre habe ich jetzt berichtet in meinem Buche über Gottschee (S. 399 und 401). Zu den S. 77 verzeichneten zahlreichen Fassungen des Märchens vom Schmied im Himmel schließe ich in gekürzter Form ein in Einzelheiten abweichendes Märchen an, das mir kürzlich aus dem deutschen Dorfe Preheischen bei Staab in Westböhmen durch O. Schubert mitgeteilt wurde:

„Ein Schmied beschlägt den Esel des Heilands und erhält hiefür die von ihm ausgebetene Gnade, daß niemand ohne seine Erlaubnis von seinem Apfelbaum herabsteigen dürfe. Um zu großem Reichtum zu gelangen, verschreibt sich der Schmied dem Teufel und lebt nun herrlich und in Freuden. Nach Ablauf des Vertrages bittet der Schmied den Teufel, er möge ihm vor der Höllenfahrt einige Aepfel holen. Der Teufel gehorcht und wird vom Schmied auf dem zauberhaften Baum so lang festgehalten, bis er den schriftlichen Vertrag zerreißt. Bald darnach stirbt der Schmied und erhält nun weder in den Himmel, noch

---

1) Vgl. auch Goethe-Jahrbuch 14, 297 ff. Anmerkung des Herausgebers.

in die Hölle Einlaß. Da er zum zweiten Male zur Himmelsthüre kommt, gelingt es ihm seine rußige Mütze hineinzuwerfen. Petrus befiehlt ihm, daß er sie aufhebe und sich dann schleunigst entferne. Der Schmied aber setzt sich auf seine Mütze und verbleibt nun mit der Begründung, er befinde sich auf seinem Eigentum, dauernd im Himmel."

Der dritte Aufsatz bespricht die nordgermanischen Volksballaden von der sprechenden Harfe. Dieses Motiv ist in der deutschen Volkspoesie unbekannt, denn das Märchen vom singenden Knochen (Grimm Nr. 28) hat nur entferntere Beziehungen dazu. Um so merkwürdiger ist es, daß die Gottscheer ein den nordgermanischen Balladen nahe verwandtes Lied singen (in meiner Sammlung Nr. 53): Eine Königstochter stößt aus Eifersucht ihre jüngere Schwester in's Meer. Vorüberziehende Geiger machen aus den Haaren der Ertränkten Saiten, aus ihren Fingern Geigenwirbel und verkünden vor des Königs Thür die Unthat. Die Geige ist jedenfalls später statt der nicht mehr üblichen Harfe eingetreten.

Zum Schlusse folgen zwei Abhandlungen über die Allegorien „vom Glück und Unglück" und über die sinnige Fabel vom „Hemd des Glücklichen", endlich ein von E. Schmidt nach Köhlers Notizbüchern zusammengestelltes Verzeichnis der Schriften Köhlers: neben mehreren Ausgaben, an fünfhundert Aufsätze und Recensionen! Den literarischen Nachweisen in den Anmerkungen kam Boltes glänzende Beherrschung der Stoffgeschichte zu Gute.

Der vorliegende Band bietet nicht nur einen interessanten, die vergleichende Literaturgeschichte und Volkskunde bereichernden Inhalt dar, sondern auch, was ausdrücklich betont werden mag, eine geradezu herzerquickende Lektüre, die jeden Laien fesseln und erfreuen muß. Auch von diesem Gesichtspunkt aus kann ich die Bitte nicht unterdrücken, die Herausgeber möchten sich bestimmt fühlen, eine zweite größere Auswahl aus dem Nachlasse Köhlers und aus seinen älteren in fast unzugänglichen Zeitschriftbänden vergrabenen Aufsätzen zu veröffentlichen. Und ein zweiter sehr anspruchsvoller Wunsch schließt sich an, der Wunsch nach einer neuen durch Köhlers handschriftlichen Nachschlagskatalog vermehrten Ausgabe der schon längst vergriffenen und doch so unentbehrlichen „Anmerkungen" zu den Grimmischen Märchen.

Prag. A. Hauffen.

Hauffen A., Die Deutsche Sprachinsel Gottschee. Geschichte und Mundart, Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Sagen, Märchen und Lieder. Mit vier Abbildungen und einer Sprachkarte. Graz, „Styria", 1895. (III. Band der Quellen und Forschungen zur Geschichte der Literatur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer; herausgegeben von Ed. Hirn und J. E. Wackernell). M. 8.

Ein Buch, welches Referent wegen seines reichen, wertvollen und für jeden gebildeten Deutschen ehrwürdigen Inhaltes erst nach wiederholter, eifriger Lesung zu besprechen sich entschließen konnte. Nachdem Lage und Beschaffenheit der Sprachinsel Gottschee ('s Gotscheab, S. 3) kurz erörtert sind, werden wir (S. 8 ff.) in die Geschichte des Ländchens eingeführt: dasselbe wird 1263 noch als eine namenlose „Zugehörung" zur Herrschaft Reifnitz genannt; 1339 erwirkt sich deren Inhaber Graf Otto v. Ortenburg vom Patriarchen v. Aquileja die Erlaubnis, für Mooswald (beim späteren Gottschee) einen Kaplan halten zu dürfen; 1363 werden bereits die Orte „Gotsche, Pölan, Ossiwniz und Goteniz" als Kirchenorte angeführt und 1400 ist auch Nesselthal bereits Pfarrort. Dem Stamme nach waren die neuen Ansiedler vorherrschend Bayern, darunter Tiroler und Kärntner, auch Schwaben und wohl auch Franken (S. 13 f.).

Der Name „Gottschee“ wird auf slavisch Kočévje, d. i. „Ansammlung von Hütten“ zurückgeführt; die Ableitung hat alle Wahrscheinlichkeit: erklärt müßte noch werden, wie die Aussprache des ersten Namensteiles zu slavisch kǫča, d. i. Hütte, stimme. Das ō ist hier lang, geschlossen; in Gotscheab ist es kurz und offen, ähnlich wie in tschorbə, slavisch čorba, nicht wie in jöcen, slavisch jókati (S. 30). Ob in vortonigen Compositionssilben, sei es schon im Slavischen, sei es erst im Gottscheer Deutsch, entsprechende Aenderungen statthaft seien, muß ein bodenständiger Kenner entscheiden. — Ob slavisch Koča, das mit seinem ǫ nach slavischen Gesetzen auf einen verflüchtigten Nasal (Konča?) deuten würde, gleich hiša (Haus) nicht aus dem Deutschen (Kot, Hütte, dem etwa fränkisch *kotchə, vergleiche siebenbürgisch Nagaltschə, Nägelchen) stammt, bleibt noch zu untersuchen.

Das Fränkische und überhaupt die nichtbayerischen Elemente müßten übrigens bei der Gottscheeer Mundart (S. 19 f.) mehr berücksichtigt werden, als dies von Hauffen geschehen ist. Allerdings ist der bayerische Charakter heute ungleich überwiegend, aber das ist dem expansiven Wesen des Bayerischen zuzuschreiben: auch in Nieder-Oesterreich nördlich der Donau sind die fränkischen Spuren fast ganz verwischt, und das Egerländische hat so viel Bayerisches angezogen, daß man lang genug den mitteldeutschen Grundcharakter nicht erkannte. Lehnwörter wie likof, flotn (S. 31) können im 14. Jahrhundert nicht mehr aus dem Bayerischen ins Slovenische gekommen sein: ersteres zeigt nordmitteldeutschen (kōfen) oder alemannisch-schwäbischen (litkəuf), letzteres diesen oder fränkischen Typus; bayerisch laikhâf, *vlâdi: das Relativpronomen, besonders „welches“ (z. B. S. 358) ist absolut unbayerisch (Schmeller, Bayerisches Wörterbuch² 2,894 f.) und erinnert phonetisch ganz an das hennebergische bên = welchen; an den Main und nach Mitteldeutschland weisen uns wohl auch die Verba ohne -en, wie win (= finden), kâm (= 'kēmen Particip) und die durchgeführten a für ë, die Hauffen übrigens ebenfalls als unbayerisch, und zwar als alemannisch nimmt (S. 27). Die oi und oa (= althochdeutsch ei) mögen bayerisch oder schwäbisch sein; sicher nicht bayerisch sind aber die durchgängigen ai für Ablaut iu; das Bayerische kennt nur ai für Umlaut von û (und für î), der Ablaut iu lautet ǫi oder ui, und das fremde ai ist langsam aus den Städten aufs Land hinaus vorgedrungen: in entlegenen Gegenden Tirols sagt man noch lǫit, dǫitsch (Leute, deutsch), allgemeiner ist noch ǫi, nǫi, tǫifl, zǫigh (ui, nui, tuifl, zuigh); der Verdrängungsprozeß dauert, zu Ungunsten des ǫi (ui), noch heute fort. Das ai ist daher im 14. Jahrhundert als schwäbisch (əü, əi), oder noch wahrscheinlicher als fränkisch (ai), keineswegs aber als bayerisch zu betrachten. Formen wie besn (S. 342) für „wissen“, oder (S. 247) hearə, moarə oder gar (S. 248) shünə für Herr, Mohr, Sohn verraten, wenn auch nur ausnahmsweise gebraucht, mitteldeutschen Ursprung. Auch der Mangel der Nasalvokale (ã, õ, ẽ etc.) weist über das bayerische Gebiet hinweg. Charakteristisch sind die vielen Uebergänge des gelängten a in die Qualität û; denn [aᵘ > ǫ > ǫə >] uə > u ist die Gottscheeische Entwicklung zunächst des langen â (juər, gnuədə, muənə, odenwäldisch klur, wur; gottscheeisch shûmə, mûgə); gelängtes, ehemals kurzes a geht die nämlichen Wege: guərtə, wuənə, shûgn. Aus fränkisch-mitteldeutschem und gewiß nicht aus bayerischem Gebiete haben die auswandernden Juden dieselbe mundartliche Erscheinung nach Galizien mitgenommen: šûf, šlûfn, zûmin (sâme), wûgn (wâge) neben gûərtn, bûərwis (barfuoz), fûn, hûn. Im Stammlande allerdings ist diese Lautgebung heute fast gänzlich rückgängig geworden. Eher findet man ähnliches in den eingesprengten fremden Kolonialparzellen des bayerischen Gebietes, in Kärnten, selbst in Niederösterreich. Echt bayerisch ist aber dieser Vorgang nicht. Von Konsonanten sind die tönenden s (= z), die offenbar dem heutigen sh (= ž) vorausgegangen sind, ebenfalls mitteldeutsch und es er-

klären sich tschechisch žehnati, žold, etc. und slovenisch žaga, žida, viža vielleicht aus derselben deutschen Dialektquelle: eine Ausdehnung des tönenden Charakters vom s (z) auch auf das f (v) ergab w (wrie, frueh, wuetər, Vater etc.), wie wir schon oben in mitteldeutsch-jüdischem buərwiz (barfuoz) ein gleiches gesehen haben. Das „tschel" (und tschellin) für „Gesell" — sonst ist die Vorsilbe gə- fast überall vollwertig hergestellt — erinnert an den Dialekt von Tetschen in Nordböhmen (d'mächt, deberge für gemacht, Gebirge) und an Schmellers Grammatik § 475; weist also ebenfalls nach Mitteldeutschland.

Der Wortschatz ist im Gottscheer Deutsch, wie im Egerland größtenteils bayerisch: im Bannkreise des Bayerischen hat sich ja hier wie dort das Kulturleben aus kolonialen Anfängen entwickelt. Selbst Eigennamen mögen allgemach bayerische Lautform angelegt haben; doch wird sich auch hier noch ein fränkischer oder alemannischer Rest auslösen lassen. Im Ganzen möchte ich nur den Nachweis erbracht haben, daß jene, uns allerdings von dritter, aber durchaus verläßlicher Hand übermittelte Nachricht, Karl IV. habe 300 Familien Franken und Thüringer nach Gottschee geschickt (S. 14), vollwertig festzuhalten sein wird. Bayerische und auch schwäbisch-alemannische Kolonisten sind selbstverständlich ebenfalls vorauszusetzen.

Gegenüber dem Slovenischen wird man im Falle der Gemeinsamkeit eines oder des andern Wortes die echt deutsche Ableitung nicht sofort darangeben müssen. So beim Worte ritschoch (S. 69), slovenisch ričet. Die gottscheeische Form hat eine echte alte Ableitsilbe; der Stamm ritsch-en (rütsch-en), rutsch-en ist ein deutscher, freilich erst spät auftauchender; eine andere Speise ritschert kennt das Hessische; das ü (bayerisch u) weist wohl auf einen mitteldeutschen Ursprung (Deutsches Wörterbuch 8, Sp. 1050 und 1568 f.) Im Süden eingebürgert, ist der Ritschət nun auch nach Niederösterreich vorgedrungen. Jure (S. 31) muß nicht aus dem Slovenischen stammen: Georg > Georig > Jǫrig > Juri ist ein echt bayerischer Vorgang: bei den Heanzen in Ungarn ist Juri geläufig. — Selbst das Wort shupon, Schultheiß (z. B. S. 114) möchte ich samt dem süd- wie nordslavischen župan mittelst einer noch näher zu untersuchenden Ableitsilbe von mittelhochdeutsch sippe, stf., (tschechisch žup) ableiten, mit Rücksicht auf die Neigung des Mitteldeutschen in labialer Umgebung i in u zu ändern (wurt, geswusterde, ummer, nummer, Bahder, Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems, S. 181). Ob Otfrids unker neben gothisch igqara, (Braune, Althochdeutsche Grammatik § 282, Anmerkung 1) und funfzên neben finf ähnlich zu erklären sei, bleibt dahingestellt. Das Wort Sippe kommt im Gottscheeischen noch in shiplink vor (S. 64).

Der Typus der Gottscheer (S. 33) ist mehr der gemeindeutsche als der speciell bayerische; lange, sehnige Gestalten sind häufiger, als kurze, gedrungene. Höchst mühsam und ernst ist ihnen der Kampf ums Dasein auf dem wenig ergiebigen Boden, weshalb ihnen schon von Kaiser Friedrich IV. (23. Oktober 1492) das Recht des Hausierhandels verliehen wurde. Seit vier Jahrhunderten durchstreifen also die gutschêwarä (⏑ ⏑́ ⏑ ⏑ ⏑, wie man in Niederösterreich sagt) die Städte und Orte von Triest bis Nordböhmen und Sachsen (S. 38). Darob vernachläßigen sie aber ihre Heimat nicht: 27 Volksschulen und ein Untergymnasium (S. 44) sorgen für deutsche Bildung; Tracht und Hausbau, Sitte und Brauch hat bis in die jüngste Zeit die alte Eigenart stilgerecht bewahrt.

Zu dem interessanten Kapitel VI über Sitten und Bräuche, Aberglaube und Mythen wäre manche Parallele auch aus der engern Heimat des Referenten beizubringen: So das „Sprengen" mit Weihwasser (S. 65), die redenden Ochsen in der Mettennacht (S. 67), der Spruch: „Jn'n Christtag wachst der Tag, was d' Mucken giehn'n mag, in'n Neuenjahr-Tag, was der Hahn schrie̋ken

(schreiten) mag, in'n Heiligendreikünning-Tag, was der Hirsch springen mag" (S. 70), die Vermummungen im Fasching und die Bezeichnung „foosto pfinksto" (S. 71), die Aschermittwochpredigt, ein Spottspruch auf Martin Luther (S. 72), das Sonnwendfeuer (S. 74), der „Sautanz" (S. 76), — vor der Hochzeit das „Kranzlwindt'n" (S. 79). Aus Stelzhammers „Ahnl" kennen wir den Brautraub (S. 81) und Stelzhammers Prokradá (= procurator, „Ahnl" S. 386) zeigt uns, daß das slowenische staraschinar (Hauffen, S. 80) als Fremdwort zur Charakterisierung dieser Allerwelts-Person aus inneren Gründen gewählt wurde. — Die toigain pagə (S. 80) finden ihr Widerstück in dem gleichbedeutenden pä(g), einem ringförmigen Gebäcke, wie es im Viertel Unterm Mannharts-Berg noch sehr gebräuchlich ist bei einer mit fränkischen Elementen stark gemischten Bevölkerung. — Leichenschmäuse, der in der altdeutschen Bevölkerung überall tief gewurzelte Hexenwahn, die „Weiße Frau", der auch von Abraham a St. Clara erwähnte „Schrattel", von den Märchen, Sagen und Volkserzählungen (Kapitel VII) die Geschichten vom Shidlstoin, dem germanischen sigestein, der wohl auch als „Siegelstein" auf einen Ring gedeutet wird (Reineke Fuchs, X. Gesang), bei Rosegger (Tannenharz und Fichtennadeln 1870, S. 103) und in der Heimat des Referenten als Nåterkroenelin (nōda-krä'l) erscheint, ferner die „Hausschlangen" führen uns tief in altdeutsches Vorstellungsleben ein. Schwankhafte Volkslegenden von Christus und Petrus, wie sie auch Rosegger kennt (a. a. O. S. 69 „Die droschnen Drescha") und zahlreiche Schildbürgerschwänke (S. 111) sorgen für den Humor. Die letzteren sind bei den Heanzen in Ungarn stark und zugleich originell ausgebildet: die Günser sind die „Kotzenheanzen", ebenso die Oedenburger; an der steierischen Grenze beschäftigen sich die „Pumheanzen" mit Binderei; im Marktflecken Rechnitz wohnen die Lerchentreiber ꝛc. An vierzig solcher Benennungen mit erklärendem Schwanke liegen mir aus dem Heanzengebiete handschriftlich vor. Es scheint fast, daß solche „bannwitzige" Geschichten mit der Verschiedenheit der colonisierenden Elemente zusammenhängen und daß in Gottschee das Schildbürgerbuch (Hauffen, S. 112—128) nur ältere Spottfabeln verdrängt hat.

Der Hauptinhalt des Buches beginnt mit Kapitel VIII „Volkslieder" (S. 130). Und dieser Abschnitt ebenso wie die angeschlossenen Texte der „Geistlichen Lieder und Legenden" (I), der „Balladen und Liebeslieder" (II), endlich der „Lieder zu Sitte und Brauch, Scherz- und Kinderlieder" (III) zeigen in Verbindung mit den auf S. 384 folgenden „Erläuterungen und Anmerkungen", daß der Verfasser vollkommen auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Und die Gottscheer Lieder lohnen auch in hohem Maße den auf sie verwandten Forscherfleiß. Schon in der äußern Erscheinung bekunden sie einen eigenartigen Charakter: sie entbehren des Reimes fast vollständig; typische Eingangs-, seltener Schlußformeln kehren häufig wieder; mehr als zwei Drittel aller alten Gottscheer Lieder beginnen mit den Versen: „Wie früh ist auf" (und nun folgt der Name des Helden und danach): „er steht des Morgens gar früh auf." Die altdeutsche Rüstigkeit, die in den Wonnen des jungen Morgens einen Gipfel stillempfundener Lebensfreude sucht, spricht sich in diesen nicht oft genug gehörten typischen Worten aus: und naiv (wohl nicht „gedankenlos", wie Hauffen S. 131 meint), kann sich die Legende selbst nicht den Heiligen des Himmels ohne diese Freude denken.

Der Herkunft nach unterscheidet Hauffen vier Gruppen von Liedern: 1) alte, allgemein verbreitete deutsche Volkslieder, 2) in der Sprachinsel selbst entstandene, 3) Lieder aus dem Slovenischen oder Kroatischen, 4) Lieder, die halb oder ganz schriftdeutsch erst etwa in unserm Jahrhundert aus deutschen Ländern eingeführt wurden.

Nachdem Hauffen auch noch die Metrik und den Charakter der Melodien —

diese sind den Texten regelmäßig beigegeben — kurz erörtert hat, schaltet er (S. 168 ff.) drei dankenswerte Exkurse ein über „Die Vertretung von Niemals im Volksliede", über „Du bist mein, ich bin dein" und über „Blumen auf Gräbern", wobei er das deutsche Volkslied im allgemeinen sondiert.

Es erübrigt noch, uns von den 168 Nummern einen oder den anderen Liedertext näher anzusehen. In Nr. 2 wird erzählt, wie Jesus nach Einsetzung des heiligen Abendmahles um 9 Uhr nachts noch einmal bei seiner Mutter anklopft, bevor er ins Leiden geht. Maria eilt zur Stiege, zum Thor:

> Mit gedancr hont mochet shi imon schean aúf
> mit gerachtr hont empfúchət shi'n schean:
> „Griəs gót, griəs gót, dú liəbəs main kint . . .
> Bai hûbəschtú di shó loidigr,
> shó loidigr, shó traúrigr?"

oder nach einer andern Fassung:

> „Bai schteant dainə âglain shó wólə zâchrlain?"
> (Mit denker Hand machet sie ihme schön auf,
> mit rechter Hand empfahet sie ihn schön:
> „Grüß Gott, grüß Gott, du liebes mein Kind . . .
> Wieso gehabest du dich so leidiger,
> so leidiger, so trauriger?
> Wieso stehn deine Aeuglein so voller Zäherlein?")

Das schöne Motiv, daß das Thor mit der Linken geöffnet, mit der Rechten der Eintretende empfangen wird, mutet mich ganz Cochemisch an und wäre vielleicht in einer Offenbarung der heiligen Brigitta oder ähnlichem zu finden; slowenisch (S. 387) muß es doch wohl nicht sein.

Unter den weltlichen Liedern nimmt (S. 245) mit Recht den ersten Platz ein: Də mêrarin, (Die Frau am Meere). Die schöne Wäscherin am Meeresstrande, das ankommende Schifflein mit „zween jungen Herren", das Ringlein, welches einer von ihnen der Wäscherin reicht, gemahnt wohl deutlich genug an's Kudrunlied. Schon Schröer hat diesen Zusammenhang erkannt (Germania 14, 327—336), Martin ihn geleugnet (17, 425 ff.), Hauffen hält Schröers Ansicht auf Grund eines vollständigeren Materiales aufrecht, indem er gerade jene Version, welche mit der Kudrundichtung die größte Aehnlichkeit hat, als die älteste Fassung aller Balladen von der Meererin nachweist (S. 403—411). Schwerer ist mir glaublich, daß gerade das fertige Kudrun-Epos, nicht eine unmittelbare (später vereinzelte) Volksüberlieferung die Quelle der Ballade sein soll.

Zu Nr. 114, Zeile 28 und 29 erwähne ich die niederösterreichische Sage vom Protzen, der sich rühmte, alles zu haben, nur noch keinen beinenen Tisch, — einen solchen jedoch bekommen hat, als er verarmt war und als Bettler die Schüssel auf den Knieen hielt. — Das Motiv vom großen Steine, der auf das Grab des gehaßten Weibes gelegt wird, kommt auch noch vor bei Brenner, Altbayerische Possenspiele, 1897, S. 6, 12. — Zu 146 sei erwähnt, daß die einleitenden Worte pikkâ, pokkâ auch in einem niederösterreichischen Zählverse vorkommen:

> „Eins, zwei, drei
> pikkâ, pokkâ Heu,
> pikkâ pokka Habernstroh,
> lignen vierzehn Kinder do",

wonach sich die Kinder gegenseitig aufmerksam machen, daß jetzt wirklich vierzehn (sc. Hebungen) sind. Aus Hauffens Lichtenbacher Fassung (S. 379) fehlen

demnach bereits 2 Zeilen, aus der andern Möseler Version (Shekschüntdraisik wêgelain) sogar 5 Zeilen. Jedenfalls ist der Vers von der „gelben Feder" einer der Deserteure. — Der Spruch Nr. 149 lautet in Niederösterreich „Loəwəl bochə, loəwəl bochə, — schiəs ai˘;" das gleichzeitige Spiel ist das nämliche wie in Gottschee.

Dem „Herzoge von Gottschee", dem Fürsten Karl Auersperg, ist das hochinteressante und höchst verdienstvolle Buch gewidmet. Möge derselbe daraus den Wert und die Treue altdeutscher Traditionen schätzen und schützen lernen.

Wien. J. W. Nagl.

Wolkan R., Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen bis zum Ausgange des XVI. Jahrhunderts. Prag, Druck und Verlag der k. u. k. Hofbuchdruckerei A. Haase 1894. — 20 M —

Einer partikularistischen Literaturgeschichte läßt sich von mancher Seite das Wort reden: es gibt in der That Landstriche, die durch politische Einflüsse derart abgesondert wurden und zu einer so eigentümlichen Entwicklung kamen, daß diese Eigenart sich auch ihrem geistigen Leben und besonders ihrer Literatur aufprägte. Von diesem Standpunkt aus hat Wilhelm Scherer das Elsaß, hat Jakob Baechtold die Schweiz behandelt. Wie der letztgenannte betont, soll aber das hauptsächlichste Bestreben dahin gehen, den Zusammenhang mit dem Ganzen festzuhalten: eine solche Sonderdarstellung schlage bei aller eigentümlichen Entwicklung im großen und ganzen doch den Gang der allgemeinen deutschen Literaturgeschichte ein. Es wird sich also bei solcher geographisch begrenzten Geschichtschreibung nicht bloß darum handeln, das Produzierte darzustellen, sondern auch um die Feststellung, in wie weit und warum sich Besonderheiten in der Produktion vorfinden. Ohne Zweifel ist Böhmen, soweit es am deutschen Geistesleben Anteil hat, in hohem Grade geeignet für solche Untersuchungen. Diesen Anteil bis auf Weiteres festgestellt zu haben ist das Verdienst Wolkans; aber sein vorliegender Band verfolgt noch einen anderen Zweck. „Mein Buch möchte der Wissenschaft zuliebe geschrieben sein, aber ihr nicht allein und nicht zuletzt dem deutschen Volke in Böhmen." So erklärt Wolkan in seiner Vorrede. Das deutsche Volk in Böhmen hat denn auch alle Ursache, dem Buche volle Neigung zuzuwenden; denn wie schon gelegentlich des ersten Bandes, der Bibliographie, mit Recht hervorgehoben wurde (Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 1, 85) sind nunmehr die Behauptungen auf tschechischer Seite, es ließe sich nach den Husitenkriegen ein deutsches Geistesleben in Böhmen nicht nachweisen, endgiltig abgethan, wenn auch auf der anderen Seite größere Ruhe in nationalpolitischer Beziehung den Untersuchungen Wolkans zugute gekommen wäre Immerhin ist aber vom nationalen Standpunkte Wolkans Arbeit zu begrüßen; doch bleibt die Frage offen, ob der Zeitpunkt für eine wissenschaftliche Behandlung dieser ganzen Epoche gekommen ist, ja wann er überhaupt kommen wird. Die Schwierigkeiten in der Beschaffung von Handschriften, infolge deren der Verfasser eine große Anzahl gar nicht zu Gesicht bekam (S. IX), der Mangel an Vorarbeiten, um eine Handschrift aus sprachlichen Gründen bestimmen zu können (S. 237), die Unmöglichkeit, die Stadtarchive Böhmens zu durchforschen (S. 377), das alles übte seinen Einfluß auf die Arbeit Wolkans aus. Es entsteht dadurch der Zweifel, in wiefern die Fülle des unverwerteten Materiales die Darstellung ergänzen, berichtigen, ändern würde und zugleich auch eine gewisse ungleichmäßige Behandlung sowohl in lokaler wie in materieller Beziehung. Auch dieser Band weiß wieder am meisten von jener „Nordwestecke" um Joachimsthal zu erzählen, die schon in der

„Bibliographie" so sehr in den Vordergrund trat; zudem kann ihm aber der Vorwurf einer übermäßigen Breite in jenen Partien, über die der Verfasser sich völlig orientieren konnte, nicht ganz erspart werden. Ob in eine „Literaturgeschichte" die drei „orientierenden" Abschnitte von der „Entwicklung des Deutschtums in Böhmen", vom „Schulwesen" und vom „Humanismus" gehören, die immerhin ein Drittel des Buches ausmachen, scheint doch fraglich. Vielleicht auch hätten die beiden ersten zu Gunsten einer Vertiefung des dritten wegbleiben sollen. Es läßt sich infolge der Ungleichmäßigkeit des Gebotenen auch über das Buch als ganzes nicht leicht urteilen. Der erste Abschnitt „Entwicklung des Deutschthums in Böhmen" bietet einen historischen Rückblick, der teils auf den Arbeiten Neuwirths, Friedjungs, Loserths basiert, teils eigene Untersuchungen verwertet. Die Deutschen hatten ihre verhältnismäßig glückliche Lage unter Ottokar II. und Wenzel II. durch die Thronbesteigung Heinrichs von Kärnthen auf lange hinaus eingebüßt. Karl IV., der sich an der Hand Friedjungs, Werunskis und Burdachs vielleicht mit mehr Plastik hätte charakterisieren lassen, errichtete in der neu gegründeten Universität eine Standarte, auf deren Erstürmung die rasch erstarkte Tschechenpartei ihre ganze Kraft wendete. In Johann Hus erstand dieser Partei ihr wirksamster Prediger. Erst der Protestantismus brachte einen neuen Aufschwung des Deutschtums, sowohl in geistiger Beziehung, wie auf dem Gebiete von Handel und Verkehr. — Abschnitt II behandelt das „Schulwesen". Er bringt sehr viel neues, würde aber durch kräftigeres Zusammenfassen mehr erzielen, als durch manche nicht recht instruktive Bücherliste. Die älteste Schule ist die Prager Domschule, ihr folgen Klosterschulen auf dem flachen Lande und im 13. Jahrhundert Stadtschulen. An die Schulen schließen sich Kloster- und Stiftsbibliotheken, in Prag die Bibliotheken des Domkapitels, der Universität, des Thomasklosters. Lateinisch-deutsch-tschechische Vokabularien legen Zeugnis von den utraquistischen Beziehungen beider Volksstämme ab. Wärmer nahmen sich erst die Jesuiten des Unterrichts in der deutschen Sprache an; sie waren von Ferdinand I. ins Land berufen worden und hatten bald in Prag, wie auf dem Lande Gymnasien errichtet. — Der III. Abschnitt behandelt den „Humanismus". In diesem Abschnitte vermissen wir jene großen fördernden Gesichtspunkte, wie sie etwa Burdach in den vom Autor citierten Aufsätzen (Centralblatt für Bibliothekwesen 8, 145, 324, 433) einnimmt und die die Bedeutung der Karolinischen Epoche für deutsches Geistesleben in ein ungemein helles Licht rücken. War es doch Karl IV., der, in Paris erzogen und in jungen Jahren nach Italien versetzt, mit französischen und italienischen Künstlern auch die Pariser Scholastik in Deutschland einführte. Er brachte reiche Anregungen für Wissenschaften aller Art, für Botanik, für Geschichtschreibung mit und trat selbst als Schriftsteller auf. Das Bild eines modernen Staates hatte bei ihm feste Gestalt bekommen; er suchte das Rechtswesen zu reformieren, durch Erleichterung des Verkehres die entfernten Teile seines Reiches zu verbinden. So bereitete die Kultur Frankreichs und Englands, die Glaubenslehre Wiclifs in Böhmen eine Epoche von weitgreifender Bedeutung vor: hier bildete sich der ostmitteldeutsche Charakter der neuhochdeutschen Schriftsprache, mit ihm eine Periode formgewandter deutscher Prosa, die wirksame Uebersetzungen des Neuen Testamentes und antiker Autoren zeitigte. In der Mitte dieser Bestrebungen steht die kaiserliche Kanzlei, reformfreundlich mit deutschem Charakter im Gegensatze zur konservativ-klerikalen Universität. Der wirksamste Mann dieser Kanzlei ist Johann von Neumarkt. Er ist es, dem die Verdrängung des nationalen Gerichtsverfahrens, die Einbürgerung kanonistischer Rechtsanschauungen, die Ausbildung einer Technik des schriftlichen Verfahrens, die Anbahnung einer Reception des römischen Rechtes zu danken ist. Unter seinem Beamtenpersonal ragt Johann

v. Gellnhausen hervor. Bald schließen sich die erzbischöfliche und die k. böhmische Landeskanzlei dem neuen Stil an. Johann und ein zweiter hervorragender Mann der Karolinischen Periode, der Erzbischof Ernst von Pardubitz, setzen sich nach Kräften für die junge Universität ein. Das römische Recht wird tradiert, Werke geistlicher Jurisprudenz erscheinen. Bedeutsam wurde es für die Kanzlei, als sie dem Einflusse der drei geistlichen Erzkanzler entrückt und als Staatsbehörde konstituiert wurde. An ihrer Spitze stand nunmehr ein weltlicher Kanzler (der erste war Johann von Neumarkt), ein vielgliedriger Hofrat stand ihm zur Seite. Zwei Beamte dieser Hofkanzlei wurden als Agitatoren im Dienste der Vorreformation bekannt: Mathäus von Krakau und Milič von Kremsier, die beide durch sittliche Reform der kirchlichen Organe und durch Ausdehnung der religiösen Bildung auf die Massen zu wirken bestrebt waren. So wurde denn die Kanzlei in Kürze das, was sie ihrer ganzen Anlage nach werden mußte: die Trägerin jener Kultur, in deren Dienst sich Karl gestellt hatte, der italienisch-französischen. Die französischen Uebersetzungen lateinischer Autoren, dann des Aristoteles und Petrarca, die französischen Prosaromane, Ritterepen, Traktate und Sentenzen wurden für Deutschland ebenso bestimmend, wie der französische Augustinismus und das rege Kunst- und Literaturleben an dem päpstlichen Hofe zu Avignon. Schon sehr früh wurde diese Kultur nach Böhmen importiert: französische Handschriften wurden erworben, französische Künstler aller Art herangezogen. Den Hang des Humanismus Bibliotheken zu sammeln finden wir besonders bei dem weitgereisten Dechanten von Wyschehrad Wilhelm von Hasenburg († 1370), der den Grundstock zur Prager Universitätsbibliothek durch die Sammlung von 114 Werken — eine um jene Zeit nicht übertroffene Zahl — legte. Ihm folgte der hussitisch-radikale Adalbertus Ranconis de Ericinio. Die Professoren der Universität hatten ihre Bildung in Frankreich oder Italien genossen und brachten auswärtige Bildung und auswärtige Handschriften mit. Was sie vortrugen, war freilich nur Scholastik; Humanismus und Renaissance blieben eben Karl und seiner Kanzlei anvertraut. Karl vereinte die einzelnen Elemente der humanistischen Bewegung in seiner Person: er regte die Ausarbeitung von Chroniken (Franz von Prag, Ludolf von Eynbeke) an, er brachte kostbare Bücher und Handschriften von seinen Reisen mit, er ließ Handschriften (darunter die des Kosmas) abschreiben, Archive anlegen, Reliquien sammeln; er wußte das Individuum zu schätzen (Zanobi da Strada, Heinrich von Herford, Petrarca); er duldete rücksichtslose Meinungsäußerung, zeigte Sinn für Witz und Spott und ebensowohl für Selbstbeobachtung, wie für die Entdeckung fremder Länder und Völker, für Reiseliteratur, für eine neue Ordnung des Staates, eine neue Fassung der Begriffe Gesetz und Recht. Von größter Bedeutung mußte für einen Monarchen wie Karl der persönliche Verkehr mit einem der Führer des italienischen Humanismus, mit Petrarca, werden. Mächtig wirkten all' diese Anregungen des Herrn in seiner Kanzlei nach. Der Sinn für einen neuen Prosastil, für Eleganz und Eloquenz, für neue Prosaformen, Brief, Dialog, Novelle macht sich bemerkbar. Wie in Frankreich und Italien beginnt man auf der Landessprache zu fußen. Nächst dem Kaiser nimmt sich Keiner der neuen Strömung wärmer an, als Johann von Neumarkt. In der Philosophie den nominalistischen Scholastikern nahestehend, in der Pädagogik ein Verehrer der individuellen Erziehung an Stelle der korporativen, die das Mittelalter verlangt, mit einer entschieden philologisch-kritischen Ader, eleganter Latinist und glühender Verehrer Ciceros, Bücherfreund im großen Stile, mußte er durch den persönlichen Verkehr, den er mit einem Manne wie Petrarca anknüpfen durfte, aufs intensivste beeinflußt werden. Petrarca war es, der den gestürzten Tribunen Cola di Rienzo den böhmischen Freunden empfahl; Colas Ankunft in Prag gab

den Renaissancebestrebungen den mächtigsten Anstoß. Eine vielleicht von Johann von Neumarkt veranstaltete Sammelhandschrift gibt ausreichenden Aufschluß über Colas Prozeß. Als nun Johann so vorbereitet mit seinem Kaiser nach Italien kam, zeigte sich bald eine bis zur Selbsterniedrigung gehende schwärmerische Verehrung Petrarcas und seines Stiles. Wie mit den geistigen Führern Italiens, so stand er auch mit einzelnen Franzosen in Verbindung und wohl auch mit den Erneuerern des Augustinismus, den Augustiner-Eremiten, die in Johann, zumal als er auf dem Bischofsstuhl von Leitmeritz saß, einen thatkräftigen Gönner fanden. Die böhmischen Augustiner bildeten ein wichtiges Bindeglied mit ihren französischen und italienischen Glaubensbrüdern. So wurde dieser an Einfluß, Wissen und Verbindungen reiche Mann auf Jahrhunderte lang von richtunggebender Bedeutung für die Kanzlei und ihren Stil: die Häufung der Synonyma, die Umschreibung des Begriffes, die Verschränkung der Wortstellung, die Metaphern, Wortspiele und gelehrten Anspielungen, die sich im deutschen Kanzleistil bis ins 17. Jahrhundert hinein vorfinden, das alles geht auf Johann und seine begeisterte Vorliebe für die Latinität und die romanische Renaissance zurück. Eng verknüpft mit dieser stilistischen ist auch seine literarische Wirksamkeit, seine Bereicherung der Formen des schriftlichen Verkehrs. Neben der weltlichen Seite ist aber der Einfluß der Karolinischen Zeit auch nach der geistlichen ein bedeutender: eine neue volkstümliche, sangbare Liederdichtung erwuchs in Böhmen, die namentlich bei außerliturgischen Andachtsübungen zur Geltung kam. Eine eigentümliche Abart sind die Marienlieder, die, im Stoffkreise der Antike gehalten, von den neun Musen, von Pluto, Scylla und Eurus sprechen. Es scheint sich da um Goliardenlieder zu handeln. Die Fäden, die da am Hofe Karls gesponnen wurden, führten allgemach nach den meisten österreichischen Provinzen, dann nach Bayern, Baden, Sachsen weiter. Der Verlauf dieser Bestrebungen in Böhmen müßte sich am deutlichsten aus der Ermittelung und Durchforschung der zahlreichen von den Humanisten angefertigten Handschriften, ferner durch die Feststellung des Bestandes der Kloster- und Dombibliotheken ergeben. — So deutliche Winke zur Behandlung einer Epoche im Geistesleben Böhmens, wie sie da Burdach gegeben hat, hätte Wolkan, wenn er einmal ein Kapitel des Humanismus für erforderlich hielt, in der fruchtbringendsten Weise verwerten können. Er hat aber den Zusammenhang mit dem deutschen Geistesleben allzusehr außer acht gelassen und sich darauf beschränkt, aus der ersten Periode des böhmischen Humanismus das Verhältnis Karls zu den Italienern im Zusammenhang darzustellen. Ausgreifender werden die Männer der zweiten Periode, Johann von Jenstein und Kaspar Schlick charakterisiert, während ich für die dritte, die sich an den Namen des Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein knüpft, einzelne Literaturnachweise vermisse. So hätten Th. Breys Aufsätze im 14. und 15. Jahrgang von Hormayrs Archiv „Die Blüthe der lateinischen Poesie in Böhmen" nicht ganz übersehen werden sollen; bei allen Mängeln seiner Darstellung ist Brey doch der erste in unserem Jahrhundert, der auf den böhmischen Humanismus zu sprechen kommt und der besonders Bohuslaus zu würdigen sucht. Für den Kreis, der sich um Johann Hodiejowsky von Hodiewa sammelte, und der sich an seiner Farrago poematum beteiligte, besonders für Thomas Mitis kämen Geigers „Vorträge und Versuche" in Betracht, woselbst sich über diesen „ältesten Musenalmanach" bemerkenswertes vorfindet. Zu den Literaturnachweisen aus dem vorigen Jahrhundert wären die Recensionen aus der „Neuen Prager Literatur" 1771, 17. und 19. Stück, heranzuziehen. Bohuslaus Lobkowitz wird da als Stern erster Größe, als der erste unter den lateinischen Dichtern seiner Zeit gefeiert, der in seinem Vaterlande vergessen, im Auslande aber von Männern, wie Fabricius, Heumann, Colerus, Böhm gefeiert, ja dem Vergil verglichen

worden sei. Hodiewas Farrago aber wird einfach als „die elende Schmiererei von 43 Stümpern" erklärt. Wolkan charakterisiert wiederum die Führer: Bohuslaus selbst, der, auf seine Güter zurückgezogen, die Früchte seiner Reisen verwertete, in lateinischen Briefen, Elegien, Satiren und Epigrammen die Schwächen seiner Zeit geißelte, auch an kirchlichen Dingen Anteil nahm und dessen Tod von einem Ulrich v. Hutten betrauert wurde; dann aus dem Kreise des Hodiewa den Arzt Georg Handsch aus Leipa, der durch die Tagebücher, die er als Leibarzt Erzherzog Ferdinands führte,¹ bedeutsam wurde. Unter seinen Genossen ist Johann Major, der Apostel Melanchthons, bemerkenswert und Kaspar Bruschius, von dem Horawitz so glücklich nachgewiesen hat, wie er im Grunde nur die Gedanken anderer und größerer, wie Luther, Wimpfeling, Celtes, Eobanus fruktifiziert, wie er bei aller Gesinnungstreue ein gewisses opportunistisches Schwanken nicht aufgeben kann und wie er bei seiner unkritischen gelehrt-kompilatorischen Arbeitsweise doch zu wirken versteht. Aus der Reihe der Theoretiker verdient Joannes Honorius hervorgehoben zu werden, der die erste Horazausgabe Deutschlands besorgte (1498) und Jacob Pontanus, mit Vida und Scaliger einer der Begründer der Poetik. Auch Vertreter der Wissenschaft, Historiker, Astronomen, Mathematiker, Aerzte treten in den Vordergrund. Zu der wissenschaftlichen Literatur möchte ich aufs geratheworhl einige Ergänzungen anfügen: 1594 erschienen in Prag bei Nigrinus die „Quaestiones grammaticae" des S. 300—302 geschilderten Christof Hecyrus; 1574 erschien Lazarus Erkerus „Beschreibung der fürnehmsten mineralischen Erz- und Bergwerksarbeiten . . ." Prag, Schwartz. Weiters edierte Georg Fabricius, Rektor in Meißen, zu Prag die Schulausgaben von Ciceros Briefen, von Plautus und Terenz (Adami 1589) und Paul Fabricius, Professor in Prag, seine astronomischen Tafeln. Endlich möchte die „Vlastae Bohemiae Historia" des Rodericus Dubravius (1574) nicht unerwähnt bleiben, zumal sie Bohuslaus Lobkowitz zugeeignet ist. Für den späteren Humanismus des 16. Jahrhunderts wären wohl auch die lateinischen Gedichtsammlungen nicht ganz außer Acht zu lassen. So erschien eine recht interessante zu Prag bei Georg Nigrinus. Sie führt den Titel „Epigrammatum libelli quattuor lectu non iniucundi" und stammt aus der Feder des Poeta laureatus caesarius Salomon Frenzelius. Unter vielen moralisierenden, frömmelnden, panegyrischen Epigrammen, Epitaphen u. s. w. finden sich auch solche mit literarisch-künstlerischer Tendenz. Es wird über die Geringschätzung der schönen Künste geklagt:

Tempus erat, panis docta quando arte careret,
Nunc ars (vah tempus nobile) pane caret.

In ungemein drastischer Weise spricht sich der gekrönte Dichter über „ebrii insanique poetae" aus, während er stolz erklärt

Nobili literato nihil esse honoratius.

Auffallend rein und harmlos sind die erotischen Gedichte. Eine ähnliche, aber minder bedeutende Sammlung hat der Pilsener Bürger Johannes Dubravius 1558 zu Wittenberg erscheinen lassen. Sie nennt sich „Sylvula carminum" und bringt auch eine oder die andere Fabel und eine Schilderung der Reise von Linz nach Wien in lateinischen Hexametern. Stark beeinflußt durch die geistliche Dichtung des Thomas Mitis sind die lateinischen Epigramme des Lausitzers Christoph Manlius, Prag, Melantrichus 1572, die durch politische Stoffe und solche, die dem engsten Stoffkreise des Humanismus angehören, teilweise auch den antiken Autoren entnommen sind, hervorragen. Endlich wäre wohl auch, wenn nicht in der Geschichte der Literatur, so in der des Humanismus die sehr

ausgebreitete lateinische Gelegenheitsliteratur des 16. Jahrhunderts zu erwähnen. Besonders ausgebreitet war die Gratulationsliteratur. Gratuliert wurde namentlich zu neu erlangten akademischen Würden oder zu Familienereignissen. Die Form der Beglückwünschung ist entweder die, daß eine Gruppe von Freunden sich zusammenthut, von denen nun ein jeder im elegantesten Latein und oft im künstlichsten Metrum (alkaische, sapphische Strophe) dem Gefeierten gratuliert, oder daß diese oder jene Heilige, auch wohl Apollo, Merkur und die neun Musen auftreten, um in kleinen Gelegenheitsstücken die Vorteile der Wissenschaft und die Freude der Musen an ihren eifrigen Jüngern zu traktieren. Verfaßt wurden diese Stückchen wohl meist von Studenten und ein Student hatte oft eine ganze Reihe von Rollen zu übernehmen — offenbar war mehr ein Lesen, als ein Darstellen beabsichtigt. Dagegen stammen die Gelegenheitsgedichte für Hochzeiten, Geburten und so weiter vorwiegend von Berufspoeten: Johannes Mathesius mit seinen Aphorismi nuptiales, Mathäus Collinus, Thomas Mitis sind da vertreten. Die Formen sind hier sehr verschiedenartig. An diese Literatur zu freudigen Festen schließt sich eine ebenso ausgedehnte von Epitaphen, die ebensowohl gekrönten Häuptern, wie angesehenen Bürgern, Professoren u. s. w. galten. — Wenden wir uns nun endlich zum IV. Abschnitt, der die Literaturgeschichte im engeren Sinn behandelt und mit der höfischen Dichtung einleitet. Hier handelt es sich weniger um die Beleuchtung wenig gekannter Geistesströmungen, als vielmehr um die lokale Feststellung wohlbekannter literarischer Richtungen. Die Minnesänger und Epiker, die sich an den böhmischen Höfen aufhielten, werden vorgeführt: also Reinmar von Zweter, Meister Sigeher, Friedrich von Sonnenburg, Tannhäuser, Bruder Wernher, der Meißner, dann Heinrich Frauenlob, Ulrich von dem Türlin, Heinrich von Freiberg, Heinrich Cluzenêre. Wenig ersprießlich finde ich die breite Inhaltsangabe so allbekannter Dichtungen, wie Heinrichs Fortsetzung des Tristan, Ulrichs von Eschenbach „Wilhelm von Wenden," Ulrichs von dem Türlin Vorgeschichte des Willehalm. Sind wir doch durch die Analysen in den großen Literaturgeschichten, durch die Ausgaben in Kürschners Nationalliteratur, ferner durch jene Bechsteins, Toischers und neuestens Singers ausreichend orientiert. Sollte hier eine Nachahmung Baechtolds zu Grunde liegen, so hätte bedacht werden sollen, wie schlecht wir mit Ausgaben der von ihm analysierten Dichtungen, ganz besonders jener des Rudolf von Ems, versehen sind. Ein paar Kleinigkeiten will ich anmerken: zu S. 173, wo „cantus et mulierum choros in atrio ecclesiae prohibete" auf den „Gesang der Frauen" bezogen wird, wäre auf Kelle (Literaturgeschichte S. 48) hinzuweisen, der die „cantica puellarum" auf die Befugnisse der Nonnen bei Celebrierung der Messe deutet. Zu S. 187 bemerke ich, daß im Dezember 1794 in Meißners „Apollo" ein Lebensabriß Wenzels des II. von Löhnert und ein Abdruck der Gedichte erschien. Der Neudruck rührt von dem Bibliothekar P. Bauschek her; aber schon von Bodmer in der Einleitung zur „Sammlung von Minnesingern" (1758—59), von Möser in „Ueber die deutsche Sprache und Literatur" werden die drei Gedichte erwähnt, von Gleim in den „Gedichten nach den Minnesingern" abgedruckt. Schon Bodmer gab Wenzel den II. als Verfasser an, während sie Löhnert Wenzel dem I. zuschreibt. — Freier ist bereits die Darstellung des V. Abschnittes, der sich mit der Literatur des „14. und 15. Jahrhunderts" beschäftigt. Nach einer Charakteristik Heinrichs von Mügeln geht Wolkan zur politischen und religiösen Dichtung über. Neben dem Kirchengesang, der von allen Bekenntnissen gepflegt wird, fanden sich Spuren volkstümlicher Lyrik. Schon machten sich auch die Anfänge des Schauspiels bemerkbar, das aber anfangs den Stoffen und dem Kreise der Darsteller nach durchaus geistlich war. Mit der Annäherung an weltliche Kreise wurde die lateinische Sprache zusehends zurückgedrängt. Der Rückgang des geistlichen

Einflusses brachte Literaturdenkmale wie den Codex Teplensis und die berühmte Bibel Wenzels des IV. mit sich. An der Spitze der großen Anzahl von Uebersetzern religiöser Schriften steht schon Johann v. Neumarkt, unter den späteren ragt der deutsche Prediger Konrad von Waldhausen hervor. Die weltliche Prosa zeitigt bloß den von Gervinus gerühmten Ackermann aus Böhmen, die Totenklage eines Bauern um seine Ehefrau von einem noch unbekannten Verfasser. Aus diesen, wie aus den vorigen Jahrhunderten sind Rechtsdenkmäler erhalten. — Der VI. Abschnitt behandelt das 16. Jahrhundert. Wir stimmen Wolkan bei, wenn er in diesem Abschnitt die Stärke seiner Arbeit sieht. In seiner „Bibliographie" und in seinen „Ausgewählten Texten" hat er sich die wertvollsten Vorarbeiten geschaffen; freilich zeigt es sich nirgend so deutlich, als hier, wo der Verfasser mit vortrefflich durchgearbeitetem Materiale arbeitet, wie sehr er sich unfreiwillig in lokaler Beziehung beschränken muß und daß er im Grunde nur einzelne Landstriche Böhmens zu behandeln im Stande ist. Die Literatur des 16. Jahrhunderts, wie sie uns Wolkan darstellt, hebt sich in nicht unwesentlichen Zügen von dem allgemeinen gleichzeitigen Literaturbilde ab. Keine Spur von der Wirksamkeit der großen Satiriker und Humoristen, kaum nennenswerte Anklänge ans Fastnachtspiel, das Drama gleichfalls nur kärglich entwickelt, vom Prosaroman, vom Schwank nichts wahrnehmbar. Die Reformation, die ja auch auf die deutsche Literatur Böhmens aufs lebhafteste einwirkt, ist vorwiegend doch nur in der kirchlichen Literatur erkennbar. So steht in der Lyrik das Kirchenlied obenan; besonders in der Gemeinde der böhmischen Brüder werden sorgsame Sammlungen angestellt. Hier konnte Wolkan wieder auf eigenen Arbeiten fußen. Daneben blüht das Kirchenlied der Protestanten, das ja dazumal auch in Schwaben, in der Schweiz, am Rhein viel gepflegt wurde. Nikolaus Herman, der Kantor von Joachimsthal, ist der eifrigsten einer unter jenen, die biblische Teile in strophischer Form bearbeiteten, um die heilige Schrift weiteren Kreisen im Gedächtnis zu erhalten. Wolkan, der Hermans Sonntagsevangelien in einem guten Neudruck (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Band 2) herausgegeben hat, würdigt diesen Dichter aufs eingehendste und sucht seinen Einfluß bis auf Bartholomäus Ringwalt nachzuweisen. Neben Herman steht ein anderer Joachimsthaler, Johannes Mathesius, im Vordergrund, der erst in neuester Zeit (seit dem Beginn der achtziger Jahre) sich eingehenderer Untersuchungen erfreut. Während der neueste Biograph des Mathesius, Loesche, den „Dichterling kurz abthut", erklärt sich Wolkan gegen die Unterschätzung seiner poetischen Produktion und wendet seinen Weihnachts- und Passionsgesängen, seinen Wiegen-, Hochzeits- und Grabliedern, den Liedern zum Preise von Joachimsthal volle Aufmerksamkeit zu. Dagegen versteht es Loesche, der die theologischen Werke des Mathesius mit außerordentlicher Ausführlichkeit würdigt, die Bedeutung des Mathesius für den Protestantismus in Böhmen in das rechte Licht zu setzen. Nachdem das Luthertum in Prag nach kurzer Blüte unterdrückt worden war, flüchtete es sich in den Norden Böhmens. In Joachimsthal selbst stand an der Spitze der Reformation ein Adeliger, Graf Schlick. Egranus, Karlstadt, Schönbach bereiteten dort allgemein den Boden für lutherische Predigten vor. Sebastian Ering wurde als lutherischer Prediger in Joachimsthal von Mathesius angetroffen, als dieser an die dortige Lateinschule berufen wurde und nach einem Besuche bei Luther wurde er endlich selbst in Joachimsthal als Prediger angestellt. Was er da als Pastor, Lehrer und nicht zuletzt als Armenpfleger geleistet, wird bei Loesche anschaulich dargestellt. Bald bildet sich, wie Wolkan nachweist, in Böhmen eine Schule Herman-Mathesius, als deren Vertreter Kaspar Franck, Erasmus Winter, Martin Berthold, Christoph Hosmann genannt werden. Was die weltliche Richtung anlangt, so zählt die Türkengefahr zu den wichtigsten Stoffen. Türken-

lieder dichteten in Böhmen Georg Spindler und Michael Windler. Die Hauptvertreter des katholischen Kirchenliedes, Johann Leisetritt und Christoph Hecyrus-Schweher waren nur durch lexikalisch-bibliographische Notizen und durch die Erwähnung bei Wackernagel und Bäumker bekannt. Das weltliche Lied tritt stark zurück: eins der ältesten Volkslieder in Böhmen hat Uhland „Heirath" genannt. Der Mittelpunkt für das Volkslied ist wieder Joachimsthal; die Bergleute mit ihren Bergreihen, die die verschiedensten Stoffe behandeln, sind das wichtigste Element für den Volksgesang. Die Dichter von Bergmannsliedern, Valentin Scheider, Rößler und andere werden hier zum erstenmal nachgewiesen. Sammlungen von Bergreihen erschienen übrigens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts besonders in Nürnberg. Ein anderer Zweig weltlicher Dichtung ist die Städtedichtung; ihr bekanntester Vertreter ist der Pritschenmeister Benedikt Edelbeck, bekannt aus Weinholds Weihnachtsspielen. Ferner giebt es eine ganze Literatur gegen die Laster des Jahrhunderts, besonders gegen das Trinken und auch zu der viel verbreiteten Podagraliteratur tragen Deutschböhmen bei, darunter Georg Fleißner (vergleiche Hauffen, Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 31, 293). Auch die politische Dichtung regt sich: das Kaadener Glaubensscharmützel wird von einem bis nun unbekannten Hans Zweck besungen. Daneben gibt es Lieder über den Schmalkaldischen Krieg und die Türkenkriege. Andere sangbare Lieder behandeln Wunder-, Schauer- und Mordgeschichten. Zu den Schauergeschichten in Prosa ergiebt sich ein nicht uninteressanter Nachtrag aus dem Jahre 1615: „Wahrhafte summarische Erzählung etlicher vornemen Beschwerungen, welche eine Zeitlang her den evangelischen Ständen im Königreich Böhmen sowohl in Religion- als anderen Sachen zuwider vorgangen, besonders aber der Verlauf der in Newligkeit vorgenommenen bösen Jesuwidrischen Moerderpraktiken, so sich in Prag zugetragen." Die Schrift, dessen Titel an Fischart anklingt, ist deutsch geschrieben und enthält Anklagen gegen das friedenstörende Treiben der Jesuiten, die sich nicht an Gesetz und Recht hielten. Mit Erfolg wurde der Landtag gegen sie angerufen. „Also ist die gifftige Liga der Jesuiter (dem lieben Gott sei Lob und Dank) nunmehr gebrochen." So schließt die Schrift. Von Meistersingern giebts nur kärgliche Spuren in Böhmen. Von Georg Brentel in Elbogen wissen wir (aus Heyses Bücherschatz), daß er im Tone Frauenlobs zu singen versuchte. Dagegen blühen die Symbole, Wahl- und Wappensprüche. Den Reigen dieser Dichtungsart eröffnete Johannes Hagius, über den Eitner und Gradl näheres mitgeteilt haben. In dem Niederländer Regnart und dem Italiener Turini finden wir am Hofe Rudolfs des II. Vertreter jener durch ganz Deutschland verstreuten Kategorie von Tonsetzern, die, meist Kapellmeister und Organisten, Texte aller Art zu Liedern vertonten. Manche, wie Christof Demantius, dichteten die Liedertexte auch selbst. Der bemerkenswerteste dieser Liederdichter ist Theobald Hoeck, der bereits Hoffmann von Fallersleben bekannt war. Er ist Philosoph und Dichter, Ethiker, Feind der Höfe und der Liebe, Pessimist und Freidenker. Weniger vielseitig ist der Anteil Böhmens am Drama des 16. Jahrhunderts. Fastnachtspiele gab es in Trautenau, geistliche Spiele schon im Anfang des Jahrhunderts, weltliche um die Mitte in Eger. Die Leitung solcher Aufführungen, bei denen auch das lateinische Schuldrama nicht vergessen wurde, lag zumeist in den Händen des Schulmeisters. In Prag werden die dramatischen Aufführungen schon seit dem 14. Jahrhundert gepflegt; aus mancherlei Gründen nehmen sich die Jesuiten lebhaft des Dramas an. Hier vermisse ich das bekannte Buch: L. Blaß, Das Theater und Drama in Böhmen, Prag 1877. Unter den Dichtern des biblischen Dramas findet sich Mathias Meißner, der, obwohl aus Zeitschriften und größeren Darstellungen längst bekannt, auch in der neuen Auflage von Goedekes Grund-

riß unerwähnt blieb. Sein Stück „vom erschröcklichen vntergang Sodom und Gomorra," das wir doch schon aus den „Texten" kennen, wird analysiert; ebenso der bekannte „Jonas" von Simon Roethe und Balthasar Klein. Ueber Clemens Stephani aus Buchau waren bis jetzt bloß verstreute Notizen vorhanden; wir erhalten hier Analysen seiner „Königin von Lamparden," der „Andria", der „geistlichen Aktion", die den Stoff des Every-man behandelt, und der „Satyra", wobei die in den Texten gedruckten Stücke noch knapper hätten behandelt werden sollen. Von Dramatikern werden noch Daniel Betulius, der Großvater des Sixt Birck, Johannes Krüginger aus Joachimsthal, die Uebersetzer Martin und Sylvester Steier und Marcus Pfeffer dargestellt. In der Prosaliteratur herrscht gleichfalls das religiöse Moment vor: religiöse Streitschriften, an denen sich auch Hermann und Mathesius lebhaft betheiligen und Predigten, unter denen jene des Mathesius an erster Stelle stehen, beherrschen den Markt. Das Haupt der evangelischen Prediger ist Mathesius, unter den Katholiken ist Christof Fischer der fruchtbarste, der eine endlose Reihe von Katechismen herausgibt. An der Spitze der Gebetliteratur steht Johann Habermann in Eger. Die weltliche Prosa umfaßt beinahe nur Berichte über die Türkenkriege und wissenschaftliche, nämlich geographisch-ethnographische, historische und kulturhistorische Werke, ferner Stadtchroniken. Besonderer Aufmerksamkeit erfreut sich da Karlsbad mit seinen Heilquellen und Joachimsthal mit seinen Bergwerken.

Was etwa in sprachlicher Beziehung auszustellen wäre, kann bei der Beurteilung eines so umfänglichen Werkes nicht ins Gewicht fallen, auch auf verschiedene kleine Irrthümer soll nicht eingegangen werden; typographisch wäre wünschenswert, daß die Nummer des Abschnittes in den Seitenüberschriften des Textes, besonders aber in jenen der Anmerkungen, ersichtlich wäre. Leser eines Folianten, wie das Buch Wolkans nun einmal geworden ist, haben wohl Anspruch auf weitgehende Erleichterungen.

Prag. Rudolf Fürst.

Flohr O., Geschichte des Knittelverses vom 17. Jahrhundert bis zur Jugend Goethes. Berlin, 1893. C. Vogt's Verlag. 8°. (= Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie veröffentlicht von Dr. Emil Ebering. Germanische Abteilung Nr. 1.) 2.40 M.

Eine Geschichte des Knittelverses zu schreiben ist eine ebenso anziehende wie dankbare, aber nicht ganz leichte Aufgabe. Leicht schon deshalb nicht, weil es bei den mannigfachen Spielarten des Knittelverses schwer hält, eine knappe Definition desselben zu geben. Flohr hat daher eine solche auch nicht an die Spitze seiner Untersuchung gestellt, sondern durch Charakterisierung jener Versgebilde, die wir nach literarhistorischer Ueberlieferung als Knittelverse anzusehen haben, die Kennzeichen dieser Versart festzuhalten, die Entwicklung ihrer äußeren Form, ihre stilistischen Merkmale und ihre Anwendung darzustellen gesucht. Zur selben Zeit wie Flohr hat auch Jacob Minor in seiner Neuhochdeutschen Metrik (Straßburg, 1893, S. 332—338) im Anschlusse an Hans Sachsens Reimvers den Knittelvers behandelt. In der That wird eine Geschichte des Knittelverses allenthalben auf die Spur Hans Sachsens stoßen. Flohr nimmt seinen Ausgang nicht von Hans Sachs, da er das „allmähliche Wiedereindringen des Knittelverses in die Dichtkunst" nach der Renaissancebewegung als Vorstudie zu einer Untersuchung über den Knittelvers Goethes zu schildern beabsichtigt. Nach einer kurzen Einleitung über die Geschichte des Wortes „Knittelvers" beleuchtet er die metrischen Neuerungen und stilistischen Reformbestrebungen des 17. Jahrhunderts, die Anwendung vierhebiger iambischer Reimpaare, das Fortleben der alten Reim-

paare im Volke. Nach der Anlage der Flohrschen Schrift tritt Gryphs Peter Squenz mit seinen Knittelversen etwas unvermittelt auf den Plan. Der Einfluß, den Canitz durch einige Scherzgedichte (zwei davon in einer Art Bänkelsängerstrophe) ausgeübt hat, wird gewürdigt, das Jahr 1700 als bedeutungsvoll für das Auftreten des Knittelverses in der Kunstpoesie hervorgehoben. Von Wernicke wird der Knittelvers bewußt als eine „Kunstform" im poème burlesque und in der Satire eingeführt, er findet dann auch vor der Theorie (Neumeister-Hunold) Gnade. Niederdeutschland ist mit Knittelgedichten ziemlich reich vertreten, verschiedene Anläufe zeigen sich auch in Mitteldeutschland, als recht beachtenswert erscheint da in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Dichter minderen Ranges, Müldener (Geander von der Oberelbe), durch Anschluß an die volkstümliche Auffassungsweise des Hans Sachs. Hervorragend ist die Bedeutung Gottscheds in der Geschichte des Knittelverses. Gottsched hat in Theorie und Praxis dem Knittelvers sein Augenmerk gewidmet, er knüpft vor allem an Hans Sachs an. Er hat für den Knittelvers Schule gemacht, wurde aber auch selbst von seinen Gegnern in Knittelversen angegriffen. Am Schlusse faßt Flohr das Ergebnis seiner Untersuchung in kurzen Zügen zusammen, die man als zutreffend anerkennen wird. Vollständige Aufzählung aller Gedichte in Knittelversen erstrebt der Verfasser nach seiner eigenen Angabe (S. 1) zwar nicht, doch hat er seinen Beobachtungen reiches Material zugrunde gelegt. Die Arbeit würde durch eine übersichtliche Gruppierung der hie und da zerstreut dargebotenen Auslese charakteristischer Eigenheiten der Knittelpoesie noch gewonnen haben. Jede Untersuchung über deren Entwicklung hat ihre Beobachtung vor allem nach zwei Seiten auszudehnen, erstens auf das rein Metrische, zweitens auf das Stilistische. Auf beiden Seiten ergeben sich ganz bestimmte typische Kennzeichen. Flohr hat beides im Auge behalten und so auch zierliche Mosaikbildchen durch Charakterisierung einzelner Vertreter der Knitteldichtung geschaffen. Drittens ist dann der Stoff zu beachten. Was diesen betrifft, so ist in dem von Flohr behandelten Zeitabschnitt immer das Satirische, Burleske für die Wahl des Knittelverses maßgebend, später tritt die scherzhafte Gelegenheitspoesie stark in den Vordergrund. In die Form Hans Sachsischer Verse auch ernste Gedanken zu gießen, wurde vor Goethe nur ganz vereinzelt unternommen. (Vgl. Ewald von Kleists Werke, herausgegeben von A. Sauer, 2, 17 Anmerkung 1.) Eine Geschichte des Knittelverses sollte nicht darauf verzichten, uns über das Fortleben der Literatur des 16. Jahrhunderts namentlich des Hans Sachs zu belehren; denn an vielen Orten, wo wir es entweder in der Theorie oder in der Praxis mit dem Knittelvers zu thun haben, werden wir auf jene Literatur verwiesen. Der Knittelvers gibt uns ein Mittel an die Hand, die Stellung späterer Zeit zur Literatur des 16. Jahrhunderts abzuschätzen. Diese Stellung ist eine andere bei Gryphius, eine andere bei Wernicke, eine andere bei Gottsched, sie ist unendlich verschieden bei Goethe. Aber auch gleichzeitige Gegensätze lassen sich aufdecken. Wenn Gottsched bei Besprechung der Bodmerschen Uebersetzung von Butlers Hudibras meint, daß diese sich sehr gut in Knittelversen ausnehmen würde (Flohr, S. 94), so dürfte er sich damit nicht den Beifall Bodmers errungen haben, denn dieser war zeitlebens ein geschworener Feind des Hans Sachs. Es blieb den Klassikern unserer Literatur vor allem Goethe vorbehalten, das Verständnis für die Literatur des 16. Jahrhunderts in richtigere Bahnen zu leiten. Wie Goethe in formaler Beziehung sich dieser Aufgabe entledigte, wird uns die von Flohr angekündigte Arbeit über die Behandlung des Knittelverses bei Goethe zu zeigen haben, der wir nach der vorliegenden Untersuchung mit berechtigter Erwartung entgegensehen.

Graz. Ferdinand Eichler.

Petri F., Kritische Beiträge zur Geschichte der Dichtersprache Klopstocks. Greifswald 1894. Kommissions-Verlag bei Heinrich Jaeger. 2 M.

In dem Ruhmeskranze, der die Stirne des hohenpriesterlichen Sängers des Gottversöhners ziert, bilden die Verdienste, die er sich um die Ausbildung der deutschen Dichtersprache erworben hat, unstreitig ein glänzendes Blatt. Kann man auch der Behauptung Petris, daß „die Schaffung der dichterischen Rede der klassischen Literaturperiode" (S. 1) das Werk Klopstocks sei, nicht ohne weiters beistimmen, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß der Messiasdichter zu einer echt poetischen Sprache erst den Grund gelegt hat; sein Streben wurde von Wieland und Lessing erfolgreich fortgesetzt und gelangte durch den Altmeister unserer Literatur zum krönenden Abschlusse.

Petri stellt den sprachlichen Eigentümlichkeiten, die Klopstock in der ersten Zeit seines dichterischen Schaffens aufweist, die zahlreichen Veränderungen gegenüber, die er später am Ausdrucke vorgenommen hat. Dadurch wird die Einsicht in den historischen Prozeß, den die Sprache des Dichters bis zu ihrer schließlichen Abklärung, in der sie uns in der letzten Redaktion vorliegt, durchgemacht hat, wesentlich geschärft. Das mühevolle Zusammentragen von Varianten ist denn auch das Verdienstvolle an der Arbeit Petris, sonst vermag dieselbe — die Sprache Klopstocks ist eben schon zu wiederholten Malen zum Gegenstande eingehender Untersuchungen gemacht worden — wenig Neues zu bieten. Petri zieht auch einzelne Zeitgenossen und unmittelbare Vorgänger Klopstocks, so Pietsch, Gottsched, Brockes, Haller, Pyra und ein oder das andere Mal auch S. G. Lange zum Vergleiche heran, um festzustellen, „was bereits von den früheren Dichtern gekannt und angewendet wurde." Dieser Standpunkt des Verfassers ist zwar richtig; allein es ist klar, daß die Arbeit, wenn sie in dieser Hinsicht zu abschließenden Ergebnissen hätte gelangen wollen, auf einer breiteren Grundlage hätte aufgebaut werden müssen: sie hätte noch andere Zeitgenossen berücksichtigen, sie hätte aber auch auf Luther, der die vaterländische Sprache bildete „zu der Engel Sprach' und der Menschen" (Ode: Die deutsche Bibel) und auf Opitz zurückgehen müssen; bezeichnet ja Klopstock in seiner Abhandlung „Von der Sprache der Poesie" den Uebersetzer der Bibel und das Haupt der ersten schlesischen Schule als die Muster, nach denen sich die Schriftsteller bei ihrem Streben, die deutsche Sprache weiter auszubilden, zu richten hätten. — Petris Arbeit befaßt sich nicht mit der ganzen Sprache Klopstocks, sondern behandelt in drei Kapiteln bloß das Verbum, das Substantivum und das Adjektivum. Die Sorgfalt, die der Dichter auf die Wahl der Wörter verwendet hat, wird gebührend hervorgehoben; an zahlreichen Varianten wird gezeigt, wie derselbe gewöhnliche, mitunter platte Ausdrücke durch edlere, der poetischen Sprache angemessenere zu ersetzen bemüht war. Recht ausführlich bespricht der Verfasser die sprachgestaltende Thätigkeit des Dichters auf dem Gebiete der Wortbildung, und zwar nach beiden Richtungen — der Zusammensetzung und der Ableitung — hin und erörtert im Anschlusse daran einzelne Besonderheiten, die sich im Sprachgebrauche Klopstocks finden, so die Verbindung intransitiver Verben mit einem Objektsakkusativ, die Weglassung des Reflexivpronomens bei reflexiven Verben, die Verwendung des Particips zu mannigfachen Funktionen, den Gebrauch des Substantivs in adjektivischem und adverbiellem Sinne, das überaus häufige Vorkommen des Komparativs u. dgl. m. — Bei der Fülle des Stoffes, der hier vorliegt, kann eine erschöpfende Behandlung desselben nicht verlangt werden; gleichwohl wird das Fehlen jedweder Bemerkung über die Stellung Klopstocks zu den Fremdwörtern, über seinen von der Gegenwart vielfach abweichenden Gebrauch des Genus der Substantive, über die an den latienischen ablativus absolutus erinnernde Gebrauchsweise des Part. Perf.

(„daß am erreichten Ziele — Ich sterbe.“ Ode: Dem Erlöser 41), über seine Vorliebe für ältere Wortformen u. a. m. gefühlt.

Recht unangenehm berühren aber einige Verstöße, die von der Einsicht des Verfassers in grammatische Kategorien keine allzu günstige Meinung zu erwecken geeignet sind. So werden (S. 18 f.) die mit den trennbaren Partikeln an, auf, empor u. s. w. gebildeten Verba als Ableitungen aufgefaßt. Bei den Substantiven Weichling, Zärtling u. a. ist von einer Ableitungssilbe ing (S. 53) und in ähnlicher Weise bei den Pluralformen Ewigkeiten, Lebendigkeiten u. s. w. von einer Ableitungssilbe eit (S. 59) die Rede. Die Adjektiva immerglücklich, immerunsterblich (S. 77) sollen aus zwei Adjektiven zusammengesetzt sein. Die Adjektiva voll und los werden (S. 23) zu den Suffixen und die Adjektiva, bei denen dieselben als Grundwort erscheinen (feuervoll, sprachlos), zu den Ableitungen (S. 77) gezählt. — Geradezu komisch wirkt es aber, wenn (S. 54) unter den „seltenen Substantivbildungen“ Klopstocks auch die Namen Preisler und Herschel angeführt werden. Wenn schon der Kopenhagener Hofkupferstecher Joh. Mart. Preisler (vgl. Allgemeine deutsche Biographie, 26, 551) nicht zu den Größen des vorigen Jahrhunderts zählt, so hätte denn doch der Name des berühmten Astronomen Friedr. Wilh. Herschel dem Verfasser nicht unbekannt sein sollen.

Auch läßt die Arbeit insoferne keinen befriedigenden Eindruck zurück, als sie mit der Anführung von Beispielen für die Verwandlung des Superlativ in den Komparativ (S. 81) plötzlich abschließt. Der Verfasser scheint dies selbst gefühlt zu haben, wenigstens erklärt er in einer kurzen Nachschrift (S. 82), von „der drängenden Zeit“ zum Abbrechen seiner Untersuchungen bewogen worden zu sein — und verspricht, die Veröffentlichung weiterer Arbeiten über Klopstocks Sprache „einer Zeit größerer Muße“ vorbehalten zu wollen.

Linz. Christoph Würfl.

Herders Werke. Erster Teil. 2. Abteilung. Stimme der Völker. Volkslieder nebst untermischten anderen Stücken, herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer (Kürschners Deutsche Nationalliteratur Band 74, 2). Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft (1893). ℳ 2.50.

Der neue Titel „Stimme“ der Völker beruht auf einer Stelle der Adrastea, an der Herder eine „palingenesierte Sammlung solcher Gesänge, vermehrt nach Ländern, Zeiten, Sprachen, Nationen geordnet und aus ihnen erklärt, als eine lebendige Stimme der Völker, ja der Menschheit selbst, wie sie in allerlei Zuständen sich . . hören ließ, allenthalben für uns belehrend“ in Aussicht stellt. Die prinzipielle Bedeutung dieser Worte hat der Herausgeber richtig dahin aufgefaßt, daß Herder in seinem Alter auch die Volkslieder dem Begriff der Moral unterordnete, auch in ihnen das Lehrhafte suchte. Dieser grämliche Gesichtspunkt ist weit entfernt von der jugendfrischen, poetisch-empfänglichen Stimmung, mit der der junge Herder die Gesänge dem Munde des Volkes ablauschte, im Freundeskreise mitteilte und zur ersten Sammlung vereinigte. Jene palingenesierte Sammlung wäre der zeitgenössischen Poesie gegenüber als eine Tendenzschrift und eine Verirrung erschienen. Aber Meyer hat den Plan, den auszuführen Herder nicht mehr vergönnt war, seiner Ausgabe zu Grunde gelegt; zumeist wohl aus äußeren Rücksichten. An Redlichs Ausgabe wollte er kein Plagiat begehen, seinen Leserkreis sieht er als an die sachliche Anordnung der Vulgata gewöhnt an, ein bloßer Abdruck der Vulgata war in einer historisch-kritischen Ausgabe unzureichend; der literarische Gegensatz der Sammlung fällt gegenwärtig weg. Wie unvollkommen es dem Herausgeber der Vulgata gelungen ist, jene Ordnung nach Nationen

durchzuführen ist bekannt; daß das Material dazu nicht ausreicht, sieht man klar aus Redlichs Uebersicht (Herders Sämtliche Werke, herausgegeben von B. Suphan, 25, 646 ff.), es blieb auch dem neuen Herausgeber nicht verborgen. Aus „Rücksicht auf einen möglichst gleichmäßigen Ausbau der verschiedenen Fächer" ist also zu den in Herders beiden Ausgaben enthaltenen Liedern alles hinzugenommen, was ursprünglich für jene Ausgaben bestimmt war, und für die nur spärlich vertretenen Völker herangezogen, was nur irgend erreicht werden konnte; besonders vermehrt sind die Stücke aus Orpheus, Pindar, Horaz u. s. w. Man sieht, wie mißlich die Durchführung der Herderschen „Skizze" ist, zumal die Anordnung selbst von dieser erheblich abweichen mußte. Zwei von den acht Teilen der Skizze mußten fortfallen, ein anderer mußte geteilt werden — „beides in Uebereinstimmung mit der Vulgata", die also schon ihr Möglichstes in Verwertung der Skizze geleistet hatte. Voran gehen in der Ausgabe die „Zeugnisse", das Nachwort zum ersten und die Vorrede zum zweiten Teil der Volkslieder, die beiden Stellen aus Shakespeare vom Schluß des ersten Teils der Volkslieder und die Zueignung der Volkslieder aus dem sechsten Bande der Adrastea. Die sieben Bücher tragen nunmehr folgende Ueberschriften: 1) Lieder aus dem hohen Nord. 2) Griechen und Römer. 3) Romanische Lieder und Romanzen. 4) Nordische Lieder. 5) Englische Lieder. 6) Deutsche Lieder. 7) Lieder aus dem heißen Erdstrich. Ein Anhang enthält außerdem einige ältere Uebersetzungen solcher Lieder, die von Herder erwähnt werden, und einige Mitteilungen aus Herders Nachlasse. Ob man eine solche und auf solchem Wege zustande gekommene Anordnung noch Herderisch nennen kann, scheint mir doch sehr zweifelhaft. — An der Mannigfaltigkeit und Fülle des Gebotenen kann man aber auch abgesehen von der wissenschaftlichen Berechtigung seiner Anordnung sich erfreuen. Durch die Erweiterung der Auswahl ist eine Sammlung geschaffen, die einen weit stattlicheren Eindruck macht, als die Vulgata, und jedenfalls von Herders andauernder liebevoller Beschäftigung mit dem Volksliede rühmliches Zeugnis giebt. Die Anmerkungen sind reich an literarischen Nachweisen zur Geschichte der einzelnen Lieder auf Grund umsichtiger Benutzung der neuesten Forschungen, ebenso ist das Verhältnis der Uebertragung zu der Vorlage durch Mitteilung der bemerkenswertesten Abweichungen klargelegt. Die Einleitung enthält ihrem Hauptbestande nach den Umriß einer Geschichte des Interesses am Volksliede vor Herder und ganz besonders zu Herders Zeit und bei diesem selbst, so daß dem Leser Herders Werk in seinen geschichtlichen Beziehungen vor Augen tritt.

Berlin. Ernst Naumann.

Leitzmann A., Tagebuch Wilhelm von Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796. (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Band 3.) Weimar, Felber 1894. 3 M.

Nur sehr allmählich wird sich eine lückenlose Biographie Wilhelms von Humboldt herstellen lassen. Die zurückhaltende Vornehmheit dieses Geistes, dem es nicht in erster Linie um Weltwirksamkeit, sondern um Bereicherung und Ausbildung des eigenen Innern zu thun war, hat es mit sich gebracht, daß auch seine Biographen über zahlreiche Einzelheiten seiner Erlebnisse hinwegzugehen und andrerseits vor manchem Geheimnis seines Seelenlebens stillzustehen genötigt waren. Weder der Schriftsteller noch der Politiker

fesselt den oberflächlichen Betrachter durch starke und wirkungsvolle Züge. In allen seinen schriftstellerischen Arbeiten laufen die Fäden so fein über- und nebeneinander, daß die Gedanken den Gedanken selbst Schatten zu machen scheinen, und in seinem staatsmännischen Wirken tritt viel mehr die Hoheit und Reinheit der Absichten und der Aufwand geistiger Mittel als die den Erfolg erzwingende, die Hindernisse der Lage und die Gegnerschaft der Personen überwindende Kraft in den Vordergrund. Der redegewandteste und schreibseligste der Menschen verstand zugleich zu schweigen und zu verbergen. Bei allem Bedürfnis nach Klarheit und Wahrheit daher, das er selbst empfand, umhüllt manche Seiten seiner Existenz ein Schleier, den selbst die, welche ihn gekannt und mit feinen oder vorsichtigen Zügen geschildert, nicht ganz gelüftet haben: — begreiflich, daß auch der Mythenbildung sein Leben und seine Persönlichkeit nicht entgangen sind.

Die letzten Jahre haben nun aber eine ganze Reihe von Dokumenten ans Licht gebracht, die, wenn auch zum Teil durch unscheinbare Züge, das Verständnis dieser eigenartigen Persönlichkeit zu vertiefen, die Entwicklung seiner Intelligenz und seines Charakters durch manche Zwischenstufen zu verfolgen, vor allem aber neue Beziehungen seines äußeren Lebens aufzudecken gedient haben. Wie reiche Aufklärung noch über das staatsmännische Wirken des Mannes zu gewinnen ist, haben erst kürzlich die Mitteilungen von Bruno Gebhardt über Humboldts römische Gesandtenstellung (in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, vgl. oben S. 453), über sein Ausscheiden aus dem Ministerium im Jahre 1810 (in Sybels historischer Zeitschrift und über seine Thätigkeit als Gesandter in Wien (in der deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, vgl. oben S. 212) gezeigt. Sie haben die Hoffnung auf weitere ähnliche Mitteilungen erweckt und würden in einem Gesamtbilde des Staatsmanns Humboldt ihren Abschluß finden. Wenn aber hiefür die Liberalität der Staatsarchivverwaltungen eine noch ergiebige Ausbeute verspricht, so hat sich andrerseits auch das Tegler Hausarchiv geöffnet, um uns vollständiger als bisher mit den privaten Beziehungen des Mannes vertraut zu machen. Das Buch Gabriele v. Bülow ist ein Lieblingsbuch der besseren Kreise unseres Volkes geworden. Wohlthuend empfinden wir die vornehme und kunstsinnige Atmosphäre dieses Hauses, die gebildete Anmut und Liebenswürdigkeit seiner Glieder, die Zartheit und Innigkeit der hier waltenden Familienbeziehungen, in deren Mitte die verehrten Gestalten Wilhelms und Carolinens von Humboldt erscheinen, um, auch nachdem sie geschieden sind, den Ueberlebenden ein reiches Erbe ihres Geistes zu hinterlassen. Aus eben dieser Quelle hat nun auch Albert Leitzmann schöpfen dürfen. Schon früher ist es ihm durch das Entgegenkommen der Frau Majorin Constanze v. Heinz, geb. v. Bülow, möglich gewesen, die Briefe Wilhelms v. Humboldt an Jacobi zu veröffentlichen, die, ein Seitenstück zu denen an Forster, ein für sein

Empfindungs- und Gedankenleben vorzugsweise einflußreiches Verhältnis in der wünschenswertesten Weise klar legen. Eine Anzahl ungedruckter Aufsätze Humboldts aus verschiedenen Perioden, darunter die in den Briefen an Schweighäuser erwähnte Schilderung der Epoche des Verfalls des Griechentums, ist demselben Herausgeber zur Veröffentlichung anvertraut, und in dem dritten Hefte der Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte liegt uns gegenwärtig das Tagebuch Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796 vor.

Man kann über die Grenzen, in denen sich die Erläuterungen zu derartigen Anekdotis zu halten haben, verschiedener Meinung sein. Alle solche Dokumente sind doch nur Bausteine zu einer früher oder später zu erwartenden biographischen Gesamtdarstellung, sie nehmen einstweilen das Interesse nur solcher Leser in Anspruch, die im Ganzen und Großen mit der Persönlichkeit des Mannes und mit dem Lebenskreise, in dem er sich bewegte, schon vertraut sind. Nur Winke daher, wo und wie das Neue in das Bekannte sich einreiht und außerdem Aufklärungen und Nachweise über nun erst in den Gesichtskreis tretende Personen und Verhältnisse werden von dem Herausgeber erwartet. Eine etwas weiter gehende Verpflichtung erwächst diesem, wenn das mitgeteilte Aktenstück neben der Bedeutung, die es für die Charakteristik seines Urhebers hat, auch in sachlicher Hinsicht noch nach manchen Seiten hin selbständig interessiert. So verhält es sich mit dem vorliegenden Tagebuch. Man wird daher Herrn Leitzmann für den ungemein sorgfältigen und auskunftreichen Kommentar, mit dem er dasselbe bis ins Einzelne versehen hat, nur dankbar sein können. Je weniger er einem Dritten nachzutragen übrig gelassen hat, um so mehr darf sich unsere Anzeige damit begnügen, eine kurze Summe des Ganzen zu ziehen und von den Außenlinien dieser Aufzeichnungen die Aufmerksamkeit auf den persönlichen Mittelpunkt zurückzulenken.

Wir besaßen bisher über Humboldts Reise ins nördliche Deutschland nur den in Varnhagens Denkwürdigkeiten gedruckten Reisebericht an Wolf vom 20. September 1796 und in diesem Bericht allerdings das Wichtigste und Interessanteste: die Begegnung mit Voß und Klopstock und Humboldts Urteile über diese Beiden. Der Entschluß zu gerade dieser Reise war ihm plötzlich gekommen, nachdem zuerst eine andere nach dem Karlsbade geplant gewesen war. Ein ganzes Jahr nämlich hatte er in Tegel gelebt, wohin er sich, sein Zusammensein mit Schiller in Jena unterbrechend, seiner hoffnungslos kranken Mutter wegen begeben hatte. Er fühlte jetzt das Bedürfnis, sich von dem Druck und Elend, die ihn in dieser Lage niedergehalten hatten, zu erholen. Er entschloß sich, in Begleitung seiner Frau und seiner nur erst vierjährigen Tochter, einen Ausflug nach dem nördlichen Deutschland zu machen, da er, dessen Sinn nach dem Süden stand, späterhin nach diesen

Gegenden nicht mehr zu gelangen hoffte. Am 3. August machte er sich auf und langte am 17. September wieder in Berlin an, um dann vom 1. November 1796 bis Ende April 1797 nochmals den Verkehr mit Schiller in Jena wieder aufzunehmen.

Jene Reise, die ihn über Stettin, Anklam, Greifswald und Stralsund nach Rügen, dann an der Küste der Ostsee entlang nach Rostock, Lübeck, Eutin und Hamburg führte, war nach damaligen Begriffen eine große, nach damaligen Verhältnissen eine beschwerliche Reise, wenn sie ihn doch nötigte, um 125 Meilen zurückzulegen, ungefähr 130 Stunden, mehrmals ganze Nächte hindurch, auf den elendesten Wegen in der Postkutsche, zwischendurch aber in meist schlechten Gasthöfen zuzubringen. Aber wie das Studium von Handschriften durch die größere Mühe, die es verursacht, einen Reiz hat, der dem gedruckten Werke fehlt, oder wie die alten Autoren denjenigen, der sie kursorisch, ohne gelehrt-kritischen Apparat liest, unmittelbarer ansprechen, weil sich nichts Fremdes und Zerstreuendes dazwischen stellt, so hatte der Reisende vor hundert Jahren, wenn er anders Augen und Ohren offen hielt, leicht mehr Gewinn als der heutige, dem ein bequemes Reisehandbuch alles zurechtlegt, so daß er kaum etwas selbst zu suchen, zu erforschen, zu urteilen übrig behält.

Zwar, nach seiner gewissenhaften, gelehrtenmäßigen Weise hat Humboldt nichts Wichtiges ungelesen gelassen, was die damalige statistisch-topographische und Reise-Literatur ihm lieferte: aber, wie gut er sich auch vorbereitet hatte, in der Hauptsache ist er doch sein eigener Reiseführer und Reisebeschreiber. Mit jenem ruhigen Wissensdurst, dem kein Stoff gleichgiltig ist und der nicht vorgreifend auf Resultate dringt, verhält er sich durchaus aufnehmend, sammelnd, beschreibend, treu den augenblicklichen Eindruck wiedergebend. Man kann nichts weniger Geistreiches lesen als dieses Tagebuch und erkennt doch durch alle seine Aufzeichnungen und alle sich ungesucht einfindenden Reflexionen einen Geist hindurch, in dem alles Aufgenommene Frucht ansetzen wird. Mit nüchterner Thatsächlichkeit beschreibt der Verfasser die Beschaffenheit der Wege, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Bodens, die Physiognomie der Gegend. Farblose Prädikate, wie angenehm und unangenehm, interessant und uninteressant, begegnen häufig. Durchaus bleibt der Haupteindruck der der Vielseitigkeit des Interesses. Wir meinen einen Nationalökonomen oder Statistiker zu begleiten; wir finden Notizen über Handel und Industrie, über gesellige Verhältnisse, über Verfassungszustände, über Lebensmittel- und Mietspreise, und müssen uns namentlich auch Angaben über den Geldkurs, über die Beförderungsweise und über die Kosten der Reise gefallen lassen. Nirgends verleugnet der Tagebuchsschreiber, daß er ein Naturfreund ist. Der Anblick des Meeres macht, wie einst der der schweizerischen Gebirgswelt Epoche in seinem Gemüte, und hier noch am ehesten wird die trockne Genauigkeit seiner Landschaftsbilder durch einzelne aus dem Innern der

Empfindung stammende Lichtreflexe belebt. Er spricht von dem „heiligen und stillen Schauer", in den die Umgebung des Herthasees auf Rügen die Seele versenke. Er giebt sich Rechenschaft von dem Eindruck, den die felsige Arkona mit dem Ausblick in die unendliche Ferne des Meeres hervorbringe. Ganz vereinzelt wirft er auch wohl eine allgemeine Betrachtung dazwischen wie die — man findet sich in den Schillerschen Ideenkreis versetzt — daß die Größe der Naturgegenstände nach und nach abnehme und weiter zurückweiche. Selbstverständlich orientiert er sich auch über die Rügenschen Altertümer und versucht, sich vorsichtig über streitige Fragen eine Ansicht zu bilden. Auffallend spärlich und unbedeutend sind die auf Kunst bezüglichen Bemerkungen, zu denen immerhin die Architektur der Städte und Kirchen reichlichen Anlaß gab. Es fehlt, scheint es, dem Betrachter ein eingehenderes Verständnis für die norddeutsche Gothik, für den Stil der großen Backsteinbauten dieser Gegenden. Am ausführlichsten ist er über die Kirche von Doberan; eben hier aber stoßen wir auf einen charakteristischen Zug der Geistesart des damaligen Humboldt. Mit Verwunderung liest dieser Sohn des achtzehnten Jahrhunderts die „lächerlichen und schimpflichen Inschriften," von denen die Kirche voll ist; er findet in ihnen ein abschreckendes Bild der „Plattheit, Geschmacklosigkeit und Rohheit der vorigen Jahrhunderte", und in diese aufklärerisch gebildete Geschichtsbetrachtung mischt sich auch nicht von ferne das Lächeln des Humors.

Mit um so ernsterer Achtsamkeit sucht er Sitten und Gebräuche, Sinn und Redeweise des Menschenvolks zu erkunden, mit dem die Reise ihn in Berührung bringt. Das Schiffswesen insbesondere ist ihm neu. Sorglich unterrichtet er sich über Art und Einrichtung der Schiffe und über die üblichen Benennungen. Der Anteil, der er diesen Dingen zuwendet, verrät uns den Leser der Odyssee. Darum bekommen seine Bemerkungen hier, wie die über das Meer, eine leise poetische Färbung, einen gehobeneren Zug von Anschaulichkeit und zugleich eine Tendenz ins allgemeine. Die Frau, die ihn von Stettin aus in ihrem kleinen Boote nach der Sanneschen Mühle rudert, scheint ihm mit „Homerischer Naivetät" zu sprechen; er lauscht ihren Erzählungen von „seefahrenden Leuten" und sucht sich den Einfluß der Lebensweise dieser Menschen auf ihren Vorstellungskreis klar zu machen. Durchweg spielt das Anthropologische die hervorragendste Rolle. Die Nationalphysiognomie und den Charakter der Bewohner Rügens z. B. zeichnet er als aufmerksamer Beobachter. Am gespanntesten jedoch richtet sich seine Beobachtungsgabe auf die einzelne Persönlichkeit. Sein so oft von ihm eingestandenes leidenschaftliches Interesse für das Kennen- und Verstehenlernen fremder Individualitäten verleugnet sich keinen Augenblick. Mehr und mehr wird dies zum Hauptzweck der Reise, und am Schluß derselben, während seines Hamburger Aufenthalts, ist es ihm fast ausschließlich „um die Menschen, nicht um die Sachen zu thun". Wo ihm ein

Menschenkind „interessant“ erscheint, da studiert er dasselbe gleichsam methodisch und legt, wie der Botaniker eine merkwürdige Pflanze, das Bild, das er erfaßt hat, in seiner Sammelmappe nieder. So hat er insbesondere sein Zusammentreffen und seine Unterredungen mit Voß und Klopstock protokolliert, am meisten den Ersteren, zugleich mit dessen Ansicht über das klassische Altertum, über Metrisches und Poetisches, in seiner ganzen Eigentümlichkeit zu verstehen und zu würdigen sich angelegen sein lassen. In dem reichen Album von Portraits, das er in Hamburg sammelt, fesselt uns unter anderen die Zeichnung des französischen Gesandten Reinhard. Merkwürdig in andrem Betracht, welche Mühe es ihm macht — da „seine eigne Natur nun dieser gerade entgegenläuft“, — sich die Ideen des mystischen Naturphilosophen Baader einigermaßen deutlich zu machen. Das anziehendste Probestück seiner Menschenbeobachtung endlich ist ohne Zweifel die Aufzeichnung über Dumouriez, den er in äußerer Erscheinung, Haltung, Bewegung und Rede, Manier und Charakter uns aufs Ausführlichste vorführt. Dieser Sinn für individuelle Menschenart, diese methodische Gewohnheit, in Mienen und Worten eines andern zu lesen und das Gelesene festzuhalten, diente ursprünglich einem theoretischen Interesse; aber in beständiger Uebung bildete sich daraus eine praktische Geschicklichkeit, die nachmals dem Staatsmann zu gute gekommen ist. Nicht zum wenigsten in der Schule dieser Uebung hat sich Humboldt zum Diplomaten gebildet.

Eins freilich vermissen wir an seinen Menschenschilderungen. Die abgezeichneten Züge vereinigen sich keineswegs zu einem leicht überschaulichen, einheitlich geschlossenen Bilde. Diese Humboldtschen Personalaufnahmen sind gänzlich verschieden von jenen überschwänglichen, von innen heraus entworfenen, lebendigen Charakteristiken des Züricher Physiognomen. Sie streben nach peinlicher Treue, aber es fehlt ihnen die gleichsam dramatische Einheit, welche Lavater seinen keck, grob und manierirt skizzierten, von der Empfindung und der Phantasie gefärbten Portraits zu geben weiß. Zu einem Bilde wird das Signalement erst werden, wenn der Verfasser später zu seinen gesammelten Materialien zurückkehren wird. Dieselbe Vorläufigkeit und Unfertigkeit hängt eben allen Aufzeichnungen unseres Manuskripts an. So freiwillig und von selbst wie einem Dichter oder Künstler setzt sich diesem Beobachter das Gesehene und Gehörte nicht in ein Bild, setzt sich Erlebnis nicht in Geschichte um. In buntem Durcheinander, am Faden nur der zeitlichen Aufeinanderfolge führt er eben Tagebuch. Zu ordnender Zusammenfassung finden sich nur erst Ansätze, wie wenn er nach der Bereisung Rügens eine Gesamtcharakteristik der Insel giebt, oder wenn er auf den ausführlichen Katalog von Hamburger Persönlichkeiten eine kürzere Schilderung des Lokals folgen läßt. Wir sagen uns, daß sehr wohl bei späterer Bearbeitung aus diesem Tagebuch ein anschaulicher, ansprechender und gedankenreicher Bericht hätte werden können wie der über

den Montserrat oder wie die Reiseskizzen aus Biscaya. Ohne Zweifel, auch diesen sorgfältig gefeilten und stilistisch abgerundeten Aufsätzen haben ähnliche Aufzeichnungen wie die über die norddeutsche Reise, wie das nur noch in Fragmenten erhaltene Journal seiner Reise vom Jahr 1788 oder wie das leider verloren gegangene Tagebuch über die Schweizer Reise vom Jahr 1789 zu grunde gelegen. Daß wir daher von hier aus, wenn auch nur auf dem Wege der Analogie, einen Einblick in die Entstehung jener ausgebildeten Stücke und in die schriftstellerische Methode Humboldts gewinnen, ist ein Grund mehr, uns der Veröffentlichung des hier vorliegenden Tagebuchs zu freuen.

Halle. R. Haym.

Müller J., Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. München. Lüneburg. 1894. 9 M.

Dieses Buch sollte eigentlich heißen „Jean Paul als Erzieher", denn nicht eigentlich als Forscher, der die Ergebnisse seiner Arbeit mitteilt, sondern als Kulturprediger wendet sich der Verfasser an seine Leser. Zu so vielen Erziehern, welche dem deutschen Volk bisher empfohlen worden sind, gesellt sich also noch ein weiterer. In der That, es beginnt bereits einigermaßen schwierig zu werden, sich in dem Walde von Wegweisern zurechtzufinden und man könnte uns Deutsche jetzt statt Volk der Denker vielleicht mit besserem Rechte das Volk mit den Erziehern nennen; möchte doch der Satz, der sich in Müllers Schrift findet, niemals auf uns Anwendung gewinnen: Turba medicorum perdidit Caesarem.

Wie bei Rembrandt-Langbehn, so erfährt auch bei Müller das geistige Leben der Gegenwart eine ungünstige Beurteilung. Beide erblicken in dem Mangel an Individualität das Hauptgebrechen der Zeit und beide empfehlen einen nationalen Künstler als das Ideal, an dem das deutsche Volk zu neuer Kraft erstarken soll, wie Antäus an der mütterlichen Erde; selbst der Vergleich mit Antäus findet sich hier wie dort.

Ich muß bekennen, daß mir dieses System der ausschließlich befugten Kulturheiligen vollständig verfehlt erscheint. Es erwartet von irgend einem unserer großen Männer eine Wirkung auf die Entwicklung des Volkes, welche nur von allen zusammen ausgehen kann und macht diesen Einen zum Universalheilmittel, obwohl schon die Ueberlegung, daß kein Einzelner, und sei er der Größte, den geistigen Reichtum einer Nation auch nur annähernd erschöpft, die Aussichtslosigkeit solcher künstlicher Konstruktionen deutlich vor Augen stellt. Allein auch abgesehen davon erwecken die principiellen Ausführungen Müllers mancherlei Bedenken. So vor allem die Darlegungen über den für ihn so wichtigen Begriff der Persönlichkeit. Zunächst erfahren wir, daß das Wesen derselben überhaupt nicht in Begriffen ausgedrückt werden könne (S. 4), anderwärts ist jedoch wiederum von einer Versenkung in den innersten Kern der Individualität die Rede (S. 7), ja gerade hier soll sich das Geheimnis des Daseins am tiefsten offenbaren (S. 4). Meiner Meinung nach stehen diese Sätze mit einander in Widerspruch. Entweder können wir die Persönlichkeit durch irgend ein natürliches Erkenntnisvermögen erfassen und in diesem Falle können wir sie durch Begriffe ausdrücken oder sie bleibt uns schlechthin unerkennbar. Den Ausweg der Annahme einer übernatürlichen Offenbarung zu betreten, dürfte der Verfasser nach einer S. 139 abgegebenen Erklärung kaum geneigt sein.

Dem, was Müller über den Wert der Persönlichkeit, d. h. der Individualität für Wissenschaft, Kunst und Leben sagt, wird man gerne beistimmen, nur möchte ich bezweifeln, daß die Beschränkung auf ein einziges Vorbild das richtige Mitttel sei, um einen besonderen Reichtum von Individualitäten heranzubilden. Uebrigens hat schon viel früher vor Langbehn und Müller John Stuart Mill in seinem berühmten Aufsatze über die Freiheit die Frage nach der Bedeutung der Individualität mit großer Umsicht und eindringender Schärfe behandelt, freilich ohne jene Zuthat von Mystik, welche oft für Tiefe gilt, obwohl man sie besser Untiefe nennen würde, weil an ihr das Verständnis strandet. Glücklicherweise bleibt das Maß, in welchem Müller dieser nun wiederum literaturfähig gewordenen Geistesrichtung huldigt, weit hinter dem von Rembrandt-Langbehn Geleisteten zurück, welcher im wolkigen Orakelton und mit Prophetengeberde Behauptungen vorträgt, deren Logik lebhaft an das Hexeneinmaleins erinnert.

Daß Jean Paul durch Reinheit des Charakters, edle Herzenswärme, Hoheit der Gesinnung, Größe der Gedanken und durch den mächtig fortreißenden Schwung, mit welchem er sie ausspricht, dazu berufen ist, einen Platz unter den geistigen Führern unseres Volkes einzunehmen, steht außer Frage und gewiß wird Müllers Buch dazu beitragen, diese Ueberzeugung in weiten Kreisen zu verbreiten, schon durch die Mitteilung vieler von den herrlichen Aussprüchen des Dichters, aus welchen sich leicht ein weltliches Erbauungsbuch zusammenstellen ließe. Mit Recht hebt der Verfasser als ein für unsere Zeit besonders wertvolles Bildungselement den Optimismus Jean Pauls hervor, welcher nicht aus der Sucht nach poetischer Schönfärberei entspringt, sondern eine Frucht der bis zur Virtuosität ausgebildeten Fähigkeit ist, das Gute überall herauszufinden; es erquickt förmlich, nach so vielem anspruchsvollen Weltschmerz wieder einmal einem Gemüte zu begegnen, welches mit liebevoller Empfänglichkeit selbst zu den kleinsten Freuden des Lebens sich niederbückt, an denen ein stumpfer Sinn achtlos vorübergeht.

Von der Weltanschauung Jean Pauls empfangen wir aus der Hand des Verfassers ein mit Verständnis und Sachkenntnis entworfenes Bild, die beherrschende Stellung der Religion wird mit Recht hervorgehoben. Als besonders verdienstlich möchte ich es bezeichnen, daß Müller den philosophischen Ansichten des großen Humoristen eine ausführliche Darstellung widmet, denn bisher konnte Jean Paul als Denker neben Lessing und Schiller nicht zu seinem Rechte kommen. Und doch verdient er Beachtung, nicht nur wegen mancher trefflichen Bemerkung namentlich über Gegenstände der Moral, Aesthetik und Pädagogik, sondern schon deshalb, weil er für die Verirrungen der Zeitphilosophie ein scharfes Auge besaß, was z. B. seine Clavis Fichtiana bezeugt.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, daß es für Müllers Buch von Vorteil gewesen wäre, wenn der Verfasser seinen Citaten immer den Autornamen und Titel des angeführten Werkes beigefügt hätte; Gänsefüßchen sind nur ein negatives Orientierungsmittel, auch befindet man sich zuweilen in Ungewißheit darüber, ob man eine Ansicht Müllers oder Jean Pauls vor sich hat. Sollte dem Verfasser die Gelegenheit geboten werden, noch einmal mit seinem Werke vor das Publikum zu treten, so würde er gut thun, diese Mängel der Form zu verbessern.

Prag. Emil Arleth.

Schulte vom Brühl, Otto Müller. Ein deutsches Dichterleben, dargestellt nach des Dichters Briefen. Stuttgart, A. Bonz & Co. 1895. 50 Pf.

Vor Jahresfrist starb in Stuttgart der hessische Romanschriftsteller Otto Müller, der einst viel gelesene Verfasser von „Charlotte Ackermann“, „Bürger“,

„Der Professor von Heidelberg“, und ein jüngerer Freund hat sich die dankbare Aufgabe gestellt, das Leben und Schaffen des Hingeschiedenen in knappen Zügen zu erzählen und zwar — wie es auf dem Titel des Büchleins heißt — nach des Dichters Briefen, d. h. lediglich nach den Briefen, die Schulte selbst von Müller erhalten hat. Der Skizze ist eine Erweiterung in dem Sinne zu wünschen, daß sich der Herr Verfasser nach den zahlreichen übrigen Briefen Müllers, überhaupt nach reichlicherem Material umsehen möchte. Der beste Gewährsmann für alles Biographische und Literarische, namentlich der frühern Zeit, wäre der in London lebende Jugendfreund Otto Müllers, J. W. Appell, der Autor des allbekannten Buches: „Werther und seine Zeit“, das soeben in neuer Auflage erscheint. In der Gestalt, in der das Schriftchen vorliegt, macht sich vielfach der Mangel an Kenntnis des Details geltend. Einige Berichtigungen mögen hier — teilweise nach Mitteilungen meines verehrten Freundes Appell — folgen. S. 18: Die Ehe Müllers mit Gustava Fritze wurde 1847 geschlossen. Die junge Frau starb schon nach fünf Jahren. Müller wohnte mit ihr nicht am Großen Hirschengraben in Frankfurt (S. 19), sondern er siedelte bald nach seiner Vermählung nach Mannheim über an die Redaktion des „Mannheimer Journals“. Erst bei seinem zweiten Aufenthalt in Frankfurt als Witwer nahm er sein Quartier am Großen Hirschengraben. Unrichtig sind S. 21 die Angaben über den Roman „Die Mediatisierten“. Derselbe wurde in Frankfurt beendigt und erschien im „Frankfurter Konversationsblatt“ unter dem Titel „Marlo“, bevor Müller seine Gustava je gesehen hatte (die somit mit der Heldin des Romans nichts zu schaffen hat). S. 25: O. Müllers beste Erzählung „Der Tannenschütz“ entstand nicht erst nach 1852 in Bremen, sondern war schon 1847 zum großen Teil fertig und erhielt dort lediglich ihren Abschluß. S. 31 Z. 2 von unten statt „Frankfurter Patrizierhaus“ lies: „Kaufherrenhaus“. Falsch sind ferner die Angaben auf S. 33, wonach Otto Müller Ende der sechsziger Jahre nach Zürich gezogen sei. Vielmehr wohnte er damals längere Zeit in Schaffhausen (dort lernte ich als Student ihn kennen) und kaufte sich und seinem Sohne das Bürgerrecht in meiner Heimatgemeinde Schleitheim. S. 53: In dem Verzeichnis seiner Schriften fehlen folgende Werke: „Frühlings-Park“. (Novellen.) 2 Teile. Frankfurt a. M. Sauerländer. 1837. „Petrus von Vinea“ im „Frankfurter Konversationsblatt“ von 1845 und 46 erschienen, ein historischer Roman von romantischer Färbung, später nicht wieder gedruckt. Den Roman „Charlotte Ackermann“ übersetzte J. J. Porchat ins Französische: „Charlotte Ackermann, souvenirs du théâtre de Hambourg au 18me siècle“ (Paris 1854). Auf Müllers eigene Veranlassung und unter seiner Aufsicht wurde dieser Roman auch für die Bühne bearbeitet: „Charlotte Ackermann. Drama in fünf Aufzügen nach dem gleichnamigen Roman Otto Müllers. Als Manuskript gedruckt“ (Frankfurt a. M. 1854. 76 S.). Das Stück hatte keinen Erfolg.

Zürich. Jakob Baechtold.

Flathe Th., Deutsche Reden. Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Erster Band 1808—1865. Leipzig, F. W. von Biedermann 1893. Zweiter Band 1867—1893. Ebenda 1894. 20 M.

Es sind deutsche Reden, nicht die deutsche Beredsamkeit des 19. Jahrhunderts, die uns in dieser Sammlung vorgeführt werden — Reden die, wie der Subtitel sagt, Denkmäler der vaterländischen Geschichte sind. Vaterländisch ist hier aber nicht im Sinne des Arndtschen Liedes, sondern

modern-politisch gemeint oder mit andern Worten, nur die Geschichte der Länder des neuen deutschen Reiches wird berücksichtigt — österreichische Redner sind gar nicht vertreten, weder Schmerling, noch Julius Alexander Schindler, weder Mühlfeld, noch Pater Greuter. Und es sind nur politische Reden und Festreden, die eine politische Bedeutung haben, aufgenommen, die Beredsamkeit der Kanzel lernen wir hier sowenig kennen wie die des Gerichtssaales. Lassalles Verteidigungsreden — „man spürt", sagt Mehring von ihnen — „noch heute zwischen den toten Zeilen etwas von dem Entzücken, mit welchem ihr Urheber diese meist siegreichen Schlachten schlug" — sie fehlen ebenso, wie die Predigten, Ansprachen, Hirtenbriefe des Bischofs Ketteler: „die größten und wirksamsten, die einzigen Agitatoren historischen Stils, welche die neuere Geschichte Deutschlands kennt" — sind in dieser rednerischen Galerie unvertreten. Das soll natürlich kein Vorwurf, kann keiner sein: der Herausgeber hat sich ein engeres Programm gezogen, er bezeichnet es auch auf dem Titel deutlich genug. Ich will damit nur sagen, daß darum die Sammlung mehr ein Lesebuch zur Illustration der neueren deutschen Geschichte darstellt, sie hat keinen literarhistorischen Zweck und will kaum einem solchen dienen. Allerdings auch so könnte man gegen die Auswahl, die getroffen ist, manches einwenden. Warum eine so große Zahl akademischer Reden und keine einzige von Ranke darunter? A. Boeckh, Hegel, Steinthal, Jacob Grimm, Treitschke, Döllinger, Du Bois-Reymond, E. Curtius dürfen sich hören lassen und Ranke nicht. Die Sammlung, heißt es in dem Vorwort, will nur solche Reden aneinanderreihen, die zu der nationalen Entwicklung des deutschen Volkes in irgend welcher Beziehung stehen, ferner: sie will Meisterstücke deutscher Beredsamkeit bieten. Nun, wir wissen nicht ob Steinthals Rede über Wilhelm von Humboldt diese beiden Bedingungen in höherem oder auch nur in gleichem Maße erfüllt wie die Reden, die Ranke 1870 und 1871 in der Münchener historischen Kommission hielt. Gerade bei Reden kommt es doch auch sehr darauf an, wer sie redet. Was Ranke sagte, machte seinen Weg durch die ganze gebildete Welt — was Steinthal sagte, blieb innerhalb eines kleinen Kreises. Indes, über die Auswahl der Reden in Bezug auf ihren Inhalt zu rechten, ist hier nicht der Ort, und was ein Meisterstück deutscher Beredsamkeit ist und was nicht, darüber dürften die Meinungen gar zu sehr auseinandergehen. Man müßte ja die Reden auch hören und ihre Wirkung erfahren. Es ist also ziemlich müssig, darüber zu sprechen. Im Ganzen ist ja der Herausgeber sehr umsichtig zu Werke gegangen, besonders hat er jede Bevorzugung einer bestimmten politischen Richtung sorgfältig vermieden: Konservative und Freisinnige, Centrumsmänner und Socialdemokraten kommen zum Wort, oft über dieselbe Frage. Und die Reden, die seiner Zeit die stärkste Wirkung hatten, die von den Zeitgenossen als außerordentlich empfunden wurden, die finden sich auch fast alle hier.

Trotzdem daß nun aber diese „Deutsche Reden“ nur sehr lose Fragmente der deutschen Beredsamkeit des 19. Jahrhunderts darstellen, so wird der Literarhistoriker daraus doch einige Momente ihrer Entwicklung kennen lernen können. Leicht freilich dürfte das nicht sein. Denn es ist ja unseres Wissens noch nicht untersucht worden, mit welchem Erbteil die deutsche Redekunst in das Jahrhundert eintrat und was sie an Formeln und Wendungen aus der Fremde entlieh. Liest man indes die Reden, die Flathe aus den Jahren 1808 bis 1848 beibringt, so wird man auf den Gedanken kommen, daß die akademische Beredsamkeit der heimische Besitzstock war mit dem die politischen Redner dieses Zeitraums wucherten: Dann — nach 1835 — erkennt man wohl auch den Einfluß, den die französischen Kammerdebatten — sie wiesen ja bis zur Julirevolution oratorische Prunkstücke genug auf — auf die deutschen landständischen Parlamentarier ausgeübt haben. Ob sich auch englischer Einfluß nachweisen ließe, wagen wir nicht einmal zu vermuten, — Leute wie Stein oder Gentz, die aber in unserer Sammlung nicht erscheinen konnten, weil sie niemals als Redner aufgetreten sind — haben wohl die englischen Parlamentsdebatten im Original studiert, bei Dahlmann und Rotteck ist es wahrscheinlich, bei J. G. Wirth schon zweifelhaft, jedenfalls schlägt bei diesen das französische Muster vor. Auch Anklänge kirchlicher Beredsamkeit wird man endlich in manchen von diesen Reden vernehmen und zwar der kirchlich protestantischen, wenigstens in der mitgeteilten Rede des Burschenschafters K. Hase vom 18. Oktober 1820 sind sie unverkennbar.

Das Ueberlieferte, das Fremde, das Typische ist jedoch hier so wenig wie anderswo das Interessante. Was ein jeder von seiner eigenen Individualität hineinlegt, das ist's, was uns anzieht. Rein ausscheiden läßt sich dies nun freilich so lange nicht, als man jenes nicht genau kennt. Aber ungefähr kann man es doch in vielen der mitgeteilten Reden erkennen. Wir müssen hier die Bemerkung wiederholen: es ist zur rechten Erkenntnis und Beurteilung einer Rede notwendig, daß man den Redner sieht und hört; eine Sammlung, die uns die hervorragendsten Erscheinungen der Redekunst vorführen will, sollte denn auch alle Nachrichten enthalten, die über die persönliche Eigenart des Redners — sein Auftreten, sein Organ, seine Geberden, sein Temperament rc. — überliefert sind. Hie und da gibt Flathe eine solche Notiz, aber nicht häufig genug. Wenn man z. B. die Rede liest, mit der Bennigsen am 1. April 1867 im norddeutschen Reichstag die Bundesregierungen über Luxemburg interpellierte und dann die Entgegnung des Bundeskanzlers Grafen Bismarck, so wird man sich von der Individualität beider Redner keinen Begriff machen können: beide Reden sehen sich so überaus ähnlich, der ganze Unterschied ist, daß hier ein Abgeordneter und da ein Mitglied der Regierung redet. „Wie oft rührt uns ein Wort“, sagt Ranke, „das an sich keinen Wert hätte, weil es ein Mensch

sagt, der dahintersteht, der es belebt." Lebendige Gegenwart wird freilich keine spätere Beschreibung ersetzen, aber sie gibt der Phantasie doch einen Anhaltspunkt, sie kann ahnen lassen. Wäre eine Rede Rankes in die Sammlung aufgenommen, so hätten wir z. B. die Schilderung, die Julian Schmidt von der Vortragsweise des Meisters gibt, gewünscht. Es scheint uns auch nicht überflüssig, zu bemerken, daß Lassalle seine Verteidigungsreden vor Gericht niemals anders als in elegantester Balltoilette hielt. Wenn wir erfahren, wie Hegel seine Reden sprach — oder vielmehr ablas — so wird man alsbald erkennen, daß die unserer Sammlung gegebene Ansprache bei Eröffnung seiner Vorlesungen zu Heidelberg (1816) eigentlich gar keine Rede ist, sondern die Einleitung zu einem Buch.

Bezeichnen wir nun aber doch einige Stücke, in denen auch so, in den bloßen Worten allein — nicht im Inhalt — in den Worten, Sätzen, Wendungen, Bildern etwas Individuelles liegt oder zu liegen scheint. Da ist zuerst Dahlmann. Unter den Akademikern, die in der ersten Abteilung die Majorität ausmachen, ist er der Einzige, der nichts akademisches in seiner Rede hat. Er bildet keine kunstvollen Perioden, er verwendet selten Relativsätze und wenn er es thut, leitet er sie mit „der die das" nicht mit „welcher" ein, er verkürzt niemals Nebensätze mit dem unvolkstümlichen Participium präsens, das wir z. B. bei Rotteck oft genug finden, er flicht keine Reminiscenzen an die Griechen und Römer ein. Es ist alles markig, männlich, ernst: wo einmal eine rhetorische Figur gebraucht wird, eine Wiederholung, ein Parallelismus in den Sätzen („Deutschland ist da durch sein Volk ... Deutschland ist da, bevor noch seine Bundesakte ausgefertigt wird") da fordert es mächtig überquellendes Gefühl. Aber gleich wird es wieder gebändigt, der Redner gestattet sich kein sentimentales Verweilen, kein Schwelgen im Siegesbewußtsein oder in Zukunftshoffnung; ruhigen, festen Schrittes wandelt er weiter. Wie ganz anders die schon erwähnte Rede K. Hases „Am siebenten Jahrestag der Schlacht bei Leipzig vor einer Versammlung von Burschenschaftern, 18. Oktober 1820"! Da sind Worte und Sätze bei weitem nicht so persönlich geprägt wie bei Dahlmann, wir vernehmen alle möglichen literarischen Anklänge, von den Zeiten des Sturmes und Dranges bis in die Spätromantik jener Tage. Gleich am Anfang ein ossianisches Bild: die trauernden Jünglinge in öder finstrer Nacht — „keine Flamme lodert" — stehen einsam um den Hügel der Schlacht „wie Geister aus einer andern Zeit," der Wind weht schneidend durch die Locken. Ein Wandrer zieht vorüber und (noch einmal!) „im Sturm" erspäht er ihre dunkeln Gestalten und hört ihre einsamen Stimmen. Dann erinnert der Redner an den eben verstorbenen Feldmarschall Schwarzenberg — schnell idealisiert er diesen zu einem idealen Helden hinauf, er ist ihm auf dem Totenbett „ein Bild, ein Zeichen der Zeit". Reminiscenzen aus dem klassischen Altertum folgen, Worte des Tacitus werden citiert, die zehntausend Kämpfer von Marathon

heraufbeschworen, ja selbst Leonidas und seine Perser bleiben uns nicht erspart. Biblische Accente werden angeschlagen („die Gesichte, die der Seher Jehovahs geschaut"), es erklingen Töne aus alten Kirchenliedern — „nehmen Sie uns Ehr und Gut, Leib und Leben, laßt fahren dahin, sie habens keinen Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben". Die „wenigen Edlen" die Klopstock einst apostrophiert hatte — sie waren in der berühmten Vorrede von Gentz' Fragmenten zur Geschichte des europäischen Gleichgewichtes als die einzige Hoffnung des gesunkenen Vaterlands wiedererschienen — tauchen auch hier wieder auf in der „kleinen freien Schar", die — ganz wie bei Gentz und den andern patriotischen Flugschriftstellern der napoleonischen Zeit — allein den Kampf führen gegen „die Eigensüchtigen und Kleinherzigen, die Kleingläubigen und Knechtischen". Den wirkungsvollen Schluß bilden Schwur, Verfluchung, Gebet — es sind wohl stehende Formeln der Geheimbündler aus der Franzosenzeit — das Gebet endigt wie das Vaterunser der Protestanten: „Dein ist die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit Amen". Wie bunt zusammen gewürfelt aber die Elemente, aus denen sich die Rede zusammensetzt auch sind, es weht uns aus ihr eine Fülle von Jünglingskraft entgegen — nicht eine Persönlichkeit, aber ein Lebensalter tritt uns da rein ausgeprägt entgegen und wie übertrieben und überschwenglich uns auch erscheinen mag, was da gesagt ist: wie es gesagt wird, gewinnt doch unsere Sympathie.

Eine ganz außergewöhnliche Erscheinung unter den deutschen Rednern des Jahrhunderts — keine andere Nation hat eine ähnliche aufzuweisen — ist König Friedrich Wilhelm IV. Daß ein König überhaupt mit seinen inneren Ueberzeugungen in freier öffentlicher Rede hervortrat, war wenigstens bis dahin noch nicht dagewesen. Friedrich Wilhelm verstand es aber dabei immer König zu bleiben, er besaß, wenn wir so sagen dürfen, trotz seiner ungünstigen äußeren Erscheinung, die Geste und das Pathos des Königtums. Vom Thron herabsteigend, tritt er an den Rand der Tribüne, erhebt die Hand zum Schwur und spricht. Mit einem „Und" knüpft er lebendig an den Huldigungseid der Stände an. Mit direkter Frage wendet er sich an das Volk, das unter freiem Himmel um ihn versammelt ist. Und wenn die Leute antworten, so quittiert er gleichsam die Antwort: „Die Feier dieses Tages ist wichtig für den Staat und die Welt . . . Ihr Ja aber war für mich . . . das werde ich in meiner Sterbestunde nicht vergessen, zum Zeugen hebe ich die Rechte zum Himmel empor." Er sucht überall volkstümliche Wendungen, er richtet sich nach den lokalen Traditionen, — die Kölner Ratsherren redet er an „meine Herren von Köln", und er schließt seinen Trinkspruch auf die Stadt „Alaf Köln!"

Von den Reden, die nach 1848 gehalten worden sind, wird wohl jeder gleich die von Bismarck aufschlagen. Freilich, wer Bismarck als Redner kennen lernen will, der wird lieber nach der nun vollendeten Aus-

gabe von Horst Kohl greifen, dort hat er alles beisammen. Aber ein beiläufiges Bild wird man sich doch auch aus dieser Sammlung machen können — hier hilft uns ja auch eigene Anschauung, eigene Erinnerung oder doch eine lebendige Tradition das geschriebene Wort als Rede zu verstehen, wir wissen wie der Redner ausgesehen hat, wir vernehmen gleichsam noch den Ton seiner Stimme. Die erste Rede, die Flathe giebt, wurde von dem 32jährigen Abgeordneten von Bismarck in der Dreiständekurie des vereinigten preußischen Landtages am 31. Mai 1847 gehalten; sie enthält die bekannte Aeußerung über die Befreiungskriege: „Ich habe immer geglaubt, daß die Knechtschaft, gegen die damals gekämpft wurde, im Auslande gelegen habe; soeben bin ich aber belehrt worden, daß sie im Inlande gelegen hat, und ich bin nicht sehr dankbar für diese Aufklärung." Es folgen dann alle die Reden, die Bismarck bis zum Jahre 1885 in den großen Krisen des Landes und später des Reiches gehalten hat: die vom 3. Dezember 1850, wo er vor einem Kriege für die Chimäre der deutschen Union warnte, die vom 26. Februar 1863 „Ueber das Verhältnis Preußens zu dem in Polen ausgebrochenen Aufstand", die Begründung des Gesetzentwurfes, die Einverleibung von Elsaß-Lothringen betreffend vom 2. Mai 1871, die Beantwortungen der Interpellationen über die Lage im Orient vom 19. Februar 1878, die Begründung des neuen Zolltarifes vom 3. Mai 1879, endlich die Auseinandersetzung mit seinen Hauptgegnern E. Richter und Windthorst bei der Beratung über den Gesetzentwurf betreffend die Postdampferverbindung mit überseeischen Ländern. Wir vermissen die Rede vom 30. Dezember 1861, in der das berühmte Wort vorkommt: „Nicht durch Parlamentsreden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden . . . sondern durch Eisen und Blut." Und auch die Rede vom 24. Januar 1882 hätten wir aufgenommen gewünscht, wo Bismarck den konstitutionellen Fiktionen der Fortschrittspolitiker den historischen Charakter des preußischen Königtums entgegenhielt: Ranke sah darin „einige der schwersten Agonien des Zeitalters berührt."

Aber wir geraten von dem Wege ab, den wir uns vorgezeichnet haben, indem wir uns verlocken lassen, auf den Inhalt der Reden einzugehen. Was nun aber die Form der späteren und spätesten Reden betrifft — die letzte von B. Rogge bei der Grundsteinlegung der Protestationskirche in Speyer wurde am 24. August 1893 gehalten — so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß sich nirgends in ihnen ein neuer oratorischer Stil ankündigt. Wer die belletristische und die popular-philosophische Literatur der letzten zehn Jahre auch nur beiläufig verfolgt hat, der wird wissen, daß sich da der Stil nicht unwesentlich änderte. Die Franzosen wirken wieder einmal als Vorbilder, einzelne unserer Modernen, lesen sich wie mehr oder weniger gute Uebersetzungen aus dem modernsten Französischen. Dann aber ist der geheimnisvoll aphoristische, der Prophetenstil Nietzsches da, der auch schon

sein: Nachahmer gefunden hat. Weder von dem einen noch von dem andern findet sich eine Spur in den Reden unserer Sammlung: was nicht ein ganz bestimmt individuelles Gepräge trägt, wie die meisten der Bismarckschen Reden, bewegt sich in den ausgetretenen Geleisen der älteren akademisch-parlamentarischen Rhetorik gemächlich weiter.

Wien. E. Guglia.

Bericht über die während des Jahres 1894 in Amerika veröffentlichten Aufsätze über deutsche Literatur.

In dem neunten Bande der ‚Modern Language Notes' (Baltimore, Md., 1894, Seite 65—78) untersucht Max Winkler in einem Artikel „Goethe und Lenz" betitelt, welcher durch Froitzheims Buch über „Lenz und Goethe" hervorgerufen zu sein scheint, die Ursachen der abfälligen Beurteilung, welche Goethe seinem ehemaligen Freunde hat zu teil werden lassen. Winkler zieht die Stellen aus „Dichtung und Wahrheit" und den „Biographischen Einzelheiten" heran, welche Goethes Verdachtsgründe über Lenz' Benehmen als gerechtfertigt könnten erscheinen lassen und untersucht dieselben auf ihre Richtigkeit. Es sind die folgenden: 1) Goethe (Dichtung und Wahrheit) findet Lenz' Behauptung auffallend, daß dessen „Schrift [Anmerkungen übers Theater] zwei Jahre vor Erscheinung der deutschen Art und Kunst und des Götz von Berlichingen in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen sein soll" (In Lenz' Vorrede zu den Anmerkungen). Ein literarischer Kreis in Straßburg, den er nicht kennen sollte, schien ihm „etwas problematisch". Winkler weist darauf hin, daß die intime Freundschaft zwischen den beiden Männern erst zwei Jahre nach der Vorlesung der „Anmerkungen", 1773, entsprang, daß Goethe ausdrücklich sagt: „seine (Lenzens) Gesellschaft (in Straßburg) war nicht die meine," daß unter der „Gesellschaft guter Freunde" nicht die „Gesellschaft der schönen Wissenschaften" zu verstehen ist, zu der auch Goethe gehörte und schließlich, daß Goethe selbst es war, der einen Verleger für die „Anmerkungen" besorgte. „Der Satz in der Vorrede zu den ‚Anmerkungen'", fährt der Verfasser fort, „scheint deshalb keinen Verdacht in Goethe im Jahre 1774 erregt zu haben. Nirgends findet sich in der Korrespondenz jener Zeit eine Erwähnung solch eines Verdachtes. Im Gegenteil, die Freundschaft zwischen den beiden Dichtern wuchs mehr und mehr und war niemals wärmer als im Jahre 1775, als sie wieder in Straßburg zusammentrafen." Darauf wendet sich Winkler gegen Weinhold, der dadurch Goethes Verdacht unterstützt, daß er sagt, der Stil der „Anmerkungen" zeige so deutlich den Einfluß Herders, daß sie nicht vor der Veröffentlichung der Blätter „Von deutscher Art und Kunst" geschrieben sein können. Der Verfasser findet in einer vermutlichen Ueberarbeitung der „Anmerkungen", ehe sie dem Druck übergeben wurden, die Erklärung, denn „alles, was Lenz für sich in Anspruch nimmt, ist Priorität des Gedankens,

nicht Priorität der Sprache." — 2) Goethe behauptet in den „Biographischen Einzelheiten", Lenz habe die Farce „Götter, Helden und Wieland" nur drucken lassen, um „ihm zu schaden und ihn in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten." Winkler widerlegt diese Anklage durch den Hinweis, daß die Veröffentlichung mit Goethes Einwilligung geschehen sei und daß niemand damals Goethes Berufung nach Weimar habe voraussehen können, daß es deshalb nicht in Lenz' Absicht habe liegen können, durch Säen von Feindschaft zwischen Wieland und Goethe, des letzteren Aussichten am Hofe Karl Augusts zu zerstören. — 3) Goethe berichtet in den Biographischen Einzelheiten über seinen Besuch bei Friederike im Jahre 1779, welche ihm von Lenz erzählte und seinem Bemühen, Goethes Briefe von ihr zu erhalten und daß er „sich schließlich verliebt in sie gestellt habe." Winkler vergleicht diesen Bericht mit dem Briefe, den Goethe wenige Tage nach dem Zusammentreffen an Frau von Stein schrieb, in welchem Lenz' Name garnicht erwähnt ist. Er erklärt dies durch die Annahme daß auch Frau von Stein in die Katastrophe welche Lenz zur plötzlichen Abreise von Weimar zwang, verwickelt gewesen und daß Goethe deshalb ihre Gefühle durch Nennung eines verhaßten Namens nicht verletzen wollte. Sodann beweist Winkler, daß Goethe zwei verschiedene Besuche Lenzens bei Friederike zusammengeworfen haben muß, denjenigen, den er im Sommer 1772 abstattete und bei welchem er sich in Friederike verliebte und einen, den er ihr Ende 1777 oder Anfang 1778 machte. Bitter wie damals seine Gefühle gegen Goethe wegen seiner Vertreibung aus Weimar waren und halb wahnsinnig wie er war, ist es wohl möglich, daß er Goethe vor Friederike verleumdete und sogar versuchte, einige von Goethens Briefen zu erhaschen. Dieses heftige Vorgehen mag einige unangenehme Scenen in Sesenheim verursacht haben und von diesen mag Friederike Goethe erzählt haben, als er sie 1779 besuchte. Als Goethe im Jahre 1813 die rätselhafte Bemerkung in den „Biographischen Einzelheiten" aufzeichnete, mögen die Länge der Zeit und die ausgesprochen ungünstige Meinung, die er damals von Lenz' Charakter hatte, ihn veranlaßt haben, unabsichtlich zwei verschiedene Perioden zu vermengen und Lenz so darzustellen, als ob er bereits 1772 sein Feind gewesen sei. (S. 72). Der Schluß des Artikels handelt von Lenzens „Eselei", welche „Goethe so tief verwundete, daß er später stets Lenz' Benehmen nur im Lichte jenes unglücklichen Ereignisses betrachtete." (Ebenda). Winkler nimmt an, daß sich auch Lenz in Frau von Stein verliebt und aus Neid ein oder wahrscheinlich zwei Pasquille verfaßt habe, deren Gegenstand Goethes Verhältnis zu Frau von Stein war.

In derselben Zeitschrift befindet sich auch ein kurzer Artikel von C. von Klenze über die beiden scheinbar in Widerspruch stehenden Stellen in der „Emilia Galotti", II, 6 und III, 3, welche schon so häufig Gegenstand der Besprechung gewesen sind. (‚Emilia Galotti II, 6', Seite 427—431).

Daß Emilia ihrer Mutter, als sie ihr von ihrem Zusammentreffen mit dem Prinzen während und nach der Messe berichtet, sagt, sie habe ihm geantwortet, daß Hettore Gonzaga dagegen seinem Höfling Marinelli erzählt: „Mit allen Schmeicheleien und Beteuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen," erklärt Klenze durch „den Zauber, den der Prinz auf Emilia ausgeübt hat, und dessen sie sich zu ihrem Schrecken bewußt ist. Sie erwiderte nichts, als der Prinz zu ihr in der Kirche sprach. . . . Während sie ihrer Mutter von der Begegnung Mitteilung macht, lassen Verwirrung und Furcht sie jedoch vergessen, was wirklich geschehen ist. Undeutlich erinnert sie sich trotz Furcht und Unwillens eine Empfindung der Freude verspürt zu haben und sie entsinnt sich, daß sie stark versucht gewesen, etwas zum Prinzen zu sagen. Deswegen glaubt sie, während sie mit der Mutter spricht, daß sie ihm wirklich geantwortet habe. Sie gesteht thatsächlich zu, daß sie sich nicht von ihm losgerissen habe, entschuldigt sich aber mit dem Vorwande: „Mich von ihm loszuwinden, würde die Vorbeigehenden zu aufmerksam auf uns gemacht haben." Dadurch, daß sie ihrer Mutter sagt, daß sie dem Prinzen geantwortet habe, gesteht sie auf feine, obgleich unbewußte Weise ihre Schwäche für ihn, und der Satz enthüllt einen jener feinen psychologischen Züge, an denen das Drama so reich ist."

Die letzte Nummer der ‚Publications of the Modern Language Association' aus dem Jahre 1893 (Baltimore, Md.) enthält einen Aufsatz von Sylvester Primer über Lessings religiöse Ansichten, mit besonderer Bezugnahme auf Nathan den Weisen. (‚Lessing's religious development with special reference to his Nathan the Wise.' (335—379). Primer verfolgt Lessings religiöse Entwicklung chronologisch an der Hand der einschlägigen Werke, mit den „Gedanken über die Herrenhuter" beginnend. Die Besprechung des Nathan nimmt die größere Hälfte des Aufsatzes ein (Seite 352 bis zum Schluß). In klarer, übersichtlicher Weise giebt der Verfasser einen kurzen Abriß der Entstehungsgeschichte des Dramas und seiner Quellen, erläutert dann ausführlich die Bedeutung der Parabel von den drei Ringen, vergleicht alle bekannten Versionen derselben und schließt mit einer Charakteristik der Personen des dramatischen Gedichtes.

Der neunte Jahrgang derselben Zeitschrift (Baltimore, 1894) bringt eine eingehende Untersuchung von Kirby F. Smith über die Rolle, die der Wärwolf in der Literatur gespielt hat. (‚An historical study of the Werwolf in Literature' 1—42). Der Verfasser wirft zuerst die Frage auf, woher es komme, daß die Sagen, welche die Metamorphose eines Menschen in die Gestalt eines Wolfes zum Gegenstande haben, weitaus zahlreicher sind als andere verwandte Verwandlungsgeschichten. Er findet die Beantwortung in dem weitverbreiteten Vorkommen Isegrims in beinahe allen Teilen der Welt. Wohin der Mensch in seinen Wanderungen vordrang, überall stieß er auf diesen alten Feind und bekämpfte ihn. Deswegen haftet

auch so viel Aberglauben an ihm. Smith teilt sodann einige Beispiele dieses Aberglaubens, römischen und griechischen Autoren entnommen, mit, Beispiele, welche zeigen, mit welchem Entsetzen der Mensch den Wolf zu betrachten und welche übernatürlichen Kräfte er ihm beizulegen pflegte. Diese Furcht vor ihm hat sich auch auf die Sagen über den Wärwolf verpflanzt. Unter Wärwolf hat man eine Person zu verstehen, welcher entweder von Natur die Gabe verliehen ist, Wolfsgestalt anzunehmen oder welche durch Zauberkünste diese Verwandlung mit sich vornehmen kann. Der Verfasser geht dann dazu über, das Vorkommen der ersten Art des Wärwolfs (‚the constitutional type of the werwolf') in der Literatur zu verfolgen. Spuren sehr großen Alters zeigt die Erzählung des Petronius Arbiter (Satiricon 61), welche in wortgetreuer Uebertragung mitgeteilt wird. Das Charakteristische der Sage in dieser Fassung ist, daß der Mensch ein Wolf wird, wann und wo er will, und in der Gestalt bleibt, so lange es ihm gefällt, daß sein Beweggrund der gewöhnliche, der Blutdurst, ist. Aehnliche Züge enthalten die griechische Geschichte vom „Dieb und Gastwirt" (Fabulae Aesopeae, 196, Sammlung von Max. Planudes im 14. Jahrhundert), das ‚Lai de Bisclavret' von Marie de France und die hiermit verwandten ‚Histoire de Biclarel' und das ‚Lai de Mélion'. Darauf kommt der Verfasser auf die älteste Wärwolfsage in der Literatur zu sprechen, auf die Geschichte vom arkadischen König Lykaon, von der er glaubt, daß sie ursprünglich in dieselbe Gruppe wie die Erzählung des Petronius gehörte. Nachdem Smith die verschiedenen griechischen und römischen Versionen dieser Sage, in der er Spuren eines prähellenischen Menschenopferkultus erblickt, mitgeteilt und mit einander verglichen hat, kommt er zu dem Schluß, daß wir hier eine ursprüngliche Wärwolfsage haben, welche später mit der Lykaon-Erzählung und dem Zeus-Lykeios-Kultus verbunden wurde. Aehnliche Züge zeigen auch die von Giraldus Cambrensis (Topographia Hiberniae II, 19) und von Gervase von Tilbury (Otia Imperialia, ed. Liebrecht, S. 51) erzählten Geschichten. — Darauf wendet sich der Verfasser zu der zweiten Art von Wärwolfgeschichten, in denen die Verwandlung durch Zauberei bewirkt wird. Das beste Beispiel für diese Gattung findet er in der altnordischen Geschichte von Sigmund und seinem Sohne Sinfiötli (Volsungasaga, Kap. 5—8), wie überhaupt im skandinavischen Norden die Verwandlung eine bedeutende Rolle spielte. Die beiden Wolsunge verbrennen die Wolfshäute, denen die Zauberkraft innewohnt, ohne selbst an ihrem Körper Schmerzen zu empfinden (S. 29). Spätere Sagen, z. B. eine flämische und armenische, berichten, wie die Wärwölfe beim Verbrennen der Haut Qualen auszustehen hätten, als ob sie selbst vom Feuer verzehrt würden. An die Stelle der Wolfshaut tritt auch eine Zaubersalbe oder ein Zaubertrank ꝛc. (S. 33). Sodann werden die Umwandlungen der Sage nach dem Aufkommen des Christentums und dessen Einfluß auf dieselbe weiter verfolgt. Smith kommt zu

dem Schluß, daß die Sage, wie sie Petronius erzählt, „ihren Ursprung in dem Zustand der menschlichen Gesellschaft hatte, welcher der Zeit voranging, in der sich der Mensch klar geworden war, daß ein Abstand zwischen ihm und den Tieren existierte. Für solch einen Mann war die Idee, ein Wolf, ein Bär oder irgend ein anderes Tier zu werden, das Natürlichste in der Welt. Die Notwendigkeit, die Verwandlung durch Zauberkräfte zu bewirken, fiel ihm erst später ein" (S. 39) und „die Idee, welche der altgermanischen Sage zu Grunde liegt, ist, obgleich spätern Datums, klar genug. Die Art Volkslogik, welche z. B. sagt, thue ich eine Wolfshaut an, so werde ich dadurch ein Wolf, ist der ganzen Menschheit gemeinsam. Die Vorstellung, daß Runen oder Zaubermittel damit verbunden sein müßten, war ursprünglich nicht notwendig" (S. 40).

In demselben Bande der ‚Publications' (S. 343—402) ist auch eine Anzahl Briefe von Sealsfield veröffentlicht. Die ersten zwanzig sind nicht Originalbriefe, sondern Auszüge, welche Elise Meyer aus den an sie geschriebenen und von ihr vernichteten Briefen gemacht hat. Von den 23 andern, die an Marie Meyer und den Buchhändler Erhard gerichtet, sind 8 bisher noch nicht im Druck erschienen. Die übrigen 15, welche V. Hamburger bereits in seinem Buche „Sealsfield-Postl" mitgeteilt hat, sind noch einmal mit den Originalbriefen verglichen worden, wobei zahlreiche Auslassungen und Fehler ans Tageslicht traten, die einen Wiederabdruck wünschenswert machten. Obgleich die Briefe wenig Licht auf Postls eigene schriftstellerische Thätigkeit werfen, sind sie doch wegen der offenen Besprechung der Zeitereignisse und gelegentlicher kritischer Bemerkungen (über Gutzkow, Hackländer, Dickens und andere) interessant. Der Herausgeber ist A. B. Faust, der bereits in seiner Dissertation ‚Charles Sealsfield (Carl Postl), Materials for a Biography; A Study of his Style; his Influence upon American Literature', Baltimore 1892, sich eingehend mit Sealsfields Leben und Werken beschäftigt hat.

Cambridge, Mass. Max Poll.

Nachtrag zu Seite 638. Zu den oben mitgeteilten Stellen Humboldtscher Briefe gehört noch, was Humboldt am 7. November 1796 an Wolf schreibt (Gesammelte Werke 5, 172; die letzten drei Sätze ungedruckt nach dem Original in Tegel): „Schiller ist recht wohl, und ich verlebe täglich mit ihm einige interessante Stunden. Ueber die Xenien haben wir ziemlich viel mit einander gesprochen. Auf die Sonderung will er sich theils nicht einlassen, theils hat er mich ausdrücklich gebeten, des Spasses halber, auch das, was ich durch ihn erfahren unter uns zu lassen. Soviel aber, lieber Freund, kann ich Ihnen sagen, daß wir uns mächtiglich geirrt haben, und sogar in dem geirrt, wo wir schlechterdings nicht fehlen zu können glaubten. Auch muß ich die Nachricht meiner Frau, daß alle gegen Nicolai von Schiller wären, berichtigen. Gerade von denen gegen Nicolai, und gegen Reichard sind die meisten von Goethe. Doch auch dieß nur unter uns." A. L.

Bibliographie.

1. Zeitschriften.

Verhandlungen der zweiundvierzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien vom 24. bis 27. Mai 1893.

Allgemeine Sitzungen. W. v. Hartel, Festrede auf Graf Thun, Exner und Bonitz.

Usener H., Ueber vergleichende Sitten und Rechtsgeschichte (Münchener Allgemeine Zeitung 1893 Nr. 148 und 150).

Brandl A., Byron und die Antike.

Schmidt E., Ueber die Xenienhandschriften.

Verhandlungen der Sektionen: Pädagogische Sektion. Kehrbach K., Mitteilungen über J. F. Herbarts pädagogisches Seminar in Königsberg.

Germanistische Sektion. Schmidt E., Quellennachweise zu Lessings Entwurf zum Horoskop. Das Hauptmotiv, der verhängnisvolle Orakelspruch, beruhe auf der Parricidageschichte im „Mathematicus" des Hildebertus Turonensis. — W. Creizenach ergänzt diese Bemerkungen dahin, daß der Mathematicus auf der vierten Quintilianischen Deklamation beruhe und daß diese Quelle Lessing näher liegen mußte als das mittelalterliche Gedicht. Beweisend dafür ist, daß die Prophezeihung bei Lessing wörtlich ebenso lautet wie bei Quintilian.

Sievers E., Zur Rhythmik und Melodik des neuhochdeutschen Sprechverses.

Hauffen A., Das deutsche Volkslied in Oesterreich-Ungarn.

Szamatólski S., Die Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte.

Friedländer M., Ueber einige volkstümliche Lieder des 18. Jahrhunderts. Günthers „Abschied von seiner ungetreuen Liebsten" und Hauffs „Morgenrot" mit ihren Zwischengliedern. 2. Das Lied vom Kanapee.

Verhandlungen der englischen Sektion. Hartmann H., Zum Einfluß der englischen Literatur auf die deutsche des achtzehnten Jahrhunderts. William Wycherley und Christian Felix Weiße. Weist die Abhängigkeit der „Amalia" Weißes von Wycherleys „Plain-Dealer" nach.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. Dritter Band. (Jahr 1892). II. Abteilung.

I. Allgemeiner Teil. 11. Werner R. M., Poetik und ihre Geschichte.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. 1. Osborn M., Allgemeines.

2. Ellinger G., Lyrik.

3. Kawerau W., Epos.
4. Bolte J., Drama.
5. Didaktik a) 1891 G. Roethe. b) 1892 A. E. Schönbach.
6. Kawerau G., Luther.
7. Kawerau G., Reformationsliteratur. Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1892 wird, mit dem Luther-Kapitel vereinigt, im vierten Bande nachgeliefert.
8. Ellinger G., Humanisten und Neulateiner. 1891, 1892.
IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. 2. Werner R. M., Lyrik 1891. — Elias J., Lyrik 1892 folgt im 4. Bande.
3. Muncker F., Epos.
4. Weilen A. v., Drama und Theatergeschichte.
5. Meyer R. M., Didaktik. Eine sehr anregende Einleitung weist auf einzelne von der Forschung gegenwärtig vernachlässigte Gebiete innerhalb der Didaktik des 18. Jahrhunderts, wie die Lehrdichtung, Wieland, Lichtenberg („immer empfohlen, selten gelesen, nie studiert"), die Humoristen rc., hin.
6. Schmidt Erich, Lessing. Mit einer bemerkenswerten stark polemisch und ironisch gefärbten Selbstkritik.
7. Naumann E., Herder.
8. Goethe. a) Valentin V., Allgemeines; b) Geiger L., Leben; c) Pniower O., Lyrik; d) Geiger L., Epos; e) Witkowski G., Drama.
9. Köster A., Schiller.
10. Walzel O. F., Romantik.
11. Elster E., Das junge Deutschland.
12. Sauer A., Grillparzer. 1891, 1892.

Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie 1. Jahrgang 1890.
2. Heft. Körting G., Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie. Literaturwissenschaft.
Wey W., Literaturwissenschaft. Umfaßt auch Poetik. Beide Abschnitte für uns von großer Bedeutung.
Stengel E., Französische Literatur von 1500—1629.
Mahrenholtz R. und W. Knörich, Französische Literatur von 1630—1700.
Mahrenholtz R. und E. v. Sallwürck, 18. Jahrhundert und Revolutionszeit.
Sarrazin J., Französische Literatur von 1800—1889.
Heller H. J., Zeitgenössische französische Literatur.
Heft 4. Renier R., Italienische Literatur von 1400—1540.
Rossi V., Letteratura italiana dal 1540 al 1690.
Stiefel A. L., Italienisches Theater im 16. und 17. Jahrhundert.
Wiese B., Monti. Foscolo. Leopardi.
Heft 5. Baist G., Vollmöller K., Stiefel A. L., Spanische Sprache und Literatur.
Rubió y Lluch A., Katalanische Sprache und Literatur.
Michaëlis de Vasconcellos C., Portugiesische Sprache und Literatur.
Heft 6. Gaster M., Rumänische Sprache und Literatur.
Golther W., Kölbing E., Koeppel E., Wechselbeziehungen zwischen romanischer und germanischer Literatur.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft Jahrgang 5.
Glossy C., Aus Bauernfelds Tagebüchern. 484 längere und kürzere Stellen aus Bauernfelds Abschrift seiner Tagebücher von 1819—1848. Glossys Einleitung erzählt die Geschichte des Bauernfeldischen Nachlasses und schildert

Bauernfelds dichterische, menschliche und politische Bedeutung. Die Auszüge selbst sind nicht bloß eine wichtige Quelle für Bauernfelds Entwicklung, sondern auch für das gesamte geistige und politische Leben Oesterreichs im Vormärz. Alle österreichischen Schriftsteller jener Zeit, alle reichsdeutschen Schriftsteller, welche Wien besuchten, werden erwähnt, Vieles zu ihrer Charakteristik oder Biographie beigetragen. Ueber Schreyvogel, Grillparzer, A. Grün, Lenau, Halm, Schubert, Schwind wichtige Nachrichten. Einzelnes herauszuheben ist schwierig. Folgendes sei erwähnt. S. 5 über die erste Aufführung des Goldenen Vließes. S. 6 Das Bild, Thränodie von Houwald. S. 20 Charakteristik Schobers. S. 40 über Heines Reisebilder. S. 50 über Goethes Brief an Deinhardstein, die Mitarbeit an den Wiener Jahrbüchern betreffend. S. 56 Menzel in Wien. S. 70 Grillparzer über die Rahel (es sei die einzige Frau, die er hätte heiraten mögen), über Tieck; S. 73 über Kathi Fröhlich; andre Aussprüche Grillparzers: S. 74 „Wie sollen wir nach dem Tode leben, wenn wir nicht vor dem Tode lebten?" S. 77 „Es ist nichts schwerer als sich zu erinnern. Die meisten Menschen werden am Morgen geboren und sterben des Abends." S. 79 Vorlesung von „Weh dem der lügt", S. 81 Aufführung. — Aussprüche Lenaus S. 82, 86, 98 über Gottsched. S. 82 Charakteristik Sedlnitzkys. S. 84 Friedrich Raumer in Wien. S. 90 Ausspruch Adam Müllers. S. 93 Dingelstedt, Raupach. S. 112 Besuch bei Heine. S. 120 Gutzkow. S. 121 Kerner. — Die Anmerkungen bilden einen musterhaften Kommentar mit reichhaltigen neuen Mitteilungen: S. 146 über Prof. Weindridt; S. 147 Komiker Schuster auf dem Kongreß in Troppau 1820; S. 149 über Joseph Fick; S. 161 Anastasius Grün an Hormayr 1829 mit dem Letzten Ritter; S. 164 über Grüns Spaziergänge, Hormayr an Grün 4. Dezember 1831; S. 166 Bauernfeld an Holtei 18. November 1839 über die Sterngesellschaft; S. 171 Wilhelm Scherer an Bauernfeld 8. Juli 1876 über die „Bekenntnisse". S. 174 Grillparzers Erklärung gegen Saphir „Meine Ansicht" steht bereits in den Sämtlichen Werken [5] 18, 145; S. 176 Entwurf einer Eingabe Bauernfelds an Sedlnitzky, Beschwerde über Saphirs Angriffe gelegentlich des Fortunat; S 180 Grün an Bauernfeld 24. Oktober 1836 über ihre gemeinsame Reise nach Deutschland, Bauernfeld an Hofrat Schütz in Weimar, an demselben Tage; S. 182 über Grüns Streit mit Braun v. Braunthal, Grillparzers Entwurf zu einer Erklärung Grüns, Dräxler-Manfred an Bauernfeld 29. Oktober 1837; S. 186 Bauernfeld an den Hofrat Ritter von Hof 15. Mai 1838, Beschwerde über Saphir; S. 186 f. Grillparzers (und Feuchterslebens) ausführliche Bemerkungen zu Bauernfelds Lustspiel „Des Zweifels Lösung" (später „Der Talisman"), nach The little french lawyer von Beaumont und Fletcher; eine Ergänzung zu Grillparzers Sämtlichen Werken 12, 149 ff.; eine ähnliche Ergänzung sei hier aus Grillparzers ungedruckten Papieren angefügt. Aus Bauernfelds Tagebuch S. 67 ff. geht hervor, daß sein am 29. August 1834 aufgeführtes Lustspiel „Franz Walter" ursprünglich „Der Hypochondrist" geheißen habe. Es bezieht sich also darauf Grillparzers Bemerkung (Erinnerungsblätter Nr. 125, von Rizy fälschlich ins Jahr 1831 gesetzt): „Hypochondrist, Vorspiel. Wenn die beiden Menschen während der entscheidenden Scenen (wenigstens Sie) erst die Entdeckung machten, daß sie sich lieben, gefiele mirs besser. Das gäbe eine Art Verwicklung und Entwicklung. Jetzt fließt das Ganze zu glatt weg." — S. 188 Bauernfeld an Holtei, 13. November 1839; S. 193 ff. über die in den vierziger Jahren gegründeten Literaten- und Künstler-Vereine Wiens; Bauernfeld an Dr. Gustav Frank 1842; S. 195 Th. Hell an Bauernfeld 26. Dezember 1845

über den Deutschen Krieger; S. 209 Bauernfeld an Castelli, Bad Ems 12. Juli 1845 über die Censur. — Außerdem genaue Angaben über die Aufführungen der Bauernfeldischen Stücke in Oesterreich und Deutschland, sowie Auszüge aus den wichtigsten Recensionen.

Sauer A., Grillparzer und Katharina Fröhlich. Vortrag, gehalten in der Grillparzer-Gesellschaft am 18. Dezember 1894. S. 250 eine Stelle aus dem Tagebuch Th. von Karajans 1836, eine Charakteristik des Fröhlichschen Hauses. In den Anmerkungen S. 262 zwei Briefe Katharinas und der Ihrigen an Grillparzer vom 2. und 28. September 1843. — Beilage. Ueber drei Grillparzer zugeschriebene und angeblich an Katharina Fröhlich gerichtete Gedichte. Ein Wort in eigener Sache. Die oben S. 234 angekündigte Erwiderung auf K. E. Franzos' Artikel in der Deutschen Dichtung. Die Handschrift des Gedichtes „Lösche die Lampe", sowie drei echte Grillparzersche Gedichte („Das Höchste ist, das Höchste bleibt", „Bescheidenes Los", „Als ich sie, zuhörend, am Klavier sitzen sah") sind im Facsimile beigegeben; S. 288 ist das Fragment eines Jugendgedichtes: „Elegie eines Schiffbrüchigen auf den Tod seines Hundes auf einer wüsten Insel" aus der Handschrift mitgeteilt.

Payer R. v., Robert Hamerling als Gymnasiallehrer. Nach den Akten und gedruckten Quellen.

Briefe von Grillparzer. 1. An Joseph Freiherrn von Hammer-Purgstall. Mitgeteilt von A. Schlossar. Wien, 8. August 1847. Die von Hammer gesuchten Khleslischen Schriften hätten sich im Hofkammerarchiv vorgefunden. 2. An Mathilde Baronin Kapri-Guretzky. Mitgeteilt von A. Schlossar. Wien, 28. April 1851. Liebenswürdige und aufrichtige Beurteilung der ihm von der jungen Schriftstellerin eingesandten Gedichte. 3. An Wilhelm Schäfer. Mitgeteilt von Wilhelm Schäfer. Der Empfänger schildert seine Beziehungen zu dem Dichter. Die Briefe sind vom 12. Februar und 2. Dezember 1861, vom 25. August 1862. In dem letzten erkundigt sich Grillparzer um die Aufführung von „Des Meeres und der Liebe Wellen" in Frankfurt a. M.

Aus dem Tagebuche der Freiin von Knorr. Mitgeteilt von F. Lemmermayer. Bereits gedruckt in der Gegenwart 1885 Nr. 40.

Reich E., Bericht über die fünfte Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft (31. März 1894) nebst einer Uebersicht der Vereinsthätigkeit bis Februar 1895.

Mitglieder-Verzeichnis und Kassa-Ausweis der Grillparzer-Gesellschaft für das Jahr 1894. Wien, Selbstverlag. 1895.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft Jahrgang 31.

Loening R., Ueber die physiologischen Grundlagen der Shakespeareschen Psychologie. Vgl. Euphorion 1, 466.

L. Klein über Hamlet. Zwei Aufsätze, aus Nr. 23 und 24 des 15. Jahrganges des von Cosmar redigierten Berliner Modenspiegels abgedruckt.

Kilian E., Der Widerspenstigen Zähmung. Vorschläge für eine neue scenische Einrichtung des Stückes.

Fresenius A., Shakespeares „Timon von Athen" auf der Bühne. S. 123 Deutsche Uebersetzungen.

Bolte J., Das schöne Mädchen von Bristol. Ein englisches Drama aus Shakespeares Zeit übersetzt von Ludwig Tieck. Nach zwei Handschriften in Tiecks Nachlaß herausgegeben.

Sarrazin G., Neue italienische Skizzen zu Shakespeare. 1. Herzog Vincentio in „Maß für Maß" und sein Urbild Herzog Vincencio Gonzaga. — 2. Das Gonzaga-Schauspiel im „Hamlet".

Conrad H., Ueber die Entstehungszeit von „Was ihr wollt".

Sarrazin G., Die Entstehung von Shakespeares „Verlorener Liebesmühe“.
Traumann E., Die künstlerische Arbeit Shakespeares im „Othello“.
Adler F., Das Verhältnis von Shakespeares „Antony and Cleopatra“ zu Plutarchs Biographie des Antonius.
Conrad H., Metrische Untersuchungen zur Feststellung der Abfassungszeit von Shakespeares Dramen
Nekrologe. H. C., Pater Vincenz Knauer. — Eduard Wilhelm Sievers.
Literarische Uebersicht. Conrad H., Die neueste deutsche Hamlet-Literatur. S. 386 ff. Ausführliche Besprechung von Heblers Aufsatz, Euphorion 1, 237, 491.
Wechsung A., Statistischer Ueberblick über die Aufführungen Shakespearescher Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern im Jahre 1894.

Biographische Blätter. Vierteljahresschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung herausgegeben von A. Bettelheim. Berlin. Ernst Hofmann & Co. Band 1.

Heft 1/2. Hantzsch V., Biographische Bibliographie 1894. I. Deutschland. Aus dem Stammbuch eines Biographen. I. II.
Heft 1. Dove A., Rankes Verhältnis zur Biographie.
Stein L., Zur Methodenlehre der Biographie. Mit besonderer Rücksicht auf die biographische Kunst im Dienste der philosophiegeschichtlichen Forschung.
Schönbach A. E., Ueber den biographischen Gehalt des altdeutschen Minnesanges.
Rosegger P., Eine Meinung über Autobiographien. Brief an den Herausgeber.
Joseph Schreyvogels Entwurf einer Wiener Hof- und Staatszeitung. Mitgeteilt und eingeleitet von K. Glossy. Historisch wichtiges Aktenstück aus dem Jahre 1795 oder 1796.
Bernays M., Rede auf Scheffel. Gehalten am Tage der Enthüllung seines Denkmals in Karlsruhe, 19. November 1892.
Lützow K. v., Anselm Feuerbach. (Im Anschluß an Allgeyers Buch.)
Ratzel F., Leonhard Rauwolf in Augsburg.
Knapp G. F., Georg Hanssen. Geboren 31. Mai 1809, gestorben 19. Dezember 1894. Aus der Beilage zur Allgemeinen Zeitung abgedruckt.
Haushofer M., Karl von Haushofer.
Stammbuchblätter von Goethe, Lessing, Wieland. (Mit Silhouetten von Goethe und Lessing.) Aus dem Stammbuch des stud. jur. Wilhelm Lud. Rodowé. Goethe, Leipzig, den letzten März 1776; Lessing, Lipsia, den 20. Februar 1775; Wieland, Weimar, den 6. Oktober 1774.
a/D., Vier Briefe Böckhs an Al. v. Humboldt. 1. Teplitz, 12. September 1854. — 2. Friedrichsroda bei Gotha, 12. September 1855. — 3. Ebenda, 13. September 1858. — 4. Berlin, 30. April 1859. Dazu das Titelbild: Alexander von Humboldt nach einem Bildnis von Rudolf Lehmann.
Kalbeck M., Ein Brief Grillparzers an Paul Heyse. Baden, 16. Juni 1879. Plan der Seinigen, den Armen Spielmann und die Esther in einem eigenen Bändchen drucken zu lassen. Eine Gesamtausgabe sei erst nach seinem Tode zu erwarten.
Werner R. M., Biographie der Namenlosen. 1. Eine Anregung. — 2. Aus dem Leben armer Studenten.
Heft 2. Marcks E., Nach den Bismarcktagen. Eine biographische Betrachtung.
Kraemer H., Bismarcks Schuljahre. Mit einem Bilde von v. Kessel: Otto v. Bismarck als Abiturient.

Ebers G., Aus der Erinnerung an den Chedîw Isma'il.
Sorel A., Taine. Rede, gehalten am 7. Februar 1875 bei seiner Aufnahme in die französische Akademie.
Bezold F. v., Ueber die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwicklung im Mittelalter. Aus der Zeitschrift für Kulturgeschichte wiederholt.
Arneth A. Ritter v., Ein Besuch in Potsdam im Juli 1809. Aufzeichnung des Freiherrn Johann von Wessenberg über seinen Besuch der Schlösser in Potsdam, 1. Juli 1809. Charakteristik Friedrich des Großen und Friedrich Wilhelm II. — In der Vorbemerkung eine Charakteristik Wessenbergs.
Lehmann R., Aus den Erinnerungen eines Künstlers. I. Franz Liszt 1836—1887. Beschreibung von Liszts Aeußern. — Anekdote von Julius Froebel. — Sir William Siemens.
Schmidt Erich. Aus dem Reisejournal eines sächsischen Geistlichen [Christian Gottlieb Schmidt]. 1. Bei Salomon Geßner. Zürich, 8. August 1786; Sihlwald 9. und 11. August. Schilderung von Geßners Häuslichkeit und Familie. — 2. Cagliostro. Mesmerismus. Basel, Dezember 1786; 7. Mai 1787 bei Jakob Sarrazin. Schilderung Cagliostros. Straßburg, 18. Mai 1787. Herr v Türkheim. — Karlsruhe, 9. und 11. Juni 1887 bei Frau Bökmann.
Jellinek G., Adolf Exner. Ein Wort zu seinem Gedächtnis.
Roth E., Natanael Pringsheim.
Fournier A., Stadion über Gentz. Stadion an den Präsidenten der obersten Polizei-Hofstelle Freiherrn von Sunmerau, Wien, 27. Juni 1807. Gesichtspunkte, nach welchen die Beobachtung des damals in Prag lebenden Gentz einzurichten sei; Charakteristik von Gentz, Geschichte seines Eintritts in die österreichischen Dienste.
Adresse der philosophischen Fakultät der Universität Berlin an Gustav Freytag, Berlin, 30. Juni 1888. Erneuerung seines Doktordiploms. Antwort des Herrn Dr. Gustav Freytag an den Dekan, Siebleben, 10. Juli 1888.
Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur Band 39 Heft 3.
Wrede, Die Entstehung der neuhochdeutschen Diphtonge. Mit einer Karte.
Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur XXI, 3. Mai 1895.
Heusler A., Minor: Neuhochdeutsche Metrik. Wichtige, die Prinzipien des Buches berührende Besprechung. S. 187 Ueber die metrischen Ansichten der neuhochdeutschen Klassiker.
Seuffert B., Widmann: Albrecht von Hallers Staatsromane. S. 245 Ueber Wielands Aufsatz „Die Regierungskunst oder Unterricht eines alten persischen Monarchen an seinen Sohn. Nach dem Englischen" im Deutschen Merkur 1773, für welchen Seuffert wirklich eine englische Quelle vermutet.
Sauer A., Lücke: Bürgers Homerübersetzung. S. 249 ff. Abdruck eines Blattes der Bürgerischen Ilias-Uebersetzung „Vom 390. Vers an im 6ten Buche" in einer älteren, von dem Druck im Jahrgang 1776 des Deutschen Merkur abweichenden Fassung.
Jonas F., Haym: W. v. Humboldts Briefwechsel mit Nicolovius.
Harnack O., Biedermann: Erläuterungen zu Goethes Werken Band 35 und 36. Mit Ergänzungen.
Zeitschrift für deutsche Philologie Band 28 Heft 1.
Schmidt A., Mitteilungen aus deutschen Handschriften der großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt. I. Dietrich von Pleningens Seneca-Uebersetzungen. Eine Abschrift von Pleningens Uebersetzung 13 Senecascher oder Pseudosenecascher Schriften, mehrere aus den Jahren 1515—1517 datiert. — Neue Mitteilungen über Pleningens Verdienste um die Einführung einer ge-

regelten Interpunktion. Vgl. unten. — II. Heinrich Munsingers Buch von den Falken, Habichten, Sperbern und Hunden.

Roth F. W. E., Mitteilungen aus mittelhochdeutschen Handschriften. 5. Ein neu Lied von Hans und Lienhardt dem Bittel. Vgl. Liliencron, Historische Volkslieder Nr. 149. — 6. Wie man den Schwartzen richt. Vgl. Liliencron, Historische Volkslieder Nr. 150.

Düntzer H., Der Ausgang von Goethes Tasso. Gegen Büchner (vgl. Euphorion 1, 432) und Louis Lewes.

Sprenger R., Zu den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Vergleicht zu Nr. 152 der großen Ausgabe eine Stelle aus „Des Knaben Wunderhorn."

Bolte J., Zu Johann Rasser. Nachträge zu 26, 480. Exemplare vom Spil von Kinderzucht (Straßburg 1574) in Dresden und Wolfenbüttel. Das Titelbild der Komödie „vom König der seinem Sohn Hochzeit machte" (1575) reproduciert von C. Oerdel in seiner Dissertation: Ueber die Pflege des Dramas auf deutschen Gelehrtenschulen. Tübingen, 1870; ebendort ein Auszug aus Baumgartens Juditium Salomonis (1561).

Wolff E., Rudolf Hildebrand.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht Jahrgang 9.

Heft 3. Götzinger E., Das Verb lassen bei Luther und Goethe.

Müller E. G. O., Der Streit über das Wesen des Satzes.

Nehry H., Der oder die Tiber, der oder die Rhone? — auch etwas von deutschen Schiffen.

Puls A., Ueber einige Quellen der Gedichte von August Kopisch. Weist als drei Hauptquellen für die Gedichte von Kopisch die Sagen der Brüder Grimm, die „Märkischen Sagen und Märchen" von A. Kuhn und die Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg von K. Müllenhoff nach, stellt die Ausweise über die Quelle in einer Tabelle übersichtlich zusammen und behandelt zunächst die Art der Quellenbehandlung bei den aus den Grimmschen Sagen entlehnten Stoffen.

Vilmar W., Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Interpunktion. Daten über Dietrich von Pleningen (gest. 1520). Abdruck und Würdigung einer die Interpunktion betreffenden Erörterung aus seiner Uebersetzung des Panegyricus Traiani vom jüngeren Plinius (1511). Vgl. oben.

Koch L., Dramatische Schüleraufführungen. In der Gegenwart.

Glöde O., Tiernamen im Volksmund und in der Dichtung. Der Sperlingsname. (Vgl. Zeitschrift für deutschen Unterricht 5, 741; 7, 115.)

Matthias Th., Zu Schillers Wilhelm Tell (IV, 2, 425 ff. und V, 1, 35 ff.) und Braut von Messina (1346 ff. und 2116 ff.)

Müller C., Der Bediente. (Zeitschrift 8, 685 ff.)

Heft 4. Lyon O., Bismarck als Künstler in Politik und Sprache.

Namen mit und ohne Bedeutung. Aus dem Nachlasse Rudolf Hildebrands.

Unbescheid H., Die Kriegspoesie von 1870/71 und das „Kutschkelied". Verfasser des Kutschkeliedes ist Gotthelf Hoffmann, genannt Kutschke (geb. 11. November 1844), der den Krieg mitmachte. Vgl. unten S. 692.

Zeitschrift für deutsche Sprache Jahrgang 8.

Heft 10, 11, 12. Sanders D., Die Gehilfin. Berliner Roman in drei Büchern von P. Lindau. 100 sprachliche Bemerkungen.

Heft 10. Schrader H., Euphorion und der dritte Akt des zweiten Faust. Der Aufsatz gipfelt in den Worten: „Einzig und allein nur Goethe wäre der rechte, wahrhaftige Euphorion! Aber seine wirklich große Bescheiden-

heit verbot ihm, selbst in verschleierter Form sich selbst als Euphorion hinzuzustellen. So macht denn dies Unterlassen und das Hineinschieben Lord Byrons seinem Charakter alle Ehre." —

Andrä R., Goethes Hochzeitlied. Hinweis auf das musikalische Element.

Sanders D., Unlängst.

Hintner B., Todfroh.

Sanders D., Sprachliche Bemerkungen zu Aufsätzen aus der National-Zeitung. — Aus einem nur Wenigen zugänglichen Buche von Renan. — Bauwich = im mittleren und südlichen Deutschland der Raum zwischen zwei benachbarten Grundstücken, anderswo auch Reiche oder Reichen genannt.

Heft 11. Klahre R., Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas in seinen beiden Fassungen.

Schrader H., Das R.

Sanders D., Zu einem Aufsatze von Karl Frenzel. — Der Prolog zum Wallenstein. Abdruck eines Gedichtes, das an Stelle des Schillerschen Prologs treten soll, von dem Gymnasialoberlehrer a. D. E. Schulte in Freienwalde a/O. — Ein japanisches Liebespaar. Von Berthold Laufen. — Klassikerdämmerung. — Auch eine Liebesheirat. Humoreske von Gustav Besnard. — Narciß. Neue Novelle von Adolf Wilbrandt. — Bauwich. Noch ein Beitrag zu diesem Ausdruck von G. von Rößler.

Heft 12. Schulte E., Die Uhr in Goethes „Faust". Will nachweisen, daß Goethe an keine moderne Uhr gedacht haben kann, sondern an eine solche altertümliche, die „mit dem Ablauf der zwischen Mitternacht und Mitternacht liegenden 24 Stunden ihren ganzen Lauf beendet und bei der das Fallen des Zeigers das natürliche und notwendige Ende dieses Laufes bezeichnet."

Sanders D., Zur Inschrift des deutschen Reichstagsgebäudes. — Ein Verworfener. Roman von J. D. H. Temme. — Unvergeßbare Worte und andere Novellen von Paul Heyse. — Besitzanzeigende Fürwörter der dritten Person. — Ueber „Kalb" und einiges damit Zusammenhängende. — Hertha. Roman von Ernst Eckstein. — Tiroler Geschichten. Von Hans Hopfen. — Kleopatra. Roman von G. Ebers. — Sorgseligkeit. Aus Goethes Schrift „Philostrats Gemälde" und zwar aus dem Schlußaufsatz: Hercules bei Admet. Ist ein Druckfehler anzunehmen für „Sorglosigkeit"? R. Rosenbaum.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins Jahrgang 10.

Nr. 4. Blümner H., Der bildliche Ausdruck in den Ansprachen des Fürsten Bismarck. Nachtrag zu Euphorion 1, 590, 771.

Lyon O., Fürst Bismarck und das Fremdwort.

Wunderlich H., Der Abgeordnete von Bismarck als Redner.

Matthias Th., Zeugnisse der Reden Bismarcks zu einigen vielerörterten Fragen der deutschen Satzlehre.

Nr. 5. Bruns R., Gerichtsdeutsch und Aehnliches.

Wülfing J. E., Oelgötze, Oelkopf.

Mitteilungen des Deutschen Sprachvereins Berlin, herausgegeben vom Vorstande Jahrgang 6, 1895.

Nr. 1. „Durch gemeinschaftliche Arbeit wird ein Verzeichnis der in unserer Sprache vorhandenen sprichwörtlichen Redewendungen in Stabreimen und in Endreimen aufgestellt." Vorläufige Mitteilung, zu denen Nachträge und Verbesserungen erbeten werden.

Nr. 2. Böhme R., Vom Leben der Sprache. Vortrag.

Violet F., Hans Sachs und seine Bedeutung für unsere Literatur und Sprache. Vortrag.

Grabow, Aussprache der Lautverbindungen sp, st u. a. — S. 29 Sprachgeschichtliche Uebersicht über S und Sch.

Nr. 3. Reuleaux, Die Märchenwelt. Ansprache beim Weihnachtsfest.

Alemannia Jahrgang 23 Heft 1.

Hoffmann J., Schapbach und seine Bewohner. Bearbeitet nach dem Fragebogen zur badischen Volkskunde 1. Ortsname u. s. w. 2. Flurnamen u. s. w. 3. Familien- und Taufnamen. 4. Hausbau u. s. w. (Heinersbauernhof). 5. Hausmarken. 6. Volkstracht. 9 b. Kinderreime u. s. w. — 9. f. Ortsneckereien. 11. Sagen. 12. Sitten und Gebräuche.

Wilser L., Schwaben und Alemannen.

Amersbach K., Zur Tannhäusersage. a) Zur Etymologie von Venusberg. b) Zu dem „Thanauses" des Aventin. c) Ueber die Heimat des Minnesängers Tannhauser.

Pfaff F., Die Künstlerinschrift zu Engen.

Alte Sprüche. 1. Böse Zeit. — 2. Morgensegen.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Band 9.

Nr. 5. [Payer R. v.] Der Westöstliche Divan im Rahmen der orientalischen Studien. (IV. Goethe-Abend, 8. Februar 1895.) Vollständig abgedruckt im Feuilleton der „Wiener Zeitung" vom 8. und 9. März 1895.

Lützow C. v., Das Frankfurter Dachstübchen. Zeichnung von Goethe. Reproduktion der Federzeichnung aus dem Briefe an Auguste Gräfin zu Stolberg vom 7.—10. März 1775. Würdigung von Goethes Zeichnentalent.

Nr. 6. Lorenz O., Goethe im Conseil. Skizze eines am 2. April 1895 gehaltenen Vortrags mit Angabe der wichtigsten Quellen. „Zum Schlusse eine Frage an die besser unterrichteten Ausleger Goethescher Dichtungen: Sollte nicht in ‚Palaeophron und Neoterpe' die Stellung Goethes zum Fortschritte oder zur Veränderung der Zeiten schon am Schlusse der Revolutionsperiode klar gezeichnet worden sein? Und wäre nicht in diesem Gedichte eine Quelle seiner historisch-politischen Anschauungen zu sehen?" — In einer Anmerkung verteidigt Minor die Verwendung des Wortes Conseil als des damals offiziellen Ausdruckes und weist das Wort: Goethe-Philologie zuerst bei Gutzkow (Unterhaltungen am häuslichen Herd 1861, 3, 314), im spottenden Sinne gebraucht, nach.

Goethes Naturlehre in der Schule. Auszug aus einem Vortrag A. Höflers: „Einige nähere und fernere Ziele für die Weiterbildung des physikalischen Unterrichtes am Gymnasium", welcher die Verhandlungen der pädagogischen Abteilung der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien (September 1894) eröffnete. . . Abgedruckt in der Berliner Zeitschrift für den physikalischen Unterricht, Jahrgang 8, Februar 1895.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen Band 93 Heft 2 und 3.

Stiefel A. L., Zur Schwankliteratur im 16. Jahrhundert. I. Ueber die Quellen und die literarhistorische Stellung des von Bolte in der Tijdschrift voor Neederlandsche Taal- en Letterkunde 1891 S. 127—143 besprochenen Antwerpener Schwankbuches von 1576 mit reichen Ergänzungen. — II. Nachträge zu den Quellen der von Bolte in derselben Zeitschrift 1894 S. 2—11 besprochenen niederländischen Schwanksammlung des Fransoys Loockman.

Albrecht K., Die parodistischen Fortsetzungen von Goethes Stella: Inhaltsangabe und Würdigung von „Stella; Nummer Zwei. Oder Fortsetzung des Goetheschen Schauspiels Stella, in 5 Akten. Frankfurt und Leipzig 1776" und „Stella, ein Schauspiel für Liebende von J. W. Goethe. Sechster Akt (Altenburg 1776)." Riemers Behauptung, daß die letztere Parodie von J. G. Pfranger herrühre, wird abgewiesen.

J. Z. [Julius Zupitza], Zu einer Stelle in Shelleys Uebersetzung der Walpurgisnacht aus dem ersten Teil von Goethes Faust. Die vier Verse: Der Aepfelchen begehrt Ihr sehr x.

Fränkel L., Dieziana. Nachträge zu Archiv 93, 193.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. 16. Oktober 1894. Müller Friedrich, Ueber Jan Jakob Lodewykten Kate und seine Uebertragung von Goethes Faust. — 13. und 27. November 1894. Biltz, Ueber die Märtyrerlieder der Wiedertäufer. — 11. Dezember 1894. M. Roediger sprach im Anschluß an seine Edition von Goethes Triumph der Empfindsamkeit in der Weimarer Ausgabe Band 17 über die Handschriften und Drucke des Stückes und erörterte an ausgewählten Beispielen die Klippen der Textkritik.

Recensionen: Werner R. M., Valentins und Witkowskis Faustschriften.

Neuphilologisches Centralblatt Jahrgang 9 Nr. 2.

Faust, Einige sprachliche Eigentümlichkeiten der Grimmschen Märchen.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur Band 17 Heft 1 und 3.

Behrens D., Mitteilungen aus Carl Ebenaus Tagebuch. Abdruck der Tagebuchaufzeichnungen von Diez' Jugendfreund, soweit sie auf diesen Bezug haben. Wichtige Beiträge zu Diez' Biographie. S. 130 Anmerkung 1 wird erwogen, ob Diez mit Börne bekannt war. S. 135 Karl Fohlens Eintragung in Diez' Stammbuch.

Revue d'histoire littéraire de la France II 2.

Rossel V., La littérature allemande en France au XVIII[e] siècle.

Revue de métrique et de versification I 2.

L. R., Aperçus de métrique comparée.

Modern Languages I 1.

Breul K., Bibliography: Schillers ‚Wallenstein'.

Modern Language Notes X 3.

Francke A., parallel to Goethe's Euphorion.

Scots Lore 1895 March.

Tille A., A Scottish nursery rhyme and Goethes Faust. Parallele zum Hexeneinmaleins.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien Jahrgang 46 Heft 4.

Weilen A. v., Hans Sachs, Sämtliche Fabeln und Schwänke herausgegeben von E. Goetze. Beobachtungen über die Technik des Einganges der Hans Sachsischen Erzählungen.

Gymnasium Jahrgang 13 Nr. 7.

Koch G., Zu Goethes Götz Akt 1, Scene 4.

Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen Heft 43.

Fulda K., Schillers Alpenjäger.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen Jahrgang 6 Heft 5.

S., Rudolf Hildebrand.

Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten Jahrgang 3 Nr. 2.

Schmidt A., Der pegnesische Blumenorden. (Mit Abbildungen.)

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik.

Band 149 und 150 Heft 12. Berlit G., Rudolf Hildebrand. Ein Erinnerungsbild. Mit Benutzung einer autobiographischen Skizze, von Tagebuchaufzeichnungen, Briefen, Vorlesungen und Gesprächen. S. 553 Die Charakteristik Gellerts aus Hildebrands Vorlesung 1872/73. S. 566 Tagebuchaufzeichnung über den Besuch Jakob Grimms bei Hildebrand, 9. Oktober 1859.

Huther A., Die Pädagogik Herbarts und die neuere Psychologie.

Band 151 und 152 Heft 2. Lange E., Eine Schülerübersetzung der Oden des Horatius aus dem siebzehnten Jahrhundert. Die von den Schülern des Bohemus herrührende, Dresden 1556 erschienene Uebersetzung wird durch Proben und durch Vergleich mit späteren deutschen Uebersetzungen charakterisiert.

Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel Jahrgang 3 Nr. 22.

Liermann, Turnerische Jugenderinnerungen eines Poeten.

Archiv für Geschichte der Philosophie Band 8 Heft 3.

Stumpf C., Hermann von Helmholtz und die neuere Psychologie. Zuerst in Uebersetzung in der amerikanischen Zeitschrift „Psychological Review“ gedruckt; hier etwas erweitert und revidiert.

Barth P., Zu Hegels und Marx' Geschichtsphilosophie. II.

Leuckfeld P., Zur logischen Lehre von der Induktion. Geschichtliche Untersuchungen.

Vaihinger H., Bericht über die Kantiana für die Jahre 1892—1894.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik Band 106 Heft 1.

van der Wyck, C. W. Opzoomer.

Lind P. v., Immanuel Kant und Alexander von Humboldt. I.

Lind P. v., Moritz Carriere †.

Heft 2. Falckenberg R., Die Entwickelung der Lotzeschen Zeitlehre.

Zeitschrift für Theologie und Kirche Jahrgang 5.

Heft 4. Ritzsch, Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches.

Heft 5. Kinast E., Moriz Carriere.

Neue Jahrbücher für deutsche Theologie Band 4 Heft 2.

Lezius F., Der Verfasser des pseudocyprianischen Traktates de duplici martyrio. Ein Beitrag zur Charakteristik des Erasmus. Fortsetzung.

Zeitschrift für Kirchengeschichte Band 15 Heft 4.

Jacobi F., Das liebreiche Religionsgespräch zu Thorn 1645 (Fortsetzung und Schluß.) II. Die erste friedlichere Hälfte bis zum 23. September. — III. Die zweite leidenschaftlichere Hälfte vom 25. September bis zum 21. November. Anhang. Verzeichnis der Teilnehmer.

Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht. Dritte Folge Band 4 Heft 3.

Distel Th., Oeffentliche Degradation eines königlich-sächsischen Geistlichen (des Pfarrers Tinius 1814).

Distel Th., Trauung wider Willen eines Teiles (1607).

Distel Th., Harte Strafe für eine Unterlassungssünde des Leipziger Geistlichen Mg. Peter Hesse (1589).

Der Katholik 3. Folge Band 11.

Februar — Mai. Goerigk E., Johannes Bugenhagen und die Protestantisierung Pommerns.

März. Johannes Weyer, ein Bekämpfer des Hexenwahns, war Protestant.

Ein vergessener deutscher Katechismus des 16. Jahrhunderts.

Mai. Paulus N., Caspar von Gennep.

Stimmen aus Maria-Laach 1895 Heft 2.

Baumgartner A., Der sociale Niedergang Deutschlands im ersten Jahrhundert der Glaubenstrennung.

Hagen J. G., Was haben Kepler und Tycho Brahe vom Stern der Weisen gehalten.

Spillmann J., Federzeichnung eines Nichtkatholiken über das katholische Leben in Hildesheim unmittelbar vor der Glaubensspaltung.

Deutsche Kunst- und Musik-Zeitung 1895 Nr. 2, 3.

Frimmel Th. v., Neue Beethovenstudien. Aus der Sammlung von Franz Trau in Wien. Ungedruckte Briefe. Unter anderen: Beethoven an Carl Bernard, Mödling, 2. und 27. August 1819.

Repertorium für Kunstwissenschaft Band 17 Heft 6.

Bauch G., Zur Cranachforschung.

Atz, Tiroler Hausmalerei.

Téreÿ G. v., Ein wiedergefundenes Altarwerk Hans Baldungs.

Ein Holzschnitt nach Jost Amman hat sich als Ex Libris des Johann Fischart in einem aus seinem Besitz stammenden Buch der Hofbibliothek zu Darmstadt gefunden, vgl. Quartalblätter des historischen Vereines für das Großherzogtum Hessen. Neue Folge 1, Nr. 14.

Zeitschrift für bildende Kunst. Neue Folge Jahrgang 6 Heft 5.

Weizsäcker P., Wieland und andere unentdeckte Gemälde von Anton Graff. Das bisher verschollene Original des Graffschen Wielandbildes hat sich im Besitz des Herrn Sahrer von Sahr auf Dahlen in Sachsen vorgefunden und wird hier reproduziert. Es zeigt deutlich, wie ungenügend der Stich Bauses ist.

Centralblatt für Bibliothekswesen Jahrgang 12 Heft 4.

Radlach O., Die Bibliotheken der evangelischen Kirche in ihrer rechtsgeschichtlichen Entwicklung. Denkschrift. Weist auf eine große Anzahl der in Schwenckes Adreßbuch nicht verzeichneten Kirchenbibliotheken der Provinz Sachsen hin. — I. Die Bibliotheken der evangelischen Kirche im Vergleich zu den Bibliotheken der katholischen Kirche. — II. Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts und die kirchlichen Bibliotheken. — III. Das weitere Aufblühen der kirchlichen Bibliotheken im 17. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. — IV. Der Verfall der kirchlichen Bibliotheken.

Centralblatt für Bibliothekswesen. Generalregister zum I.—X. Jahrgang (1884—1893), bearbeitet von C. Häberlin. Leipzig, Harrassowitz. 10 M.

Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten, herausgegeben von K. Dziatzko. Heft 8.

Beiträge zur Theorie und Praxis des Buch- und Bibliothekswesens, herausgegeben von K. Dziatzko. II. Mit 6 Typenfacsimilen und 1 Tafel.

Archivalische Zeitschrift. Neue Folge Band 5.

Primbs K., Ueberſicht von Testamenten aus dem Archive der ehemaligen Reichsstadt Regensburg. (Schluß zu Band 4, 257—293.)

Schneiderwirth F., Zur Geschichte des Archivs des ehemaligen Reichsstifts Kempten.

Rockinger L. v., Zur Bedeutung von Anklängen an römisches Recht in bayerischen Urkunden des 15. Jahrhunderts. Anhang: Aus dem Formelbuche des Joh. Gentzinger.

P. P., Verzeichnis der in Ländern der westlichen Hälfte der österreichischen Monarchie von Kaiser Joseph II. 1782—1790 aufgehobenen Klöster.

Nachrichten aus dem Buchhandel 1895.

Nr. 52. Werke und Schriften von Dr. Carl Heinrich Keck (Nachtrag).

Nr. 65. Zwißler J., Signa temporis. (Auch ein Mahnwort.) Gegen die moderne naturalistische Literatur.

Nr. 69. Schriften von Leopold von Sacher Masoch, geboren 27. Januar 1835 in Lemberg, gestorben 9. März 1895 in Lindheim bei Büdingen in Oberhessen.

Nr. 87. Schriften der Dichterin und Romanschriftstellerin Frau Louise Otto Peters in Leipzig, geb. 26. März 1819, gest. 13. März 1895.

Nr. 94. Der Verfasser des Kutschkeliedes. Ergänzung und Berichtigung des Artikels von Unbescheid in der Zeitschrift für deutschen Unterricht vgl. oben S. 686.

Nr. 107. Dr. Gustav Freytag † 30. April 1895. I. Werke und Schriften von Gustav Freytag. A. Sammelwerke. B. Einzelschriften. C. Im Auslande erschienene Schulausgaben und Uebersetzungen. II. Schriften über Gustav Freytag. III. Illustrationen zu Freytags Werken.

Sitzungsberichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1894 Heft 52/53.

Dilthey W., Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie.

Sitzungsberichte der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Klasse für Philosophie, Geschichte und Philologie 1894.

Verzeichnis der Vorträge. Emler J., Denkwürdigkeiten von Rakonitz 1425—1639 (gedruckt als Nr. 4). — Kvacsala, Komenský und Descartes (gedruckt in der böhmischen Musealzeitschrift 1894, 50). — Winter S., Ueber das Prager utraquistische Konsistorium im 16. Jahrhunderte. — Winter S., Ueber Kirchenpatrone und die Geistlichkeit im 16. Jahrhunderte. — Mareš Fr., Ueber die Musikkapelle der Herrn von Rosenberg (Böhmische Museal-Zeitschrift 1894, 209). — Winter S., Ueber die Einkünfte der Priester im 16. Jahrhundert. — Metelka J., Ueber die Karte von Germanien, welche im 15. Jahrhunderte der Kardinal Nicolaus de Cusa herausgegeben hat.

Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen Philologisch-historische Klasse 1895 Heft 1.

Meyer Wilhelm (aus Speyer), Die Göttinger Nachschrift der Postille Melanchthons.

Göttingische gelehrte Anzeigen 1895 IV April.

Vogt F., Herrmann M.: Albrecht von Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus. Wichtige Recension. Tadelt die allzu ausschließliche Verfolgung der humanistischen Richtung Eybs und eine damit zusammenhängende gewisse Einseitigkeit in seiner Beurteilung. Würdigung des Sittenspiegels. Weist auf die Einseitigkeit in Auffassung und Darstellung in der Uebersicht über die Entwicklung der Eheliteratur hin. S. 525 begründet Vogt seine Ansicht, daß Arigo der Uebersetzer der deutschen fiore di virtù und des Decamerone sei.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main. Neue Folge Band 11 Jahrgang 1895 Heft 2.

Muncker F., Die Begründung des Freundschaftsbundes zwischen Schiller und Goethe im Hinblick auf die gleichzeitige deutsche Literatur. Vortrag zu Schillers Geburtstag, 10. November 1894.

Krüger A., Stella und Mattabruna, ein italienisches Volksbuch.

Valentin V., Einiges zur Kritik und Ergänzung der Laokoongruppe.

Koch M., Neuere Goethe- und Schillerliteratur X. S. 288 wird für Goethes Zueignung verwiesen auf Dantes Fegefeuer XVII, 1—9.

Zum Bildnisse Ludwig August Frankls. Reproduktion eines Bildes von Karl Rahl.

Annales de l'Est 1895, 1.

Grucker, La Dramaturgie de Lessing: Voltaire et son théâtre.

Annales de l'université de Grenoble VII 1.

Besson P., Wallenstein, Essai de psychologie dramatique.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde Jahrgang 5 Heft 2.

Weinhold K., Beitrag zur Nixenkunde auf Grund schlesischer Sagen. Eine merkwürdige Sage aus dem Glogauer Kreis, unter Vorausschickung von manichfachen Parallelen aus Sage und Mythologie.

Friedel E., Anfänge der Webekunst. Mit Illustrationen.

Renk A., Volksrätsel aus Tirol. Merkwürdig durch zahlreiche bedenkliche Scherze (besonders S. 149); auch die epischen Eingänge (S. 151) zu beachten.

Englert A., Zu Goethes Schweizerlied. Englert hat Varianten des Liedes im Spessart 1892 singen hören; die zweite Hälfte stimmt viel genauer als in dem sonst als Vorlage angesehenen Odenwälder Liede, das aber in der ersten Hälfte besser stimmt. Das fränkische Liedchen kam nur einstrophig vor und ward nach der Melodie „Kommt ein Vogel geflogen" gesungen. Die ältere Fassung von Goethes Gedicht, die G. v. Loeper in Friedrich Schlossers Handschrift entdeckte, beruhe auf diesem fränkischen Volksliedchen. Auch sei das Salzburger Schnadahüpfl, das nach Loeper (Hempels Ausgabe 1, 349) von Goethes Lied beeinflußt wäre, ursprünglich und habe vielmehr auf dies gewirkt. Hingegen seien die weiteren Strophen von Goethe neu gedichtet und von dem „Volksdichter" Glutz aus Olten benutzt; doch bleibe gemeinschaftliche Benutzung älterer Quellen denkbar.

Schwartz W., Ein paar Miscellen aus den Havellandschaften.

Greußing P., Die alte Jungfer. Lebensbild aus dem Stubai.

Bahlmann P., Die Lambertus-Feier zu Münster i. W. Mit Mitteilung von kleinen Verschen zum Absingen bei der Feier.

Haase K. E., Volksrätsel aus Thüringen.

Lemke Elisabeth, Uraltes Kinderspielzeug.

Peter J., Dorfkurzweil im Böhmerwalde. Mit Verseinlagen.

Kahle B., Krankheitsbeschwörungen des Nordens.

Müller Kurt, Kinderreime aus Leipzig und Umgegend. S. 199 Entstellte Volkslieder. S. 202: „Ein Bauer fuhr ins Heu", „Was kommt dort von der Höh" &c. &c.

Weinhold K., Die Widderprozession im Pusterthal, eine katholische Wallfahrt von uralt vorchristlichem Charakter S. 208.

Kleine Mitteilungen. Stiefel A. L., Ein Eulenspiegelstreich aus Franken (die schelmische Verabredung mit dem Wirte — alter Schwank, den z. B. auch Fritz Reuter in „Schurr Murr" für seinen Bräsig benutzt hat) — Fränkel L., Heutiger Volksglauben. — Weinhold K., Ueber ein schlesisches Wiegenlied. — Nachrichten aus dem Bereich der Volkskunde. S. 217: Aus Oesterreich.

Bücheranzeigen: Ratzel, Völkerkunde, von W. — R. Pischel, Beiträge zur Kenntnis der deutschen Zigeuner, von E. Kuhn. — Ad. Hauffen, Die Sprachinsel Gottschee, von K. W. — K. Gander, Niederlausitzer Volkssagen, von K. Weinhold — G. Schläger. Studien über das Tagelied, von Rich. M. Meyer. — F. Kluge, Deutsche Studentensprache, von Erich Schmidt: I. Ausführliche Besprechung mit Hinweisen auch auf Burdachs und John Meiers neue Schriften. Der allgemeine Standpunkt einer burschikosen Lexikographie wird festgestellt, das Quellengebiet umschrieben, wobei zahlreiche von Kluge nicht benutzte Bücher angezogen werden, endlich Belege zu einer Reihe von Ausdrücken nachgeliefert. Richard M. Meyer.

Zeitschrift für Ethnologie.

26. Jahrgang 1894 Heft 6. Friedrich Tribukeits Chronik, herausgegeben von A. Horn und P. Horn, mit Anmerkungen von v. Goßler (Inster-

burg, Selbstverlag 1894), besprochen von R. Virchow: kulturhistorisch interessante Schilderung aus Litthauen, 1864—75 aufgezeichnet.

Treichel A., Schulzenzeichen und Verwandtes.

Nachrufe an Brugsch — P. Albrecht (den Verfasser von „Lessings Plagiaten") — Helmholtz.

M. Bartels theilt einen gereimten Grabstein aus Hameln mit.

Vorstellung einer chinesischen Schauspieler-Truppe. Die Vorführung von Scenen aus dem täglichen Leben bietet zu den Genrebildern der Fastnachtsspiele u. dgl. lehrreiche Analogien.

Volkssage von einem durch Nageln unverletzlich gemachten Baum in Ostpreußen.

Hahn, Der Hirse (sic), seine geographische Verbreitung und seine Bedeutung für die älteste Kultur. Citiert Metzen Hochzit, Bocks Kräuterbuch von 1565, ein satirisches Schreiben an Friedrich II. S. 605.

27. Jahrgang 1895 Heft 1. Andree R., Die Südgrenze des sächsischen Hauses im Braunschweigischen. Aussterben des sächsischen vor dem Vordringen des oberdeutschen Hauses. Richard M. Meyer.

Am Ur-Quell Band 6 Heft 3.

Wiedemann A., Ungerecht Gut.
Feilberg H. F., Der Vampyr.
Rademacher C., Maisitten am Rhein.
Sartori P., Zählen, Messen, Wägen.
Haase K. E., Die Wetterpropheten der Grafschaft Ruppin und Umgegend.
Haas A., Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern.
Post, A. H., Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.
Fränkel, L., Helgoländer Sagen 2.
Heilig O., Volklieder aus Waibstadt bei Heidelberg.
Kulke E., Judendeutsches Volklied. (Mähren).
Schumann C., Laternenlieder aus Lübeck.
Treichel A., Knechtlohn im Ermlande.
Mestorf J., Ausbuttern. Beiträge von H. Volksmann und Akiba Nagelberg.
Treichel A., Allerneueste Hochzeiten. Beiträge von G. Schlegel und Simonsen.
Fränkel L., Zum Krambambuli-Lied.
Hennicke C. R., Zähne.

Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von A. Kirchhoff. Band 9 Heft 1.

Teutsch F., Die Art der Ansiedelung der Siebenbürger Sachsen.
Schuller F., Volksstatistik der Siebenbürger Sachsen.

Archivio per le tradizioni popolari. Band 14.

Meyer Gustav, Il Cola-Pesce in Grecia. Italienische Uebersetzung zweier griechischer Lieder nach Michail Lelekos *Δημοτικὴ Ἀνθολογιά*, Athen 1868 S. 77 ff.

Korrespondenzblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1894 Oktober.

Vorträge von Eigl, Meringer und Henning zur deutschen Hausforschung.

Historisches Jahrbuch Band 16 Heft 1.

Paulus N., Zur Biographie Tetzels. Berichtigung einiger Auffassungen, die bezüglich der Tetzelschen Ablaßpredigt sowohl in protestantischen als in katholischen Schriften sich vorfinden und Kritik des Artikels von Brecher in der Allgemeinen Deutschen Biographie 37, 605.

Domarus M. v., Die Quellen zur Geschichte des Papstes Hadrian IV. S. 85: Erasmus von Rotterdam.

Majunke-Paulus. Ein angeblicher katholischer Augenzeuge über Luthers Lebensende. Erklärungen.

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. 1895 Nr. 2 und 3.

Wutke K., Schreiben König Ferdinand I. an den Ober-Landeshauptmann von Schlesien allgemeineren Inhalts. 1528 bis 1560.

Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft Band 15 Heft 3.

Distel Th., Sechs Leipziger Schöppenurtel in einer Ehebruchssache nach Freiberg (1608/9.)

Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte Band 15 Heft 1. Romanische Abteilung.

Strohal E., Gustav Demelius 1831—1891.

Geschichtsblätter des deutschen Hugenotten-Vereins 4. Zehnt Heft 5 und 6.

Brandes, Die französische Kolonie in Minden i. W.

Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte.

46/47. Bossart G., Das Interim in Württemberg.

48. Sperl A., Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, sein Sohn Wolfgang und die Jesuiten. Ein Bild aus dem Zeitalter der Gegenreformation.

Schriften für das deutsche Volk, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte.

Nr. 23. Voß R., Lebensbilder aus dem Zeitalter der Reformation.

Nr. 24. Schall L., Doktor Jakob Reihing, einst Jesuit, dann (Konvertit) evangelischer Christ. 1579—1628.

Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums. Neue Folge Band 3 Heft 5.

Landsberger J., Zur Geschichte der jüdischen Buchdruckerei in Dyhernfurth und des jüdischen Buchhandels. Schluß.

Revue des Études juives 1894 Juli—September.

Popper, Les Juifs de Prague pendant la guerre de Trente ans.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge Band 21 Heft 7 und 8.

Treichel A., Volkstümliches aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreußen. X. (Fortsetzung.)

Reicke R., Lose Blätter aus Kants Nachlaß. Fortsetzung.

Kritiken: Bolte J., Frischbier: Hundert Ostpreußische Volkslieder in hochdeutscher Sprache. Nachträge zum Teil mit Benutzung der im Druck befindlichen Sammlung von A. Treichel: Deutsche Volkslieder in Westpreußen. S. 690 f.: Eine Liebesklage, Dialog zwischen Dorinde und Lysander („Du hast mein Hertz gestohlen") aus einer während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstandenen handschriftlichen Liedersammlung der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen.

Beilageheft: Altpreußische Bibliographie für 1893, nebst Ergänzungen zu früheren Jahren.

Alt-Wien Monatsschrift für Wiener Art und Sprache. Herausgegeben und redigiert von L. Stieböck. Wien, Gilhofer und Ranschburg. Jahrgang 4.

Nr. 2—5. Prisching R., Wiener Stimmen über Literatur, Kunst, Musik und Theater. Eine, auch von uns dankbar benutzte, sehr sorgfältige und aus-

führliche Bibliographie aller einschlägigen Artikel der Wiener Zeitungen, welche, in ähnlicher Weise fortgeführt, dem künftigen Kulturhistoriker gute Dienste leisten wird.

Nr. 2—4. Wiener Patrizier. Das Wiener Bürgerhaus Theyer. II—IV. Geschichte des Hauses Theyer. (Fortsetzung und Schluß.)

Nr. 2—3. Castle E., Die Alceste in Wien. Eine literarhistorische Studie. Ayrenhoff. Pauersbach. Josef Richter. Perinet.

Nr. 2. Proben aus einer anonymen Broschüre: „Das alte und neue Wien. Eine kleine Fastenpredigt für meine lieben Landsleute.“ Wien 1788.

Schreiber B., Ein Wiener Original. Direktor Niclas. Direktor des Fürstlich Sulkowskyschen Theaters in Wien.

Nr. 4—5. Prisching R., Ferdinand Raimunds Verhältnis zur Musik. Besprechung seiner Lieder und Kompositionen. Verhältnis zur Operndichtung. Kompositionen anderer zu seinen Werken. — Macht wahrscheinlich, daß bei der ersten Aufführung der Gefesselten Phantasie Raimund als Nachtigall das Lied: „Der Heurige ist ja ein Göttergetränk“ und erst am 25. Mai 1828 das Lied: „He, Leuteln, wollts recht lustig sein“ mit der Anspielung auf Paganini gesungen habe, wornach die kritische Ausgabe zu verbessern ist.

Nr. 4. Nagl J. W., Der Name Wien — deutsch!

Nr. 5. Jaden H. K. Freiherr v., Ein Laufer-Lehrbrief.

Castle E., Grillparzer und Zedlitz. I. Zusammenstellung einiger Notizen. „Zedlitz selbst ließ durch Schreyvogel dem Abwesenden [Grillparzer] seine herzlichen Grüße übermitteln und verwahrte sich gegen die Annahme einer Rivalität zwischen ihm und Grillparzer, dem er herzlich gut sei und an dessen Trefflichkeit er sich recht innig erfreue.“ Ungedruckter Brief [wessen an wen?]

Jaden H. K. Freiherr. v., Alte Wiener Reklame. Zwei Wiener Komödien-Zettel anno 1785. Aus Bäuerles Theaterzeitung 1812 Nr. 86 wiederholt. In dem zweiten wird das Ritterspiel „Prinz Emerich von Franken oder Die Eiche der Verschwörung“ fälschlich Meißner zugeschrieben.

55. Bericht über Bestand und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg.

Leist F., Die Geschichte des Theaters zu Bamberg bis zum Jahre 1862.

Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für bayerische Volkskunde und Mundartforschung. Jahrgang 1 Nr. 1.

Der Verein für bayerische Volkskunde und Mundartforschung.

Beyhl J., Bayerische Bastlösereime.

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrgang 33 Nr. 4.

Biermann, G., Wenzel Hieke. Nekrolog.

Gradl H., Deutsche Volksaufführungen. Beiträge aus dem Egerlande zur Geschichte des Spiels und Theaters. (Schluß.) Nr. 70—96. 1560—1755. Die Verfasser der aufgeführten Stücke bleiben fast durchweg zweifelhaft. Nr. 70. 76. Isaak und Rebekka. 1560. 1585. — 71. Die Rebelles des Macropedius. 1561. — 72. Der reiche Mann und der arme Lazarus. 1565. — 73. Der barmherzige Samaritaner. 1574. — 75. Streit über ein bisher unbekanntes, einmal aufgeführtes Stück von Clemens Stephani: „Alexander im Pflug.“ 1584. — S. 319 Anmerkung wird aus dem Jahre 1570 eine Passion Stephanis nachgewiesen. — 77. 78. „Tugend und Lust“ von Daniel Betulius 1585 verloren. Ein dazu gehöriges „Narrenspiel“ erhalten und abgedruckt. Biographisches über den Verfasser (Birkner aus Wunsiedel) und dessen Familie. — 79. 85. Susanna. 1599. 1637. — 80. Horiatier und Curiatier. 1607. — 81. Judicium Salomonis. 1616. — 82. Andreas und Bancban. 1629. —

86. Ungenannte deutsche Comödie von dem Schulhalter **Matthäus König.** 1638. — 93. Der christlich-sinische Aeneas. 1716. — 94. Erastus. 1739. — 95. Charindus. 1752. — 96. Dionys, der Wütherich von Sicilien. 1755.

Sauer A., Einige Bemerkungen zu einer im Besitze des Vereines befindlichen Autographensammlung. (Schluß.) I. Ebert. 2. Ebert an Klar, 29. September 1835, mit einer Umarbeitung der österreichischen Volkshymne. Aktenmäßige und andere Beiträge zur Geschichte der Volkshymne. Holteis Umarbeitung. S. 361 Stelle aus Th. v. Karajans Tagebuch über deren Aufnahme bei den Zeitgenossen 1835. — 3. Ebert an Klar. 12. Mai 1853. — II. Joseph Führich. Ueber Joseph Fessl (24. Juli 1845); über die Revolution (1. Juli 1848). — III. Anton Günther. Wirkung von Grillparzers Gedicht an Radetzky. — IV. Karl Herloßsohn. Ueber dessen biographische Skizze in Jahrgang, 1849 der Libussa (darin über Z. Werner). — V. Uffo Horn. — VI. Justinus Kerner. Dessen Beiträge zur Libussa nachgewiesen. — VII. Alfred Meißner. — VIII. Adalbert Stifter. Reitzenbecks Aufsatz über Stifter in der Libussa 1853 gewürdigt. — S. 376 Anmerkung: Reitzenbeck über Betty Paoli. — IX. J. St. Zauper. — S. 378 über Goethes Brief an Zauper vom 27. Dezember 1822.

Köpl K., Ein Beitrag zur Geschichte der Fehde der Schlicke mit der Stadt Elbogen.

„Brandenburgia" 1895.

Nr. 10. Friedel E., Ein Berliner Mörder und — die Kraniche des Ibykus. Geschichte eines Mordes aus dem Jahre 1617; die Mörder verrieten sich selbst durch den Hinweis auf die rächenden Vögel.

Nr. 11. Bolle C., Kleine Nachlese hauptsächlich mittelmärkischer Pflanzennamen.

Nr. 12. Friedel E., Ueber Erinnerungs-Tücher. S. 314. Ein Gedicht auf einem Erinnerungsband: „Alt-Berlin. Bey der erwünschten Rückkehr des Königs 1779."

Neue Heidelberger Jahrbücher Jahrgang 5 Heft 1.

Schröder R., Eine Selbstbiographie von Fritz Reuter. Brief Reuters an dessen Freund und Schüler Richard Schröder, Bollentin, Februar 1861, die Grundlage für Schröders Aufsatz über Reuter, Grenzboten XX, 1, 441 ff.

Schröder R., Ein Brief Savignys an einen früheren Schüler. (Kreis-Justizrath Schröder in Treptow.) Berlin, 4. Mai 1849.

Cantor M., Zahlensymbolik. Vortrag.

Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge.

Band 18. Diemar H., Das hessische Bühnenspiel vom Bauernkriege.

Supplement 11. Gundelach F., Das Casseler Bürgerbuch (1520 bis 1699.) Nach dem Originale des Casseler Stadtarchivs herausgegeben und mit Anmerkungen versehen.

Jahresbericht des Nicolaigymnasiums in Leipzig.

Wustmann G., Urkundliche Beiträge zur frühesten Geschichte der Nicolaischule.

Schriften der historisch-statistischen Sektion der k. k. mährischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde Band 29.

d'Elvert Chr. Ritter, Zur Geschichte des Erzbistums Olmütz und insbesondere seines mehrhundertjährigen Kampfes mit den mährischen Ständen und der Staatsgewalt. 3. Teil seiner Beiträge zur österreichischen Rechtsgeschichte.

Schriften des Vereins für meiningische Geschichte und Landeskunde Heft 17.

Reichardt E., E. Koch und Th. Storch, Die Wasunger Mundart. 1. Teil.

Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung Band 16 Heft 2.

Zwiedineck-Südenhorst H. v., Die Anerkennung der pragmatischen Sanktion Karls VI. durch das deutsche Reich.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde Jahrgang 1.

Heft 2/3. Hein W., Hexenspiel. Stammt aus Kriml im Salzburgischen; Schreiber der Handschrift ist Rupert Wechselberger, der auch angiebt, der Dichter des Spieles zu sein. Bericht über eine Aufführung am 2. Februar 1894. Abbildung mehrerer der gebrauchten Holzmasken. Text. — Aus derselben Quelle ist ein Nikolausspiel erhalten.

Heft 2. Nagl J. W., Ueber den Gegensatz zwischen Stadt- und Landdialekt in unseren Alpenländern.

Schreiber H., Die Wichtigkeit des Sammelns volkstümlicher Pflanzennamen.

Kralik R. R. v., Ueber das Volkslied von der Schlacht bei Belgrad 1717.

Heft 3. Krainz J., Sitten, Bräuche und Meinungen des deutschen Volkes in Steiermark.

Bünker, J. R., Die heiligen drei Könige. Ein Volksspiel aus der Oedenburger Gegend. Mit einem Nachspiel: „Türken und Husar."

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich Jahrgang 16 Heft 1.

Luthers Beziehungen zu Böhmen. I. Fronius R., Luthers Beziehungen zu den Utraquisten.

Buchwald G., Die Bedeutung des Wittenberger Ordinirtenbuches 1537—1560 für die Reformations-Geschichtsforschung Oesterreichs.

Schmidt Arthur, Das Evangelium in Gablonz und Umgebung. II. Abschnitt. Die Begründung der evangelischen Gemeinde Gablonz zu Beginn des XIX. Jahrhunderts. 1. Das Toleranzpatent Josef II. 2. Der erste evangelische Gottesdienst in Gablonz. 3. Die Neubildung der evangelischen Gemeinde.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück 19. Band 1894.

Düring A. v., Geschichte des Stiftes Börstel. II. Teil. Uebergang des Klosters in ein freiweltliches Stift von 1532 bis 1674.

Forst H., Urkundliche Beiträge zur Lebensgeschichte des Cardinals Eitel Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen, Fürstbischofs von Osnabrück. (1623—1625.)

Blätter für Pommersche Volkskunde Jahrgang 3.

Nr. 7 und 8. Brunk A., Durch Haus und Hof, Feld und Wald. Pommersche Volksrätsel.

Manzeck E., Der Feuerkönig im Ahlbecker See.

Knoop A., Jiggeljaggel und der pommersche Hackelberg.

Archut A., Aberglaube und Brauch aus den Kreisen Bütow und Lauenburg.

Haas A., Handwerker-Ansprachen.

Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen Jahrgang 9 Heft 3 und 4.

Bernstein P., Samuel Dombrowskis Geburtsort.

Hassencamp R., Der Ehebund der polnischen Prinzessin Anna Katharina Constantia mit Philipp Wilhelm v. Pfalz-Neuburg und seine politischen Folgen. Beilage: Brief der Königin Caecilia Renata von Polen an Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg vom 1. August 1643.

Prümers R., Lied der württembergischen Auswanderer im Jahre 1781. Aus den Württembergischen Vierteljahres-Heften für Landesgeschichte 1892 abgedruckt.

Schulz Fritz, Der Totentanz. Eine Volkssage aus Betsche.

Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XI. 1. Band.

Below G. v., Landtagsakten von Jülich-Berg. 1400—1610. 1. Band. 1400—1562.

Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde Band 16 Heft 1 und 2.

Geß F., Leipzig und Wittenberg. Ein Beitrag zur sächsischen Reformationsgeschichte. Historische Darstellung der wechselseitigen Beziehungen bis zum Tode des Mosellanus 1524. — Beilage: Datierung und Kollationierung der benutzten Stücke des Urkundenbuches der Universität Leipzig. Sehr wichtig.

Pilk G., Geschichte der Burg Rechenberg.

Schultze Walther, Eine Flugschrift über das Anrecht König Friedrichs II. von Preußen auf Böhmen. Die im Archiv 14, 342 von Distel besprochene Schrift rührt von Prof. Carach jun. zu Halle her.

Lippert W., Der älteste kursächsische Bibliotheks-Katalog aus dem Jahre 1437.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.

Jahrgang 1894/95 Heft 4. Gusinde K., Schlesisches Volkslied aus der Zobtengegend.

Vogt F., Hunne.

Drechsler, Alp- und Geistersagen aus der Gegend von Leobschütz.

Heft 5. Vogt F., Die Festtage im Glauben und Brauch des schlesischen Volkes. (I—VII. Palmsonntag bis Walpurgisnacht.)

Jahrgang 1895/96. Heft 2 Nr. 1. Fränkel S., Orientalische Einflüsse auf die deutsche Sprache. Auszug aus einem Vortrage.

Dittrich P., Schlesische Ostergebräuche.

Vogt F., Die Festtage im Glauben und Brauch des schlesischen Volkes. VIII. Mai. a) Walpurgistag, b) Mairegen. — IX. Himmelfahrtstag. — X. Pfingsten.

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Jahrgang 18 Heft 1.

Schullerus A., Die Volksballade von der Nonne.

Ungarische Revue Jahrgang 15.

Apponyi A. Graf, Aesthetik und Politik, Künstler und Staatsmann. Rede.

Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn Band 4 Heft 1.

Deutsche Volkslieder aus Ofen (Budapest) aufgezeichnet und mitgeteilt von Frau Josefine von Weiß-Fináczy.

S. 80. Kinderliedchen aus Westpreußen. Mitgeteilt von A. Treichel.

Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde Jahrgang 1894.

Hartmann, Nekrolog des Jahres 1894.

Steiff, Württembergische Literatur vom Jahre 1894.

Hartmann, Regierung und Stände im Königreich Württemberg 1806—94. Anhang: Württembergische Bundesgesandte, Parlamentsabgeordnete, Bevollmächtigte zum Bundesrat und Mitglieder des Reichstags.

Hartmann, Ueber Ortschroniken.

Wagner J., Das Gelehrtenschulwesen des Herzogtums Württemberg in den Jahren 1500—1534.

Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge. Jahrgang 3 Heft 4.

Josenhans J., Die deutsche Bibelübersetzung in Württemberg zur Zeit der Reformation. 1. Der Kampf um die deutsche Bibel. — 2. Die deutsche Bibel in der Kirche der Reformation. — 3. Kauf und Druck von Bibeln. — 4. Uebersetzungsproben aus der Reformations-Literatur. — Umfangreicher, wichtiger Aufsatz.

Stälin v., Schwedische Schenkungen in Bezug auf Teile des heutigen Königreichs Württemberg und an Angehörige zu demselben gehöriger Familien während des dreißigjährigen Krieges.

Leibius O., Württembergische Geschichtsliteratur vom Jahr 1893. 1. Allgemeine Landesgeschichte. 2. Lokalgeschichte. 3. Biographisches.

Deutsche Rundschau 1895.

April. Lang, W., Aus Karl Friedrich Reinhardts Leben. Am Hofe König Jeromes. (1808—1813) VI/IX.

Krauß R., Eduard Mörike. Briefe aus seiner Sturm- und Drangperiode. IV—VI. Brief 22—44 aus dem Jahre 1828. Nr. 22—28, 32—38, 41, 44 an Mährlen, 29, 42 an Ludwig Bauer, 30 an Gustav Schwab, 31 an die Mutter, 43 an die Mutter und Bruder Karl, 39 an Onkel Neuffer in Bernhausen, 40 an Friedrich Kauffmann. Uebergangszeit, in der er von dem verhaßten geistlichen Beruf (S. 54: „Alles, nur kein Geistlicher") loszukommen versucht und die Lebensstellung als Literat anstrebt. Wichtige und aufschlußreiche Briefe; S. 79 eine wertvolle Selbstcharakteristik; S. 60 erste Bekanntschaft mit Theokrit; S. 61, 69 Gedichte; S. 63 Trauerspiel Enzio; S. 70 vermutliche Anfänge zum „Maler Nolten"; S. 75 Motiv zur „Idylle vom Bodensee"; S. 66 Plan zu einer Münchner Zeitung; S. 72 Charakteristik Menzels. Sonst werden außer den nächsten Freunden, Schwab, Storch, Spindler genannt. S. 56 Urteil über die Helena-Scenen in Goethes Faust: „Ein curiöses, aber nicht unkräftiges Schattenspiel; doch will sich der griechische Faust dem deutschen schlecht amalgamieren."

Petri Julius, Gedichte.

Mai. Liliencron R. Freiherr v., Der Wallenstein der Schillerschen Tragödie im Licht der neuesten Geschichtsforschung.

Kübler B., Biene und Honig. Ihre Symbolik und Poesie. S. 226 Goethes Nektartropfen. S. 239 Fischarts Bienenkorb. S. 242 Gottfried Kellers Apotheker von Chamounix. S. 253 Gleim. S. 256 Goethes Schweizerlied.

Nord und Süd 1895.

April. Funck H., Ein Schreiben Tischbeins über Goethe in Rom. An Lavater, Rom, 9. Dezember 1786. Enthusiastische Schilderung Goethes und seiner Lebensweise in Rom. Erwähnung der „Efigenia". Das bemerkenswerte Schreiben schließt mit den Worten: „Ich freue mich das ich jezo lebe des Goethens und Lavaters wegen."

Mai. Achelis Th., Heymann Steinthal.

Biedermann W. Freiherr v., Ein übersehener Aufsatz von Goethe. Unbedeutende Notiz aus dem „Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1800" über die Renovierung des Weimarer Schauspielhauses. Goethes Autorschaft ist nicht völlig gesichert.

Deutsche Revue 1895.

April. Mai. Poschinger H. v., Fürst Bismarck und die Parlamentarier. Freiherr von Varnbüler. Julius von Hölder.

April. Lommel E. von, Eine optische Reliquie von Goethe. Abbildung und Beschreibung eines zierlichen, gelb gefärbten Trinkglases, worin ein Stück schwarzes Seidenzeug steckt, welches das Gelb des Glases als Blau durchscheinen läßt, von Goethe am 13. April 1821 an Hegel, den teilnehmenden Anhänger seiner Farbenlehre, gesandt.

Wiedemann Th., Leopold von Ranke und Bettine von Arnim. Ranke an Bettine, Wien, 21. Oktober 1827. Fragment. Reise nach Wien. Dresden (Tieck), Prag (Dobrowsky, der nach den Brentanos fragt, Hanka), Wien (Hormayr, Gentz). — Bettine an Ranke, Berlin, 30. September bis 24. Oktober 1827. Vergleicht Rankes puckelichte krumme Buchstaben mit Schleiermacher. Ueber Varnhagen, Welckers Zoega, Steffens. Bei Schleiermacher wird über Rankes Naivetät gestritten. Bethmann-Hollweg. — Ranke an Bettine, Wien, 6. Februar 1828. Musik und Theater. — Bettine an Ranke, Berlin, 2. April 1828 Empfehlungsbrief für Stapfer. A. v. Humboldts Vorlesungen. Bitte, er möge Beethovens Grab in ihrem Namen besuchen. Varnhagen. — Bettine an Ranke, Berlin, Mai 1828. Ueber das Gerücht, Ranke sei Katholik geworden. Varnhagen. — Ranke an Bettine, Rom, 10. Oktober 1829. — Rankes Briefwechsel mit Varnhagen soll sich anschließen.

Grunwald M., Beiträge zur Charakteristik Friedrichs des Großen. Nach Breslauer Archiven.

Mai. Poschinger H. v., Erinnerungen an Lothar Bucher. Nachträge zu Poschingers Buch. Dr. Wilhelm Gittermanns Aufzeichnungen über Bucher.

Lemmermeyer F., Hebbels Anschauungen über Kunst und Religion. Nach teilweise ungedruckten Briefen. Sehr interessante Mitteilungen aus zwei Briefen Hebbels an den Pfarrer Luck in Wolfskehlen (16. Oktober 1860 und Osterabend 1861), der ihn zum positiven Glauben bekehren wollte.

Preußische Jahrbücher 1895.

April. Harnack O., Deutsches Kunstleben in Rom vor hundert Jahren.

Gebhardt B., Wilhelm von Humboldt und Nicolovius. Mit Ergänzungen und Berichtigungen zu dem von Haym herausgegebenen Briefwechsel und mit Benutzung von Akten aus der Zeit des Humboldtischen Ministeriums.

Harnack O., Besprechung der 3. Auflage von Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt mit methodischen Bemerkungen.

Mai. Nerrlich P., Ueber das Verhältnis Ludwig Feuerbachs zu Hegel. Vortrag.

Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte 1895 April.

Jung E., Machiavelli und Friedrich der Große.

Graul R., Fritz August von Kaulbach. Mit einem Porträt und fünfzehn Abbildungen.

Eine Schilderung des Hoflebens unter Louis XIV. von Molière. Aus dem Nachlasse Friedrich von Bodenstedts. Deutsche Nachbildung des Remerciment au Roi, fait par J. B. P. de Molière en l'année 1663, après avoir été honoré d'une pension par sa Majesté.

Gesellschaft Nr. 6.

Sonnenthal A., Vor Vierzig Jahren. Grazer Engagement 1854. Ludwig Löwe. „Franz" in „Goetz von Berlichingen". Ein Albumblatt von Holtei (Graz im Frühling 1855): „Der Eine zog voll Jugendhoffnung hin ..."

Pan 1895 April—Mai.

Nietzsche F., Zarathustra vor dem Könige. (Fragment.)

Novalis, Der vierte Hymnus an die Nacht. Bloßer Abdruck des Textes.

Fontane Th., Aus meinem Leben. Erstes Kapitel. Berlin, 1840. (In der Roseschen Apotheke.)

Die Musen. Zwanglose Hefte für Produktion und Kritik 1895 Heft 1.

Arent W., Ueber Sacher-Masoch. Nekrolog.

Landry L., Neues von Jakob Michael Reinhold Lenz. Eine Kennzeichnung der modernen Goethe-Philologie. Vorrede eines größeren Werkes.

La Nouvelle Revue.

1894 15 mars. Zeller J., Le socialisme au temps de la Réforme en Allemagne.

15 oct. Baron Hess. Une page inédite de l'alliance prussosaxonne en 1806.

1895, 15 jan. Lichtenberger H., Wagner et la Révolution sociale, 1848—1849.

Le monde moderne 1895. Fevrier.

Bailly E., L'esprit contemporain en Allemagne.

Tilskueren 1895 Januar.

Brandes G., Goethe og Marianne von Willemer.

Deutsche Dichtung.

Band 17 Heft 12. Zur Charakteristik Friedrich Halms. Halm an Eduard Duller, 12. Dezember 1836. Uebersendet vier Probescenen aus der Griseldis zur Einrückung in den Phönix. — An den Grafen Mailath, Wien, 13. Dezember 1843. Lehnt dessen Aufforderung, einen Nekrolog auf Enk für die Iris zu liefern aus mehreren triftigen Gründen ab, hofft aber in Zukunft eine Auswahl aus den Schriften Enks mit einer Biographie herausgeben zu können. — Der Herausgeber des Briefes scheint den von Schachinger herausgegebenen Briefwechsel zwischen Halm und Enk, der hier unbedingt hätte erwähnt werden müssen, nicht zu kennen. — An den Grafen Mailath, 19. März 1844. Uebersendet ein Manuskript des „Sampiero".

Albert Lindner und Franz Dingelstedt. Lindner an den Oberregisseur der Weimarischen Hofbühne, den Schauspieler Grans, Rudolstadt, 19. Juni 1866, über die Aufführung seines Dramas „Stauf und Welf." Die in dem Briefe erwähnte Vernachlässigung Dingelstedts hat Lindner dessen verhängnisvolle Feindschaft zugezogen.

Band 18 Heft 1—3. Gottfried Keller. Nach seinen Briefen und Tagebüchern. (Jakob Bächtold: „Gottfried Kellers Leben.")

Heft 1. 2. Franzos K. E., Franz Nissel. Nach den Tagebüchern und ungedruckten Briefen des Dichters. V—VI.

Heft 1. [Franzos K. E.] Aus Scheffels letzten Lebensjahren. Mit ungedruckten Briefen des Dichters. An Eduard von Engerth. Briefe vom 8. und 20. Mai 1878, 20. Juni 1881, 20. Januar 1882, 9. Dezember 1883, 17. und 22. Juni 1884. Besonderes Interesse haben nur die ersten beiden Briefe, die sich auf die Angriffe Gutzkows, Lorms und Schemberas gegen Scheffel gelegentlich seiner Adelung beziehen.

Heft 2. Ungedruckte Briefe und Verse von Ferdinand Freiligrath. Brief an Josef Du Mont, „Strolchenfels" (Unkel), 26. Januar 1840. Rolandalbum. Shakespeareübersetzung. Absatz der Gedichte. — Brief an einen Freund in Darmstadt, Mayenberg am Zürichersee, 21. September 1845. — Zur Kindtaufe, 15. Juni 1856. Gedicht im Namen seines Sohnes Percy.

Heft 5. Gustav Freytag. Nekrolog. Benutzt Mitteilungen eines Breslauer Professors über Freytags Dozentenzeit.

Franzos K. E., Einiges über Heine. Teilt mit, daß die Briefe Mathilde Heines an Ritter von Friedland über Verhandlung mit Staatsarchiven wegen

Erwerbung Heinescher Papiere in seinem Besitze seien und veröffentlicht werden sollen. — Ueber das Original des Heineschen Porträts, das der schlechten Reproduktion im Chamisso-Schwabschen Musenalmanach zu Grunde liegt.

Neue literarische Blätter Jahrgang 3 Nr. 6.

H. St. [Heinrich Stümcke], Die Umsturzvorlage und die moderne Literatur.

Hähnel F., Dichter und Dichterinnen der Gegenwart. Biographische Skizzen. V. Klaus Groth.

Die Aula Wochenblatt für die akademische Welt Jahrgang 1.

1. 2. Lange K., Die gegenwärtigen Aufgaben der Aesthetik.

Nr. 1. Carriere M., Die Einheit des Geistes. Nachgelassene Arbeit.

Nr. 2. Wolff E., Inwieweit ist die Literatur unseres Jahrhunderts für wissenschaftliche Betrachtung reif?

Nr. 3. Wolff E., Moderne Literatur.

Nr. 5/6. Elster E., Die Darstellungsformen literarhistorischer Epochen.

Nr. 6/7. Stein L., Das letzte Werk Fr. Nietzsches.

Nr. 8. Valentin V., Realismus und Naturalismus.

Schrattenthals Rundschau Jahrgang 2.

Nr. 14—16. Aus hinterlassenen Papieren. Aus Marie v. Hansteins Tagebuche.

Nr. 15—17. Schmidt Auguste, Louise Otto Peters.

Die Grenzboten 1895.

Nr. 12. Wustmann R., Aus der Geschichte der deutschen Studentensprache.

Nr. 13. R. W. [R. Wustmann] Burschikose Ausdrücke Dürers.

[Witkowski G.], Wozu sind die Lehrer da? Gegen die modernen Schulausgaben deutscher Klassiker.

Bartels A., Literatur und Pathologie.

Nr. 20. Ein Brief Gustav Freytags. Siebleben, 1. Juni 1852. Freundschaftlicher Brief an Grunow.

Deutsches Wochenblatt 1895.

Nr. 12. Mähly J., Etwas vom sprachlichen Rhythmus.

Nr. 19. Ein Brief Gustav Freytags. Wiesbaden, 26. März 1888. An den Herausgeber der Zeitschrift. Antwort auf die Einladung zur Mitarbeit.

Nr. 21. Koch M., Gustav Freytag. Mitteilungen aus den Akten der philosophischen Fakultät in Breslau über Freytags akademische Laufbahn; u. a. Abdruck seines Habilitationsgesuches, 9. Januar 1839 und seiner Bewerbung um die Professur nach Hoffmanns Entsetzung, 4. Februar 1843. Ein ungedruckter Brief Jacob Grimms, 7. Juni 1848, über die Wiederbesetzung der Lehrkanzel nach Jacobis Tod.

Die Nation 1895.

N. 31. Gustav Freytag an den Dichter der „Weber" über die Umsturzvorlage. Brief an G. Hauptmann, Wiesbaden, 27. Februar 1895.

Nr. 32. Steinhausen G., Gustav Freytag als Kulturhistoriker.

Nr. 35. Virchow R., Erinnerungen an Karl Vogt.

Das Magazin für Literatnr 1895.

Nr. 19. Poppenberg F., Gustav Freytag, der Erzieher und der Künstler.

Heilborn E., Gustav Freytag, der Dramatiker.

Nr. 21. Schmidt Erich, Eine Biographie Gottfried Kellers.

Frankenstein A., Der König Kophetua. Mit Paul Schettlers Uebersetzung der Ballade von König Kophetua und dem Bettlermädchen.

Die Gegenwart 1895 Nr. 10.

Geiger L., Ungedruckte Gedichte Karl Werders. Varianten zu drei in Gildemeisters Ausgabe aufgenommenen Gedichten: Die Ode an's Meer, die Ode an die Freiheit und das Gedicht: „Bei Tiecks Tode". Ferner ein Cyklus von 4 ungedruckten Gedichten. Sie stammen aus dem, Geiger zur Bearbeitung übergebenen, Nachlasse eines mit Werder innig befreundeten Mannes.

Die Zukunft Jahrgang 3.

Nr. 26. Kohl H., Eine unbekannte Rede Bismarcks. Entwurf zu einer am 13. April für das Erfurter Parlament bestimmten, aber an diesem Tage nicht gehaltenen Rede.

Nr. 29. M. H. [M. Harden], Ueber König Ottokar. Grillparzers König Ottokars Glück und Ende. Allgemeine Charakteristik des Dichters.

Nr. 33. Büchner L., Karl Vogt. Nekrolog nach persönlichen Erinnerungen und mit Benutzung eines Briefes von Vogt an Büchner, datiert: „Am Festtage, der die Heuchelei der Demut in die Welt gesetzt hat." Darin eine Stelle über Jahn: „Der Ekel vor dem alten Jahn, der in seinem widerlichen Stinkbarte stets die Reste seiner sämtlichen Mahlzeiten umhertrug, steigt mir allemal bei Erneuerung seiner Hammen und Trummen als Magezog zu Magen.

Nr. 35. Moltke H. v., Deutschland und Dänemark. Neudruck eines Aufsatzes von Moltke aus der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung 1. November 1841, eingeleitet von H. Kohl.

Die Zeit 1895.

Nr. 29/30. Minor J., Zur Faustsage. 1. Die Volksbücher. Kleine Nachweise und Anregungen. Die Grafen Anhalt des Volksbuchs stammen aus dem Eulenspiegel. Vermutet als Verfasser des Volksbuches von Christlich Meynenden den Dresdner Buchhändler Christoph Miethen. — 2. Das Volksschauspiel. Gegen Bielschowskis Auffassung der Hofscenen im Puppenspiel. — 3. Volksschauspiel und Volkslied. Dieses sei aus jenem entstanden.

Nr. 35. Naumann B., Erinnerungen an Gustav Freytag.

Neue Revue Jahrgang 6 Nr. 19.

Alberti C., Gustav Freytag

Der Gesellschafter 1895 Februar.

Müller G. A., Ein bisher ungedrucktes Straßburger Hochzeitscarmen des Dichters J. M. R. Lenz.

Der Zuschauer 1895 Nr. 4/5.

Brasch M., Der älteste deutsche Satiriker vor 400 Jahren. Sebastian Brant.

Brausewetter E., E. v. Wildenbruch. Ein Dichterprofil.

Antony W., M. G. Saphir.

Bühne und Leben 1895 Nr. 6.

Isolani E., Saphir als Kritiker.

Der Kunstwart Jahrgang 8.

Nr. 6. Chth., Nietzsche und seine Bedeutung.

Nr. 9 und 10. Carstanjen Fr., Die neue Aesthetik.

Nr. 14 und 15. Bartels A., Geschichtliche Stoffe.

Nr. 16. Gustav Freytag.

Deutsch-sociale Blätter Jahrgang 10 Nr. 352.

Gustav Freytag †.

Historisch-politische Blätter Band 115 Heft 8.

Joh. Peter Schunck (1744—1814).

Deutscher Merkur Jahrgang 26.

Nr. 12. Fürst Alexander Hohenlohe und Justinus Kerner.

Nr. 13. 14. Ein Beitrag zur Religions- und Kulturgeschichte Oberschlesiens.

Protestantische Kirchenzeitung 1895.

Nr. 7. König K., Ein Gleichnis Jacob Böhmes mit Vorbemerkungen.

Nr. 17. 18. Horn, Emanuel Geibel als religiöser Dichter.

Nr. 18. Websky J., Zur Erinnerung an Th. Hoßbachs Leben und Wirken.

Nr. 20. Kieser H., Festrede zur Enthüllung des Luther-Denkmals.

Beesenmeyer E., Zu Gustav Freytags Gedächtnis.

Leipziger Lehrerzeitung Jahrgang 2.

Nr. 25. Wünsche A., Der Volksschullehrer im modernen Romane.

Nr. 29 und 30. Pfütze, Pestalozzi und einige pädagogische Grenzbestimmungen.

Litterarisches Centralblatt 1895.

Nr. 11. S-n., Boulliéme: Die Incunabeln der k. Universitäts-Bibliothek zu Bonn.

Nr. 19. O. K., Dessoir: Geschichte der neueren deutschen Psychologie. I. Weist eine Reihe von Ungenauigkeiten nach.

Deutsche Literaturzeitung 1895.

Nr. 10. Jodl F., Dessoir: Geschichte der neuen deutschen Psychologie. I.

Nr. 20. Seidlitz W. v., A. Aubert: Professor Dahl. 2 Bände. Kristiania 1893/94. „Sehr farbenreich und anregend ist die Schilderung des Dresdener Geisteslebens in den zwanziger Jahren, mit Gestalten wie Tieck, Böttiger, Carus, Tiedge im Mittelpunkt. Von noch allgemeinerem Interesse ist die eingehende Darstellung der Entwicklung des modernen Naturgefühls, die im 2. Bande gegeben wird."

Oesterreichisches Literaturblatt 1895.

Nr. 7. Minor J., Creizenach: Geschichte des neueren Dramas. I.

Nr. 9. Kralik R., Ch. Bing: Novalis. Wünscht eine stärkere Betonung der platonischen Einflüsse, die Novalis erfahren und verarbeitet hat und stellt selbst alles zusammen, was seiner Meinung nach bei Novalis auf Plato zurückgeht.

Sterns literarisches Bulletin der Schweiz Jahrgang 3 Nr. 1.

Die Opposition gegen die Errichtung eines Heine-Denkmals.

Bulletin critique 1895.

Nr. 1. Lettre de M. E. Jordan sur la Goerres-Gesellschaft et son activité scientifique depuis sa fondation en 1876.

Nr. 3. Comte de Charencey, Le Folk-lore dans les deux mondes.

Revue politique et literaire 1895.

Nr. 21. Grenier E., Heine en France. Einwendungen gegen Betz und Legras-Gersal. Nr. 25. Entgegnung von Legras-Gersal.

Bohemia 1895.

14. März, Beilage. Reinboth F., Wie sich die Weimarer Großen belustigten. Eine Schiller-Goethe-Erinnerung. Szluchovinyis Brief vom 20. August 1803.

15. März. Biermann, Berichtigung über Andreas Szluchovinyi.

6. April, Beilage. Fürst R., Das sehenswürdige Prag. Beschreibung Prags von Karl Adolf Redel, Frankfurt und Leipzig 1710.

19. Mai. Klaar A., Prolog zur Gedächtnisfeier des deutschen Landestheaters für Gustav Freytag.

Deutsche Zeitung 1895.

14. und 15. März. Böhme R., Friedrich Hebbels Gedanken über die Sprache.

5. und 9. April. Bechtel E., Naturempfindung bei den Deutschen.

11. April. Hammer W. A., Johann Christian Günther (zur zweihundertjährigen Geburtsfeier.)

Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung 1895.

Nr. 21. Reineck E., Der Park von Tiefurt. Ein Erinnerungsblatt an Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar und Eisenach.

Nr. 22. Nr. 54. Haarhaus J. R., Auf Goethes Spuren im Süden. Reiseskizzen 13. Von Perugia bis Rom. 14. Das antike Rom.

Nr. 23. Zu Otto Ludwigs Gedächtnis.

Nr. 31. Rost R., Berliner Theaterverhältnisse im vorigen Jahrhundert.

Bdrmn. [W. Freiherr von Biedermann]. Goethe und Napoleon. Verteidigt die Echtheit von Talleyrands Bericht gegen Geigers Zweifel.

Nr. 33. 34. Anna Löhn-Siegel, Aus meinem Tagebuche vom Dresdener Hoftheater. (Mitte der fünfziger Jahre.)

Nr. 39. Albrecht G., Friedrich Adolf Krummacher. Ein Gedenkblatt zum fünfzigjährigen Todestage.

Nr. 42. Fränkel L., Zu J. Chr. Günthers 200. Geburtstag.

Nr. 43. Karl Stieler † am 12. April 1885.

Nr. 46. Simroth H., Zu Christian Gottfried Ehrenbergs hundertstem Geburtstage.

Nr. 47. Peter Apianus. Ein Gedenkblatt zur vierten Säkularfeier seiner Geburt.

Nr. 157. Albrecht, Friedrich der Große auf der Bühne des Théâtre français.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895.

Nr. 87. Pfizer G., Otto Bähr. Nachruf. Die Daten beruhen auf der Mitteilung eines Familiengliedes.

Nr. 92. Nordmeyer G., Pontius Pilatus in der Sage.

Nr. 115. Kluge F., Aus dem Studentenleben des 18. Jahrhunderts. Ueber Pabstwahl und andere studentische Bierspiele zur Erklärung der Faust-Scene „In Auerbachs Keller".

Nr. 121. 122. Weilen A. v., Zwei Sturm- und Drangperioden. Charakteristik der modernsten deutschen Literatur.

Nr. 123. 124. 125. Baudissin W. W. Graf, August Dillmann. Nachruf.

Nr. 126. 127. Stelter K., Gustav Freytag. Nekrolog. Nach persönlichen Erinnerungen und Briefen; u. a. über Auerbach, Klaus Groth, Hebrich, Meißner.

Ostdeutsche Rundschau 1895 Nr. 90.

K. B., Heines Sprachgewaltigkeit.

Politik 23. April 1895.

F. T. [F. Tadra.] Weitere Bemerkungen zu R. Wolkans „Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen." Nichts literarisches.

Presse 1895.

15. Februar. Hörmann L., Alpiner Legenden-Humor. Vier aus dem Volksmund aufgezeichnete Legenden.

10. April. z. k. l., Die Charwoche in den Westalpen.

Neue freie Presse 1895.

25. Jänner. Wertheimer E., Das Hetzamphitheater in Wien. (Nach ungedruckten Akten.)

12. Januar. Münz S., Briefe Ottilie Goethes und Anderer (Kanzler Müller, Arndt, Fanny Lewald, Hermann Grimm, August Haxthausen, Chr. A. Brandis, F. W. Carové). Bruchstücke.

7. Februar. Geiger L., Briefe der Bettina v. Arnim. 5 Briefe an Veit.

9. März. F. Sch. [F. Schütz], Deutsches Volkstheater. (Käthchen von Heilbronn. Heinrich Kleist und seine Beziehungen zu Oesterreich.)

11. März. Abendblatt. † Hermann Meynert.

12. März. Thaler K. v., Leopold v. Sacher-Masoch. Nekrolog.

23. März. Bericht über einen Vortrag A. v. Bergers über die Puppenspiele von Dr. Faust. Knüpft an einen in Prettau neu aufgefundenen handschriftlichen Text eines altertümlichen Bauernspieles an.

5. Mai. L. Sp. [L. Speidel], Gustav Freytag. 1816—1895.

10. Mai. Abendblatt. Gustav Freytag über die Ahnen. Wichtiger Brief an einen Kritiker, Wiesbaden 6. Februar 1881.

11. Mai. Tannhäuser in Paris. Erzählung der Fürstin Metternich über die erste Aufführung des Tannhäuser in Paris im Jahre 1861 und R. Wagners Dankbrief an die Fürstin vom 21. März 1861.

Schwäbische Chronik 1895 Sonntagsbeilage Nr. 32.

Krauß R., Wilhelm Waiblinger im Verkehr mit seinen schwäbischen Freunden, Vortrag, am 2. März 1895 im Württembergischen Altertumsverein gehalten. Verkehr mit Schwab, Theodor Wagner, Matthisson, Moriz Rapp, Gustav Pfizer, Ludwig Bauer, Eduard Mörike, Friedrich Zeller u. a. Benutzt Waiblingers ungedruckte Briefe an Eser und Rapps Tagebuch. Wünscht eine ausführliche Lebensbeschreibung Waiblingers mit gründlicher Verwertung der noch vorhandenen Tagebücher und Korrespondenzen.

Schleswiger Nachrichten 1894 Nr. 281—291.

Biese A., Ueber Lyrik und neuere deutsche Lyriker.

Bote für Tirol und Voralberg 1895, 13., 16. und 17. April. Nr. 85—87.

Prem S. M., Goethes Freund Johann Christian Ehrmann, 1799—1827. Meist anekdotische Mitteilungen.

Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1895 Nr. 15.

Schüddekopf K., Berlin nach der Schlacht bei Kunersdorf. Drei Briefe von L. F. Langemack an Ramler aus dem Jahre 1759. Biographische Notizen über ihn aus Briefen Ramlers an Gleim. Notizen über Lessing: „Den H. Lessing habe ich einmal in seinem Garten besucht. Er wird jetzt in einen Religionskrieg verwickelt werden. Denn er kennt, schreibt er, einen Geistlichen, der noch tollere Perioden macht, von dem er uns einmal zu unterhalten verspricht." — 28. August: „ich wollte auch ehe nicht antworten, biß ich von dem H. Lessing einen Brief mit einlegen könnte. Er hat mir wohl zehnmal versprochen einen zu schicken; hätte Er es nur nicht gethan, so läge einer hiebey. . . . H. Lessing hat an Ihn [Kleist] über Danzig geschrieben und wir erwarten mit Schmerzen eine Antwort, welche doch bisher noch nicht hat erfolgen können." — 6. September, sehr schön über Kleists Tod: „Er hat als ein Held gelebet und ist als ein Held gestorben."

Nr. 19. 20. Michaelis P., Gustav Freytag.

Nr. 19. Pniower O., Gottfried Keller in Berlin.

Wiener Abendpost 1895 Beilage Nr. 55, 7. März.

Minor J., Bauernfeld. Sehr interessanter Briefwechsel zwischen Bauernfeld und einem Domino der Faschingsdienstag-Redoute vom Jahre 1856. Bauernfelds Briefe beleuchten den „kritischen Moment in seinem Leben und

Wirken", den Mißerfolg seines Lustspiels „Unter der Regentschaft" im Burgtheater.

Wiener Extrablatt 1895, Nr. 102, 14. April.

Interessante Briefe. Aus dem Nachlasse des Lustspiel-Dichters Leopold Feldmann. Von Gutzkow (2), Saphir, dem Hamburger Theaterdirektor Cornet (1844), Dingelstedt (Stuttgart, 28. Juli 1847), Holbein (Wien, 9. Dezember 1842), Franz Wallner (1844 und 1855), Richard Wagner (1844), Schauspieler Lang (Stuttgart 1847), Hülsen (1851), L. Wihl an Feldmann (Paris 1854), Laube an Wihl über dessen Schauspiel „Susanne."

Zwei unbekannte Gedichte Castellis. Ein Brief Castellis an Boas, 21. Januar 1845.

Wiener Fremdenblatt 1895.

Nr. 27. Seis E., In Grillparzers Bücherei.

Nr. 71. Wimmer J., Ein deutscher Theaterdirektor [August Klingemann] über Wien (1819). Sophie Schröder in Dresden; Theater; besonders das Leopoldstädter Theater; Raimund.

Nr. 76. Weltner A. J., Ludwig Loewe. Ein Votivblatt.

Wiener Montags-Revue 1895.

Nr. 5. Berger A. Frhr. v., Kleists Penthesilea.

Nr. 12, 25. März. Jubiläumsnummer. Beer R., Ein unveröffentlicher Brief Eckermanns. Weimar, 3. Februar 1829.

Schlossar A., Aus den letzten Tagen Nicolaus Lenaus mit 6 ungedruckten Briefen des Dichters an Emilie von Reinbeck 1843 und 1844.

Frimmel Th., Dem Andenken Moriz Thausings.

Ein Brief von Gottfried Kinkel, Hirslanden bei Zürich, 18. Juli 1869.

Weilen A. v., Das Uebernatürliche im modernen Drama.

Werner R. M., Ibsen und Halm. Vergleich von Nora und Sampiero.

Krones F. Ritter v., Aus der handschriftlichen Hauschronik der Pudleiner Piaristen.

Münz B., Wien im 18. Jahrhundert in der Beleuchtung Ludwig Wekhrlins.

Werner R., Friedrich Hebbel als Erzähler.

Landau M., Grillparzer und Lope de Vega. (Ueber Farinellis Buch.)

Neues Wiener Tagblatt Nr. 94. 6. April 1895.

Kalbeck M., Dichter und Vagabund (Günther.)

Gazzetta Piemontese 1895. Nr. 54, 23/24. Februar.

Giorgieri-Contri C., A Proposito di due publicazioni su Heine. Ueber Varese C., Enrico Heine nella vita e negli scritti und die italienische Uebersetzung der Reisebilder von Antonino Cimino-Foti.

---

2. Bücher [1]).

Litteraturgeschichte. Poetik. Sammelwerke.

Möllendorf P. G. v., Die Weltliteratur. Eine Liste mit Einleitung. Schanghai (Leipzig, Köhler). 1.20 M.

Der in Schanghai lebende Verfasser erweitert den Begriff der Weltliteratur um ein bedeutendes, indem er die chinesische, hebräische und neulateinische Literatur in weit größerem Maße in seine Listen der besten Bücher einbezieht, als das bisher geschehen ist; chinesisch ist durch 62 Autoren (davon 15 Meister),

1) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1895 zu ergänzen.

hebräisch durch 33 (9 Meister), lateinisch durch 81 (11 Meister) vertreten, wovon nur 20 in die Zeit vor Augustinus fallen. Die deutsche Literatur ist, wie die französische und die englische durch 109 Autoren (darunter 12 Meister) vertreten. Er beschränkt sich nicht auf die schöne Literatur, sondern führt auch zahlreiche Gelehrte an, auch Beitzke, Zunz, Lazarus u. a.; dagegen sucht man Novalis, Arnim, Brentano, Raimund vergebens.

Heilmann K., Geschichte der deutschen Nationalliteratur, nebst einem Abriß der deutschen Poetik. Ein Hilfsbuch für Schule und Haus. 2. Auflage. Breslau, Hirt. 1.60 M.

Hoffbauer K., Kurzer Abriß der deutschen Literaturgeschichte. 3. Auflage. Frankfurt a. O., Harnecker & Co. 90 Pf.

Kluge H., Geschichte der deutschen National-Literatur. 26. Auflage. Altenburg, Bonde. 2 M.

Koch M., Geschichte der deutschen Literatur (Sammlung Göschen, Band 31). 2. Auflage. Stuttgart, Göschen. 80 Pf.

Koenig R., Deutsche Literaturgeschichte. Jubiläums-Ausgabe. 25. Auflage. 2 Bände. Mit 126 zum Teil farbigen Beilagen, 2 Lichtdrucken und 433 Abbildungen im Text. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 15 M.

Rossel V., Histoire de la litérature française hors de France. Lausanne, Payot. 6.40 M.

Darin auf S. 415—466 ein Abschnitt: L'Allemagne.

Komorzynski K., Beobachtungen über die Fauna der deutschen Dichtung. Programm. Troppau 1894.

Rentsch J., Lucianstudien. Programm. Plauen i. V.

Inhalt: I. Lucian und Voltaire. II. Das Totengespräch in der Literatur.

Wukadinović S., Prior in Deutschland (Grazer Studien zur deutschen Philologie herausgegeben von A. E. Schönbach und B. Seuffert Heft 4) Graz, „Styria."

Inhalt: Vorwort. — Einleitung. — Hagedorn. Die Bremer Beiträger. — Die Hallenser. — Kleinere weltliche Gedichte. Heinrich und Emma. — Wieland. — Geistliche und didaktische Dichtungen. — Gesamtübersetzung. Schlußbetrachtungen. — Register.

Auf diese äußerst sorgfältig gearbeitete und geschmackvoll geschriebene Untersuchung, deren nähere Würdigung wir uns vorbehalten, sei hier vorläufig hingewiesen. Nur das eine sei schon jetzt bemerkt, daß der Verfasser die ihm zunächst liegende österreichische Literatur sich nicht hätte entgehen lassen sollen. Im Anschlusse an Retzers Choice (vgl. oben S. 557) wären die Jahrgänge des Wiener Musenalmanachs darauf hin zu prüfen gewesen, ob unter den zahlreichen darin enthaltenen Uebersetzungen „Nach dem Englischen" nichts auf Prior zurückgehe; Joh. Bapt. Rupprechts große Sammlung: „Dichtungen der Britten in metrischen Uebersetzungen" bot im 1. Band (Wien 1812) drei Gedichte Priors zur Untersuchung dar: Die wahre Jungfer S. 51; Die Taube S. 178; Der Löffel S. 421, und dessen sonstige in den Wiener Taschenbüchern bis in die zwanziger Jahre fortgesetzte Uebersetzerthätigkeit ergiebt vielleicht noch weitere Ergänzungen.

Maack R., Ueber Popes Einfluß auf die Idylle und das Lehrgedicht in Deutschland. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. Programm. Hamburg.

Umsichtig gesammelte und übersichtlich geordnete Parallelen zu den Idyllen von Brockes, Haller, Kleist und Dusch, zu den Lehrgedichten von Brockes, Haller, Hagedorn, Zernitz, Dusch und Lessing. Leider ist dem Verfasser die umfangreiche und resultatreiche Untersuchung von L. Wyplel „Englands Einfluß auf die Lehrdichtung Hallers" (Wien, XXXIII. Jahresbericht der Wiedner

Kommunal-Oberrealschule 1888), die sich nur mit Pope und Haller beschäftigt, entgangen. Und Creuz, Oest, Withof, Herder?

Nippold F., Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland. Leipzig, Jansa. 1 ℳ.
S. 57—61: XI. Schöne Literatur und Literaturgeschichte.

Bauer E., Das literarische Berlin (1887—1892). Offene Briefe an den Banquier Itzig Teiteles in Posen von Dr. Isidor Feilchenfeld. 2. (Titel-) Auflage. (Aus der Mischpoke I.) Leipzig, Reinhold Werther. 3 ℳ.
Literarische Satire.

Grabow H., Die Lieder aller Völker und Zeiten aus 75 fremden Sprachen in metrischen deutschen Uebersetzungen und mit Quellenangaben versehen. Nach dem Vorbilde von J. G. von Herders „Stimmen der Völker". Sechste Auflage. 1. Lieferung. Hamburg, Kramer. 50 ₰.
Inhalt: Hymnen. Nationalhymnen.

Bonté H., Deutsche Lyrik. Ein Sammelbuch zeitgenössischer Dichtung. Wien, Schalk. 2.40 ℳ.

Kiehne H., Die deutschen Lyriker der Gegenwart. Ein Sammelwerk mit Quellenangaben und literarisch-kritischem Begleitwort. 2. Band. 1. Heft. Nordhausen, Selbstverlag. 2 ℳ.

Jädicke A., Bismarck und das deutsche Vaterland im zeitgenössischen Lied. Ein Gedenkbuch für Volk, Schule und Haus, gesammelt. Dresden, Henkler. Geschenk-Ausgabe, 2. Auflage, 2.40 ℳ; Volks-Ausgabe, 3. Tausend, 1 ℳ.
Inhalt: Zur festlichen Erinnerung an den 1. April 1815. — Die vorbereitende nationale Bewegung. 1848—1863. — 1863—1866. Düppel-Sonderburg—Königgrätz. — 1870—1871. Wörth—Sedan—Paris. — Nachklänge. 1871—1891. Bismarck-Lieder. 1831—1894. — Nachwort. Verzeichnis der Dichter und Autoren oder Quellen. — Alphabetisches Inhalts-Verzeichnis (nach den Lied-Anfängen geordnet).
Ich vermisse alles Oesterreichische, zumal Hamerlings politische Gedichte und unter den Bismarckliedern C. v. Wurzbachs die Stimmung der älteren Generation wiederspiegelndes Gedicht „An Fürst Bismarck am 6. Februar 1888" (Deutsche Zeitung 12. April 1888).

Ulrich F. (F. Müller), Carmina varia. Eine Auswahl deutscher Studenten-, Volks- und anderer Lieder, ins Lateinische übertragen. Dresden, Reißner. 1 ℳ.

Borinski K., Deutsche Poetik (Sammlung Göschen). Stuttgart, Göschen. 80 ₰.
Inhalt: Dokumente der Geschichte der Poetik. — I. Der Dichter und sein Werk. 1. Die Dichtung als Anlage. 2. Die Dichtung als Kunst. 3. Begriff des Stils. — II. Innere Mittel der Dichtung als Kunst. 1. Dichtung und Sprache. 2. Mythologie. 3. Vergleichung. 4. Sprachbewegung. — III. Aeußere (musikalische) Mittel der Dichtung als Kunst. 1. Metrik. 2. Uebersicht der typischen Verse. 3. Strophen. — IV. Gattungen der Dichtkunst. 1. Lyrik. 2. Das Drama. 3. Das Epos.

Popp G., Ueber den Begriff des Dramas in den deutschen Poetiken des 17. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig.

Miller O., Gedanken über die Tragödie. Aarau, Sauerländer. 1 ℳ.

Pesch W., Einige Bemerkungen über das Wesen und die Arten der dramatischen Poesie (angeknüpft an die Poetik des Aristoteles). Programm. Trier.

Abel L., Der gute Geschmack. Aesthetische Essays. Wien, Hartleben. 8 ℳ.

Backhaus W. E., Sittliche oder ästhetische Weltordnung? Eine Abhandlung. Braunschweig, Limbach. 1.80 ℳ.
Inhalt: 1. Die sittliche Weltbetrachtung. 2. Die ästhetische Weltbetrachtung. 3. Der ästhetische Staat. 4. Schlußwort.

Gerok K., Poesie und Religion. Stuttgart, Krabbe. 50 ₰.
Roby H., Die moderne Literatur in ihren Beziehungen zu Glauben und Sitte. Randglossen zur Umsturz-Vorlage. Mainz, Kirchheim. 1 ℳ
Vischer R., Ueber neues Leben. Rede. Göttingen, Dieterich. 30 ₰.
Allgemeine deutsche Biographie. 191. Lieferung (Band 39 Lieferung 1.) Tunner-Uhland. Leipzig, Duncker und Humblot.

Anna Elisabeth von Türckheim, Goethes Lili (M. Koch.) — Damian Türckis, ein bisher unbeachtet gebliebener sächsischer Dichter aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts (Bolte). — Ernst Xaver Turin, Kirchenliederdichter des 18. Jahrhunderts (Bäumker.) — Hans Erhard Tüsch, nach einer nicht ganz unzweideutigen Angabe der Autor der 1477 gedichteten und im selben Jahre zu Straßburg gedruckten „Burgunder Hystorie" (Roethe). — Hiob Gotthard von Tschammer, Schlesischer Dichter des beginnenden 18. Jahrhunderts (Roethe.) — Augustin Tünger, Facetist des 15. Jahrhunderts (Roethe). — Heinz Uebertwerch, fahrender Sänger des 15. Jahrhunderts (Roethe.) — Friedrich Ueberweg, Philosoph 1826—1871 (O. Liebmann). — P. F. v. Uechtritz, Dichter 1800—1875 (M. Mendheim.) — A. F. H. R. Uhde, Journalist und Literaturhistoriker 1845—1879 (J.) — Ludwig Uhland (H. Fischer.)

Backhaus W. E., Literarische Essays. Braunschweig, Limbach. 3 ℳ

Inhalt: 1. Schiller und das monistische Kunstprinzip. 2. Die Kinder der Idee und ein Wort an unsere Schriftsteller. 3. Menschenverehrung, Menschenvergötterung und klassische Kuriosa. 4. Das literarische Schaffen und das Entwicklungsgesetz in der Literatur. 5. Ueber den Ursprung der Sprache und Poesie. 6. Das Erdewallen des Genius.

Bamberger L., Charakteristiken (Gesammelte Schriften Band II). Berlin, Rosenbaum & Hart 1894. Nachtrag zu Euphorion 1, 680.

Inhalt: Vorwort. — Adam Lux (Aus der Revue Moderne, XXXIX, 1. Oktober 1866). — Moriz Hartmann († 13. Mai 1872). Feuilleton der „Presse" vom 18. Mai 1872, Morgenblatt. — Reminiscenzen an Napoleon III. († 9. Januar 1873). Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 16., 18., 19. und 21. Januar 1873. — Eduard Lasker. Rede gehalten in der Singakademie zu Berlin am Abend des Begräbnistages, 28. Januar 1884. — Laskers Briefwechsel aus dem Kriegsjahre. Aus der „Nation", Jahrgang 9 Nr. 26. — Zur Erinnerung an Friedrich Kapp. Aus der „Nation", Jahrgang 2 Nr. 5. — Karl Hillebrand. Aus der deutschen Rundschau. Dezemberheft 1884. — Heinrich von Treitschke. Aus der „Nation", Jahrgang 7, Nr. 25, 26 und 27. — In Ferienstimmung. Aus der „Nation", Jahrgang 9 Nr. 13. — Heinrich Hombergers Essays. Aus der „Nation" vom 14. Mai 1892. — Ernst Renan († 2. Oktober 1892). Aus der „Nation" vom 8. Oktober 1892. — Adolph Soetbeer († 23. Oktober 1892). Aus der „Nation" vom 29. Oktober 1892. — Arthur Chuquet. Ein Muster objektiver Geschichtschreibung. Aus der „Deutschen Rundschau", November 1892. — Otto Gildemeister zu seinem siebzigsten Geburtstage. Aus der „Nation", Nr. 24 vom 11. März 1893.

Curtius E., Altertum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge. Dritter Band. Unter drei Kaisern. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Hertz. 5 ℳ

Inhalt: 1. Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm I. 2. Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich. 3. Gedächnisrede auf den Generalfeldmarschall Grafen Moltke. 4. Die Bürgschaften der Zukunft. 5. Friedrich der Große und die deutsche Literatur (1888). 6. Der Beruf des Fürsten. 7. Das Königtum

bei den Alten. 8. Die Griechen als Meister der Kolonisation. 9. Athen und Eleusis. 10. Der Zehnte. 11. August Böckh (1885). 12. August Böckh und Karl Otfried Müller. 13. Richard Lepsius (1885). 14. Düsseldorf und Cornelius (1869). 15. Erinnerungen an Emanuel Geibel (1884). 16. Georg Curtius (1886). 17. Naxos (1846). 18. Das Verhältnis der bildenden Kunst zur Architektur (1893).

Festschrift zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum Ludwig Friedländer dargebracht von seinen Schülern. Leipzig, Hirzel. 12 ℳ.

Aus dem Inhalt: Baumgart H., zur Lehre des Aristoteles vom Wesen der Kunst und der Dichtung. — Jacobsen M., Erinnerungen an Alt-Königsberg. — Kammer E., Zur Erinnerung an K. Lehrs. — E. Lagenpusch, Der Traum.

Frommel M., Charakterbilder und Charakterbildung. Altes und Neues. Mit Vorwort von E. Frommel. 4. Auflage. Bremen, C. E. Müller. 2.80 ℳ.

Gnad E., Literarische Essays. Neue Folge. Wien, Konegen. 4 ℳ.

Inhalt: 1. Henrik Ibsen. 2. Hermann Sudermann. 3. Friedrich Hebbel und die Nibelungentragödie. 4 Robert Hamerling als Lyriker. 5. Robert Hamerling als Dramatiker. 6. Arthur Fitger. 7. Friedrich Marx. 8. Hans von Vintler.

Kern F., Kleine Schriften 1. Band: Zu deutschen Dichtern. Gesammelte Aufsätze. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung R. Stricker. 3 ℳ.

Inhalt: Vorwort und Franz Kerns Leben von Otto Kern. I. Ueber den Dichter Angelus Silesius. II. Schillers Ideale vom Menschenglück. III. Zur Erinnerung an Friedrich Rückert. IV. Friedrich Rückerts poetisches Tagebuch. V. Chamissos Faust und Peter Schlemihl. (Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1886). VI. Zur Erinnerung an Joseph von Eichendorff. VII. Zur Würdigung von Uhlands Gedichten. VIII. Ueber Platens dichterische Bedeutung mit besonderer Beziehung auf Heines Urteil in den Reisebildern. IX. Nikolaus Lenau. X. Ernst Moritz Arndt. (Rede, gehalten in Schulpforta am 18. Oktober 1861.) XI. Ludwig Giesebrecht. (Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1892 Nr. 27.) XII. Ueber Felix Dahns epische Dichtung „Harald und Theano" (1887).

In einer langjährigen segensreichen Schulthätigkeit hat sich F. Kern eine große Schar von Schülern und Freunden erworben, welche die von der Hand des Sohnes pietätvoll besorgte Sammlung seiner Kleinen Schriften als theures Vermächtnis hochhalten werden. Für den Literarhistoriker haben diese meist älteren und teilweise veralteten Aufsätze geringeren Wert. Einige, wie I, III, XI stehen zu größeren Arbeiten des Verfassers in näherer Beziehung. Einige, wie VI, X, XI sind bei bestimmter Gelegenheit entstanden und hatten damit ihren Zweck erfüllt. Einige, wie V, VIII, IX sind direkt verfehlt. Kern steht einzelnen Dichtern des 19. Jahrhunderts mit beengender Voreingenommenheit gegenüber. Der strenge Zuchtmeister Uhlands und Lenaus überschätzt den mittelmäßigen Ludwig Giesebrecht, der einseitige Lobredner der Didaktik vermag an Rückert nur den Gedankendichter zu würdigen, zum Verständnis von Platens Wesen und Dichtung fehlt ihm der Schlüssel gänzlich. Wer von Jugend auf seine Seele in Platens glutvolle Sonette zu versenken gewohnt ist, der wird hier mit Erstaunen den Satz lesen (S. 174), daß diese Formen der deutschen Poesie immer fremdartig bleiben werden. Ueber Heines Verurteilung ist die Geschichte längst zu gerechterer Würdigung Platens vorgedrungen; wo aber Kern mit seiner Rettung einsetzt, ist alle Mühe den unleugbaren Thatsachen gegenüber verloren. Er haftet durchaus an der Oberfläche der Form. Er hat keine Ahnung von der schöpferischen Gewalt des Rhythmus und von den tiefen Geheimnissen

der Wortstellung, wenn er die Ballade „Gambacorti und Gualandi" S. 171 in „knochentrockne" Prosa auflöst. Er hat aber auch keine Achtung vor dem einheitlichen lebendigen Organismus dichterischer Gebilde, wenn er willkürlich ganze Strophen eines Gedichtes ausläßt — und das nicht etwa blos zu pädagogischen Zwecken —, wenn er fremde Produktionen verbessert, sie seinem dichterischen Ideale anzunähern versucht. So weht ein undichterischer, philiströser Geist durch diese Blätter, der die Lektüre zu einer unbehaglichen, ja peinlichen Arbeit macht. — Die Schriften sind auf drei Bände berechnet. Der zweite Band wird vorzugsweise Goethe und Sophokles gewidmet sein. Der dritte bringt die Aufsätze zur Philosophie und ihrer Geschichte.

Lothar R., Kritische Studien zur Psychologie der Literatur. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 5 ℳ.

Inhalt: I. Zur Geschichte der Kritik in Frankreich. — II. Neue Literaturströmungen in Frankreich. — III. Vom französischen Roman. — IV. Vom deutschen Roman: Die Alten und die Jungen. Paul Heyses „Merlin". Bertha von Suttner. Roman und Novelle. Hermann Sudermann. C. F. Meyers „Angela Borgia". P. K. Rosegger. Ferdinand von Saar. — V. Deutscher Humor. — VI. Das Geheimnis des dramatischen Schaffens. — VII. Vom deutschen Drama: Heinrich Bulthaupt. Theater-Reformen. — VIII. Denkblätter: Otto Ludwig. Friedrich Bodenstedt. Aus dem Nachlasse Dingelstedts. Aus dem Nachlasse Berthold Auerbachs. Aus dem Nachlasse Kellers. — Register.

Marshall W., Plaudereien und Vorträge. Zwei Bände. Leipzig, A. Twietmeyer.

Darin auch zwei biographische Skizzen über Konrad Gesner und van Leeuwenhoek.

Schreck E., Lebensbilder aus Hannoverland 3. Reihe. Hannover, Ost. 1.20 ℳ.

Inhalt: Peters, Göben, Bennigsen, Miquel, Hoffmann v. Fallersleben.

Strümpell L., Abhandlungen aus dem Gebiete der Ethik, der Staatswissenschaft, der Aesthetik und der Theologie. Leipzig, Deichert. 6 Hefte. 4 ℳ.

Inhalt: 1. H. Heines Bericht „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" an die Franzosen im Jahre 1835. Die sittliche Weltansicht des Spinoza. Die Freiheit des logischen Denkens. — 2. Uebersicht und Beurteilung der hauptsächlichsten Begründungsweisen der Ethik. De summi boni notione, qualem proposuit Schleiermacherus, dissertatio. — 3. Die sittlichen Ideen. — 4. Das Ideal der Tugend und die Pflichterfüllung, Selbsterkenntnis und Charakterbildung im Hinblick auf die sittlichen Ideen. — 5. Die revolutionären Ereignisse in Deutschland im Jahre 1848. Die moralischen Grundlagen des öffentlichen Verkehres. — 6. Die Unterschiede zwischen dem sinnlichen, dem intellektuellen und dem ästhetischen Interesse und Wohlgefallen. Was hindert die Ausbildung der Aesthetik zu einer Wissenschaft? Die falsche Verbindung zwischen Philosophie, Theologie und Kirche.

Abhandlungen, Herrn Prof. Dr. Adolf Tobler zur Feier seiner 25jährigen Thätigkeit als ordentlicher Professor an der Universität Berlin von dankbaren Schülern in Ehrerbietung dargebracht. Halle, Niemeyer. 16. ℳ.

Gelehrtengeschichte.

Zur Erinnerung an den weil. Herrn Prof. em. Dr. Friedrich Bidder. Riga, Hörschelmann. 1 ℳ.

Tschirch A., F. A. Flückiger. (Aus „Berichte der pharmaceutischen Gesellschaft.") Berlin, Gärtner. 1.20 ℳ.

Seiler H., Peter Frank (geb. 1745, gest. zu Wien 1821) zu seinem 150jährigen

Geburtstage den 14. März 1895 nach den eigenen Aufzeichnungen desselben. Dresden, Warnatz und Lehmann. 1.50 M.

Deussen P., Zur Erinnerung an Gustav Glogau. Gedächtnisrede. Kiel, Lipsius und Tilscher. 50 Pf.

Cohn G., Georg Hanßen. Gedächtnisrede. Leipzig, Duncker & Humblot. 80 Pf.

Berlit G., Rudolf Hildebrand. Ein Erinnerungsbild. (Aus „Neue Jahrbücher für klassische Philologie und Pädagogik.") Nebst einer Beilage zur Geschichte des deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm. Leipzig, Teubner. 1 M.

Burggraf J., Theodor Hoßbach. Zur Erinnerung an sein Leben und Wirken. Berlin, Winckelmann & Söhne. 1.60 M.

Herz N., Keplers Astrologie. Wien, Gerold. 3 M.

Marx K., Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850. (Aus „Neue Rhein-Zeitung," Politisch-ökonomische Revue, Hamburg 1850). Mit Einleitung von F. Engels. Berlin, Buchhandlung des „Vorwärts". 1 M.

Oldendorp J., Was billig und recht ist. Die deutsche Erstlingsschrift des sogenannten Naturrechts (1529). Herausgegeben von A. Freybe. Schwerin, Bärensprung. 2 M.

Riehl W. H., Religiöse Studien eines Weltkindes. 3. Auflage. Stuttgart, Cotta. 6 M.

Henry W., Roscher † und seine Bedeutung für die National-Oekonomie. Leipzig, Milde. 50 Pf.

Miaskowski v., Nekrolog auf Wilhelm Roscher. Akademische Rede. Leipzig.

Schultz H., Rede am Sarge des Prof. Dr. Weiland. Gehalten am 8. Februar 1895. Göttingen, Dieterich. 30 Pf.

Stoll A., Ueber den Historiker Friedrich Wilkens. II. Programm. Cassel.

Politische und Kultur-Geschichte.

Janssen J., L'Allemagne et la réforme. IV. L'Allemagne depuis le traité de paix d'Augsbourg en 1555 jusqu'à la proclamation du formulaire de concorde en 1580. Traduit de l'allemand par E. Paris. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 15 fr.

Janssen J., Ein zweites Wort an meine Kritiker. Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den 3 ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volkes. Neue Auflage (17. und 18. Tausend), besorgt von L. Pastor. Freiburg i. B., Herder. 1.50 M.

Lavisse E. et A. Rambaud, L'histoire générale du 4. siècle à nos jours. Vol. 5. Les guerres de religion (1559—1648). Paris, A. Colin & Cie. 12 fr.

Bibliothek deutscher Geschichte, herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. 99. und 101. Lieferung. Stuttgart, Cotta. à 1 M.

99. Ritter M., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges. XIV. (Schluß des zweiten Bandes 1586—1618.)

101. Zwiedineck-Südenhorst v., Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Gründung des neuen Reiches. I.

Joachim E., Die Politik des letzten Hochmeisters in Preußen Albrecht von Brandenburg. 3. (Schluß-) Teil. 1521—1525. (Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die kgl. Archiv-Verwaltung. 61. Band.) Leipzig, Hirzel. 14 M.

Hößler M. A., Zur Entstehungsgeschichte des Bauernkriegs in Südwestdeutschland mit besonderer Berücksichtigung der Landgrafschaften Stühlingen und Fürstenberg. Dissertation. Leipzig.

Briefe und Akten zur Geschichte des 30jährigen Krieges in den Zeiten des vorwiegenden Einflusses der Wittelsbacher. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Majestät des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Kommission bei der kgl. Akademie der Wissenschaften. 6. Band. München, Rieger. 20 ℳ.

Inhalt: Vom Reichstag 1608 bis zur Gründung der Liga. Bearbeitet von F. Stieve.

Glaser H., Politik des Herzogs Johann Casimir von Coburg. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des 30jährigen Krieges. Dissertation. Jena.

Hopfen O. H., Kaiser Maximilian II. und der Kompromißkatholizismus. München, Rieger.

Nuntiaturberichte aus Deutschland, nebst ergänzenden Aktenstücken. 4. Abteilung. 17. Jahrhundert. 1. Band. Herausgegeben durch das kgl. preußische historische Institut in Rom und die preußische Archiv-Verwaltung. Berlin, A. Bath. 16 ℳ.

Inhalt: Nuntiaturberichte 1628—1635. Nuntiatur des Pallotto 1628 bis 1630. 1. Band. 1628. Im Auftrage des kgl. preußischen historischen Instituts in Rom bearbeitet von H. Kiewning.

Mollat G., Reden und Redner des ersten deutschen Parlaments. Osterwieck, Zickfeldt. 12 ℳ.

Liebe G., Das deutsche Nationalgefühl in seiner geschichtlichen Entwicklung. Vortrag. Magdeburg, Niemann. 50 ₰.

Baumann F. L., Geschichte des Allgäus. 33. (Schluß-) Heft. Kempten, Kösel. 1.20 ℳ.

Reuss R., L'Alsace pendant la révolution française. II. Correspondance de françois Etienne Schwendt durant les années 1790—1793. Paris, Fischbacher. 8 fr.

Merz W., Die Rechtsquellen des Kantons Argau. 1. Teil. Die Rechtsquellen der Stadt Aarau. 1. Band von 1283—1526. Aarau, Sauerländer & Co. 4 ℳ.

Paudler A., Ein deutsches Buch aus Böhmen. Original-Zeichnungen von O. Pfennigwerth. Band 3. Leipa, Selbstverlag.

Inhalt: 1. Im Modelthale. 2. Lobositz und die Elbepforte. 3. Außig und Schreckenstein. 4. Sperlingsstein und Rosawitz. 5. Schloß Tetschen. 6. Tetschen und Bodenbach. 7. Die Salhausen-Schlösser in Bensen. 8. Im Goldbachthale. 9. In der Edmundsklamm. 10. Zur Grundmühle. 11. Dittersbach. 12. Die obere Schleuse. 13. Schönlinde und Warnsdorf. 14. Böhm. Kamnitz. 15. Steinschönau und Haida. 16. Auf dem Vogelberge.

Hassenpflug K., Die erste Kammergerichtsordnung Kurbrandenburgs. Breslau, Koebner. 2 ℳ.

Löwenstein L., Beiträge zur Geschichte der Juden in Deutschland. I. Geschichte der Juden in der Kurpfalz. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt. Frankfurt a. M., Kauffmann. 6 ℳ.

Eckart R., Aus alten niedersächsischen Chroniken. Beiträge zur Sitten- und Sprachkunde Niedersachsens. Erstes Heft. Braunschweig, Schwetschke. 60 ₰.

Inhalt: Grael-Spiel. — Bardowiker Ochse. — Hamburger Kleiderordnung von 1458. — Bürspräk. — Robishaus. — Malman. — Hochzeitsgebräuche in der Altmark. — Brauordnung für den Flecken Nörten 1603. — Curt Broyhan. — Hardesiae Enkomion. — Gottinga. — Akte, betreffend Anstellung des Pastor Gottsmann in Adelebsen 1653 (ungedruckt).

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lieferung 213. 215. 216. 222—224. Böhmen. 17.—19., 23.—25. Heft. Wien, Hölder. à 30 Kr.

Inhalt: Naaff A. A., Volksleben der Deutschen in West-, Nord- und

Ostböhmen. — Rank J., Volksleben der Deutschen im Böhmerwald. — Gradl H., Die Dialekte der Deutschen. — Toischer W., Die deutsche Literatur bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. — Klaar A., Die deutsche Literatur seit dem dreißigjährigen Krieg. — Teuber O., Die Theater Prags.

Rogge B., Vom Kurhut zur Kaiserkrone. Zweiter Band. (Das Buch von den preußischen Königen. 2 Auflage. Hannover, Carl Meyer. 8 ℳ

Bischoff E., Die Camarilla am preußischen Hofe. Eine geschichtliche Studie. Leipzig, Friedrich. 1 ℳ

Scriptores rerum silesiacarum. Herausgegeben vom Vereine für Geschichte und Altertum Schlesiens. 15. Band. Breslau, Josef Max. 4 ℳ

Inhalt: Akten des Kriegsgerichts von 1758 wegen der Kapitulation von Breslau am 24. November 1757. Herausgegeben von Grünhagen und F. Wachter.

Fischer, Zur Geschichte des Schwedeneinfalls in Vorarlberg im Jahre 1647. Programm. Feldkirch.

Holzapfel R., Das Königreich Westfalen. Mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Magdeburg. Magdeburg, Lichtenberg.

Heindl E., Der hl. Berg Andechs, in seiner Geschichte, seinen Merkwürdigkeiten und Heiligtümern geschildert. München, Leutner. 2.80 ℳ

Sauer B. und Ebel C., Die Cistercienserabtei Arnsburg in der Wetterau. Geschichte und Beschreibung des Klosters, zugleich Führer durch die Ruine. Gießen, Ricker. 1 ℳ

Darpe F., Geschichte der Stadt Bochum. II. Bochum in der Neuzeit. C. Geschichte der Stadt seit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen. Programm. Bochum 1894.

Bilderwerk des Bildungsvereins zu Detmold. Reproduktionen alter Ansichten ꝛc. von Detmold. Detmold, Selbstverlag.

Hiller G., Geschichte des Dorfes Dittelsdorf in der sächsischen Oberlausitz. Zittau, Graun. 1 ℳ

Prenzel T., Das Martinsstift in Fild bei Moers. Die Geschichte seiner Begründung und die ersten zehn Jahre seines Bestehens. Programm. Moers.

Besler M., Geschichte des Schlosses, der Herrschaft und der Stadt Forbach. Mit einem Anhang. Forbach, Hupfer. 2.50 ℳ

Zoellner A., Chronik der Stadt Havelberg. Geschichte der Stadt, des Domes und des Bistums Havelberg. Topographie und Verwaltung der Stadt mit besonderer Berücksichtigung der letzten 10 Jahre. Havelberg, Selbstverlag des Verfassers. 8 ℳ

Weech F. v., Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung. 1. Band. 1715—1830. Karlsruhe, Macklot. 8 ℳ

Volger F., Blätter und Blüten aus dem Fremdenbuche der Leuchtenburg. Altenburg, Bonde. 1 ℳ

Bergmann A., Geschichte der Oberlausitzer Sechsstadt Löbau bis zur Teilung Sachsens 1815. Löbau, Oliva. 2.50 ℳ

Gatrio A., Die Abtei Murbach in Elsaß. Nach Quellen bearbeitet. 2 Bände. Straßburg, Le Roux & Co. 15 ℳ

Scheins M., Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Stadt Münstereifel und ihrer Umgebung. 1. Band 2. Hälfte. Bonn, Hanstein. 5 ℳ

Mettig C., Geschichte der Stadt Riga. Mit Ansichten und Plänen, sowie Abbildungen im Text. 1. Lieferung. Riga, Jonck & Poliewsky. 1.20 ℳ

Stief W., Geschichte der Stadt Sternberg in Mähren von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart. Sternberg, F. Pialek Söhne. 2.50 ℳ

Berberich J., Geschichte der Stadt Tauberbischofsheim und des Amtsbezirkes.

Mit 1 Stadtplane vom Jahre 1790. (In ca. 10 Heften) 1. Heft. Tauberbischofsheim, Zöller. 30 ₰.

Quellen zur Geschichte der Stadt Wien herausgegeben mit Unterstützung des Gemeinderates der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt vom Altertums-Vereine zu Wien. Redigirt von Dr. A. Mayer, Band 1. Wien, Konegen. 20 ℳ

Inhalt: Quellen zur Geschichte der Stadt Wien. I. Abteilung. Regesten aus in- und ausländischen Archiven mit Ausnahme des Archives der Stadt Wien. Band 1. Bachmann H., Regesten aus dem k. bayer. Allgemeinen Reichs-Archive in München 1215—1538. — Starzer A., Regesten aus dem Vatikanischen Archive in Rom 1235—1590. — Starzer A., Regesten aus dem k. italienischen Staats-Archive (Archivio di stato) in Rom 1422—1487. — Starzer A., Regesten aus der Vaticanischen Bibliothek in Rom 1249—1298. — Wolfsgruber C., Regesten aus dem Archive des Benediktinerstiftes Schotten in Wien 1158—1497. — Gsell B., Regesten aus dem Archive des Cistercienserstiftes Heiligenkreuz 1207—1754. — Hammerl B., Regesten aus dem Archive des Cistercienserstiftes Zwettl 1175—1667. — Tobner P., Regesten aus dem Archive des Cistercienserstiftes Lilienfeld 1209—1790. — Starzer A., Regesten aus dem k. k. Archive für Niederösterreich (Statthalterei-Archiv) 1323—1599. — Witting L., Register.

Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten und ihre historisch interessanten Häuser. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Wiens mit Rücksicht auf vaterländische Kunst, Architektur, Musik und Literatur. Mit zahlreichen Illustrationen. 50. (Schluß-) Heft. Wien, Oskar Frank.

Bad Wildungen in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Arolsen, Speyer. 25 ₰.

Schulze P. und O. Koller, Bismarck-Literatur. Bibliographische Zusammenstellung aller bis Ende März 1895 von und über Fürst Bismarck im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften, mit Berücksichtigung der bekannten ausländischen Literatur. Leipzig, O. Gracklauer.

Bismarck-Katalog, aus Anlaß des 80. Geburtstages des Altreichskanzlers am 1. April 1895 herausgegeben. Frankenberg S., Stange. 5 Pfg.

Fürst Bismarcks gesammelte Reden. 3 Bände. 10. Tausend (Neue Ausgabe.) Berlin, Cronbach. 4 ℳ

Fürst Bismarcks Reden. Mit verbindender geschichtlicher Darstellung herausgegeben von Ph. Stein. 2. Band: Ministerpräsident Otto v. Bismarck. 1862—1866. (Die Konfliktszeit.) Mit Bismarcks Bildnis aus der 1. Hälfte der Sechziger Jahre. (Universal-Bibliothek Nr. 3361—3363.) Leipzig, Reclam. 60 ₰.

Bismarcks Reden und Briefe nebst einer Darstellung des Lebens und der Sprache Bismarcks. Für Schule und Haus herausgegeben und bearbeitet von Dr. Otto Lyon. Leipzig, Teubner. 2 ℳ

Hauptzweck der vorliegenden Auswahl aus Bismarcks Reden (S. 77—203) und Briefen (S. 204—243) ist, eine für die Schullektüre geeignete Ausgabe zu geben. Daß es wünschenswert wäre, daß „der größte deutsche Redner, der erste und hervorragendste Klassiker unserer rednerischen Prosa“, eine feste Stätte in der Schullektüre fände, wie der Verfasser im Vorwort es ausspricht, ist auch für Referenten unzweifelhaft; freilich möchte ich dabei die Zahl der hierfür zur Verwendung kommenden Reden nur auf solche beschränken, deren Inhalt nicht über das politische Verständnis eines Primaners hinausgeht. Unter den 11 Reden oder kürzeren Mitteilungen, die der Herausgeber aufgenommen hat, sind mehrere, bei denen ich das in Zweifel ziehe: so vom 21. April 1849 über die Frankfurter Verfassung, vom 11. März 1867 über die Grundlagen der Bundesverfassung, vom 19. Februar 1878 über die Lage

im Orient. Dagegen eignen sich hierfür durchaus alle in bedeutsamen historischen Momenten gehaltenen (16., 19. und 20. Juli 1870, 6. Februar 1888, 9. März 1888), nicht minder Reden von hervorragend historischem Inhalt, wie über Polen (18. März 1867). Derartige Reden sind allerdings vortrefflich geeignet, nicht nur den deutschen Unterricht, sondern auch den Geschichtsunterricht zu beleben; dagegen möchte ich, was die schwierigen Fragen der innern Politik anlangt, unsere Gymnasialjugend möglichst lange im Stande der Unschuld erhalten sehen, da die politische Reife hierfür in jenem Alter doch in der Regel noch nicht vorhanden ist. Dafür dürfte sich eine noch umfassendere Berücksichtigung der herrlichen Briefe, zumal wiederum der intimen, nicht politischen, ungemein empfehlen; da ist wirklich prächtigste Nahrung für Herz und Gemüt unserer Jugend.

Der Verfasser hat seiner Auswahl eine Darstellung des Lebens (S. 1—55) und der Sprache Bismarcks (S. 56—76) vorausgeschickt. Erstere ist in ihrer gedrängten und die Hauptsachen scharf hervorhebenden Form eine sehr dankenswerte Beigabe; in noch höherem Grade gilt das aber von dem zweiten Aufsatz, in dem zum ersten Male der Versuch gemacht ist, die Vorzüge der Bismarckschen Sprache übersichtlich darzulegen. Der Verfasser hebt dabei ganz besonders folgende Punkte hervor: 1) die Freiheit von jeder Phrase; 2) die Schärfe des Verstandes verbunden mit Deutlichkeit des Ausdrucks; 3) die gesunde und kräftige Phantasie, die sich besonders im Bilderreichtum äußert; 4) die Vertrautheit mit der Natur, sowie mit den Anschauungen und der Ausdrucksweise des Volkes; 5) der Alles durchziehende Witz und Humor. Zahlreiche Stellen aus Reden und Briefen sind jeweilen als Beispiele und Belege eingefügt. Damit sind die Grundlinien gezogen, von denen eine umfassende Behandlung dieses Themas ausgehen kann; dabei wird dann freilich die eigentliche stilistische Seite noch eine stärkere Berücksichtigung finden müssen. Beiträge hierfür bietet die zum ersten April dieses Jahres erschienene Festnummer der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, in der unter anderem der Verfasser des besprochenen Buches über den Gebrauch der Fremdwörter bei Bismarck gehandelt hat, Professor H. Wunderlich den „Abgeordneten von Bismarck" (1847—1852) als Redner betrachtet und Dr. Th. Mathias einige Fragen der deutschen Satzlehre im Hinblick auf Bismarcks Reden erörtert (vgl. oben S. 687). Zu derartigen Einzeluntersuchungen bieten die Reden und Briefe noch weitere Anlässe genug dar; und es ist wohl kein Zweifel, daß, nachdem der Weg der wissenschaftlichen Behandlung der Bismarckschen Sprache einmal betreten worden ist, es an Nachfolgern darauf nicht fehlen wird.

Schließlich sei noch erwähnt, daß in der vorliegenden Ausgabe die Briefe an Frau von Arnim mit den Originalen verglichen worden sind (durch Dr. Horst Kohl) und daher einen zuverlässigen Text bieten. Es ist Schade, daß eine solche Nachvergleichung bei den Briefen an Bismarcks Gemahlin nicht möglich war; ich hätte dann doch erfahren, ob meine Vermutung, daß in dem Briefe vom 3. Juli 1851 statt „Wüste", wie überall und so auch hier zu lesen ist (S. 59), „Küste" zu lesen sei, richtig ist oder nicht. Einstweilen kann ich mir immer noch nicht denken, daß Bismarck in Frankfurt Sehnsucht nach „Wald, See und Wüste" verspürt haben sollte!

Zürich. H. Blümner.

Schröder E., Fürst Bismarck in seinen Aussprüchen 1845—1894. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1 M.

Fürst Bismarck, Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von H. v. Poschinger, 1. und 2. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8 M.

Blum H., Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. 4. Band. München, Beck. 5 ℳ.
Schleiermacher F. D. E., Konfirmationsrede bei der Einsegnung des Fürsten Bismarck. Herausgegeben von S. Lommatzsch. Berlin, Georg Reimer. 50 ₰.
Schäfer H. R., Bismarck in der schwäbischen Dichtung. Heilbronn, Kielmann. 1.50 ℳ.
Köckritz D. v., Geschichte des Geschlechtes v. Köckritz von 1209—1512 und der schlesischen Linie bis in die Neuzeit. Breslau, Josef Max. 20 ℳ.
Lehmann E., Lebenserinnerungen. Den Seinigen erzählt. 3 Bände. Hamburg, C. Boysen. 40 ℳ.
Loebell R. v., Zur Geschichte der Familie v. Loebell (v. Leubell genannt v. Loebell). Aus Urkunden und Handschriften ermittelt und zusammengestellt. Berlin, Mittler & Sohn. 2.75 ℳ.
Peters M., Heinrich Peter Wilhelm Peters. Ein Lebensbild. Stade, Schaumburg. 1.50 ℳ.
Mettenleiter D., Karl Proske, weil. med. Dr., Canonicus-Senior am kgl. Collegiatstifte U. L. F. zur alten Kapelle in Regensburg, Pfarrvikar v. St. Kassian, bischöflich geistlicher Rat &c. Ein Lebensbild. 2. (Titel-) Auflage. Regensburg, Bößenecker. 1 ℳ.
Reventlow, efterladte papirer fra den Reventlowske familie kreds i tidsrummet 1770—1827. Kopenhagen, Lehmann & Stage. 5 kr.
Kriegsminister v. Roon als Redner. Politisch und militärisch erläutert von W. Graf Roon. 1. Band. Breslau, Trewendt. 6 ℳ.
Tangermann W., Morgen und Abend. Erinnerungen, Lebensbilder und Selbstbekenntnisse. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 4 ℳ.
Uslach-Gleichen E. Frhr. v., Geschichte der Grafen v. Winzenburg. Nach den Quellen bearbeitet. Hannover, Carl Meyer. 8 ℳ.
Vincenti C. v., Aus goldenen Wandertagen. Erlebtes und Fabulirtes. Dresden, Pierson. 4 ℳ.
Jaenicke K., Der Volksmann Franz Ziegler (Sammlung volkstümlicher Vorträge und Schriften. 1. Heft.) Glogau, Flemming. 30 ₰.
Werden und Wachsen. Erinnerungen eines Arztes. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer. 3 ℳ.
Dreißig Jahre aus dem Leben eines Journalisten. Erinnerungen und Aufzeichnungen von ***. 2. Band. 1868—1873. Wien, Hölder. 5 ℳ.

Kirchengeschichte. Theologie.

Bäumer S., Geschichte des Breviers. Versuch einer quellenmäßigen Darstellung der Entwicklung des altkirchlichen und des römischen Officiums bis auf unsere Tage. Mit dem Bildnis des sel. Verfassers in Lichtdruck und einem kurzen Lebensabriß. Freiburg i. B., Herder. 8.40 ℳ.
Bettany G. T., A popular history of the Reformation and modern Protestantism. London, Chatto & Windus. 6 sh.
Sophronizon J., Geschichte der Reformation von ihrem Ursprunge bis auf unsere Zeiten. (Wissenschaftliche Volksbibliothek Nr. 43—47.) Leipzig, Schnurpfeil. à 20 ₰.
Arbenz E., Joachim Vadian beim Uebergang vom Humanismus zum Kirchenstreite. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen, Huber & Co. 2 ℳ.
Hauthaler W., Des Kardinals und Salzburger Erzbischofs Matthäus Lang Verhalten zur religiösen Bewegung seiner Zeit (1519—1540). Aus dem

Jahrbuch der Leo-Gesellschaft 1895. Wien, „St. Norbertus" Verlags-Buchhandlung. 36 ₰.
M. Luthers Disputationen in den Jahren 1535—1545 an der Universität Wittenberg gehalten. Zum 1. Male herausgegeben von P. Drews. 1. Hälfte. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 12 ℳ.
Baier J., Dr. Martin Luthers Aufenthalt in Würzburg. Würzburg, Stahel. 60 ₰.
Zweynert E., Luthers Stellung zur humanistischen Schule und Wissenschaft. Dissertation. Leipzig, Gustav Fock. 1.20 ℳ.
Staehelin R., Huldreich Zwingli. Sein Leben und Wirken, nach den Quellen dargestellt. 2. Halbband. Basel, Schwabe. 4.80 ℳ.
J. Calvini opera quae supersunt omnia. Edd. G. Baum, E. Cunitz, E. Reuss. Vol. 51, 52 (Corpus Reformatorum Vol. 79, 80.) Braunschweig, Schwetschke & Sohn. à 12 ℳ.
Jacobi F., Das liebreiche Religionsgespräch zu Thorn 1645. (Erweiterter Sonderabdruck aus Zeitschrift für Kirchengeschichte.) Gotha, Perthes. Vergl. oben S. 690.
Quellenschriften der elsässischen Kirchengeschichte. 2. Band. Straßburg, Le Roux & Co. 6 ℳ.

Gény J., Die Jahrbücher der Jesuiten zu Schlettstadt und Rufach 1615 bis 1765. 1. Band. Annuae literatae collegii Selestadiensis et residentiae Rubeacensis 1615—1713. (Archivalische Beilage des Straßburger Diözesanblattes für das Jahr 1894.)

Haller A., Das theologische Alumneum in Basel. 1844—1894. Zur Feier des 50jährigen Jubiläums im Auftrage der Alumneums-Kommission dargestellt. Basel, Theologisches Alumneum. 2.40 ℳ.
Kröß A., Die Residenz der Gesellschaft Jesu und der Wallfahrtsort Mariaschein in Böhmen. Teplitz, Becker. 1.30 ℳ.
Wille B., Die freireligiöse Gemeinde zu Berlin. Geschichtlicher Rückblick. Zur Erinnerung an die 50jährige Jubelfeier 1845—1895 im Auftrage der Gemeinde verfaßt. Berlin, Rubenow. 25 ₰.
Frank F. H. R. v., Geschichte und Kritik der neueren Theologie, insbesondere der systematischen, seit Schleiermacher. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Schaarschmidt. 2. Auflage. Leipzig, Deichert. 5.80 ℳ.

Bibliothekswesen. Buchdruck und Buchhandel.

Leitschuh F., Katalog der Handschriften der kgl. Bibliothek zu Bamberg. 1. Band, 1. Abteilung, 1. Lieferung. (Bibelhandschriften.) Bamberg, Buchner. 4 ℳ.
Heitz P., Baseler Büchermarken bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Mit Vorbemerkungen und Nachrichten über die Basler Drucker von C. Ch. Bernoulli. Straßburg, Heitz. 40 ℳ.
Verzeichnis der aus der neu erschienenen Literatur von der kgl. Bibliothek zu Berlin erworbenen Druckschriften 1894. Berlin, Asher & Co. 35 ℳ.
Huet G., Catalogue des manuscrits allemands de la Bibliothèque nationale. (Extrait de la Revue des bibliothèques.) Paris, Bouillon.
Grisebach E., Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen. Supplement und Namenregister. Leipzig, Drugulin. 75 ₰.

Vgl. Euphorion 1, 215. Supplement Nr. 1851—2000. Hervorzuheben mehrere Drucke des Simplicissimus und andrer Schriften von Grimmelshausen Nr. 1931—1936. Nach der Bemerkung auf S. XXIV beabsichtigt Grisebach demnächst „eine ausführliche Untersuchung über das wahre Verhältnis der

verschiedenen bei Grimmelshausens Lebzeiten erschienenen Simplicissimus-Ausgaben" zu liefern.
Schäffle A., Cotta. (Geisteshelden. Führende Geister. Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. 18. Band. Der III. Sammlung 6. Band). Berlin, Ernst Hofmann & Co. 2.40 M.
Verlagskatalog von Wilhelm Engelmann in Leipzig bis Ende des Jahres 1894. Ausgegeben im Februar 1895.
Verlagskatalog von Gebrüder Paetel in Berlin. 1837—1895.
Verlagskatalog von Georg Reimer in Berlin 1895.

Theater- und Musikgeschichte.

Endl F., Ueber die Schuldramen und -Komödien der Piaristen mit spezieller Berücksichtigung der dramatischen Aufführungen am Piaristen-Gymnasium zu Horn im 17. und 18. Jahrhundert (aus dem Jahrbuch der Leo-Gesellschaft 1895). Wien, „St. Norbertus" Verlags-Buchhandlung. 72 Pf.
Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von B. Litzmann. Band 10 und 11. Hamburg, Voß.

10. Schlösser R., Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung im 18. Jahrhundert. 7 M. — Inhalt: Erster Teil: Gotters Leben. Zweiter Teil: Gotters Werke. I. Gedichte. II. Trauerspiele. III. Lustspiele. IV. Singspiele. V. Prosaische Schriften.

11. Devrient H., Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. 9 M. — Inhalt: I. Die Jugend. II. Die ersten Schritte der Schönemannischen Schaubühne. III. Der erste Leipziger Aufenthalt. IV. Der erste Hamburger Aufenthalt. V. Berlin. VI. 1744, das erste Jahr des kgl. Preußischen Privilegs, das letzte Jahr in Gottscheds Lehre. 1. Zur Breslauer Messe. 2. Danzig und Königsberg. VII. Zu neuen selbständigen Bahnen. 1. Breslau. 2. Leipzig. 3. Halle. 4. Braunschweig, Halberstadt. 5. Breslau. 6. Stettin. 7. Halle. VIII. In welfischen Landen und Hansestädten. IX. In preußischen und welfischen Ländern. X. Zum letztenmal in Preußen und Sachsen. XI. Die Blüte der Schönemannischen Schaubühne bis zu ihrem Höhepunkt. XII. Höhepunkt und Peripetie. XIII. Allmähliger Verfall. XIV. Das Ende der Schönemannischen Schaubühne. XV. Schönemanns Ende. — Anhänge: I—XXXVIII: Umfangreichere Quellenangaben, die unter dem Text nicht Raum fanden, größere Aktenstücke, Theaterzettel, Theaterreden ꝛc. XXXIX: Schönemanns Repertoire. XL: Aufenthaltsorte (und -zeiten) der Schönemannischen Gesellschaft. Inhaltsverzeichnis (d. h. Register!).

Schlößer R., Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne. 1767 bis 1779. Dreizehn Jahre aus der Entwickelung eines deutschen Theaterspielplans. Habilitationsschrift. Jena.
Hodermann R., Georg Benda. Eine Gelegenheitsschrift. Mit Benutzung des Oberhofmarschallamtsarchives zu Gotha. Im Anhang: Seylers Kontrakt und Bendas Verzeichnis seiner Gothaer Werke. Coburg, Wechsung & Co. 1 M.
Die Theater Wiens 4. Heft. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 6 M.

Inhalt: III. Band. Bayer J., Das neue k. k. Hofburgtheater als Bauwerk mit seinem Skulpturen- und Bilderschmuck.

Raymond G. L., Rhythm and harmony in poetry and music. London, Putnam & Sons. 7 sh. 6 d.

Michaelis A., Vermischte Aufsätze über Musik belehrenden, unterhaltenden und biographischen Inhalts, nebst Grundlagen zu einer musikalischen Physiologie. Leipzig, Verlags-Institut. 3 ℳ.
Thouret G., Katalog der Musiksammlung auf der königl. Hausbibliothek im Schlosse zu Berlin. Verfaßt und erläutert. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 9.50 ℳ.
Zelle F., Ein' feste Burg ist unser Gott. Zur Entwickelung des evangelischen Choralgesanges. Programm. Berlin, Gärtner. 1 ℳ.
Tümpel W., Geschichte des evangelischen Kirchengesanges im Herzogthum Gotha. 2. Teil. Die gothaischen Kirchenlieddichter. Gotha, Schlößmann. 1.60 ℳ.
Benndorf K., Sethus Calvisius als Musiktheoretiker. Dissertation. Leipzig.
Thouret G., Friedrichs des Großen Verhältnis zur Musik. Programm. Berlin, Gärtner. 1 ℳ.
Schnabl C., Johann Joseph Fuchs, der österreichische Palestrina. Eine biographische Skizze. (Aus dem Jahrbuch der Leo-Gesellschaft 1895.) Wien, „St. Norbertus" Verlags-Buchhandlung. 36 ₰.
Denkmäler deutscher Tonkunst. Herausgegeben durch eine von der königl. preußischen Regierung berufene Kommission. Band II. Hans Leo Haßlers Werke: I. Band. Cantiones sacrae für 4 bis 12 Stimmen. Herausgegeben von H. Gehrmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 15 ℳ.
Wilkens C. A., Jenny Lind. Ein Cäcilienbild aus der evangelischen Kirche. 2. Auflage. Gütersloh, Bertelsmann.
Schulze W., Peter Ritter, langjähriger Kapellmeister in Mannheim, geboren am 2. Juli 1763, gestorben am 1. August 1846. Sein Leben und Wirken, nach sicheren Familiennachrichten, Briefen und Dokumenten dargestellt als ein Beitrag zu Mannheims Musikgeschichte. 1.20 ℳ.
Prüfer A., Johan Herman Scheins Leben (1586—1630). Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3 ℳ.
Franz Schuberts Werke. Erste kritisch durchgesehene Gesamtausgabe. Serie XX. Sämtliche Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Klavier. Bandausgabe. Band II. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 7.50 ℳ.
Franz Schuberts Werke. Kritisch durchgesehene Gesamtausgabe. Revisionsbericht. Serie XX. Lieder und Gesänge. Herausgegeben von E. Mandyczewski. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3 ℳ.
Lorenzutti C., Riccardo Wagner. Triest, May. 1.40 ℳ.
Oesterlein N., Beschreibendes Verzeichnis des Richard Wagner-Museums in Wien. Ein bibliographisches Gesamtbild der kulturgeschichtlichen Erscheinung Richard Wagners von den Anfängen seines Wirkens bis zu seinem Todestage, den 13. Februar 1883. IV. Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 5 ℳ.
Inhalt: Katalog einer Richard Wagner-Bibliothek. 4. Band. Eine Ergänzung zu Band I—III. Mit einer Innenansicht des Museums.
Romain L. de, Médicin-philosophe et musicien-poète. Etude sur Richard Wagner et Max Nordau, Paris, Fischbacher. 1 fr. 50 ct.
Freson J. G., L'évolution du lyrisme et l'oeuvre de Richard Wagner. Paris, Fischbacher. 2 fr.
Nertbal, Tannhäuser. La conscience dans un drame wagnérien. Paris, Fischbacher. 2 fr. 50 ct.
Ernst A. et E. Poirée, Etude sur le Tannhäuser. 2.50 fr.
Servières G., Tannhäuser à l'opéra en 1861. Paris, Fischbacher. 2 fr.
Cotard Ch., Richard Wagner, Tristan et Iseult. Essai d'analyse du drame et des Leit-Motifs. Paris, Fischbacher. 3 fr. 50 ct.
Wossidlo W., Wie verstehen wir Richard Wagners Nibelungen? Populärer Führer durch Poesie und Musik. Berlin, Rühle. 60 ₰.

D'Offoël J., L'anneau du Nibelung et Parsival de Rich. Wagner. Trad. en prose rythmée. Paris, Fischbacher. 5 fr.

Geschichte der Philosophie und Aesthetik.

Schellwien R., Der Geist der neueren Philosophie. 1. Teil. Leipzig, Janssen. 2.40 M.

Brentano F., Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand. Stuttgart, Cotta. 1 M.

Brentano F., Meine letzten Wünsche für Oesterreich. Stuttgart, Cotta. 1.20 M.

Mauxion M., La métaphysique de Herbart et la critique de Kant. Paris, Hachette & Cie. 7 fr. 50 ct.

Reicke R., Lose Blätter aus Kants Nachlaß. 2. Heft (aus „Altpreußische Monatsschrift"). Königsberg, Beyer. 8 M.

Apel M., Kants Erkenntnistheorie und seine Stellung zur Metaphysik. Eine Einführung in das Studium von Kants Kritik der reinen Vernunft. Berlin, Mayer & Müller. 3 M.

Hacks J., Ueber Kants synthetische Urteile a priori. Programm, Kattowitz.

Goldfriedrich J., Die Bedeutung der Kantischen Aesthetik. Dissertation. Leipzig.

Goldfriedrich J., Kants Aesthetik. Geschichte. Kritisch-erläuternde Darstellung. Einheit von Form und Gehalt. Philosophischer Erkenntniswert. Leipzig, Strübig. 5 M.

Inhalt: Einleitung. Erster Abschnitt. Vorbereitungszeit der modernen Aesthetik bis auf Kant. — Zweiter Abschnitt. Kritische Darstellung der ästhetischen Lehre Kants. I. Entwicklung der Kantischen Aesthetik aus der kritischen Philosophie. II. Die vorkritische Periode. III. Verhältnis der Kritik der Urteilskraft zur Kritik der reinen und der praktischen Vernunft. IV. Die Lehre vom Schönen. V. Die Lehre vom Erhabenen. VI. Psychophysischer Parallelismus. VII. Die Kunstlehre. VIII. Abschluß. — Dritter Abschnitt. Wesen und Bedeutung der ästhetischen Lehre Kants. I. Allgemeines Verhältnis der Lehre Kants zur Aesthetik vor und nach ihm. II. Die Kritik der ästhetischen Urteilskraft in sich betrachtet. III. Positive Wirkung der Kritik der Urteilskraft. IV. Reaktion. V. Verhältnis der ästhetischen Lehre Kants zur Formal- und Gehaltsästhetik. VI. Philosophischer Erkenntniswert des Aesthetischen. VII. Zusammenfassung und Schluß.

Kühnemann E., Kants und Schillers Begründung der Aesthetik. München, Beck. 4.50 M.

Inhalt: Einleitung. I. Kant. 1. Einführung in das Problem. 2. Die Begründung der Aesthetik. II. Schiller. 1. Einführung in Schillers Fassung des ästhetischen Problems. 2. Die Grundbegriffe der vollendeten Aesthetik Schillers. 3. Zur Kritik der Poesie. Abschluß der Theorie. Schluß. — Kritischer Anhang: I. Kant. II. Schiller.

Plantiko O., Rousseaus, Herders und Kants Theorie vom Zukunftsideal der Menschheitsgeschichte. Dissertation. Greifswald.

Jones H., A critical account of the philosophy of Lotze. Glasgow, Maclehose. 6 sh.

Achelis Th., Friedrich Nietzsche (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. 217. Heft). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 80 Pf.

Maxi, „Nietzsche Kritik." Ein Beitrag zur Kulturbeleuchtung der Gegenwart. Zürich, Verlags-Magazin. 80 Pf.

Steiner R., Friedrich Nietzsche. Ein Kämpfer gegen seine Zeit. Weimar, Felber. 2 M.

Geyer O., Friedrich Schleiermachers „Psychologie", nach den Quellen dargestellt und beurteilt. Programm. Leipzig, Hinrichs. 1 M.

A. Schopenhauers sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Einleitung von R. Steiner. 6. Band. (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur 254. Band). Stuttgart, Cotta. 1 M.

Schopenhauers Briefe an Becker, Frauenstädt, v. Doß, Lindner und Asher; sowie andere, bisher nicht gesammelte Briefe aus den Jahren 1813—1860, herausgegeben von E. Grisebach. Mit einem unedirten Porträt Schopenhauers nach dem Oelbilde im Besitze des Herausgebers (Universal-Bibliothek Nr. 3376 bis 3380). Leipzig, Reclam. 1 M.

Seydel M., Arthur Schopenhauers Metaphysik der Musik. Ein kritischer Versuch. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 2.50 M.

Sommerlad F., Darstellung und Kritik der ästhetischen Grundanschauungen Schopenhauers. Dissertation. Gießen.

Pädagogik und Geschichte des Unterrichts.

Dörpfeld F. W., Gesammelte Schriften 11. Band. Gütersloh, Bertelsmann. 3 M.

Inhalt: Zur Ethik. 1. Teil. Die geheimen Fesseln der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. Ein Beitrag zur Apologetik. 2. Teil. Einige Grundfragen der Ethik. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von G. v. Rohden.

Christinger J., Friedrich Herbarts Erziehungslehre und ihre Fortbildner bis auf die Gegenwart nach den Quellschriften dargestellt und beurteilt. Zürich, Schultheß. 3 M.

Israel A., Versuch einer Zusammenstellung der Schriften von und über Pestalozzi. II. Teil. Programm. Zschopau.

Pestalozzis zweites Zehntenblatt 1799. Zum Drucke befördert mit einer orientierenden Beigabe von H. Morf. Winterthur, Geschwister Ziegler. 70 Ȝ.

Kayser W., Johann Heinrich Pestalozzi. Nach seinem Leben, Wirken und seiner Bedeutung dargestellt. Zum nationalen Ehrengedenktag von H. Pestalozzi (150. Wiederkehr des Geburtstages, 12. Januar 1896) 1. Lieferung. Zürich, Schultheß. 1 M.

Roland J., Marie Hillebrand (1821—1894). Ihr Leben und erziehliches Wirken. Nebst Originalbriefen von Marie Hillebrand als Anhang. Gießen, Ricker. 1.95 M.

Ullrich P. W., Die Anfänge der Universität Leipzig. I. Personal-Verzeichnis von 1409b bis 1419a. Aus den ältesten Matrikeln der Universität zusammengestellt. Leipzig, Spirgatis. 10 M.

Muggenthaler L., Der Schulorden der Salesianerinnen in Bayern von 1667 bis 1831. Ein Beitrag zur Geschichte des höheren weiblichen Unterrichts und Erziehungswesens. (Aus dem „Jahrbuch für Münchener Geschichte"). Bamberg, Buchner. 4 M. Vgl. oben S. 464.

Bünger R., Die Entwickelung des höheren Schulwesens in Schlesien statistisch dargestellt. Programm. Görlitz.

Prenzel Th., Auf dem Cottbuser Gymnasium vor drei Jahrzehnten. Persönliche Erinnerungen an die Stadt und ihre Bewohner, an die Schule und ihre Persönlichkeiten, zugleich ein Gruß an alle einstigen Mitschüler. Cottbus, Differt. 1 M.

Mette A., Geschichte des Gymnasiums zu Dortmund. Festschrift zur 350jährigen Feier seiner Stiftung. Programm. Dortmund.
Detleffen D., Geschichte des königlichen Gymnasiums zu Glückstadt. 4. Vom Rektorate Germars 1802 bis zur Trennung der Gelehrtenschule von der Bürgerschule Michaelis 1820 (Schluß). Programm. Glückstadt.
Schneider M., Das Coenobium beim Gymnasium illustre (1543—1863), ein Beitrag zur Geschichte des Gothaer Gymnasiums. Programm. Gotha.
Lentz H., Album des herzoglichen Gymnasiums zu Holzminden von Michaelis 1826 bis Ostern 1894 im Verein mit dem Lehrerkollegium zusammengestellt und im Namen desselben veröffentlicht. Programm. Gandersheim.
Overholthaus G., Rückblick auf die 25jährige Geschichte des Realgymnasiums zu Papenburg. Programm. Papenburg.
Beck J., Gründungsgeschichte des Realgymnasiums zu Posen. Programm. Posen.
Matthes, Aktenstücke zur Geschichte der Schule und Kirche Kloster Roßleben. II. Die älteste Schulordnung und Schulandachten. Programm. Roßleben.
Förster E., Das kaiserliche Lehrerseminar zu Straßburg. Festschrift zur Einweihung des neuen Seminargebäudes. Breslau, Hirt. 3 M.

Die Litteratur in der Schule.

Philipps V., A short sketch of German literature for schools. London, Williams & Norgate. 1 sh.
Kurschat A., Welche Berücksichtigung verdient die deutsche Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts im deutschen Unterricht auf der Prima höherer Lehranstalten? Programm, Tilsit.
Bürgel F. W. und P. Wimmers, Die deutsche Lektüre in Lehrerbildungsanstalten. Litteraturkunde und Methodik. 2. Jahr. Aachen, Barth. 1.50 M.
Inhalt: Die Arten der lyrischen Dichtung. 6. Auflage.
Knauth F., Auswahl deutscher Gedichte. Für den Schulgebrauch. 12. Auflage. Halle, Hendel. 80 Pf.
Sammlung deutscher Dichtungen. Prosawerke für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Brunner, Bamberg, Buchner.
13. Uhlands Ludwig der Bayer, erklärt von A. Weninger. 50 Pf.
14. Körners Zriny, erklärt von Krallinger. 50 Pf.
Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Wien und Prag, Tempsky.
Gotthold Ephraim Lessing. Hamburgische Dramaturgie. Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben von M. Manlik. 90 Heller.
Gotthold Ephraim Lessing. Emilia Galotti. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. Langer. 70 Heller.
Gräsers Schulausgaben klassischer Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner herausgegeben von H. Neubauer. IX. Wien, Gräser. 50 Pf.
Ueber naive und sentimentale Dichtung. Von F. v. Schiller. Mit Einleitung und Anmerkungen von J. Egger und K. Rieger. 5. Tausend.
Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. Paderborn, Schöningh.
8. G. E. Lessing. Emilia Galotti. Ein Trauerspiel. Mit Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von H. Deiter. 2. Auflage. 80 Pf.
15. Goethes Torquato Tasso. Ein Schauspiel. Für den Zweck der Schule und das Privatstudium erläutert und mit einer Einleitung versehen von W. Wittich. 2. Auflage. 1.35 M.

21. Goethe. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Schulausgabe von J. Dahmen. 1 M.

Meisterwerke der deutschen Literatur in neuer Auswahl und Bearbeitung für höhere Lehranstalten, herausgegeben von K. Holdermann, L. Sevin, M. Evers und V. Uellner. 2. Band. Berlin, Reuther & Reichard.

Wilhelm Tell. Schauspiel von F. v. Schiller. Schulausgabe, besorgt von L. Sevin. 3. Auflage.

Lessings Hamburgische Dramaturgie. Ausgabe für Schule und Haus von F. Schröter und R. Thiele. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 4 M.

Lessing G. E., Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel. Mit Anmerkungen von Tomascheck. 11. Auflage (Sammlung Göschen Band 5). Stuttgart, Göschen. 80 Pf.

Thoma A., Das Studium des Dramas an Lessings Meisterwerken. (Aus „Kehrs pädagogischen Blättern".) Gotha, Thienemann. 1.40 M.

Riehl W. H., Land und Leute. Schulausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen von Th. Matthias. Stuttgart, Cotta. 1.20 M.

Clemm G., Uhlands Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben" als dramatische Anfangslektüre im Gymnasium. I. Teil. Programm. Gießen.

Sagen- und Stoffgeschichte. Volkstümliches.

Nover J., Deutsche Sagen in ihrer Entstehung, Fortbildung und poetischen Gestaltung. Gießen, Roth. 2.50 M.

Inhalt: Beliebte deutsche Volkssagen. Erster Band. Faust. Till Eulenspiegel. Der ewige Jude. Wilhelm Tell.

Siefert A., Die Sage von Walther v. Hohengeroldseck und Diepold v. Lützelhardt. Lahr, Geiger. 60 Pf.

Reiser K. A., Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und herausgegeben. (In ca. 12 Heften.) 1. und 2. Heft. Kempten, Kösel. à 1 M.

Krügel O., Geschichtliches und Sagenhaftes von der Brandenburg. Eisenach, Jacobi. 40 Pf.

Die „Sage" vom Lauterberg. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von J. Sprüchmacher & Co. Karlsruhe, Thiergarten. 50 Pf.

Hanisch G. A., „König Friedrich August-Turm" oder „Die Wunderblume" des Löbauer Berges. Eine Volkssage. Löbau, Oliva. 15 Pf.

Hessel K., Sagen und Geschichten des Nahethals. Kreuznach, Harrach. 50 Pf.

Barbeck H., „Als Nürnberg freie Reichsstadt war." Geschichten, Sagen und Legenden aus Nürnbergs vergangenen Tagen. Neu herausgegeben. Nürnberg, Heerdegen-Barbeck.

Seemüller J., Die Wiltener Gründungssage. Sonder-Abdruck aus der Ferdinandeums-Zeitschrift. III. Folge 39. Heft. Innsbruck. Im Selbstverlage.

Inhalt: I. Aeltere Nachrichten: Stader Annalen, Faber, Fuchsmagen. — II. 16. Jahrhundert: Aurpachs Elegie. Putschens Gedicht, Ottentalers Uebersetzung. Das Münchener Gedicht, Chronologisches. Der Landreim. Holtzwart. Die deutschen Grabverse. Literarischer Charakter dieser Quellen. Gruppierung, Beziehungen zum Stifte. Die übrigen Zeugnisse. — III. 17. Jahrhundert: Milensius, Maler. Ernstinger, Geizkofler. Wolkenstein, Guarinoni. Burglechner, Brunner, Zeiller und seine Ausläufer, Lequile. Mohr und andere. Leben der Sage im Stifte, Spängler und seine Ausläufer, Pliembl. Ergebnis. — IV. 18. Jahrhundert: Kembter, Tschaveller. Ergebnis. Sonstige Zeugnisse. — V. 19. Jahrhundert: Almanach 1804. Die „Drachenzunge" und Ausläufer.

Nationalkalender 1821 und andere Zeugnisse. Grimm, Panzer, M. Meyer, andere Zeugnisse, Daum, Passler, andere Zeugnisse. — VI. Zweige der Ueberlieferung. Chronologie und Entwicklung der Sage. Haymosage und Heimesage. — Anhang. Texte: I. Münchener Gedicht. II. Aurpachs Gedicht. III. Holtzwarts Tafel. IV. Textliches zu Putsch-Ottentaler und Ausläufern. V. Die deutschen Grabverse. VI. Malers Historia.

Höfer F., Die Volksnamen der Vögel in Niederösterreich. Wien-Hernals, Matzner. 50 ₰.

Böhme F. M., Volkstümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert. Nach Wort und Weise aus alten Drucken und Handschriften sowie aus Volksmund zusammengebracht, mit historisch-kritischen Anmerkungen versehen und herausgegeben. (In 12 Lieferungen). Lieferung 1. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1 ℳ.

Weise O., Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Leipzig, Teubner. 2.40 ℳ.

Inhalt: I. Das Werden der deutschen Sprache. II. Das Wesen der deutschen Sprache. A. Ihre Eigentümlichkeit gründet sich auf: a) Die Volksart (Beziehung der Sprache zur Volksart). b) Die Stammesart (Ober- und Niederdeutschland). c) Die Standesunterschiede (Mundart und Schriftsprache). d) Die jeweilige Sitte unseres Volkes: 1. Der Wortschatz ein Spiegel der Gesittung. 2. Der Stil und die Kulturentwicklung. B. Ihre Eigentümlichkeit zeigt sich: a) Im äußern Leben der Wörter. 1. Im Lautwandel. 2. In der Wortbiegung. 3. In der Wortbildung. 4. Im Wortschatze. α) Fremdwörter. β) Heimische Wörter. b) Im innern Leben der Wörter. 1. Im Geschlecht. 2. In der Wortbedeutung. 3. In der Satzlehre.

Fischer H., Geographie der schwäbischen Mundart. Mit einem Atlas von 28 Karten. Tübingen, Laupp. 20 ℳ.

Stuhrmann J., Das Mitteldeutsche in Ostpreußen. I. Programm. Deutsch-Krone.

Shumway D. B., Das ablautende Verbum bei Hans Sachs. Ein Beitrag zur Formenlehre des Deutschen im 16. Jahrhundert. Dissertation. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 3.60 ℳ.

Grimm J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von M. Heyne, R. Hildebrand, M. Lexer, K. Weigand und E. Wülcker. 9. Band. 4. Lieferung. Schleier—Schloß. Bearbeitet unter Leitung von M. Heyne. Leipzig, Hirzel. 2 ℳ.

Des 11. Bandes 5. Lieferung (S.) und des 12. Bandes 6. Lieferung (V.) befinden sich in Druck.

Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. VI. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 50 ₰.

Inhalt: Das Berg- und Hüttenwesen. Verdeutschung der im Bergbau, in der Hüttenkunde, der Markscheidekunst und im Knappschaftswesen gebräuchlichen entbehrlichen Fremdwörter.

Tetzner F., Namenbuch. 2. Auflage. (Universal-Bibliothek Nr. 3107. 3108). Leipzig, Reclam. 40 ₰.

Schmidkontz J., Ortskunde und Ortsnamenforschung im Dienste der Sprachwissenschaft und Geschichte. I. Untersuchungen über deutsche Ortsnamen im Anschluß an die Deutung des Namens Kissingen. Halle, Niemeyer. 2.40 ℳ.

Schrader H., Der Bilderschmuck der deutschen Sprache in Tausenden volkstümlicher Redensarten. Nach Ursprung und Bedeutung erklärt. 4. Auflage. Weimar, Felber. 6 ℳ.

Bohm H., Zur deutschen Metrik. II. Ueber den Rhythmus des gesprochenen und des gesungenen Verses. Programm. Berlin, Gärtner. 1 ℳ.

---

16. Jahrhundert.

Das Drama der Reformationszeit. Die Totenfresser des Pamphilus Gengenbach. — Der Ablaßkrämer des Nikolaus Manuel. — Der verlorne Sohn des Burkard Waldis. — Die Susanna des Paul Rebhun. — Der Pammachius des Naogeorg. — Der Vincentius Ladislaus des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Herausgegeben von R. Froning. (Kürschners Deutsche National-Literatur Bandausgabe 213). Stuttgart, Union. 2.50 ℳ.

Kan J. B., Wesseli Groningensis, Rodolphi Agricolae, Erasmi Roterodami vitae ex codice Vindobonensi typis descriptae. Adiecta est Erasmi genitura, ante CCCXI annos ab Hier. Cardano edita. Programm. Rotterdam.

Lezius F., Zur Charakteristik des religiösen Standpunktes des Erasmus. Gütersloh, Bertelsmann. 1 ℳ.

Murmellius J., Ausgewählte Werke, herausgegeben von A. Bömer. IV. und V. (Schluß)-Heft. Münster, Regensberg. 4.60 ℳ.

Inhalt: IV. Pappa puerorum mit Ausschluß des 1. Kapitels in einem Neudruck herausgegeben. — V. Scoparius in barbarici propugnatores et osores humanitatis ex diversis illustrium virorum scriptis ad iuvanda politioris literaturae studia comparatus, in einem Neudruck herausgegeben.

Hans Sachs, herausgegeben von A. v. Keller und E. Götze. 22. Band, herausgegeben von E. Götze (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart CCI). Tübingen 1894.

Dieser Band enthält 1. alle diejenigen Werke des Hans Sachs, die zu seinen Lebzeiten zwar gedruckt, aber nicht in die Nürnberger Folioausgabe, die Vorlage für Band 1 bis 21 dieser Sammlung, aufgenommen wurden, 2. alle diejenigen Werke des Dichters, welche, obwohl in seiner Handschrift erhalten, bisher überhaupt noch nicht gedruckt oder nur vereinzelt veröffentlicht sind. Die Meistergesänge bleiben auch hier noch ausgeschlossen.

J. Spangenbergs grammatischer Krieg. In deutscher Uebersetzung von R. Schneider. (Aus dem Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens.) Berlin, Friedberg & Mode. 60 ₰.

17. Jahrhundert.

Tropsch S., Flemings Verhältnis zur römischen Dichtung (Grazer Studien zur deutschen Philologie. Herausgegeben von A. E. Schönbach und B. Seuffert. Heft 3.). Graz, Styria. 4 ℳ.

Grimmelshausen, H. J. Ch. v., Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Mit Einleitung von F. Khull. 2 Bände. (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur Band 253 und 255). Stuttgart, Cotta. à 1 ℳ.

Wittig G. C., Jubiläumsschrift zum 200. Geburtstage des Dichters Johann Christian Günther am 8. April 1895. — Urkunden und Beläge zur Günther-Forschung. Eine Ergänzung und Bestätigung meiner „Neuen Entdeckungen zur Biographie des Dichters J. C. Günther aus Striegau in Schlesien." (Striegau 1881) . . . Striegau, A. Hoffmann. 1.50 ℳ.

Durch sein 1881 erschienenes „Hauptwerk" hat Wittig eigentlich jeden Anspruch auf Beachtung verscherzt. Damals brüstete er sich „ein nahezu dreißigjähriges gründliches Studium" auf Günther verwandt zu haben und erlaubte sich den Spaß, die Lesewelt mit LIV + 362 Seiten leeren Gewäsches anzuführen. Der Nachtrag zeigt in der größeren Knappheit einen unverkennbaren Fortschritt. In seinen 29 Seiten liegt jedenfalls das Ergebnis eines fernern

14jährigen Studiums vor, so daß nunmehr auf jedes Jahr erfreulicherweise nur zwei Druckseiten entfallen. Auch bietet Wittig diesmal einiges Beachtenswerte. Was S. 4 über den streng katholischen Bürgermeister von Striegau gegenüber dem streng protestantischen Vater Günthers, S. 4—6 über die Schwester des Dichters Johanna Eleonora, S. 7—9 über Phillis und ihren mutmaßlichen früheren Bewerber, S. 10, 11 über Vorau und Zedlitz, S. 15 über Günthers frühverstorbene Jugendgeliebte Philindrene gesagt wird, ist in der That ebenso neu wie beachtenswert. Auch außerdem ließe sich vielleicht noch manche gute Bemerkung hervorheben. Wo er sich mit Fulda auseinandersetzt, hat er meistens Recht; aber die zanksüchtige, herausfordernde Weise, in der er diese doch immer nur zum Kleinkram gehörigen Dinge behandelt, wirkt im höchsten Grade widerlich. Manches, was Wittig als funkelnagelneu auftischt, findet man auch schon in seinem größeren Werke, da freilich unter einem Wust wirren Wortgerümpels versteckt. Manches, was er dreist als geistiges Eigentum in Anspruch nimmt, ist längst von andern vor ihm beobachtet worden. So will er (S. 28) das Gedicht auf Magdalena Eleonora Jachmann zuerst als Akrostichon entdeckt haben und verweist auf S. 41, 233, 265 seines größeren Werkes, obschon auf jenen Seiten nichts davon zu finden ist. Auch im Nachtrage noch ist er an einigen Stellen mit Absicht weitschweifig, nur, um Raum zu füllen, besonders, wo er sich „auf den Fußspuren der Leipziger Leonore" befindet und wo er über Speer handelt.

Zum Schluß möchte ich noch an eine Stelle des Nachtrags anknüpfen, um von meinem Eignen etwas hinzuzuthun. S. 9 heißt es: „kein Gegner meiner angeblichen Hypothese hat in neuerer Zeit nachzuweisen vermocht, wer denn dieses den vollen geistigen Stempel Güntherscher Echtheit an sich tragende Gedicht [die Curieuse Lebens- und Reise-Beschreibung] . . . hätte verfassen und unterschieben können. Das Gleiche ist der Fall mit den . . . Liebes-Begebenheiten . . . die nur ein Günther damals so schreiben konnte." In einer bereits vor Jahren abgeschlossenen kritischen Literatur-Uebersicht habe ich die beiden Ausgaben der Lebens- und Reise-Beschreibung (1732 und 1738), sowie die Liebes-Begebenheiten (1732) mit aufgeführt und bin zu folgender Vermutung gekommen: In ersterem Buche tritt neben dem Haupthelden und den Schauplätzen seiner Schicksale keine Person und kein Ort so hervor, wie der Dr. jur. E. G. Aßmann und sein teures Liegnitz; dabei ist diese Auszeichnung ganz unberechtigt, nach der Rolle zu schließen, die Aßmann und Liegnitz im Leben Günthers gespielt haben und die keineswegs eine so bedeutende war. Einen Grund, Aßmann als einen so großen Wohlthäter und stets bereiten Helfer in der Not darzustellen, konnte niemand haben als eben Aßmann selber, und man wird nicht fehl gehen, wenn man ihm das ganze Machwerk nebst Schreiben an Gütlern und Anhängseln zuschreibt. Gütler mag immerhin ein Kosename sein, mit welchem Günther seinen ihm gütlich thuenden Freund bisweilen bezeichnet hat. Eine Stelle des Tagebuches aus der Landshuter Zeit weist die Bezeichnung Gütler ebenfalls auf (s. Litzmann, Textkritik S. 62), aber auch ohne jeden Zusatz, der als Fingerzeig zur Ermittlung einer bestimmten Person dienen könnte. Vielleicht ist es hier gelungen, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Wenn Aßmann mit großer Wahrscheinlichkeit als Verfasser der Lebens- und Reise-Beschreibung gelten darf, so muß man ihm auch die Liebes-Begebenheiten als durch und durch geistesverwandtes Erzeugnis zuschreiben. A. K.

Meyer P., Samuel Pufendorf. Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens. Programm. Grimma, Gensel. 1 M.

Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann (Geistreiche Sinn- und Schlußreime). Abdruck der 1. Ausgabe von 1657. Mit Hinzufügung des 6. Buches

nach der 2. Ausgabe von 1675. Herausgegeben von G. Ellinger (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Nr. 135—138.) Halle, Niemeyer. 2.40 M.

Georg Rudolf Weckherlins Gedichte, herausgegeben von Hermann Fischer. Zweiter Band (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart CC.) Tübingen.

Inhalt: Geistliche und weltliche Gedichte (1648). Anmerkungen: A. Zu den einzelnen Publikationen und Gedichten. B. Zu Weckherlins Dichtung im allgemeinen: 1. Chronologische Uebersicht von Weckherlins Leben und Werken. 2. Weckherlins Vorbilder. 3. Metrik. 4. Sprache. — Alphabetisches Verzeichnis der Gedichtanfänge. Register.

---

18. Jahrhundert.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von A. Sauer Nr. 52 und 53. Neue Folge Nr. 2 und 3. Stuttgart, Göschen. 1.20 M.

Inhalt: Göttinger Musenalmanach auf 1771, herausgegeben von C. Redlich.

Clausen J., Jens Baggesen. Kopenhagen, Salmonsen. 4.75 Kronen.

Ellinger G., Gellerts Fabeln und Erzählungen. Programm. Berlin, Gärtner. 1 M.

Goethes sämtliche Werke in 36 Bänden. Mit Einleitungen von K. Goedeke. 22.—26. Band. Stuttgart, Cotta. à 1.10 M.

Goethes Werke. 20. Teil. Wahrheit und Dichtung. 4. Teil. Herausgegeben von H. Düntzer. (Deutsche National-Literatur. Historisch kritische Ausgabe. Herausgegeben von J. Kürschner 214. Band.) Stuttgart, Union. 2.50 M.

Baumgart H., Goethes „Geheimnisse" und seine „Indischen Legenden". Stuttgart, Cotta. 2 M.

Inhalt: I. Die „Zueignung" zu den „Geheimnissen" und die Stanzen an Frau v. Stein. II. Goethes „Geheimnisse" und Herders „Ideen". Die „Geheimnisse". III. Die „Geheimnisse" und die Religionsphilosophie der „Wanderjahre". IV. „Der Gott und die Bajadere" und die „Paria-Legende". Des Dichters Stellung zum Christentum.

Goethe-Schillers Xenien. Aus dem Schillerschen „Musen-Almanach für das Jahr 1797" und den Xenien-Manuskripten. Mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von A. Stern. 2. Auflage (Universal-Bibliothek Nr. 402 und 403). Leipzig, Reclam. 40 Pf.

Goethe, Faust. Tragödie. Für die Bühne in 3 „Abenden" eingerichtet von A. Wilbrandt. Wien, Literarische Gesellschaft. 4.20 M.

Schmidt C., Faust ein Menschenleben. Versuch einer harmonistischen Analyse des Götheschen Faust. Berlin, Rosenbaum & Hart. 3 M.

Possart E., Ueber die Gesamtaufführung des Goetheschen Faust an der Münchener Hofbühne. München, Bruckmann. 30 Pf.

Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre. Nach brieflichen Mitteilungen von Heinrich Voß. Mit Einleitung und Erläuterungen neu herausgegeben von G. Berlit. Stuttgart, Cotta. 3 M.

Düntzer H., Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal. Dresden, Dresdener Verlagsanstalt (B. W. Esche).

Inhalt: Vorwort. I. Das Irrlicht. II. Goethes politischer Lehrmeister Karl August? III. Herr und Diener? IV. Goethe als Erzieher und Berater. V. Goethe als Leiter der Kammer.

Ernst A. W., Goethes Religion. Eine Studie. Hamburg, Kloß.

Hoffmann O., Der Wortschatz des jungen Herder. Ein lexikalischer Versuch. Programm. Berlin, Gärtner. 1 M.

Briefwechsel zwischen Lessing und Eva König. Mit Einleitung und Anmerkungen von E. Dörffel. 1. Band. (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur 256. Band). Stuttgart, Cotta. 1 M.

Grüner W., Die Lehre von den Mittelcharakteren in der Tragödie nach Lessings Darstellung. Programm. Leipzig.

Ridderhoff K., Sophie v. La Roche, die Schülerin Richardsons und Rousseaus. Göttingen, Peppmüller. 2 M.

Düntzer H., Schillers Wallenstein erläutert. Sechste, neu bearbeitete Auflage (Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 46. 47. Bändchen). Leipzig, Wartig. 2 M.

Frädrich F., Untersuchungen über Schillers „Wallenstein". Programm. Berlin, Gärtner. 1 M.

Schillers Briefe, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. Fünfter Band. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 3 M.

Der vorliegende Band enthält die Briefe von Juli 1796 bis Ende 1798 (Nr. 1054—1424). Von bisher ungedrucktem Material finden sich ein Brief an Spener, 10. Oktober 1796 (Nr. 1105), ein Brief an Jakob Horner, 26. Juni 1797 (Nr. 1210), zwei Briefe an Breitkopf, 1. September 1797 (Nr. 1245) und 21. September 1797 (Nr. 1254), ein Billet an Brinckmann, 20. Februar 1798 (Nr. 1317), sämtlich ohne wesentlich hervorragenden Inhalt. Die Anmerkungen nehmen erfreulicher Weise an Umfang zu: hier ist S. 492 ein Brief des alten Dacheröden an Beyer in Erfurt vom 30. Juli 1796, S. 543 ein Brief Zelters an Schiller vom 15. November 1797, S. 548 ein Billet Schillers an Gries vom Dezember 1797 mitgeteilt; hinzuweisen ist auch auf die Anmerkung zu Nr. 1093, wo einige Verse auf einem Kupferstich Volts Schiller vindiziert werden, zu Nr. 1138 (über gedruckte Antixenien des alten Forster) und zu Nr. 1189 (über das Wort „Deutsch" im lobenden Sinne). A. L.

Niedergesäß O., Schiller in seinen Briefen. I. Programm. Gotha.

Schlurick J., Schiller und die Bibel. Programm. Leipzig, Hinrichs. 1.80 M.

Aeschylos' ausgewählte Dramen. Deutsch von L. Graf zu Stolberg. Mit Einleitung von L. Türkheim. (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur Band 252.) Stuttgart, Cotta. 1 M.

---

19. Jahrhundert.

Anzengruber L., Das vierte Gebot. Volksstück. 3. Auflage. Stuttgart, Cotta. 2 M.

Aus Bauernfelds Tagebüchern. I. 1819—1848. Herausgegeben von C. Glossy. (Aus dem „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.) Wien, Konegen. 4 M. Vgl. oben S. 681.

Droste-Hülshoff A. Freiin v., Gedichte. 4. Auflage mit Erklärung schwer verständlicher Wörter. Paderborn, Schöningh. 1.80 M.

Kennel A., Ludwig Eichrodt. Ein Dichterleben. Lahr, Schauenburg. 2 M.

Gaudy F. Frhr. v., Venetianische Novellen. (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes Nr. 843—846.) Halle, Hendel. 1 M.

Geibel E., Gedichte. 121. Auflage. Stuttgart, Cotta. 5 M.

Warnkönig W., Joseph v. Görres. Ein Kämpe für die Freiheit. Dem freien

deutschen Volke geschildert. (Katholische Flugschriften zur Wehr und Lehr Nr. 91.) Berlin, Germania. 10 ₰.

Gotthelf J., Wurst wider Wurst. Die Rabeneltern. 2 Erzählungen. (Bibliothek für Alle Nr. 10.) Basel, Köhler. 15 ₰.

Gotthelf J., Der Besuch oder Birlig-Stüdeli. Erzählung [Aus „Alpenrosen"]. (Bibliothek für Alle Nr. 11.) Basel, Köhler. 15 ₰.

Hackländer F. W., Die Valenzianerin. Illustriert von E. Klein. Stuttgart, Krabbe. 1 ℳ.

Hanke H., geb. Arndt, Die Witwen. 4 Teile in 1 Band. Stuttgart, Malcomes. 1.50 ℳ.

Hansjakob H., Aus kranken Tagen. Erinnerungen. Heidelberg, Weiß. 3.20 ℳ.

Hauffs Werke in 4 Bänden. Leipzig, Knaur. 6 ℳ.

Hauff W., Lichtenstein. 3 Bände. (Aus „Die besten Romane der Weltliteratur"). Teschen, Prochaska. 1.50 ℳ.

Hauff W., Memoiren des Satan (Allgemeine Volks-Bibliothek Nr. 48—53). Neusalza, Oeser. à 10 ₰.

Heine H., Die Harzreise (Allgemeine Volks-Bibliothek Nr. 62. 63). Neusalza, Oeser. à 10 ₰.

Ricci M., La vita intima di Enrico Heine secondo nuovi documenti. Firenze, Barbèra. 2 L.

Blei F., Karl Henckell. Ein moderner Dichter. Studie. Zürich, Verlags-Magazin. 80 ₰.

Mügge Th., König Jakobs letzte Tage. Roman. Leipzig, Greßner & Schramm. 2 ℳ.

Jösten J., Wolfgang Müller v. Königswinter. Sein Leben und die Bedeutung seiner Werke für das deutsche Volk. Köln, Kölner Verlags-Anstalt und Druckerei. 1 ℳ.

Nestroy J., Judith und Holofernes. Travestie. Durchgesehen und herausgegeben von C. F. Wittmann (Universal-Bibliothek Nr. 3347). Leipzig, Reclam. 20 ₰.

Nestroy J., Der Talismann. Posse mit Gesang. Musik von A. Müller. Durchgesehen und herausgegeben von C. F. Wittmann (Universal-Bibliothek Nr. 3371 bis 3380). Leipzig, Reclam. 20 ₰.

Novalis, Les disciples à Saïs et les fragments. Trad. de l'allemand par M. Maeterlinck. Brüssel, Lacomblez.

Paoli B., Gedichte. Auswahl und Nachlaß. Mit einem Bildnis der Dichterin nach Kriehuber. Stuttgart, Cotta. 3 ℳ.

Inhalt: Vorwort von A. Bettelheim. — Betty Paoli von Marie v. Ebner-Eschenbach. — Requiem, gedichtet für die Gedenkfeier des Vereins der Wiener Schriftstellerinen und Künstlerinen von Ferdinand v. Saar. — I. Gedichte (1841, zweite Auflage 1845). — II. Nach dem Gewitter (1843, zweite Auflage 1850). — III. Neue Gedichte (1850, zweite Auflage 1856). — IV. Lyrisches und Episches (1855). — V. Neueste Gedichte (1870). — VI. Letzte Gedichte (Aus dem Nachlaß): Lyrisches; Der gute König in der Hölle, Indische Legende; Metrische Uebersetzungen; Aphoristisches.

Fritz Reuter und die Juden. Dresden, Glöß. 50 ₰.

Reuter, Friedrich Rückert und Joseph Kopp 1837—1842. Mit 18 Briefen des Dichters. Programm. Altona.

Ruppius O., Der Pedlar. 2 Bände. (Aus: „Die besten Romane der Welt-Literatur"). Prochaska, Teschen. 1 ℳ.

Sacher-Masoch, Die Messalinen Wiens. Geschichten aus der guten Gesellschaft. 2 Teile in 1 Band. 7. Auflage. Berlin, Neufeld & Henius. 4 ℳ.

Sauter F., Gedichte aus dem Nachlaß. Mit einem Vorwort von K. v. Thaler. Mit zwei Porträts, wovon ein Jugendbild nach M. v. Schwind. Wien, Teufen. 2.60 ℳ.

Inhalt: Vorwort. — Frühling. — Vermischte Gedichte. Sonette. Gelegenheitsgedichte.

Sealsfield Ch. (K. Postl), Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre. (In 5 Teilen) 1. und 2. Teil. Stuttgart, Malcomes. 1.50 ℳ.

Dieter H., Franz Stelzhamer und seine Beziehungen zu Groß-Piesenham und Salzburg. (Aus der „Linzer Tagespost".) 1. und 2. Auflage. Salzburg, Dieter. 40 ₰.

Wilhelmi H., Maurice Reinhold v. Stern, ein socialdemokratischer Dichter. Vortrag. Sonderabdruck aus der „Monatsschrift für innere Mission" von Th. Schäfer. Gütersloh, Bertelsmann. 1894.

Steub L., Drei Sommer in Tirol. 3. Auflage mit 1 Karte. 2 Bände. München, Hugendübel. 7 ℳ.

Stolz A., Gesammelte Werke. 17. Band. Freiburg i. B., Herder. 3 ℳ.

Inhalt. Legende oder der christliche Sternenhimmel. 10. Auflage. Mit Bildern von A. und L. Seitz. II. Band. April bis Juni.

Storm Th., Zur Chronik von Grieshuus. 4. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 3 ℳ.

Tieck L., Novellen. I. Der Aufruhr in den Cevennen. (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes Nr. 857—859). Halle, Hendel. à 25 ₰.

Klee Gotthold, Zu Ludwig Tiecks germanistischen Studien. Programm. Bautzen. 1 ℳ.

Der Verfasser giebt eine klare, durch unbekannte Briefe reichlich erläuterte Uebersicht über Tiecks wissenschaftliche Thätigkeit auf germanistischem Gebiete: ihre Hauptetappen sind die Erneuerung der Minnelieder, die Vorarbeiten zu einer Nachdichtung der Nibelungen, die Beschäftigung mit dem König Rother und dem Heldenbuch, die Bearbeitung von Ulrichs Frauendienst, endlich das deutsche Theater; alle diese Arbeiten und Pläne sind im einzelnen eingehend besprochen. — Anmerkung 32 lies 1803 statt 1819; die in Anmerkung 58 besprochene Stelle aus den Nibelungen ist aus 277, 3 und 279, 3 gemischt. A. L.

Uhland L., Gedichte. Gütersloh, Bertelsmann. 1.40 ℳ.

Uhland L., Gedichte und Dramen in zwei Bänden. Gütersloh, Bertelsmann. 3 ℳ.

Wilhelm Waiblingers Gedichte aus Italien. Nach den ersten, vom Dichter selbst besorgten Drucken, sowie aus dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von E. Grisebach. Zweiter Band. Oden und Elegien aus Rom, Neapel und Sicilien. (Universal-Bibliothek Nr. 3351. 3352.) Leipzig, Reclam. 40 ₰.

In der Biographie sind auch ungedruckte Briefe verwertet. Der erste Band der Grisebachschen Sammlung enthält die „Lieder des Römischen Carnevals und andere Gedichte aus Latium und den Sabinerbergen."

Weitzmann C., Sämtliche Gedichte in schwäbischer Mundart. Vollständigste Ausgabe. 10. Auflage. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlags-Anstalt. 1 ℳ.

Zschokke H., Kleine Ursachen oder ein Bäckergeselle als Minister. Erzählung (Bibliothek für Alle Nr. 9). Basel, Köhler. 15 ₰.

Nachrichten.

Ernst Elster in Leipzig bereitet ein größeres Buch: Theorie der Literaturgeschichte vor.

Für die neubegründete Revue des universités du midi sind u. a. in Aussicht gestellt: Hallberg, La pédagogie de Goethe; Joret, La cour littéraire de Weimar; Legras, Henri Heine et Michel Lermontof.

Von Juni dieses Jahres ab erscheint bei C. Fromme in Wien die Zeitschrift für deutsche Mundarten, redigiert von Dr. J. W. Nagl.

Dr. John Meier in Halle versendet eine Erklärung, in der er sich dagegen verwahrt, als ob er in seinem Buche über Hallische Studentensprache Kluges Aufsatz über Deutsche Studentensprache vom Jahre 1892 in unerlaubter Weise benutzt habe.

Für den Stuttgarter literarischen Verein befinden sich im Druck: Haimonskinder, deutsche Prosa des 16. Jahrhunderts; Boccaccio-Steinhöwel, De claris mulieribus.

R. Schlößer in Jena ist mit einer Sammlung der deutschen Gedichte August Buchners beschäftigt.

Für A. Leitzmanns Quellenschriften zur deutschen Literatur- und Geistes-Geschichte befinden sich in Vorbereitung: Romantikerbriefe, bearbeitet von L. Klee in Bautzen und Alexander von Humboldts Jugendbriefe, bearbeitet von dem Herausgeber.

Auf Anregung des Königs von Württemberg wird ein Schwäbischer Schiller-Verein und ein Schiller-Museum in Marbach begründet.

Dem Dichter Müller von Königswinter soll in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet werden.

Julius Petris literarischer Nachlaß wird demnächst, herausgegeben von seinem Lehrer Erich Schmidt, im Verlage der Cottaschen Buchhandlung erscheinen.

Am 30. April 1895 starb zu Wiesbaden Gustav Freytag im 79. Lebensjahre. Eine Flut von Nekrologen, die unsere Bibliographie zum großen Teil bereits zu sammeln bemüht war, ist über sein frisches Grab dahingerauscht. Vom hellsten Enthusiasmus bis zum kühlen Zweifel waren alle Schattierungen der Wertschätzung darin vertreten. Alles aber war einig in der Anerkennung seiner großen historischen Bedeutung für das Geistesleben Deutschlands in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Je weiter daher die literarhistorische Forschung sich der Gegenwart nähern wird, um so öfter wird sie den Spuren seines segensreichen Wirkens begegnen und um so öfter wird auch unsere Zeitschrift seinen Namen in Verehrung und Dankbarkeit zu nennen haben.

Im Manuskript abgeschlossen am 1. Juni, im Satz am 11. Juli 1895.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Briefe, Manuskripte und Büchersendungen sind zu richten an den Herausgeber, Professor Dr. August Sauer in Prag, Smichow 586.

Euphorion

Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Zweiter Band

Viertes Heft

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schaun.

Vierteljährlich erscheint ein Heft im Umfang von etwa 13 Bogen.
Preis des Jahrgangs M. 16.—

Bamberg
C. C. Buchner Verlag
Rudolf Koch
1895

Inhalt.

Recensionen und Referate.

Briefe, Manuskripte und Büchersendungen sind zu richten an den Herausgeber Professor Dr. August Sauer in Prag, Smichow 586.

Wilhelmine Andreä.

Von Wilhelm Lang in Stuttgart.

Im Jahre 1861 hat Professor Dr. Haackh (Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 18 ff.) die Hypothese aufgestellt, Schillers „Laura“ sei nicht die Hauptmannswitwe Vischer gewesen, sondern deren Nichte Wilhelmine, Tochter des Arztes Dr. Jakob Eberhard Andreä, eines Nachkommen des bekannten württembergischen Theologen Jakob Andreä, der im 16. Jahrhundert Kanzler der Universität Tübingen war. Haackh stützte sich auf eine unsichere Ueberlieferung in der Zumsteegschen Familie. Dazu kam, daß er ein Bildnis entdeckt hatte, in dem Angehörige der Familie die Züge Wilhelminens zu finden glaubten, während in dem männlichen Pendant dazu Haackh die Züge Schillers erkennen wollte, also „Schiller und Laura“. Die Hypothese war schwach begründet und hat wenig Beifall gefunden. Brahm nimmt gar keine Notiz davon. Weltrich verwirft die Hypothese, über die er einen eigenen Exkurs verspricht. Minor sucht von ihr einen Rest zu retten. Er schreibt, wie das Gedicht „An Minna“, so auch den an eine Minna gerichteten, mit X gezeichneten „Fluch eines Eifersüchtigen“, und die anderen Gedichte der Anthologie, die dieselbe Chiffer haben, Schiller zu und bezieht sie auf Wilhelmine Andreä; er unterscheidet Lauralieder und Minnalieder: dort hohe, rhetorische, hier sinnliche, realistische Lyrik. Einigen Anhalt gewinnt er dadurch, daß Wilhelmine erwiesenermaßen von Gotthold Stäudlin, dem Herausgeber des Schwäbischen Musenalmanachs, angebetet und angesungen worden ist, und daß der alte Bodmer sich das Gerücht zutragen ließ (Goethe-Jahrbuch 5, 183 f.), Stäudlin und Schiller seien Nebenbuhler wie in der Poesie, so in der irdischen Liebe gewesen. Also: Stäudlin und Schiller liebten dieselbe Wilhelmine, Schiller sah sich betrogen und gab in dem „Fluch eines Eifersüchtigen“ der Treulosen den Laufpaß.

Bezeugt ist ein Verhältnis Schillers zu Wilhelmine nirgends, wohl aber ist bezeugt, daß diese von Ständlin, von Reinhard und von Conz geliebt, angeschwärmt und besungen worden ist. Ich habe Briefe in Händen, die über diese Dinge einiges Licht verbreiten und namentlich eine Anzahl Gedichte der Genannten zu erläutern geeignet sind. Und da nun doch einmal Wilhelmine Andreä mit unserem großen Dichter in Verbindung gebracht worden ist, wird ihre Veröffentlichung kaum einer Rechtfertigung bedürfen, zumal der Verkehr dieser schwäbischen Dichter mit dem andern Geschlechte zugleich einiges kulturgeschichtliches Interesse darbietet. Vielleicht, daß es auch gelingt, daraus mittelbare Schlüsse auf ein Verhältnis Schillers zu Wilhelmine zu ziehen.

Im September 1781 hat Reinhard (der spätere französische Diplomat), damals noch im Tübinger Stift, die bekannte Reise mit Conz nach Stuttgart gemacht, auf der er mit Schiller bekannt werden sollte. Der erste schwäbische Musenalmanach, wozu Stäudlin die Dichter am Neckar und am Nesenbach aufgeboten hatte, war zusammengestellt, sein Erscheinen stand bevor. „Mit dem Allmanach", schrieb Reinhard am 9. August seinem jüngeren Bruder Christian, der im niederen Seminar zu Maulbronn war, „wird diese Woche der Anfang zum Druck gemacht. Ich werde 10—12 Stücke drein liefern." Er brannte vor Begierde, in der Hauptstadt alte Freundschaften zu erneuern, neue zu knüpfen. Nie hatte er den Ferien mit größerer Ungeduld entgegengesehen. Am 23. September schrieb er dem Bruder, der im Begriff war gleichfalls in die Ferien zu reisen:

Du kommst morgen, also einen Tag vor mir, nach Stuttgardt. Komm mir entgegen bei trübem Wetter. Wenn's aber schön Wetter ist, so gehst du Vormittags, so schön geputzt, als es sich thun läßt, in H. Reg. R. Stäudlins Haus (Friz Stäudlin nimmt diesen Brief mit) fragst nach d. H. M. Stäudlin und sagst ihm, du seiest mein Bruder. Ob sie mir entgegen gehn wollen? — Das Weitere wirst du hören. Schon umdüften mich die Freuden Elysiums! — So wol ist mir, daß ich einige Wochen aus diesem Gefängnis erlöst werde, und nach Stuttgardt komme, ha! wohin? — Bruder, dis ist die Sache.

Hiernach ist anzunehmen, daß Reinhard am 25. September in Stuttgart ankam. Bis zum 4. Oktober blieb er daselbst. Er

hatte Wilhelminen bei einem früheren Aufenthalt in Stuttgart, wie es scheint bei einem Balle, erstmals gesehen. Schon damals war sie ihm als ein Engel erschienen, und der Wunsch sie wiederzusehen war mit ein Grund, warum er so sehnsüchtig nach der Hauptstadt strebte. Er sah sie wieder, und jetzt brach, obwohl gleichzeitig bereits Zweifel und Mißtrauen sich regte, übermächtig die Liebesflamme bei ihm aus. Nach Ablauf der Ferien nach Tübingen zurückgekehrt, schrieb er am 27. Oktober folgenden Brief an seinen Bruder nach Maulbronn:

Am Dienstag, an meinem Geburtstag [2. Oktober] bist du von Stutgardt weg: den Mittag, nachdem ich gehört hatte, M i n n a komme nicht in die Komödie, bracht' ich bei Ständlin zu: Betul war auch da, und dann ward mein Geburtstag celebrirt in Rheinwein. Sie waren lustig, aber Ich wars nicht. — Mittwoch Mittag bracht' ich bei S c h i l l e r zu. Er schenkte mir seine Räuber. — Donnerstags wolt' ich auf Heilbronn: Allein weil Abends Konzert war und Illumination, so blieb ich zurück: Mein wichtigster Grund mochte der seyn, daß ich hofte, die Andräinnen da anzutreffen. — Um 5 Uhr gingen wir hinein und kamen glücklich in den Konzert-Saal: Plözlich kommt ein Hauptmann: Wer nicht (sic!) Stiefel anhabe, müsse fort, und sich umkleiden. — Klein! dacht' ich und ging, zog Schuhe an, und kam wieder. Nun spekulirt' ich überall nach — Minna, aber da war keine! Endlich fürt z u m S t e g einen Fremden zu mir her, der sagt: Er habe schon lang gewünscht, mit mir bekannt zu werden: Er habe schon von Ständlin viel Gutes von mir gehört und von den Jgfr. Adräinnen. Wie mir das durch die Seele fuhr! Sind sie im Konzert, war meine erste Frage, eh' ich seinen Namen wuste. (Er heist Weber und ist Musicus.) Nein, sagt' er, aber sie kommen, die Illumination zu sehen. — Nun hatt' ich genug: Mein Standplaz war an der Thüre, und im ganzen Saal keine hohe Haube und keine Frisur mehr für mich. Das Konzert ging an. Ich wartete den Chor aus, dann konnt' ich nicht mehr. Hinaus in den Hof, und da immer im Vierek herum. — Endlich kommen zwei Frauenzimmer im Negligé, jede gefürt von einem Chapeau, zum Schlos Thor herein, und die erste war Minna: Wie mir das Herz schlug — Ich mache mein Kompliment: Ihr Begleiter entfernt sich, ich füre sie: In dieser neuen mir ganz ungewönlichen Sphäre mit Ihr — es ist unbeschreiblich. — Wir gingen hinaus endlich auf die Planüde, sezten uns da im Mondschein —

Da floßen unsre Seelen zusammen, wie
Zu Harmonien Tönen, da glüht' im Mond

Die Wang' ihr röter, und ein sanfter
Händedruck stürzte mein Blut zum Herzen!

Endlich gingen wir heim! — und wie mirs nun so leicht war! Aber auch Minna ist — ein Mädchen! — Kurz ich war das erstemal überrascht worden: Anstreiten dagegen mocht' ich, wie ich wolte: Ich war bezaubert. Nur sie konnte meine Bezauberung lösen, und es geschah. —

Reinhard erzählt dann weiter, daß er sich am Freitag in die Ludwigsburger Kutsche setzte und von da weiter nach Heilbronn wanderte, wo er sich zwei Tage an den Vergnügungen der Weinlese ergötzte. Am Montag kam er nach Stuttgart zurück. „Ich ging gleich zu St. aber da war keine Seele zu Haus. Schiller, Petersen, Niemand. Den andern Tag traf ich sie an, nur Schiller nicht." Er verabschiedete sich dann im Stäudlinschen Hause, wobei Lotte, die eine der Schwestern, zärtliche Thränen vergoß. Stäudlin gab dem weiter Wandernden noch das Geleite bis ins Dorf Degerloch.

Zur Erläuterung dieses Briefs diene Folgendes. Der Vater der „Andräinnen" war im Jahre 1779 gestorben, nachdem in den letzten Jahren sein Geist umnachtet gewesen war. Er hinterließ 7 Töchter, von denen Luise und Wilhelmine die ältesten waren. Johann Christoph Weber war, wie Johann Rudolf Zumsteeg, ein aus der Karlsschule hervorgegangener Musiker (Wagner, Geschichte der Karlsschule 1, 613). Betulius ist ohne Zweifel der spätere Auditeur, ein Sohn des Antiquars Betulius, der als Freund von Schillers Vater genannt wird (Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, Seite 354). Seinen Freund Conz nennt Reinhard nicht; man weiß aber aus Conzens Mitteilungen, daß dieser mit Reinhard nach Stuttgart reiste und mit ihm bei Schiller war. Ob dieser gemeinschaftliche Besuch aber gerade derjenige war, von dem Reinhard seinem Bruder schreibt, bleibt dahingestellt. Er sah Schiller wiederholt. In seiner eigenen Aufzeichnung über die Begegnung mit Schiller (Guhrauer, Historisches Taschenbuch Neue Folge 7, 197) schreibt Reinhard: „Damals sahe ich zum ersten- und letztenmale nur drei Tage lang Schillern, der so eben die Carls-Akademie verlassen hatte."

Beide Schwestern, Luise und Wilhelmine, waren viel um-

worben. Luise krankte eben damals an einer Herzenswunde, knüpfte aber bald darauf ein neues zärtliches Verhältnis mit Zumsteeg, das zu Verlobung und Ehe führen sollte. Bei Wilhelmine durfte sich in dieser Zeit und in den folgenden Wintermonaten Reinhard, neben Stäudlin, als der Begünstigte betrachten. Seit der zweiten Stuttgarter Begegnung wechselten sie Briefe und diese Briefe ermutigten Reinhard im Dezember Minna eine förmliche Liebeserklärung zu machen. Er that es, obwohl er wußte, daß Stäudlin sein Mitbewerber war und im November zu Minnas Geburtstag ihr ein Gedicht zugesandt und darin seine Liebe gestanden hatte. Allerdings steht in diesem Geburtstagsgedicht (veröffentlicht in Stäudlins Gedichten, 2, 125) der Liebhaber in ziemlicher Entfernung. Er versichert, daß seine Neigung nicht auf den äußeren Reizen der Angebeteten beruht, daß sie rein und edel ist und „in himmlischem Gewande singt", und schüchtern fragt er beim Unendlichen an, ob er sie nicht für ihn geschaffen habe. Wilhelmine hatte diese Huldigung mit jungfräulicher Bescheidenheit, aber mit Seufzen und Thränen entgegengenommen und Stäudlin schrieb überglückliche Briefe nach Tübingen, so daß Reinhard bereits verzagen und dem glücklicheren Nebenbuhler das Feld räumen wollte. Als er aber hörte, daß Wilhelmine an ihrem Geburtstag auch seiner und Conzens gedacht hatte, schöpfte er neue Hoffnung. Am 1. Dezember war der Schwester Luise Geburtstag. Zu diesem schrieb er, wie seinerseits auch Conz that, eine Ode (Schwäbische Blumenlese 1783, S. 14; mit — h — gezeichnet), worin auf das tragische Geschick des Vaters Andreä und auf Luisens unglückliche Liebe angespielt war, und da dies eine heikle Sache schien, bediente er sich zur Beförderung des Gedichts an seine Adresse der Vermittlung Wilhelminens. Die Folge war, daß er nicht blos von Luise einen dankenden, sondern auch von Wilhelmine einen Hoffnung erweckenden Brief erhielt und da inzwischen Stäudlin einen völlig mutlosen Brief geschrieben hatte, meinte Reinhard eine förmliche Erklärung schuldig zu sein: er eröffnete sich Minna und wartete nun ungeduldig auf Antwort. Das alles erfahren wir aus folgendem Briefe Reinhards an seinen Bruder:

Tübingen, 13. Dez. 1781 . . . . . Und morgen erwart' Ich einen Brief, der — auch entscheiden wird. Nun davon hernach. Oder nein! jetzt gleich! Denn mein Herz strömt mir über, mus sich ergießen in deinen Schoos! und sey stolz! was ich dir jetzt schreiben werde, weis — selbst Konz nicht. Der Kalte, der Fabius, rieth immer zum piano: aber ich habe den Schritt gewagt: Er erfärt ihn nicht eher, als mit dem Erfolg. — Allein kann ich dies schreiben, in seinem ganzen Zusammenhang, der in der mündlichen Erzälung einen Tag wegnemen würde? Nein ich schweige bis zur Vakanz!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und nun — ob ich soll oder nicht soll? — Dir schreiben, was ich dir anfangs versprochen hatte? Ich wills thun, aber nur in Kompendiums-Kürze. Also — Wilhelmine hatte mir geantwortet, und ich wieder. Einige Tage darauf bin ich bei einer Musik mit Betulius. Ich beginne von den beiden Mädchen, sehr natürlich. Drauf erzälte er mir eine unglückliche Liebe von Luisen, der älteren Schwester: Vom Unglück ihres Vaters, Dr. Andreä, weist du ja auch. Dis macht Eindruck auf mich, und da ich zugleich erfahre, daß d. ersten Dez. ihr Geburts-Tag ist, so schreib' ich ein Gedicht drauf, das mir ganz aus der Seele fliest. Es beginnt: O Luise, der Tag ꝛc. — Indessen bekommt Conz einen wonnetaumelnden Brief von Stäudlin, der sich ganz in alle die Wonne des liebens und geliebtwerdens ausgiest. Noch zuversichtlicher spricht er in einem Brief an Betul. Vorbei, dacht' ich, ists mit dir! Alles war Traum, Wahn, Selbstbetrug! — ging nach Haus . . . nam ein Papier, wolt' an Minna schreiben — nichts! Vorwürfe, Klagen? Jene, dacht' ich sind ungerecht, diese — was nüzen sie? — Ich lies es, und begrub meinen Jammer in mich. — Indessen kam d. 1ste Dez. Die Sache war delikat: In einem Gedicht an ein Frauenzimmer von unglücklicher Liebe reden: Aber sie ist Luise. Drum, dacht' ich. (Schall, der sie auch kannte, geliebt hat, und — abgewiesen worden ist, nannte sie eine Schwärmerin: das, glaub ich, ist sie nicht: aber Gefül hat sie in hohem Grad) doch must ich die Sache einleiten. Ich bediente mich also d. Gelegenheit, und schrieb an Minna. (St. um dir das noch zu sagen, hatte auf Wilh. Geburtstag im November ein Gedicht gemacht, ihr s. Liebe gestanden, sie hatt' es, so schrieb er, mit jungfräulicher Bescheidenheit gelesen, Tränen im Blick, da er sie sprach, und versunken in wehmütigem nur durch Seufzen unterbrochenem Schweigen: aber doch trank sie damals meine und Conzens Gesundheit, das liebe Mädchen.) In diesem Brief stand nun unter anderm folgendes: „— — erzälte mir v. einem Frauenzimmer,

die meine ganze Hochachtung hat ꝛc. ꝛc. sie hab' unglücklich geliebt (Sie sinds also nicht Minna! Denn Sie lieben glücklich) — — Noch einmal! Sie lieben glücklich! Aber doch wars Güte von Ihnen, daß Sie an Ihrem Geburtstag mich auch nannten: Mich und Conz neben Stäudlin!" — Aber ich mus noch einmal zurückgehn. Auf die Stelle ihres Briefs: machen Sie mich zu Ihrer Vertrauten ꝛc. ꝛc. — hatt' ich ihr geschrieben: „Sehn Sie, daß ich Sie dazu gemacht habe — — aber wenn ich zur Vergeltung nun fodre, daß Sie mich zu Ihrem Vertrauten machen? Ich war ja schon der Vertraute einer Leidenschaft, die für Sie in d. hellsten Flammen lodert. Schreiben Sie mir, daß ich St. sage, in Ihrem Namen sage: Sey glücklich, und ich will meinem Freunde Glück wünschen, will — —" und nun lies St. Jammerbrief. (Aber ich binde dirs auf die Seele, mir Alles, was ich beilegen werde, unversehrt zurückzuschicken.)

d. 16ten. Wie unerwartet mir der war, kannst du denken. Am nemlichen Botentag gab mir Konz einen Brief von Luisen, die belonendste Danksagung, einen von Wilhelmine, voll schmeichelnder Hofnung erregender Stellen: Eine nur: (Wegen der Stelle im Gedicht an Luise: — sie trocknen einst in Minnas Umarmungen — hatt' ihr geschrieben: Sie verzeihn mirs doch! Es war ein liebenswürdiger, aber täuschender Genius, der sie mir eingab —) „Mir schiens, als wäre die Liebe Ihrem fülenden Herzen zum Bedürfnis worden. Weil sie aber bis her kein Mädchen gefunden haben, das Ihrem Ideal ganz entsprochen hätte, so ist sehr natürlich, daß die 2te Geliebte, die ihm notwendig mehr entsprechen muste, als die erste, das Bild der lezten aus Ihrer Seele verdrängte. Und das kann ich Ihnen verzeihen: ob Ihnen aber Ihre Geliebte vergeben konnte oder wolte, das weis ich nicht, wünsche es aber Ihnen von Herzen — und nun, was Sie nicht alles v. Bewußtseyn Ihres Unwerts" ꝛc. ꝛc. — Zugleich war ein Brief v. Breitschwert beigelegt, durch dessen Hand alle Briefe laufen, der hier folgt. — Und das resultat war: Ich muste mich erklären, entweder jetzt oder nie: Ich thats: Montag gieng d. Brief ab: Dienstag erhielten sie ihn gerade da St. dabei war, also in einer äußerst kritischen Lage, und heut ists Sonntag und noch keine Antwort. Seys wie's will: Ich hab' es überlegt, jede der Folgen des Schritts abgewogen und nun bin ich ruhig — — — Hofnung hab' ich: das ist wahr. Aber denk' Abwesenheit, Stürmen eines feurigen Nebenbulers, weibliche Bedenklichkeit, und dann, das schmeichelhafteste, was ich denken kann ist: die Wage schweb' im Gleichgewicht . . . .

Dieser Raum noch, um dir morgen vollends hinzuschreiben, entweder ich bin glücklich, oder — ich bins nicht! leb wol.

d. 17ten. Heute kein Brief —

d. 24sten Abends 11 Uhr. Tag vor d. Christtag. Hahaha! Herr Bruder lach! Hahaha! Du hättest mich heute sollen den Wörth hinauflaufen sehn! Hahaha! Sag nur, wenn dich jemand fragt, dein Bruder sei ein Esel!

Der Schluß dieses Briefes läßt nur die eine Deutung zu, daß Minna in dem Briefe, mit dem sie so lange zögerte, den werbenden Liebhaber abgewiesen hat. Aber sie hat ihn, wie die folgenden Briefe zeigen, nicht aller Hoffnung beraubt. Sie hat eine deutliche Aussprache ohne Zweifel vermieden, und so hat sie es, von den Huldigungen der dichterischen Jugend geschmeichelt, offenbar mit ihren Liebhabern überhaupt gehalten, mit Stäudlin ebenso wie mit Reinhard. Das Verhältnis wird keineswegs abgebrochen, der Briefwechsel dauert fort und Minnas Briefe lassen die Hoffnung nicht verlöschen. Am 4. Februar 1782 schreibt Reinhard dem Bruder:

Wie's mit mir stehe? — So eigentlich weis ich dis nicht zu beantworten. Stürmisch ist mein Herz nicht. So ein sanftes Westwindchen weht drüber her, und das heist — Hofnung. Minna's letzter Brief hat's erregt. — Der beiden Mädchen Schatten-Ris hab' ich nun auch: Minna's Profil ist schön! — Meinen Schatten-Ris hab' ich ihr heute geschickt: mir gefällt er nicht: Ich wünsche, daß er bessere Würkung auf sie habe. Uebrigens bin ich so ziemlich gelassen. — Jgfr. Kathrine Lise (ich glaub' ich habe dir vor 8 Tagen von ihr geschrieben) ist mir, fast möcht' ich sagen, untreu worden. Du kannst nicht glauben, wie michs freute, da Hofaker mir von ihr vorbramarbasirte, wie sie ihm keinen Kus schuldig geblieben sei rc. Also kann das gute Ding mir keine Vorwürfe machen. Ueberhaupt kann ich's fast nicht begreifen, wie ich damals so mit Blindheit geschlagen seyn konnte, wiewol ichs mitten in dieser Blindheit mit den Händen grif, daß sie das Mädchen nicht sey, das mich fesseln könne,

(Katharine Lise war eine Dorfschöne in der Umgegend von Balingen, mit der Reinhard in den Ferien einen kleinen Liebesroman, „übrigens recht unschuldiger Art", unterhielt. Sie ist unter dem Namen Mira in Reinhards Gedichten besungen.)

Unter diesen Umständen regte sich in Reinhard mächtig das Verlangen, die Geliebte wiederzusehen. Im Februar fanden in Stuttgart große Festlichkeiten statt aus Anlaß der Erhebung der

Hohen Karlsschule zu einer Akademie. Auch der Ephorus und die Superattendenten des Tübinger Stifts waren dazu geladen, und diese herrenlose Zeit wurde von den Stiftlern zu zahlreichen Uebertretungen der Ordnung benützt. Manche gingen gleichfalls nach Stuttgart, um sich an den Festlichkeiten, die sich über eine Woche erstreckten, zu ergötzen und Reinhard mit seinem getreuen Conz gedachte ein Gleiches zu thun, zumal da die Feste eine gute Gelegenheit versprachen, die Schönen Stuttgarts zu sehen. Schon hatten sie sich auf den Weg gemacht; unterwegs schlug ihnen aber das Gewissen, weil sie ohne Erlaubnis fortgegangen waren; sie kehrten um und büßten die Uebertretung der Stiftsgesetze mit einer leichten Karzerstrafe.

Um so ungeduldiger wurde nun den Osterferien entgegengesehen. Reinhard weiß zwar, daß die Eltern in Balingen ihn am bestimmten Tag erwarten, daß der Vater über eine neue Stuttgarter Reise zürnen wird; auch weiß er noch nicht, wie er sich die Mittel zur Reise verschaffen wird, aber — es muß sein, er muß Minna wiedersehen. Wiederum hat er einen hoffnungerregenden Brief erhalten, und gleichzeitig kann er dem Bruder zwei andere freudige Nachrichten schicken: er fühlt sich, Dank einer Aderlässe, von drückendem Unwohlsein befreit, und sein Herzenswunsch ist erfüllt: mit dem geliebten Conz allein eine Stube im Stift zu beziehen. So schreibt er denn überglücklich dem Bruder am 18. März:

Accepi literas, convalui, habeo museum optatum cum optatis sociis. Quaevis gratissima tulit haec dies! Nescio, quid mihi velim? Accepi igitur literas: spes, quae dudum respirârat, augetur, vivit, viget. Adero, videbo, audiar! O quam desiderat hoc pectus foveri in tam amato gremio! — Convalui! venae sectio non fuit inutilis: Jam minus sentio incommodi, brevi penitus sese remoturi! — Habeo museum solus cum Conzio meo, quid plura? — Si, quas hodie e domo paterna accipiam, literae nihil ingrati attulerint, totum semestre coronabit haec dies! — Unum me urget, pecunia: Nondum accepi ducatos meos (die ihm für die Anfertigung zweier Gedichte versprochen sind), sed accepturum me spero. Quid plura? Laetum me vides, quin exulantem audis! — Certe si Balingae una erimus nunquam deficient, de quibus colloquamur. Non diu me Stuttgardiae

commoraturum esse, jam dixi: Die Mercurii adveniam. Revertar Saturni die. Interea epistolam pater accipiet mei loco: Indignabitur forsan: Sed brevem iram fore confideo. Nec si asperrima quaevis metuenda essent, non possem videre Minnam. Vale et ama tuum Carolum.

Reinhard kam also nach Stuttgart, sah Minna wieder, aber nun trat eine Erkältung ein. Zwar erfolgte noch nicht der Bruch, der Briefwechsel dauerte fort, aber gewisse Vorgänge hatten ihn stutzig gemacht, er zweifelte an Minnas Seelenreinheit, und zuletzt machte ein Absagebrief Minnas dem Spiel ein Ende. Er ist nun überzeugt, daß Minna nicht das gesuchte Ideal war: sie erschien ihm eine unwürdige Kokette. Briefe vom Mai an den Bruder zeigen ihn völlig geheilt und befreit. Am 20. Mai schreibt er, die gewonnene Erkenntnis in ein freilich durchsichtiges Rätsel verbergend:

Da liegt dein Brief 14 Tage unbeantwortet . . . Ich fürchte, dis halbe Jahr scheint mein briefschreibender Planet nicht. Hab' ich doch selbst auf Wilhelminens vor 2 Wochen erhaltenen Brief erst heute geantwortet. Nun hats freilich damit eine gar sonderliche Bewandnis: da hab ich eben vom König Nebukadnezar gelesen, der sieben Jahre gewandelt ist unter den Thieren im Felde, und Gras gefressen hat, wie unsre hiesige Pursche, und dem seine Nägel gewachsen sind, wie Adlersklauen, und wie er nach sieben Jahren wieder zur Vernunft gekommen ist, und gesagt hat: Sehet! das ist die kleine Babel, wie er vormals gesagt hatte in dem Stolz seines Herzens: Sehet: das ist die große Babel. Alles gar schön und erbaulich zu lesen in Taureau blanc von dem famösen Atheisten und Socinianer Woltär . . . Da dacht' eben bei mir selbst: Siehe! du bist gewesen, wie der große König Nabuchodonosor, und hast ausgerufen: Siehe! das ist die große Babel! und du hast Heu gefressen, wie unsre hiesige Pursche . . . und nun sagst du: Sehet! das ist gar eine kleine, kleine Babel! und bist wieder gutes Muts, und issest und trinkst und schläfst nach Art der Menschenkinder, welches alles an dir wol gedeihen möge. Amen!

Wenn du mir aus allem dem, das oben steht, irgend ein Fünkchen Menschen Sinn herausschlägst, so will ich eine Elegie auf dich machen und doch ist viel, viel Sinn drinn.

Reinhard ließ diesen im Unmut geschriebenen Brief („es ist meine Art so, daß ich, wenn ich kein Wort vor Aerger oder Un-

päslichkeit reden möchte, am heitersten schreibe") liegen und schickte ihn erst mit dem folgenden vom 27. Mai ab, der des Rätsels Deutung bringt:

. . . Meine Liebe zu Wilhelminen ist völlig aus. Sie selbst hat mich in ihrem letzten Brief gebeten, Sie zu vergessen, zu einer Zeit, wo michs schon zu reuen anfieng, daß ich mich gleichsam gebunden hatte. Dir hab' ich sie bisher nur von der vorteilhaften Seite geschildert: du kannst mich also leicht verkennen, weil mir die Sache so gleichgültig ist. Die kurze Geschichte ist die. Das erstemal, da ich Wilh. sah, stellt' ich mir in ihr einen Engel vor . . . . Daher in jenen ersten Tagen mein inniger Wunsch, sie nur noch Einmal zu sehen. Hätt' ich sie noch so gefunden, wie ich sie mir dachte, ja, dann hätte mich vielleicht das Gewicht ihrer Erhabenheit niedergedrückt. Fand ich sie aber anders, so wust' ich, meine Liebe würde sich herunterstimmen. Das lezte geschah. Ich ward überzeugt, sie hebe sich vielleicht an Schönheit und Verstand, aber nicht an warer moralischer Reinigkeit von gewönlichen Mädchen. So verlies ich Stuttgardt, und die beinah nicht mehr geliebte Minna. Ich kam nach Tüb. zurück: Konz erzälte von den beiden Mädchen mit dem Enthusiasmus, der sich den ersten Eindrücken hingiebt: In mir erwachten alle die Ideen wieder, die bisher nur geschlummert haten. Ich ward aufs neue verliebt. Ich fing an, die Begebenheit, die sie in meinen Augen so heruntergesezt hatte, so lang zu drehen und zu wenden, schnipfelte so lang das Verdächtige weg und rükte sie so lang hin und her, bis ich sie in einen Gesichtspunkt brachte, in dem sie nimmer so stark auffiel. Nun kam der Briefwechsel, die beständige Unterredungen mit Konz, Alles gos Oel in die Flamme. Ich kam nach Stuttgardt: da stand ich das erstemal vor ihr, wie ein armer Sünder: Sie versagte und — gab. Meine erste Erfarung fand ich durch widerholte Beweise bestätigt, Minna die göttliche sei — eine niedrige Kokette. Aber ich war dennoch gefesselt: denn sie blieb doch körperlich schön. Ich krümmte mich im sonderbarsten Kontrast von Empfindungen. In der Einen Minute war meine Liebe zu ihr Theaterrolle, in der andern volles überströmendes Feuergefül. Sie erklärte sich so, daß ich für mich alles hoffen konnte, zuweilen auch fürchtete, und so gieng ich. Nach meinem schriftlichen Versprechen hielt ichs für Pflicht, ihr treu zu seyn. Gewisse gegründete Betrachtungen machten mir diese Pflicht schwer. Indessen ereignete sich eine gewisse traurige Entwicklung in Luisens Roman: dis muste auf die Schwester Eindruk machen, und dis war auch, wie sie in ihrem Brief selbst sagt, die Veranlassung zu dem Schritt, den sie that. Ihr lezter Brief war schön: Er hätte mich beinahe es bedauern machen,

daß ich sie verlor. — Dis sind so einige wenige Züge, und nun entwirf dir das Gemälde selbst. Ich bin nun frei, und wills bleiben. Einmal die Schellenkappe aufgehabt zu haben ist für den Vernünftigen genug, sie nicht wieder aufzusezen.

So war denn der Roman mit Minna zu Ende gespielt. Er hatte von Herbst 1781 bis Frühjahr 1782 gewährt. Dies war auch die Zeit, in der das Dichterkränzchen, zu dem sich Reinhard mit den Stiftsgenossen Conz, Fritz Stäudlin, Bührer, Bardili, Duttenhofer, Lang verband — man kam wöchentlich in einem Lokal außerhalb des Stifts zusammen — in seiner Blüte stand. Einem Dichter bot dieses Verhältnis zu Minna — Erinnerung an größere oder kleinere Gunstbezeugungen, Besorgnis des Abwesenden wegen eines glücklichen Nebenbuhlers, der Wechsel der Stimmung, den die Briefe brachten, heute Hoffnung und morgen Enttäuschung — das alles bot der elegischen Muse eine Fülle von Motiven, und in der That sind Reinhards Gedichte dieser Zeit voll von Anklängen an die Situationen, die uns aus den mitgeteilten Briefen bekannt sind, gleichviel, ob er der Geliebten den Namen Minna giebt oder sie Fanny, Lyda oder Lilla nennt. Lilla heißt sie in der Elegie „An einen Freund" (Tibull S. 166)[1], offenbar gedichtet in den Tagen, da Reinhard Wilhelminen brieflich seine Liebe gestanden hatte und nun ungeduldig die Antwort erwartete.

Bruder! Bruder! Sie weiß es. In dieser einsamen Stunde
Bricht sie das Sigel vielleicht, liest und — entscheidet mein Loos.
Lilla weiß es! Da heftet sie hin ihr ätherisches Auge,
Wo ihr das schüchterne Blatt, daß ich sie liebe, gesteht.

Unverkennbar die Situation, in der der Brief vom 13. Dezember 1781 geschrieben ist: ein Auf- und Abwogen von Gefühlen tötlicher Angst, lechzenden Verlangens und zuversichtlicher Hoffnung; die letztere belebt durch die Erinnerung an den Abend, der ihm Gewißheit gegeben hatte.

---

[1]) Reinhards Gedichte befinden sich, von den verschiedenen Jahrgängen des Schwäbischen Musenalmanachs abgesehen, teils im Anhang seiner Uebersetzung des Tibull (Zürich 1783), teils in den mit Freund Conz gemeinschaftlich herausgegebenen Episteln (Zürich 1786).

Ha! Du Kalter, hast nicht an jenem elysischen Abend
Ihre Blicke gesehn, hast nicht den Handdruck gefühlt,
Der mich vom irdischen Staub zu Himmelsphären emporhob,
Und die ewige Glut tief in die Seele mir goß!
Wie ich mit ihr in der Menge verworrnem Getümmel allein war;
Sie nur hörte, nur sie sah und empfand und genoß!

„An Lyda" (Tibull S. 171) ist dann die Klage des Getäuschten. Auch hier ist namentlich die Scene, auf der seine Erinnerung mit Wonne verweilt, offenbar der Wirklichkeit nachgezeichnet.

Als Du auf jenen Rasen vor mir in der Dämmerung hinsankst,
Liebevoll Deine Gestalt, wie die entwölkte Natur;
Als vom Lüftchen umsäuselt die Brust Dir bebt', und ihr Seufzer,
Ach! von dem meinigen nicht unbegleitet, sich hob;
Als, wie der Pfeil vom beflügelnden Bogen, das Blut von dem Drucke
Deiner elastischen Hand hin durch die Adern mir flog u. s. w.

Ganz an die Situation der Briefe vom Mai 1782 erinnert sodann die Epistel „An Lena" (Episteln S. 3). Der Dichter steht noch ganz unter dem ersten Eindruck der erlittenen Täuschung: „Trauben schneiden wollt' ich von der Distel". Die Geliebte war ein Muster von Vollkommenheit, Ideal in allem — nur ihr Auge nicht; der Wollust Spur in allen Blicken eingedrückt.

Reizend so, doch anders wärst Du größer —
Und was mehr ist, wärest besser.
Freilich anders dacht' ich, als ich Dich zum erstenmal
Schweben in dem Kerzensaal
Wie die Tochter eines Himmels sah.

Ein ganzes Jahr, klagt der Dichter, hat sie ihn durch Schmeicheleien gebannt, aber jetzt ist er den Zauber los:

Zwar mein Ideal ist mir
Immer, immer Lena noch die Reine,
Aber Lena, die Gemeine,
Unzertrennbar steht sie neben ihr.
Nicht was du, was alle Mädchen seien,
Hab ich nun mit Deiner Hilf erkannt rc. rc.

Eben im Mai 1782, als ihm die Täuschung zergangen war, richtet Conz an ihn die Elegie „C. an R. Im May" (Tibull

S. 202) und ruft ihm die Erinnerung an den verflossenen Winter zurück, da ihm die Geliebte „eines Elysiums Traum mitten in Zellen", d. h. im Stifte war. Darauf die „Antwort" Reinhards (S. 206):

Aber erinnre mich nicht an jene Tage des Winters,
Einige lebt' ich, kein Lenz hat sie mir heitrer gebracht ....
Bruder! Ich habe geliebt, drey bange Tage, Du weist es! —
Oder waren vielleicht sie nur die glükliche mir?
Ja! ein einziger Blick, Ein Wort, Ein Handdruck vermocht' es.
Lyda sah ich: Ich stand, wie vor dem Engel vor ihr!
Ewig hätt' ich geliebt — Nur deinem Schooße vertraut' ich
Jene Klagen, die ich lange mir selber verbarg.
Uns hat das Schicksal getrennt, und meine Klage verstummte;
Engel nicht mehr, nun ist Mädchen und Freundin sie mir!

Ohne Zweifel darf man auf das Verhältnis zu Minna auch den „Roman" beziehen, von dem Reinhard in der Epistel „An Fritz Stäudlin" (Episteln S. 31) spricht:

Du kennst mein Herz und .....
Weißt jenen komitragischen Roman,
Der wimmern mich in Elegien, und
Nach kurzem Paroxysmus lachen machte.
Zwar war es nicht mein einziger; allein
Der längste doch und schönste, den ich spielte.

Ueber Minna selbst werden wir unser Urteil weder nach den Entzückungen des feurigen Liebhabers, noch nach den groben und beschimpfenden Ausfällen des Getäuschten bilden dürfen. Sie wird weder ein so vollkommener Engel gewesen sein, als der sie dem Dichter bei den ersten Begegnungen schien, noch das verächtliche Wesen, das er später aus ihr machte. Die Dichter waren sehr anspruchsvoll: sie ruhten nicht, bis sie Gunstbezeugungen hatten, und hatten sie diese, so klagten sie über befleckte Ideale. Conz blieb dem „braven, zärtlichen" Mädchen andauernd zugethan, und es scheint, daß auch bei Reinhard die moralische Entrüstung doch nicht auf die Dauer anhielt. So schroff und wegwerfend er sich unmittelbar nach der Trennung über Minna ausspricht — in der „Antwort" an Conz ist sie ihm zwar nicht mehr Engel, aber

„Mädchen und Freundinn". Ja, wenn wir die mit — r — gezeichnete Elegie „An Minna" in der Schwäbischen Blumenlese 1786 Reinhard zuschreiben und auf Wilhelmine beziehen dürfen, so wäre es noch zu späteren Begegnungen und zu einem Wiederaufleben der alten Neigung gekommen, aber jetzt, nach beiderseitigen Erfahrungen, in ruhiger, geläuterter Flamme.

Trümmer bleiben uns dann der alten Wonn' und im Herzen
Zükt von der vorigen Glut nur noch zuweilen ein Stral!
Liebes Mädchen! o komm! ich habe die Stralen gesammelt!
Sieh! sie lodern empor! sammle sie wieder auch du!
Und die gemäßigte Glut der zwoten, glüklichern Liebe
Brenne hell, und erwärm', aber sie seng uns nicht mehr!
Uns hat Erfahrung gelehrt! Wir pflüken, wo wir sie finden,
Ihre Freuden, und geh'n sicher vorüber am Schmerz!

Ich glaube, daß diese Elegie wirklich von Reinhard ist. Sie zählt zu seinen besten. Diese zarte Anmut, diese flüssige Sprache hat er nie wieder erreicht. Es liegt über der Situation ein leichter Schleier, durch den aber die Umrisse wohl kenntlich sind. Man spürt, daß die deutsche Elegie im Aufgang war zur Goetheschen Reife. Allerdings paßt aber die Scene: das Ersteigen der Felsenhöhe, tief unten das dampfende Städtchen, entschieden viel eher zu Balingen, als zu Stuttgart. Und daß die Geliebte hier „Minna" genannt wird, ist nicht entscheidend.

Merkwürdig ist, daß Reinhard von seinem Rivalen Stäudlin weiter gar keine Notiz nimmt: das Motiv der Eifersucht sucht man in seinen Gedichten vergebens. Und ebensowenig scheint Stäudlin berührt davon, daß eine Zeit lang Reinhard vor Minnas Augen Gnade gefunden hat. Die Elegie, die er im Jahre 1782 an Zumsteeg richtete (Schwäbische Blumenlese 1782, S. 92, unter dem Pseudonym „Sellhorst"; das Orginal wird noch in der Familie Zumsteeg aufbewahrt), zu einer Zeit, da Zumsteeg bereits das Herz Luisens sich gesichert hatte, zeigt ihn noch immer als glühenden Verehrer der Schwester. Aber er beneidet den glücklicheren Zumsteeg und klagt, daß Minna seine Liebe nur schweigend erwiedere, obwohl er sich auf ein heiliges Gelübde berufen kann, das sie angeblich

dem Weinenden geschworen. Er weist den Gedanken ab, daß bei ihnen Beiden die Mauer der äußeren Hindernisse nicht zu überwinden sei, ist er doch ein kühner Denker, sowie Zumsteeg ein schöpferischer Musiker, und so schwelgt er in dem Wonnegedanken: „Glücklich Luise durch dich! Glücklich Minna durch mich!“ Aber der Schluß klingt doch hoffnungslos:

Nein, ich fasse sie nicht — ich bin nicht würdig der Wonne!
Und mein thränendes Aug starret hin in die Nacht!

Zu einer Zeit, da Zumsteeg und Luise sich noch nicht gefunden hatten, ist Conzens Epistel „An Luise, Februar 1782“ (Episteln S. 189) gedichtet. Er tröstet die Leidende, die gute, fromme Seele mit dem Hinweis auf eine glücklichere Zukunft, da ihrer wahre Freuden warten. In den Sommerferien, im August und September, war Conz wieder in Stuttgart, wo er sich, wie es scheint, mit Zumsteeg viel im Kreise der „Andräinnen“ herumtrieb. Es war die Zeit, da der russische Thronfolger Paul Petrowitsch in Stuttgart erschien und zur Feier seiner Anwesenheit ein Fest das andere jagte: Paraden, Illuminationen, Jagden, Opern und Redouten. Eben in diesen Tagen scheint sich Luisens Verhältnis zu Zumsteeg entschieden zu haben, obwohl die Aussichten noch immer unsicher waren. Zwei launige (ungedruckte) Elegien Conzens an Luise gehören diesen Tagen an.

Harre! Beste! einst kommt der Tag und schaft Euch zur Eden
Eure Wüsten dann um und kränzt mit Freuden die Leiden:
Warum gabst du, o Plutus! die Lasten von Silber dem Thoren,
Der sie nicht weiß zu gebrauchen, und nahmst sie den besseren Edlen? —
Warum drückt uns das eiserne Joch: Geburt und Verhältniß?

Aber der Dichter verscheucht diese mürrischen Klagen, war doch eben der heutige Tag in Gemeinschaft mit den Freundinnen „zu selig“ gewesen, und schon sieht er die Stunde, da er selber einst das Paar einsegnen wird.

Und ich siegle den Bund mit meinem geistlichen Segen
In dem Ordnungshabit im Überschlag und im Mantre
Küß Euch Beede; Vertraute von keinem unwürdigen Herzen!
Minna noch grüßt mein Lied; die brave zärtliche Schwester
Fried und Heil Euch ihr Beeden und Segen und — gute Nacht noch.

Andern Tages fuhr Conz nach Ludwigsburg und ging von da auf den Asperg zu Schubart; Luise hatte ihm tausend Grüße an den gefangenen Dichter aufgetragen. Dann aber, in die Einsamkeit von Lorch zurückgekehrt, dichtet er zwei Episteln „An Minna“ und „An Luise“ (Episteln S. 87 und S. 120) voll Sehnsucht nach den eben verlebten Tagen, da er an Luisens Arm gewandelt, und noch voll von dem Eindruck der lärmenden Feste, die er mit den Schwestern genossen. Das ganze Leben scheint ihm eine komisch-tragische Redoute; an Minna aber schreibt er — seine Muse hält sich stets in bescheidener Entfernung —, daß er es nicht wage, ihr seine Liebe zu gestehen,

Dörft' ich, wollt ich lieben, Minna!
Ja, so wärst es Du,

doch er will sich bezwingen, und malt sich in Gedanken aus, wie Minna ein glückliches Weibchen und er ein benachbarter Land-Pfarrer sein wird, der die einstige Geliebte zur Gevatterin bittet.

Der Liebesroman der Schwestern war ausgespielt: im folgenden Jahre traten beide in die Ehe, Luise mit ihrem Zumsteeg, Minna — nicht mit einem ihrer Anbeter aus der dichterischen Jugend, sondern, wie die Mutter klug es lenkte, mit einem herzoglichen Beamten, dem Stabsamtmann J. Fr. Bayha, der als Finanzrat in Stuttgart im zweiten Jahrzehnt gestorben ist; die Witwe hat ihn lange überlebt.

Minnas Vermählung fand im Juni 1783 statt. Im Mai richtete Reinhard an Stäudlin eine Epistel (Episteln S. 59), die mit ihrem launigen ironischen Tone gleichsam den Epilog zu diesen überwundenen Herzensgeschichten bildet. Stäudlin wird geneckt, daß er einst „am Arme weiland seiner Minna“ auf Stuttgarts Plätzen sich gezeigt, sich selbst aber bekennt der Dichter nunmehr von allen Täuschungen befreit:

Ja ehmals schlug beym großen Namen Ruhm
Dies Herz, im Wunsch zum Beyspiel, daß mein Lied
Ein Mädchen lalle, Venus und Diane
In Einer Miene, kurz mein Ideal,
Dies war dann freylich jede, die mich lobte,

Von Katharine bis zu Mamsell Minna. . . .
Ach! meine Mädchen! — Deine Fantasie
Hat Flügel auch: So male denn, was schön
Und sanft und edel ist: So waren alle!
Und meine würkliche — Karrikatur!
. . . . Freund! Du weißt, auf welchem Schauplatz
Ich die Erfahrung macht' und noch sie mache;
Hast Deine Rolle wohl auch mitgespielt!
Wenn Du ein Lustspiel schreibst, so nenn' es ja
Die Nebenbuhler.

Also: Stäudlin und Reinhard sind, unbeschadet ihrer Freundschaft, Rivalen in der Liebe gewesen. Auch Schiller? Darüber erfahren wir aus unseren Quellen nichts. Nirgends wird Schillers Name genannt, nie eine Andeutung gemacht, daß auch er zu Minnas Verehrern zählte. So viel ist ganz unzweifelhaft, daß von der Zeit, da Reinhards Roman beginnt, also vom Herbst 1781 an, Schiller gänzlich aus dem Spiele ist. Es bliebe nur die Annahme übrig, daß er damals nach kurzem Liebesrausche bereits mit Minna gebrochen hatte. Aber auch für frühere Beziehungen Schillers zu ihr fehlt jegliche noch so leise Anspielung. Auch da fehlt sie, wo Reinhard des Zwistes Schillers mit Stäudlin gedenkt, nemlich in jener Epistel vom Mai 1783 (Episteln S. 65 „der jene große Fehde kühn bestand, Und Fels auf Fels dem Blitzeschleudrer Sch** Entgegen hundertarmig thürmte"), wie in dem Brief an den Bruder vom 27. Mai 1782 („Schiller ist der Herausgeber [der Anthologie] und hat seine Krallen in den guten Stäudlin tief genug eingeschlagen").

Das Gewicht jener schwachen Anhaltspunkte, die Minor für seine Hypothese hat, nemlich die unsichere Ueberlieferung im Zumsteegschen Hause und der Klatsch, den sich der alte Bodmer zutragen ließ, wird meines Erachtens mehr als aufgewogen durch das völlige Stillschweigen in den Urkunden, in den Briefen und Gedichten, die sich nachweislich mit Minnas Herzensangelegenheiten beschäftigen. Es kommt dazu, daß das Bodmern zugetragene Gerücht schon darum von keiner Beweiskraft ist, weil der Bruch Schillers mit Stäudlin allerfrühestens im Spätherbst 1781, nicht vor dem Erscheinen des

Musenalmanachs, erfolgt ist, zu einer Zeit, da von einem Verhältnis Schillers zu Wilhelminen und folglich von einer hierauf begründeten Rivalität beider keinenfalls mehr die Rede sein kann.

Bleibt noch übrig, die Minna-Gedichte der Anthologie auf ihren Inhalt zu prüfen, und hier muß allerdings gesagt werden, daß sowohl in dem unzweifelhaft von Schiller herrührenden „An Minna", als in dem „Fluch eines Eifersüchtigen" die Persönlichkeit der ehemals Geliebten ungefähr ebenso gezeichnet ist, wie in Reinhards unmittelbar nach dem Bruch geschriebenen Briefen und Gedichten Wilhelmine erscheint: als verruchte falsche Seele, als unwürdige Kokette, der das schöne Gesichtchen zum Verhängnis geworden ist, die von leeren Schmeichlern umhüpft wird, am Arme seichter Laffen sich begaffen läßt 2c. 2c. Eben dies könnte andrerseits für Weltrichs Vermutung sprechen, daß die X-Gedichte der Anthologie, darunter eben der „Fluch des Eifersüchtigen", Reinhard zum Verfasser haben; allein Reinhards Teilnahme an der Anthologie ist nirgends bezeugt, ist auch nach der Art, wie er einmal in einem Brief an den Bruder von der Anthologie spricht, ganz unwahrscheinlich, abgesehen davon, daß der heiße temperamentvolle Erguß eben dieses Gedichts gar nicht in Reinhards Art ist. Die Annahme Boxbergers und Minors, daß Schiller der Verfasser sei, erhält sowohl durch die kraftgenialischen drastischen Ausdrücke im allgemeinen, als durch die abstoßende, an eine Stelle der Räuber erinnernde Schilderung der Folgen der Ausschweifungen eine starke Stütze. Das Motiv der Eifersucht eines Verschmähten und Betrogenen ist aber ein zu allgemeines und zu oft wiederkehrendes, als daß man daraus ohne zureichende Gründe die Beziehung auf ein bestimmtes Verhältnis ableiten könnte. Für die Beziehung auf unsere Minna fehlt jeder zureichende Grund. Auch in dem Zusammentreffen der Namen wird man einen solchen nicht finden können. Alles in Allem: man wird Wilhelmine Andreä aus Schillers Leben wieder streichen dürfen.

Neue Beiträge zur Literaturgeschichte der Faustfabel.

Mitgeteilt von Ludwig Fränkel in München.

Die auf den nächsten Blättern vereinigten Analekten stießen teils bei Gelegenheit von Studien anderer Richtung auf, teils sind sie das Ergebnis einer seit mehreren Jahren fortgesetzten systematischen Suche nach literarischen Belegen des Faustproblems, die sich dereinst als Bausteine dem historischen Teile einer erschöpfenden Geschichte des Stoffes eingliedern sollen.[1] Die Reihenfolge ist einfach chronologisch, schon um die Möglichkeiten der Ableitung leichter bestimmen zu können; nur steht 6, Waldschmidt, hinter 5, Frommann, weil letzterer sich unmittelbar an den voraufgehenden Majolus anlehnt und überhaupt lediglich die ältere Tradition wiederholt. Schließlich möchte ich solche, denen an Hexenpredigten des 17. Jahrhunderts, Zauberbüchern und ähnlicher Literatur reiche Bibliotheken zur Verfügung stehen, zur Umschau aneifern; schon die bei J. Diefenbach in seinem unten S. 768 Anmerkung 1 angezogenen neuen Heftchen verzeichneten Nummern — von denen mir nur Bernh. Albrechts „Magia" (1628), J. Ellingers „Hexen-Coppel" (1629), Joh. Lauchs „Türcken-Predigten", D. Mebers „Acht Hexen-Predigten" (1604) und B. Waldschmidts „Pythonissa. Acht und zwantzig Hexen- und Gespenst-Predigten" (1660) zugänglich und benutzbar waren — liefern vielleicht verschiedene neue Ausbeute.

1. Aeltere Sagenparallelen.

I. G. Baist behandelte ganz neuerdings in der Zeitschrift für romanische Philologie 18, 274—276 unter der Ueberschrift ‚Oliverus demon' einen Zaubergeist, der zweimal bei dem bekannten Mönchschronisten Cäsarius von Heisterbach erscheint. Bei diesem V 4 ruft ihn zu Toledo[2]) ein Meister — der schwarzen Kunst, ist hinzuzufügen — an, als ein von letzterem selbst hervorgerufenes Phantom einen Jüngling entführt hat. Schwäbische und bayerische Studenten

---

[1]) Vgl. meine früheren Mitteilungen Goethe-Jahrbuch 12, 256—258; 14, 289—296; 15, 259—261; 17.

[2]) Wo auch Fausts Famulus Wagner und sein Genosse Scotus ihr Unwesen trieben. (Vgl. unten S. 766 Anmerkung 4 und 774 Anmerkung 2.)

bestürmen ihren Lehrer, ihnen Dämonen zu zeigen, worauf er zuerst eine Ritterschar — man vergleiche das 53. und das 56. Kapitel des Faustbuchs von 1590, d. h. das 2. und das 5. der sogenannten Erfurter Kapitel —, danach schöne Mädchen herbeizaubert; der eine der jungen Leute kann da nun dem Liebeswerben einer von diesen nicht widerstehen, gerade wie die Studenten im 49. Kapitel des Spiesschen Faustbuchs bei der Anwesenheit der Helena. Baist (S. 274 f.) weist jenen, Oliverus genannten Dämon auch V 33 bei Cäsarius nach, wo ein Unbekannter, seinen weiten Mantel als Fallschirm gebrauchend — also ganz ähnlich wie der fliegende Faust[1]) — vom Turme des heiligen Julian zu Soest springt. Sodann führt er den „undeutschen" Namen Oliverus auf das altfranzösische Epos zurück, wo er Beziehungen zur Artus-Sage und besonders eine auffällige Einzelkongruenz mit dem Merlin-Mythus aufdeckt. Eine an König Artus anknüpfende Anekdote bei Cäsarius hat Scherer, Geschichte der deutschen Literatur S. 234 (vgl. S. 740) verwendet.[2]) Was die Herkunft des romanischen Namens anlangt, so möchte ich die Annahme eines etwaigen Wechsels zwischen dem ritterlichen Vetter Karls des Großen Olivier und seinem Verwandten und Genossen dem Magier Malegys zum Nachdenken empfehlen.

II. Der Sage von Albertus Magnus entstammt, ebenso wie Fausts Mantelflug,[3]) das Motiv vom Gartenzauber, zu dem Alex. Kaufmanns „Nachträge zu den Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen"[4]) bei Köln zu Wolfgang Müllers Gedicht „Wilhelm von Holland" eine Anzahl bisher vernachlässigter Parallelen beibrachten, ebenso Kiesewetter, Faust in der Geschichte und Tradition, S. 231 f., wo auch der Zusammenhang mit dem Weintraubenscherz[5]) durchblickt. In Boccaccios „Filocolo" V 4 und Decamerone X 5 wird eine von den englischen Novellisten W. Painter[6]) und B. Melbancke[7]), zwei unmittelbaren Vorläufern und Quellen Shakespeares,[8]) über-

---

[1]) Zu dieser Episode stellte ich Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 4, 223 in dem indischen Märchen „Der Weber des Wischnu" (Pantschatantra I Nr. 5) und H. Chr. Andersens Umschmelzung „Der fliegende Koffer" eine Parallele auf.

[2]) Scherer citiert Alexander Kaufmanns Hauptschrift über Cäsarius von Heisterbach (2. Aufl. 1862), aber nur allgemein. Kaufmann, dieser feine Kenner der einschlägigen Stoffe, hat sich aber auch sonst eingehend damit beschäftigt, die Entlehnungen und Seitenstücke des Cäsarius zu verfolgen (vgl. unten meinen Nekrolog auf ihn, Gegenwart 44, Nr. 36, S. 170b, auch H. Hüffer in der Kölnischen Zeitung 1893, Nr. 398). In seinen nachgelassenen Papieren könnte sich vielleicht noch etwas darüber vorfinden. Faustisches bei Cäsarius („De Heinrico [vgl. unten S. 766, Anmerkung 2], qui diabolo hominium suum obtulit causa pecuniarum") behandelt Kaufmann in genanntem Buche S. 161 f., sowie „Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein" Heft 47, S. 75 Anmerkung, Oliver ebenda 137 und 151 an letzterer Stelle und Annalen ebenda S. 182—184 jene Zauberfabel aus Toledo.

[3]) Spiessches Faustbuch Kapitel 37; vgl. meine Uhland-Ausgabe 2, 95, 97 und 140.

[4]) Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 41, 10.

[5]) Vgl. unten S. 764 und 772, Anmerkung 1; siehe auch Goethe-Jahrbuch 13, 231 f.

[6]) Palace of Pleasure II 17.

[7]) Im „Philotimus"; der Schriftsteller wird auch Melbank(e) genannt.

[8]) Zu Painter vergleiche meine Bemerkungen Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, Neue Folge 3, 177—182 und 194, zu Melbancke ebenda 4, 49 Anmerkung 3.

nommene Geschichte erzählt, worin eine Dame im Januar von ihrem Anbeter einen blühenden Garten verlangt.[1]) Die „Fabel vom Wintergarten, der schon im Bojardo[2]) vorkommt", die Goethe „sehr abgekürzt" in „Drei Winterrosen" in „Des Knaben Wunderhorn"[3]) wiederfand, besitzt hierzu vielleicht engere Beziehungen. Allerdings entlehnte Bojardo gerade sein Wissen von dem gewaltigen Zaubergeister Dämogorgon[4]), Panizzi zufolge, aus Boccaccio (Genealogia Deorum I.).[5])

2. Faust bei Jacob Wecker.

Neuerdings hat Fr. Kluge, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Neue Folge 8, 111, aus Joh. Jac. Weckers „De Secretis" von 1582 p. 43 eine Parallele zu Fausts Abenteuer mit den vollen Bauern im Spiesschen Volksbuche[6]) beigebracht.[7]) Dieser Bericht ist deshalb wichtig, weil er beinahe allein außerhalb der eigentlichen Schwank- und der Kolloquien- und Beispielliteratur die Verbreitung einer rein volkstümlichen Faust-Anekdote vor dem Frankfurter Sammelbuche von 1587 belegt. Und weit bekannt werden mußten solche eingelegte exempla in der Thal, wenn ein Werk, wie das Weckers — „De Secretis libri XVII" ist übrigens der vollständige Titel — eine geradezu außerordentliche Beliebtheit genoß: aus den Jahren 1582 bis 1750 sind z. B. auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek 11 Ausgaben, sämtlich Baseler Drucke, vorhanden, auch ward es bald ins Französische, freilich, was bei den damaligen Verhältnissen einleuchtet, wohl kaum ins Deutsche übersetzt. Es ist hierbei zu erwähnen, daß Wecker auch anderweit für die Vererbung Faustischer Zauberschnurren gesorgt hat. Nämlich „Goëtia, vel Theurgia, sive Praestigiarum magicarum descriptio... Etwan durch den Wolgebornen Herrn Jacob Freyherrn von Liechtenberg, ꝛc. Vor vielen Jahren aus jhren Brgichten erfahren, durch den Hochgelahrten Herrn Jacob Weckern M. D. etwas weitleufftiger beschrieben Nun aber ... mit allem Fleisse revidiret ... durch Wolfgangum Hildebrandum ..." (Leipzig 1631) nennt Bl. 5b unter den Quellen[8]) „Christoph Wagners Historia" und „Johann

---

[1]) E. Köppel, Studien zur Geschichte der italienischen Novelle in der englischen Literatur des 16. Jahrhunderts, S. 60, auch S. 84 und 88.

[2]) Im zweiten Buche des „Orlando inamorato" (s. meine Neuausgabe der Griesschen Uebersetzung, 1895, 1, 13 Anmerkung).

[3]) 1, 329; in der bekannten Recension von dessen 1. Band (Goethe-Ausgabe in Kürschners Deutscher National-Literatur, 31, 130).

[4]) Man scheint sich seiner furchtbaren Macht bedient zu haben, „um übernatürliche Wesen einer untergeordneten Klasse durch sie bestrafen zu lassen."

[5]) Regis in seiner Bojardo-Verdeutschung S. 350.

[6]) Kapitel 41 S. 154 f.; Braunes Neudruck S. 84.

[7]) Die kurze Stelle sei in unserem Zusammenhange wiederholt: „Maxime admiranda sunt ea quae praestant incantatione magi, dum corporum naturalium aut animalium actiones praepediunt: ut Faustus qui rusticis ebriis et nimiopere vociferantibus ora distenta ligavit ut taciti consisterent." „Das heutzutage als auf Hypnotismus beruhend bekannte Festbannen spielt in der Zaubersage aller Zeiten eine große Rolle. Schon das römische Recht bestraft das Bannen und Festmachen der Menschen (Walter, Rechtsgeschichte 2, 247) und Arnobius (Adversus gentes 1, 43) nennt das Stummmachen eine der gewöhnlichsten Zauberkünste u. s. w. u. s. w." Kiesewetter, Faust in der Geschichte und Tradition, S. 226.

[8]) Namen der fürnehmsten Autoren, daraus die Additiones, oder Zusätze vber diß Werck gezogen sind."

Faustens Historia" und bietet auch thatsächlich S. 69 ff. eine Stelle aus dem Spiesschen Faust, S. 73 ff. mehrere aus dem Wagnerbuch. Vgl. dazu K. Engel, Verzeichnis der Faustschriften, unter Nr. 304; Ausstellung von Handschriften, Druckwerken, Bildern und Tonwerken zur Faustsage und Faustforschung, veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift 1893 (Frankfurt a/M.) Nr. 34.

3. Faust-Geschichten bei (Bütner-) Steinhart.

Ueber die Faust-Geschichten, die ein in meinem Besitze befindliches titelblattloses Exemplar der Steinhartschen Neubearbeitung von Wolfgang Bütners „Epitome historiarum" enthält, habe ich im Goethe-Jahrbuch 14, 289 f. Nachricht gegeben. Ebendort sind auch alle Stellen notiert, wo über dies seltene Werk geredet wurde. Obwohl die im Katalog der „Ausstellung u. s. w." S. 8, unter Nr. 18 (von O. Heuer) gelieferte bibliographische Beschreibung des Exemplars der Frankfurter Stadtbibliothek sich im ganzen mit meinem ebendaselbst vorgelegten deckt,[1] dünkt mir doch das Jahr 1587, wenn auch nicht unbedingt das des Erscheinens, so doch das der Ausarbeitung zu sein: „in diesem 1587. Jahr" heißt es einmal, und im Register steht unter H: „Hic codex compilatus 1587", wobei auf S. 100 verwiesen wird; da stößt man freilich nur auf die Notiz über die Buchdruckerkunst, „welche jetzund nun fast 145. Jahrt [!] alt ist". Jedenfalls ist das Werk aus der in Bütners Buch dargebotenen Grundlage so wesentlich umgeschmolzen und außerordentlich erweitert, daß der Herausgeber sich als Verfasser betrachten und bezeichnen darf,[2]) zumal er jede Anleihe bei Bütner gewissenhaft als solche vermerkt.

Die Faust betreffenden Stellen Steinharts und zugehörigen Parallelen, noch nirgends abgedruckt, seien hier der Reihenfolge nach wiedergegeben.

S. 62 f.: Ein solcher schwartzkünstler vnd Gast ist auch gewesen Iohannes Faustus, der mir, sagt Philippus Melanchthon, gar wol bekandt, seiner Geburt von Kindlingen [am Rande: Iohannes Faustus. Kindlingen.], ein kleines Städtlein, das nicht weit von meinem Vaterlande oder Heimat vnd Geburts Stadt Bretta ligt. Derselbige Faustus, dieweil er zu Cracaw in die Schuel gieng, hat er sich daselbst auff die Magiam, das ist, auff die schwartze, oder auff deß Schwartzen

---

[1]) Diese Kopie des Titels der Ausgabe von 1615 (auch bei Th. Georgi, Bücher-Lexikon 1, 1742, S. 229, angeführt) weicht in mehreren Punkten von der durch F. Schnorr von Carolsfeld im Archiv für Literaturgeschichte 6, 306 (wo Steinharts Buch zuerst angezogen ist) mitgeteilten der von 1596 ab. Nach einer neueren privaten Auskunft Schnorrs von Carolsfeld umfaßt das von ihm zu Grunde gelegte Exemplar der Kgl. Bibliothek zu Dresden 6 Blätter Vorstücke, 550 gezählte Blätter Text und 15 Blätter Register.

[2]) S. 811: „Als mir meine Mutter zu meinen Studiis solte den Virgilium käuffen, vnd die liebe Mutter Anna mit mir Georgio Steinharto Compilatore hujus Operis, als mit jhrem jungen Samuele zu Freyberg in Johannis Meyerpecks des ältern seligen Buchladen kömpt ....". Die daselbst und in den unmittelbar folgenden Auslassungen enthaltenen Materialien reichten nicht aus, um darauf die für die „Allgemeine Deutsche Biographie" in Aussicht genommene Skizze zu gründen. Sein „Evangelistarium" (Leipzig 1588) ist bisher nirgends erwähnt. Ein landsmännischer Amtsbruder, Georg Wesenigk in Schm(o)elln, citiert in „Das Spiel-süchtige, siebenfächtige Polysigma der Bösen Spiel-Sieben" (Dresden 1702) S. 19 und öfter „Steinhard" und zwar stets ihn als Verfasser der Epitome, übrigens aber, obzwar Anlaß dazu genug vorläge, nie Faust-Anekdoten.

Kunst, vnd auff die Zäuberey mehr, als auff gute freye vnd löbliche Künste beflissen. Denn zu Cracaw ist weyland die Zäuberey gar gebräuchlich gewesen, vnd man hat sie allda öffentlich profitirt vnd gelesen. Dieser Faustus zog hin vnnd her herumb, vnd gab viel weissagens vnd offenbarens heimlicher vnd verborgener dinge[1] für, hat aber sehr viel Bubenstück durch seine schwartze oder deß Schwartzen Teuffels kunst geübet. Als er zu Venedig seiner Kunst ein besondern Meisterstück vnnd Schawspiel beweisen vnnd darthun wolte, hat er gesagt, er wolle hinauff gen Himmel fliehen, darumb namb jhn zwar sein Praeceptor vnd Meister, der Teuffel, vnd führet jhn empor, aber er zu plaget vnd zu martert jhn in der Lufft also sehr, daß er jhn hernach wider Gottes boden an die Erde stürtzte, daß er mehr als vber die helffte tod war. Doch aber starb der Teuffelskopff auff dißmal nicht.

Dieser Zäuberer vnnd Schwartzkünstler Faustus, ist gar ein schendlicher böser [am Rande: Faustus eleaea (Druckfehler für cloaca) multorum Diabolorum] Wurm, wilde Bestia und ein Cloaca oder Sudel vieler Teuffel vnd bösen Geister gewesen. Er hat sich frey vnverschämpt aus Leichtfertigkeit, vnd lügenhafftiger Teuffelischer Boßheit dürffen rümen, alles Glück vnd Sieg, so der Keyserliche Zeug vnd Kriegsvolck in Welschland vnd sonsten bekommen vnd erlangt, das hette er alles durch seine schwartze Kunst vnd Zauberey zu wegen gebracht, diß ist doch ja gar eine grobe, leichtfertige vnd vnverschampte Lügen gewest O du Lügen Maul. Diß müssen wir vmb der Jugent willen sagen, vnd allhie einbringen, vnd sie warnen, daß sie nicht balde solchen leichtfertigen ruhmrähtigen, vnd verlognen vnverschampten Leuten auffsitze, glauben gebe, vnd sich betriegen lasse.

Eben dieser Faustus hat allwege einen Hund gehabt, das war der Teuffel, wie dann [am Rande: Cornelius Agrippa] jener leichtfertiger Bube, der da von der Nichtigkeit aller freyen Künste, De vanitate artium, geschrieben hat, auch einen Hund hatte, welcher mit jhm herumb lieff, aber nichts anders, weder der leibhafftige Teuffel war. Dieser Faustus, als er gen Wittenberg kam, were er aus befehl deß frommen Churfürsten, Hertzog Johann[2]) gefangen vnd eingezogen worden, wo er nicht aus dem Wege gegangen vnd entrunnen were. Deßgleichen were jhm auch zu Nürnberg widerfahren in seiner Herbrige, do er nicht sich eilends davon gepackt, dann als er kaum hat recht angefangen zu essen, vnd das Mittagsmahl zu halten, fehet er mechtig an zu schwitzen, vnd stehet alsbald vom Tische auff, bezahlet dem Wirthe was er verzehret hatte, vnd jhm schüldig war, Er war aber kaum recht für das Thor hinaus kommen, da kamen die Hescher vnd Büttel, jhn zu suchen vnd auff zu heben. Er hat aber endlich vom Teuffel, dem er gedienet, sein Henckerslohn bekommen. Dann den letzten Tag seines Lebens hat er in eim Wirtshause auffm Dorff im Wirtemberger Lande gar trawrig gesessen, der Wirth aber wil seinen Gast, der jhme nützte, fast auffmuntern vnnd lustig machen, redt jhn an, vnd spricht, Herr Johann, wie sitzt jhr also trawrig, vnnd habt Gedancken feil, das ist ewer gebrauch vnd gewonheit nicht (dann er sonst gar ein leichtfertiger, schändlicher Bube, vnd eines vnzüchtigen, vnfletigen Lebens war, also, daß er etliche mahl wegen seiner Vnzucht vnd Geilheit, die er in den Wirtshäusern triebe vnd vbete, fast were erschlagen worden) oder ahnet euch jrgend etwas. Darauff er fast trawrig geantwortet, vnd gesagt: Mein lieber Wirth, Diese Nacht solt jhr euch nit fürchten, ob jhr schon gros krachen vnd erschottern deß Hauses hören werdet. Also ist es hernach vmb Mitternacht an ein krachen, erschottern vnd knacken deß Hauses gegangen, daß es geprasselt, als gehe alles in einen hauffen. Deß Morgens, als Faustus sich nicht findet, vnd

[1]) Secretae res und occultae res sind die üblichen Ausdrücke.

[2]) Regierte 1525—1532.

aus den Feddern herfür kriechen wil, vnnd nun bald am Mittag ist, daß man speisen soll, nimpt der Wirth etliche zu sich, vnd gehet mit jhnen in Faustus Gemach vnnd Schlaff [S. 63] kammer, darinnen er sein Losament vnd Lager hatte, da finden sie jhn in der Kammer, mit vmbgedrehetem Halse oder Angesichte, todt liegen, vnd hatte jhn der Teuffel also vmbgebracht, vnd jhm endlich seinen Lohn gegeben. P[hilippus]. M[elanchthon]. in Manl[ii]. lib. I. pag. 38. 39.

S. 63: Also machte ein Mönch ein gedinge mit einem Bawren, der da ein Fudder Häw auff dem Marckt feil hatte, was er nehmen wolte, vnnd jhn Häw lassen fressen, so viel er [am Rande: Mönch ein Zauberer] möchte. Da sprach der Bawer: Er wolte einen Patzen oder Groschen nemen. Der Mönch fieng an, vnd fraß das Fudder Häw vber die helffte, vnd hette es gar gefressen, wo jhm nicht der Bawer gewehret, vnnd mit gewalt davon getrieben hette. Ibidem ut supra.[1])

Also lies jhm ein Schuldener von einem Jüden ein Bein ausreissen, daß der [am Rande: Schüldener ein Zäuberer] Jüde mit allen den seinigen davon lieff, vergaß der Schuld gern, vnnd durffte der zäuberische Schüldener dem Jüden die Schuld nicht bezahlen. Sehet lieben Freunde, also mächtig vnd gewaltig ist der Teuffel, die Leute in den eusserlichen sinnen zu bethören vnd zu berücken, was solte er dann nicht an den Seelen thun? Darumb bete ein jeder fleissig, vnnd sey nicht sicher. Tischred. Luth. Tom. I. fol. 716.b.

Auf den Blättern 64 ff. (—84) finden sich eine große Menge von Zaubergeschichten, die mit den anderwärts von Faust berichteten oft sehr nahe Verwandtschaft zeigen, bisweilen auch ganz und gar übereinstimmen. Aus der Reihe der letzteren, die freilich Fausts Namen nur ein einziges Mal enthalten, seien die auffälligsten herausgehoben, ohne daß der betreffende Parallelschwank der Faust-Tradition in jedem Falle namhaft gemacht würde.

S. 64: Zum Newen Marckt hieb ein Zäuberer den Leuten die Köpffe vnnd die Hände vom Halse vnd von der Schultern abe, daß sie bluteten, als hette sie der Hencker geköpfft, vnd satzte sie wider auff vnd an. Epitome Butneri.

Anno Domini 1272. Ist ein Magus vnd wunderseltzamer Gaukler aus dem Niederlande[2]) gen Creutzenach kommen, in der Stadt hat er öffentlich für allem Volck auff dem Marckt seinem Knecht den Kopff abgeschlagen, vnd vber ein halbe stunde dem liegenden Leibe das Häupt wiederumb angesetzt. Er ward gesehen, daß er mit den Hunden in der Lufft jaget, vnd ab vnd auff stiege, vnd ein geschrey in der Lufft hatte. Bißweilen ward er gesehen, als ob er einen gewapneten verschlinge. Ja auch wie er ein gantz Fudder Häw, oder Holtzwagen mit den Rossen aufffresse vnnd verschlünge. Chron. Hed. 4. parte. Prompt. Hond.[3])

S. 64 f.: Zu Halberstadt sprach ein solcher Künstler (ist entweder Johannes Teutonicus,[4]) [S. 65] oder Faustus gewesen) Nach dem Essen waschet die Hände, zu Lübeck wollen wir sie trocknen. Epitome Butneri. [Am Rande: Magi an allen orten.]

---

[1]) Die vorhergehende, „Zäuberer" betitelte Anekdote schließt: Wunderbuch Caspar Goldwurms. Prompt[uarium]. Hond[orfii]. — gar = ganz.

[2]) Statt aller älteren Notizen siehe P. Alberdingk Thijm, Faust in der niederländischen Literatur, 1892; auch die ikonographischen Ausführungen Szamatólskis in der Einleitung zu seinem Neudrucke des „Christlich Meynenden" (1891).

[3]) Zu diesen beiden Belegen für den Aberglauben von der sog. Lebenswurzel vgl. S. 769, Anmerkung 2.

[4]) Vgl. die unmittelbar folgende Geschichte.

S. 65: Es hat gedachter dieser Semeca[1]) Halberstadensis, oder Teutonicus, wie man jhn genennet, durch Zäuberey oder Verblendung seinen vnd anderer Leute Väter, welche für langst gestorben vnd verfaulet, auff etlicher begeren zuwegen gebracht vnd fürgestellet.[2]) Sprichw. Isleb. num. 159. Christoph. Isen. in Symb. de carn. resurr. V v v. 2. a.

Ein Apt [am Rande: Abbas Trittenhemus[3]) seu Spanheimensis] war ein grosser Schwartzkünstler, der kam einmahl mit seiner Möncherüstung in eine kalte Herbrige, da nichts zugerichtet war, vnnd hetten die Brüder gerne wol gelebt, spricht einer vnter jhnen, obs schertzweise geschehen, lassen wir in seinem werth. Herr Abt, könnet jhr vns nicht ein gut Gericht Fische verschaffen vnd ausrichten? Da klopfft er mit einem Finger an das Fenster, Da kam alsbald seyn Credentzer, vnd brachte die besten Fische, als Hechte vnd andere,[4]) gar herrlich vnd stattlich, nach der Mönche wundsch zugerichtet. P. M. in Manl. [siehe S. 759] lib. pag. 38. Epitome Butneri, Prompt. Hond.

Ebenda: In der Stadt Northausen gieng ein Abenthewrer aus vnd ein, dem begegnet ein Bawer mit seinem Wagen, Der Zäuberer mit namen Wildfewer, sprach zum Fuhrmanne: Weiche, oder ich fresse dich hinab in meinen Wanst, mit Pferden vnd Wagen. Dessen muste der Bawer lachen, vnnd achtet solche rede für einen Schimpff,[5]) Aber der Zauberer sperrete sein Maul aus einander, vnd verschlang den Bawren mit Wagen vnd allem, wie er gesagt hatte, redlich, vnd hernach eine halbe Meile vor der Stadt, lag der Bawer mit seinem Geschier in einer Pfützen, dahin in der Zäuberer abgeleichet vnd ausgespeyet hatte. Epitome Butneri.

S. 65 f.: Heinricus [siehe unten S. 766, Anmerkung 2) Cornelius Agrippa Nettesheimensis. Ist ein Teuffelischer Zauberer gewesen, vnd sich sehr auff die schwartze Kunst beflissen, hat auch wider die Lehre Gött- [am Rande: Cornelius Agrippa] liches Namens ein Teuffelisch Buch, Occulta Philosophia genandt, sampt jhrem Clave zugerichtet, vnd in die Welt öffentlich ausgehen vnd drucken lassen, auch stettigs mit jhm vnd neben jhm einen Teuffel in eines Hundsgestalt geführet, den er durch seine schwartze Kunst also bezaubert vnd zahm gemacht, daß er jhn an einem Halsbande führete, vnnd gar leichtlich wie ein Polsterhündlein leitete .... (S. 66.) Iouius in Elogiis. Prompt. Hond. Manl. lib. I. fol. 136.[6])

Albertus Magnus. Ist ein berümbter vnd fürtrefflicher Meister, oder Naturkündiger gewesen .... Man sagt von jhm, er soll im Winter vmb das Fest der Geburt Christi die Bäume im Keyserlichen Thiergarten angerichtet, vnd

---

[1]) Semeca lautet der Name wirklich; diese Form steht zweimal im Texte und einmal als Marginalie.

[2]) Parallele zu Fausts Vorführung der griechischen Heroen, aber verallgemeinert wie in der oben unter 1 J, mitgeteilten Leistung des Spaniers bei Cäsarius von Heisterbach. „Sprichw. Isleb." meint Johann Agricola.

[3]) Natürlich Abt Tritheim.

[4]) Eingehende Aufzählung der von Faust herbeigezauberten Fische im Spiesschen Volksbuch Kapitel 44 in alphabetischer Reihenfolge (sieh meine Notiz Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 4, 375).

[5]) Siehe S. 774, Anmerkung 3.

[6]) Zu Aprippas hündischem Begleiter vgl. oben S. 759 und unten S. 766, Anmerkung 3, auch den von mir Goethe-Jahrbuch 15, 261 mitgeteilten Volksglauben „Der Teufel als Pudel."

darzu gebracht, daß sie lustig vnd schöne, wie vmb Walpurgis Tage geblühet haben.[1] Epitome Butneri.

S. 75: Keyser Friederich, Maximiliani Herr Vater, ließ einen Schwartzkünstler zur Malzeit laden ..... Da sprach er zum Keyser: Ich wil ewer Käys. Majestät auch etwas auff die ban bringen, da sie mirs erläuben wollen, da sagte der Keyser, Ja. Da brachte er mit seiner Zäuberey zu wege, daß ein groß getümmel draussen vor des Keysers Gemach wurde, vnd als der Keyser zum fenster hinaus sahe, vnd erfahren wolte, was da were, da bekömpt er an dem Häupt ein gros Geweihe oder Hirschhörner, daß er den Kopff nicht kondte wider zum Fenster hinein bringen. Da sprach der Keyser: Mache sie wider ab, du hast gewonnen .... Tischred. Luth. T. I. fol. 718. a.

S. 76: Für etlichen Jahren ist ein Schwartzkünstler gehenckt worden, von dem gesagt war, daß er zweymahl zuvor were gehenckt gewesen, da allwege ein Strowisch am Galgen were blieben hangen. Er hatte einmahl einen schönen Hengst verkaufft, vnnd verbotten, daß man jhn nicht bald zur Träncke ritte, Als nu solcher wolte erfahren die vrsach, vnd das Pferdt ins Wasser geritten, ist es zum Strohwisch worden. Derowegen ward er zornig, eilet zur Herberge, da der Gauckler war, als dieser jhn hat sehen kommen, legt er sich auff eine Banck, da kömt er mit zorn bewegt, zeucht jhn hart bey einem Bein, welchs er jhm alsbald ausgerissen, vnnd in die Stuben geworffen, vnd darvon gelauffen. Dann der Schwartzkünstler hatte jhn also verblendet, daß es jhn nicht anders bedünckte, als were es geschehen, etc. Item, er hat auch Schweine vnd anders verkaufft, daß endlich zu Strowischen worden, vnd also die Leute betrogen. Als aber GOtt zu solcher Büberey nicht lenger zu sehen wolte, ist er mit anderen zweyen Weibern, so seine Gesellschaft, zur Naumburg gefänglich einkommen .... Der Schwartzkünstler hat erstlich in der Tortur vnd Folterung zu aller Pein nichts bekennen wollen, da er auch zerdehnet, daß er nicht gehen konte, Da er aber angezeiget, wie er seine Kunst oder den Geist in Haaren gehabt, vnd wie man die jhm allenthalben abgenommen, hat er seine Büberey bekannt .... Prompt. Hond.

S. 78 f.: Georg Bawman, war von Oelßnitz außm Voitlande, den ich dann wol gekennet, ein Ertzmeister vnd ausbündiger Künstler, Zäuberey vnd Gauckeley zu treiben .... (S. 79) ... Vnd auff eine andere zeit verkauffte er einem ein Pferdt, der reit damit durch die Elster, das ward zum bund stroh. Er aber suchte seinen Verkäuffer, jhm sein Vnglück zu klagen, der hatte sich in der Stuben, als schlieff er, auff ein Ruhebettlein gestreckt. Der Käuffer nam jhn bey einem Fuß, vnd rüttelt den Buben auff zu wecken, Aber er wolte nicht erwachen, Er rüttelt noch stärcker, da fiel der Schenckel auf die Erden, vnd blutet als were er jhm mit einer Holtzaxt hinweg gehawen. Darvon erschrack der Bawer vergaß des Pferdts vnd seines Gelds, vnnd bleib der Zäuberer wie er war, deß Teuffels. Endlich ist er zur Naumburg gefangen, vnd jhm mit besondern Listen seine Kunst abgemerckt worden, in dem man jhn müssen an seinem gantzen Leib bescheren, vnnd mit keinem Fuß dürffen die Erden berühren,[2] sondern in einem langen Frawenmantel an den Galgen hencken lassen. Also hat das Spiel mit diesem Zäuberer auch sein recht gewonnen. Epitome Butneri.

S. 764: Zu Nassenburg in Thüringen, an der Finda, konte eine alte Hure den Leuten Constantinopel, Jerusalem, Venedig vnd sonst andere Städte mehr,

[1]) Vgl. für diesen beliebten Stoff oben unter 1, II.

[2]) Man beachte, wie am Schlusse der beiden hier nebeneinander gestellten Varianten bei der ersten der alttestamentliche Simson-Mythus (vgl. auch oben Samson im folgenden), bei der zweiten auch noch der griechische von Antäus, dem Sohne der Gäa, benutzt ist.

in einem Glase zeigen [am Rande: Zauberglaß] vnd erkennen lassen.[1]) Epit. Butn. fol. 115. a.

So habe ich auch gehöret, das Faustus zu Wittenberg den Studenten vnnd einem [am Rande: Faustus Magus] hohen Manne N. habe Hectorem, Vlyssem, Herculem, Aeneam, Samson, David vnd andere gezeigt, die dann mit grausamen geberden vnd ernsthafftigem Gesichte herfür gegangen, widerumb verschwunden, vnnd sollen (welches Lutherus nicht gelobet,) dazumal auch Fürstliche Personen dabey gesessen, vnnd zugesehen haben. Ibidem ut supra.

Darumb wird Doctor Martinus Luther auff eine zeit gefragt, ob Samuel auff [am Rande: Nicromantia prohibita. I. Sam. 28] des Königes Sauls begeren, von der Warsagerin, jhme erschienen were, ob es der rechte Prophet Samuel gewest? Darauff aber antwortet er: Nein, Sondern es were ein Gespenste vnd böser Geist gewesen, welches damit beweiset wird, daß man die Warheit nicht sol von den Todten fragen, sondern es ist nur ein Teuffelsgespenst gewesen, in der gestalt des Mannes Gottes. Gleich wie ein Zauberer vnd Schwartzkünstiger, der Abt von Spanheim,[2]) hatte zu wegen gebracht, daß Keyser Maximilianus alle verstorbene Keyser vnd grosse Helden, in seinem Gemach nach einander gehend, vnter welchen auch gewest war, Alexander Magnus Iulius Caesar. Item. des Keysers Maximiliani Braut, welche der König von Franckreich Carolus Gibbosus jhme genommen hatte Tischred. Luth. Theil I. fol. 702. a. b. Prompt. Hond. fol. 79. a. Wierus de praestigijs lib. I. cap. 26. Varia et quidem diversa judicia de Evocatione defuncti Samuelis, I. Sam. 28. Vide in Decreto 26. quaest. 5. cap. Nec mirum, etc. in Symbolo de resurrect. carnis, Christophori Irenæi fol. 581. etc. in Galatimo pag. 250. 251. 252. in Wiero de praestig. lib. 2. cap. 9. Compend. Heerb. pag. 76. 521. Sommertheil Postill. Celich. fol. 59. Theil. 7. Luth. fol. 305. b. Colloq. Luth. Tom. I. fol. 115. a. At quod illud spectrum fuerit Satan. et non Samuel, analogum fidei est judicium mihi accidens, et cum simili historia in Capnione de verbo mirifico pag. 649. concordat. At integram historiam ex Wiero lib. I. cap. 16 de evocatione defunctorum et apparitione Lemurum aut spectrorum recitabimus.

S. 765 f. [Folgendes mit Randglosse Nicromantia]:

Es ist auff eine zeit an Keysers Maximiliani I. Hofe deß Hectoris vnnd Achillis gedacht worden, welche, nach dem sie von etlichen auß der Cantzley hoch gerhümet, vnnd Tugend halben gelobet wurden, ist dem Keyser Maximiliano gleiche eine Schneesucht[3]) vnd begierd ankommen, jhre Bildniß[4]) vnd Leibes gestalt zu sehen. Vnd tregt sich eben zu, daß ohne gefehr ein Schwartz-künstler vnnd Zauberer an des Keysers Hofe, zur stelle ist, der sagt zu etlichen vom Adel, er wolle vnd könne ohne alle besondere mühe vnd gefahr aller dapffern Helden gestalt, die Keyserliche Majestät zu sehen begeret, gar leichtlich herfür bringen, vnd sie fürm Keyser darstellen. Diese rede wird bald an den Keyser gebracht der lest den Schwartzkünstler vor sich kommen, vnd spricht zu jhm:[5]) Ich höre, du seyest ein visirlicher Künstler, darumb lieber beweise deine Kunst ein Meister-stücke, Darauff antwortet der Künstler, ja er wolle es thun vnd außrichten ohne

[1]) Vergleiche die auch im folgenden angezogene Geschichte von der Hexe von Endor, die auch im mittelalterlichen Genovevabuche hineinspielt, und den Titel Waldschmidts unten Nr. 6.

[2]) Tritheim; vgl. oben S. 760 die Mitteilung nach S. 65.

[3]) Natürlich Druckfehler für: Sehnsucht.

[4]) Gedacht ist wohl an das griechische εἴδωλον.

[5]) Im Texte steht für das Kolon ein Fragezeichen.

alle gefehrligkeit, allein sie solten, dieweil die Bildniß vnd gestalten der Helden vorhanden weren, vnd sich sehen liessen, stille schweigen vnd nicht reden. Wie sie jhm das zusagen, vnd darzu auch eine gute Summa geldes verheissen, machet der Schwartzkünstler einen grossen Kreiß oder Circkel, darein stellet er den Keyser mit seinem Keyserlichen Stuel, vnnd fehet darnach an etliche Wort auß einem kleinen Büchlein zu lesen oder zu murmeln, als bald kömpt ohne gefehr, ehe man sichs versahe, des Hectoris Bildniß, vnd schlegt an die Thür, daß das gantze Haus erbebet vnd erschuttert, Wie man jhm auffmacht, tritt er herein in aller seiner Rüstung vnd hellglentzendem Harnisch, der da weit blincket vnd leuchtet, vnd führet einen hellen planckenden Spieß, der da gar schimmerte in seiner Faust, vnd funckelten jhm die Augen, seiner grösse des Leibes findet man auff Erden nicht, dann er vier oder fünff Mannslenge, wie die Leute jetzund zu vnserer zeit eine grösse vnnd staturam haben, vbertraff, Darnach kam Achilles auch daher getretten, der dann den Hectorem scheußlich ansahe, vnd seinen Spieß schwang vnd regte, als wolte er jetzund auff den Hectorem zu, vnd als die zween drey mal hin vnd wider vor dem Keyser, dem sie seine Ehre vnd Reverentz thun, fürüber gangen, sind sie alsbald verschwunden. Darnach ist kommen der König vnd Prophet David mit seiner Königlichen Krone, schmuck vnnd zierd, vnnd trug seine Harffen, er hatte aber gar ein freundlicher vnnd lieblicher Angesichte, dann die vorigen beyde, vnd als er drey mal für dem Kayser, der da auff seinem Königlichen Stuel im Kreise saß, fürüber gegangen (vnd jhme keine Ehre vnd Reverentz erzeiget hatte) ist er auch verschwunden. Darnach hat der Keyser den Schwartzkünstlern gefragt: Warumb jhme David keine Eheerbietung[1]) erzeigt hatte? Darauff hat er zur antwort gegeben: Davids Königreich sey vber alle Reich auff Erden, vnd es müssen jhm alle Königreiche weichen, vnd von Davids Reich vberwunden werden, vnd Christus des ewigen GOttes Sohn sey auß Davids stamme geboren, darumb habe David dem Keyser keine Ehre erzeigen wollen.

Wiewol wir aber in dem andern Gebot[2]) der Geucklerischen Ebentheuer gedacht, vnd in der sechsten Bitte derselbigen Exempel mehr sollen eingeführet werden, doch müssen wir derselbigen hie auch nicht gar vergessen. Vnd ist gewiß, ein Christ der Geucklern zusihet, begehet wider den Namen Gottes sträffliche Sünde, vnnd sollte die Obrigkeit keinem Geuckler seyn Spiel in der Stadt oder auff den Dörffern vergönnen noch erlauben. Epit. Butn. fol. 115a.

In der berhümten Herrschaft Stollberg, hat man einen Geuckler erzürnet, vnd seine schwartze Kunst verlachet, da bannet[3]) vnd zaubert er einen lustigen vnd schönen Lilien stock auff den Tisch, rüstet sein Pferd, vnd führets an die Pforte, vnd sprach: Lasset mich und meine Kunst bleiben, oder ich wil diesem Lilienstocke seine Rose abhawen, also vexirten vnnd plagten sie jhn baß, da zog er seinen Dolch, vnnd hiebe damit eine Lilien ab vom Zweige, vnd fuhre davon. Nach einer stunde fand man einen geköpfften Mann im Stalle, der bleib todt, vnd ward begraben.[4]) Verè autem non decollatus, sed Diaboli artificium fuit. Epit. Butn. fol. 115. a.

Es ist auch droben in der 43. zahl,[5]) des D. Johannis Fausti gedacht,

---

[1]) Druckfehler für: Ehrerbietung.

[2]) Das ganze Werk Bütner-Steinharts stellt eine durch zahllose Beispiele belegte Erklärung der zehn Gebote dar.

[3]) Hier soviel wie herbeiheren; bei „bleiben" im Nächsten ergänze: in Frieden.

[4]) Vgl. oben S. 759 Anmerkung 3.

[5]) Meint die betreffende am Rande eingetragene Angabe des Paragraphen in dem Abschnitte.

wie er ebner [S. 766] massen etlichen Studenten vnd andern mehr habe Hectorem, Vlyssem, Herculem, Alexandrum Magnum, Aeneam, Samson, David vnd andere praesentiret vnd dargestellet, die denn mit grausamen Geberden vnd ernsthafftigem Gesichte, als weren sie leibhafftig, erschienen vnd herfür gegangen, vnd darnach widerumb verschwunden. In massen er denn auch die schöne Helenam aus Griechenland, deren keine in der Welt jhrer Schönheit halben, zu vergleichen gewesen, als leibhafftig dargestellet, welcher Schönheit sich auch alle Zuseher höchlich verwundert haben. Item, noch viel mehr wunderliche Ebenthewr hat dieser Faustus angerichtet, die hie zu erzehlen, vnnötig.

4. Weintraubenzauber und Faustgenossen bei Simon Majolus.

In K. Engels „Zusammenstellung der Faustschriften vom 16. Jahrhundert bis Mitte 1884" (1885) steht, wie ich nach dem Zufallsfunde der folgenden Variation ersah, S. 30 als Nr. 30 verzeichnet: „Majoli, S., Dies caniculares s. colloquia physica nova et admiranda etc. Mogunt. 1614. Fol. S. 602: Johannis Fausti magica". Da dies Citat mir nicht genau ist und die Stelle selbst, soviel ich wenigstens ermitteln konnte, nirgends abgedruckt wurde, teile ich letztere hier mit.

Simonis Majoli Episcopi Vvltrariensis Colloquiorum sive Dierum Canicularum Tomus Secundus. Editio altera priori auctior et correctior (Vorrede von 1608[1]). p. 246[2]) (in dem „Colloquium tertium, de sagis"):

Ph[*ilosophus*]. Occurrit mihi iam cuiusdam Ioannis Fausti, (sed profecto infaustissimi) Cundlingensis, præstigiatoris et Magi Patrum nostrorum memoria insignis, (qui Cracouiæ magiam, vbi ea publice olim docebatur, didicerat) factum, atque id quidem ridiculum, vere tamen diabolicum. Is, inquam, cum aliquando apud notos quosdam diuerteret, qui de ipsius prestigiatricibus actionibus multa audiuerant, ij ab eo petierunt, vt specimen aliquod suæ magiæ exhiberet. Hoc cum diu recusasset, tandem importunitate sodalitij, neutiquam sobrij, victus, promisit se illis exhibiturum, quodcunque expeterent. Vnanimi igitur consensu petierunt, vt exhiberet illis vitem plenam vuis maturis: Putabant enim propter alienum anni tempus (erat enim circa brumam) hoc illum præstare nullo modo posse. Assensit Faustus, et promisit, iamiam in mensa conspectum iri id quod expeterent: sed hac conditione, vt omnes magno silentio immoti præstolarentur, donec illos iuberet vuas decerpere: si secus facerent, instare illis periculum capitis. Hoc quum se facturos recepissent, mox ludibriis suis hic ebriæ turbæ ita oculos et sensus perstrinxit, vt illis tot vuæ miræ magnitudinis et succi plenæ in vite pulcherrima apparerent, quot ipsorum adessent. Rei itaque nouitate cupidi, et ex crapula sitibundi, sumptis suis cultellis expectabant, vt illos iuberet rescindere vuas. Tandem cum istos leuiculos aliquamdiu suspensos in ipsorum vanissimo errore tenuisset Faustus; subito in fumum abeunte vite, vna cum suis vuis, conspecti sunt singuli tenentes loco vuæ, quam vnusquisque apprehendisse videbatur, suum nasum, apposito superne cultello, ita vt si quis immemor precepti dati, iniussus vuas secare voluisset, seipsum naso mutilasset.

---

[1]) Dieser 2. Band, „Helenopoli" erschienen, trägt keine Jahresziffer; auf dem Titelblatte des 3., dessen Vorrede 1609 unterzeichnet ist, steht dagegen 1610.

[2]) Im Register: Ioannis Fausti magia (woher wohl Engels irriger Titel stammt).

Th[*eologus*]. Et recte quidem illis accidisset, dignique fuissent alia mutilatione, qui non ferenda curiositate spectatores et participes esse satagebant illusionum diabolicarum, quibus sine grauissimo periculo, vel potius piaculo, interesse Christiano homini non licet.

Diese Fassung der durch Goethe so populär gewordenen „Auerbachs Keller"-Scene steht der von mir Goethe-Jahrbuch 14, 290—92 abgedruckten und besprochenen sehr nahe, ist aber in dem dickleibigen Buche des Majolus als Faust-Anekdote ganz vereinzelt. Nur auf der vorhergehenden Seite 246 heißt es von Fausts tschechischem Pendant, dem Schwarzkünstler Zyto[1]): „Sed quem finem fabula hec sortita fuit? Tragicum valde et miserandum. Sic enim in allegata historia, post aliarum multarum ludificationem et præstigiarum ab ipso Zytone editarum enumerationem, immediate sequitur: Ceterum Zyto impostor ad extremum a Cacodæmone superstes, cum corpore et anima de medio hominum sublatus fuit, iniecitque Wenceslao curam, de religiosis deinceps ac magis seriis rebus cogitandi". Ja, er scheint sogar die große Reichhaltigkeit der Faustsage gar nicht auf Grund eines der kompendiarischen Volksbücher gekannt zu haben. Denn sonst hätte er S. 293 unbedingt daraus Doktor Fausts Luftreise als Parallele anführen müssen. Er sagt aber bloß: Translationem illam de loco ad locum diabolicam possibilem esse, sæpiusque contigisse, innumeris constat exemplis. Grauissimi sanctissimique Patres referunt, Simonem Magum coram Petro alarum dæmoniacarum remigio in aere sublatum volitare visum. Similia de Abati Scytha leguntur, atque Badudo Britanniæ rege.

5. Allerlei Faustisches bei J. Chr. Frommann.

Karl Kiesewetter, der Faust-Historiker[2]) und beste geschichtliche Kenner der spiritualistischen Wissenschaft, hat 1888 in einem Aufsatze „Wahrheiten im Zauberwesen mit besonderer Berücksichtigung der Faustsage", Zeitschrift „Sphinx" 5, 377 ff., auch (S. 380) einen Auszug aus obigem Bericht des Simon Majolus verdeutscht, aber nicht nach dem Originale, sondern nach dem Citate bei dem ‚Medicus Provincialis Saxo-Coburgicus' Johannes Christian Frommann, Tractatus de fascinatione novus et singularis (Norimbergae 1675), woselbst nämlich S. 595 f. folgender, im Register s. v. Historia als ‚Fausti visum et tactum praestringentis' verzeichneter Absatz als Schlußbeleg (S. 598 im Argumentum: ‚Exemplum fascinati tactus et Visus') für Lib. III,

---

[1]) Wieso F. W. Ebeling (Friedrich Taubmann, S. 5) diesen ganz und gar als wirklicher Hexenmeister auftretenden Böhmen Zytho, von dem mehrere mit Doktor Faust beigelegten gleichlautende Stücklein berichtet werden (z. B. Flußvorspiegelung, Hirschgeweih-Anzauberung und scherzhafte Menschenfresserei), als „Hofnarren" des Königs Wenzel ansieht, begreife ich nur, wenn ich seines Vormanns Flögel Geschichte der Hofnarren S. 213 ff. danebenhalte. Der nächste Fachmann, Dr. Ernst Kraus in Prag, nennt Zyt[h]o an keiner Stelle seiner einschlägigen Arbeiten („Das böhmische Puppenspiel vom Doktor Faust", 1891, S. 1—26 „Die Faustsage in der böhmischen Literatur"; „Goethův Faust. Přeložil Jaroslav Vrchlický", 1890/91, II, Úvod, S. III bis XVII; „Goethe a Čechy", I. 1893).

[2]) Mein im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 92, 180 f. abgegebenes Urteil über Kiesewetters Buch „Faust in der Geschichte und Tradition" (1893; vgl. Goethe-Jahrbuch 15, 335 f.) halte ich trotz des Tadels, den es von anderer Seite erfuhr, aufrecht.

Pars IV, Sect. I, Cap. VII erscheint:[1]) Fascinationis tactus et visus exemplum egregium, ridiculum quidem, vere tamen Diabolicum de publico illo Magiæ Doctore Joh. Faustio, reipsa infaustissimo recitat Majolus *Colloq. 3. pag.* 176. *Is cum aliquando .... mutilasset.* Tactu hi senserunt uvas, quæ non fuerunt, et tactu non senserunt nasos, qui fuerunt. — Es folgen noch vier Zeilen theoretischer Auslassungen: Fascinat etiam Dæmon tactum, cum eum depravat etc.

Daß Frommann keine anderen Anekdoten von Doktor Faust in seine beispielreichen Auseinandersetzungen verwoben hat, muß besonders deshalb auffallen, weil Lercheimer, namentlich aber Wier, zu seinen Hauptquellen gehören, er also, sogar wenn das Volksbuch vom Doktor Faust ihm unbekannt geblieben wäre, bei diesen Gewährsmännern genug Anlaß zur Verwendung von Faustgeschichten gefunden hätte. Einen der hervorragendsten Vorgänger Doktor Fausts, Heinrich[2]) Cornelius Agrippa von Nettesheim, citiert er mehrfach und weist ihm in längeren Auslassungen einen wichtigen Posten in der Entwickelungsgeschichte der Magie an. Auf S. 290 erwägt er die Frage, ob Agrippa ein Magus gewesen sei und S. 585 kopiert er aus den Elogia des Jovius, die dem ‚portentosum Agrippae ingenium' gälten, die Geschichte, daß jener einen dämonischen Begleiter in Hundegestalt bei sich gehabt habe.[3]) Wichtig ist auch S. 525 der Satz über Wier(us): „Causæ sunt quod fateatur se Agrippæ discipulum fuisse, welcher der allergröste Zauberer war, so zu seiner Zeit gelebt.“ Endlich lesen wir S. 709: „Damnavit non hanc [Theurgiam] tantum, sed et Theurgiam ipsam specioso nomine celebrem Archimagus Cornelius Agrippa, qui disertis verbis testatur, *sæpissime sub nominibus Dei et Angelorum, malis Dæmonum fallaciis eam obstringi.*“

Ferner begegnen wir einem Gauklerstückchen aus der flüssigen Tradition über Fausts Famulus Wagner,[4]) S. 586 f.: „Etiam Magi Dæmonis ope corpori vero partes phantasticas assuunt. Sic Christophorus Wagnerus Paduæ a quodam rogatus, ut jucundum animi gratia præsentibus spectaculum exhiberet, id quidem primum renuit; illo autem instante mox caput bovinum magnis cornibus refertum eidem aptavit, ut verum bovem referret. Hoc cum cæteros in risum, et fascinatum in indignationem solveret, veri bovis instar valde mugire cœpit, ori calicem admoturus ineptitudinem suam, ob labiorum magnitudinem, advertit, allatum autem a Wagneri famulo in dolio quodam vinum plenum gutture traxit. Uxor famæ inclementia mota cito gradu ad maritum tendit, visoque mariti fascino, dira quæque Wagnero imprecatur. Fascinator autem cum bonis verbis silentium frustra petiisset, uxori quoque vaccinum caput cum cornibus aptat, ex quo major et præsentum risus,

[1]) Obzwar bisher nirgends mitgeteilt oder auch nur citiert, sei er hier der wesentlich orthographischen Abweichungen wegen nicht abgedruckt, sondern die ausgehobene Stelle oben durch Punkte angedeutet. Die einzigen Aenderungen sind: „conspectum iri, quod expeterent“ und „praestrinxit“ (statt perstrinxit).

[2]) Einwirkung auf Goethes „Heinrich Faust“?

[3]) Diese Quelle sind des Paulus Jovius' ‚Elogia doctorum virorum'; vgl. Kiesewetter, Geschichte des Occultismus, S. 5 f.

[4]) Erscheint schon im Anfange des 17. Jahrhunderts stets neben den Faust-Erwähnungen; vgl. z. B. „Gründlicher Bericht Antonii Praetorii. Von Zauberey vnd Zauberern (1629)“, S. 18: ‚.... Joannes Faustus D. zu welchen ich ordne Scotum, Wagnern, ...'

et ex hoc fascinatarum personarum mugitus. Fascinatum ita par conjugum in magna spectatorum frequentia domum rediit suam, nec, nisi sequenti die ad aliorum intercessionem a fascino liberatum. Quæ omnia hic in compendium Latinis verbis coacta pluribus Freudius *Quæst.* 157 *n.* 2. ex Hildebrandi Goetia recitat." Daß Frommann dem letztgenannten Werke, dessen Faust-Inhalt wir oben in 2 verzeichnet haben, nicht so mancherlei für seine Zwecke trefflichst Brauchbares entlehnt hat, berührt seltsam. Denn seine genaue Kenntnis des einschlägigen Stoffkreises geht beispielsweise aus folgender Auslassung, S. 214, deutlich hervor: „Vielmehr aber geschicht solche Collusion und geheime Verstand mit dem bösen Geist mediate durch gewisse vom Satan selbst an die Hand gegebene Mittel. Denn zu gleicher Weis, wie ein frommer Christ und Kind GOttes, wenn er in Zweifel stehet, was er in einem und andern Fall fürnehmen und angreiffen soll, rufft er GOtt an im Gebet, braucht ordentliche Mittel: so sagt man alsdenn recht von Ihm, er hats mit GOTT und seinem Raht angefangen, GOtt habs ihm in Sinn gegeben, ob gleich GOtt unmittelbar mit ihm nicht geredet: Also im Gegentheil, wer zweiffelhafftige Sachen zu erfahren solche Weg gehet, und Mittel braucht, die in Gottes Wort und der Natur Krafft nicht stehen, so fragt er den Teuffel zu Raht, und bitt gleichsam denselben zu Gevattern, ob gleich der Teuffel ihm unmittelbar in eigener Gestalt nicht erschienen und mit ihm geredet."

Hingegen bietet Frommann an verschiedenen Stellen seines Kompendiums, da wo er vom Wesen des Teufels redet, eine Reihe merkwürdiger Anklänge an die Schimpfcharakteristik, die das Volksbuch vom Doktor Faust dem Satan widmet. Es handelt sich hier um diejenigen ganz bestimmten Ausdrücke, die ich beim Quellennachweise des Sprichwörterkapitels im ältesten Faustbuche, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 4, 372, untersucht habe. In jenem, dem 65. Kapitel, sagt Mephistopheles zu Faust vom Höllenfürsten: „dieweil er Gottes Aff, auch ein Lügener vnnd Mörder ist" (vgl. a. a. O. S. 367). Dazu gewährt Frommann nachstehende Parallelen: „Hostem hunc Dei Simiam esse, et fucata æmulatione Dei opera semper expressisse" (S. 189); „nam testimonium de Patre mendacii, qui corpus et animam ut perdat, quærit . . . ."[1]) (S. 374); „Der Teuffel ist unsers HErrn GOttes Affe, er hat neben den gebahnten Weg und der Landstraß deß Göttlichen Worts allezeit seine Holtzwege und Fußstege, dadurch er die Leute verführet" (S. 1056); „Der Satan als ein Feind deß menschlichen Geschlechts hat als ein Aff GOttes abscheuliche Opffer bey den Heiden gestifftet" (S. 1058); „ait Dn. D. Zimmermannus l. c. Petrum de Lancre cap. 16 audiamus: Der Teuffel lutzet unserm GOTT in allen Dingen nach. Er hat seine Prælaten, seine Bischöffe und Priester . . . ." (S. 1066). An letztere Aeußerung schließen wir am passendsten von S. 1054 an: „Hinc Latimerus in Anglia Episcopus Sacerdotes suos negligentes exemplo Satanae excitavit dicens: Es wäre in gantz Anglia kein fleissiger Bischoff als eben der Satan, qui oriosis aliis maxime sit negotiosus, ac proinde illos imitari debere Satanam, qui Deum sequi nolint." Dazu stimmt nämlich im angeführten Faustbuch-Kapitel die Formel „Gott ist Herr, der Teuffel ist nur Abt oder Münch," der ich a. a. O. S. 371 aus J. L. Weidner, Teutscher Apophthegmatum 3. Theil (1644) S. 448

---

[1]) Vergleiche Lercheimer, Christlich bedencken vnd erjnnerung von Zauberey (1585) Kap. 4: „daß sie die warheit vom teuffel forschen, der ein lügener vnd ein vatter der lügen, ein mörder, der Gottes vnd aller menschen abgesagter vnversöhnlicher feind ist." Vgl. Cäsarius von Heisterbach III 6 am Ende („Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein", Heft 53 S. 239), und unten S. 768.

„kein fleissiger Bischoff als der Teuffel" zur Seite setzte. Auch die zweite Nummer jenes Proverbienhausens „werestu weit von dannen gangen, were gut für die Schüß gewesen" (sieh a. a. O. S. 365) kehrt hier neben anderen Zauberformeln S. 275 als „Weit davon ist gut für Hauen und Stechen" wieder.

Aehnlich wie die oben angeführte zweite lateinische Titulatur des Teufels Pater mendacii etc. lautet es auch bei Lambertus Danaeus, „Von den Zauberern, Hexen vnd Vnholden u. s. w." (Cölln 1576), wo Faust nicht erwähnt wird, wohl aber „der Hochgelerter Abt Trithemius" (S. 35), „der H. Cyprianus" (S. 140), Theophilus (S. 105: „Ich hab von eim Abt, im hertzogthum von Meiland, mit namen Bruno genant, verstanden, welcher in einem augenblick, auß dem Hertzogthumb gen Rhom von dem Teuffel gefurt ist. Deßgleichen wirt auch von einem erzelet, welcher Theophilus geheißen hat"), und andere seiner Vorgänger, auf S. 78: „Aber weil der Sathan vber die maß lügenhafft, ja ein Vatter aller lügen ist" und S. 54: „Sathan, welcher ein Vatter aller rachgierickeitt, vnnd alles mords ist." Auch in Bütners und Steinharts „Epitome historiarum" (s. Näheres oben S 757) fol. 242 erscheint der Teufel als „der Mörder vnd lügen Geist." Wie die beiden letzteren ist David Meder lutherischer Pfarrer, der in seinen „Acht Hexenpredigten" (Leipzig 1604, bei demselben Verleger wie die Epitome!)[1]) S. 12[b] vom Teufel sagt: „wie jhn deßwegen Christus Joh. 8 ein Mörder vnd Vater der Lügen nennet" (vgl. S. 48[a]: „des Teufels Lügen, Mordt vnd grimmiges Gemüt"). Faust selbst war diesem Prediger, der nach der lateinischen Widmung Bodinus, Wier, Ulrich Molitor (De sagis), Trit(h)emius u. a., nach S. 39[a] Gödelmann, nach S. 80[a] Lercheimer und Hamelmann, kennt, nicht genauer bekannt, wohl aber manche Parallele, z. B. S. 23[b], wo zauberische „Milchdiebe" charakterisiert werden („vnd das so wunderbarlich, das sie auch offt nur daheimen einen Pflock, den sie in die Wand geschlagen, melcken, vnd dennoch derselbe Milch giebet"; ganz ähnlich S. 81[a]),[2]) S. 28[b] eine völlig auf den Faust des Volksbuchs stimmende Charakteristik eines Menschen, der aus materiellen Motiven Gott abschwört und „sich an den Teuffel ergiebet", S. 71 „Simoni des Zauberers" Luftreise mit dem Teufel und die ähnliche Geschichte über den „beruffenen Zauberer" ‚Iohannem Teutonicum', einen Halberstädter Priester 1271 (vgl. oben S. 759 f.). Von Faust heißt es S. 40[b] — 41[a]: „Was solte nun hindern, wenn der böse Geist solchen fürwitzigen Leuten beydes verheisset, oder durch sein Drachengesinde verheissen lesset, denn das sie sich in seinen gewalt begeben? wie mit D. Fausto vnnd andern Schwartzkünstlern geschehen ist vnd noch geschicht." (Am Rande: Exempel des Fausti.) Auf S. 105[a] („Auch daß man jhr und des Teufels nur spotte, vnd alle jhr thun nur verachte vnd verhöne, wie jener Doctor zu Wittenberg gethan") liegt vielleicht eine etwas verblaßte Erinnerung an das 52. (vgl. auch das 57.) Kapitel des Spiesschen Faustbuchs vor.

Noch zwei Dinge, die mir in Frommanns mit unverdauten Brocken aller Art vollgestopften Darlegungen aufstießen, seien abgedruckt, weil sie mir Beziehungen zur literarischen Entwickelung des Faustthemas zu bekunden scheinen. „Magi vocantur insuper Schwartzkünstler" heißt es S. 503, ... „Weil sie solche Kunst von dem schwartzen Casperle dem Teuffel gelernet, welcher, weil er

---

[1]) Den Hinweis auf dieses Buch verdanke ich Joh. Diefenbach, Besessenheit, Zauberei und Hexenfabeln (Frankfurter zeitgemäße Broschüren XIV, Nr. 4: 1893), wo S. 26 ff. eine größere Anzahl von noch nachzuschlagenden, mir meist nicht zugänglichen lutherischen Hexenpredigten citiert wird (ebenda S. 37 flüchtig über die Faustsage); vgl. oben S. 754.

[2]) Aehnliche Zauber- und Teufelsgeschichten aus jenen Lambertus Danaeus, David Meder u. a. hob ich aus Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 5, 265 f.

ein Fürst der Finsterniß, wie er genennet, Ephes. 6. v. 12. gemeiniglich auch in schwartzer scheußlicher Gestalt erscheinet, darbeneben zu den Wercken der Finsterniß Lust hat, und sie treibet, der Schwartze genennet, und gemeiniglich schwartz gemachet wird." Dürfen wir darin nicht ein hübsches Zeugnis für den frühzeitigen Uebertritt der Faustfabel auf die Bühne erblicken, bei dem der Hanswurst mit schwarzem Gewand und Gesicht den Bösen „gemachet", so daß man dann von letzterem als „von dem schwartzem Casperle dem Teuffel" sprechen konnte?[1]) Sodann wird S. 741 ein Geschichtchen zum Besten gegeben, aus dem wir herausheben: „Juvenis quidam ad amici sui instantiam in Scholam Magicam, in qua Dæmon ipse docuit, ut hospes seducitur. Finita lectione Doctor auditorem suum novellum blandis compellat verbis, et, ut singulis, ita et huic aliquid petendi concedit potestatem: renuentem hunc ille urget, ut vel aliquid saltem a se petat vel voveat, quodcunque etiam fuerit, se non denegaturum. Defatigatus urgentibus monitoris verbis hospes hoc sibi dari tandem vovet, ut ab eo, qui primus est a Rege, proximus, et sic tertius in regno esset. Dæmon dato nutu, ut compes discipulus voti sui fieret, se effecturum promittit. Magister linquit discipulum, discipulus Magistrum, totumque collegium magicum, animumque studiis deinceps seriis, de magicis securus, applicat; sed tantos cum omnium applausu facit progressus, ut magnis honoribus, et tandem loco a Rege secundo dignissimus fuerit judicatus. In eo constitutus, foribus aliquando pulsatis et apertis per advenæ præsentis faciem Magistri olim in Schola quadam sui vultum, et cum hoc promissionis suæ liberalitatem, Dæmon vero discipuli sui factum per promissi impletionem in lucem revocat, eumque totum ceu suum mancipium mercedis loco jam postulat." Die enge Verwandtschaft mit dem Faustſtoffe beweist der Schluß wohl zweifellos. Außerdem aber scheinen mir Einkleidung und Anfangssituation mannigfache Aehnlichkeit mit der Schülerscene in Goethes I., der Inhalt des Begehrens und seine Erfüllung mit Fausts Auftreten am Kaiserhofe in Goethes II. Teile zu besitzen.

6. Faust bei Bernhard Waldschmidt.

Durch Joh. Diefenbachs Broschüre (sieh oben S. 768, Anmerkung 1) bin ich auf das von ihm S. 112 unter Nr. 16 ungenau angeführte dickleibige Kompendium „Pythonissa Endorea, Das ist: Acht vnd zwantzig Hexen- vnd Gespenst-Predigten, genommen Auß der Histori von der Zauberinn zu Endor, im I. Buch Samuelis Cap. XXVIII. . . . . Gehalten in der Kirchen zun Barfüssern in Franckfurt, vnd nunmehr mit nützlichen, auß vornehmer Theologorum vnd anderer berühmten Autorum Schrifften genommenen Anmerckungen vermehret, auff Begehren Vmb dieser letzten Zeiten willen, zum Truck übergeben von M. Bernhardo Waldschmidt, Evangelischen Predigern" (Franckfurt 1660). Darin finden sich nachstehende Faustiana:[2])

[1]) Es sei erinnert, daß in Frommanns Heimatland, in Thüringen, die Faustbuch-Dramatisierung mit dem Teufelskasper seit alters bis heute im Puppen- und Marionettentheater lebendig ist und dort neuerdings mehrere bis ins 17. Jahrhundert zurückreichende Texte davon auftauchten; vgl. dazu im allgemeinen Arthur Kollmanns, des genauesten Kenners der Sache, authentische Mitteilungen in seinen „Deutschen Puppenspielen" 1 (1891), 81 ff.

[2]) Alle Faust-Parallelen, wie die bekannte Gaukelei vom Köpfeabhauen (vgl. oben S. 759 und dazu jetzt Kiesewetter, Faust in der Geschichte und Tradition, S. 230 f., und die Parallelen bei R. Sprenger, Die Wurzel des Lebens, in „Am Ur-Quell" 5, 143 S. 207 nach Lercheimer erzählt), sind hier übergangen.

S. 79: Also ist Johannes Faustus offt auff dem Mantel gefahren: Einsmals fuhr er mit seiner Gesellschaft nach dem NachtEssen zum Schlaftrunck auß Meissen gen Saltzburg in deß Bischoffs Keller, darinnen truncken sie den besten Wein, vnd da der Kellermeister ohngefehr hinein kam, vnd sie als Dieb anredete, macht er sich mit seiner Gesellschafft wider davon, nahmen jhn mit biß an einen Wald, da setzet er jhn auff einen hohen Tannen-Baum, ließ jhn sitzen, vnnd fuhr mit den Seinen fort. Hat nun dieses Faustus thun können, warumb solte es der Teuffel, der sein Meister gewesen, nicht auch thun können?

S. 204 f.: Dergleichen hat der beschreyete Zauberer vnd Schwartzkünstler Faustus viel getrieben. Als einsmahls seine bekante gute Freund ein stücklein von jhm sehen wolten, vnd mitten im Winter an jhn begehrten, er wolte einen Weinstock von Trauben machen, hat er es jhnen zugesagt, doch mit dem beding, sie solten still sitzen, vnnd keiner vnter jhnen einen Trauben abschneiden, biß er sie es würde heissen, da er nun jhnen einen herrlichen Weinstock voll Trauben fürgestellt, vnd ein jeder begierig nach den Trauben griff, das Messer ansetzete vnd wartete, biß er sie abschneiden hieß, da verschwand der Stock mit den trauben, vnnd hielte ein jeder sein eigen Nas mit der Hand, vnd sein Messer daran, vnnd wann er sie hätte heissen schneiden, so hätte ein jeder jhm selbst die Nasen abgeschnitten. Als eben dieser Faustus bey einem Gelach war, vnnd deß Wirth Jung jhm zu voll einschenkte, dräwete er jhm, wann ers noch einmahl (S. 205) thäte, so wolte er jhn fressen. Da nun aber der Jung seiner spottete vnd sagte: Ja wohl fressen, vnnd jhm darauff wieder zu voll einschenckte, sperrete er sein Maul auff, vnd fraß jhn, erwischte darauff einen Kübel mit dem Kühlwasser vnd sagte, auff einen guten bissen gehört ein guter trunck, vnd soffs auß, da aber der Wirth jhm ernstlich zuredete, er solte jhm seinen Jungen wider schaffen, oder er wolte etwas anders mit jhm anfangen, da sagte er, Er solte zu frieden sein, vnd hinder den Offen sehen, da fand er seinen Jungen gantz naß liegen, vnnd für schröcken zittern. Er hat auch einem Bawren, der jhm nicht auß dem weg weichen wollen einen Wagen mit Hew vnd Pferden gefressen, so er draussen für dem Thor stehend wider gefunden. Einsmahls verkieff er einem etliche Schwein, sagte aber, er solte sie im heimtreiben in keine Schwemme führen. Es geschahe aber, daß sie sich im Koth herum weltzeten, vnd besudelten, da sie nun der Käuffer in die Schwemm trieb, verschwunden sie, vnd schwummen lauter Strohwisch empor. Wer siehet aber nicht, daß dieses lauter blend werck gewesen?

S. 467: Wie dem Fausto sein Geist gelohnet hab, ist bekandt, in dem er in seinem Bett todt gefunden worden, vnd jhm der Hals vmbgedrehet gewesen: oder wie Widmannus in seiner Historia berichtet, daß man in der Stuben, darein er gewesen, nichts mehr gesehen, dann allein, daß sie voll Bluts, vnd die Wände deßgleichen mit Blut besprützet gewesen, auch sey sein Gehirn hin und wieder an den Wänden geklebet, die Zähn seyen auff der Erden vnd Bäncken gelegen, vnd hab man augenscheinlich abnehmen können, wie jhn der Teuffel von einer Wand zur andern geschlagen vnd zerschmettert gehabt, endlich hab man den Leib ausserhalb des Hauses auff einem Mist ligend gefunden, welcher schröcklich anzusehen gewesen.

Am Rande zu letzterem Bericht steht: Georg. Rud. Widmann. lib. 3. hist. D. Fausti c. 18 p. 152; Waldschmidts Register verweist auf ihn mit den Worten: „bekommt endlich von seinem Geist einen schlechten Lohn.“ Citiert ist ferner S. 194 am Rande: (in) Rud. [sic!] Widmanno in hist. D. Joh. Fausti part. 2. p. 101, bei Anlaß zauberischer Schnellbauten, endlich S. 454 am Rande: „Wier. l. 2. de Praest. Daemon. c. 4. p. 157. aliàs Wid-

mannus in hist. Fausti l. 2 c. 6 canem hunc Praestigiat. appellat," wozu der Text lautet: „Johann Faustus hat auch einen solchen Spiritum gehabt, der ihm zur Anstellung allerley Kurtzweil hat gedienet, den er Sororium hat genennet."

7. Doktor Faust bei einem Nachahmer Abrahams a Sancta Clara.

Ein stark übertreibender Jünger und Nachahmer Abrahams a Sancta Clara,[1]) Albert Joseph Conlin,[2]) zu Anfang des 18. Jahrhunderts Pfarrer zu Monning im Ries, veröffentlichte[3]) 1706—1708 ein fünf dickleibige Bände umfassendes Werk folgenden Titels:[4]) „Der Christliche Welt-Weise Beweinent Die Thorheit Der neu-entdecten Narrn-Welt, Welcher die in disem Buch befindliche Narrn zimblich durch die Hächel ziecht, jedoch alles mit sittlicher Lehr und H. Schrifft untermischet. Worin über 200. lustig und lächerliche Begebenheiten, deren sich nit allein die Herrn Pfarrer auf der Cantzel, sondern auch ein jede Privat-Persohn, bey ehrlichen Gesellschafften nutzlich bedienen können. Vorgestellet von Alberto Josepho Loncin[5]) von Gominn. AUGSPURG (Daniel Walder)."

Sein erstes Kapitel, das aus der Kategorie der Narren den „Weiber Narr" behandelt, enthält eine Beleganekdote für das empfehlenswerteste Auftreten des Gatten bei ehelichen Zwistigkeiten, aus deren Nacherzählung folgende Stelle von Interesse ist (1, 10):

Einer ist gewest, dessen Weib, Tag und Nacht gemurret, kohlert, donnert, gerumplet, geworffen, gestampfft, geschlagen, gewütt, geboldert, geschryen, ꝛc. darum kein Wunder, daß er ihr den Doctor Faust zu lesen geben, und ihr das Gesicht mit dem wilden Ultromarin überstrichen, daß dieser Teuffel, in Himmel blauen Liberey muste aufziehen, als er aber einmal mit gar zu grosser Zuwag gemessen, da hat sie sich ins Beth gelegt, und gestellt als seye ihr die Sprach verfallen.

Obzwar diese Erwähnung des Doktor Faust den Bezug auf ein vorhandenes Buch, das als allgemeinverständliche Lektüre bekannt war, außer aller Frage stellt, mag hier daneben vielleicht eine bildliche Auffassung nicht ausgeschlossen sein.

In dem Kapitel „Der zauberische Narr", das den 3. Band abschließt, findet sich eine längere Beispielauslese aus den üblichen Faust-Schwänken, auf S. 361 ff. Sie folge hier in getreuem Abdrucke:

[S. 361, Z. 23.] Ein solcher zauberischer Narr ist auch gewesen Joannes, mit dem Zunamen Faust, insgemein der Doctor Faust genannt, sonst von Cundlingen gebürtig, welcher der gantzen Welt fast bekant, wegen seiner Zauberey, und grossen Pact, daß er mit dem bösen Feind gehabt. Dieser saubere Gesell hat seine Teuffels-Kunst zu Cracau in Polen gelernet, dann zur selben Zeit wurde besagte schöne Kunst (scilicet) daselbst offentlich docirет. Die[S. 362]ser Zauberer kam einsmahls ungefehr in ein Hauß, allwo dazumahl ein stattliche

[1]) Vgl. Goedekes Grundriß [2] 3, 239 f.

[2]) Vgl. J. Francks Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie 4, 438 f. (wo die Schreibungen Colin, wie Goedeke schreibt, und Coulin abgelehnt werden).

[3]) Zu seiner Schriftstellerei sehe man außerdem noch Flögel, Geschichte der komischen Literatur 3, 457—459 und Scheibles Kloster 1, 34 ff.

[4]) Man sehe auch meine Mitteilungen in Kölbings „Englischen Studien" 19, 203.

[5]) Anagramm von Conlin (wie Gominn von Monning); der wirkliche Name ist im Privileg der kirchlichen Censurbehörde vor Band 3 angegeben.

Mahlzeit ware, und die gesamte Gäst bereits tieff in die Kandel geschauet hatten, dahero haben sie mit öffter widerhollten bitten den Magister Faust ersucht, daß er ihnen zu einer Gnad etwas von seinen so berühmten Stücken möchte sehen lassen.[1]) Joannes, auf so grosses Verlangen wollte der nassen Bursch endlich solches nicht abschlagen, fragt sie demnach, was ihnen möchte beliebig seyn? Worauf die berauschte Gesellen einhellig begehrt, daß er ihnen an statt des Confects solle gantze frische Weintrauben auffsetzen, es ware dazumal die rauche Winthers-Zeit. Der Faust verspricht dieses, jedoch mit diesem Beding, daß keiner ein Wort solle reden, biß er ihnen werde schaffen die Wein-Trauben abzuschneiden, wofern aber einer das geringste Wort solle hören lassen, so möchte es sein Hals gelten. Wie sie nun alle solches angelobt, da hat er diese bezechte Kerl dergestalten durch seine Zauberey verblendt, daß ein jeder vermeint, als stehe vor ihme der schönste Wein-Stock mit frischen und gantz zeitige Trauben, worauf dann ein jeder das Messer ergriffen, und auf die Wein-Trauben gehalten, gantz begierig erwartend die Erlaubnuß, abzuschneiden. Da er sie ein Weill in dieser Verblendung gelassen, da hat er gemacht, daß alles augenblicklich verschwunden, ein jeder hat das Messer auf seiner Nasen gehalten, daß, wofern er mit dem Befelch nicht hätte inngehalten, so hätte ihme ein jeder selbst seinen Schmecker[2]) abgestutzt. Dieser Hexenmeister Faustus hat, wie in seinem Gottlosen leben[3]) zu Lesen, solche entsetz(S. 363)liche und verwunderliche Sachen geübet, daß man dergleichen wenig von einem andern Zauberer hören würdet, er hat aber letzlichen ein erschröckliches End genommen, welches ich dem curiosen [= neugierigen] Leser mit allem Fleiß hier beyfüge, damit er hieraus sehe, was vor einen Lohn und Trinck-Geld der Teuffel, endlichen seinen Dienern dem Zauberen[4]) und Hexen, ertheillet. Dann als seine mit dem Teuffel pactirte vier und zwantzig Jahr, unter welchem der Sathan, der ihme in Menschen Gestalt, unter dem Namen Methostophiles[5]) dienete, alle erdenckliche Lust und Freud und nunmehro jener

---

[1]) Der bekannte Weintrauben-Scherz, wie er im Folgenden als Musterbeispiel vorgeführt wird, scheint bis ins 18. Jahrhunderte hinein eine der beliebtesten Faust-Historien gewesen zu sein, wie auch die fast gleichzeitige Aufnahme in die „Doctae Nugae Gaudentii Jocosi etc." (1713) beweist („Fausti Magia", von mir abgedruckt im Goethe-Jahrbuch 14, 290—92). Ich vermute übrigens immer noch, daß Goethe in der „Auerbachs Keller"-Scene diesen lateinischen Schwank benutzt haben kann, obwohl der „Faust-Ausstellung im Goethehause zu Frankfurt am Main, 1893" (siehe deren Katalog S. 17 Nr. 48) bloß mein Privatexemplar jenes Duodezbändchens zur Verfügung stand.

[2]) In verschiedenen Strichen des oberdeutschen Sprachgebiets ist ‚schmecken' für transitives ‚riechen' gäng und gäbe, so auch in Bayerisch-Schwaben, des Verfassers Landschaft. Daher liegt die Analogiebildung ‚Schmecker' anstatt des norddeutschen, heute freilich nur noch scherzhaft gebrauchten ‚Riecher' für Nase nahe. Vgl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch [2] 2, 543 und Joh. Christ. v. Schmid, Schwäbisches Wörterbuch (1831), s. v. schmecken (Schmid's „Versuch eines schwäbischen Idiotikon" S. 117 f. bietet nichts).

[3]) Vielleicht in Anlehnung an den Titel des ersten Volksbuchs vom Doktor Faust: „Historia Von D. Johann Fausten .... allen hochtragenden, fürwitzigen vnd Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beyspiel."

[4]) Jedenfalls Druckfehler [für ‚Zauberer' oder ‚(den) Zauberern'].

[5]) Dieser Name kommt bei unserem Autor nur an dieser Stelle vor; somit ist, obwohl das erste t undeutlich gedruckt ist, nicht festzustellen, ob Conlin wirklich die sonst nirgends weiter belegte Namensform Methostophiles als richtig ansah (das o in der zweiten Silbe in älterer Zeit üblich).

forchtsame Tag sich herbey nahete, an welchem der Teuffel sein Unterpfand nemlichen jhme Faustum hollen wollte, da hat er sich mit einiger seiner Cammeraden, so Studenten waren, in ein Dorff mit Namen Rimlich hinaus begeben, dann daselbst wollte er sich noch einmahl zu guter letzt mit ihnen lustig machen, welches er etliche Zeit bißher unterlassen hätten: Daselbst ließ D. Faustus ein gutes Mahl zurichten, und stellte sich auf daß möchstlichste [sic!] mit ihnen frölich, daß sie also beysammen recht lustig waren biß auf den Abend, da sie alle, ausgenommen Fausto wider nach Hauß gedachten. D. Faustus aber batte sie gar freundlich, daß sie doch wollten nur noch dieses einige mal, diese Nacht über allda in dem Würths-Hauß bey ihm verharren, es wäre doch schon die Zeit zur Anheimkunfft zu spät, er müste ihnen nach dem Nachtessen etwas sonderbares verhalten; welches sie dann, weil es doch nicht anderst seyn können, ihme zu gesaget.

(S. 364.) Als nun des Nachtmahl und gleich auch der Schlaf-Trunck vollendet ware, bezahlet D. Faustus den Würth, und batte die Gäst, sie wollten ein kleines mit ihm in die nechste Stuben gehen, er hätte ihnen was wichtiges zu sagen, welches er bißhero maistens verborgen gehalten, daß treffe nun sein Heil und Seeligkeit an. Da sie sich nun gantz allein in einem Zimmer beysammen befanden, da eröffnete ihnen Faustus, wie daß diese die letzte Nacht seines Lebens seyn, und der Teuffel ihne als sein mit aignem Blut verschreibenes Unterpfand diese Nacht hollen werde, sie sollen dahero nicht erschröcken, viel weniger vom Bette auffstehen, wann sie einiges gepolter oder ungestümes Wesen im Hauß hören und vernehmen wurden, dann es treffe nur seine Person einig und allein an. Wie über diesen Vortrag den Herren Studiosis zu Muth gewesen, ist leichtlich zuerachten, sie wünschten sich mehrer als tausend Meil von hinnen zu seyn, sie wusten vor Forcht nicht, was sie sagen oder gedencken sollten, nichts desto weniger thaten sie D. Fausto, der unterdessen gleich einem Ohnmächtigen auf die nechste Banck hinsancke, zusprechen, so gut sie kunten, und bemüheten sich, ihne wider aufzurichten und aufzumuntern, aber vergebens. Unterdessen hörten sie im Hauß ein grosses Polteren, darob sie sich noch mehr entsetzten, und zu einander sprachen: Last uns von dannen weichen, damit uns nicht was arges widerfahre, lasset uns zu Bette gehen, wie sie dann auch thaten. Da sie nun dahin gegangen waren, kunte keiner aus Forcht und Entsetzen einschlaffen, zu dem, so wollten sie doch vernehmen, was es für einen Ausgang mit dem D. Fausto nehmen werde.

(S. 365.) Als nun bald die Mitternacht Stund erschienen, da entstunde plötzlich ein grosser ungestümmer Sturm-Wind, der risse und tobte, als ob er das Hauß zu Grund stossen wollte, wenn [sic!] war nun ängster und bänger als diesen Studenten, sie sprungen alsbald mit grosser Forcht aus den Betten, und vernamen kurtz darauf in der Stuben, in welcher D. Faustus ligen geblieben, ein greuliches Zischen und Pfeiffen, als ob lautter Schlangen und Nattern zu gegen wären, noch mehr aber wurden so bestürtzt, da sie höreten das Pumbern, Stossen, und herum werffen in der Stuben, und den armseeligen Faustum Zetter Mordio schreyen. Bald darauf hörte man nichts mehr, es vergienge und legte sich der Wind, und wurde alles wider gantz still. Kaum hätte es recht getaget, da waren die Studenten auf, und giengen miteinander gantz erschrocken in die Stuben, um zu sehen, wo D. Faustus wäre, und was es für ein Bewandtnuß diese Nacht über mit ihme gehabt hätte. Sie kamen aber kaum dahin, so sahen sie bey Eröffnung der Stuben mit Entsetzen, daß die Wend, Tisch, und Stüle voll Bluts waren, ja sie sahen mit Erstaunen, daß das Hirn D. Fausti an den Wenden anklebete, die Zähn lagen auf der Erden, und musten also augenscheinlich abnehmen, wie ihn der Teuffel von einer Wand zu der andern müsse geschlagen und geschmettert haben. Leichtlich ist zu glauben, was solches Spectacul für ein Entsetzen unter solchen jungen Leuthen werde verursachet haben, sonderlich da sie

kurtz hierauf den elenden Cörper allenthalben im Hauß gesucht, solchen aber zu letzt ausserhalb des Hausses auf einem nahe gelegenen Misthauffen ligen gefunden, der (S. 366) aber gantz abscheulich anzusehen gewesen: Dann es war kein Glied an dem gantzen Leichnam gantz, es schlotterte und war ab, der Kopf war mitten voneinander, und das Hirn war ausgeschüttet, ein solches erbärmliches End hat nun genommen dieser zauberische Narr Joannes Faustus. Wie von ihme erzehlet Majolus[1]) in c. 455. et alii.

Ein solcher zauberischer Narr ist auch gewesen Christoph Wagner, erstgedachten Gottlosen Doctoris Fausti gewester Famulus.' Dieser kam auf eine Zeit mit seiner [sic!] Gesellen Joanne de Luna nach Toleto[2]) in Hispanien, in ein Würths-hauß, da etliche Schwartz-Künstler innen waren, und vermeinten, es könte keiner in der Welt die Kunst besser als sie, und da der vornemste unter ihnen gesehen, das Wagner seiner Kunst und Gauckel-Possen nur spottete, gedachte er sich an dem Wagner zurächen, und ihm eines zuversetzen, nimmt demnach ein Wächsernes Männlein, welches er im Vorrath bey sich hatte, und sticht es mit einer Nadel in ein Aug, daß es alle, so bey Tisch sassen, sahen, und sehet! augenblicklich verdirbet dem Wagner ein Aug im Kopf, daß das Wasser daraus auf den Tisch tropfete. Darüber dann Wagner sehr ergrimmet und last ihme ein starckes Messer langen, mit diesem macht er in den Tisch ein Loch, und fraget darauf den Schwartz-Künstler, ob er ihm wollte sein Aug wider geben? Derselbe sprach nein, er könte es nicht thun, wann er schon gerne wollte, es war gar heraus. Auf dieses ließ Wagner ein Höltzlein bringen, und steckt es in den Tisch, da wuchs ein schöne Rose darauf, die war gantz (S. 367) blutroth. Da fragte Wagner den Zauberer noch einmahl, ob er ihm sein Auge wider wollte gut machen; wann er kunte? Der Schwartz-Künstler sagt nein. Hierauf zuckt Wagner das Messer, und hieb die Rose vom Stengel, augenblicklich fielle denselben Künstler der Kopf auf den Tisch, und spritzte das Blut biß auf die Decke. Die so darbey sassen, meineten erstlich, es wäre ein Schimpf, und batten den Wagner, er wolle ihm den Kopf wider auffsetzen, ehe er erkalte und verblute, aber Wagner sagte, es ist geschehen um mein Aug und um seinen Kopf. Also muste dieser zauberische Narr in seinen greulichen Sünden sterben, und zum Teuffel fahren. Wagner aber zog aus der Herberg, und machte sich aus dem Staub, und ließ den Kerl liegen, seine Gesellen und Mit-Künstler bemüheten sich zwar, ob sie ihn könten wider lebendig machen, aber es war umsonst und vergebens!

An Parallelen zu bekannten Faustfabeln bietet sodann derselbe Abschnitt noch S. 357: Ein solcher zauberische Narr ist auch gewest Simon Magnus [sic!].[3])

---

[1]) Vgl. das Citat unten zur Helenageschichte (nach S. 372). Vielleicht ist Simon Majolus gemeint (vgl. oben S. 764 f.); oder Verwechselung mit Johann Manlius liegt vor, dessen Bericht über Faust und Faustiana bekannt ist.

[2]) 'Fridericus Schotus Tolet(anus) Jetzt in P(aris)' erscheint im Titel des Wagnerbuchs von 1593 (Münchener Staatsbibliothek).

[3]) 2, 41: zaigt sich manicher auswendig heilig, und ist inwendig heilloß, zeigt sich offt einer auswendig ein Simon Petrus, und ist inwendig ein Simon Magus (vgl. oben S. 765; zu Zitho im folgenden ebenda). Ueber Persönlichkeit und Lehre des Simon Magus, die zur Auffassung als Zauberer führten und ihn als ältesten Faust-Typus hinstellen, handelte am gründlichsten Charles Thomassin, Zeitschrift „Sphinx" 17, 1—11, 123—130, 262—274, 357—369. Diese Abhandlung beachtete ebenso wenig ein Faustforscher wie die Thatsache, daß in dem altchristlichen Romane der (Pseudo-) Clementinen Simon Magus einem Faustus sein Aeußeres leiht (vgl. Nösgen, Allgemeine konservative Monatsschrift 51 [1894], 839).

Ein solcher wird seyn der Antichrist. Ein solcher ist auch gewesen Joannes Faustus, der berühmte Schwartzkünstler. Ein solcher ist auch gewesen Christoph Wagner, sein sauberer Famulus etc. und unzahlbare mehr. — Ferner S. 369: Der Teufel aber hat nichts, und ist diesen verruchten Schlampen sein Heurath-Gut die Armuth, und so er seinen bethörten zauberischen Narren etwas spendiret, ist selbiges maistens ein verblendte Sach. Deßgleichen hat gethan der Böhmische Zauberer Zitho, welcher durch deß Teufels Kunst einen Becken 30. Schwein verkaufft, und als er solche durch einen Bach getrieben, seind anstatt der Schwein 30. Strohschüppel daher geschwummen: Rubran. lib. 2.

S. 372: Majolus de Sag. fol. 472. erzehlet, daß ein Soldat dem Laster der Urlauterkeit [sic!] dermassen ergeben wäre, daß ihm so gar der Teufel in Gestalt eines schönes Weibesbildts erschienen, mit deme er allen Muthwillen getrieben, und als er zu morgens glaubte, er hätte die gantze Nacht eine schöne Helena bey sich gehabt, so hat er aber wie der Tag angebrochen eine alte, verreckte, und bereits halb verfaulte Kuhe in den Armen gefunden.[1])

Im 4. Bande S. 495 findet sich nachstehender Eingang einer, in der Anlage einigermaßen an den Stoff von Goethes „Zauberlehrling"[2]) gemahnenden Geschichte: „Anno 1141. war zu Salerno ein Teufels-Banner und Haupt-Zauberer, welcher dem Doctor Faust gar nichts nachgeben, dessen Nahm war Petrus Abailardus,[3]) wie dieser drey und neuntzig Jahr in seiner Boßheit erraichet, da seind ungefähr in seiner Abwesenheit zwey seiner liebsten Enckel über die verruchte Zauber-Bücher kommen, krafft deren er so lange Zeit die höllische Larven in seinem Gehorsam hatte, und weil sie der Zauber-Kunst unerfahren, also seind sie beede von den Teuffeln umgebracht worden."

Schließlich enthält noch Band 5 S. 338 folgende Kritik der dem Faust-Thema so nahe stehenden Theophilus-Legende:

Ein anderer siehet in einer Comödi, wie Theophilus der grosse Sünder GOtt samt allen Heiligen verlaugnet, und sich dem Teuffel mit Leib und Seel ergeben und unterschrieben, jedoch aber von dem Grundgütigen GOtt wiederum zu Gnaden an- und aufgenommen worden. Diese Comödi bewegt manchen Sünder, daß er mit Vergiessung vieler Zähren seuffzet: O mein JEsu! wie wahr ist es, und leider gar zu wahr, daß meine Sünden fast übertreffen die Tropffen des Meers, aber deine Barmhertzigkeit hat bei dir den Vorzug, deine Gütigkeit ist weit grösser als deine strenge Gerechtigkeit, dahero versencke ich mich völlig in dero Abgrund etc. Auf solche Weiß nun verursachen die Comödien, Tragödien zum öfftern sehr viel Gutes, ja sie geben mehrmalen Prediger ab, welche da manchen Leuten in das Hertze reden, und folgsam zu guten und heiligen Gedancken leiten.

---

[1]) Daß der Teufel als schöner Succubus Soldaten verführt und sofort danach als Satan oder als Aas erscheint, belegt Menzel, Geschichte der deutschen Dichtung 2, 155 durch: Prätorius, Blocksberg S. 349; derselbe, Weltbeschreibung 1, 188; Happel, relationes curiosae 3,527; vgl. auch Francisci, Höllischer Proteus S. 856.

[2]) Wie auch eine von Delrio (Disquisito magica, lib. II, c. 29, sect. 1) von einem Studenten in Löwen (in Cornelius Agrippas Abwesenheit) berichtete.

[3]) Der berühmte, durch sein Liebesverhältnis mit Héloïse besonders bekannte Theolog und Scholastiker Pierre Abélard starb allerdings 1142, aber 63 Jahre alt und zu St. Marcel bei Châlon-sur-Saône. Daß der fanatische Conlin ihn, sicher auf Grund irgend einer streng-dogmatischen Quelle, als Zauberer (in Salerno, der Universitätsstadt, von wo alle gelehrte Wunderthat ausging) betrachten konnte, lag an dem Banne, den Papst Innocenz II. und die Concile von Soissons (1121) und Sens (1140) über seine Lehren aussprachen.

Bürger und Walther von der Vogelweide.

Von Ernst Elster in Leipzig.

Als Bodmer im Jahre 1748 aus der großen Liederhandschrift C, der sogenannten Manessischen, seine „Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrhunderts" herausgab, hielt er es für nötig, in dem beigefügten „Glossarium" das Wort „Minne" zu erklären: „Minne, die Liebe, Venus; minnen, lieben; minneklich, allerliebst; minneber, zur Liebe tüchtig." Das alte gute Wort war seit dem 16. Jahrhundert außer Gebrauch gekommen und wurde erst Ende des 17. Jahrhunderts in gelehrten Kreisen wieder bekannt, erst nach Mitte des 18. im großen Publikum. Mehr als jene „Proben der alten schwäbischen Poesie" trug hierzu Bodmers „Sammlung von Minnesingern" bei, deren erster Band zehn Jahre später, 1758, erschien. Das Verdienst der eigentlichen Wiederbelebung des schönen Wortes erwarben sich aber die Göttinger Dichter, Bürger, Voß, Hölty, Miller &c., seit etwa 1771 (vgl. Heyne im Deutschen Wörterbuch). Daß sie bei Auffrischung von Wort und Sache meist nichts anderes im Sinne hatten, als zu der herrschenden, noch in hoher Geltung stehenden Bardenpoesie ein Seitenstück zu schaffen, beweist die Notiz, die zweien dieser Lieder von Bürger im Register des „Musenalmanachs" für 1773 beigegeben wurde: „Man hat in unseren Zeiten, zum Teil mit vielem Glück, den Bardengesang aufgeweckt, dessen ältere Muster gänzlich verloren gegangen sind. Der Verfasser der beiden Gedichte hat versuchen wollen, ob die Minnelieder, die noch da sind, auch nicht einen größeren Einfluß auf unsere Poesie haben könnten, als sie bisher gehabt haben." Die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" (Seuffert, S. 604) sprachen sich (am 13. November 1772) über das eine der Bürgerschen Gedichte freundlich aus, wünschten aber, „daß diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Bardenwesen war, bloße Dekoration und Mythologie." Dieser Wunsch ging zunächst in Erfüllung: die geistlose Nachbildung der alten Minnepoesie erfolgte in

größerem Umfange erst um Jahrzehnte später, im Zeitalter der Romantik. Aber die Beschäftigung mit den Minnesingern ließ doch deutlich wahrnehmbare und zum Teil höchst erfreuliche Spuren, insbesondere in Bürgers Gedichten zurück. Mir ist nicht bekannt, daß hierüber bereits brauchbare Beobachtungen vorgebracht seien.

Denn was uns G. Bonet Maury in seinem Buche „G. A. Burger et les origines anglaises de la ballade littéraire en Allemagne“ (Paris, 1889) auf S. 102 ff. berichtet, ist nicht viel wert. Er schreibt: „Ramené à l'étude des poètes allemands par le mouvement du ‚Hain‘ de Goettingue, Bürger a puisé dans les ‚Minnesinger‘ l'inspiration de deux charmantes poésies: le Chantre d'amour (No. 13) et le Chant d'hiver' (No. 16).“ Er vergleicht dann die ersten zwei Strophen des „Winterliedes“ mit Walther (Lachmann 114_{30} ff.) Uns hât der winter kalt und ander nôt etc., wobei er den Text ohne genaueres Citat nach Bodmer (Band 1, S. 138[b]) und nicht ganz vollständig anführt. Aber von Aehnlichkeit des Gedankens findet sich hier keine Spur; nur die Anfangsworte klingen etwas ähnlich:

Uns hât der winter kalt und ander nôt vil getân ze leide . . .

Bei Bürger:

Der Winter hat mit kalter Hand die Pappel abgelaubt . . .

Aber jeder Verständige sieht, daß Parallelen wie diese wertlos sind. Und in betreff des andern der beiden von Maury erwähnten Gedichte sagt bereits Arnold Berger (Bürgers Gedichte, Leipzig o. J. [1891] S. 403 f.), der übrigens Maurys Werk nicht gekannt zu haben scheint, daß das „mit englischer Sentimentalität gewürzte, im wesentlichen anakreontische Gedicht“ keinerlei „Beziehungen zu den Minnesängern“ aufweise.

In der Anmerkung, wo Maury Bodmers Sammlung unter dem vierfach irrigen Titel „Rüdger Manessen, Sammlungen von Minnesinger. Zyrich 1758, 2 vol. in 8°“ anführt, schreibt er ferner: „A comparer ‚Uf dem anger stuont ein boum‘ avec le n° 24 ‚Abend Phantasie eines Liebenden‘. Comparer ‚Got in vier Elementen‘ avec le n° 36 ‚Die Elemente‘.“ Auch hier fehlen die genaueren Citate. Die erstere dieser Strophen Walthers (Lachmann 94_{20}, Bodmer S. 109[a]) gehört zu einem der bekanntesten Lieder des Dichters: Dô der sumer komen was; wie man dieses Lied aber zu Bürgers „Abendphantasie“ in Beziehung bringen kann, ist mir geradezu unverständlich. Das zweite Gedicht, das Bodmer (S. 134[a]) nach der Handschrift mit unter denen Walthers abdruckt, rührt nicht von diesem her (vgl. Lachmann, 5. Ausgabe, Berlin 1875, S. XII); es ist schlecht

überliefert; mit Bürgers Gedicht, dem es ähneln soll, hat es wiederum gar nichts gemein; der Anfang lautet nur:

Got in vier elementen Sich erscheinet,

und die Elemente hier und dort bei Bürger bringen für Maury eine genügende Beziehung zustande. Das ist alles, was er zu sagen hat, und es ist alles hinfällig.

Mir sind in Bürgers Gedichten einige Anklänge an Walther aufgestoßen, die kaum auf Zufall beruhen können, und da sie eins seiner berühmtesten Gedichte betreffen, verdienen sie vielleicht hier erwähnt zu werden. Die betreffenden Strophen sind in der älteren Sammlung Bodmers, den „Proben der alten schwäbischen Poesie" (1748) nicht enthalten und können daher Bürger nur aus den „Minnesingern" (1758) bekannt geworden sein. Ich habe eins der besten Molly-Lieder Bürgers im Auge, „Das Mädel, das ich meine", und muß fast meiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß bisher meines Wissens niemand, auch nicht Sauer und Berger in ihren wertvollen Ausgaben, auf die Aehnlichkeiten hingewiesen haben, die dieses Gedicht mit Walthers „Si wundervoll gemachet wip" (53_{25}) erkennen läßt. Bürger konnte es bei Bodmer 1, 118^b finden. In beiden Fällen werden die Reize der Schönen im einzelnen angeführt: Walther nennt Wangen, Mund, Hals, Hände, Füße, verrät mit schalkhaftem Zagen, daß er sie sogar ganz entblößt gesehen habe, als sie aus dem Bade stieg, kommt dann auf ihr Haupt zurück: es ist so wünnenrich, als ez min himel welle sin, und er feiert die Sterne, die ihm aus diesem Himmel leuchten. Bürger erwähnt Augen, Wange, Mund, Haare, die Stimme, die weiße Brust, den schlanken Wuchs, und endlich die engelfromme reine Seele. Diesen Aehnlichkeiten des Ganzen braucht man an sich noch keine große Bedeutung beizumessen: das Thema beider Gedichte ist oft behandelt und variiert worden, und es kann wohl, ohne daß eine literarische Beeinflussung vorläge, jeden Tag wieder ein Dichter auf denselben Gedanken verfallen. Auch liegt es nahe, daß der Schluß des Gedichtes dann wie bei Walther und Bürger der heißen Sehnsucht nach dem Vollbesitz solch anmutiger Reize Ausdruck verleihe. Anders steht es aber, wenn wir wissen, daß Bürger den Schätzen der alten Minnepoesie mit Fleiß und Eifer nachgrub; und ausschlaggebend scheint mir eine Stelle zu sein; Walther schreibt (ich citiere nach Bodmer):

Got hat ir vvengel hohen flis
Er streich so túre varvve dar
So reine rot so reine vvis
Da roeseloht da lilien var.

Und Bürger (Sauer, S. 76):

> Wer hat das Rot auf Weiß gemalt,
> Das von des Mädels Wange strahlt? —
> Der liebe Gott! der hat's gethan
> Der Pfirsichblüte malen kann; ꝛc.

Diese Aehnlichkeit, meine ich, wird nicht auf Zufall beruhen! Es ist zwar richtig, daß Bürger den lieben Gott sehr viel in seinen Gedichten nennt, aber der Gedanke, ihn gerade als den Schöpfer all der anmutigen Eigenschaften der Schönen hinzustellen, liegt nicht so ganz nahe. Die Stelle bei Walther macht auf Gefühl und Phantasie Eindruck, man vergißt sie so leicht nicht wieder. Ich glaube, ein jeder von uns muß durch die zarte Wendung angenehm berührt worden sein; dadurch daß der liebe Gott sich ausdrücklich bemüht, die Schöne so lieblich, wie er's nur kann, zu schaffen, gewinnen wir von ihren Reizen eine besonders hohe Meinung. Und gerade Bürger, der durch religiöse Züge seinen Liebesliedern oft eine so rührende Innigkeit verleiht (man vergleiche „Trautel“ u. v. a.), dürfte von jener Stelle ergriffen worden sein. Da nun bei Walther nur in einer Strophe Gott als der Schöpfer dieses weiblichen Meisterstückes genannt wird, bei Bürger aber fast in allen, so möchte ich die schöne Wendung des älteren Dichters als den Keim betrachten, der in der Seele des jüngeren Wurzel geschlagen habe.

Es kommt noch eine Kleinigkeit hinzu. Im selben Jahre 1776 schrieb Bürger die berühmte „Elegie. Als Molly sich losreißen wollte“. Darin finden sich (Sauer S. 98, Berger S. 115) die Worte:

> Andre mögen andre loben
> Und zu Engeln sie erhöhn!
> Mir von unten auf bis oben,
> Dünkt wie sie nicht Eine schön.

Auch dazu bietet das fragliche Gedicht Walthers wiederum eine Parallele (Bodmer 118[b]):

> Gerne ich allen dienen sol
> Doch han ich mir dise us erkorn
> Ein ander vveis die sinen vvol
> Die lob er ane minen zorn Hab im vvise und vvort
> Mit mir gemeine lob ich hie so lob er dort

Auch diesen Anklang darf man schwerlich dem Zufall beimessen, und so kommen schließlich so vielerlei Züge zusammen, daß der Wahrscheinlichkeitsbeweis erbracht sein dürfte.

Blättert man nun ein wenig weiter in Bodmers Sammlung, so stößt man auf ein allbekanntes Lied Walthers, das zu Bürgers „Minnelied“ oder „Winterlied“ (Sauer S. 52, Berger, S. 42) auch auf-

fällige Beziehungen aufweist und jedesfalls größere, als das von Maury angeführte Gedicht — ich meine das Lied (Lachmann 45_{37}, Bodmer S. 116[a]):

> Sô die bluomen ûz dem grase dringent
> same sie lachen gegen der spilden sunnen etc.

Lenz und Frauenreiz sind hier verglichen, und dem Letzteren wird der Preis erteilt; genau so bei Bürger. Walther schreibt:

> Der meie bringet uns al sin vvunder
> Was ist da so vvunneklîches under
> Als ir vil minneklicher lib
> Wir lassen alle bluomen stan und kapfen an das vverde vvib

Und bei Bürger lesen wir:

> Was kümmert mich die Nachtigall
> Im aufgeblühten Hain?
> Mein Liebchen trillert hundertmal
> So süß und silberrein;
> Ihr Atem ist wie Frühlingsluft,
> Erfüllt mit Hyacinthenduft.
> — — — — — — — — — —
> O Mai, was frag' ich viel nach dir?
> Der Frühling lebt und webt in ihr.

Auch diese Uebereinstimmungen können schwerlich dem Zufall zugeschrieben werden, sie zeigen uns den Wiederbeleber der „Minnepoesie“ in unverkennbarer Abhängigkeit von dem ersten Meister dieser älteren Kunst. Und da nun beide Gedichte, „Das Mädel, das ich meine“ und das „Winterlied“, zu den besten Stücken der Lyrik Bürgers gehören, so sehen wir, daß diese „Minnesprache“ für unsre Poesie in der That zunächst nicht das geworden ist, „was das Bardenwesen war: bloße Dekoration und Mythologie,“ sondern vielmehr ein köstlicher Quell der Verjüngung.

Ich zweifle nicht, daß sich diese Aufstellungen noch leicht erweitern ließen; in den verschiedenen „Minneliedern“ Bürgers finden sich Motive und Wendungen, die bei den mittelhochdeutschen Dichtern gäng und gäbe waren, wenn sie auch bei ihm zum Teil mit Zügen der Anakreontik merkwürdig vermischt erscheinen.

Wie in Bürgers Gedichten schauen in denen seiner Mitstrebenden Gedanken und Ausdrücke Walthers und anderer Minnesinger wie freundliche Blumen an allen Ecken und Enden hervor. Hölty gibt in seinem „Minnelied“ (Halm, S. 97 und 150) von dem eben erwähnten Gedichte „So die bluomen ûz dem grase dringent“ eine freie Uebersetzung:

> Es ist ein halbes Himmelreich,
> Wenn Paradiesesblumen gleich
> Aus Klee die Blumen dringen . . .

Die Schlußpointe der zweiten Strophe Walthers, die Bürger nur leise nachbildete, nimmt er ohne weiteres hinüber:

Wir lassen alle Blumen stehn,
Das holde Weibchen anzusehn ...

Während Hölty nichts von seiner Anlehnung an den alten Meister verrät, geht Joh. Martin Miller ehrlicher zu Werke: zu seiner Verballhornung von Walthers „Under der linden" fügt er nach dem Titel „Lied eines Mädchens" (Gedichte, Ulm 1783, S. 143) hinzu: „Nach Herrn Walther von der Vogelweide. Siehe Sammlung von Minnesingern I. Teil S. 113." Für die Art seiner Umbildung ist die frei hinzugedichtete Anfangsstrophe leider charakteristisch:

Ein schöner, junger Rittersmann
Schleicht mir den ganzen Tag,
Vom allerfrühsten Morgen an
Bis an den Abend, nach.

Und es dauert eine ganze Weile, bis Walthers Worte, denen auch das fröhliche „tandaradei" genommen ist, siegreich durchdringen. Miller gibt von S. 129 an eine ganze Reihe von Nachbildungen der älteren Lyrik, und von Wert und Interesse ist uns insbesondere eine Bemerkung, die er im Register (S. 471) hinzufügt. Er schreibt:

„Man erlaube mir von diesem und den folgenden wenigen Minneliedern ein paar Worte! Bürger, Hahn, Hölty, Voß und ich fiengen an, um die damalige Zeit [d. h. 1772] die Minnesinger gemeinschaftlich zu lesen und zu studieren. Voll von der Einfalt und Süssigkeit dieser Sänger, ganz in ihre Zeiten zurückgezaubert, versuchten wirs, ihnen etliche Lieder nachzusingen, und hatten dabey die Absicht, zum Studium dieser Denkmale deutscher Dichtkunst mehrere zu ermuntern, und sie auf wahre Simplicität und auch verschiedne alte gute Wörter aufmerksam zu machen, nicht aber, wie nachher Ein Recensent dem andern nachschwatzte, leeren Klingklang, dessen ohnedieß schon genug ist, noch mehr in Gang zu bringen. — Aber welche Absicht wird nicht von dem Troß gewöhnlicher Recensenten verkannt!"

Es liegt nicht in meiner Absicht, eine auch nur annähernd erschöpfende Untersuchung über den Einfluß Walthers und andrer „Minnesinger" auf die deutsche Lyrik der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts hier vorzulegen. Vielmehr wollte ich nur ein paar Hauptpunkte herausgreifen, die sich mir bei erneutem Durchblättern der Gedichte Bürgers, Millers u. s. w. förmlich aufdrängten. Die Jenaische Dissertation von Rudolf Sokolowsky „Das Aufleben des altdeutschen Minnesangs in der neueren deutschen Litteratur" (Jena 1891), die mir erst nach Niederschrift dieser Zeilen zu Gesichte gekommen ist, umfaßt in dem zur Zeit vorliegenden 1. Kapitel nur die Zeit bis 1759 und berührt die Lyrik der Göttinger nicht. Die Fortsetzung seiner Arbeit, die Sokolowsky in einer Schlußnote bald zu liefern versprochen hat, scheint bisher nicht veröffentlicht zu sein.

Das Aufkommen des englischen Geschmackes in Wien und Ayrenhoffs Trauerspiel Kleopatra und Antonius.[1]

Von Emil Horner in Wien.

(Schluß.)

Ayrenhoffs Stück verdient eine nähere Betrachtung. Er gründet es ausschließlich auf die Erzählung des Plutarch. Von den zahlreichen Vorgängern in der Bearbeitung des Stoffes waren ihm, wie er (in der Vorrede) angibt, bloß vier bekannt: Shakespeare, La Chapelle, Lohenstein und Dryden. Des letzteren Essay of Dramatick poesie war Ayrenhoff gewiß aus der Uebersetzung bekannt, die Lessing in das vierte Stück seiner theatralischen Bibliothek (1758) eingerückt hatte. Die projektierte Fortsetzung seiner Abhandlung über Dryden und seine dramatischen Werke, worin Lessing auch von dem Drama All for love hätte handeln müssen, mußte leider wegen des Eingehens der Bibliothek unterbleiben. Dieses Stück, das selbst wieder eine Nachahmung von Shakespeares Antonius und Kleopatra ist, las Ayrenhoff wohl nur in der Uebersetzung, möglicherweise in jener, die kurz zuvor (1781) im ersten Band der neuen Schaubühne der Ausländer zu Mannheim erschienen war. Dagegen scheint er von der letzten deutschen Bearbeitung, die der Dresdener Dichter Leopold Neumann mit dem Kleopatra-Stoffe in seinem Duodrama (1780) vorgenommen hatte, keine Kenntnis besessen zu haben.

Unter den vier Kleopatra-Dichtern, die Ayrenhoff nennt, gehören drei der französierenden Richtung an: La Chapelle, selbst ein Franzose, Lohenstein, der Nachahmer der tragédie classique, und Dryden, wiewohl Engländer, doch gegenüber Shakespeare Verfechter der Korrektheit im Drama. Gleichwohl hat Ayrenhoffs Drama mit dem seiner Vorgänger keine andere Berührung als jene, die sich durch die gemeinsame Quelle von selbst ergibt. Die Ursache ist in der

---

[1]) Vgl. oben S. 556.

verschiedenen Auffassung der weiblichen Hauptfigur zu suchen. Ayrenhoff selbst gesteht, daß er eine gewisse Art von Mitleid und Liebe für die arme Kleopatra im Herzen trage; diese Gefühle fand er in den Dramen seiner Vorgänger nicht befriedigt. Bei diesen war Kleopatra im Gegensatze zu der reinen Octavia immer als Verführerin und Intriguantin gezeichnet. „Arme Kleopatra," ruft er aus, „du schönstes, liebenswürdigstes und unglücklichstes Weib des Altertums! Wie grausam ist man mit dir verfahren! Nicht genug, daß dein häßlicher Zeitgenosse, der arglistige und feige Octavius, dir Thron und Leben geraubet — auch die Poeten der späten Nachwelt stellen dich noch auf öffentlicher Bühne als die Schande deines Geschlechtes vor!" Den einzigen La Chapelle etwa ausgenommen, dessen Kleopatra sich noch in einer Gesellschaft gesitteter Leute zeigen dürfe: aber auch er bleibe in Bezug auf Interesse und tragisches Mitleid hinter ihrem unsterblichen Biographen weit zurück. Also um eine Rettung der Kleopatra ist es Ayrenhoff zu thun; Rettungen verkannter Größen des Altertums nehmen in der Aufklärungsliteratur, solche antiker Frauengestalten speciell im deutschen Merkur den breitesten Raum ein. Weit entfernt von dem Zugeständnisse, er habe, von seinem Dichterrechte Gebrauch machend, den Charakter der historischen Kleopatra nach seinen poetischen Absichten umgestaltet, erhebt er vielmehr den Anspruch auf eine geschichtlich treue Darstellung. Und er wählt den Plutarch zum Gewährsmann, der freilich von einer so fleckenlosen Kleopatra nichts weiß; aber was nicht darinnen steht, das kommentiert Ayrenhoff durch spitzfindige Argumentationen hinein. Noch 17 Jahre später, als Kotzebue in seiner Octavia die ägyptische Königin als treffliche Kontrastfigur zu seiner edlen Titelheldin auf die Bühne brachte, beschwor er den ganzen Zorn ihres ritterlichen Verteidigers gegen sich herauf; und Ayrenhoff schrieb eine geharnischte „Ehrenrettung der Königin Kleopatra," worin er Kotzebue geradezu der Geschichtsfälschung beschuldigte. Aber nicht nur die Hauptfigur, deren Namen mit Absicht schon im Titel vorangestellt ist, auch die übrigen Charaktere sind seiner eigenen Angabe zufolge hie und da behufs Erhöhung des Interesses noch um einen Grad veredelt. Man weiß, was eine solche Veredlung zu bedeuten hat. Die Personen nennen den Superlativ aller schönen Tugenden ihr Eigen: Großmut, Opferfreudigkeit, Liebe und Freundschaft. Aber statt der beabsichtigten Erhöhung des Interesses tritt eine Verringerung der menschlichen Teilnahme an ihren Schicksalen ein, und kalte Bewunderung ist das Höchste, was diese Engel in dem Zuschauer erregen können.

Der Schwerpunkt des Dramas ist, wie hervorgehoben, in den Charakter der Kleopatra verlegt; hier zeigt sich der Gegensatz gegen alle,

die nicht der orthodoxen Richtung der tragédie classique angehören, am deutlichsten; Shakespeare und seine deutschen Nachahmer, in erster Linie der Dichter des Götz, sollten sich darüber belehren lassen, wie man ein regelmäßiges Stück schreibe. Bei dem Briten ist Kleopatra (wie die Adelheid im Götz) ein dämonisches Weib, dessen größter Reiz gerade in seinen Fehlern besteht; die Treulosigkeit des Anton gegen seine rechtmäßige, sittlich vollkommene, doch eben darum aller Anziehungskraft bare Gattin, ist durch den Charakter der Kleopatra aufs glücklichste motiviert. Die Laster der einen, wenngleich ungeheuer, bleiben doch immer die eines Menschen, die Tugenden der andern dagegen gehen als die eines Engels über menschliche Würdigung hinaus. Bei Ayrenhoff ist alles im Charakter der Heldin getilgt, was den Adel der Seele entstellen könnte; nur e i n Gefühl beherrscht sie, die Liebe, d. h. im Sinne der tragédie classique ein erhabenes, aller sinnlichen Elemente ermangelndes Gefühl. Die historischen Fakten, die sie belasten, stellen sich im Drama ganz anders dar: Daraus, daß bereits lange vor Anton Julius Caesar in ihren Armen geruht (Kleopatra also schon in sehr gereiftem Alter steht) macht Shakespeare kein Hehl, Ayrenhoff übergeht den Umstand im Stücke, entschuldigt ihn aber in der Ehrenrettung mit den freien ägyptischen Sitten. Die Niederlage von Actium, durch vorzeitige Flucht herbeigeführt, fällt nicht ihr zur Last, sondern ihren Leuten, die einen Wink falsch deuteten; und nicht sie selbst, sondern ein grundloses Gerücht treibt den Anton durch die Nachricht von ihrem Selbstmord in den Tod. So geht der Kontrast zwischen den beiden Frauenrollen verloren; statt des reizvollen Zusammenklingens zweier verschiedener Instrumente schläfern uns zwei auf den gleichen Ton gestimmte ein. Wenn Ayrenhoff die beiden Rivalinnen in der Liebe zu Anton auf einander treffen läßt, so leitet ihn ein guter Instinkt für das dramatisch Wirksame, aber er vergißt nur, daß er keine Gegensätze mehr vor sich hat; und so erhalten wir statt einer Eifersuchtsscene voll Haß und Leidenschaft bloß einen Wettstreit hochherziger Liebe. Octavias Charakter ist nämlich, wo möglich, noch um einige Grade gehoben. Ihre Liebe leistet das schier Unmögliche, sich auch auf jene zu erstrecken, die ihr den Gatten entfremdet hat. Ayrenhoff mochte selbst gefühlt haben, daß er mit dieser Verflachung der Gegensätze aus dem Tone der tragédie classique strengster Observanz herausgefallen sei; er trug darum für einen neuen Konflikt Sorge, den er bei seinen Vorgängern nicht fand: er bringt die Kinder der Octavia und des Anton auf die Scene. Octavia ist nicht bloß Schwester und Gattin, sondern auch Mutter; Anton nicht nur der Mann zwischen zwei Frauen, deren eine seine Gattin ist, sondern auch Vater. Diese Verinnerlichung des Konfliktes ist leider besser gemeint, als in der Aufführung gelungen. Die Scene, da Octavia gleich Medea

durch den Anblick der Kinder die erloschene Liebe des Gatten aufs neue zu entflammen sucht, thut wegen des gehobenen Pathos der Rede nicht die gewünschte Wirkung; echte Naturlaute sind der Alexandrinertragödie fremd, die sich viel leichter mit Reflexionen über Gefühle, als mit dem Ausdrucke wirklicher Empfindung befaßt. Erst Kotzebue erkannte, dank seinem ausgebildeten Sinn für theatralisch wirksame Situationen, was sich aus Kinderscenen auf der Bühne machen läßt. In seiner 1800 im Wiener Nationaltheater aufgeführten Tragödie Octavia, die sich, wie erwähnt, in Bezug auf den Charakter der Kleopatra am weitesten von Ayrenhoffs Drama entfernt, nahm er doch drei Scenen aus unserem Stücke auf (II 4—6 bei Ayrenhoff, II 10 und 11 bei Kotzebue): Octavia, da ihre Bitten bei Anton nichts vermögen (1), gewinnt ihn durch die Vorführung der Kinder (2), die sich bei Kotzebue zu einer äußerst rührenden Familienscene gestaltet; und nun tritt Kleopatra zwischen die Ehegatten (3). Nirgends zeigt sich der Unterschied zwischen dem Schüler der Franzosen und dem zwischen diesen und den Engländern vermittelnden Kotzebue deutlicher als in dieser Scene: bei Ayrenhoff eine bewundernswerte Gelassenheit der Kleopatra: „Wie sehr, Octavia, bewundr' ich dein Betragen!" Bei Kotzebue stürzt sie voll Wut auf die Nebenbuhlerin los, um sie mit dem Dolche zu durchbohren. In der Folge entwickelt sich die Handlung in beiden Stücken ähnlich: hier wie dort gewinnt Kleopatra den Anton wieder zurück. Dagegen tritt Octavia bei Ayrenhoff immer mehr bei Seite, in den Schlußscenen ist von ihr nicht mehr die Rede. Kotzebues Octavia überragt an Bedeutung für die Handlung ihre Rivalin, wie sie denn in dem nach der Schablone des bürgerlichen Familiendramas ausgeführten Schluß noch einmal als Gegensatz zur Buhlerin hervortritt.

Hinter den weiblichen Figuren treten die männlichen stark zurück. Ein Charakter wie Anton, der zwischen zwei hochherzige Frauen gestellt, bald dieser bald jener seine Neigung zuwendet, müßte, wie Kotzebue es gethan hat, von vorneherein als moralischer Schwächling gezeichnet sein, soll er glaubhaft erscheinen. Bei Ayrenhoff haben wir es bloß mit dem Typus des jugendlichen Liebhabers zu thun; in dem Bestreben, ihn zu heben, läßt ihn der Dichter indes die höchste Unmoral predigen. Die Liebe entschuldigt nicht minder seine Schlaffheit wie den Treubruch an der Schwester seines einstigen Freundes; umgekehrt beginge Anton einen wirklichen Treubruch gegen Kleopatra, wenn er sie um seines Weibes willen verlassen wollte. An seiner Seite steht der Feldherr Lucinius, der unentbehrliche Vertraute, der an Bedeutung den Anton fast überragt; rauher, doch tüchtiger Art ist er in deutlichem Gegensatz zu dem cynischen Enobarbus bei Shakespeare gezeichnet. Der einzige Bösewicht im Stücke ist Octavian, aber man hört bloß von ihm durch

Briefe, die er sendet, bis er in der letzten Scene Kleopatra persönlich gegenübertritt; die tragédie classique liebt es, den Intriguanten zuletzt zum Zeugen des angerichteten Unheils auf die Bühne zu führen, damit er selbst die ganze Ruchlosigkeit seiner That erkenne. So endet denn auch Kleopatra vor seinen Augen, eben so groß im Tode als sie im Leben gewesen war.

Dieses antishakespearische Stück dem Shakespeare-Uebersetzer Wieland zu widmen beging Ayrenhoff die Ungeschicklichkeit. Denn ihm schien es ausgemacht, daß jeder Schätzer der tragédie classique, einseitig wie er selbst, zugleich Gegner des britischen Dichters sein müsse. Die Verlegenheit, die er Wieland hiedurch bereitete, konnte nicht größer sein. Erklärte er doch in der Widmungsschrift voll grimmiger Verachtung, auf den Beifall der drei großen Haufen der Zuschauer, Dichter und Kunstrichter samt Schauspielern gerne verzichten zu wollen, mutete also dem vorsichtigen Wieland allen Ernstes zu, sich für den tragischen Versuch eines mit allen maßgebenden Faktoren der literarischen Welt zerfallenen Autors mit Gefährdung seines eigenen Renommés einzusetzen. Und welche Unermüdlichkeit legt Ayrenhoff im Ausspüren neuer Argumente an den Tag, die sich etwa zu neuen Anklagen gegen die drei Haufen formulieren ließen! Gegen die Ungeheuer Shakespeares eifert er mit einer seit der Fehde mit Schink nur noch gesteigerten Heftigkeit und läßt an seinen Schülern kein gutes Haar. Wenn er von dem Götz von Berlichingen meint, daß er jedes Meisterstück des göttlichen Shakespeare aufwiege, so ist dies in Ayrenhoffs Mund nichts weniger als ein Lob, sondern genau das, was Friedrich der Große unverblümt mit der „abscheulichen Nachahmung jener schlechten englischen Stücke“ gemeint hatte. Zwar die Leiden Werthers, führt Ayrenhoff weiter aus, erheben Goethe in den Rang unserer besten Schriftsteller, aber unmöglich ist es, seinen Theatergeschmack, seine Bühnenstücke gutzuheißen, so viel einzelnes Schöne auch in ihnen zu finden ist. Daß er auf diese Weise auch in das gute Einvernehmen Wielands mit Goethe mit seiner zufahrenden Grobheit hineintappte, das allein hätte ihm Wielands Freundschaft verscherzen müssen. Aber noch mehr. Er ließ durchblicken, daß Wieland selbst in seiner Eigenschaft als Herausgeber des Merkurs und mit ihm die Patrone der sonst vorzüglichen Leipziger und Berliner Bibliotheken an der Verwilderung des Parnasses Schuld trügen, weil sie der neuen Afterkritik nicht energisch genug entgegengearbeitet hätten; speciell die Allgemeine Deutsche Bibliothek hatte durch ihre fast immer abfällige Beurteilung der Ayrenhoffschen Stücke seine ganze Indignation gegen sich heraufbeschworen; ihre Theaterkritiken nennt er die unrichtigsten, die in diesem trotz allem empfehlenswerten Journale zu finden wären, unbegreiflich, da doch ihr Herausgeber selbst einmal eine sehr gute

Abhandlung über das Trauerspiel geschrieben. Indem er schließlich in seinem Resumé aller Hoffnung entsagt, daß von solchen Aesculapen die Heilung der tödlich erkrankten Theatermuse zu gewärtigen sei, scheint er nicht einmal das Verletzende zu fühlen, das darin für Wieland lag, der doch eben einen Rettungsversuch unternommen hatte. Selbst der Appell an den Kaiser, der noch in dem Schreiben an Lamberg so zuversichtlich geklungen hatte, ist in weit gedämpfterem Tone gehalten; habe Joseph auch Geschmack und Patriotismus genug, zu einer Theaterreform die Hand zu bieten, so sei doch die Verderbnis bereits zu weit gediehen, als daß man noch in diesem Jahrhunderte auf eine Wendung zum Bessern rechnen dürfte. Das Gute, was er noch Schink gegenüber zur Verteidigung des Theaterausschusses vorgebracht hatte, widerruft er hier bereits, wie er nachher in den italienischen Briefen auch vor den heftigsten Angriffen auf die Regie nicht mehr zurückscheut. Wieder nimmt Ayrenhoff Abschied von der Bühne, diesmal für alle Zeit, um in der Folge seinen Entschluß — wieder zu umgehen. Sollte man indes finden, so schließt Ayrenhoff seine Herzensergießung mit einem Komplimente an Wieland, daß er besser ohne diese Kleopatra sich vom Theater beurlaubt hätte, so wisse er doch dem günstigen Umstande Dank, der ihm zum Ausdruck seiner Verehrung für einen Mann Gelegenheit geboten, dessen Schriften ihm seit nunmehr zwanzig Jahren das mannigfachste Vergnügen bereitet hätten.

Im Interesse seines literarischen Ansehens mußte Wieland so rasch als möglich gegen die ihm aufgedrängten reaktionären Ansichten Verwahrung einlegen. Ende 1783 erschien Ayrenhoffs Trauerspiel und schon das nächste Quartal des Deutschen Merkur (März 1784) brachte die entschiedene Zurückweisung des gewidmeten Stückes, abermals in einem „Brief an einen jungen Dichter“ (dem dritten), wie um absichtlich zu betonen, daß der fünfzigjährige Ayrenhoff, dessen beste Zeit längst hinter ihm lag, der Adressat nicht war, sondern der wirklich „junge“ Dichter erst noch durch einen neuen Brief ermittelt werden müßte. Der Eingang zeigt den Schreiber, wie immer, von seiner liebenswürdigsten Seite. Jedes Nein Wielands klingt fast immer wie Ja, bevor es ganz heraus ist. Er zeigt sich angenehm überrascht, daß ein patriotischer Mann so rasch seiner Aufforderung nachgekommen sei; ein Dichter, der sich noch dazu durch eine Reihe von Stücken, er nennt den Hermann, Aurel und gleichsam als Gipfel der Klimax „den auf unseren Schaubühnen so bekannten“ Postzug, schon seit 15 Jahren (also seit dem Erscheinen des letzteren) seinen Rang unter den Schauspieldichtern der Zeit erworben habe. Aber er benimmt seinem Lobe das Beste, indem er es auf den Dilettanten beschränkt; was einem solchen möglich, habe Ayrenhoff gethan; und er wandelt es vollends in eine

kaum mehr verhüllte Ablehnung um, wenn er Ayrenhoffs Verdienst bloß darin erblickt, daß er wieder die Aufmerksamkeit auf die wahre Kunst des Trauerspiels sowie das Muster der Griechen und Römer gelenkt und etwa einen jüngeren, von anderen Sorgen ungefesselten, mit Genie und Talent ausgestatteten Mann zu einem ähnlichen Versuch angeregt habe. Vor allem aber liegt ihm daran, den Schein einer Solidarität mit Ayrenhoffs Shakespeareopposition zu vernichten; er hatte in dem für den Dichter der Kleopatra so verhängnisvollen zweiten der Briefe an einen jungen Dichter von Shakespeare nicht geredet, weil er mit Recht die Kenntnis von dem, was er für die Aufnahme des Briten in Deutschland gethan, voraussetzen durfte. Nun zeigte sich, daß Ayrenhoff nichts davon wußte oder wissen wollte; so las ihm Wieland ein eigenes Kapitel über Shakespeare. Mit Lessing spricht er von ihm als dem Dichter, der in allem, was das Wesen eines solchen ausmacht, den Franzosen weit überlegen sei. Unschwer erkennt man, wie sehr Wielands Verständnis der Shakespeareschen Kunst fortgeschritten im Verlauf der 20 Jahre, die seit der Inangriffnahme seiner Uebersetzung verstrichen waren. Indem er ihn gegen die Vorwürfe vom Schlage der durch Ayrenhoff vertretenen regelmäßigen Richtung in Schutz nimmt, wächst er mit seinem großen Gegenstande zu einer Ayrenhoff weit überragenden Höhe. Dieser hatte von Spuren eines großen Genies gesprochen; aber Wieland: „Wer von Spuren eines großen Genies spricht, die man oft in Shakespeares Werken finde, erweckt Verdacht, sie nie gelesen zu haben. Nicht Spuren, sondern immerwährende Ausstrahlungen und volle Ergießungen des mächtigsten, reichsten und erhabensten Genies, das jemals einen Dichter begeistert hat, sind es, die mich bey Lesung seiner Werke überwältigen, mich über seine Fehler und Unregelmäßigkeit unempfindlich machen und mich unter dem Zauber seiner allgewaltigen Phantasie ebensowenig an französische Regeln und französische Muster denken lassen als mir in einer herrlichen Landschaft oder in einem majestätischen, von der wärmsten Sonne beleuchteten Walde einfallen könnte, zu beklagen, daß Le Notre der Natur hier nicht mit seiner Meßschnur und Baumscheere zu Hilfe gekommen.“ Ayrenhoff hatte Shakespeares Drama als Ungeheuer bezeichnet. Dagegen Wieland: Jawohl Ungeheuer, aber nur insofern als die Domkirche zu Mailand oder die Abtei zu Westminster im Vergleich mit griechischen Tempeln oder die Façade des Straßburger Münsters im Vergleich mit der Façade des Louvre Ungeheuer sind. Ayrenhoffs Bemerkung über den Götz gegenüber rühmt Wieland die Wahrheit der Natur, die Lebendigkeit des Geistes im Goetheschen Drama und findet seinerseits keinen Grund zu Klagen über die durch den Götz bewirkte Revolution des Theaterwesens.

Sogar an seinen Ablegern, den Ritterstücken, weiß er gute Seiten zu entdecken. Wenn Wieland mit dieser Auslassung wieder den Anschein einseitiger Parteinahme für den englischen Geschmack wie vordem für den französischen erweckt, so beugt er nun vorsichtig jedem neuen Mißverständnisse vor, indem er sich für ein Mittehalten zwischen beiden Richtungen erklärt. Man könne gerecht gegen die Franzosen, ohne doch wider die Engländer zu sein.

Dieser zwischen Wieland und Ayrenhoff gewechselte Meinungsaustausch über Shakespeare und die Franzosen machte allenthalben großes Aufsehn; zum zweitenmale in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren lenkte der Wiener Dichter die Augen der literarischen Welt auf sich; aber so wenig sie vordem in ihm auf dem Gebiete des Lustspiels einen zweiten Molière erkennen wollte, so übereinstimmend wies sie nun seinen Anspruch zurück, etwas Besseres als Shakespeare im tragischen Fache geleistet zu haben. Dennoch fand Kleopatra und Antonius wenigstens einen Lobsprecher, der von ähnlicher Bewunderung für das Stück erfüllt war wie seinerzeit Friedrich der Große für den Postzug. Dieser Mann war kein Deutscher, sondern der italienische Abate Aurelio di Giorgi Bertola, einer der eifrigsten Vermittler deutscher Literatur nach Italien.

Wir wissen, daß unter den Gelehrten, die Friedrich der Große an seinen Hof berief, gerade die berühmtesten der italienischen Nation angehörten, die Abneigung ihres Gönners gegen die deutsche Dichtung duraus nicht teilten, im Gegenteile in ihren Urteilen über deutsche Dichterprodukte, ob sie gleich zufolge mangelhafter Belesenheit und Information das Richtige vielfach verfehlten, weit mehr Verständnis und Wohlwollen bewiesen als der Verfasser der Schrift De la litterature allemande (vgl. Th. Thiemann, Deutsche Kultur und Literatur des XVIII. Jahrhunderts im Lichte der zeitgenössischen italienischen Kritik. Oppeln 1886). Namentlich auf die junge, im Aufblühen begriffene Dichtung in Oesterreich haben diese Schriftsteller ein Auge; aber indem sie ihr aus falsch angewendetem Wohlwollen einen ungebührlich hohen Rang zuerkennen, erweisen sie ihr eher einen schlechten Dienst. Der Meinung von der literarischen Inferiorität Wiens gegen Berlin sucht Denina durch Anführung der Namen Denis, Mastalier, Blumauer und Sonnenfels zu begegnen; indem er den „Druiden von der Donau" mit dem Ossian-Uebersetzer Cesarotti vergleicht, Blumauer mit dem Vergilparodisten Clem. Valli (und Scarron) spendet er das höchste Lob, das ihm, dem Italiener, zu Gebote steht. Leider gebricht es Denina nicht minder wie Andres an Interesse für das deutsche Drama, wodurch sie zu Ansichten von köstlicher Naivität gelangen. Andres, der den Postzug nicht selbst gelesen hat, begnügt sich damit, Friedrichs Urteil

zu reproduzieren, wie er überhaupt bloß aus der Lektüre einiger Lustspiele Engels die Berechtigung schöpft, Friedrichs niedrige Meinung vom deutschen Theater zu unterschreiben. Denina aber stellt die Brüder Stephanie auf eine Stufe mit den Brüderpaaren Lessing und Corneille und bedauert, daß den älteren Stephanie gleich Karl Gotthelf Lessing und Thomas Corneille das Schicksal betroffen habe, unverdient durch den berühmteren Bruder in den Schatten gestellt zu werden. Von dem jüngeren aber heißt es: Deutschland wird auf lange Zeit seinen Shakespeare und Goldoni entbehren, wenn es sie an Stephanie noch nicht besitzt! Einen Schritt weiter als diese Literaten ging Bertola, indem er seinen Landsleuten durch Uebersetzung einer reichen Auswahl deutscher Dichtungen die Möglichkeit selbständiger Beurteilungen verschaffte. Schon früher hatte er sich durch seine auch ins Französische übertragene Gedichtsammlung Notti clementine einen Namen gemacht. Zuerst vermittelte er seinen Landsleuten in der 1777 zu Neapel erschienenen Sammlung Poesie diverse tradotte dall Allemanno die Bekanntschaft mit Geßner, Kleist, Cronegk, Hagedorn, Zachariä, Jacobi, Gotter, Gleim, Gerstenberg und Wieland, von denen er indes bloß Gedichte aufnahm. Von Geßners Idyllen hatte er bereits etliche Jahre vorher einige übersetzt, wie er überhaupt derjenige war, der zum Ansehen seiner Dichtungen in Italien, der biblischen Dramen fast noch mehr als der Idyllen, das Meiste beitrug. Mit Geßner, der ihm natürlich auch der Theocrit seiner Zeit war, trieb er einen wahren Kultus. Um ihn in Zürich zu sehn, unternahm er eigens eine Reise nach Deutschland und der Schweiz (seine Schrift Viaggio sul Reno e ne suoi contorni berichtet über die dort empfangenen Eindrücke), verlieh seiner Begeisterung in dem Elogio sul Salomon Gessner beredten Ausdruck und widmete ihm eine seiner eigenen Idyllen (Il Reposo). Ihm räumte er auch ein Hauptkapitel in seinem bedeutendsten Werke über die deutsche Literatur ein, der Idea della bella letteratura Allemanna (I. Napoli 1779 sec. edizione Lucca 1784, II. Lucca 1784). Den Anfang in diesem nach Art der Huberschen Chrestomathie angelegten Werke macht ein kritischer Ueberblick über die historische Entwicklung der deutschen Poesie; Geßner erfährt die höchste Auszeichnung, indem er, was die Annäherung an die Einfachheit der Alten betrifft, dem Verfasser des Aminta an die Seite gesetzt wird, aber auch Denis und Mastalier werden gleich Sonnenfels' Bemühungen um die österreichische Bühne rühmend erwähnt; von Denis sind nicht weniger als vier umfangreiche Gedichte einer Uebersetzung gewürdigt. Goethe muß sich dafür freilich allein an der Uebersetzung seiner Ballade „Das Veilchen“ genug sein lassen. Ein paar Amazonenlieder Weisses sind in Prosa wiedergegeben. Im Ganzen sind

die Proben des ersten Bandes auf lyrische und Schäfergedichte beschränkt. Der zweite enthält wieder einen Aufsatz über die Hirtenpoesie mit besonderer Berücksichtigung Geßners, von dessen Idyllen zwei übersetzt werden, ferner als Muster eines Lehrgedichtes Zachariäs Vier Stufen des weiblichen Alters. Schon damit, daß Bertola zur Probe einer dramatischen Dichtung Brandes' Ariadne wählt, die als Monodrama in Nachahmung des Rousseauschen Pygmalion von dem wirklich deutschen Drama unmöglich einen Begriff geben kann, beweist er seinen Mangel an Verständnis für diese Dichtungsgattung; noch mehr in den nachfolgenden „Briefen über verschiedene Gebiete der schönen Literatur Deutschlands", die durchgehends datiert und an Personen seiner Bekanntschaft gerichtet sind. Da Bertola damals, als er sie schrieb, in Wien weilte, so befassen sie sich vornehmlich mit der österreichischen Literatur, mit Sonnenfels, Denis, Blumavier (sic!) und Gemmingen, der zu jener Zeit in Wien lebte. An Retzer erfüllt ihn die rege Korrespondenz, die er mit den hervorragendsten Schöngeistern der Nation unterhielt, mit Staunen; seiner trefflichen Kenntnis der italienischen Sprache zollt er die verdiente Anerkennung und thut seiner eben erschienenen Schrift über Metastasio Erwähnung. Ueberhaupt ist Bertola der direkte Gegensatz zu Nicolai, der im selben Jahre 1783 den Wienern einen Besuch abstattete. Ueber dem beständigen Räsonnieren und Bekriteln vermag der Berliner Aufklärer zu keinem rechten Behagen zu kommen; umgekehrt erfüllt den guten Abate alles mit Entzücken, so daß von irgend welchem Tadel in dem ganzen Buche kaum eine Spur zu entdecken ist. Nimmt man nun noch hinzu, daß Bertola in Wien Ayrenhoff zum Freunde gewann, so darf man von seiner Beurteilung der Ayrenhoffschen Stücke einen wahren Panegyrikus erwarten. Der Postzug ist denn auch nach Bertolas Meinung eine der wenigen schönen Komödien, welche die Nation hat, sein Verfasser eines der glücklichsten Talente Oesterreichs, ein äußerst bedeutender Kenner der europäischen Literatur, einer der wenigen deutschen Schriftsteller, die eine gründliche Kenntnis des Italienischen besitzen, ein Mann von den liebenswürdigsten Manieren, dessen Freundschaft ihm, Bertola, zum ewigen Ruhme gereichen werde (Idea 2, 236 ff.). Und in diesen Superlativen geht es weiter: la natura vi è dapertutto; die Verwicklung ist leicht und vernünftig, die Diktion klar, der Dialog lebendig und geschmackvoll. Die Rolle des Reitbahn wurde von Brockmann mit überraschender Wahrheit dargestellt. Kurz und gut: nie zuvor habe er in einer Komödie so gelacht, bis dahin überzeugt, daß es dem deutschen Lustspiel an der vis comica durchaus gebreche. Noch von einer anderen Seite fand Bertola an Ayrenhoff und dieser an ihm einen kongenialen Geist: in der Shakespeareopposition. Es kann nicht Wunder nehmen, daß derjenige,

der sich für Geßners biblische Dramen begeisterte, an einem Shakespeare keinen Geschmack finden konnte. So thut er denn Imogen (Idea 2, 238) auf die heftigste Art ab, die seinem milden Naturell zu Gebote steht, wie er auch in einer etwas später erschienenen Abhandlung über die Fabel den auch Lessing bekannten Gay mit den Worten abfertigt: „Er ist ein guter Fabeldichter für eine Nation, die den Shakespeare deliciös findet." In der Idea ist die Herabsetzung des Briten indes nur das Präludium zu einer Glorifizierung Ayrenhoffs. Wäre es nach Bertola gegangen, Ayrenhoffs Kleopatra hätte die von Wieland gestellte Aufgabe bereits glänzend gelöst. Er rühmt ihr gewisse Feinheiten nach, die ihm bei der Aufführung nicht einmal so fühlbar geworden wie bei der Lektüre. Il piano è giudicioso, belli versi. Die Charaktere, vornehmlich jener der Octavia, seien wohl abgerundet. Besonders die fünfte und sechste Scene des dritten Aktes (Kleopatra gewinnt die Liebe des Antonius zurück) könnten sich den besten Racines an die Seite setzen. Alles in allem: es sei wohl das vollendetste tragische Werk der deutschen Bühne, das recht bald den Italienern in einer Uebersetzung zugänglich gemacht werden möge.

Bertola war der erste, der sich über die Kleopatra äußerte; denn sein Brief an den Grafen Pindemonte, den berühmten Dramatiker, ist vom zweiten Tage nach der Premiere datiert; im Drucke erschien er allerdings erst im folgenden Jahre. Damals hatte Wieland bereits gesprochen und alle nachfolgenden kritischen Beurteilungen des neuen Stückes durch seine gewichtigere Stimme gegen Ayrenhoff beeinflußt. Sie stehen ausnahmslos bezüglich der Frage, ob England oder Frankreich als Vorbild im Drama zu betrachten sei, auf dem vermittelnden Standpunkt Wielands, von kleinen Schattierungen in der Bevorzugung des französierenden oder anglisierenden Geschmackes abgesehen. In diesem Sinne gebührt der Kleopatra Ayrenhoffs das Verdienst, das freilich mit ihrem inneren Werte nichts zu thun hat, den Prüfstein für die Gesinnung der angesehensten deutschen Kritiker in der Shakespeare-Frage abgegeben zu haben. Es war die Zeit des Rückschlages; zwar eine Rehabilitierung des Alexandrinerdramas in dem Sinne, wie Ayrenhoff sie wünschte, schien undenkbar, aber auf der anderen Seite wurde der Shakespearismus, durch die Ausschreitungen der Stürmer und Dränger arg diskretiert, nun auch von solchen Kritikern als ernste Gefahr empfunden, die in ihm vor Zeiten das Heil des deutschen Dramas erblickt hatten. Man begann sehr genau zwischen den Fehlern und Vorzügen des Shakespeareschen Dramas zu unterscheiden; anderseits hütete man sich davor, die hohe Tragödie der Franzosen, die schon durch ihre Regelmäßigkeit einen Schutzwall gegen grobe Verletzungen der Decenz bildete, als einen völlig überwundenen Standpunkt zu betrachten.

Diese mildere Auffassung, die auch dem Drama der Gegenpartei gerecht zu werden suchte, kam natürlich auch Ayrenhoffs Kleopatra zugute. Zwar was seine Ausfälle gegen Shakespeare betrifft, wies man ihn in seine Schranken, aber den dramatischen Versuch würdigte man wenigstens der Diskussion. So beurteilte der Schauspieler des Mannheimer Nationaltheaters, der selbst auch gelegentlich dichtete, Heinrich Beck, das Stück, als er in der Ausschußsitzung vom 14. Mai 1784 die Aufnahme der Kleopatra in das Repertoire durch eine ausführliche Kritik zu rechtfertigen suchte (Martersteig 252 ff.). Indem er die Fehler Shakespeares aus seiner Zeit erklärte, schwächte er im Voraus die Beweiskraft der Ayrenhoffischen Argumente; jetzt würde er anders schreiben. In dieser historischen Betrachtungsweise, die noch Lessing nicht genug würdigte, wiewohl sie Herder als Grundbedingung jeglicher Kritik vorangestellt hatte, verrät sich deutlich der ganze Gegensatz zwischen der alten und neuen Schule. Wenn Beck indes behauptet, daß Ayrenhoff als der erste Shakespeares Ruhm antaste, so weiß er zum mindesten von Gottsched nichts mehr, von dem doch Ayrenhoff mit so manchen anderen Voreingenommenheiten auch diese ererbt hat. Aber auch Beck fühlt sich nicht berufen, für Shakespeares Nachahmer in Deutschland ein gutes Wort einzulegen; vielmehr findet er Ayrenhoffs Ausführungen in dieser Sache billig und wahr. Nur der Tadel gegen die Schauspieler der neuen Richtung ruft begreiflicherweise seinen Widerspruch wach. Gleichwohl hat gerade vom Standpunkt des Schauspielers aus das bühnenwirksame Trauerspiel Ayrenhoffs seinen vollen Beifall, er habe damit allen guten Theatern Deutschlands ein hochwillkommenes Geschenk gemacht. Sein Hauptverdienst bestehe darin, daß es ohne Theaterprunk wie Märsche, Gefechte u. dgl. in dem Leser ein wahres und eigentümliches Interesse errege, das wohl auch den Zuschauer zu fesseln vermögend sei. Einige Scenen des zweiten Aktes (4—7) und des dritten (5 und 7) hebt er um ihrer großen Wirkung willen besonders hervor. Die Katastrophe sei rührend, doch nicht schauerlich. So erfülle die Kleopatra mehr als seit langem von irgend einem deutschen Tragiker geleistet worden sei.

Da Becks empfehlendes Gutachten nicht genügte, um dem Stücke die Aufführung zu sichern, so wurde es, wie oben erwähnt, in derselben Sitzung auch dem Theaterdichter Schiller zur nochmaligen Begutachtung übergeben. So hatte er durch einen Zufall das Drama des Autors in Händen, der an seiner Statt Wielands Begehren nach einer heroischen Mustertragödie erfüllt hatte. Wir dürfen um so mehr vermuten, daß er dem Stücke einiges Interesse entgegenbrachte, als es ihm auch nachher durch einen seiner Recensenten ins Gedächtnis gerufen wurde, der in Engels Magazin der Philosophie und schönen Literatur vom

Jahre 1785 (2. Heft S. 149—162, 3. Heft S. 245—256, vgl. Braun, Schiller und Goethe im Urteil der Zeitgenossen 1, 111 ff.; Minor, Schiller 2, 215 f.) vom französischen Standpunkte aus gegen Schillers Jugenddramen eiferte. Auch er erklärt eine Komposition aus dem englischen und französischen Trauerspiele als die einzige den Deutschen genehme dramatische Form. Gleich Wieland fordert er unter Beobachtung des Decorums und der Regelmäßigkeit eine reine, polierte Sprache und wohlklingende Versifikation mit oder ohne Reim. Aber skeptischer als Wieland hält er die Verderbnis des Theaters bereits für zu weit gediehen, als daß sich seine Hoffnung noch erfüllen könnte. Auch Wieland hätte besser den Dingen ihren Lauf gelassen. Seine Stimme habe zwar ein Antonius und Kleopatra-Drama geweckt, aber gegen die Ungeheuer auf der Bühne vermöge sie nichts. Umsonst habe Joseph II. den Wunsch nach gut versifizierten Tragödien ausgesprochen, vergebens seien Männer wie Wieland, Ayrenhoff und Nicolai gegen das Unwesen auf der modernen Bühne zu Felde gezogen. Die Gesellschaft, in der hier Ayrenhoff genannt wird, ist die denkbar unpassendste. Daß Wieland zwar gegen die Shakespeareromanie polemisierte, aber auch von Ayrenhoff nichts wissen wollte, haben wir bereits gesehen. Bestand doch zwischen beiden der Unterschied, daß der eine zu den begeisterten Verehrern, der andere zu den schärfsten Gegnern Shakespeares gehörte: nur die Würdigung der Franzosen, die Wieland darum nicht aufgab, bot einen schwachen Anknüpfungspunkt. Nicht wesentlich anderer Natur war das Verhältnis Ayrenhoffs zu dem Herausgeber der Allgemeinen deutschen Bibliothek. Als junger Mann hatte Nicolai 1755 in den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland lange vor Lessing die einseitige Geschmacksrichtung für die Franzosen angegriffen und mit scharfer Polemik gegen den Gottschedianer Schulze für eine ausgebildetere Charakterzeichnung direkt auf das Muster Shakespeares verwiesen. In den dreißig Jahren, die seitdem verflossen waren, war der Shakespearismus über den Kopf seines ehemaligen Wortführers weit hinausgewachsen. Den Lenz, Klinger und Wagner erschien Nicolai nun viel zu maßvoll, jene umgekehrt hatten an ihn ihren heftigsten Widersacher. So hatte er noch jüngst seine Reisebeschreibung (4, 604) zu Ausfällen gegen die Genieprodukte benützt; sie galten ihm als bloße Karikaturen voll plumper Unnatur. Darum konnte ihm eine Tendenz vom Schlage jener, die Ayrenhoffs Drama verfocht, von vornherein keineswegs ganz unwillkommen sein. Fand er auch die gegen den Briten vorgebrachten Gründe hie und da zu weit getrieben, so stimmte er ihnen doch im Großen und Ganzen bei; speciell die Angriffe auf die Schauspieler, denen Beck opponiert hatte, waren gerade nach dem Herzen Nicolais, der ja darin eine Bestätigung seiner eigenen Kritik

über die Wiener Schauspieler erblicken mußte (Reisebeschreibung 4, 575). Aber auch Nicolai stellte sich zum Schlusse auf den vermittelnden Standpunkt Wielands (Allgemeine deutsche Bibliothek 59, 2, S. 410), indem er den einseitigen Geschmack für die Franzosen fast noch mehr mißbilligte, wie den für die Engländer. Zum ersten male konnte sich Ayrenhoff mit einer Recension der Bibliothek einigermaßen zufrieden geben. Denn sie rühmt seinem Drama mancherlei Vorzüge wie einen leichten, einfachen und sehr gut ausgeführten Plan nach; die Versifikation sei glücklich und natürlich. Den flachen Charakteren gegenüber verweist sie freilich auf die bei aller Unförmlichkeit doch interessantere Kleopatra Shakespeares; die Einführung der Octavia, die nur im zweiten Akt von sehr guter Wirkung sei, hätte schon nach der Meinung der Bibliothek in besserer Weise verwertet werden können.

Noch im selben Jahre 1785 brachte auch das Journal encyclopédique in Paris, das der Besprechung wichtiger literarischer Erscheinungen Deutschlands seine Spalten öffnete, eine Recension, in deren Verfasser Ayrenhoff gewiß nicht mit Unrecht einen Landsmann vermutete. Sie kommt über kleinliche Ausstellungen an Plan und Sprache des Dramas nicht hinaus. (Doch vergleiche auch die günstige Beurteilung in der Journal encyclopédique 1784 Mars abgedruckten Wiener Korrespondenz.) An jenem wird getadelt, daß sich die Kammerfrau der Heldin zum Schlusse nicht auch töte, da sie doch den Tod ihrer Herrin nicht zu überleben gelobt. In der Sprache hatte schon Beck den Ausdruck „entriegeln“ (einen Schrein) als Provinzialismus getadelt; nun stellt der Recensent außer diesem noch eine Reihe anderer aus, die durchaus korrekt sind, wie: verheimlichen, Mißgeschick, Festlichkeiten statt Feierlichkeiten, Trieb für Neigung u. s. w.; es heiße im Plural „Herren“ und nicht „Herrn“. Aber der hämischeste Ton offenbart sich zuletzt; indem der Recensent dem Dichter zuruft, ehe er sich einbilden dürfe, ein Muster der Nation zu sein, bleibe ihm noch viel zu thun übrig, fügt er Ayrenhoff eine unverdiente Beleidigung zu; die Lauterkeit seines Strebens nach dem Ruhm eines Nationaldichters ist wenigstens über jeden Spott erhaben.

Ayrenhoff hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er nicht das Schlußwort in Sachen seiner Kleopatra und der durch sie in Fluß gekommenen Shakespeare-Frage behalten hätte. Gleichsam als ob er seinen Standpunkt noch einmal ins rechte Licht setzen müßte, bevor er seine schriftstellerische Thätigkeit einstellte, versah er in der abschließenden Gesamtausgabe seiner Werke von 1789 Wielands Lobeshymnen auf Shakespeare mit Glossen, die nun auch gegen Wieland die Boileau und Gottsched als Autoritäten ausspielten: „Shakespeares Dramen mögen sich so lang und noch länger erhalten als alle gothischen Gebäude der

Welt, aber ich behaupte, daß ein Dichter, der sich unseren Zeiten Shakespeare zum Muster wählet und ein Kunstrichter, der ihn als Muster anpreiset, noch viel geschmacklosere Köpfe sind als der Erbauer des neuen gothischen Tempels wäre. Warum noch geschmackloser? Weil Shakespeares Dramen noch tiefer unter der Kritik sind als die allerschlechtesten gothischen Gebäude. Warum noch tiefer? Weil (wie Herr Hofrath Wieland einst bey Gelegenheit seiner Beurtheilung des Götz von Berlichingen sehr richtig sagte) ein Theater kein Guckkasten ist, ein gothischer Tempel aber noch immer ein Tempel bleibt." Boileau kannte keinen verächtlicheren Ausdruck zur Bezeichnung der Geschmacklosigkeit als „gothisch". So hatte etwa auch Goethe mit Boileau in der Zeit seines Leipziger Aufenthaltes über Tasso abgeurteilt. Da ist es nun lehrreich, einen Vertreter dieser längst veralteten Richtung über ein Produkt zu vernehmen, welches den Höhepunkt der geistigen Entwicklung Goethes bedeutet, die Iphigenie. In der neugewonnenen Gestalt lag sie 1787 in der ersten Gesamtausgabe der Goetheschen Werke vor; man ist erstaunt, schon zwei Jahre später (in der Vorrede zur Kleopatra) ein Urteil Ayrenhoffs über das Drama zu hören, der doch sonst literarische Erscheinungen nur dann sofort zu beachten pflegte, wenn sie seinen ästhetischen Ueberzeugungen nahe traten. Was konnte ihm aber die Iphigenie interessant machen, die sich weder an die Franzosen hielt noch an die Engländer, sondern unmittbar an die Griechen? Eben der Umstand, daß hier der Versuch vorlag, das griechische Drama einmal auch ohne Vermittlung der tragédie classique zu erneuern; und ein solcher Versuch mußte Ayrenhoff, der die Griechen nur mit den Augen der Franzosen zu betrachten gewohnt war, von vorneherein als mißglückt erscheinen. Er opponiert den Kritikern, die Goethe dem Euripides vorzuziehen wagten, und führt an dem Charakter des Thoas aus, wie sehr der Deutsche hinter dem Griechen zurückgeblieben. Ihn dünkt der abergläubische Barbar bei Euripides weit gelungener als der Goethesche Thoas, der teils Liebhaber, teils Freigeist sei. Für die Spuren des Barbarentums, die sich gelegentlich äußern, um die endliche Resignation nur in um so hellerem Lichte erstrahlen zu lassen, bezeigt Ayrenhoff kein Verständnis; sie machen nach seiner Ansicht den Thoas vielmehr aus einem Gegenstande des Schreckens, der er bei Euripides ist, zu einem Gegenstande der Verachtung, aber freilich, ohne daß Goethe diese Absicht verfolgt hätte. Und was noch schlimmer ist: statt um das Leben Iphigeniens und Orests zu zittern, sind wir bei Goethe wegen des Schicksals der beiden völlig beruhigt, weil wir es von Iphigeniens Willkür abhangen sehen. Und er kommt zu dem Schlusse: „Furcht und Mitleid, die zwo Hauptempfindungen, welche die gute Tragödie zu erregen hat, sind nach meinem Gefühle in dieser neuen

Iphigenie durch die Abänderung des Thoasischen Charakters so merklich geschwächt worden, daß ich mich sehr irren müßte, wenn bey der Vorstellung derselben — ihrer Schönheiten des Details ungeachtet — sich nicht fühlbarer Mangel an Interesse und lange Weile der Zuschauer offenbarten." Die Thatsachen haben Ayrenhoff nicht Recht gegeben. Zwar währte es fünfzehn Jahre, bis die Iphigenie in Schillers Einrichtung am 15. März 1802 in Weimar ihre erste Aufführung erlebte, aber seitdem und namentlich seit sie an Amalie Wolff eine geniale Interpretin gefunden (1807), hat sie im Repertoire der deutschen Bühne als stets gern gesehenes Stück festen Fuß gefaßt.

Niemand nahm von dieser neuesten Diatribe Ayrenhoffs Notiz; er war ein toter Mann geworden, dessen Stimme kaum mehr in der eigenen Vaterstadt gehört wurde. Kleopatra und Antonius war sein letzter Versuch zum Mithalten gewesen; da er sich als unzulänglich erwies, wollte kein Literat von Namen mit dem Rückschrittler etwas zu thun haben. Ayrenhoff fühlte sich isolierter denn je. Selbst an Weisse, den er stets als Muster verehrt hatte, mußte er den Einfluß der Zeit wahrnehmen; denn in der Vorrede zur letzten Ausgabe seiner Trauerspiele bekenne er sich nur noch mit leiser Stimme zum Stagyriten. Als alter Soldat tröstete sich Ayrenhoff mit der Ehre, größere Standhaftigkeit bewiesen zu haben. Jener war freilich der Klügere gewesen, als er sich beizeiten vom Schauplatze zurückzog. Nun folgte Ayrenhoff seinem Beispiele. Aber er that es nicht mit dem Gefühle eines glimpflichen Rückzuges, sondern einer verlorenen Schlacht. Daher die Niedergeschlagenheit am Schlusse der Vorrede: „Ueberhaupt hat mir meine halsstärrige Anhänglichkeit an die Regeln der dramatischen Kunst manchen Streich gespielt. Und doch ist es mir unmöglich, dem guten Aristoteles ungetreu zu werden. Nur kämpfen, kämpfen will ich nicht mehr für ihn!"

Schubartiana.

Mitgeteilt von Adolf Wohlwill in Hamburg.

I. Chr. F. D. Schubart und Markgraf Karl Friedrich von Baden.[1])

Zu den zahlreichen Punkten im Leben Schubarts, die noch weiterer Aufklärung bedürfen, gehören u. a. seine Beziehungen zum badischen Hofe. Ueber allen Zweifel erhaben ist allerdings die Verehrung, die der Dichter dem Markgrafen Karl Friedrich widmete. Diese wird ebensowohl durch seine Briefe wie durch seine Selbstbiographie, sowie insbesondere durch verschiedene seiner journalistischen Kundgebungen bezeugt. Bereits im ersten Jahrgang der deutschen Chronik (1774 im 56. Stück) knüpfte er an die Anzeige von Gerstlachers „Sammlung aller Badendurlach'scher Anstalten und Verordnungen" eine begeisterte Lobeserhebung der badischen Regierung. „Badendurlach" — heißt es da — „gehört seit der weisen Regierung seines itzigen Fürsten unter die glücklichsten und besteingerichtetsten Staaten der Welt, auf den andre Provinzen mit nachahmender Eifersucht hinblicken. Was der spekulative Weise bei der nächtlichen Lampe wünscht und niederschreibt, ist hier realisiert. Welche Anstalten zur Glückseligkeit des Volks! Welche Ermuntrungen zur Gewerbsamkeit, zum Kunstfleiße! Welche aufs kleinste ausgearbeitete Polizei! — Das beste, herrlichste Kollegium, das man über die Polizei und Kameralwissenschaften lesen kann, ist wohl diese Sammlung. Alles läßt sich mit weniger Veränderung auf jeden Staat anwenden. — Heil Dir, Karl Friedrich, vor Gott und allem Volke! Heil deinem würdigen Präsidenten Hahn!" u. s. w. Auch sonst wird Karl Friedrichs in der deutschen Chronik stets mit Bewunderung und Ehrfurcht gedacht. Ein besonderer Artikel zum Preise des Markgrafen findet sich außerdem in Schubarts „Neuester

[1]) Bei der Veröffentlichung dieser kleinen Studie liegt mir die Pflicht ob, die mir von Herrn Archivrat Dr. Obser in Karlsruhe mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit gewährte Hilfsleistung dankend hervorzuheben.

Geschichte der Welt auf das Jahr 1775". Friedrich wird darin als das Muster eines Regenten gefeiert, bei dem man nicht wisse, ob man an ihm mehr den Fürsten oder den Menschen, den Landesvater oder den Hausvater, den Weisen oder den Christen bewundern solle. Anderseits steht fest, daß Schubart in Karlsruhe manche Freunde und Gönner besaß, die sicher nicht verfehlt haben, das Interesse des Markgrafen für ihn zu erwecken und rege zu erhalten. Wiederholt wurde der Versuch gemacht, Schubart nach der badischen Residenz zu ziehen. Im Jahre 1770 wurde ihm von dem Erzieher der markgräflichen Prinzen, Geh. Hofrat Ring, an die Hand gegeben, sich um eine Stelle am Karlsruher Gymnasium zu bewerben.[1]) Der einflußreiche Hofmann stellte ihm dabei nicht nur seine eigene Unterstützung, sondern auch die sehr angesehener Freunde in Aussicht. Hatte Ring seine Aufforderung mit dem Hinweis begründet, daß Schubarts „vorzügliche Stärke und Einsichten in die schönen Wissenschaften so rühmlich unter uns (d. h. doch wohl in den maßgebenden Karlsruher Kreisen) bekannt seien", so veranlaßte der Ruf, den Schubarts musikalische Fähigkeiten genossen, seinen Freund Griesbach[2]), ihm anzuempfehlen, sich um die vakante Stelle eines markgräflichen Kapellmeisters in Karlsruhe zu bewerben. Während Schubart den Antrag Rings nur zu dem Versuch benutzt zu haben scheint, seine Lage in Ludwigsburg zu verbessern, ergriff er den Vorschlag von Griesbach mit feurigem Enthusiasmus. „Schon lange" — so schreibt er in seiner Selbstbiographie[3]) — „wars der geheime Wunsch meiner Seele, einem Fürsten zu dienen, für den ich, wie für seine weise Gemahlin, die tiefste Ehrfurcht im Busen trug. . . . Schon wälzte ich Entwürfe, wie ich an diesem Hofe, wo alles Ohr und Herz für das Große und Schöne hat, die Kirchenmusik gründen und sie dem lichten Punkte näher bringen wollte, den Klopstock in seiner herrlichen Ode Siona so richtig gefaßt und getroffen hat." Er hatte die Absicht, sich in Karlsruhe persönlich zu bewerben. Nur den Mangel an Reisegeld bezeichnet er als Ursache, daß er nicht sofort aufgebrochen sei und die Reise von einem Tage zum andern verschoben habe. Ob seine Bewerbung, wenn sie etwas eifriger betrieben worden, von Erfolg gekrönt gewesen wäre, muß recht fraglich erscheinen. Am 22. Januar 1777, einen Tag vor seiner Entführung nach dem Hohenasperg, wurde die von

---

[1]) Vgl. Hofrat Rings Schreiben an Schubart vom 19. November 1770, mitgeteilt von Dr. v. Schloßberger in der „Besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1885", S. 131.

[2]) Joh. Christian Griesbach, Geh. Legationssekretär, bei der Geh. Kanzlei in Karlsruhe beschäftigt.

[3]) C. F. D. Schubarts gesammelte Schriften und Schicksale 1, 291.

ihm ersehnte Stelle anderweitig besetzt. Die Wahl war auf Josef Aloys Schmittbauer gefallen, der schon früher in badischen Diensten gestanden hatte und den Schubart selbst außerordentlich schätzte[1]) und (in seinen Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst) „unter die vorzüglichsten Komponisten unseres Vaterlandes“[2]) rechnete. Nach einer Angabe, die sich in der kurzen Schubart-Biographie in Archenholtz' Literatur- und Völkerkunde (Band 2 Dessau 1783 S. 641) findet,[3]) wäre damals aus der Anstellung Schubarts in Karlsruhe nichts geworden, weil man an seinen schlechten Sitten Anstoß genommen hätte. Nun erscheint es allerdings sehr einleuchtend, daß, wenn man sich nach dem früheren Lebensgang des kraftgenialischen Dichters erkundigt hatte, Bedenken darüber entstanden, ob er sich auch seiner Persönlichkeit nach dazu eigne, den Platz eines „Dirigenten der Hofmusik“ würdig auszufüllen. Immerhin bedarf es des Hinweises auf Schubarts schlechten Leumund kaum, um die Bevorzugung Schmittbauers zu erklären.

Ein undatierter, doch offenbar nicht lange nach Schubarts Entführung geschriebener Brief des badischen Ministers Wilhelm von Edelsheim an Karl August von Weimar beweist, daß man es auch jener Zeit am badischen Hofe nicht an Sympathien für den unglücklichen Dichter fehlen ließ. Es findet sich da die folgende merkwürdige Stelle:

„Eine andere Neuigkeit will ich Ew. Hochfürst. Durchl. erzehlen, die glaublicher ist weil sie würcklich geschehen ist. Meister Schubart hat der Hertzog von Würtemberg recht hinterlistiger weise nach Blaubeuren locken lassen. Alda ist er durch Husaren gefahren und nach Ludwigsburg gebracht worden. Da empfienge

[1]) In dem von Erich Schmidt (im Archiv für Literaturgeschichte 10, 189 f.) veröffentlichten Brief von Schubart an Griesbach vom 19. November 1775 findet sich die Stelle: „Daß ihr Schmidbauern nach zwanzigjährigen treuen Diensten zum Teufel gejagt, war nicht recht, nicht Mark Aurelisch. Ein welscher Schurke muß deinen Fürsten dazu verleitet haben ꝛc.“ Aus badischen Quellen ist nach gefälliger Mitteilung des Herrn Archivrat Dr. Obser über die angezogenen Verhältnisse nur zu entnehmen, daß Schmittbauer bereits 1764 baden-badischer Konzertmeister war und am 18. November 1767 vom Markgrafen August Georg von Baden-Baden zum „Kapell- und Konzertmeister“ ernannt wurde, doch erst nach dem Anfall der baden-badischen Lande an Baden-Durlach in die Dienste Karl Friedrichs trat, wo er zunächst unter dem Kapellmeister Hyacintho Sciatti als Konzertmeister wirkte. Aus Schubarts angeführtem Brief ist zu entnehmen, daß Schmittbauer 1775 die letzterwähnte Stelle verlor. Im Januar 1777 wurde er zum Nachfolger Sciattis berufen.

[2]) Gesammelte Werke, 5, 177.

[3]) Nachdem dort S. 640 von der Hoffnung Schubarts, Vorleser bei dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz zu werden, die Rede gewesen, wird hinzugefügt: „allein wahrscheinlich wurde dieselbe durch seine schlechten Sitten vereitelt. Diese waren von der gemeinsten, pöbelhaftesten Art, ohne welche er am badenschen Hofe in Karlsruhe Kapellmeister geworden wäre.“ — Ueber den mutmaßlichen Verfasser dieser biographischen Skizze und den Grad ihrer Glaubwürdigkeit habe ich mich im Archiv für neuere Sprachen 87, 6 geäußert.

Er 50 Prügel. Nun das geht. Aber von da läst Ihn der Tyrann nach Asberg bringen und in ein finsteres Loch werffen, wo Er in 24 Stunden nur 2. den Tag sehen kan, und das auf ewig. Um die That zu beschönen giebt Er der Frau des ohnglücklichen 300 f. Pension und nimt die Kinder in seine so betitelte Academie besser die Marionetten Schule. O daß es doch noch Götze gäbe, Wir wolten Ihn mit seinem Asberg."[1])

Auch während seiner Gefangenschaft war Schubart bemüht, seiner Verehrung für Karl Friedrich Ausdruck zu geben und sich dessen Wohlwollen zu erwerben oder zu erhalten. Aus einem Brief des Dichters an seine Gattin (vom 1. Oktober 1785)[2]) ist zu ersehen, daß er dem Markgrafen nicht nur ein Exemplar des ersten Bandes seiner akademischen Gedichtsammlung übersenden, sondern auch gleichzeitig an ihn schreiben wollte. Weder von dieser Zuschrift des Dichters, noch auch von einem Dankschreiben oder einer sonstigen Empfangsbescheinigung des Fürsten hat sich im badischen Landesarchiv eine Spur erhalten. Dagegen findet sich dort ein im November des folgenden Jahres abgefaßtes Schreiben, das der Dichter bei Uebersendung des Hymnus „Friedrich der Einzige, ein Obelisk" an Karl Friedrich richtete. Dieses lautet, wie folgt:[3])

Durchleuchtigster Marggraf.
Gnädigster Herr,

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht weih ich hiemit die jüngste Frucht meiner Muse, die in der Gluth der Begeisterung über Friedrichs Gröse reifte.

Wenn Männer, wie dieser, ihre Laufbahn vollenden; so ists Schande, wenn die Dichter schweigen. Ich besang ihn also so gut, als es das Maas meines Geistes und meine traurige Lage erlaubten.

Wie würde das meine Muse ermuntern, wenn Euer Hf. D., als ein so erhabener Kenner jedes Guten und Schönen, sie mit Höchstdero Beifall zu begnadigen geruhten.

Sie, vortreflicher, Gottnachahmender Fürst! — sind selbst der würdigste Stoff für die Muse des Dichters. Allein — das feurigste Lied ist zu schwach, nur Eine That zu belohnen, womit Euer Hochfürstliche Durchlaucht jeden Tag Ihres Lebens zum Segen Ihres Volkes verherrlichen.

Mit brünstigen Gebetten für Höchstdero langes, so wohlthätiges Leben ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Euer Hochfürstlichen
Durchlaucht

unterthänigster
Knecht

Veste Asperg im November 1786. Schubart.

---

[1]) Aus dem großherzoglichen geheimen Haupt- und Staatsarchiv in Weimar. Der Schlußsatz ist bereits in einem Artikel von Karl Obser „Zur Erinnerung an Wilhelm von Edelsheim" in der Beilage zur Karlsruher Zeitung 1893 Nr. 336 citiert.

[2]) Strauß, Schubarts Leben in seinen Briefen 2, 225.

[3]) Aus dem großherzoglichen Familienarchiv in Karlsruhe.

Das markgräfliche Geh. Kabinetsprotokoll vom 16. November 1786 enthält den Entwurf des an Schubart zu richtenden Antwortschreibens: Der Markgraf dankt für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit und bittet, die anliegende Denkmünze (eine Sechsdukatenmedaille) „als ein Merkmal seiner Achtung und Dankbarkeit“ anzunehmen.

In einem Briefe an den Berliner Buchhändler Himburg[1]) nennt Schubart unter den fürstlichen Persönlichkeiten, die sich für seine Befreiung verwandt hätten, den Markgrafen von Baden in erster Linie. Ein aktenmäßiger Beleg für eine solche Verwendung Karl Friedrichs hat bisher nicht ausfindig gemacht werden können. Mag es nun auch sein, daß sich der Markgraf in der einen oder andern Weise zu Gunsten Schubarts bemühte, so ist doch bei dem gespannten Verhältnis, das zwischen dem badischen und dem württembergischen Hofe bestand, zu bezweifeln, daß sich Karl Friedrich mit seiner Fürsprache direkt an den Herzog Karl Eugen gewandt habe.

Als endlich die ersehnte Freiheitsstunde gekommen, gab Schubart dem ersten „trunknen Entzücken“ seines Herzens in einem nach Karlsruhe gerichteten Schreiben Ausdruck.[2]) Posselt, der bekannte badische Schriftsteller, soll die frohe Botschaft dem Publikum verkünden. Von einer vorausgegangenen Verwendung des Markgrafen ist — was beachtet zu werden verdient — in dem Briefe nicht die Rede; doch schreibt Schubart: „Wenn sich's schickte, so sagt ich Ihnen, Sie sollten mir Ihren vortrefflichen Fürsten herzlich grüßen.“

Im Sommer 1788 kam Schubart nach Karlsruhe, vielleicht um Posselt, der ihn im vorausgegangen Jahre aufgesucht und mit dem er einen schwärmerischen Freundesbund geschlossen,[3]) einen Gegenbesuch abzustatten und zugleich um die Beziehungen zu seinen übrigen Freunden und Gönnern in der badischen Residenz zu erneuern. Es wurde ihm dort am 13. Juli die Auszeichnung zu teil, dem Markgrafen vorgestellt zu werden.[4]) Unzweifelhaft gab ihm Karl Friedrich seine Teilnahme in der leutseligsten Weise zu erkennen.

Eine weitere Gunstbezeugung des Fürsten erhielt Schubart bald darauf, da ihm dieser Schöpflins Geschichte Badens übersenden ließ. Der Dankbrief Schubarts möge hier eine Stelle finden[5]):

---

[1]) Strauß, a. a. O. 2, 265.

[2]) Schubart an Posselt in Karlsruhe, Veste Asperg den 11. Mai 1787; sieh Strauß a. a. O. S. 305.

[3]) Strauß a. a. O. 2, 361.

[4]) In dem Hoftagebuch des Karlsruher Hofes ist unter dem Datum des 13. Juli 1788 vermerkt: „Abends wurde Herr Prof. Schubart Durchleuchtigster Herrschaft in der Cour präsentirt.“

[5]) Aus dem Großherzoglichen Familienarchive in Karlsruhe.

Durchlauchtigster Marggraf,
Gnädigster Herr,

Euer Durchlaucht haben mir durch Höchstdero Hofbuchbinder Drechsler
Schoepflini Historiam Zaringo-Badensem
in sieben prächtig gebundenen Bänden als ein gnädigstes Geschenk zu übersenden geruhet. Diese höchste Gnade erfüllte mich mit süßem Erstaunen, weil sie unerwartet und ganz unverdient war; zugleich aber auch mit einer Dankbarkeit, die ich vergeblich mit Worten auszudrücken strebe. In meiner frühen Jugend schon weilte ich mit Entzücken auf den Fürsten des Badenschen Haußes, wo ich so viel Bidermuth und deutsche Kraft und Sinn antraf; aber schon frühe hab' ich einsehen gelernt, wie weit Sie, vortreflicher Fürst, an Herzensgüte, Geisteshoheit und jeder Herrschertugend Ihre Vorfahren überstralen. Ewig unvergeßlich ist mir also der Tag, wo ich den von mir schon so lange hochgeliebten deutschen Fürsten, das strafende Muster für so viele, die ihre Herrscherwürde entweihen, von Angesicht sah, und durch Höchstdero herablassende Gnade biß zu Thränen der Wonne und der süsesten Freude gerührt wurde. — Mein Herz ist frei, Durchlauchtigster Marggraf, aber mit eben dieser Freiheit stell ich mich mitten unter Höchstdero glückliche Unterthanen und wetteifere mit denselben in der feurigsten Liebe und Ehrfurcht für den besten Fürsten. — Ein Seelenfest soll es für mich seyn, für Euer Durchlaucht langes und glückliches Leben auch meine Gebethe mit den Tausenden zu vereinigen, die täglich für Höchstdieselben gen Himmel steigen.

Das sey mein Dank für alle Gnaden, womit Sie mich zu beglüken geruhten! — Mit tiefer Rührung und dem ehrfurchtsvollsten Herzen ersterbe

Euer Durchlaucht

Stuttgardt den 19ten September 1788.

unterthänigster Knecht
Schubart,
Prof.

Bemerkenswert ist, daß Schubart auch damals, in seiner sogenannten höfischen Periode, es für nötig erachtete, durch die Worte „mein Herz ist frei" sich dagegen zu verwahren, daß seine aus überquellendem Herzen und aufrichtigster Bewunderung hervorgegangene Huldigung als schmeichlerische Fürstendienerei angesehen werde.

Von zwei anderen Briefen Schubarts[1]) an Karl Friedrich dürfte eine kurze Inhaltsangabe genügen. Um seine Dankbarkeit für die ihm im vorausgegangenen Jahre erwiesene Gnade an den Tag zu legen, macht Schubart den Markgrafen am 19. April 1789 auf eine in dem Nachlaß des Stuttgarter Oberbibliothekars Vischer befindliche astronomische Maschine „unsres weltgepriesenen Mechanikers und Denkers Hahn"[2]) aufmerksam, welche das Kopernikanische System mit der höchsten Vollkommenheit versinnliche. Von den verschiedenen Maschinen dieser Art, die Hahn verfertigt, sei die erwähnte die bei weitem vortrefflichste. „Da

---

[1]) Ebenfalls aus dem Großherzoglichen Familienarchive in Karlsruhe.

[2]) Ueber den Pfarrer Hahn, der ebenso sehr als Theosoph, wie als Mechaniker von Schubart bewundert wurde, vgl. die Schrift von E. Ph. Paulus: „Phil. Matthäus Hahn. Ein Pfarrer aus dem vorigen Jahrhundert. Stuttgart 1858." Ueber die unter Hahns Leitung verfertigten astronomischen Uhren vergl. S. 88—118.

sich nun bereits Liebhaber zudrängen", — schreibt Schubart — „so fand ich Mittel, den Verkauf auf einige Tage zu verzögern, in der einzigen Absicht, Euer Hochfürstlichen Durchlaucht dies deutsche Meisterwerk mit tiefster Ehrfurcht zu empfehlen, da es so gar vorzüglich das Glück verdient, in den Besitz eines der ersten Beschützer und Kenner jedes Großen und Schönen zu kommen." Karl Friedrich sandte zufolge dessen den bekannten Kirchenrat Prof. Boeckmann nach Stuttgart, um die bezeichnete Maschine untersuchen zu lassen. Ob sie thatsächlich für den Markgrafen erworben wurde, konnte nicht festgestellt werden. In einem letzten Schreiben an Karl Friedrich vom 7. Juli 1789 empfiehlt Schubart seinen Schwiegersohn, den württembergischen Hofmusikus Kauffmann, der für eine Zeitlang Urlaub erbeten hatte, um sich in Karlsruhe weiter auszubilden und bei dem dortigen Konzertmeister Danner Unterricht zu nehmen.

Es begreift sich, daß sich Schubart auch als Journalist über das Walten des Fürsten, dem er sich aus verschiedenen Anlassen persönlich genähert hatte, fortdauernd nur respektvoll äußerte. Eine Gelegenheit, dem Markgrafen besonders warmes Lob zu spenden, bot sich für Schubart kurze Zeit nach seiner Anwesenheit in Karlsruhe. In der Vaterlandschronik vom 8. Juli 1788 war ein eingesandter Artikel abgedruckt worden, dessen Bestimmung war, die aufopfernde Menschenliebe eines Biedermanns an der badisch-württembergischen Grenze zu preisen, der binnen weniger Wochen sich zweimal mit eigener Gefahr als Lebensretter bethätigt hatte. In diesem Artikel fanden sich die Worte: „Und der Edle hat's umsonst gethan!! hat noch keine Belohnung erhalten." Ueber das Irrtümliche der letzteren Angabe belehrt, beeilte sich Schubart in der Vaterlandschronik vom 25. Juli zu berichten, jener edle Menschenfreund habe von seinem Fürsten nicht nur 40 fl. bares Geld, sondern auch eine große Schaumünze empfangen, auf der jedoch „der Name des erhabenen Lohners ausgelassen sei, weil seine Bescheidenheit immer ungerne seine schönsten Thaten laut werden lasse." Dieser Notiz fügte Schubart die Verse hinzu:

Möcht' auch die Welt von seinen Thaten schweigen,
Der Engel, der sie unsichtbar
Bemerkt, wird desto lauter zeugen,
Was uns Karl Friedrich war.

Seit dem Ausbruch der französischen Revolution wandte Schubart seine Aufmerksamkeit vorzugsweise den großen politischen Weltereignissen zu; immerhin fand er auch in den späteren Jahrgängen seiner Chronik wiederholt Gelegenheit, des Markgrafen und seiner Regierungsmaßregeln anerkennend zu gedenken, und noch in dem Blatte vom 25. Januar 1791, in dem er darzuthun suchte, daß das ausländische Gift in den deutschen

Staaten nur eine vorübergehende Wirkung hervorgebracht habe, nannte er Baden unter den Ländern, deren Unterthanen sich „linder und weiser Beherrscher“ zu erfreuen hätten.

II. Briefe Schubarts an Pfarrer Weysser in Thamm

(unweit des Hohenaspergs.)[1]

1.

Weisero[2]) meo s. d. Schubartus.

Tres quas benevole mihi misisti lagenas defaecato vino plenas grata mente accepi ac jamjam cum filio meo unam in salutem tuam, optime vir, prope exhausi.

In tristissima mea situatione mihi saepius nil superest quam Lyaei dulce lenimen, Lyaei

— qui spem reducit mentibus anxiis
Viresque.[3])

Accipe itaque, dignissime vir, leve hoc gratitudinis meae signum et in posterum etiam musae Schubartianae maneas fautor.

Encomium magni Lutheri exarare musa mea decrevit, quod tibi, quam primum typis editum est, mittam. Ceterum enixe peto, ut me in patrocinio tuo semper retinere velis.

Volanti calamo quidem, sed fixo in te animo scripsit

Tui
totus
Schubartus.

In monte calamitatis
d VI mens. Xbris
MDCCLXXXVI.

(Dorsal: Viro plurimum reverendo M. Weisero, ecclesiae ministro ac fautori suo aestimatissimo.)

2.

Veste Asperg, den 15. Mai 1787.

Verehrungswürdigster Gönner und Freund,

Wenn ich nicht längst Ihr vortrefliches Herz kennte: so würde Ihre rührende Theilnehmung an meiner Freiheit allein schon hinreichen, selbiges hochzuschäzen und zu lieben. Sie haben sich oft an mein Laid angeschmiegt und nun schmiegen Sie sich auch an meine Freude. Der Gott belohne Sie, der Ihr Herz mit so köstlichem Saitengold bespannte. Sie liebten Schubart den Gefangenen, lieben Sie auch Schubart den Freien. Ich werde meine Freiheit, diese meine Urständ aus dem Kerkertode, gewiß so gebrauchen, daß sich meine Freunde deß freuen sollen.

---

[1]) Aus der Autographensammlung der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe, nach gefälligen Abschriften des Herrn Archivrat Dr. Obser.

[2]) Gallus Friedrich Weysser, geb. zu Waiblingen am 17. Juni 1730 (oder 1731), war seit 1767 Pfarrer in Thamm. (Gefällige Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Th. Schott in Stuttgart.)

[3]) Frei nach Horat. Od. III, 21, v. 16 ff.

Von Ihrer gütigen Einladung kann ich aber vor heute keinen Gebrauch machen. Ich habe meinen Herrn Beichtvater und meinen Leibarzt heut zu einem kleinen Mahle eingeladen, doch werd ich morgen, oder übermorgen sicher schon meine Aufwartung machen. Gestern war ich bei Herrn Pfarrer im Dorfe äusserst vergnügt. Es war mein erster Ausflug in die Heitere der Freiheit.

O Freiheit, Freiheit,
Silberton dem Ohre!
Dem Herzen groß Gefühle!
Licht dem Verstande
Und freier Flug zu denken!! —

Empfehlen Sie mich Ihrer Tischgesellschaft! Sonderlich der Fr. Gemahlin. Ich bin so warm als möglich
Ew. Hoch Ehrwürden
meines Edlen Gönners u.
Freundes
ganz gehorsamster Diener
u. Freund
Schubart.

Mein Weib neigt
sich vor Ihnen.

(Dorsal: Sr Hoch Ehrwürden
Herrn Pfarrer Weyßer
in Damm[1].)

Zu „Alexis und Dora“ von Goethe.

Von Daniel Jacoby in Berlin.

I. Die Schlußverse.

In der Elegie, die Goethe zuerst Idylle genannt hat, wird uns immer nur durch die Worte des Alexis — denn dieser spricht vom ersten Verse an, der Dichter giebt keine einleitende Erzählung[2]) — von dem Herzensbund berichtet, der im Augenblick der Trennung des Jünglings von der Heimat geschlossen ward. Während vom Schiffe her ungeduldig der Genosse der Fahrt verlangt wurde, fanden sich die Herzen der Liebenden; auf Alexis Frage: Dora! und bist du nicht mein? folgte die leise Antwort: Ewig. Nun, am Mast des Schiffes stehend und auf die Berge der Heimat zurückblickend, malt sich Alexis mit sehnsüchtiger Glut die Zukunft aus, bis ihm die Sorge gräßlich gelassen naht. In der Furcht des Verlustes bricht die Eifersucht plötz-

[1]) Aeltere Schreibweise für Thamm.
[2]) Wie selbst Viehoff „Goethes Gedichte erläutert“ 1³, 339 fälschlich meint; richtig Düntzer „Goethes lyrische Gedichte“ 3², 107.

lich hervor; in übertreibender Verzweiflung sieht er sein Glück vernichtet und wünscht, daß das Schiff zerschelle und er selbst den Delphinen zum Raub gegeben werde.

Mit den erschütternden Worten des Jünglings aber endigt die Elegie nicht. Aus der starken Mitempfindung, die unser Gemüt leidenschaftlich erregt hat, reißt uns der Dichter; er hebt die Illusion selbst auf, indem er sich mit den vier Schlußversen einmischt:

> Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt ihr zu schildern,
> Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.
> Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen;
> Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Durch diese „Abschiedsverbeugung“ wird das Gedicht, wie Goethe am 22. Juni 1796 Schiller schreibt, wieder ins Leidliche und Heitere zurückgeführt.[1] Die absichtliche Aufhebung der Illusion, die unser Gemüt beruhigen soll, durch die wir an die Kunst erinnert werden im Augenblick des tiefsten Anteils an dem Erlebnis einer Menschenseele, findet sich auch in dem wenige Monate später gedichteten Epos „Hermann und Dorothea“, und zwar zu Beginn des letzten Gesanges.[2] Wilhelm v. Humboldt ist das in seiner bekannten Abhandlung nicht entgangen. Gegen Ende des achten Gesanges, bemerkt er,[3] da das Dunkel der Nacht die Liebenden umgiebt, liegt auch über ihren Gefühlen selbst eine dumpfe Schwermut verbreitet. Der Augenblick aber, in dem sie in das Haus der Eltern treten, muß sie in lichtvoller Klarheit zeigen. Um diese über sie zu gießen, macht der Dichter eine Pause. „Daß der Eindruck jener letzten Situation“ — und der bald folgenden, möchte ich noch zu Humboldts Worten hinzusetzen — „nicht zu drückend werde; daß er nicht aus dem Gebiete der Kunst und der Einbildungskraft herausgehe, ruft er die Musen an, und der Stärke gewiß, mit der er sich des Zuhörers bemächtigt hat, scheut er sich nicht, ihn selbst daran zu erinnern, daß es nicht Wahrheit, sondern nur ein Spielwerk der Kunst ist, was er ihm zeigt.“

Diese Scheu, die Illusion auf das höchste zu treiben, durch die die Wirklichkeit selbst vor Augen steht und unsre Gefühle bis zur peinlichen Qual sich steigern, hängt genau mit Goethes und Schillers

---

[1]) Düntzer freilich (a. a. O. S. 112) will hier klüger als Goethe sein und ergeht sich in folgenden Wendungen: „Man darf dies nicht für eine bloße Abschiedsverbeugung halten. Der Dichter selbst hat durch die Schilderung der Gefühle des Alexis seinem eigenen liebeskranken Herzen Luft gemacht“ u. s. w.

[2]) Die epische Objektivität ist also auch in „Hermann und Dorothea“ nicht durchweg gewahrt, wie gegen Spielhagen beiläufig bemerkt wird.

[3]) Aesthetische Versuche. Erster Teil. Ueber Goethes Hermann und Dorothea 1799, S. 120.

ästhetischen Grundsätzen zusammen, daß die Dichtkunst durch die der Fabel innewohnende Wahrheit wirken solle, nicht durch das düstere Bild der Wirklichkeit selbst. Die Täuschung, die sie schafft, zerstört sie aufrichtig selbst: ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Um nicht die Beispiele zu häufen, erinnere ich nur an Schillers Brief an Goethe vom 23. Oktober 1796 über Mignons Tod: „Mignon wird wahrscheinlich bei jedem ersten und auch zweiten Lesen die tiefste Furche zurück lassen; aber ich glaube doch, daß es Ihnen gelungen sein wird, wonach sie strebten, diese pathetische Rührung in eine schöne aufzulösen.“ Und 1798, als Goethe eine Scene aus Faust, offenbar die Kerkerscene, in Reime bringt, denn in Prosa schien sie ihm durch ihre Natürlichkeit und Stärke ganz unerträglich, erinnert Schiller, im Briefe vom 8. Mai, an eine ältere Erfahrung Goethes, die er bei der Marianne im Wilhelm Meister gemacht habe, „wo gleichfalls der pure Realism in einer pathetischen Situation so heftig wirkt und einen nicht poetischen Ernst hervorbringt“. Nach meinen Begriffen, schließt Schiller, gehört es zum Wesen der Poesie, daß in ihr Ernst und Spiel immer verbunden seien. Zwei Jahre später, im Gedicht an Goethe, bezeugt er vor der Oeffentlichkeit ihre Uebereinstimmung mit den bekannten Versen:

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Nach dieser Ausführung wird es gewiß sonderbar erscheinen, daß ein Mann wie Friedrich Schlegel in seiner Recension des Musen-Almanachs für das Jahr 1797[1]) auch die vier Schlußverse für Worte des Alexis ansieht. Denn er sagt: „Schön ist es, daß Alexis in Gesang ausbricht, so wie ihm die letzte Spur von Doras Heimat verschwindet: aber ist dieser Augenblick nicht noch zu früh für einen besonnenen Entschluß, bei den Musen Linderung zu suchen? Freilich deuten nur die Schlußverse auf dieses Absichtliche, da sein Gesang sonst durchaus ein unwillkürlicher Erguß der Empfindung zu sein scheint.“ Ebenso unrichtig der von Schlegel gewiß beeinflußte Körner, der die weise Anordnung des Ganzen doch so treffend hervorhebt. Im Brief an Schiller vom 11. Oktober 1796 sagt er: „Ein liebender Jüngling wird als Dichter dargestellt. . . Er beginnt mit der Schilderung dessen, was ihn umgiebt . . Der natürlichste Uebergang leitet ihn dann auf die Geschichte seiner Liebe. Nun folgt die höchste Begeisterung, dann Entwürfe, frohe Aussichten, und nun führt der Gegensatz wieder schwarze Bilder herbei: Er erblickt den Abgrund, wohin ihn die Phantasie führt, läßt plötzlich den Vorhang fallen, erscheint wieder als Dichter (!) und löst die Dissonanz mit der Stimmung auf, in der er das Gedicht anhub.“

[1]) Prosaische Jugendschriften, herausgegeben von J. Minor 1882, 2, 22.

Die Schönheit der Elegie fühlte sonst Friedrich Schlegel tief. Wie Schiller durch das einzige Wort Doras Ewig! ergriffen wurde — Brief an Goethe vom 3. Juli 1796 — so würdigte auch Schlegel gebührend das „köstliche“ Ewig.[1] Der Tag, an dem er Alexis und Dora las, schreibt er seinem Bruder,[2] war ein Götterfest. Das Gedicht hat ihn mit Entzücken durchdrungen. Das Ewig ging ihm durch Mark und Bein. Die Elegie ist ihm „lieber als alles was Goethe je über Liebe metrisch gedichtet hat.“ Kaum aber bei einer anderen Schöpfung wurde Goethe durch so viele schiefe Urteile und Mißverständnisse der Leser verstimmt. Er hatte ein Recht, dem Freunde, der ihn ganz verstand, zu schreiben, den Lesern und Hörern fehle es an der Aufmerksamkeit, „die ein so obligates Werk verlangt. Was ihnen gleich einleuchtet, das nehmen sie wohl willig auf, über alles, woran sie sich nach ihrer Art stoßen, urteilen sie auch schnell ab, ohne vor- noch rückwärts, ohne auf den Zusammenhang zu sehen, ohne zu bedenken, daß sie eigentlich den Dichter zu fragen haben, warum er dieses und jenes so und nicht anders machte“ (an Schiller 7. Juli 1796).[3]

II. Zur Entstehung des Gedichts. — Die schöne Mailänderin in Goethes Gedichten.

Wie zu den meisten Gedichten Goethes, so ist auch zu den Elegien die Beziehung auf sein Leben gefunden worden. Nicht so steht es bei Alexis und Dora. Wer so oft beobachtet hat, wie Goethe ein erfreuendes oder quälendes Erlebnis, das ihn mächtig ergriffen, dichterisch festhielt und verklärte, wird nicht Düntzer recht geben mit seinem schnell fertigen Urteil, die Elegie sei „rein ersonnen, wie manche Lieder, in denen Goethe sich in besondere Lagen versetzt“.[4] Vielmehr wird er G. v. Loeper dafür dankbar sein, daß er den Keim erkannt hat, aus dem die herrliche Elegie erwachsen ist. Loeper[5] erinnert an den Abschied Goethes von der schönen Mailänderin an den Treppen des bewegten Tiberhafens

---

[1]) Vgl. Goethe-Jahrbuch 5, 330.

[2]) Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder A. Wilhelm, herausgegeben von Oskar F. Walzel 1890. S. 284.

[3]) Nachträglich sehe ich, daß auch J. Kassewitz in seiner unbedeutenden Schrift „Darlegung der dichterischen Technik und litterarhistorischen Stellung von Goethes Elegie Alexis und Dora“, Leipzig 1893 S. 18, im Anschluß an Schlegel, wunderlich genug sagt, „daß der Held sich wieder als Dichter erkennt und als solcher bekennt, die Schmerzen der Wunden Amors bloß lindern, nicht aber vollständig schildern, geschweige denn heilen zu können.“

[4]) A. a. O. 1, 243. Freilich auch über „Jägers Nachtlied“, den rührenden Nachklang der Liebe zu Lilli, sagt Düntzer: „Der Dichter denkt sich als Jäger, dem in der Einsamkeit des Waldes das Bild der Geliebten aufgeht“ (a. a. O. 2, 155).

[5]) Goethes Werke, Berlin 1882. 1, 421.

zu Rom. Dieser Hinweis ist aber nicht beachtet worden; auch Richard M. Meyer in seinem kürzlich erschienenen verdienstlichen und anziehenden Buche über Goethe hat ihn sich nicht zu nutze gemacht, vielleicht weil Loeper seine Ueberzeugung nicht bestimmt genug ausgesprochen hat. Die Situation ist so überaus ähnlich. Erst im Augenblick der Trennung von Rom offenbarte sich „von allen Fesseln frei,“ wie Goethe in der Erinnerung an jenen Abschied im April 1788 in der „Italienischen Reise“ erzählt, das Innere zweier sich nur halbbewußt Liebenden. Dieses durch inneren Drang abgenötigte Schlußbekenntnis der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, sagt Goethe, „ist mir nie aus Sinn und Seele gekommen“. Und wie er erzählt, daß er beim Abschied von dem anmutigen Mädchen gedrängt war, „schnell alle Momente unseres zarten Verhältnisses, vom ersten Augenblick an bis zum letzten, mir wieder vorzurollen,“ so entfaltet sich auch in der Seele des auf dem Schiffe dahinsegelnden Alexis das ganze Verhältnis mit der „schönen Nachbarin“ von der Vergangenheit an, da er sie zu sehen gewohnt war, „wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,“ bis zu dem bedrängten Augenblick, der die Liebenden zu einander zwang.

Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß das Gedicht auf jene Stelle in der Erzählung des zweiten römischen Aufenthalts seinen Reflex geworfen hat: die erste Fassung der Erzählung besitzen wir bekanntlich nicht mehr. Als Goethe die Elegie im Mai 1796 dichtete, war seine Sehnsucht nach Italien wieder lebhaft erwacht, im August wollte er Meyer dahin folgen, die Franzosen aber schnitten ihm den Weg ab. (Brief an Voigt 31. Mai, an F. H. Jacobi 12. Juni, Werke Weimarer Ausgabe IV 11, 80 und 86.) An Körner aber schrieb er aus Jena, den 22. September: Wenn Sie die Idylle zu Anfang des Musenalmanachs sehen, so gedenken Sie jener guten Tage, in denen sie entstand. Aehnliche Arbeiten dieser Art machen mich hier im Saalgrunde vergessen, daß ich jetzt eigentlich am Arno wandeln sollte.

Wir wissen, daß Goethe die plötzlich entstehende Eifersucht des Alexis gegen Schluß des Gedichts im Briefe an Schiller vom 22. Juni 1796 verteidigt hat. Dazu vergleiche man seinen Bericht in der italienischen Reise vom Oktober 1787. Als er erfuhr, daß die Mailänderin, für die sich seine Neigung „blitzschnell“ und „eindringlich genug“ entschieden hatte,[1]) Braut sei, ergriff ihn Entsetzen. Daß Neigungen, setzt er hinzu, denen man eine Zeit lang unvorsichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die schmerzlichsten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt; aber vielleicht

[1]) 24, 425 (Hempel).

interessiert dieser Fall durch das Seltsame, daß ein lebhaftes wechselseitiges Wohlwollen in dem Augenblicke des Keimens zerstört wird und damit die Vorahnung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwickelung unbegrenzt vorspiegelt". Die plötzliche Eifersucht des Alexis ist durchaus der Natur abgelauscht, aus eigenster Lebenserfahrung, wie alles in dieser Elegie, die Schiller zu dem Schönsten rechnet, was Goethe gemacht hat: „so voll Einfalt ist sie bei unergründlicher Tiefe der Empfindung". — Ein Werther-ähnliches Schicksal[1]) schien Goethe in Rom, nachdem er jene schmerzliche Nachricht erhalten, zu bedrohen und ihm „so bedeutende, bisher wohl bewahrte Zustände zu verderben." Zwar faßte er sich männlich und wußte sich zu beherrschen, „als einer, der ohnehin nicht mehr einem leichtsinnigen Jüngling glich", aber noch lange wogte die Erregung und die innere Unruhe in ihm nach. Davon zeugt das Gedicht „Cupido, loser, eigensinniger Knabe", das, im Herbst 1787 entstanden, ein Jahr darauf im 5. Bande der Schriften und in der italienischen Reise im Januarbericht 1788 gedruckt wurde. Der greise Dichter wollte 1827 dem Liede eine symbolische Bedeutung geben;[2]) aber schon Loeper,[3]) der auch das Gedicht „Amor als Landschaftsmaler" in seiner Entstehung richtig erkannt hat, brachte es mit Recht zu dem „anmutigen" Mädchen in Beziehung, dessen Wesen Goethe so tief ergriffen hatte. Auch Ludwig Blume[4]) hat fein herausgefühlt, „daß sich hier hinter dem Spiele eine ernsthaft gemeinte Leidenschaft versteckt hält, die nur durch willensstarke Resignation im Zügel gehalten wird". Im Gespräch mit Eckermann im Jahre 1829 war Goethe übrigens nicht so zurückhaltend, aber des eigentlichen Anlasses zum Gedichte schien er sich nicht zu erinnern oder richtiger, er vermied es, seiner Weise gemäß, selbst gegen Eckermann durch Entweihung eigenster Empfindungen über das Gedicht die Aufklärung zu geben, ohne die es nicht ganz verständlich sein kann. „Ich kann", sagte Eckermann,[5]) „das Gedicht nicht wieder los werden, es ist durchaus eigenartig und drückt die Unordnung so gut aus, die durch die Liebe in unser Leben gebracht wird". Goethe: „Es bringt uns einen düsteren Zustand vor Augen". Und auf Eckermanns spätere Bemerkung: „Wie Sie aber zu dem Gefühl eines solchen Zustandes

---

1) a. a. O. S. 428.

2) 24, 465 (Hempel).

3) a. a. O. 2, 350; vgl. 154; vgl. R. Keil, Ein Goethe-Strauß 1891, S. 184. Auch Keil hat, wie Loeper, das Gedicht „Amor als Landschaftsmaler" auf die schöne Mailänderin bezogen S. 185. Ihr Bild hat er nach der angeblichen Original-Handzeichnung Goethes in farbigem Lichtdruck seiner Schrift vorgesetzt.

4) Goethes Gedichte. Wien. Gräser. o. J. (1892) S. 190.

5) Gespräche mit Goethe 2⁶, 73 f.

gekommen sind, begreife ich kaum“, erwiderte Goethe: „Ich werde es auch nicht zum zweiten Male machen und wüßte auch nicht zu sagen, wie ich dazu gekommen bin.“

Inwiefern das Verhältnis zu der Schönen auch auf andre Lieder eingewirkt hat, soll hier nicht näher untersucht werden. Erwähnen will ich Riemers Vermutung,[1]) daß das 7. Venetianische Epigramm — drei Jahre nach dem Abschied gedichtet — ihr geweiht sei:

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!
Aber ich hab sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust.

Vor allem verdient auch in diesem Zusammenhang das im September 1796 gedichtete Lied „An Mignon“ tiefere Teilnahme, als ihm bisher geworden ist. Ein des fernen Geliebten, den sie sich durchaus geneigt weiß, — „so wie deine, meine Schmerzen“ heißt es in der ersten Strophe — sehnsüchtig gedenkendes, am Festtag geschmücktes Mädchen klagt ihren tiefen Schmerz: unten sieht sie Schiffe fahren, jedes kommt an seinen Ort! Aber die steten Schmerzen schwimmen nicht im Strome fort. In die Seele der Schönen, deren Gestalt gerade in jener Zeit ihm so lebendig vor Augen stand, sich versenkend, läßt Goethe sie sich an Mignon wenden, die Schutzheilige aller Liebeskranken. Auch hier hat Loeper — er allein — das Richtige erkannt; treffend hat er auch auf eine wichtige Stelle im Briefe Goethes an Schiller vom 28. Mai 1797 aufmerksam gemacht. Soll ich den Leser noch an jene Worte des Mädchens beim Abschied in der italienischen Reise erinnern? „Ihr seid glücklich . . . wir andren müssen uns in die Stelle finden, die Gott und seine Heiligen uns angewiesen. Schon lange seh ich vor meinem Fenster Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen.“ Die individuellen Züge des schönen Liedes werden jetzt vielleicht doppelt ergreifen.

---

[1]) Vgl. R. Keil a. a. O. S. 186.

Schäfers Klagelied von Goethe.

Von Reinhold Steig in Berlin.

Schäfers Klagelied gehört zu den volksliedartigen Gedichten Goethes. Was wir bis jetzt über seine Entstehung in der Form, wie wir es besitzen, wissen konnten, beruht im wesentlichen auf einem Berliner Briefe Zelters an Goethe vom 7. April 1802 (Briefwechsel 1,21). Demzufolge empfing es Zelter, der auf der Heimreise von Weimar begriffen war, in Jena von der Frau Justizrätin Hufeland und komponierte es bereits unterwegs in Leipzig. Nach dem, was Johannes Falck „aus näherem persönlichen Umgang" mit Goethe (S. 178) erzählt, befand sich eine zweite Niederschrift des Gedichtes in den Händen der Gräfin Egloffstein. Da sich jedoch kein einziges handschriftliches Blatt erhalten hat, so mußte uns der erste Druck im Taschenbuch auf 1804 als Urquelle gelten.[1])

Ich bin nun in der Lage, von einer für uns neuen handschriftlichen Gestalt des Klageliedes Nachricht zu geben, und zwar aus dem Briefe eines jungen Mediziners, der um den Anfang des Jahrhunderts in Jena studierte, eines Deutschrussen Namens L. Wrangel. Er war der liebste und vertrauteste Studienfreund Savignys und Clemens Brentanos, mit denen er nach ihrem Fortgang von der Universität in Korrespondenz verblieb. Ich las seine Briefe durch und empfing den Eindruck, daß er ein treuer, ehrlicher Mensch gewesen sei, dem Vertrauen gebühre. Er hielt die Freunde über die wichtigsten Vorgänge in Jena und Weimar auf dem Laufenden. So schickte er Savigny z. B. im Frühjahr

---

[1]) In Loepers Kommentar (1, 310), von dem ich ausgehe, kann daher die Bemerkung, Schäfers Klagelied sei „eine Blüthe des Frühlings 1801" wohl nur ein äußerlicher Irrtum sein. Auch die Angabe dort, Zelters Komposition datiere vom Jahre 1812, ist zu berichtigen. Sie steht nämlich als Nr. 2 im ersten Hefte von „Zelter's sämmtlichen Liedern, Balladen und Romanzen für das Piano-Forte", das zu Berlin ohne Jahr erschien, von dem aber die Allgemeine musikalische Zeitung am 5. Juli 1811 eine Besprechung brachte. In diesem Werke sind, laut Zelters eigener im Dezember 1810 erlassener Ankündigung, seine besten älteren und viele neuere Melodien vereinigt. Die natürliche Folgerung also ist die, daß wir in Zelters Druck von (1810 oder) 1811 die ursprüngliche Komposition des Jahres 1802 anzuerkennen haben. — Ich benutze die Gelegenheit, in meiner Wiedergabe des von Goethe an Zelter geschickten Ergo bibamus (Goethe-Jahrbuch 16, 187) zwei Versehen zu bessern: Strophe 3^5 ist hinter „schmorgt" ein Komma zu setzen, Strophe 4^3 ist „Er" anstatt „Es" zu lesen.

1803 eine ausführliche Inhaltsangabe der Eugenie, die Clemens und Bettina an Arnim nach Paris weiter berichteten, von dem sie wieder Friedrich Schlegel und dessen Kreise zukam. (Arnim und Brentano S. 70). Einem aus Jena den 20. Juli 1802 datierten Briefe Wrangels an Brentano entnehme ich nun, mit Uebergehung dessen, was über gemeinsame Freunde wie Kohler, August Winkelmann und Johannes Ritter gesagt ist, folgende auf Goethe und — Schäfers Klagelied bezügliche Stelle: „Göthe hat ein Vorspiel geschrieben zu der Einweihung des Lauchstädter neuen Theaters. Der Titel ist ‚Was wir bringen', übrigens ist es eine Allegorie, und jede Rolle ist der Individualität des Acteurs und der Actrisen angepaßt. — Göthe hat auch ein Liedchen gemacht auf Deine Melodie ‚Dort oben auf jenem Berge'. Coll hat die Melodie bei Hufeland gesungen, und sie hat dem Göthe so gefallen, daß Er den andern Morgen dem Coll folgendes Liedchen zu der Melodie geschickt hat:

Schäfers Klage.

(1) Dort oben auf jenem Berge
Steh ich wohl tausend mal
An meinem Stab gebogen
Und schaue hinab ins Thal.

(2) Dann folg ich der weidenden Heerde
Mein Hündchen bewahret mir sie
Ich bin herunter gekommen
Und weis doch selber nicht wie.

(3) Dort steht von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll
Ich breche sie ohne zu wissen
Wem ich sie bringen soll.

(4) Und Regen Sturm und Gewitter
Verpasse ich unter dem Baum —
Die Thüre die bleibet verschlossen,
Denn alles war leider nur Traum! —

(5) Dort stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus —
Doch sie ist fort gezogen
Weit in das Land hinaus,

(6) Weit in das Land und weiter —
Vielleicht wohl über die See —
Vorüber ihr Schäfchen, vorüber!
Dem Schäfer ist gar zu weh —"

Daß Brentano Volkslieder selbst gesungen habe, ist uns von seinen Jugendjahren an bezeugt; und welche Bedeutung für ihn gerade „Dort droben auf jenem Berge" hatte, mag ermessen, wer des, im

Frühling 1803 entstandenen, Gedichtes an Marianne Jung oder des Wunderhorns gedenkt. Nun war Brentano zu Ende 1801 bis in die ersten Tage des Januar 1802 in Jena und Weimar gewesen und hatte natürlich wieder im Kreise seiner Studienfreunde verkehrt, zu denen L. Coll aus Coburg gehörte. Auf diesen Aufenthalt bezieht sich eine Schilderung des nachmaligen Hofrats Kohler zu Neresheim in Schwaben, welche man in den biographischen Nachrichten der Gesammelten Schriften (8, 38) findet, wonach Brentano im Januar 1802 auf der Suche nach Volksliedern sich „einige Lieder, die dortmal sehr viel Aufsehen machten," und worunter auch

Da droben auf dem Berge
Da steht ein güldenes Haus

gewesen sei, nach und nach von ihm angeeignet habe: „nach diesem letzteren, setzt Kohler hinzu, fertigte Goethe Schäfers Abendlied, welches in seinen Werken abgedruckt ist." Daß wenigstens das Fragment vom „Einsiedel Kutt in die Höh", also die im Wunderhorn 1, 458; 3, 24, 141 und in Arnims Novellen 2, 288 gebrauchten Verse ausgelassener Weinfröhlichkeit

Da droben auf dem Hügel,
Wo die Nachtigall singt,
Da tanzt der Einsiedel,
Daß die Kutt in die Höh springt —

von Kohler herrühren, bestätigt Brentano selbst 1806 in einem Briefe an Arnim (S. 178). Doch ginge vielleicht auf Kohler im ersten Bande des Wunderhorns (S. 102) das mündliche Lied „Müllers Abschied" zurück, das die Herausgeber ebenso gut hätten „Müllers Klage" nennen können, da sich in ihm die Klage des Müllers um die verlorene Liebe eines Ritterfräuleins einfach und ergreifend ausspricht. Es beginnt allein im Wunderhorn so wie Kohler angibt; es ist — obwohl in drei Strophen abgesetzt — doch wie Goethes Klagelied in sechs vierzeiligen Strophen aufgebaut und nach derselben Weise singbar; es wird von einer gleichen Grundstimmung getragen. Goethe hat es auch in seiner Recension (Hempel 29, 388) als „für den, der die Lage fassen könne, unschätzbar" bezeichnet.

Wie sich ohne weiteres ergibt, setzen Wrangels Brief und Kohlers Bericht die nämlichen Vorgänge und Thatsachen voraus. Wo beide von einander abweichen, gebührt dem Brief vor dem aus späterer Erinnerung geflossenen Berichte der Vorzug. Es heißt übrigens weder Kohler etwas nehmen noch Brentano etwas zulegen, wenn wir mit Wrangel glauben, daß irgend eine Fassung oder Weise Brentano auch vorher schon bekannt gewesen ist. Wie dem sei: der Vortrag eines

Liedes in der Melodie, die Brentano zu singen pflegte, durch seinen Freund Coll auf einer Gesellschaft bei Professor Hufeland war für Goethe der stimmungsvolle Anlaß, der ihm des Schäfers Klagelied entlockte.

Motive dieses Liedes trug Goethe wohl schon seit Jahren in sich. Erich Schmidt teilte zu den „Tagebüchern und Briefen Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder" (Goethe-Schriften 2, 422) eine Briefstelle Tischbeins mit, der darin erzählt, wie hübsch sein Töchterchen „Dort oben auf jenem Berge" singe, und der dort die Erinnerung zufügt: „Vorüber ihr Schäfchen vorüber sagten Sie immer in Rom wen Sie das Bleistift weglegten, immer vorwerts gerückt, den wirds fertig." Und ähnlich, wie hier Goethe, sprach sich ein Menschenalter später Sulpiz Boisseree ausharrenden Mut beim Zeichnen zu. Sulpiz hatte am 11. Oktober 1814 von Goethe in Darmstadt Abschied genommen (1, 227): „Der Abschied von dem alten Freunde that mir recht leid, besonders als er wegfuhr und ich allein blieb und niemand hatte als meine Gedanken, mit denen ich mich unterhalten konnte." Man empfindet schon in diesen Worten Boisserees die Stimmung des Klageliedes. Und nun mußte er in Darmstadt, wo er Mollers alten Pergament-Riß vom Kölner Dom durchzeichnen wollte, länger bleiben, als er wünschte: „Es ist eben mit dem Dom (schrieb er Melchior am 31. Oktober) immer das alte Lied, man verrechnet sich darin jedesmal und in meiner Verzweiflung singe ich Spottlieder über mich selber:

> Dort oben in jenem Hause (bei Moller)
> Da steh ich wohl tausendmal
> An meiner Tafel gebogen
> Und schaue hinab in die Qual.
> Zieht vorüber ihr Thürme, vorüber,
> Dem Freunde ist gar zu weh!"

Wie stellt sich nun, was wir handschriftlich jetzt erhalten, zu der vulgaten Druckgestalt? Die erste Bemerkung ist, daß Wrangel und Tischbein übereinstimmend die vorletzte Zeile in der Form „Vorüber ihr Schäfchen, vorüber" liefern, während es im Drucke heißt: Vorüber ihr Schafe, vorüber. Ferner ergibt sich zwischen Wrangels Kopie und dem Druck eine Reihe anderer Abweichungen, die jedoch nicht einzeln notiert zu werden brauchen, da Schäfers Klagelied in Jedermanns Händen ist. Aber diese Abweichungen sind echter Herkunft und fallen keineswegs einem Irrtum Wrangels zur Last. Es macht sich in ihnen durchaus ein richtiges volksmäßiges Element geltend, wie z. B. oben Strophe 4[3]

> Die Thüre die bleibet verschlossen

gegenüber der Druckgestalt

> Die Thüre dort bleibet verschlossen.

Das handschriftliche „denn“, Strophe 4[4], scheint schärfer zu sein als das „doch“ der Druckgestalt. Einfachere Form hat noch der Ausgang der fünften Strophe, während der Druck bietet

Sie aber ist weggezogen
Und weit in das Land hinaus.

Wie die echt-volksmäßige Wirkung des dreimaligen „weit“, beim Uebergang der vorletzten in die letzte Strophe, durch spätere Verwandlung des mittleren „weit“ in „hinaus“ einem mehr literarischen Stilgefühl hat weichen müssen. Gerade diese Zeilen der letzten beiden Strophen sind 1807 von Brentano in der wunderbaren Geschichte vom Uhrmacher Bogs benutzt worden (Schriften 5, 343); die Engel stehen dort auf dem über die Wellen gespannten Mantel der Jungfrau: „da zogen sie in ein fernes Land und sangen: ‚Wohl über das Land und wohl weiter, wohl gar über die weite See!‘ “ — und ich möchte glauben, daß Brentanos Umformung eher an unsere handschriftliche Fassung als an die Druckgestalt des Klageliedes erinnere. Nicht unbegründet bei Wrangel ist auch die kürzere Ueberschrift „Schäfers Klage“; denn ebenso lautet sie in Wilhelm Ehlers „Gesängen mit Begleitung der Chittarra“ (Tübingen 1804), obwohl dieser nach einem Vermerk zur Inhaltsangabe die Texte dem genannten Taschenbuch für 1804 von Wieland und Goethe entnahm, wo aber „Schäfers Klagelied“ steht. Eine Erklärung wäre, daß Ehlers, der Goethe (nach den Annalen 1801) durch seinen Vortrag von Balladen und anderen Liedern in geselliger Unterhaltung höchst willkommen war, das Gedicht schon vor dem Drucke gekannt und später aus alter unwillkürlicher Reminiscenz „Schäfers Klage“ im Titel beibehalten hätte.

Mit Hilfe des Wrangelschen Briefes läßt sich nun auch, wie ich denke, genau der Tag ermitteln, an dem das Gedicht entstanden ist. Goethe war 1802 mehrfach in Jena. Aber durch den Besuch Zelters bestimmt, käme nur Goethes Aufenthalt im Januar oder der im Februar dort für unsere Frage in Betracht. Das Tagebuch meldet am 8. Februar: „Abends bei G. Just. R. Hufeland“, ohne daß sich jedoch daran in Briefen oder sonstwie eine vollere Bemerkung schlösse. Anders steht es im Januar. An Schiller schrieb Goethe am 19. Januar aus Jena: im Geiste der immer neuen Jenaischen Jugend würden die Abende von ihm gesellig hingebracht; und ähnlich drei Tage später an Christiane: „Die Abende gab es meist gesellschaftliche Unterhaltung“ (Weimarer Ausgabe IV 16, 12, 21). Nach dem Tagebuche war er aber am 20. Januar „Abends bei Hufeland im Kränzchen.“ Dieser Abend also wird es gewesen sein, an dem Coll die Volksweise gesungen und Goethe im Verfolg davon „Schäfers Klagelied“ gedichtet hat.

Miscellen.

Motivwanderung und -wandelung.

I.

Ἀνθοδίαιτε μέλισσα, τί μοι χροὸς Ἡλιοδώρας
Ψαύεις, ἐκπρολιποῦσ' εἰαρινὰς κάλυκας; . . . .

Meleagros (100 v. Chr.), Anthologia Palatina V 162 = Planudea VII 13.

. . . . ἀλλ' ἔτι νῦν προλέγω, κακὰ θρέμματα,[1]*) λήγετε*
τόλμης
ἢ γνώσεσθε χερῶν ζηλοτύπων δύναμιν.

Derselbe, Anthologia Palatina V 150, 7 f. = Planudea VII 8.

II.

Aux mouches à miel,
(pour cueillir des fleurs sur la bouche de Cassandre).

1 Où allez-vous, filles du ciel,
Grand miracle de la nature?
Où allez-vous, mouches à miel,
Chercher aux champs vostre pasture?
Si vous voulez cueillir les fleurs
D' odeur diverse et de couleurs,
Ne volez plus à l'avanture.

2 Autour de Cassandre halenée
De mes baisers tant bien donnez
Vous trouverez la rose née,
Et les veillets environnez
Des florettes ensanglantées
D' Hyacinthe et d'Ajax, plantées
Près des lys sur sa bouche nez.

3 Les marjolaines y fleurissent,
L'amône y est continuel,
Et les lauriers, qui ne périssent
Pour l'hyver, tant soit-il cruel;
L'anis, le chevrefueil, qui porte
La manne qui vous reconforte,
Y verdoye perpetuel.

---

1) Die Mücken, die des Dichters Geliebte attaquieren, sind hier gemeint.

4 Mais, je vous pri', gardez-vous bien,
Gardez-vous qu'on ne l'éguillonne,
Vous apprendrez bien tost combien
Sa pointure est trop plus felonne,
Et de ses fleurs ne vous soulez
Sans m'en garder, si ne voulez
Que mon ame ne m'abandonne.

Ronsard (1560) 2, 419.

III.

Lusus ad Apiculas.

Mellificae volucres,
Quae per purpureas rosas
Violasque amaracumque
Tepidique dona veris
5 Legitis suave nectar,
Tenerae cives,
Et seduli coloni,
Et incolae beati
Hortorum redolentium,
10 Gens divino
Ebria rore;
Agite, o meae volucres, age, gens vaga nemorum.
Agite hinc abite cunctae
Et tumulum magni cingite Lipsiadae.
15 Illic domum laresque
Vobis figite, figite:
Illic vestri
Copia mellis
Hæreditasque fertur ad vos denuo
20 Debita, quam vobis quondam sublegerat ille.
At invidos malosque
Et quem non Venus aurea,
Quem non amat Cupido,
Quem non amant lepores,
25 Quem non amat venustas,
Quem non amat Suada,
Illis acutis protinus
Figite cuspidibus.
Ut si quis malus impiusque tendat
30 Mel illud roseumque nectar, illas
Coeli delicias cibosque Divûm
Impio male vellicare morsu,
Protinus undique et undique et undique et undique punctus
Calamisque vocibusque
Et eruditis morsibus
Concidat extincto victima Lipsiadae.

Daniel Heinsius (1606). In obitum Justi Lipsii. VI.

IV.

Sonnet an die Bienen.

Ihr Honigvögelein, die ihr von den Violen,
Vnd Rosen abgemeit den wundersüssen Safft,
Die ihr dem grünen Klee entzogen seine Krafft,
Die ihr das schöne Feldt so offt vnd viel bestohlen,
5 Ihr Feldteinwohnerin, was wollet ihr doch holen
Das, so euch noch zur Zeit hat wenig nutz geschafft,
Weil ihr mit Dienstbarkeit deß Menschen seit behafft,
Vnd jhnen mehrentheils das Honig müsset zollen?[1])
Kompt, kompt zu meinem Lieb, auff jhren Rosenmundt,
10 Der mir mein krancks Hertz gantz inniglich verwundt,
Da solt ihr Himmelspeiß vnd vberflüssig brechen:
Wann aber jemandt ja sich vnderstehen kundt
Ihr vbel anzuthun, dem sollet jhr zur stundt
Für Honig Galle sein, vnd jhn zu tode stechen.

Martin Opitz (1624) Teutsche Poemata, S. 21

Berlin. M. Rubensohn.

Aus dem Briefwechsel Wilhelm von Humboldts.

(Nachtrag zu Euphorion 2, 640.)

Im vorigen Hefte dieser Zeitschrift habe ich Nachträge aus einem Briefwechsel Wilhelm von Humboldts (1808/9) mitgeteilt. Hier bemerke ich vorerst, daß in den Beiträgen zur sächsischen Kirchengeschichte demnächst ein vornehmes Schreiben des Weisen von Tegel an den Oberhofprediger Franz Volkmar Reinhard[2]) in Dresden, aus derselben Zeit, erscheinen wird. Die edle Gesinnung, welche aus dem vortrefflichen Lebensbilde Gabrielens von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldts (1895) von Letzterem ausstrahlt, ist auch in dem teilweise noch folgenden Briefe (Königsberg, 20. Oktober 1809) an Alexander Freiherrn von Rennenkampff — damals in Paris — zu spüren. Jene Zeilen gehören gleich nach dem oben S. 640 f. mitgeteilten Schreiben unter 2, womit der betreffende Briefwechsel erschöpft ist. — Es wird, heißt es darin, Ihnen ein lebendiger und überzeugender Beweis meiner Achtung und Freundschaft gewesen sein und Sie müssen außerdem darin Unparteilichkeit und Billigkeit der Gesinnungen und Anhänglichkeit an alte Verbindungen erkannt haben, deren beider ich ohne Anstand selbst erwähne, da die ersten mehr Charakterfolge als Verdienste von mir sind und die letztere jeder besitzen muß, der nur irgend etwas wert sein will. Allein über den Hauptgegenstand Ihres Schreibens, besonders über die Beziehung, in der Ihre Streitigkeit zu uns und unserm Hause stand, war ich damals unvollkommen unterrichtet und konnte mich daher nicht anders, als ich that, darüber äußern. Aus diesem Grunde schreibe ich Ihnen jetzt noch einmal und wiederhole Ihnen, daß es mir innig leid thut, daß Sie in meinem und meiner Frau Hause eine so unangenehme Scene erfahren

---

1) Z. 6–8 aus Anthologia Palatina X 41, vergleiche in meiner Sammlung von Uebersetzungen Opitz XXIV.

2) Man vergleiche über ihn die Allgemeine deutsche Biographie.

haben. Wäre ich selbst anwesend gewesen, so sind Sie gewiß selbst überzeugt, daß sie nicht erfolgt, oder nicht so hingegangen wäre. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß keine Rede davon ist, daß K. wieder in unser Haus zurückkäme, ich kann es Ihnen heute noch bestimmter wiederholen. Daß ich seine Ansicht, von Ihnen und Ihrem Benehmen gegen ihn durchaus misbilligte, hat K. theils bereits in Rom, theils durch mich, von Berlin aus, lange, ehe ich von so heftigen Ausbrüchen wußte, genau erfahren und würde es aufs neue und bestimmteste, wenn er mir die mindeste Veranlassung gäbe, etwas darüber gegen ihn zu erwähnen. Er fühlt aber unstreitig sein Unrecht gegen mich und mein Haus. Ich leugne Ihnen nicht, lieber Freund, daß es mir sehr unangenehm ist, mich von einem Menschen, mit dem ich lange umging, ohne daß ich einmal behaupten kann, mich in seinem Charakter geirrt zu haben, auf diese Weise zu trennen. Ich werde auch bei dieser Trennung immer mich und meine eigenen Gefühle ehren, auseinander gehen lassen, was schon zerrissen ist, aber das Andenken an ernste und schmerzhafte Scenen, welche das Schicksal in diese Verbindung verwebt hat, nicht entweihen und bin gewiß hierin, Gesinnungen zu äußern, die jedem, der, wie Sie, sich mir freundschaftlich nähert, lieb und erwünscht sein müssen. Ich danke Ihnen, mein lieber H. v. R., übrigens noch einmal auf das wärmste für die Art, wie Sie Sich in dieser Sache betragen haben, ich bitte Sie, auch deshalb auf meine herzlichste Achtung und Freundschaft zu rechnen und überzeugt zu sein, daß die Erwiderung dieser Gesinnungen immer einen unschätzbaren Werth für mich haben wird. —

Der v. Rennenkampffsche Nachlaß birgt übrigens noch manchen Brief dieses oder jenes bedeutenderen Zeitgenossen oder Empfängers.[1])

Blasewitz-Dresden. Theodor Distel.

Erläuterung.

(Zu Euphorion 1, 346 f.)

In Nr. 27 des „Magazins für Literatur“ erwähnt Dr. Witkowski bei Besprechung des 1. Bandes des „Euphorion“ meinen darin befindlichen Aufsatz über das Aeußere von Goethes Faust I und bemerkt dabei, indem er meinen Nachweis, daß Fausts Monolog „Erhab'ner Geist &c.“ an Gott und nicht an den Erdgeist gerichtet sei, ablehnt: Davon, daß Gott dem Faust erschienen sei, sei nichts bekannt. Nun habe ich allerdings an der betreffenden Stelle (Euphorion 1, 346 f.) nicht ausdrücklich gesagt, daß das Zuwenden des göttlichen Angesichts im Feuer (wohl zu merken: nicht das Erscheinen Gottes) nur bildlich für eine, wie von Gott ausgehende Erkenntnis, Erleuchtung, verstanden werden könne; ich glaubte dies jedoch namentlich durch Bezugnahme auf dasselbe „Bild“ in „Hermann und Dorothea“ deutlich genug gemacht zu haben. Zur Abwendung ferneren Mißverstehens mag dies indessen hiermit noch besonders hervorgehoben werden. Frhr. v. Biedermann.

---

1) Hier seien nur genannt: Arndt, Goethe (veröffentlicht), Henr. Herz, A. und Karol. von Humboldt, Krusenstern, Klinger, Bischof Münter, Rauch (teilweise veröffentlicht), Frau Schiller.

Recensionen und Referate.

Borinski K., Deutsche Poetik. Stuttgart. Göschen 1895 (Sammlung Göschen). 80 ₰.

Die „Sammlung Göschen", die durch einige ihrer letzten Bände an Ansehen nicht gewonnen hatte, besitzt in Borinskis Deutscher Poetik wohl die bedeutendste bisherige Leistung. Wir übersehen die Schwächen des Buches nicht, vor allem nicht die Einseitigkeit, mit der Borinski sich ausschließlich auf den Standpunkt der Antike stellt und den neuesten Entwickelungen der Literatur gegenüber sich (S. 20) bis zu Schimpfworten erniedrigt; auch nicht die damit verwandte Befangenheit, die sich in unfruchtbarstes Theoretisieren über den Roman verliert, im Grund nur den komischen Roman gelten lassen will, den „Lebensroman" traurig verkennt (über Wilhelm Meister S. 133) und überhaupt in der Romanproduktion nur Gefahr und Verhängnis sieht (S. 136). Auch die Belesenheit, mit der Borinski besonders in den bunten Literaturausgaben zu prunken liebt, blendet uns nicht; wer es für nötig hält, „Boz Dickens" zu schreiben (S. 126 Anmerkung), der verrät zu deutlich seine Neigung, alles anzubringen was er weiß. Endlich leugnen wir nicht, daß Borinski weder in seinen Charakteristiken noch in seinen Definitionen sehr glücklich scheint. Wir wenigstens möchten als Vertreter frischer Ursprünglichkeit nicht gerade Fleming und Freiligrath (S. 22) herausgreifen und finden weder die unfruchtbare Scheidung von Ballade und Romanze (S. 124) noch die fruchtbare von Roman und Novelle (S. 134) durch Borinski gefördert. Was aber an dem kleinen Werk packt und verpflichtet, das ist vor allem die Energie, die überall auf den Grund zu gehen sucht, die (ganz im Sinne M. Haupts und W. Scherers) die leeren Schulworte (S. 38) durch gesunde Anschauungen und psychologische Deutung zu ersetzen sich bemüht und für Vers und Reim (S. 51) auf die Sprache selbst zurückgeht — obwohl wir gerade hier Borinskis Meinung uns nicht zu eigen machen können. Gegenüber den Poetiken, die immer noch alle poetischen Hilfsmittel durch den Trichter nachdenklichen Erfindens einträpfeln lassen, wirkt diese Lehre von der Mythologie (S. 31), vom Epitheton (S. 39), von den Figuren (S. 41 f.) als ungeheuerer Fortschritt. — Und zweitens loben wir die Entschlossenheit, mit der Borinski seinen eigenen Standpunkt vertritt, einseitig aber tapfer.

In Zeiten chauvinistischer Tendenzen gehört immer schon Mut dazu, ein Schulbuch den Vorteil der klassischen Mythologie (S. 32) oder die Schattenseiten des „urteutschen Verses" (S. 64) lehren zu lassen. Drittens erkennen wir eine große Lehrgewandtheit an, die passend Analysen (der „Maria Stuart" S. 115, der Novelle vom Falken S. 135) einschiebt, gelegentlich freilich auch (seltsam genug) ein Beispiel vorbringt, das der Verfasser selbst als „schwach" bezeichnet (S. 37); bei einem Produkt älterer Zeit würde der philologische Scharfsinn hier eine in den Text geratene Randbemerkung erkennen. Wir glauben deshalb, daß das Buch seinem Zweck sehr wohl entsprechen wird. Erlebt es bald, wie zu erwarten, eine neue Auflage, so streicht Borinski vielleicht seine Vermutungen über den Ursprung des Alexandriners (S. 69) und über die Balladen von der Müllerin (S. 102), nimmt das Urteil zurück, ein prächtig dahinrollendes Metrum Platens sei eine „ungeschlachte Verszusammenfügung" (S. 80) und tritt auf dem schlüpfrigen Boden der „tragischen Schuld" (S. 114) sicherer auf, streicht vielleicht auch die etwas trivial klingende Spottweise Schillers (S. 141), zumal Lessing und Goethe nicht weniger als er den „Denker" mit dem „Dichter" vereinigen. Sonst aber braucht er nicht viel zu ändern, um eine deutsche Poetik herzustellen, die (was nicht wenig sagen will) in ihrer Art beinahe ebensogut wie die kleine Beyersche schlecht ist.

Berlin. Richard M. Meyer.

Brugier, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, nebst kurzgefaßter Poetik für Schule und Selbstbelehrung, mit einem Titelbild, vielen Proben und einem Glossar vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg i. B., Herder, 1893. 6 M.

Das Buch ist eine jener katholischen Literaturgeschichten, die vorwiegend für katholische Leser bestimmt sind und sich bemühen, einerseits die Bedeutung der protestantischen Dichter möglichst herabzusetzen und diese wirklichen Literaturgrößen durch eine Unmasse katholischer Scheingrößen zu übertrumpfen oder aus dem Felde zu schlagen, gehört aber zu den immer noch gemäßigten Werken dieser Richtung. Es hält die Mitte zwischen einer wissenschaftlichen Literaturgeschichte und einem Leitfaden. Wo irgend möglich, werden nur katholische Quellen benützt: für die Aesthetik Stöckl und Jungmann, für die Literaturgeschichte Eichendorff und Lindemann, neben denen dann auch Vilmar und Menzel noch Berücksichtigung finden. Charakteristisch ist die Bemerkung des Verfassers (S. 132): „um die Konfession der einzelnen Dichter der Neuzeit in kürzester Weise bemerklich zu machen, wollen wir den katholischen Dichtern, welche die Minderheit bilden, das Zeichen * beisetzen." Da Brugier beständig an Stelle des ästhetischen Maßstabs den konfessionellen anlegt, wird er selbst keine Prüfung vom Standpunkte der Wissenschaft verlangen und sich nicht wundern, daß man gleichfalls sein Werk daraufhin ansieht, wie sich die deutsche Literaturgeschichte vom Gesichtswinkel eines Katholiken ausnimmt. Wir wollen nach dieser Hinsicht dieselbe durchfliegen.

Daß ein Gottfried von Straßburg nicht zu Brugiers Lieblingen gehört, wird man begreifen. Viel mehr sagt ihm die Dominikanerin Mechthildis zu, welche „die erste war, welche das geistliche Minnelied in deutscher Sprache

anstimmte." Dagegen heißt es von Walther von der Vogelweide: „er sang so leidenschaftliche Lieder, daß eben nur die daran Gefallen haben können, die das Papsttum überhaupt für ein Uebel halten." Die mittelalterlichen „Schwänke" sind auch nicht nach Brugiers Sinn, denn „sie handeln von einfältigen Bauern und Weibern, von Schildbürgern und Pfaffen; so reich sie einerseits an gesundem deutschen Volkshumor sind, so angefüllt sind sie andrerseits mit Zoten und Angriffen auf den Klerus." Uebrigens muß er selbst zugeben, daß Rohheit und Sittenlosigkeit „leider durch das Aergernis der Hohen und des Klerus genährt" war. Die Zeit von 1500—1618 ist Brugier ebenso wie Menzel und Janssen die Periode der „Verwilderung der deutschen Poesie". Immerhin wird Luthers Verdienst um die Schaffung einer einheitlichen Schriftsprache anerkannt und zugegeben, daß sich das protestantische Kirchenlied „zu so reicher und schöner Blüte entfaltete." Hans Sachs aber muß sich sagen lassen, daß er „vom Katholicismus doch nur mehr das Aeußere gekannt; er kann den Leser nur von ‚Singen, Glockenklingen, Fasten, Weihrauchduft, Weihwasser, Möncherei, Ablaßkram' unterhalten". Daß die katholische Kirche in jenen Tagen — gelinde gesagt — sehr veräußerlicht war, dürfte wohl als Thatsache feststehen und Hans Sachs sich somit im Recht befinden. Und wenn Fischart vorgeworfen wird, daß er „noch die Hexenverfolgungen" schürte, so befindet sich derselbe dabei in der Gesellschaft der Vertreter der katholischen Kirche. Unter den deutschen Lyrikern des 17. Jahrhunderts wird auch der Kapuzinerpater Procopius aufgeführt, den wir bisher ebensowenig kannten, wie den Kölner Satiriker Lindenborn (1712—1750).

Gehen wir zu der vorletzten Periode unserer Literatur, der Zeit von 1748 bis 1832 über, so dürfte zunächst zu erwähnen sein, daß Brugier nach Gruppes Vorgang warm für die Karschin eintritt, welche „mit Unrecht in fast allen Literaturgeschichten als eine mittelmäßige, ja bettelmäßige Gelegenheitsdichterin in den Winkel geschoben wird." Hinsichtlich unserer großen Klassiker darf man Brugier die Anerkennung nicht versagen, daß er verglichen mit dem hämischen Jesuiten Baumgartner oder mit dem rücksichtslosen Polterer Sebastian Brunner sich eine große Mäßigung auflegt. Wie er den in Weimar herrschenden Geist auffaßt, zeige nur seine Bemerkung, daß „auf der Wartburg das Christentum Alles galt, der Musenhof zu Weimar aber fast ganz der sogenannten Aufklärung huldigte." Wenn übrigens Brugier von Götz von Berlichingen sagt, daß er „ein verwegener, rauflustiger Mann, ohne Falsch war, der gern den Bedrückten half," so dürfte doch diese Ansicht heute vor der geschichtlichen Forschung nicht mehr zu Recht bestehen. Geflissentlich wird betont, daß „sich in Schillers reinhistorische Schriften große Irrtümer einschlichen," namentlich in die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges". „Der Sprache und Darstellung nach sind diese Schriften freilich sehr bestechend." An das früher verbreitete Gerücht, auch Ludwig Tieck sei katholisch geworden, scheint Brugier nicht mehr zu glauben, denn er bemerkt: „Tieck übte den katholischen Heiligenkultus nur im Tempel der Poesie; er schwärmte für die katholischen Heiligen nur so wie Schiller für die Götter Griechenlands." Daß der ultramontane Görres früher ein roter Revolutionär war, wird verschwiegen. Brentano wird eine ausführliche Behandlung zu Teil (S. 412—414); bei Eichendorf wird rühmend hervorgehoben: „es war eine schöne Fügung, daß er als Geheimer Rat (1841—1845) Vaterland und Kirche zugleich dienen konnte, indem er nämlich das Referat über katholisches Kirchen- und Schulwesen besorgte, dagegen „macht es Platen keine Ehre, daß er überaus gehässig die Religion des Landes (Italien), das ihm so lange Gastfreundschaft gewährte, bekämpfte." Um die Zahl der katholischen Dichter zu vermehren, wird sogar der alte Ladislaus Pyrker wieder ausgegraben. Bitter wird geklagt über „die falsche Philosophie, welche durch Kant begründet, durch Fichte, Schelling und Hegel

weiter entwickelt und durch ihre Schüler, besonders aber durch Schopenhauer, zu den letzten Consequenzen durchgeführt wurde."

Besondere Zuneigung wendet Brugier dem ultramontanen Romanschriftsteller Conrad von Bolanden zu, dem er Scheffel und Ebers gegenüberstellt als „zwei Meister, welche beide jedoch in einigen ihrer Romane tendenziös wurden." Trotzdem muß er selbst an andern Stellen zugeben, daß „Bolanden im Eifer für die Kirche und Großdeutschland zu schroff" war; „wenn er nur das mehr hätte, was die Alten ‚mâze' (Maßhalten) nannten, denn auch kirchliche und politische Gesinnungsgenossen beklagen, daß er (freilich herausgefordert von der Legion gegnerisch gesinnter Tendenzschriftsteller) in einzelnen seiner Werke oft zu herb, abstoßend, einseitig sei." Gustav Freytag heißt „wohl der feinste Romanschreiber der deutschen Neuzeit, was er aber auch sein könnte ohne die jetzt beliebten Ausfälle auf katholische Einrichtungen." Wenn die „vielgelesenen religiösen Romane" der Gräfin Hahn-Hahn genannt werden, so durften auch ihre mindestens ebensoviel gelesenen irreligiösen Romane, die sie vor ihrer Bekehrung geschrieben hat, nicht unerwähnt bleiben. Sebastian Brunner ist für Brugier „ein moderner Aristophanes," doch muß er hinzufügen: „freilich ist er oft sehr sarkastisch und schießt bisweilen (besonders was Goethe und Schiller betrifft) weit über das Ziel hinaus, aber derlei Mängel hat man zu aller Zeit genialen Satirikern nicht so hoch angerechnet, wie es Brunner seitens gewisser Kritiker (z. B. Kurz) passiert. Und man darf ihn, was das Genie betrifft, kühn einem Fischart, Murner, Börne zur Seite stellen." Von dem Dichter der „Jesuitenlieder", Hermann von Gilm, wird anerkannt: „er hat mit Byron die Gedankentiefe, mit Shakespeare den Humor, mit beiden Schönheit und Leichtigkeit des Ausdrucks gemein; er glaubt mit Wärme, hofft mit Freude, liebt mit Reinheit." Begeistert wird Behringers Epos „Die Apostel des Herrn" gepriesen und gradezu mit einer Beethovenschen Symphonie verglichen. Von den Schriften des Jesuiten Alexander Baumgartner über Goethe wird gerühmt, daß sie „gar manche landläufige Urteile korrigieren." Als „Dichterdioskuren" erscheinen die Jesuiten Diel und Kreiten. Wilhelm Hauff wird in sieben Zeilen erledigt; natürlich, denn es muß Platz gewonnen werden für das Heer katholischer Talmidichter. — Zum Schluß seien noch zwei kleine Ungenauigkeiten berichtigt: Grillparzer starb nicht 1872, sondern 1873, und Gustav Freytag wohnte nur im Winter in Wiesbaden, im Sommer aber in Siebleben bei Gotha.

Halle (Saale). Karl Fey.

Seltene Drucke in Nachbildungen 1. Die historien von dem ritter Beringer. Straßburg 1495. Mit einleitendem Text von Karl Schorbach. Leipzig, M. Spirgatis 1893. 3 ℳ.

Die neue Sammlung ist mit dem vorliegenden Miniaturbändchen recht glücklich eröffnet worden. Denn nicht nur der hier reproducierte Druck ist bisher so gut wie unbekannt gewesen, auch sein Inhalt ist neu und eine nicht uninteressante Bereicherung unserer Literaturkenntnis. Der muntere, derbe Schwank von wenig über 400 Versen, den uns der Straßburger Druck von 1495 allein aufbewahrt, gehört der Nachblüte der ritterlichen Epik und Novellistik an und gewiß noch eher dem 13. als dem 14. Jahrhundert. Des Herausgebers Datierung „kaum später als gegen Ende des 14. Jahrhunderts" greift reichlich 100 Jahre zu spät. Phraseologie und Stil verraten gute höfische Vorbilder; die Reinheit des Reimes hat nur durch die Ueberlieferung Störungen erlitten, die freilich im Druck recht brutal hervortreten; die klingenden Reime betragen noch mehr als zwanzig Procent der Gesamtzahl; und vor allem ein strikter Beweis: die

Bindungen des Typus betrogen: gezogen sowohl als die des Typus gestriten: siten werden noch durchgehends als stumpf behandelt und schließen stets vierhebige Reimpaare! Damit stellt sich der Dichter auf Seite der klassischen mittelhochdeutschen Tradition gegenüber der schon im Reinfried von Braunschweig und im Peter von Staufenberg durchbrechenden Praxis — und in diese oberrheinische Gesellschaft gehört das Werkchen zweifellos hinein; möglicherweise ist es ein Straßburger Produkt aus der nächsten Zeit nach Konrad von Würzburg.

Die Ueberlieferung ist in einem Maße entstellt, wie es zum Glück nicht allzu häufig vorkommt. Geringer Erfolg der alten Druckausgabe ließe sich immerhin daraus erklären, daß die Leser an einem Texte kein Gefallen fanden, der ihnen Schritt für Schritt Rätsel aufgab, wo es beispielsweise gleich im 7. Verse (Bl. 1b Z. 5) heißt:

nach keinem geschlecht der spyse zu eren
statt: noch keiner slahte spîse zern.

Versauslassungen, Wortumstellungen, falsche Reimwörter, die ein Philologe freilich großenteils mit Bequemlichkeit ersetzen kann (wyb statt lîp, nider statt hin, geriten statt geslichen, stryt statt stric u. s. w.), mißverstandene und verdrehte Ausdrücke (mit den zanen statt des schwachen Verbums zannen, beherter statt bûhurdære) begegnen massenweise. Und trotz alledem, ich betone es nochmals, ist ein Gedicht aus der besten Zeit des Epigonentums unverkennbar.

Der Herausgeber hat der photographischen Reproduktion des alten Druckes, (die wenigstens in dem mir vorliegenden Exemplar nicht tadelfrei ist) eine Einleitung vorangeschickt, die sich im wesentlichen auf die Ermittelung des Druckers: Mathias Brant und Klarstellung seiner sonstigen Thätigkeit beschränkt, hier aber im kleinen wieder jene Sachkunde und Akribie offenbart, die wir aus Schorbachs sonstigen Arbeiten kennen. Wenn er zum Schlusse den Wunsch ausspricht, es möchten ihm unbekannt gebliebene Parallelen zu der Geschichte vom prahlerisch feigen Ehemann, den seine als Ritter verkleidete Frau besiegt und beschämt, von anderer Seite nachgewiesen werden, so ist dies Verlangen soeben in der Zeitschrift für deutsches Altertum 39, 426 ff. erfüllt worden: A. L. Stiefel hat dort die direkte Vorlage des Gedichtes in einem französischen Fabliau aufgedeckt, und Roethe hat in einer Anmerkung darauf hingewiesen, daß die gleiche Quelle, wahrscheinlich in der Bearbeitung von Legrand d'Aussy, auch Platen für seine einaktige Komödie Berengar (1824) vorgelegen habe.

Marburg i. H. Edward Schröder.

Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Band I. Moriz Reich, Ausgewählte Werke. Herausgegeben von R. Fürst. Mit Porträt. — Band II. Die Sonntags-Evangelia von Nicolaus Herman (1561). Herausgegeben von R. Wolkan. Mit dem Bilde Nicolaus Hermans. Wien, Prag, Leipzig. F. Tempsky und G. Freytag. 1894, 1895. à 2 M.

Wir besitzen bereits eine Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen. An diese reiht sich nun das neue Unternehmen als eine sehr willkommene Ergänzung an: es soll den dem ersten Bande vorangeschickten Einführungsworten zufolge „mit der Uebergangsperiode des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts einsetzen und bis in die neueste Zeit hineinreichen“; in der Folge des Erscheinens soll allerdings keinerlei chronologischer Zwang walten. Die Herausgabe erfolgt durch Fachmänner nach wissenschaftlichen Grundsätzen;

aber die wissenschaftliche Arbeit soll sich nicht störend zwischen den Leser und das dargebotene Denkmal drängen. Denn die Sammlung ist „keineswegs ausschließlich und auch nicht in erster Linie für Fachmänner und Gelehrte bestimmt"; sie will einerseits dem Deutschtum in Böhmen selbst „eine wertvolle Stütze nationalen Bewußtseins bewahren," anderseits für alle Teilnehmenden den „Antheil der Deutschböhmen an der gesammten Geistesarbeit der Nation auf literarischem Gebiete sicherstellen, Schätze unserer Literatur der Vergessenheit entziehen und vor der Vernichtung behüten." Diese letztgenannte Aufgabe wird als die dringendste Arbeit vorangestellt; erst wenn das Gefährdete geborgen ist, soll der Kreis weiter gezogen werden. Das sind gesunde Grundsätze, denen Billigdenkende ihre Zustimmung nicht versagen werden, und ihre richtige Durchführung kann das neue Unternehmen ebenso wertvoll für die Wissenschaft wie für das deutsche Volkstum machen. Daß für die Aufnahme nicht immer ausschließlich der Kunstwert, sondern häufig auch lediglich die geschichtliche oder biographische Bedeutung eines Denkmals wird entscheiden müssen, ist für Fachkreise eigentlich selbstverständlich, wird aber hoffentlich auch außerhalb derselben nicht vergessen werden, damit nicht einzelnen Veröffentlichungen gegenüber unberechtigte Enttäuschung eintrete und die Empfänglichkeit für das Gebotene beeinträchtige. Was über die beiden bereits vorliegenden Bände hinaus zunächst in Aussicht genommen ist, die Perioden, die als vorzugsweise berücksichtigungswert hervorgehoben werden, das alles verdient die dafür in Anspruch genommene Beachtung durchaus.

Daß man die Sammlung mit einem neueren deutschböhmischen Schriftsteller eröffnete, ist schon aus der Rücksicht auf die gewünschte Teilnahme weiterer Kreise begreiflich. Für diese wäre freilich z. B. eines der in Aussicht genommenen nachgelassenen Werke K. E. Eberts wohl noch anziehender gewesen, als Reich, dessen Novellen, wenn auch die von A. Meißner 1858 herausgegebene Sammlung „An der Grenze" mehr oder weniger vergessen war, doch vor wenigen Jahren in einer Auswahl (Reclams Universal-Bibliothek 2690) für wenige Pfennige wieder leicht zugänglich geworden waren. Aber es ist sehr fraglich, ob ein solches Werk Eberts oder etwas anderes gleich anziehendes zur Zeit zur Verfügung stand, und an sich ist die ganze Frage, so wichtig dergleichen vom geschäftlichen Standpunkt sein mag, doch von untergeordneter Bedeutung; um so mehr, als man die Berechtigung, Reich einen Platz in einer deutschböhmischen Bibliothek zu gewähren, wegen seiner unleugbaren, wenn auch nicht zur vollen Reife gediehenen dichterischen Begabung und auch wegen des Wertes seiner Dorfgeschichten als Lebens- und Charakterbilder aus seiner Heimat füglich nicht bestreiten kann.

Die neue Auswahl beruht zum größten Teil auf Reichs literarischem Nachlaß. Aus diesem ist nebst einigen bereits gedruckten auch eine Anzahl ungedruckter Gedichte mitgeteilt worden. Leider liegt hierin die schwächste Seite von Reichs Leistungen, und nur den allerwenigsten kann man etwas mehr als ein bloß biographisches Interesse abgewinnen. Hier wäre also weitere Beschränkung wohl am Platze gewesen, etwa zu Gunsten einer oder der andern weggelassenen Prosa-Erzählungen. Daß „Mammon im Gebirge" fehlt, mag sich damit rechtfertigen lassen, daß diese Erzählung nicht nur bei Meißner und Reclam, sondern auch im „Novellenschatz" von Kurz und Heyse steht, also von allen Arbeiten Reichs die verbreitetste und zugänglichste ist; nichts desto weniger hat sich dadurch die neue Auswahl, wie schon die Aufnahme in den „Novellenschatz" erraten läßt, eines der wirksamsten und interessantesten Stücke entgehen lassen, das jeder, der es einmal kennen gelernt hat, ungern vermissen wird. Auch zu Gunsten weniger verbreiteter Stücke, wie „Das Jägerhaus", das auch bei Reclam fehlt, und „Die Wiedergeburt" ließe sich wohl manches sagen, wenn über

eine Auswahl allgemeine Verständigung überhaupt leichter zu erzielen wäre. Für den Herausgeber war neben dem innern Werte auch die Rücksicht auf solche Erzählungen maßgebend, die, zuerst in Zeitschriften erschienen und seither nicht wiederholt, „einer sicheren Vergessenheit entgegengiengen." Diese sind auch für den mit Reich bereits vertrauteren Leser der Mehrzahl nach so gut wie neu; an Wert sind sie freilich ungleich, und „Der Geleitsmann", dessen Schwäche Fürst selbst nicht verkennt, verdankt seine Aufnahme wohl nur dem Umstande, daß er der einzige Vertreter der Soldatengeschichte bei Reich ist, denn den „Invaliden" kann man für diese doch nicht eigentlich in Anspruch nehmen. Den „Kinderhandel" wollte Reich selbst von Meißner nicht wiederholt wissen, und der neue Herausgeber hätte diesem Wunsch vielleicht auch Rechnung tragen können, umsomehr als die kürzere Fassung, die er wiedergiebt, auch schon durch Langer (Aus dem Adlergebirge S. 128) der Vergessenheit ohnehin entrissen ist. Ob übrigens diese oder die in der Anmerkung erwähnte ausgeführtere den Vorzug verdiente, könnte nur eigene Einsichtnahme lehren; in der Einleitung S. 37 hat Fürst jedenfalls die letztere im Auge und das dort darüber Gesagte wird erst durch die Anmerkung S. 283 recht verständlich. Die drei übrigen „Doctor Jakel", „Mariechen" und nicht zum wenigsten die zwar auch nicht ganz einwandfreie, aber doch recht ansprechende „erschrockene Susanna" wird man als eine willkommene Bereicherung sich gern gefallen lassen. Die Einreihung der zuletzt genannten teilweise ans Romantisch-Märchenhafte streifenden psychologischen Studie unter die „Humoresken" verdankt sie wohl der komischen Figur des „Complimentenschusters", die aber doch nicht eigentlich ihren Charakter bestimmt. Daß die Einteilung der Prosa-Erzählungen in „Novellen", „Nachtstücke" und „Humoresken" drei Geschichten, die bei Meißner mit zwei weiteren von Fürst nicht aufgenommenen unter dem Gesamttitel „Aus der Chronik eines Dorfgeistlichen" vereinigt stehn („Der Invalide", „Der Schrank" und „Die Hochzeit des kleinen Schneiders"), auseinander gebracht hat, thut zwar an sich keinen Schaden; da aber jener gemeinsame Titel doch vor der ersten, für die er ja auch ebenso wie für die zwei weggelassenen entschiedene Bedeutung hat, stehen geblieben ist, hätte darüber immerhin in der Einleitung oder einer Anmerkung ein Wort gesagt werden sollen. Uebrigens bekenne ich, daß ich mich überhaupt für solche Gruppierungen wie die drei vorerwähnten, nicht erwärmen kann, soferne sie nicht vom Dichter selbst herrühren: bei Reich ist dies nicht der Fall, und überdies grenzen sie sich nicht einmal scharf gegeneinander ab; was soll also damit gewonnen sein?

Was die Textbehandlung betrifft, so gibt mir einzig die Novelle „Nur ein Schreiber" Anlaß zu einem Bedenken. Sie erschien zuerst in Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herde" und dieser nahm, wie der Herausgeber angibt, zwar nur „mäßige", immerhin aber doch Aenderungen vor. Die Handschrift Reichs scheint erhalten zu sein und so hätte man erwarten sollen, daß darnach Gutzkows Aenderungen beseitigt und die Arbeit des Dichters in ihrer ächten Gestalt wieder hergestellt worden wäre. Jedenfalls hätte Fürst sich hierüber in den „Anmerkungen" genauer aussprechen und sein Verfahren begründen sollen. Sonst geben diese Anmerkungen Rechenschaft, ob und wo die einzelnen Gedichte und Erzählungen bisher gedruckt waren, und bringen auch gelegentlich sachliche Erklärungen und Nachweisungen von „Modellen" zu einzelnen Gestalten des Dichters und dgl. bei; der Vollständigkeit wegen sind endlich auch früher gedruckte, von Fürst aber nicht aufgenommene Arbeiten Reichs verzeichnet; nachzutragen wüßte ich dazu nur wenig: die Erzählung „Die Wiedergeburt" steht auch bei Reclam S. 75, und Langer führt (S. 135 und 138) noch zwei Feuilletons („Die Geschichte eines Kreuzers" und „Lebensalter") an, über die Fürst schweigt.

Was über Reichs Leben und Schriften zu ermitteln war, stellt die Ein-

leitung mit anerkennenswertem Fleiß zusammen, und auch das Gesamturteil über den Dichter darf als richtig und frei von Ueberschätzung bezeichnet werden; im einzelnen fehlt es an solcher namentlich den Gedichten gegenüber allerdings nicht, und ebensowenig kann ich der Charakterisierung einzelner Erzählungen zustimmen. Die Art, wie in der Novelle „Nur ein Schreiber“ der Volksglaube an den Waldgeist Schwarzel benutzt wird und in „Doktor Jakel“ der Held sich an dem Metzger und „Sympathiecurendoctor“ Seitler für die ihn beleidigende Ansprache „Herr Collega“ rächt durch mitternächtliche Vorführung des gesamten kranken Viehs gerade in dem Augenblick, da Seitler in Mitte seiner Patienten im Begriffe ist seine Sympathiecuren auszuüben, berechtigt doch nicht von einer „Vorliebe für's Uebersinnliche, Gespensterhafte“ zu reden (S. 35), und auch ein „romantisch-phantastisches Thierstück“ wird man deshalb die zweite Erzählung nicht nennen können (S. 37). Daß der Leser über den Inhalt nicht aufgenommener Arbeiten, darunter auch eines unvollendeten Romans und einer Tragödie „Saul und David“, belehrt wird, ist ja ganz in der Ordnung; ebenso überflüßig ist es aber bei den Erzählungen, die man in der neuen Ausgabe selbst lesen kann; eine zusammenfassende Charakteristik Reichs als Erzähler wäre verdienstlicher gewesen. Auch die Darstellung läßt zu wünschen übrig und entbehrt offenbar der letzten nachbessernden Durchsicht. Nachlässigkeiten, wie folgende: „Im Jahre 1850 hielt sich auch sein Bruder . . . einige Zeit in Prag auf. Die Ferialzeit verkürzt er, wenn die Zeit einen Besuch in der Heimat nicht gestattet, bei seiner Schwester“ u. s. w. (S. 9) oder „‚Prag und Wien‘ [bringt] architektonische Schilderungen, in denen Wien auf Kosten (!) Prags schlecht genug wegkommt“ (S. 43), hätten doch noch bei der Korrektur beseitigt werden sollen. Freilich ist diese auch sonst nicht allzu sorgfältig durchgeführt und auch das Druckfehlerverzeichnis läßt dem Leser noch eine Nachlese übrig. Ein solcher unbemerkter Druckfehler hat sogar noch in kritischen Zeitschriften fortgespukt, wiewohl die Besserung sich aus dem Zusammenhang von selbst ergibt: es muß S. 30 Z. 10 statt „8. April 1859“ selbstverständlich heißen „8. April 1857“. Es fehlt nur noch, daß jemand auf einen ähnlichen Druckfehler (S. 193) hin die Erzählung „Der halbe Kaspar“ wirklich ins Jahr 1845, also ins 14. Lebensjahr des Dichters, statt 1854 (vgl. S. 21) verlegt.

Der zweite Band bietet zu besonderen Bemerkungen kaum Anlaß. Er bringt einen Neudruck eines Werkes des ehrwürdigen Joachimsthaler Kantors Nicolaus Herman, der „Sonntags-Evangelia“ (1560/1), d. h. Kinder- und Hauslieder, in denen die Sonn- und Festtags-Evangelien des Kirchenjahrs verarbeitet sind. Ihre Erneuerung wird namentlich den Fachkreisen, mögen sie sich nun mit deutscher Literatur des 16. Jahrhunderts, namentlich geistlicher Liederdichtung, oder Geschichte des Protestantismus in Böhmen, insbesondere in Joachimsthal, befassen, sehr willkommen sein, und es war ein glücklicher Griff, gleich zu Beginn des neuen Unternehmens auch eines der bisher so gut wie unbekannten Denkmäler dieses Zeitraumes, und zwar ein so recht volkstümliches, zugänglich zu machen; andere von demselben Verfasser, J. Mathesius und nicht zuletzt von dem begabten Dramatiker Clemens Stephanie mögen in nicht allzu langen Zwischenräumen nachfolgen. Der Herausgeber, R. Wolkan, der sich schon durch frühere Arbeiten gerade um die deutsch-böhmische Literatur dieser Zeit ein unleugbares Verdienst erworben hat, tritt möglichst hinter seinen Autor zurück. Er orientiert in der Einleitung kurz aber ausreichend über das Leben und Wirken Hermans und dessen lokalgeschichtlichen Hintergrund und in einem gleichfalls sehr knapp gehaltenen Anhang legt er zunächst den kritischen Apparat vor und verfolgt, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, die zum Teil bis ins 18. Jahrhundert reichende Verbreitung der Lieder Hermans, eine dankenswerte Beigabe;

ein alphabetisches Verzeichnis der Liedanfänge erleichtert die Benützung. Zu Grunde gelegt ist dem Neudruck die zweite Ausgabe von 1561 (B), die abweichenden Lesarten der ersten von 1560 (A) sind im kritischen Apparat verzeichnet. Störend ist dabei nur, daß mehrfach (13, 2, 1. 15, 9, 2; 10, 4. 17, 7, 2. 18, 11, 1. 88, 17, 4) dieselbe Lesart, die im Text steht, also doch, soweit nicht S. 248 eine Aenderung vermerkt ist, auf B beruhen sollte, auch wieder als Variante von A angemerkt wird. In einem Fall (18, 11, 1 Ihr Eheleut nembt ein trost draus) klärt sich durch die Rechenschaft über die vorgenommenen Aenderungen (S. 248) der Sachverhalt auf: es ist nämlich (gerade in diesem Falle unnötig; denn „Eheleut" kann zweisilbig zu lesen sein wie in demselben Lied 12, 4: „Eheleut brengen zur ewigen Freud") die Lesart von B (daraus) zu Gunsten der von A (draus) verlassen worden und die Stelle hätte gar nicht in das Verzeichnis der Varianten von A (S. 245 ff.) sondern lediglich in das der Aenderungen (S. 248) gehört: dasselbe Verhältnis liegt höchst wahrscheinlich auch in den meisten andern Fällen vor, wo wohl nur vergessen wurde, die verlassene Lesart von B zu verzeichnen. Das sehr konservative Verfahren des Herausgebers muß man im allgemeinen billigen; eine Folge davon ist auch daß er aus rein metrischen Gründen, zu deren Beurteilung auch die Melodien werden herangezogen werden müssen (vgl. 52, 1, 2; 95, 2, 6, Nr. 98), grundsätzlich nicht änderte, wo beide Drucke übereinstimmen; freilich war dann auch kein Grund, in einem einzelnen Falle (29, 4, 4 Ob jr gleich schendet mein lere), der nicht schlimmer ist als andere unberührt gelassene, eine Ausnahme (schendt) zu machen. Umgekehrt hätte Wolkan wohl auch manchmal weiter gehen dürfen: wenn 9, 2, 1; 3 dem Vers zuliebe nach A gebessert wurde, warum dann nicht auch 9, 1, 7 (vgl. 9, 3, 2) und 9, 2, 5? Die Interpunktion ist modernisiert; einige störende Satzzeichen wird der aufmerksame Leser gleichwohl selbst bessern müssen, ebenso einige fatale Druckfehler, sowohl im Text (44, 7, 4 muß es jedenfalls heißen „behüt" statt „bet"; 85, 8, 1 lies „das werck der"; 98a, 4, 1 „Rehlein" statt „Reblein") als in den Ziffern des kritischen Apparates.

Jedem der beiden Bände ist auch ein Bildnis des Dichters beigegeben: dem ersten ein Schattenriß Reichs, dem zweiten eine zinkographische Nachbildung des einzigen bekannten Portraits Hermans auf der Nürnberger Stadtbibliothek, leider kann man diese durchaus nicht als besonders gelungen rühmen.

Prag. H. Lambel.

Schriften zum Hans Sachs-Jubiläum II.

(Vgl. oben S. 379 ff.)

Hans Sachs-Forschungen. Festschrift zur vierhundertsten Geburtsfeier des Dichters. Im Auftrage der Stadt Nürnberg herausgegeben von A. L. Stiefel. Nürnberg 1894. Im Kommissionsverlag der Joh. Phil. Rawschen Buchhandlung. 7 *M.*

In der That finden wir bei den Spruchgedichten in *S 10* nur ganz geringe Abweichungen von *GR;* während aber *GR* aus *S 10* nur 49 Gedichte registriert, weist *S 10 R,* wie auch richtig, 50 auf (profiant und mumplatz 100 Verse), auch sonst hat es verschiedene Fehler von *GR* verbessert (pretspil: *GR* 162, *S 10 R* richtig 262; Suma al meiner gedicht: *GR* Bl. 318, *S 10 R* richtig 320), besonders aber vergleiche die Angabe „pegrepnus der egipcier"

GR Bl. 155, das Gedicht steht aber Bl. 255, in *S 10 R* ward zuerst auch 155 geschrieben, dann noch mit derselben Tinte aus der 1 durch zwei Horizontalstriche eine 2 gemacht. Somit erscheint *S 10 R* jünger als *GR* und ursprünglich aus diesem geflossen, die Dramentitel, die sich wesentlich von den kurzen Registrierungen in *GR* unterscheiden, wären dann aus *S* vervollständigt.

Auch bei *S 11* (Oktober 1556 bis Oktober 1557) stehen *GR* und *S 11 R* in nächster Verbindung, denn wieder fehlt bei beiden ein und das nämliche Gedicht (gelechter Democriti 150 Verse). Aber auch hier zeigt das Sonderregister jüngeren Status, denn während es im Differenzfalle einmal noch die geringere Angabe des *GR* gegen *S* teilt (Tragedia Machabeer *GR* 1060 = *S 11 R*, *Se* 1064), hat es fünfmal die höhere Angabe von *Se* (Jael mit Sisera: *GR* 531, *S 11 R* 532 = *Se*; Marina: *GR* 1278, *S 11 R* 1280 = *Se*; hürnen Seufried: *GR* 1132, *S 11 R* 1134 = *Se*; Nabot: *GR* 782, *S 11 R* 784 = *Se*; dewffel nam ain alt weib ꝛc.) und geht sogar einmal über die beiden anderen Angaben hinaus (Elisa der prophet: *GR* 430 = *Se*, *S 11 R* 434). In den übrigen fünfzehn Fällen herrscht Uebereinstimmung in den Versangaben. Bei den Zahlendifferenzen hat hier *GR* — und dies ist allein bei *S 11* der Fall — durchweg die geringeren Angaben.

S 12 (November 1557 bis August 1558) konnte ich im Original nicht benutzen, für die Dramen sandte mir Prof. Goetze freundlichst Notizen. Es herrscht hier wiederum Schwanken Daphne *GR* 566, *Se* 568 = *S 12 R*, dagegen passion *GR* 1586, *Se* 1584 = *S 12 R*, bei den übrigen vier Dramen sind die Versangaben ohne Differenz, das Gleiche ist der Fall bei sämtlichen Dramen in *S 13* (August 1558 bis August 1559), bei der Veritola fehlt die Angabe der Verszahl in *GR*.

Bei *S 14* kommt in die Untersuchung insofern ein neues Moment, als die Anfertigung des *GR* während der Reinschrift an jenem Spruchbuche geschieht. Laut Vorrede (*GR* Bl. 1 unpaginiert) begann Hans Sachs das *GR* nach dem Tode seiner Gattin 17. März 1560, *S 14* war begonnen am 10. Oktober 1559, die letzten Gedichte darin (abgesehen von dem später zugeschriebenen Epitaphium Lorenz Sturm) sind vom Jahre 1562. Am Schlusse des *GR* (Bl. 92) finden sich nun zehn Gedichte aus *S 14* nachgetragen mit der Bemerkung: „Hernach folgen etliche werck mancherley art, so ich hernach in dis 14 puech meiner spruech mit der zeit gemachet habe, nachdem ich dis puechlein des registers hab einpinden lassen“, andere Gedichte und Dramen aus *S 14* sind bei den verschiedenen Gruppen jeweilig zugeschrieben. Das erste der am Ende in *GR* nachgetragenen Gedichte ist „der trawrig traum“, Bl. 113 vom 5. Juli 1660, der Grundstock des *GR* der Meistergesänge und Spruchgedichte ist, da Hans Sachs mit den Meistergesängen begonnen hatte, also zwischen dem 17. März und dem 5. Juli 1560 angefertigt worden. Bis zu dem letzteren Datum hatte nun Hans Sachs 17 Gedichte in *S 14* eingetragen, die Vorrede zu den Spruchgedichten in *GR* ist aber vom 12. Juli 1560 datiert und spricht von 20 Gedichten, die *S 14* enthalte. In der That sind außer dem „trawrig traum“ (5. Juli) bis zum 12. Juli noch zwei andre Gedichte entstanden „Epitaphium des zalpergers“ Bl. 116 vom 6. Juli und „Epitaphium graff v. Schaumberg“ Bl. 117 vom 8. Juli; das nächste Gedicht ist die Tragedia Cleopatra vom September 1560. Die drei Gedichte zu den siebzehn andern, in den Kolonnen des *GR* stehenden gerechnet, ergibt richtig die in der Vorrede des *GR* genannte Summe; es ergibt sich also daß diese Vorrede zu den Spruchgedichten des *GR* nach Anfertigung des *GR* und nach „einpinden des puechleins“ eingeschrieben sein muß, und die Bemerkung in der Vorrede zu den Spruchgedichten im *GR* (Bl. 75): „anno salutis 1560 am 12 tag Julj hab

ich Hans Sachs fuer guet angesehen meine gepundne gedichte auch (in) ein register zu stellen . . .", ist nach den vorhergehenden Ausführungen zu interpretieren.

S 14 R zeigt zunächst eine nicht einheitliche Entstehung. Man kann eine erste Gruppe von Titeln unterscheiden, die in einem Zuge mit heller Tinte geschrieben sind, die weiteren Titel bei den verschiedenen Gruppen erscheinen mit schwärzerer, deutlich unterscheidbarer Tinte später zugesetzt. Die (uns hier allein interessierende) erste Gruppe umfaßt die 17 in die Rubriken des *GR* eingeteilten Gedichte zuzüglich der drei als Nachtrag in *GR* (siehe oben) gebuchten, enthält also auch 20 Gedichte. Hans Sachs hat also *S 14 R* angelegt, als er auf Bl. 118 mit seinen Gedichten stand, und *S 14 R* ist wiederum jünger als *GR*. Daß dann aber *S 14 R* aus *GR* geflossen, zeigen ihre Uebereinstimmungen (Doctor mit der nasen *GR* 334 = *S 14 R*, *Se* 340 &c., von späteren Dramen vgl. Tragedia Cleopatra *GR* 1254 = *S 14 R*, *Se* 1260; Tragedia Artaxerxis *GR* 1206 = *S 14 R*, *Se* 1366 [?] korrigiert aus 1206, Auszählung 1259 (1260, durch die irrtümliche Angabe 1206 ist die Korrektur vielleicht entstanden). In den drei Differenzfällen hat *GR* also die geringeren Angaben.[1])

S 15 fehlt, *S 16* war mir leider nicht erreichbar, *S 17* fehlt, *S 18* enthält keine Dramen.

Von *S 10* an scheide ich also die Sonderregister aus der Betrachtung aus, ich halte sie für jünger als *GR*. Von *S 10* an ferner, wo wir der Zeit der Abfassung des *GR* schon nahe gerückt sind, ist es also Herrmann zuzugeben, daß *GR* in verschiedenen Fällen thatsächlich die geringsten Angaben hat, diese Angaben sind wahrscheinlich aus Hans Sachsens Regiebüchern entnommen, deren eines z. B. die Wiener Bibliothek aufbewahrt (vgl. Creizenachs Besprechung der Festschrift im Literarischen Centralblatt 1895), aber dieses Verhältnis wird auch gelegentlich (siehe oben bei *S 12*) wieder durchbrochen, und so können wir auch hier dem *GR* als Ganzem keine besondere, selbständige Stellung unter den Hans Sachsischen Texten anweisen, sondern müssen von Fall zu Fall entscheiden. Ferner sind aber die Differenzen in den Fällen, in denen *GR* wirklich zurückbleibt, sehr gering (Maximum in einem Falle 10 Verse beim Fastnachtspiel Lucius Papirius, sonst nur 2, 4, 6 Verse, wobei der Unterschied von zwei Versen sicherlich auf die Namensnennung des Dichters am Schlusse kommt). Und so meine ich thut man besser auch diese Dramen zur Beobachtung heranzuziehen, anstatt um jener kleinen Differenz willen die oft interessante Beobachtung des Ganzen sich entgehen zu lassen.

Im Ganzen bedarf also Herrmanns Materialsammlung erheblicher Ergänzung, ich gehe deshalb auf Herrmanns übrige, an feinen Beobachtungen keineswegs armen Untersuchungen nicht ein, am einfachsten wäre es, wenn Herrmann selbst auf Grund obiger Ausführungen die nötige Ergänzung vornähme. —

In dem ersten Beitrage der Festschrift macht uns Victor Michels mit einem Zeitgenossen und Freunde des Hans Sachs, dem angesehenen Nürnberger Kaufmann Niclas Praun, bekannt. Praun hatte drei Dialoge verfaßt, „der podagrisch traum" — Praun litt heftig an der Gicht —, „vom kopf und pieret", „pasquillo vom romischen reich", deren Reinschrift er unvollendet hinterließ. Sie sind 1549 — in welchem Jahre Praun als gestorben erscheint — von Hans Sachs fertig abgeschrieben und mit einer pietätvollen, an die Brüder des Praun gerichteten Vorrede versehen worden. Michels gibt einige Notizen über die Persönlichkeit Prauns, druckt die Vorrede und den zweiten Dialog ganz ab und gibt von dem ersten eine glückliche, mit Auszügen im einzelnen erläuterte

1) Tragedia Pura, die Herrmann unter 1558 rubriziert, gehört unter den 11. November 1559, sie steht in *S* 14 und zwar zwischen Gedichten vom 18. Oktober und 16. November 1559.

Charakteristik. Mit Interesse blicken wir, auf authentisches Material gestützt, in die gesellschaftliche Sphäre unseres Dichters, die, wie Michels zutreffend bemerkt, erheblich weit ablag von der eines Pirckheimer und Genossen. Wir sehen Hans Sachs im Verkehre mit einem literarisch interessierten Nürnberger Kaufmann, ja wir gewinnen vielleicht eine Spur, die uns der Lösung der Frage nach Benutzung auch lateinischer Vorlagen durch Hans Sachs näher führt. Michels' Vermutung, eben in dem lateinkundigen Praun den Vermittler der Quelle des „gespreeh der götter ob dem . . . . zipperlein" zu suchen, hat Wahrscheinlichkeit für sich. Umgekehrt ist bei Prauns Dialogführung Hans Sachs' meisterliches Vorbild unverkennbar (S. 13). Auch die Spruchgedichte des Hans Sachs sind dem Freunde natürlich geläufig (S. 7); ich führe eine wörtliche Reminiscenz an, Festschrift S. 16: „. . . hanff, Daraus man stück, fischnetz und vogelgarn stricket," vgl. Aragne: Keller-Goetze 2, 183: „Erfand sie . . . zu stricken Fischnetz und auch die vogelgarn." Die Aragne ist Dezember 1545 für den Einzeldruck umgearbeitet, im gleichen Monat als Hans Sachs die Fabel vom Zipperlein und der Spinne umdichtete — nach Michels im Hinblick auf den podagrakranken Freund.

Bei Wiedergabe des Hans Sachsischen Textes streicht Michels die bei Hans Sachs häufig vorkommenden o- und u-Haken (= ó, ú) und beruft sich dabei auf seine Ausführungen im Anzeiger für deutsches Altertum 18, 355 in einer Recension meiner Studien zu Hans Sachs II. Ich hätte gegen diese Recension verschiedenes Erhebliche einzuwenden, eine von Michels' Bemerkungen hat Stiefel Festschrift S. 153 entkräftet. Was die o- und u-Haken betrifft, so halte ich an meiner in den Studien II geäußerten Ansicht, der Haken bedeute bei o regelmäßig, bei u in bestimmten Fällen den Umlaut, nach wie vor fest. Bei o bestreitet auch Michels diese Bedeutung nicht, Beispiele: *S 14*, Bl. 27: wólcher; 56 ueberkóm- (gereimt auf): dem; 60 anóm; Meistergesangbuch (= *M*) 16 angenóm: úeberkóm 2c. Der a-Umlaut ist stets durch e bezeichnet. Den u-Umlaut, meint Michels, drücke Hans Sachs entweder durch e (also ue) aus, oder er sei unbezeichnet, der Haken habe bei u nur den Zweck der Unterscheidung von n und u. Aber Michels selbst wird diese Bemerkungen nicht für erschöpfend halten. ue, úe steht zunächst bei Hans Sachs außerordentlich häufig = älterem uo (gúet, múeter, prúeder, púech: *M* 16, 52 capút: húet 2c., auch ohne Haken), ferner ist auch nicht an Umlaut zu denken bei unechtem ue für û, u besonders vor Liquiden, doch auch sonst, in Fremdwörtern 2c. (*M* 5: gueberniret; *M* 16, 71 húer: natúer; Bl. 72, 83 schúester; 98 súnst: gúenst; 140 tribúet; 148 Cúerfuerstenthúmb; 151 creatúr: púer: S. 5, 5. púegen: zwgen; S. 14, 3: Luedwig. 19 tribúet: gúet; 10 gedúlden: huelden 2c.). Ebenso wie hier bei u ist auch bei úe (= üe) in einer Reihe von Fällen das „e" kein Umlautzeichen, sondern der im bayerischen Dialekt besonders bei Liquiden häufige Nachschlag (vgl. Weinhold, bayerische Grammatik § 110) z. B. fúerst, fúersten, fúerstin (doch bei Hans Sachsens nicht strenger Konsequenz auch fuerst, fúrst, selbst furst geschrieben). In den nach Ausscheiden obiger Beispiele übrig bleibenden Fällen könnte das e wohl als Umlautzeichen gelten, so schreibt Hans Sachs vorwiegend sún, sun (Singular), dagegen súen, suen (Plural) úe also = ü. Was schließlich die Fälle, wo u allein steht, betrifft, so hat hier einerseits der Haken die Bedeutung unseres modernen u-Hakens zur Unterscheidung des u von n. Andererseits folgt Hans Sachs dann auch der Tradition,[1]) die

1) Siehe z. B. meine Ausgabe der „berühmten Frauen" Boccaccios, übersetzt von Stainhöwel Ulm 1473 (Stuttgarter Literarischer Verein Nr. 205): úbeln, gelúk, erlúcht. daneben auch ü verwendet; oder Stainhöwels Autographon der Uebersetzung des „Speculum vitae humanae" (cod. Mon. 1137): gúdens, úber, tútsches, aber ursach, natur, brunnen 2c. (ein Kapitel abgedruckt a. a. O. Nr. 205 S. 332 ff.); ferner den Druck des „Speculum vitae

den Haken als Umlautzeichen verwendet, dies zeigen Beispiele, in denen ú (= ü) = i steht: *S 13, 60:* númant, *S 14, 44:* gwúnstes; 135 firmen: stúrmen (Festschrift S. 207 von Goetze erwähnt); 102 vermúscht; 157 das ir krúgt der sabiner schar; 167 unserm her kúng ist spúnen feint; 74 Fiensing; 75 Fúnsing, Fúnsing; 77 Fúnsing; *M* 16, 3 (unpaginiert) Múnichen; 19 Múnichen; *S 14, 73* Múnichen, 75 gen Minichen in die hawbstat; hier ist also ú = ü. Ferner Bl. 202—3 ff. durchweg húner, rephúner, haselhúner etc. und ferner mit verschwindenden Ausnahmen fast stets wúnscht und Núrnberg, Núrenberg, Núrmberg, Núremberg, Ncareneck etc.

Auf dem gleichen Standpunkte steht E. Goetze, der in seinem Beitrage Festschrift S. 192—208 zunächst über die interessanten Schicksale sämtlicher Hans Sachsischen Handschriften berichtet und in dem zweiten Teile aus seiner langjährigen Erfahrung Grundsätze über die Behandlung des Hans Sachsischen Textes zusammenstellt.

Einzelheiten bei Michels sind zu bessern; das Datum der Hans Sachsischen Vorrede ist natürlich 1549 statt 1459, der zweite Dialog beginnt in der Handschrift nicht 47a (S. 4), sondern Bl. 74a, auf S. 3 Zeile 4 ist beim Abdruck der Hans Sachsischen Vorrede ein Relativsatz weggelassen, es heißt: „gesehen werde, welche warheit doch neid gepirt, wie . . .“ —

An zweiter Stelle folgt die umfassende Abhandlung von A. L. Stiefel „Ueber die Quellen der Fabeln, Märchen und Schwänke des Hans Sachs“ (S. 32—192). Sie war ursprünglich allein zur Festgabe bestimmt, und es gebührt Stiefel vollster Dank, daß er noch weiter die Herausgabe einer auf den jetzigen Umfang vergrößerten Festschrift anregte, desgleichen der Stadt Nürnberg, in deren Auftrag die Festschrift herausgegeben ist, daß sie die Anregung Stiefels fördernd aufnahm. Gegenüber meiner Bemerkung S. 379 dieser Zeitschrift, daß man allerdings eine aus dem Vollen schöpfende Arbeit vermisse ꝛc., d. h. eine Arbeit, welche die historischen Probleme, die sich für uns an den Namen des Hans Sachs knüpfen, klar herausstelle und so das Erscheinen der Festschrift gleichsam wissenschaftlich begründe, legt der Herausgeber zufolge persönlicher Mitteilung Wert auf die Constatierung, daß er auf eine solche Abhandlung mit Rücksicht auf den Umfang der Festschrift absichtlich verzichtet habe. Ich benutze ferner die Gelegenheit, um ein zu spät bemerktes Versehen des ersten Teiles dieser Recension zu berichtigen. Nicht die Rawsche Buchhandlung (vgl. oben S. 379), welcher nur der Kommissionsvertrieb übergeben wurde, sondern die Buchdruckerei von W. Tümmel ist es, der das Lob für die vornehme und gediegene Ausstattung der Festschrift gebührt.

In seiner Abhandlung setzt Stiefel die Quellenuntersuchungen, die er schon den Fastnachtspielen gewidmet hat, bei den Fabeln, Märchen und Schwänken fort. Das so umfangreiche und zerstreut liegende Material ist mit großer Mühe und umfangreicher Belesenheit auf dem einschlägigen Gebiete zusammengetragen. Das weitausgehende Material macht ein Eingehen auf das Einzelne an dieser Stelle unthunlich, dagegen werden Stiefels Ausführungen bei der Ausgabe der als Meistergesänge gedichteten Fabeln und Schwänke, die E. Goetze und Recensent vorbereiten, von wesentlichem Werte sein. Besondere Hervorhebung verdient der von Stiefel (S. 177) bei der „Keyserin mit dem Löwen“ geführte Nachweis, daß

humanae“ 1475 Augsburg: natúrlich, fúrsten, súdet (= siedet), daneben ü: Druck der berühmten Frauen von 1541 (Augsburg) bei a: schátzenn (schätzenn), wáld (wälder), u-Umlaut = ü, ú. Erlanger Handschrift des Renner vom Jahre 1347, teilweise publiziert vom Historischen Verein zu Bamberg: wóllent, bós, hórt, bósem, hórner, schón, Núremberch, fúnf, úbel, túfel, dagegen gut, jung, tugent, gesund, doch auch (seltener) kúmpt, gúten, mút ꝛc.

Hans Sachs hier in freier Weise eine Geschichte von Personen erzählt (Kaiser Julius, Pompeya, Clodius), deren Namen ihm seine Vorlagen in diesem Zusammenhange nicht geboten hatten. Um einen vollen Ueberblick über diese Erscheinung und die daraus zu ziehenden Schlüsse zu gewinnen, wäre es von Wert, von Stiefel auch die andern, von ihm gesammelten Beispiele zu erhalten, wahrscheinlich gehören sie ausschließlich der späteren Zeit an und gehen Hand in Hand mit der freieren Technik und der größeren Selbständigkeit, mit welcher der Dichter in späterer Zeit seine Quellen überhaupt zu behandeln liebte. Das Beispiel, das Stiefel noch an späterer Stelle (S. 264) für Hans Sachsens freie Quellenangabe heranzieht — die Nennung der „Lamparder Cronica" im Spruchgedicht von der Königin aus Lamparten ohne thatsächlichen Anhaltspunkt — trifft jedoch meines Erachtens nicht zu. Die Quellenangabe ist hier keine von Hans Sachs selbst konstruierte, sondern, wie ich schon in meinen Studien zu Hans Sachs 1, 54 erwähnte, beginnt die Erzählung in Hans Sachsens Vorlage (Pauli Schimpff und Ernst) selbst: „Wir lesen in der Histori Longobardorum," welche Angabe Hans Sachs dann ohne weiteres in die ihm geläufigere Bezeichnung „Lamparder Cronica" umsetzen konnte.

In der nächsten Abhandlung erörtert H. Wunderlich das Verhältnis Hans Sachsens zum Nibelungendrama (S. 253—62) und zieht dabei interessante Parallelen mit den neueren Bearbeitungen des Nibelungenstoffes (Fouqué, Held des Nordens; ferner Raupach, Hebbel, Geibel, Fr. L. Hermann, Richard Wagner). Er sucht die Behandlungsweise des Hans Sachs aus der damaligen Zeit und der Technik des Dichters zu erklären und zeigt, wie Hans Sachs sich mit den neueren Bearbeitern berührt und wie und warum er sich von ihnen unterscheidet.

Die Untersuchung Golthers „Hans Sachs und der Chronist Albert Krantz" (S. 262—77) bietet keine große Förderung. Neu darin ist der Hinweis, daß Hans Sachs bei der ausführlicheren Schilderung der Ermordung Alboins (Tragedi Rosimunda) durch Hedions „Chronica von Anfang der Welt bis 1534, Straßburg 1539" angeregt sei. Auch ist das Thema nicht erschöpfend behandelt, bei der Materialsammlung fehlen die verschiedenen, von Goetze in der Ausgabe des Literarischen Vereins noch angegebenen, hierhergehörigen Meistergesänge (Keller-Goetze 16, 320; 20, 451; 21, 364) aus verlorenen Meistergesangbüchern). Auch die Vergleichung der Spruchgedichte mit ihrer Quelle sowohl, als auch untereinander, wie beim Spruchgedicht vom König Froto, der durch ein alte hexen umkam — möchte ich durchaus nicht für so unfruchtbar halten, wie Golther S. 266 thut. Ferner ist ebenso wie für ganze Dichtungen Krantz auch sicherlich in einer Reihe von Fällen für einzelne historische Angaben und Motive ausgebeutet worden, vergleiche z. B. Studien zu Hans Sachs 1, 63.

S. 278—319 berichtet Mummenhoff über die Singschulordnung vom Jahre 1616/35 und die Singstätten der Nürnberger Meistersinger. Die erste uns bekannte Singordnung ist der Schulzettel von 1540, abgeschrieben von Hans Sachs im *GR*, 1555 von unserm Dichter als Meistergesang behandelt. 1561 fand eine Revision des Schulzettels statt, zu dieser Bearbeitung fügte Hans Glöckler Exempla bei, wann, wird nicht gesagt. Die Handschrift dieser Bearbeitung befindet sich in Dresden, ihre Vergleichung mit den andern Schulzetteln steht noch aus. Eben Hans Glöckler zeichnete auch die nächste Bearbeitung von 1583 auf (Mummenhoff S. 279). 1616 stellten dann wieder Hans Glöckler und Georg Hager eine neue Ordnung zusammen, die 1635 von Stefan Angerer, Philipp Hager, dem Sohne Georgs, und Heinrich Wolff nochmals durchgesehen und von Mathias Wolff niedergeschrieben ward. Diese Ordnung wird von Mummenhoff S. 290—319 wiedergegeben; sie gewährt einen höchst interessanten Einblick in den Stand des Meistergesanges im 17. Jahrhundert. Ihre Grund-

lage ist die Ordnung von 1540, in den neu hinzutretenden Elementen zeigt sich in der stärkeren Betonung des Materiellen, des Geschäfts- und Vereinsmäßigen die absteigende Entwicklung der Kunst des Meistergesanges zu den späteren Singvereinen und Liedertafeln hin.

Wir sind jetzt im Stande teilweise ganz genau zu verfolgen, ob und inwieweit diese Grundsätze der Meistersingergesellschaft, wie sie hier und früher statutenmäßig festgelegt sind, am Ende des sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert auch wirklich in der Praxis befolgt wurden. Ich habe vor einigen Monaten in der Weimarer Bibliothek fünf, ihrem Inhalte nach bisher unbeachtete Handschriftenbände gefunden O(ctav) 152; Q(uart) 575; Q 577b; Q 578; Q 579), Originalprotokolle über die Singschulen, wie das von Goetze entdeckte Gemerkbüchlein des Hans Sachs von 1555—61 (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 1894 S. 439—48) und das von Schnorr von Carolsfeld (Archiv für Literaturgeschichte 3, 49—52) besprochene, die Jahre 1583—94 umfassende Protokollbuch. Die fünf Bände berichten über die Jahre 1577—83, dazu 1599—1603 (in O 152) und 1606—89 in fast ununterbrochener Folge (Q 577b von 1606—19; Q 575 von 1620—39; Q 578 von 1641—52; Q 579 von 1652—89), so daß wir jetzt zuzüglich der beiden erstgenannten Büchlein mit Ausschluß der Jahre 1561—77 und 1594—1606 von 1555—1689 authentische Protokolle über die meistersingerische Thätigkeit besitzen. Durch dieses neue Material wird sowohl die Geschichte des Nürnberger Meistergesanges in der zweiten Hälfte des sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert im Ganzen bloßgelegt, als auch wir in den Stand gesetzt, eine Reihe von Einzelfragen zu entscheiden, ganz abgesehen von den zahlreichen Namen und biographischen Ergebnissen. Auch Wagenseils Mitteilungen sind wir jetzt in ganz andrer Weise als bisher zu prüfen im stande. Hier möchte ich nur zur Ergänzung der Angaben Mummenhoffs einige Mitteilungen über die von den Meistersingern benutzten Oertlichkeiten heranziehen. Ich hebe folgende Stellen heraus:

O 152 Bl. 21a[1]): „Im auszgang dysses jars [1577] am sundtag vor sanndt thomas dag, da haben dy 2 mercker als veit fesselmon vnd hans gröszer mytt der gantzen gesellschafft rechnung gehalten, da ist in der re[ch]nung erfunden worden 3 fl. schultzinst in halszbruner hoff, daran ist mychel vogel schuldig . . .

Bl. 27a: Singschul am 16 sundtag vnd 3 dtag vor matheus und dy erste schul jn der kyrchen zu sandt mardta 1578 jars.

Bl. 69a[2]): Anno 1620 jar den 8 februarj haben wir bey sanct marta das kirchlein raümen müesen, den meine herren haben eittel salczscheiben darein than, das wir gar kein raum mehr gehapt haben, also haben wir schriftlich an ein ehruesten rat gelangen lassen vnd gebetten, das meine herren uns wider ein ort vergünen sol. Also ist uns die kierchen bey sanct Katharina vergünt worten.

Q 575 Bl. 2a: Ist geschehen noch bi saunt Marhta. Anno 1620 den 23 January hat Hans Benitzer singschul gehalten vnnd volgen die singer in freysingen.

Bl. 3a: Anno 1620 den 19 marcy hat steffen augerer das erste mal bey sanct Katharina singschul gehalten. Nun folgen die singer im freysingen.

O 152 Bl. 70a: Adj am tag drinidattis [1622] haben wir zu wer singschul vnd spil gehalten, haben lautter küpfers eingenommen, ist als verdruncken worten.

1) Vermutlich von Veit Fesselmann geschrieben.
2) Von Georg Hager geschrieben.

Bl. 70': Adj am tag drinidatis [1623] hat man zu wer singschul vnd spil gehalten und was man auf gehoben hat ist alles aufgangen.

Adj 8 tag nach drinidattis [1624] haben wir zu wer singschul und spil gehalten, hab ich empfangen 25 kreiczer zu verrechnen. Das ander ist als aufgangen."[1])

Die erste der hier abgedruckten Notizen gibt meines Wissens den ersten authentischen Beleg einer Benutzung des Heilsbrunner Hofes durch die Meistersinger im sechzehnten Jahrhundert. Ich möchte nun vermuten, daß die hier erwähnte Schuld sich auf Theateraufführungen bezieht. Ferner hören wir von Singschulen und Aufführungen zu Wöhrd in den Jahren 1622—24; es ist bemerkenswert, wie gering die Einnahmen der Meistersinger bei diesen Gelegenheiten waren. Die Gewohnheit, am Dreifaltigkeitstage in Wöhrd zu singen, datiert schon aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts (Mummenhoff S. 287). Auf das Alter dieses Brauches, ebenso wie auf die Thatsache, daß man die Meistersinger in Wöhrd keineswegs immer gern sah, deutet folgende Notiz:

Q 575 Bl. 199: „Weil uns meister singern zu werdt unszer agiren wart nit vergundt, so haben wir doch den ersten tag trinitadis nach altem gebrauch in der kirchen unser festlieder gesungen vndt haben von dem gemeingelt empfangen 45 kreutzer, dem mesner 9 kreitzer, dem pfarhern nichts, dieweil er nach der bredig nicht darvon gemelt hat."

Die Lücke betreffs der Singstätten der Meistersinger in den Jahren 1614 bis 1620 wird glücklich ausgefüllt durch die Bemerkungen in O 152 Bl. 69 und Q 575 Bl. 2—3. Es geht aus ihnen hervor, daß die Meistersinger thatsächlich bis zum Jahr 1620 in der Marthakirche, die sie 1578 bezogen hatten, verblieben, und sie nicht schon 1614 verließen, wie Mummenhoff auf Grund der Mitteilungen G. W. Holzschuhers bei Will, Historisch-diplomatisches Magazin 1, 210 schloß. Allerdings spricht Holzschuher ausdrücklich nur von den Schauspielen, die der Rat 1614 aus St. Martha verbannte. Der „geistlichere Gebrauch" jedoch, zu dem man die Kirche nach ihrer Renovierung nach Holzschuher wieder bestimmte (Festschrift S. 285), dürfte wohl anzuzweifeln sein, da ja nach obigem die Marthakirche dem Rat schon 1620 als Salzmagazin dient. Nun glaubte man bisher, daß fortan die Meistersinger im Besitz der Katharinenkirche geblieben seien, und in der That ist die ganzen folgenden Jahrzehnte hindurch fast stets ausdrücklich bemerkt, die Singschule habe bei St. Katharina stattgefunden. Zum Jahre 1662 aber finden wir in Q 579 Bl. 63 f. nachfolgende Notiz:

„Anno 1662 ist die [kirchen] zum heiligen geist am neuen spital angfangen worden zu verneuern vndt ist das Ministeria in S. Katharina kirchen glegt worden. Nun kundten wir meister singer kein sing schuhl halten bey S. Katharina."

Sie supplizieren unterm 12. Mai um Ueberlassung der Marthakirche, „die weil vor disem auch da gsungen worden." Die Besprechungen der drei Merker Philipp Hager, Jeremias Keller, Heinrich Wolff mit den Ratsherren werden eingehend geschildert, dabei auch der angebliche Ursprung des Meistergesanges beiderseits berührt; am 15. Mai wird den Meistersingern die Marthakirche zum zweiten Male überlassen:

Bl. 64': „Vndt 15 tag dis monats ging wir wider zu S. Marta da war ihr ehrnvester herr grundtherr zugegen, da wisen wir jm alle gelegenheit, wo wir vorhin gesungen haben, da wünschet er vns vül glück darzu.

1) Von Bl. 69a—70' ist alles von Georg Hager geschrieben, die Notiz aus Q 575 ausgenommen.

Bl. 65a: Anno 1662 den 18 may am heilig pfingstag hat singschul gehalten Georg Frey, ein bargendt weber. Volgen die singer. Das kurtz gemes bey S. Marta."

Dieser zweite Aufenthalt in St. Martha dauerte jedoch längstens bis zum Frühjahr 1664; es finden sich weiterhin die folgenden Notizen:

Q 579 Bl. 71': „Anno 1663 den 25 december am heilig Christag hat hans Steinlein singschul bej S. Marta gehalten, haben folgende singer gesungen.

Bl. 72: Anno 1664 Am heiligen ostertag hat cristoph haffner singschul gehalten bej S. Katharina, haben folgende singer gesungen."

Weitere Ortsangaben für die Abhaltung der Festschulen finden sich nicht mehr. Der Versammlungsort ist aber die Katharinenkirche geblieben, auch zwei Einladungszettel, welche Mummenhoff S. 287—89 abdruckt, und die nach seinen Untersuchungen wohl ins Jahr 1677 zu setzen sind, nennen diese ausdrücklich wieder als Versammlungsort.

Das Frühsingen am Tage der Festschulen, die Hauptprobe des eigentlichen Singens (Mummenhoff S. 286), sollte nach der Ordnung von 1616/1635 bei den Predigern stattfinden, vgl. hierzu den Bericht aus Q 575 Bl. 73':

„Anno 1633 am hailigen Christag hat die gantz geselschafft sing schul in gemain gehalten an statt Jobst Zolners, welcher desz jar thotesz verfahenn, war gar ein schlechte schul dan man hat früe in der Brediger kirchen nicht gesungen wegen einer Bau darinn, ist auff der schul gefallen etwan 2 f. etlich creutzer, welche die 3 merker an der zech vertruncken."

Das Liedverhören, wovon die Singordnung in ihrem vierten Teile spricht (S. 298), findet in späteren Zeiten an ziemlich weltlichen Stellen statt. Ich finde darüber folgende Notizen:

Q 575 Bl. 195: „Anno 1637 den 2 april haben am balm tag wir M. singer daz lieder verhörn bey dem rindtfus gehapt, ist ein crantz darbey gehaltn wordtn von dem georg frey vnd von singer vatter karol braun.

Q 579 Bl. 106': Anno 1672 den 8 december ist das lieder verhoren bey dem ründtfuz gehalden worden vnd hat hansz steinla einen thon bewert, hat in genent die kurtz barchet weisz, ist ein 9er, hat an silbuwen 58."

Gemeint ist das Wirtshaus zum goldenen Rindsfuß, es übte auch sonst Anziehungskraft aus, das Verhältnis zu dem Wirt Karl Braun muß ein recht gutes gewesen sein:

Q 578 Bl. 72: „Anno 1646 den 1 januarj am neuen jahrstag wurd von den singern ein frey schul gehalden und hiltt hansz münderlein sein sing kranczlein [vgl. die Singordnung Teil 9, Festschrift S. 305] bey dem herr karol braun zum gulden rindtfus.

Bl. 88: Anno 1647 den 24 Februarj am matheustag haben die maister singer ihrem herr vatter karol braun, wiert vnd gastgeb zum guelten rindfusz einen becher verehret bey 12 f., welcher der geselschafft ein schönes gebratens vnd zwo[l]f flaschen mit wein verEhret zu großen danck, disser zeitt maistersinger mit nahmen wie volgt" (folgen 14 Namen).

Wie weitab liegen die Hans Sachsischen Zeiten! Auch in den Häusern der Merker wurde später das Liedverhören gehalten, ja sogar das Bewähren von Tönen damit verbunden:

Q 579 Bl. 69: „1663 ist dasz lieder verhören in desz heinrich wolffen nagel schmits hausz gehalten worden, da zu mal hat hansz steinlein weber vor der gantzen ehrbaren geselschafft einen thon bewerd vnd hat inn die webers schifflein weisz genand, hat in der läng 12 reim, dasz war sein erster thon.

Bl. 118: Anno 1675 an dem palm dag ist dasz lied verhörn bey mir Tobias Martin gehalden worden" u. a. m.

Das weitere, reiche Material aus jenen Bänden soll an anderer Stelle mitgeteilt werden.

Münster i. W. Karl Drescher.

Loesche, G., Johannes Mathesius. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. 2 Bände. Gotha 1895. F. A. Perthes. 20 M.

Wir können das vorliegende Buch unbedenklich als eine der besten Leistungen der letzten Jahre auf dem Gebiete der deutschen Reformationsgeschichte bezeichnen. Es ruht auf der sicheren Grundlage eines reichen, von dem Verfasser nach allen Seiten hin wiederholt und mit scharfer Kritik durchforschten Quellenmaterials und behandelt seinen Gegenstand unter sachgemäßer, lichtvoller Anordnung des Stoffes und in ansprechender Darstellung. In zwei Teilen wird das Leben und die literarische Wirksamkeit des Mathesius dargestellt. Der erste Teil umfaßt in drei Büchern seine Lehr- und Wanderjahre (1504—1532), sein Rektorat in Joachimsthal (1532—1540) und die Meisterjahre (1540—1565). Entsprechend der wachsenden Fülle des Stoffes ist der Umfang der einzelnen Bücher und die Zahl ihrer Abschnitte sehr verschieden. In den Lehr- und Wanderjahren wird in zwei Kapiteln ein anschauliches Bild des Entwicklungsganges von Mathesius dargeboten: seine Erziehung im elterlichen Hause zu Rochlitz, seine Studien in Nürnberg und Ingolstadt, sein Aufenthalt in Odelzhausen, in Bruck und in Wittenberg 1529. Der Aufenthalt in Wittenberg war für den jungen Mann von größter Bedeutung: „Am Sonntag nach Pfingsten, schreibt er, habe ich den großen Mann, Dr. Luther, predigen hören, da er St. Petri Text vom Wesen und der Kraft der heiligen Taufe auslegte, dafür ich unserm Gott die Tage meiner Pilgrimschaft hie und in alle Ewigkeit zu danken habe. Ich kann, will und soll dieser seligen ersten Predigt nicht vergessen, so lange ich Atem im Leibe habe." Nach einen Menschenalter später gesteht er mit gleicher Wärme den starken, damals erhaltenen Eindruck von Luther. Wie das Schulwesen in dem ganzen vorliegenden Buche eine verständnis- und liebevolle Behandlung gefunden, so ist auch die Schilderung des Schulwesens in Wittenberg und des Lebens und Treibens der dortigen Professoren und Studenten eine treffliche. Mangel an Mitteln wird Mathesius gezwungen haben, wieder zum Wanderstab zu greifen. Er ging nach Altenburg und wurde Schulgehilfe. Noch ist er beschäftigt die Lücken in seinem etwas sprunghaften Bildungsgange auszufüllen.

Das zweite Buch giebt eine Ansicht von den Anfängen Joachimsthals, schildert die Einführung der Reformation daselbst und geht auch hier wieder mit besonderer Wärme auf die Schulverhältnisse ein. Die Meisterjahre führen uns Mathesius zunächst wieder in Wittenberg vor, wo er Kostgänger und Tischgenosse, Vertrauter und Freund Luthers wurde. Unter den vielen sachgemäßen Ausführungen heben wir nur die über Luthers Tischgespräche heraus. „Es fielen, sagt Mathesius, wahrlich viele gute Reden, die mich nachmals, da sich allerlei Fragen und Disputationen regten, oft gewiesen und getröstet haben. Wenn ein theurer Mann ein Wort redet zu seiner Zeit, das ist wie ein goldener Apfel oder schöne Pomeranzen und Citronat in silberner Schale." Bald traf Mathesius ein Ruf, der ihn an die Joachimsthaler Stadtkirche führte. In Joachimsthal fand Mathesius eine treue Gattin: die Schilderung des gegenseitigen Verhältnisses dürfte mit zu den besten im ganzen Werke gehören. Die folgenden Kapitel der Meisterjahre behandeln den letzten Besuch bei Luther (1545), Mathesius als Pfarrer, seine Berufung nach Leipzig, die Verhandlungen über seine Teilnahme

am Tridentiner Konzil und an der Nürnberger Konferenz, seine Audienz bei König Ferdinand, seinen Freundeskreis daheim und auswärts, den Tod seiner Gattin und die Schicksale seiner Nachkommen, seine Krankheit und seinen Tod und die Gegenreformation in Joachimsthal.

Bei so vielen Lichtseiten fehlt es in dem Buche auch nicht an einigem Schatten. Zunächst könnte man sagen, daß etwas weniger — und dies nicht bloß in den gelehrten Citaten — mehr gewesen wäre. Es sind doch manche Dinge in einer Breite in die Darstellung einbezogen, die störend wirkt, so zutreffend das Gesagte an der betreffenden Stelle auch ist: bei der Erwähnung von Rochlitz werden wir über die Geschicke der Stadt belehrt; so wird die Stadtgeschichte Joachimsthals zu breit behandelt. Zusagen kann uns diese behagliche Art allenfalls noch bei der Schilderung von Nürnberg, da wir hiedurch einen schönen Rahmen erhalten, aus dem sich dann das Bild des Mathesius lebensvoll heraushebt. Sehr gut ist es, daß der Verfasser die Quellen selbst zu Worten kommen läßt; muß das aber soweit gehen, daß man Provincialismen wie „der Thal" beibehält? Ueberflüssig sind die oftmals vorkommenden Doppeldatierungen, dergestalt, daß man im Texte findet „Freitag nach Lätare" (so rechnet doch heute niemand), und in den Noten: 15. März. Ueberhaupt gilt doch die Regel, daß alle alten Datierungen auf die jetzt gebräuchliche reduziert werden.

Im zweiten Teil, der sich in den zweiten Band fortsetzt, wird zunächst sehr ausführlich die Kirchen-, Schul- und Spitalordnung von Joachimsthal 1551 besprochen, ein größeres Kapitel, das als selbständiger Aufsatz bereits in einer Dekanatsrede vom Jahre 1891 vorlag und nun in vermehrter und verbesserter Auflage erscheint. Eine treffliche Würdigung haben die Predigten des Mathesius gefunden; schließlich werden auch seine dichterischen Leistungen besprochen. Sehr wertvoll sind die Beilagen: 1. der Briefwechsel des Mathesius, 2. die Rechtfertigungsschrift an König Ferdinand und 3. die Bibliographie der Schriften von und über Mathesius. Es finden sich 187 Briefe von und an Mathesius vor; wir begegnen den Namen Camerarius, Cellarius, Cruciger, Eber, Franck, Eoban Heß, Luther, Melanchthon u. a. Die Rechtfertigungsschrift ist vom 17. Dezember 1546 datiert und behandelt vornehmlich sein Verhalten in dieser für Böhmen so kritischen Zeit, die freilich für Ferdinand selbst noch kritischer war. Die Beilagen, namentlich die Briefe erhöhen den Wert des vorliegenden Buches sehr bedeutend: hier tritt Mathesius hervor: „freimütig und bescheiden, kraftvoll und zartfühlend, in den Tiefen der Seele erfaßt und humoristisch, schlicht und geistreich, wehmütig und hoffnungsfreudig." Für seine Stellung unter den Zeitgenossen spricht, „daß er an seine früherne Lehrer Melanchthon und Eber Mahnungen richtet, jener ihn um Kritik, Auskunft, Rat und Trost bittet, ein anderer sich angelegentlich seiner Saumseligkeit wegen entschuldigt u. s. w."

Aufgefallen ist mir die doppelte Schreibweise: Melanthon und Melanchthon, dann, daß von Mathesius und Luther als Antisemiten gesprochen gesprochen wird, endlich manche unrichtige Phrase, z. B.: „Der gute Ledderhose hat dies Buch stillschweigend ausgemolken." J. Loserth.

Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Mitteilung über deren Verhältnis. Heidelberg. Universitätsbuchhandlung von Karl Groos. 1895. 40 S.

Abdruck eines von Verwandten Creuzers seiner Zeit veranlaßten Artikels aus dem Frankfurter Konversationsblatt 1862, den jetzt Karl Groos, ein Neffe Leonhard Creuzers, veranstaltet. Beachtungswert insofern, als unquellenmäßiger Behandlung dieser Dinge (S. 4) entgegengetreten werden soll. Das kurze Vor-

wort scheint mir indes zu eng gefaßt. Weder hat Frau Sophie Creuzer schlechthin in die Scheidung eingewilligt, noch sind lediglich die pekuniären Verhältnisse der Grund der Absage an die Günderode gewesen. Sondern die Vermögenslage wie die Krankenpflege der Frau Sophie Creuzer, die man nicht abzulehnen brauchte, waren wohl als Einzelmomente mitbestimmend für eine Entscheidung, die doch ihrem inneren Wesen nach nur aus höherer sittlicher Selbstüberwindung hervorgehen konnte.

Berlin. Reinhold Steig.

Meißner F., Der Einfluß deutschen Geistes auf die französische Literatur des 19. Jahrhunderts bis 1870. Leipzig 1893. Rengersche Buchhandlung. Gebhard und Wilisch. 5 ℳ

„Ueber den Einfluß deutscher Literatur in Frankreich fehlt eigentlich noch eine zusammenhängende Darstellung." Diesen Mangel, der in der Zeitschrift „Unsere Zeit" von 1870, 2, 740 ausgesprochen wird, will Meißner beseitigen und er schätzt sich glücklich „wenn er zu dieser Arbeit einige Bausteine habe liefern können. Die Mühe, diese Bausteine herbeizukarren, hätte sich der Verfasser leicht ersparen können, wenn er außer J. Breitingers Züricher Antrittsvorlesung von 1876 „Die Vermittler deutschen Geistes in Frankreich" Th. Süpfles treffliches Werk „Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich" gekannt hätte. Da die 2. Abteilung des 2. Bandes, die sich vom Ende der Romantischen Schule bis in die achtziger Jahre des Jahrhunderts erstreckt, bereits 1890 erschienen ist, so kann der Verfasser mit wenig Fug behaupten, daß er außer Breitinger in seinem Thema keinen Vorgänger gehabt habe. Während Süpfle ein sehr solides, übersichtliches Gebäude aufgeführt hat, in dem neben der Literatur auch die deutsche Wissenschaft und Philosophie den gebührenden Raum finden, liegen die „Bausteine", die der Verfasser meistens aus der „Revue des deux mondes" herbeigeschleppt hat, in so wüsten Haufen da, daß man von dem werdenden „Einfluß deutschen Geistes" durchaus keine Vorstellung gewinnt. Die Philosophie hat Meißner ganz aus seiner Arbeit ausgeschlossen, weil diese Wissenschaft, wie er sagt, „nicht unseres Faches" ist. Leider kommt der Leser nicht zur der Einsicht, daß etwa die Literatur seines Faches sei. Der Grundfehler in der Anlage des Buches besteht darin, daß immer von den Uebersetzern und Vermittlern, wenn sie auch noch so unbedeutend sind, ausgegangen wird und niemals von den Persönlichkeiten der deutschen Literatur, die sich im französischen Geistesleben eingebürgert haben. Und doch ist die fortdauernde Beschäftigung mit unserer Dichtung hauptsächlich die Folge der überragenden Machtstellung Goethes, der von den Kritikern des „Globe" als der typische Vertreter modernen Geistes verkündet und von Alfred de Musset als Patriarch der Weltliteratur gefeiert wird. Da unser Dichter, wie andere auch, ganz zusammenhangslos an mehreren Dutzend Stellen behandelt wird, so bleibt das allmähliche Vorschreiten Frankreichs zu seiner allseitigen Würdigung und zum Verständnis seiner Persönlichkeit gänzlich im Unklaren. — Bezeichnend für die Arbeitsweise des Verfassers sind die Nachträge, die er seiner Darstellung vorausgeschickt hat. Nachdem er S. 39 behauptet, daß den französischen Romantikern die deutsche Literatur durchaus fremd geblieben sei, verzeichnet er nachträglich die berühmte Apostrophierung Goethes in der „Confession d'un enfant du siècle" und die intime Bekanntschaft des Dichters mit Werther und Faust. Aus den „Premières poésies" (S. 33, 81, 205, Bibl. Charpentier) und aus der Widmung des lyrischen Dramas „La coupe et les lèvres" an Alfred Tattet hätte Meißner leicht ersehen können, daß Musset den Jean Paul gekannt und Schiller, den er mit sichtlicher Vorliebe citiert, verehrt

haben muß. Diese Stellen hat der Verfasser nicht herangezogen, dagegen läßt er die Frage offen, ob der Franzose die großen deutschen Dichtungen im Originaltext gelesen habe. Die Frage, die für den Uebersetzer des Beckerschen Rheinliedes und des Goetheschen Gedichts „Selbstbetrug“ (Le rideau de ma voisine) mit Sicherheit bejaht werden muß, ist für die Beweisführung sehr belanglos, da abgesehen von der Wertherischen „Confession“ mehrere seiner berühmtesten Gedichte tief in Faust- und Wertherstimmungen wurzeln, Vorbilder, an die der Dichter selbst bewußt und unbewußt erinnert. Sein Jacques Rolla, „de tous les débauchés — le plus grand débauché“, der nach rasch durchrastem Tanze den Tod in eines Mädchens Armen sucht, ist ein literarischer Abkömmling seines kraftvolleren Vorfahren Faust, von dessen zwei Seelen er vorzugsweise die eine, die ihn zur Erde zieht, geerbt hat. Die Scene: Faust vor Gretchens Bett hat dem Dichter bei der sehr ähnlichen Situation im „Rolla“ offenbar vorgeschwebt.

„C'est toi, maigre Rolla? Que viens-tu faire ici?“

ist inspiriert von den Goetheschen Versen: „Was willst du hier, was wird das Herz dir schwer? Armsel'ger Faust! Ich kenne dich nicht mehr.“ Die Wiedergabe des deutschen „armselig“ durch das gleichwertige „maigre“ ist außerordentlich treffend. Gleich nach dieser unverkennbaren Reminiscenz richtet dieser kleine Faust, der von dem großen nur die Begierde und das ennui de vivre hat, an sein gewaltigeres Vorbild die vorwurfsvollen Klagen:

„O Faust! n' étais-tu pas prêt à quitter la terre
Dans cette nuit d'angoisse où l'archange déchu
Sous son manteau de feu, comme une ombre légère
T'emporta dans l'espace à tes pieds suspendu?“ —

In der Dédicace von „La coupe et les lèvres“ wird Schiller mit Amalia, Goethe mit Gretchen gepriesen:

„Faites-vous de ce monde un songe sans réveil;
S'il est vrai que Schiller n'ait aimé qu' Amélie,
Goethe que Marguerite, et Rousseau que Julie
Que la terre leur soit légère! — Ils ont aimé.“

Der Jäger „Frank“, der trotzige, excentrische Held des Stückes, das in einer an den „Freischütz“ erinnernden Scenerie auf deutschem Boden, in Tyrol, beginnt, trägt neben Byronischen auch ausgeprägte Faustische Züge. Im Gegensatze zu „Rolla“ zeigt er mehr die thätigen, gewaltsamen Eigenschaften seines Urbildes. Seine Verwünschungen gegen die Welt mit all' ihren Gütern und Reizen sind ein Nachhall von Fausts gewaltigem Fluche.

„Malheur aux nouveaux-nés!
Maudit soit le travail! maudite l'espérance!
Malheur au coin de terre où germe la semence,
Où tombe la sueur de deux bras décharnés!
Maudits soient les liens du sang et de la vie!
Maudite la famille et la société!
Malheur à la maison, malheur à la cité!
Et malédiction sur la mère patrie!“

Wie der Geisterchor bei Goethe mit seinem „Weh! Weh!“ einfällt, antwortet hier der Chor der bestürzten Jäger:

Qui parle ainsi? qui vient jeter sur notre toit
A cette heure de nuit, ces clameurs monstrueuses,
Et nous sonner ainsi les trompettes hideuses
Des malédictions?“

Déidamia, die Geliebte Franks, entspricht, in etwas operettenhafter Ausführung dem deutschen Gretchen. Nachdem er liebend, kämpfend und zweifelnd die Welt durchstürmt hat, kehrt er in ihrer engen Hütte ein, um bei dem rein gebliebenen Kinde des Volkes in dumpfer Genügsamkeit den Frieden zu finden. Auch hier der Gegensatz schüchterner, zitternder Hingebung zu dem dämonischen Unwesen des nur halb verstandenen geliebten Mannes.

Wie der Lyriker Musset, ist auch Victor Hugo, der von den Romantikern Frankreichs unsere Dichtung vielleicht am wenigsten zu würdigen wußte, als Dramatiker von deutschen Literaturströmungen berührt worden. Wenn Meißner auch den Einfluß Schillers, dessen Dramen 1821 von Chamissos Freunde Barante vollständig übersetzt wurden, auf Hugos romantische Stücke nicht anerkennen will, so durfte ihm doch die starke Einwirkung A. W. Schlegel's auf die programmartige Vorrede zum „Cromwell“ nicht entgehen. Die Ausführungen über den Begriff des Grotesken sind hier von den Ideen abhängig, die der Kritiker der Romantik in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur“ namentlich im Shakespearekapitel von der Verbindung des Tragischen und Komischen vorgetragen hat. Allerdings ist dem Verfasser die sehr wichtige Thatsache verborgen geblieben, daß die Vorlesungen bereits im Jahre 1814 von Frau Necker de Saussure als „Cours de littérature dramatique“ übersetzt worden waren und daß sie in der Folge einen mächtigen Anstoß zur Beschäftigung mit dem wirklichen Shakespeare gaben. Auf eine historische Würdigung dieser den französischen Geschmack revolutionierenden Einflüsse hat sich Meißner überhaupt nicht eingelassen. Er scheint garnicht zu erkennen, daß die Vertrautheit mit deutscher Dichtung, mit Shakespeare, Scott und Byron im Befreiungskampfe gegen das literarische Zopftum die schärfsten Waffen lieferte, daß der Kampf gegen die Aufklärung von Rousseau, Saint-Pierre, Chateaubriand begonnen, von Frau von Stael und ihren Anhängern fortgesetzt, nunmehr mit Hilfe germanischen Geistes von den Romantikern siegreich zu Ende geführt wurde. Wie es dem Verfasser nicht gelingt, diese Bewegungen in ihrem Zusammenhang zu würdigen, so ist sein Urteil auch unhistorisch, schief und einseitig, wo es sich um deutsche Verhältnisse handelt. Die romantische Ironie ist ihm keine historisch zu erklärende Erscheinung, sondern die nichtswürdige Manier, alles zu belächeln, aufzulösen, und wenn Galuski in der „Revue des deux mondes“ (1846) die Ironie Schlegels als gelehrte Spielerei schätzt, so nimmt er diese Kritik für ein Urteil, „das jeder Deutsche unterschreiben wird.“ Schwerlich! Friedrich Hölderlin, der von Challemel-Lacour sehr verständig gewürdigt wird, rechnet er zu den „Autoren untergeordneter Gattung“. Wer „Hyperions Schicksalslied“ oder den „Wanderer“ wirklich gelesen hat, wird den unglücklichen Dichter höher schätzen. Recht merkwürdig ist des Verfassers Anschauung von Hebbel. Daß dieser seiner Zeit die deutsche Bühne fast ganz beherrscht habe, ist eine Behauptung, „die leider nicht jeder Deutsche unterschreiben wird.“ Denn die Beherrscherin war wohl die Birch-Pfeiffer. Der Grundfehler Hebbels soll gewesen sein, daß ihm zum Reflexionsdichter die nötige philosophische Schulung gemangelt habe. Klärung durch philosophische Studien hätten ihm aus dem Labyrinth heraushelfen können. Statt dieser Urteile hätte der Verfasser lieber mitteilen sollen, daß eine geschickte Uebersetzung der „Maria Magdalena“ von Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) in der „Revue germanique“ veröffentlicht wurde, und daß der Dichter durch die Besprechungen St. René Taillandiers ermutigt, im Jahre 1854 ernstlich daran dachte, sein Drama „Herodes und Mariamne“ mit Hilfe von Pariser Freunden am „Théâtre français“ zur Aufführung zu bringen. (Briefwechsel, 1, 343; 2, 176). Der Verfasser, der den Dichter des Hyperion nicht anerkennen will, vermag auch nicht, in „das gewohnte Lob über der Nibelungen Vortrefflichkeit“ mit ein-

zustimmen, selbst auf die Gefahr hin, der Ketzerei bezichtigt zu werden. Die Verständnislosigkeit für unser Nationalepos kann niemandem zum Vorwurfe gemacht werden; anders steht es mit den Ketzereien, die Meißner an der heiligen Muttersprache begangen hat, z. B. in folgendem Sätzchen: „Raumer hält es für die italienischen Staaten als ein Glück, von Oesterreich beherrscht zu werden.“ Derartige Stilblüten sind in die Darstellung reichlich eingestreut. Andere Versehen, die aus französischen Schreibfehlern stammen, wie „Grüber“ statt „Gruber“ (der Wielandbiograph) oder „Meisterfloh“ statt „Meister Floh“ zeigen deutlich, daß man den französischen Kritikern zuweilen ohne viel Besinnen nachgeschrieben hat. — Der bei weitem größte Teil des Buches (von S. 46—243) besteht überhaupt nur in einer gänzlich wahllosen Wiedergabe von Beurteilungen deutscher Werke aus der „Revue des deux mondes“. Kritiken über verschollene Autoren, wie Max Waldau, die Paalzow, Friderike Bremer, werden ausführlich dargeboten. Aber auf diese Weise ist wenigstens ein Buch zu Stande gekommen.

Berlin. Arthur Eloesser.

Stern A., Studien zur Literatur der Gegenwart. Mit neunzehn Porträts nach Originalaufnahmen. Dresden, Esche 1895. 10.50 ℳ

Mit diesem umfangreichen Werke, das sechzehn Aufsätze über neunzehn Schriftsteller verschiedener Nationen enthält, alle aus „freien Vorträgen“ erwachsen, wünscht der Verfasser „an seinem Teile zur Klärung der durch einander wogenden Meinungen und zur Beseitigung der Schlachtrufe beigetragen, vor deren Getöse keiner mehr sein eigen Wort, geschweige das des anderen verstehen kann.“ Man sieht, das Buch will in die Erörterung der seit ungefähr einem Jahrzehnt dringend gewordenen Probleme der neuesten Literatur eingreifen. Diese sind sehr verschiedener Art, lassen sich aber sämtlich in die Fragen zusammen fassen: ist eine Poesie existenzberechtigt, die vor allem darnach strebt, die Wirklichkeit wiederzugeben, und dabei das lange vernachlässigte Häßliche ebenso übertreibend vorschiebt, wie es ehedem zurückgedrängt worden war? Darf der Dichter aufhören, zu „komponieren“? Ist sein Schaffen dann noch Kunst? — Das Buch von Stern antwortet, so weit ich sehe, darauf nicht und zwar trotz der im Vorworte ausgesprochenen Absicht. Es läßt sich nirgends auf die Theorie des Naturalismus und seiner Begleiterscheinungen ein — für das Alles zusammen sollte nun wirklich einmal ein neuer sachgemäßer Terminus geschaffen werden —, nur hie und da wird der Abstand der Anschauungen des Verfassers von den modernen angedeutet, ohne daß jene völlig klar würden, oder, und das geschieht am häufigsten, sein persönliches Wohlgefallen oder Mißfallen an einzelnen Werken und Richtungen wird, zumeist ohne genauere Begründung, kund gegeben. Nun darf ich allerdings, will ich nicht ungerecht werden, eines Umstandes nicht vergessen: Adolf Stern ist kein Neuling in der deutschen Literatur; es sind mehr als vierzig Jahre verflossen, seit seine erste Dichtung erschienen ist und, wie mich Kürschner belehrt, sind ihr sehr viele größere und kleinere Schriften ziemlich ununterbrochen gefolgt. Wer sich also mit Sterns bis-

herigen Büchern genauer befaßt hat, wird seinen Standpunkt kennen und auch wissen, welchen Sinn er mit den allgemeinen Redewendungen des vorliegenden Werkes zu verbinden hat. Ich habe nur seine weitläufige Darstellung der neueren Literatur gelesen und seine mit Erich Schmidt zusammen veranstaltete Ausgabe der Schriften Otto Ludwigs; diese hilft mir hier nicht, jene Bände verfolgen vorwiegend praktische Zwecke und enthalten sich sowohl der Theorie als der Geschichte im engeren Sinne, sie befassen sich nicht mit literarhistorischer Forschung. Um Sterns Verhältnis zur „Literatur der Gegenwart" in den „Studien" beurteilen zu können, muß ich aus diesen selbst schöpfen.

Da fällt mir sofort die Auswahl der besprochenen Autoren auf. Gehört Friedrich Hebbel zur „Literatur der Gegenwart"? Doch höchstens in dem Sinne, daß er in ihr vereinzelt nachwirkt, aber nicht mehr als eine darin geltende lebendige Macht. Wenn sich das aber so verhält, dann fehlen mir in der Reihe gar manche sehr wichtige Schriftsteller. Entweder hat also Stern den Begriff „Literatur der Gegenwart" viel weiter gefaßt, als das jetzt gewöhnlich geschieht, oder er geht viel weniger darauf aus, die wesentlichen und Haupteinflüsse, die in der modernen Literatur sichtbar werden, zu ermessen, als sein Vorwort annehmen läßt. Was von Hebbel zu sagen ist, gilt gleichermaßen von Freytag, Bodenstedt, Storm, Keller, Scheffel. Es scheint demnach, der Zufall, daß dem Verfasser eben diese hier zusammengestellten Aufsätze fertig vorlagen, hat die Auslese bestimmt, und nicht die Ueberlegung, solche Dichter zu behandeln, deren Wesen sich zugleich mit den Grundlinien der Besonderheit der modernen Literatur deckte. Ganz so verhält es sich mit den ausgehobenen lebenden Autoren: Fontane, Baumbach Seidel, v. Wildenbruch, Rosegger, Sudermann Hauptmann, sie reichen nicht aus; wo bleibt vor allen Spielhagen, wo der jüngst uns entrissene Anzengruber, wo Frau von Ebner Eschenbach, die für ein Bild der deutschen Literatur unserer Zeit vielleicht tiefer einschneidende charakteristische Züge liefern, als die Mehrzahl der von Stern vorgeführten? — Dawider wäre nun sofort einzuwenden, daß hier überhaupt gar nicht eine Geschichte der modernen Literatur beabsichtigt ist, sondern „Studien" zu dieser. Das ist ohne Zweifel richtig, allein dann verzichtet das Werk auch von selbst darauf, den Lesern eine förderliche Richtschnur in die Hand zu geben, es stellt sich uns dar als eine Sammlung von Aufsätzen ohne bestimmten Mittelpunkt, ohne andere als gewisse weit gezogene Zeitgrenzen, ohne andere Verbindung als durch dieselbe Persönlichkeit des Verfassers.

In noch höherem Grade drängen sich diese Bedenken auf bei der kleinen Zahl von Vertretern fremder Literaturen, die Stern den deutschen Dichtern anreiht. Daß Ibsen die Norweger repräsentiert, ist in der Ordnung, wenngleich er von allem Anfang an bis heute nur sich selbst gibt und zwar nachgeahmt werden, niemals jedoch eigentlich Schule machen kann. Auch Daudet

für die Franzosen lasse ich mir gefallen und unterdrücke den naheliegenden Einwand, daß dieser Autor schon nicht mehr die „Gegenwart", sondern eine unferne Vergangenheit darstellt; heute walten ganz andere Mächte über der französischen Poesie. Tolstoi ist gleichfalls ein homo sui generis, allein, unvergleichbar, kein Repräsentant der modernen russischen Literatur. Rydberg ist nicht mehr ein Mann der Gegenwart und Graf Snoilsky verdankt seinen Platz in dieser Reihe nur der persönlichen Zuneigung Sterns, der die Gedichte dieses Autors ins Deutsche übersetzt hat. Geradezu unbegreiflich ist mir der letzte der Neunzehn: Walter Besant. Ich weiß für seine Wahl gar keinen anderen Grund zu finden, als daß er ein beliebter, vielgelesener Romandichter ist, ganz so wie Hardy, Black, Blackmore, Shorthouse, Payn, Norris und viele andere, die hierher zu schreiben wären. Und es dünkt mich das um so wunderlicher, als Stern just das, was Besant auszeichnet, die socialpolitische Richtung, die praktische Philanthropie, die Reformarbeit, gar nicht betont, ja genau besehen überhaupt nicht einmal erwähnt.

Immerhin, die Reihe ist einmal da, kümmern wir uns nicht länger um Wahl und Folge der Erlesenen, sprechen wir über die Behandlungsweise. Zunächst stelle ich fest, daß ich jedem Autor bedingungslos das Recht zugestehe, seine Bücher zu schreiben, wie es ihm paßt. Und ferner, daß dem Kritiker die Verpflichtung obliegt, anzugeben, was der Verfasser gewollt und wie er das Gewollte durchgeführt hat. Daneben muß sich aber freilich der Recensent auch die Befugnis wahren, seine eigne Auffassung der Sache mitzuteilen und darzulegen, in wiefern Ziel und Verfahren des Autors von den Vorstellungen abweichen, die er darüber besitzt.

Verschiedene Arten von Essays über einzelne Dichter und ihre Werke sind mir bekannt, insoweit als ich von der bloßen Anhäufung biographischer Angaben absehe. Die eine Weise betrachtet den Poeten und seine Schöpfungen historisch. Sie sucht die Voraussetzungen seines Lebens auf, analysiert die Elemente seiner Bildung und strebt darnach, zu ermitteln, wie sie sich mit den angeborenen Gaben des Dichters zu seiner Persönlichkeit verbunden haben. Sie ordnet ihn ein in die Umgebung seiner Zeitgenossen, müht sich, zu verstehen, wie sie auf ihn, wie er auf sie gewirkt haben, und kommt der Lösung ihrer Aufgabe dann am nächsten, wenn der dunkle Rest möglichst gering ist, der bei der Synthese des dichterischen Wesens aus seinen historischen Bestandteilen für die Forschung immer noch erübrigt. — Ein zweites Verfahren ist das psychologische, nahe verwandt mit dem ersten, vorteilhaft an dieses sich knüpfend. Da werden des Dichters Werke an sich der Untersuchung zu Grunde gelegt, was der Ueberlieferung, was der Kunst gehört, wird thunlichst ausgeschieden; während dieses Prüfens selbst wird, die Möglichkeiten stetig analytisch einengend, auf den Kern des Poeten, auf seinen Charakter, das Eigenste seines Seelenlebens vorgedrungen. Glückt das Unternehmen, so bildet das Ergebnis eine psychologische Konstruktion, die sich dann als

richtig erweist, wenn des Dichters Werke, aus denen sie geschöpft ist, sich aus ihr wiederum zureichend erklären lassen: die erneute Zusammensetzung bestätigt die Richtigkeit der vorgenommenen Auflösung. — Ferner kann sich die ernsthafte Betrachtung eines Schriftstellers vorzugsweise auf seine Kunst erstrecken. Wie er geschaffen hat, mit welchen Mitteln, wie diese einer bestimmten Absicht, dem Ideale, dienstbar gemacht wurden, das soll erkannt werden. Die Genesis des Künstlers, nicht so sehr des Menschen, ist das Ziel der Forschung. Zwar darf bei keiner dieser drei Hauptarten der Würdigung eines Dichters der Untersuchende einer gewissen Kongenialität mit seinem Vorwurf ganz entraten, er muß selbst zum wenigsten poetisch empfinden und nachfühlen können; er bedarf dessen mehr bei der psychologischen als bei der historischen Methode, richtet er jedoch sein Augenmerk auf die Technik des Künstlers, dann ist ihm ein gewisser Grad künstlerischen Vermögens am allermeisten nötig. Keiner dieser wesentlichsten Typen findet sich in den besten Essays der modernen Literaturen ganz rein, gewöhnlich mischen sie sich, aber so, daß einer von ihnen überwiegt. Wir werden darnach nicht zweifeln, daß z. B. Emerson, Matthew Arnold, Edmonde Scherer und Paul Bourget insbesondere den psychologischen Essay pflegen, Heinrich von Treitschke, Wilhelm Scherer, Erich Schmidt die historische Gattung, indeß Henry James, J. Russell Lowell u. a. hauptsächlich die Künstler studieren.

Das Buch von Stern vermag ich in keiner dieser Hauptgruppen unterzubringen. In der historischen und psychologischen schon deshalb nicht, weil diese beiden wissenschaftlich sind und in das Arbeitsgebiet der Philologie fallen; gegen alles aber, was zur wissenschaftlichen Behandlung der Literatur gehört, zeigt der Verfasser eine leidenschaftliche Abneigung, geradezu Idiosynkrasie. Vielleicht kommt diese fatale Empfindung Sterns aus dem unsicheren Gefühl seiner eigenen Stellung: er ist zu viel Dichter, als daß er nicht die gelehrte Arbeit verachtete, und ist zu wenig Dichter, als daß er der Lust, Literatur zu beschreiben, entsagen könnte. Diese Eigenheit ist mir an ihm nicht neu, hat er doch viele Bände erklärender Kataloge von Schriftstellern verfaßt, ohne auch nur irgend das Bedürfnis nach historischer Einsicht, nach Erkenntnis der historischen Zusammenhänge zu verraten; für ihn ist die historische Entwicklung ein bloßes Nacheinander von Personen und Ereignissen. So hat er es zuwege gebracht, Literaturgeschichte ohne Geschichte darzustellen. Die Mühen, welche der psychologische Essay fordert, sind ihm ebenfalls ganz widerwärtig, und wendet er sich bisweilen ihnen zu, so bleibt er in den ersten Anläufen stecken. Und gleichermaßen ist Stern einer Besprechung der Technik in seinen Essays ausgewichen, zu der die eigene dichterische Praxis und ausgedehnte Lektüre ihn besonders gut ausgerüstet hätten.

So sind die Schilderungen in diesem Buche derart beschaffen, daß man geringe Freude an ihnen haben kann. Es sind Bilder, durchweg in

der Fläche gezeichnet, ohne Tiefe, ohne scharfe Umrisse, ohne verdeutlichenden Hintergrund. Nun brauchen ja solche Forderungen in Essays über Dichter gar nicht erfüllt zu werden und es kann doch ein gutes Buch geben. Julian Schmidt hatte weder der historischen Forschung noch der experimentellen Psychologie, noch der Technik der Poesie besondere Aufmerksamkeit zugewandt, und doch ist er mit Recht ein Führer des literarischen Urteiles für seine deutschen Zeitgenossen geworden: er dankte das einem untrüglich scharfen Verstande, einem Wesen, das sich stets über sich klar gewesen ist und über das, was es von anderen verlangte. Diese Schärfe vermisse ich jedesfalls in den „Studien" von Stern; ist sie vorhanden, so kommt sie bei seiner rhetorisch aufgequollenen, weitschweifigen Schreibweise nicht zur Geltung. Seine Aufsätze mögen einer Menge von Lesern gewiß nützlich sein, denn sie geben bei den meisten Dichtern den Inhalt der Hauptwerke an und breiten gerade so viel Kritik darum aus, daß man mit ihrer Hilfe über die Dinge ungefähr unterrichtet wird, ohne sich selbst in sie sonderlich vertieft zu haben. Das ist allzeit eine praktisch sehr erfolgreiche Gattung. Wie viel dauernden Wert man ihr beilegt, wird davon abhängen, welches Gewicht man dem Urteile Adolf Sterns beimißt. Zu Gunsten von Verfasser und Verleger wollen wir wünschen, daß der Kreis derer möglichst groß sei, die aus dem Werke eine genügende Kenntnis der „Literatur der Gegenwart" zu erwerben wünschen. Die Ausstattung wird der Erreichung dieses Zweckes dienlich sein, hingegen sind die Bilder unerlaubt schlecht.

Graz. Anton E. Schönbach.

Plechanow G., N. G. Tschernischewsky, Eine literarhistorische Studie. Stuttgart. Verlag von J. H. W. Dietz. 1894. 2.50 *M.*

Nikolaus Gawrilowitsch Tschernischewsky wurde als Sohn eines Dompriesters 1829 zu Saratow geboren. 1850 absolvierte er die philosophischen Studien an der Universität Petersburg. Hier war er auch einige Zeit als Lehrer am 2. Kadettenkorps, später am Gymnasium seiner Vaterstadt thätig. Von 1853 an widmete er sich fast ausschließlich der Schriftstellerei, wobei ihm zunächst W. G. Bjelinsky (1811—1848) — Plechanow sagt von diesem, er habe für die russische Literatur mehr gethan, als Lessing für die deutsche — Vorbild war. Seine erste selbständige Arbeit, hervorgegangen aus seiner Magister-Dissertation, betitelte sich: „Das ästhetische Verhältnis der Kunst zur Wirklichkeit," vollendet 1854. Er stellt sich darin die Aufgabe, „den Idealismus aus der Aesthetik zu verbannen." Das Schöne definiert er als „das Leben": „nur jenes Wesen hält der Mensch für schön, in dem er das Leben, wie er es gerade auffaßt, wieder erblickt; schön erscheint ihm der Gegenstand, der ihn an das Leben erinnert." Das Tragische, meint er, habe keinen wesentlichen Zusammenhang mit der Idee des Schicksals oder der Notwendigkeit, vielmehr sei es „nach den Begriffen der neuen europäischen Bildung" das Furchtbare im Leben des Menschen. Die Kunst entstehe nicht aus dem Bedürfnis des Menschen, die Mängel der Wirklichkeit zu ergänzen, es sei vielmehr dasselbe, das sich in der Porträtmalerei kund gebe: „Widerspiegelung des Lebens — das ist das allgemeine charakteristische Merkmal der Kunst, ist deren Wesen; oft haben die Kunstwerke auch eine andere

Bedeutung — sie erklären das Leben, oft haben sie auch die Bedeutung von Urteilssprüchen über Erscheinungen des Lebens." Die verschiedenen Gesellschaftsklassen haben, je nach ihren ökonomischen Daseinsbedingungen, auch verschiedene Schönheitsideale. Die Klasse, die in der Gesellschaft herrscht, herrscht auch in der Literatur und Kunst: es wechseln demnach die Schönheitsideale mit den Zeiten, sie wechseln selbst innerhalb derselben Gesellschaftsklasse, je nachdem sich deren „ökonomische Lebensstellung" ändert, je nachdem sie im Aufstreben ist, die Herrschaft erreicht hat oder allmählich verfällt. Diese letzten Sätze nennt Tschernischewskys Biograph „eine geniale Entdeckung im vollen Sinne des Wortes". Aber er gibt dann doch auch zu, daß sie schon bei Schelling und insbesondere in Hegels Aesthetik vorgebildet lagen: man erinnere sich, wie tief Hegel in der russischen Literatur noch zu einer Zeit wirkte, da in Deutschland sein Einfluß schon im Schwinden war. Plechanow wirft übrigens Tschernischewsky vor, daß er „die Wirkung des von ihm entdeckten Princips" nicht durch die Geschichte der Menschheit verfolgt habe; hätte er dies gethan, dann hätte er die größte Umwälzung in der modernen Aesthetik hervorgerufen.

Auch in der Zeitschrift Sowremennik (Zeitgenosse), 1847 von Panajew gegründet, deren Redaktion Tschernischewsky um die Mitte der fünfziger Jahre übernahm, finden sich noch ästhetische und literarhistorische Aufsätze aus seiner Feder, die von denselben Ideen erfüllt sind. In einem Aufsatz über die Poetik des Aristoteles rechnet er es den russischen Aesthetikern als ein großes Verdienst an, daß sie nie der Literaturgeschichte mit Theorien im Wege standen: „Bei uns wurde immer die Notwendigkeit der Literaturgeschichte anerkannt; und die, welche sich besonders mit ästhetischer Kritik abgaben, haben sehr viel mehr als irgend einer von unsern heutigen Schriftstellern auch für die Literaturgeschichte geleistet. Bei uns erkannte die Aesthetik stets an, daß sie sich auf das exakte Studium von Thatsachen stützen muß . . . . die Geschichte der Kunst ist die Grundlage für die Theorie der Kunst." Seine späteren Aufsätze und Arbeiten gehören fast alle in das Gebiet der Nationalökonomie, sein Hauptwerk ist eine Uebersetzung von John Stuart Mills „Grundsätzen der politischen Oekonomie"; in den Anmerkungen hiezu hat er seine eigenen nationalökonomischen Ansichten niedergelegt. Diesen ist auch der weitaus größte Teil von Plechanows Buch gewidmet, etwa 250 von den 388 Seiten. Auch die beiden Romane „Prolog zum Prolog" und „Was thun?", die Tschernischewsky geschrieben hat, behandeln socialpolitische Probleme. „Was thun?" (1863 erschienen) hatte nach Plechanow „einen kolossalen, unerhörten Erfolg". Die Frauenfrage und die Frage der Produktionsgenossenschaften werden darin behandelt, jene in dem Sinne des George Sand, diese nach den Lehren Lassalles, doch mit Berücksichtigung der eigentümlichen Verhältnisse Rußlands. Auch Feuerbachsche Ideen will Plechanow in dem Romane finden. Die Originalität des Romanes liegt in der Darstellung eines neuen Typus der russischen Gesellschaft, der russischen Intelligenz, des Typus des russischen Revolutionärs. Rachmetow, so nennt er ihn, hat viel von einem mittelalterlichen Asketen an sich, er kasteit sich, er versucht, ob er die Tortur würde ertragen können, indem er die ganze Nacht auf einer mit Nägeln bespickten Decke liegt. „In jedem hervorragenden russischen Revolutionär," sagt Plechanow, „steckt ein großes Stück Rachmetowschtschina".

Die schriftstellerische Thätigkeit Tschernischewskys führte ihn 1862 ins Gefängnis. Er wurde der „Vorbereitung zur Empörung" angeklagt, blieb zwei Jahre in Untersuchungshaft und wurde dann zum Pranger, zu siebenjähriger Zwangsarbeit in den Bergwerken und lebenslänglicher Ansiedlung in Sibirien verurteilt. Am 13. Juni 1864 stand er auf dem Mytinsky-Platz in Petersburg am Schandpfahl. Bis zum Jahr 1884 lebte er in Sibirien, dann wurde

ihm gnadenweise gestattet, sich in Astrachan anzusiedeln. Dort scheint er noch zu leben, wenigstens sagt sein Biograph nichts von seinem Tod. Er übersetzte nun Webers Weltgeschichte und schrieb mehrere Aufsätze in literarische Zeitschriften, u. a. einen Aufsatz gegen Darwin. Plechanow sagt von diesem, er hinterlasse den drückendsten Eindruck: „wenn man ihn liest, fühlt man, daß man es mit einem endgiltig geknickten und gebrochenen Schriftsteller zu thun hat.“

Plechanow scheint auch ein Russe zu sein, seine Sprache ist zwar meist korrekt, doch sehr hart, sein Buch liest sich wie eine schlechte Uebersetzung aus einer fremden Sprache. Auch da, wo er rein literarische Dinge bespricht, verrät er sich als gesinnungstüchtigen socialdemokratischen Doctrinär. Fast von jeder Seite kann man sein Glaubensbekenntnis ablesen.

Wien. E. Guglia.

Nachrichten.

Am 28. Mai 1895 starb in Berlin der Oberlehrer a. D. Professor Dr. Heinrich Pröhle (geb. zu Satuelle am 4. Juni 1822). In fünfzigjähriger, unausgesetzter schriftstellerischer Thätigkeit begleitete Pröhle als Dichter und Journalist, als Sammler und Herausgeber, als Geschichtsschreiber und Literarhistoriker die politische und geistige Entwickelung seines Vaterlandes von dem Vormärz bis in die Gegenwart. In der Liebe zu volkstümlichen Ueberlieferungen aller Art, zu Volksliedern und Volksschauspielen, zu Märchen und Sagen, zu Kinderreimen und Rätseln, den Brüdern Grimm nahestehend, durfte er sich bei der Wiedergabe des aus dem Volksmunde Aufgelesenen ihres vollen Beifalles erfreuen. In diesen Arbeiten, wie in seinen zahlreichen Beiträgen zur Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts knüpfte er mit Vorliebe an seine teure harzische Heimat an. Nirgends aber war er so heimisch wie in den Schätzen des Gleimstiftes zu Halberstadt, die er als emsiger Nachfolger Körtes glücklich verwertete, ohne deren Ausnutzung durch jüngere Kräfte eifersüchtig zu hindern, diese vielmehr auf rührend selbstlose Weise in der Durchführung ihrer Pläne fördernd. Zum Abschluß seines Lebenswerkes, das ihn bis in die letzten Jahre beschäftigte, einer umfassenden Biographie Gleims, ist er nicht gekommen. Jeder aber, den die rastlos fortschreitende Forschung auf die von ihm betretenen Wege führen sollte, wird des von ihm Erstrebten und Geleisteten in aufrichtiger Dankbarkeit gedenken müssen.

Bakowce in Galizien, 15. August 1895.

August Sauer.

Nachträge und Berichtigungen.

Band 2, S. 760 Anmerkung 6 lies: Agrippa. — Ergänzungsheft S. 2 Z. 9 lies: 1822 statt: 1832. — Ebenda S. 6 Anmerkung 1 ist zu den Uebersetzungen von Wolfes Gedicht die der Betty Paoli hinzuzufügen, Neueste Gedichte Wien 1870 S. 77: „Soldatenbegräbniß“.

Im Manuskript abgeschlossen am 15., im Satz am 29. August 1895.

Register.[1]

Von Richard Batka in Prag.

---

1) Die Bibliographie und die Nachrichten sind in das Register nicht mit einbezogen, aus den Recensionen und Referaten ist nur das Wesentlichste verzeichnet. E = Ergänzungsheft.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben von August Sauer.

Ergänzungsheft zum 2. Band.



Mitteilungen

aus der

Literatur des 19. Jahrhunderts

und

ihrer Geschichte.

Preis: M. 4.—

Bamberg.
C. C. Buchner Verlag
Rudolf Koch
1895.

Inhalt.

Man bittet die dritte und vierte Seite des Umschlags zu beachten.

Die Verlagshandlung.

Briefe, Manuskripte und Büchersendungen sind zu richten an den Herausgeber Professor Dr. August Sauer in Prag, Smichow 586.

Mitteilungen

aus der

Literatur des 19. Jahrhunderts

und

ihrer Geschichte.

Ergänzungsheft
zu
Euphorion
Zeitschrift für Literaturgeschichte
herausgegeben von A. Sauer.

Band 2.

Bamberg.
C. C. Buchner Verlag
Rudolf Koch
1895.

Inhalt.

Charles Wolfe.[1]

Von Jakob Schipper in Wien.

Aus der Literatur der neueren Zeit sind drei merkwürdige Beispiele zu verzeichnen, welche die Macht der Dichtung aufs deutlichste erkennen lassen. In allen drei Fällen handelt es sich freilich um Gedichte, welche die kriegerischen Neigungen der Völker, die nationale Gesinnung, den Patriotismus zur Voraussetzung haben, und jedesmal hat sich der Appell an diese Gefühle so mächtig erwiesen, daß die Dichter dieser Lieder, ohne sonstige poetische Leistungen von hervorragender Bedeutung aufweisen zu können, nur durch das eine Gedicht zu unsterblichem Ruhme gelangt sind. Ja, bei zweien hat sogar der Ruhm des Liedes den Ruhm des Dichters tief in Schatten gestellt. Das eine dieser Gedichte ist die Marseillaise, die im Jahre 1792 zu Straßburg von dem jungen, aus der Gegend von Lyon gebürtigen Ingenieur-Offizier Rouget de l'Isle in einer Nacht, vom 24. auf den 25. April, nach der Kriegserklärung an Oesterreich verfaßt und komponiert worden sein soll und seitdem zum Revolutions- und Nationallied der Franzosen geworden ist; das andere ist „Die Wacht am Rhein," das Trutz- und Siegeslied der Deutschen, welches von dem früher wenig bekannten, 1819 geborenen und schon 1849 jung verstorbenen Dichter Max Schneckenburger gedichtet und erst durch den glorreichen Krieg vom Jahre 1870/71 zum Nationallied des vereinigten deutschen Volkes erhoben wurde. In beiden Fällen darf man wohl behaupten, daß die wenigsten Derjenigen, welche die „Marseillaise" oder „Die Wacht am Rhein" singen, die Namen der Dichter dieser Lieder kennen.

[1]) Ein Vortrag, gehalten im Wiener neuphilologischen Verein am 22. Februar 1895.

Anders verhält es sich mit dem von der englischen Literatur gewährten Beispiel für den im Wesentlichen auch nur auf einem einzigen kurzen Gedicht beruhenden Dichterruhm seines Verfassers, nämlich mit Charles Wolfes nur aus acht vierzeiligen Strophen bestehender Elegie The Burial of Sir John Moore (Die Bestattung des Sir John Moore). Hat dies schöne Gedicht seiner Natur nach auch nicht zum Volksliede werden können, so ist es doch allen gebildeten Engländern bekannt, und jeder, der es kennt, weiß auch, daß es von dem jungen, 1791 geborenen und schon 1832, gleichfalls in dem jugendlichen Alter von 32 Jahren, verstorbenen Irländer Charles Wolfe gedichtet worden ist.

Während also das französische und das deutsche Gedicht in erster Linie durch die politischen Ereignisse und durch die schwungvollen Melodien, von denen diese Lieder getragen werden, zu außerordentlicher Popularität gelangt sind, so daß die Namen der Dichter darüber fast in Vergessenheit geraten sind, stützt sich der Ruhm des englischen Gedichts und seines Verfassers, wenn auch das patriotische Mitgefühl mit dem Helden, den es feiert, dabei gleichfalls in Betracht kommt, doch hauptsächlich auf die poetische Schönheit der Dichtung selber. In der That ist sie dem mit ihr in Parallele gestellten französischen wie auch namentlich dem unbedeutenderen deutschen Gedicht an dichterischem Wert weit überlegen und gehört anerkanntermaßen zu den erlesensten Perlen der neueren englischen Poesie.

Für die Entstehung wie für den Inhalt der Dichtung ist eine etwas genauere Kenntnis der Vorgeschichte des Gedichtes, wie auch der Lebensgeschichte oder richtiger eigentlich der Abstammung des Dichters, wenn auch nicht gerade notwendig, so doch von bedeutsamem Interesse.

Als Charles Wolfe sein schönes, die unter eigentümlichen Verhältnissen erfolgte Bestattung des auf dem Schlachtfelde von Coruña gefallenen englischen Generals Sir John Moore feierndes Gedicht schrieb, gehörte er wahrscheinlich noch als etwa zwanzigjähriger Student dem Trinity College zu Dublin an.

Was mag den sanften, kränklichen jungen Mann, der später

in den Dienst der anglicanischen Kirche eintrat, dazu veranlaßt haben, ein derartiges Ereignis zu besingen? Ein Blick auf sein Leben giebt uns die mutmaßlich richtige Antwort auf diese Frage. Charles Wolfe gehörte derselben angesehenen irischen Familie an, aus der der heldenmütige, im Jahre 1759 bei Quebeck gefallene General James Wolfe, der Canada den Franzosen entrissen und dem man in der Westminster-Abtei ein Denkmal gesetzt hatte, entstammte.

Oftmals mochte der junge Charles die Beschreibung des Todes seines berühmten Vorfahren gehört und gelesen haben, wie dieser, von drei Kugeln durchbohrt, vom Schlachtfeld für tot hinweggetragen wurde, aber bei dem lauten Ruf „Sie fliehen!" noch einmal zur Besinnung kommend fragt: „Wer flieht" und nach der Antwort: „Die Franzosen!" mit den Worten: „Dann sterbe ich ruhig!" seine Seele aushaucht. So ist es erklärlich, daß dieser junge, sanftmütige, aber begeisterungsfähige Irländer zu seinem berühmten Gedichte angeregt wurde durch einen anderen, etwa fünfzig Jahre nach der Schlacht bei Quebeck gleichfalls über die Franzosen erfochtenen Sieg der Engländer, wobei wieder ein tapferer britischer General den Tod gefunden hatte. Dies hatte sich so zugetragen:

Nachdem im Sommer des Jahres 1808 die Franzosen in Spanien durch die englischen Truppen bis zum Ebro zurückgedrängt worden waren und Joseph Bonaparte sich schon aus Madrid nach Burgos zurückgezogen hatte, kam der Kaiser Napoleon seinem Bruder mit einem großen Heere von 250,000 Mann zu Hilfe, von dem die sehr viel schwächeren englischen und spanischen Truppen im November wiederholt geschlagen wurden, so daß Joseph wieder in Madrid einziehen konnte. Mittlerweile war der englische General-Lieutenant Sir John Moore mit etwa 30,000 Mann von Lissabon nordwärts dem französischen Marschall Soult, der nur 18,000 Mann befehligte, entgegengezogen, erfuhr aber noch rechtzeitig, daß Napoleon selbst mit einer großen Truppenmacht heranzöge, um ihn vom Meere abzuschneiden, und trat nun sofort den Rückzug an. Glücklicherweise wurde Napoleon durch bedrohliche Nachrichten aus Paris,

die ihm für den kommenden Frühling aufs Neue einen Krieg mit Deutschland in Aussicht stellten, verhindert, seinen Plan auszuführen. Er wandte sich nach Valladolid und übertrug Soult die weitere Verfolgung der Engländer. Diesem vermochte Sir John Moore drei Tage lang bei Pietros und Lugo Stand zu halten und gelangte mit geringen Verlusten am 11. Januar 1809 auf die Höhe von Coruña, wo er hoffen durfte, die dorhin bestellte englische Transport-Flotte anzutreffen. Durch widrige Winde aber war diese zurückgehalten worden, und so sahen sich die Engländer eingeklemmt zwischen dem Meer und den Franzosen. Verschiedene seiner Generale drangen in Sir John Moore, mit dem Feinde zu verhandeln, doch vergebens. Zum Glück für die Engländer ließ der unentschlossene Soult die günstige Zeit bis zum 15. unbenutzt verstreichen, obwohl schon am 14. die ersten englischen Transportschiffe in Sicht gekommen waren und Moore schon am 15. begonnen hatte, seine Pferde und Geschütze einzuschiffen. Am 16. endlich gieng Soult zum Angriff vor, doch Sir John Moore, der an den zunächst bedrohten Punkten seine Truppen selbst befehligte, schlug den überlegenen Feind siegreich zurück und sicherte so durch seinen heldenmütigen Widerstand die vollständige Einschiffung seiner Armee. Noch vor dem Ende des Kampfes aber, der jedoch schon durch ein glücklich von ihm durchgeführtes Manöver zu Gunsten der Engländer so gut wie entschieden war, zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel die Schulter, worauf er nach einigen Stunden verschied. Sein letztes Wort war gewesen: „Ich hoffe, das Volk von England wird mit mir zufrieden sein.“ Die Leiche des tapferen Generals wurde auf dem Wall der Citadelle von Coruña begraben, und von dem Verlauf dieses Begräbnisses brachte das Edinburgh Annual Register (1808/9, S. 458) folgende kurze, aber anschauliche und interessante Beschreibung: „Sir John Moore hatte oft gesagt, er wünsche, wenn er in der Schlacht getödtet werden sollte, dort begraben zu werden, wo er fiele. Der Leichnam wurde um Mitternacht nach der Citadelle von Coruña gebracht. Dort auf dem Walle wurde für ihn von einer Abteilung des 9. Regiments ein Grab gegraben, wobei die Adjutanten wechselsweise den Dienst

hatten. Kein Sarg konnte beschafft werden, und die Offiziere seines Stabes hüllten den Körper, bekleidet wie er war, in einen Militärmantel und in Decken. Die Beerdigung wurde eilig vollzogen; denn gegen acht Uhr morgens vernahm man einiges Feuern, und die Offiziere fürchteten, daß sie im Falle eines ernsthaften Angriffs abkommandiert und verhindert werden würden, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Die Offiziere seines Stabes trugen ihn zu Grabe. Die Leichen-Gebete wurden von dem Kaplan verlesen, und der Körper wurde mit Erde bedeckt."

Dieser kurze, aber mit einigen stimmungsvollen Einzelheiten ausgestattete Bericht war auch dem jungen Charles Wolfe zu Gesicht gekommen und begeisterte ihn zur Abfassung seines schönen Gedichts.

Wann er es schrieb, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Aus inneren Gründen möchte man annehmen, daß es bald nach Veröffentlichung jenes Berichtes, als das Ereignis noch neu und in Aller Munde war, entstanden sei, also im Jahre 1809. Gedruckt wurde es aber erst im Jahre 1817, nur mit den Initialen von Ch. Wolfes Namen in dem irischen „Newry Telegraph", in welchem Blatte es ohne Wissen des Dichters von einem seiner Bekannten veröffentlicht worden war.

Es ist also immerhin möglich, daß es von Charles Wolfe erst damals abgefaßt worden ist, also in seinem 28. Lebensjahre, womit die künstlerische Reife der Dichtung allerdings eher in Einklang zu bringen wäre. Es würde dann in die Zeit fallen, als er wunden Herzens in Folge einer vergeblichen Werbung um ein in mehreren Liedern von ihm besungenes Mädchen sich für seinen kurz darauf erfolgten Eintritt in den Dienst der anglicanischen Kirche vorbereitete. Rasch wurde das Gedicht dann auch in Schottland und England bekannt. Lord Byron, der es in einer Gesellschaft mit Begeisterung vorlas, pries es als eine der schönsten Dichtungen der englischen Literatur und stellte es über verwandte Dichtungen von Campbell und Thomas Moore. Seitdem war das Gedicht, dessen Verfasser man noch immer nicht kannte, berühmt und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Wir teilen es zunächst

im englischen Originaltext mit und lassen dann eine von uns ohne Kenntnis der früheren zahlreichen Uebertragungen [1]) der Dichtung angefertigte Uebersetzung folgen.

The Burial of Sir John Moore.

Not a drum was heard, not a funeral note,
As his corpse to the rampart we hurried;
Not a soldier discharged his farewell shot
O'er the grave where our hero we buried.

We buried him darkly at dead of night,
The sods with our bayonets turning;
By the struggling moonbeams' misty light,
And the lantern dimly burning.

No useless coffin enclosed his breast,
Not in sheet nor in shroud we wound him;
But he lay like a warrior taking his rest,
With his martial cloak around him.

Few and short were the prayers we said,
And we spoke not a word of sorrow;
But we steadfastly gazed on the face that was dead,
And we bitterly thought of the morrow.

We thought, as we hollowed his narrow bed,
And smoothed down his lonely pillow,
That the foe and the stranger would tread o'er his head,
And we far away on the billow!

Lightly they'll talk of the spirit that's gone,
And o'er his cold ashes upbraid him, —
Butt little he'll reck, if they let him sleep on
In the grave where a Briton has laid him.

But half of our heavy task was done,
When the clock struck the hour for retiring;
And we heard the distant and random gun
That the foe was sullenly firing.

[1]) Erst später wurden uns einige derselben bekannt, so diejenige von G. E. Barthel (der den englischen Text öfters mißverstanden hat), mitgeteilt von Gustav Haller in seinem Aufsatz über Charles Wolfe (Grenzboten, 1874, II, S. 129 ff., 175 ff.), worauf sich unsere Angaben über den Krieg in Spanien stützen.

Slowly and sadly we laid him down,
From the field of his fame fresh and gory;
We carved not a line, and we raised not a stone —
But we left him alone with his glory!

Das Begräbniß des Sir John Moore.

Keine Trauermusik, keine Trommel ertönt',
Als zum Wall hin wir eilends ihn trugen.
Keines Kriegers Schuß übers Grab hin dröhnt',
Wo wir unsern Helden begruben.

Wir gruben in düsterer Nacht sein Bett
Bei des kämpfenden Monds Geflimmer,
Und wandten die Scholl' mit dem Bajonett
Bei der trüben Laterne Schimmer.

Kein nutzloser Sarg schnürt' die Brust ihm zu,
Und kein Leichentuch ihn bedeckte;
Doch er lag wie ein Krieger, der hin zur Ruh'
Im Soldatenmantel sich streckte.

Kurz und eilig war unser Gebet,
Und wir sprachen kein Wort der Klage;
Doch wir sah'n auf sein Antlitz, das blasse, stät
Und voll Gram vor dem kommenden Tage.

Wir sah'n, da wir höhlten das Bett für ihn,
Und glatt seinen Pfühl ihm zogen,
Uebers Haupt ihm den Feind und den Fremdling zieh'n,
Und wir weit entfernt auf den Wogen!

Schmäh'n werden über der Asche sie nun
Seinen Geist, der entfloh'n dieser Welt ist;
Doch ihn kümmert's nicht, läßt im Grab man ihn ruh'n,
Das von britischer Hand ihm bestellt ist.

Nur halb war das schwere Werk gescheh'n,
Als die Thurmuhr zum Rückzug uns mahnte;
Und wir hörten von Fern' eines Schusses Gedröhn,
Den der Feind uns tückisch entsandte.

Wir senkten ihn langsam und traurig hinab
 Von des blutigen Siegesfelds Krume.
Wir ließen nicht Inschrift noch Stein auf dem Grab —
 Nur allein ihn mit seinem Ruhme!

Worin besteht nun die Schönheit dieses Gedichts, oder vielmehr durch welche Mittel hat der Dichter die ergreifende Wirkung, die es ausübt, herbeigeführt?

Einmal dadurch, daß er die in dem kurzen Prosa-Bericht enthaltenen, sowie andere, aus der dort geschilderten Situation aufs natürlichste von ihm abgeleitete Züge mit dem genialen Verständnis eines wahren Dichters für sein poetisches Gemälde künstlerisch zu verwerten wußte, und ferner dadurch, daß er Inhalt und Form seiner Dichtung in schönste harmonische Uebereinstimmung brachte. Er eröffnet es mit einer einleitenden Strophe, in welcher er den ersten beschreibenden Satz des Berichtes „der Leichnam wurde um Mitternacht nach der Citadelle von Coruña gebracht" und die weitere Mitteilung „die Beerdigung wurde eilig vollzogen" verwertete. Aber in welcher Weise that er dies! Welch ein Unterschied zwischen dem Vorgang, wie ihn der lediglich referierende Berichterstatter beschreibt, und wie er sich in dem Auge des ein solches Ereignis im Geiste teilnahmsvoll mit erlebenden und künstlerisch darstellenden Dichters wiederspiegelt! Gleich die zwei ersten Verse versetzen uns in das Feldlager, und zwar mit dem Dichter selber, der sich als Einen, der persönlich bei dem Begräbnis beteiligt war, selbst bei allen Vorgängen desselben mit Hand anlegte, vorführt und dadurch sogleich unsere Phantasie mit sich fortreißt. Wir sehen ihn und seine Kriegsgefährten vor uns, wie sie mit dem Leichnam ohne Trommelklang, ohne die sonst bei militärischen Begräbnissen übliche Trauermusik zum Festungswalle dahin eilen. Aus dem zweiten Verspaare erfahren wir dann, daß auch die Bestattung selber, obwohl sie doch ihren d. h. den einzigen, den allen voranleuchtenden Helden zur letzten Ruhe betteten, ohne weitere Ehrenbezeigungen, sogar ohne daß die sonst stets gebräuchliche Abschiedssalve über das Grab abgefeuert worden wäre, vor sich ging. Dadurch wird sofort

unsere Erwartung auf das Weitere mächtig erregt. Es drängt sich uns sogleich die Frage auf: „Wie trug sich das zu? Was war die Ursache davon?“ Und hierauf geben uns die folgenden Strophen die Antwort.

Die zweite Strophe giebt uns zunächst wieder auf Grund der Mitteilung des Berichts, daß die Leiche um Mitternacht nach der Citadelle von Coruña gebracht und ihm von den Soldaten des 9. Regimentes auf dem Festungswalle das Grab gegraben wurde, ein ungemein anschauliches Bild, wie es ein Maler ohne Weiteres nachzeichnen könnte. Wir sehen die Kriegerschar vor uns, wie sie in düsterer, öder Nacht das Grab graben. Nur hin und wieder durchbricht der kämpfende Mond mit fahlem Schein das Gewölk; eine matt brennende Laterne muß daher für die nächste Umgebung das nötige Licht verbreiten. Einige nicht mit der Bereitung der Grabstätte beschäftigte Soldaten wälzen mit dem Bajonett die Schollen bei Seite, um für die Einsegnung der Leiche den Platz frei zu machen.

Nun wird diese selber in der dritten, nach Lord Byrons Urteil schönsten Strophe des ganzen Gedichts unserem geistigen Auge sichtbar, wobei der Dichter wieder einige Einzelheiten des Berichts aufs glücklichste benützt hat. Ohne umschließenden Sarg liegt der Tote da, auch nicht eingehüllt in Linnen oder in ein Grabtuch, sondern wie ein Krieger sich im Felde zur Ruhe legt, nur den Soldatenmantel um sich geschlagen.

Wie packend sind nun auch die folgenden Strophen, in denen der Dichter uns seine Umgebung, ihr Thun und ihre Gedanken vorführt! Nur wenige und kurze Gebete sprechen sie — denn sie sind ja in Eile — und kein Wort der Klage wird geäußert von der mit Gefahr und Tod vertrauten Kriegerschar. Aber um so bitterer fühlen sie, wie sie fest auf das blasse Antlitz des Toten die Blicke richten, den Schmerz der Trennung bei dem Gedanken an das was der kommende Tag bringen wird. Sie denken daran, wie sie dann fern sein werden auf den Wogen, während der Feind und der Fremdling fühllos dahin schreiten über den Hügel, unter welchem sein Haupt in dem engen Grabe auf einsamen Pfühle

ruht, den sie ihm geglättet, ja wie jene wohl gar sein Andenken schmäh'n und beschimpfen werden. Und nun der plötzliche Aufschwung im Bewußtsein treuer Erfüllung des letzten Herzenswunsches des Entschlafenen:

Doch ihn kümmerts nicht, läßt im Grab' man ihn ruh'n,
Das von britischer Hand ihm bestellt ist.

Eine äußerst stimmungsvolle Strophe, die uns aus dem schwermutvollen Gedankenkreise der vorangegangenen Verse wieder in die Wirklichkeit zurückversetzt und nun endlich auch den Grund für das eilige, nicht nur der üblichen Feierlichkeit, sondern sogar der notwendigsten Ausstattung ermangelnde Begräbnis genugsam andeutet, schließt sich an, in der der Dichter uns mitteilt, daß das schwere Werk erst halb gethan war, als die Thurmuhr der nahen Stadt sie mahnte, daß es Zeit für sie sei, sich zurückzuziehen, um so mehr, als auch der tückische Feind durch einen vereinzelten, ziellosen Schuß wie das „gelegentliche Feuern" des Berichts wirksam umschrieben wird, ihnen seine drohende Nähe wieder in Erinnerung bringt.

So ist die richtige Stimmung vorbereitet, womit nun in der letzten ergreifenden Strophe die Darstellung der Begebenheit und damit das Gedicht selber zum Abschluß gelangt.

Wir senkten ihn langsam und traurig hinab
Von des blutigen Siegesfelds Krume.
Wir ließen nicht Inschrift noch Stein auf dem Grab —
Nur allein ihn mit seinem Ruhme!

Macht nicht diese letzte Strophe und namentlich der letzte Vers einen viel gewaltigeren Eindruck, als ihn die Vorstellung von einem über dem Grabe sich erhebenden Monument, etwa einem Engel, der eine gebrochene Säule mit einem Lorbeerkranz schmückt, hervorbringen könnte? Jedenfalls hat der junge Dichter seinem Helden mit diesem Gedicht ein dauernderes Denkmal gesetzt, als es das schönste Monument aus Erz oder Marmor gewesen wäre, und zugleich ein nicht weniger kunstvolles. Denn auch die Form, in welche er seine Gedanken kleidete, ist durchaus der Beachtung

wert und trägt wesentlich mit zu der mächtigen Gesamtwirkung der Dichtung bei.

Das Metrum, dessen Wolfe sich bedient, ist ein septenarisches, genauer der katalektische Tetrameter. Aber es ist nicht der gewöhnliche iambische Tetrameter, wie er seit mittelenglischer Zeit, seit dem Poema Morale und dem Ormulum, in der englischen Poesie populär war. Es ist vielmehr ein Versmaß, welches sich erst in neuenglischer Zeit, unter dem Einfluß des vierhebigen, zwischen iambisch-anapästischem und trochäisch-daktylischem Rhythmus schwankenden Abkömmlings der alten alliterierenden Langzeile, der bei Ramsay und Burns, Campbell und Scott so beliebt ist, aus jenem Metrum heraus entwickelt hat. Gewiß hätte Wolfe keine passendere Form für sein Gedicht wählen können, als diese bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts in der englischen Poesie auftauchende Strophe, die schon in ihrem Rhythmus den marschmäßigen Schritt der mit der Leiche zum Festungswalle hineilenden Kriegerschar erklingen läßt. Und nun doch diese Freiheit der Bewegung, die sie bei alledem durch den fast beliebigen Wechsel steigender und fallender Rhythmen, zwei- und dreisilbiger Versfüße und die damit zusammenhängende Beschleunigung und Verlangsamung des Tempos gewährt! Und wie weiß sich der Dichter diese Freiheit zu Nutze zu machen!

Die erste Strophe, speciell die ersten Verse, die uns die auf dem Marsch begriffene Schar vorführen, verlaufen fast ganz iambisch-anapästisch. Wie wunderbar wird dann aber durch die Verlangsamung das Rhythmus in den Worten des dritten Verses discharged his farewell shot das langsame Verhallen einer über das Grab hin abzufeuernden Ehrensalve angedeutet! Eine ähnliche, den Sinn der Worte unterstützende metrische Wirkung wird hervorgebracht durch den fast ganz iambisch, also langsam verlaufenden Vers

By the struggling moonbeams' misty light,

wobei, wie in manchen anderen Fällen, die Alliteration in malender Weise mithilft, oder an Stellen wie

and smooth'd down his lonely pillow,

wo man förmlich sieht, wie sie, obwohl bildlich gesprochen, den Pfühl ihm glätten, und in der vorletzten Strophe:

But half our heavy task was done,

wo der mühsam dahin fließende Rhythmus es fast ebenso sehr wie die Worte erkennen läßt, wie schwer ihnen das Werk fällt.

Ungemein wirksam ist in ähnlicher Weise auch der Uebergang aus dem iambisch-anapästischen in das trochäisch-daktylische Metrum, so z. B. in dem Verse

Few and short were the prayers we said,

wo der Dichter, so wie die Gebete nur kurz waren, hier auch den Vers um eine Silbe verkürzt, oder in den Worten

Slowly and sadly we laid him down,

wo er in Uebereinstimmung mit der langsamen, vorsichtigen Handlung, die er beschreibt, auch den ruhigen Verseingang wählt, der wiederum durch die Alliteration und den Klang der Worte wirksam unterstützt wird. So ist überhaupt auch die Sprache eine ungemein melodische, durch klangvolle Abwechslung der Vokale in den einzelnen Versen belebte. In vielen Fällen freilich wird der Dichter zwar wohl nicht unbewußt, aber doch unabsichtlich diese Wirkung durch die von ihm gebrauchten Ausdrücke erreicht haben, in manchen aber darf man vermuten, daß er sie absichtlich so gewählt hat, wie denn unzweifelhaft auch die Verkettung der Strophen 1 und 2 und ferner 4 und 5 durch Wiederholung der Wendungen We buried und We thought in malender Absicht, des Nachdrucks wegen, der auf den Wörtern ruht, geschehen ist.

So tritt uns Charles Wolfe nicht nur in der Komposition seiner Dichtung, sondern auch in der Form, die er derselben gab, als ein hochbegabter, feinfühliger Dichter entgegen, dem damit ein poetisches Kunstwerk von unvergänglichem Wert gelungen ist.

Und hat er uns keine anderen Dichtungen von Bedeutung hinterlassen? O ja! Aber nur noch einige wenige. Denn zu fruchtbarer dichterischer Thätigkeit ließen ihm die Pflichten seines Berufes und sein kurzes Erdendasein keine Zeit. Nachdem er im Jahre

1817 zum Geistlichen ordiniert worden war, wurde ihm zunächst die Landpfarre Ballyclog in Tyrone und wenige Monate darauf diejenige zu Donoughmore in der Diöcese Armagh übertragen. Mit unermüdlichem Eifer widmete er sich dort seinen Amtspflichten, namentlich auch, als im Jahre 1820 Nord-Irland vom Typhus heimgesucht wurde. Seine eigene, durch ein vernachlässigtes Brustleiden angegriffene Gesundheit litt darunter. Er sah sich genötigt, in Bordeaux Erholung und Kräftigung zu suchen, doch ohne dauernden Erfolg. Ende November 1822 begab er sich zum Winteraufenthalt nach der milden Bucht von Cork in Süd-Irland, wo er am 21. Februar 1823 im 32sten Lebensjahre starb.

Unter seinen Gedichten, die nach seinem Tode unter dem Titel Remains of The late Rev. Charles Wolfe von Rev. John A. Russell, London 1826 herausgegeben wurden, finden sich noch einige sehr schöne Liebeslieder, zum Teil ähnlich wie Thomas Moores Irish Melodies nach schon vorhandenen Melodien gedichtet. Die meisten derselben sind von Gisbert Freiherrn von Vincke in seinem Werk „Rose und Distel; Poesien aus England und Schottland" vortrefflich übertragen worden. Und in der That sind sie der Uebersetzung wert, denn auch sie legen von der Gefühlsinnigkeit und Formgewandtheit ihres Verfassers ein rühmliches Zeugnis ab. Aber die Unsterblichkeit hat Charles Wolfe sich doch nur mit seinem allen Engländern zu Herzen gehenden „Begräbnis des Sir John Moore" ersungen, einem Gedicht, welches ihn den größten lyrischen Dichtern seiner Nation gleichstellt und ihm einen ehrenvollen Platz in der Weltliteratur sichert für alle Zeiten.

Ueber
Kleist's „Käthchen von Heilbronn“.

Von Spiridion Wukadinović in Graz.

Ludwig Tieck, und seit ihm alle Biographen Heinrich von Kleists und Herausgeber seiner Werke haben auf die „alte Romanze von der wunderbaren Treue und Ergebenheit eines liebenden Weibes“ als die Quelle des Schauspiels „Käthchen von Heilbronn“ hingewiesen. Es ist dies die Ballade Child Waters (Percy, Relics 3, 52), welche Kleist in der Bürger'schen Bearbeitung („Graf Walter“, Gedichte herausgegeben von A. Sauer, S. 261) kennen gelernt haben mochte. Allerdings sind wesentliche Züge des Dramas in dieser Ballade enthalten und es kann kein Zweifel herrschen, daß Kleist hier geschöpft hat. Denn wie Käthchen muß auch die Maid der Ballade im Stalle auf dem Stroh schlafen. Auch sie läuft barfuß neben ihrem Ritter her durch Heid- und Pfriemenkraut in der Sonnenglut. Ein Wasser muß sie durchschreiten, „dem Brück' und Steg gebricht,“ wie das Käthchen auch, und erst nachdem sie eine andere für den Grafen geworben, nehmen die harten Prüfungen ein Ende, wie Käthchen erst belohnt wird, als sie zur Hochzeit des Grafen mit Kunigunde zu kommen glaubt.

Allein schon eine oberflächliche Betrachtung zeigt, daß hier nur ein Stück der menschlichen Verhältnisse des Dramas Kleist geboten war; er aber fügte Uebermenschliches zu ihrer Erhöhung und — so merkwürdig es klingt — Erklärung ein. Ein Zug des Geheimnisvollen, Uebernatürlichen geht durch sein ganzes Werk. Das Reich der Träume und Erscheinungen thut sich vor uns auf, und der Himmel hält sichtbar seine schützende Hand über dem

Mädchen, das durch einen ihr selbst und den Andern unerklärlichen Zauber an die Schritte des Grafen gebannt ist. Schon in Schillers „Jungfrau von Orleans" (1801) spielen Visionen und das Eingreifen überirdischer Mächte eine Rolle. Goethe hatte in den 1808 zum zweitenmal erschienenen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", sowie kurz vor der Veröffentlichung des Kleistischen Stückes in den „Wahlverwandtschaften" (1809) die Rätselwelt des Occultismus gestreift.[1]) Tieck, und besonders die jüngeren Romantiker erneuerten damals den alten Volksglauben des Mittelalters, dem der neu auferstehende und auch von Kleist als Muster empfundene Shakespeare gegenüber dem Rationalismus in der Poesie wieder zu seinem Rechte verholfen hatte, und in den Dichtungen eines Novalis und Zacharias Werner trieb der Mysticismus neue Blüten. (Vgl. Bonafous, Henri de Kleist. Paris 1894. S. 255 f.) Kleist folgte also einem Zuge der Zeit und seinem eigenen Hange zum Wunderbaren, der schon in seinem Erstlingswerke, den Schroffensteinern, zum Ausdrucke gelangt war, wenn er hier mit seiner Dichtung ein neues Gebiet betritt, — das Gebiet des Somnambulismus.

Du Prel hat vom heutigen Standpunkte der Wissenschaft aus das Käthchen von Heilbronn als Somnambule behandelt (Münchner Allgemeine Zeitung 1890 Nr. 320). Schon in der Eingangsscene, wo Theobald über die erste Begegnung Käthchens mit dem Grafen Wetter von Strahl berichtet, offenbart sich dieser somnambule Zug an ihr. Sie öffnet die Thür, um dem Grafen, der sich bei ihrem Vater seine Rüstung ausbessern läßt, einen Imbiß zu bringen, — da, beim Anblick des Ritters, stürzt sie

---

[1]) Auf die Beziehungen zu Schillers „Jungfrau von Orleans" haben schon Brahm (Heinrich v. Kleist, Berlin 1884, S. 254) und E. Schmidt (Charakteristiken S. 373) hingedeutet. Auf Uebereinstimmungen mit Goethes „Unterhaltungen" und „Wahlverwandtschaften", auf die ich durch B. Seuffert aufmerksam gemacht wurde, werde ich von Fall zu Fall verweisen. Bezeichnend für den Geist jener Zeit scheint mir auch die Ausführlichkeit, mit welcher Goethe im ersten Buche von Dichtung und Wahrheit bei den prophetischen Träumen seines Großvaters verweilt (Hempel 20, 34 ff.).

„leichenbleich, mit Händen, wie zur Anbetung verschränkt,"[1]) nieder. Niemand vermag herauszubekommen was mit ihr vorgefallen. Als nun der Graf sein Roß besteigt, stürzt sie sich, dreißig Fuß hoch, auf das Straßenpflaster, „gleich einer Verlorenen, die ihrer fünf Sinne beraubt ist". Und kaum hat sie sich von den Folgen des Sturzes einigermaßen erholt, so schnürt sie ihr Bündel und zieht ihm nach. Was sie an seine Schritte fesselt, das weiß sie selbst nicht. „Mein hoher Herr, da fragst du mich zuviel," antwortet sie ihm auf diese Frage.

„Und läg' ich so, wie ich vor dir jetzt liege,
Vor meinem eigenen Bewußtsein da:
Auf einem goldnen Richtstuhl laß es thronen,
Und alle Schrecken des Gewissens ihm
In Flammenrüstungen zur Seite stehn;
So spräche jeglicher Gedanke noch
Auf das, was du gefragt: ich weiß es nicht."

Kein Wunder also, wenn ihr bestürzter Vater den Grafen der Verbrüderung mit dem Satan anklagt. — Wir kennen den Grund ihrer rätselhaften Anhänglichkeit, jenen Traum, in welchem ihr Graf Wetter durch einen Cherub zugeführt ward, und den sie erst in der Scene unter dem Hollunderbusche dem Grafen unbewußt enthüllt. Was also Theobald für die erste Begegnung mit Wetter hält, ist im Grunde eine Wiederbegegnung. Jene Vision aber hat ihr, um die Worte Du Prels zu gebrauchen, „eine Suggestion zurückgelassen, deren Quelle ihr unbewußt geworden, der gemäß sie aber sich verhalten muß, wie es bei einem posthypnotischen Befehle der Fall ist." Die Unwiderstehlichkeit des magnetischen Rapportes, der sich bei der von Theobald geschilderten Begegnung geltend gemacht hat, steigert sich dann beim Fortreiten des Grafen bis zur „physischen Anziehung". Und nun folgt sie ihm, „wie

[1]) Auch Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" stürzt bei ihrer Ankunft vor Charlotte nieder (a. a. O. 15, 58), auch sie hat eine eigene Art, die flachen Hände gegen die Brust zu führen (S. 57). Ihre übertriebene Dienstfertigkeit Männern gegenüber, wird ihr von Charlotte verwiesen (S. 60). **Käthchens** Fenstersturz hat ein Analogon in dem Fenstersturz der Dienerin Ottiliens (S. 244). Ueber Ottilies „magnetische" Veranlagung siehe S. 206 ff.

ein Hund, der von seines Herren Schweiß gekostet." Vergebens die Bemühungen der heiligen Vehme, des Vaters und des Grafen selbst, dieses Rätsel zu lösen. Auch in dieser zweiten Scene, in welcher Käthchen vor die Richter tritt, läßt sich der somnambule Zug verfolgen. Wie sie den Grafen Wetter erblickt, stürzt sie vor ihm nieder. Niemandem außer ihm steht sie Rede, wie die Somnambule nur dem antwortet, der im Rapport mit ihr steht. So bleibt den Richtern nichts übrig, als dem Angeklagten selbst das Verhör zu überlassen, das sich nun wieder bezeichnend gestaltet.

Gr. v. Strahl. Was hab' ich dir einmal, du weißt, gethan?
Was ist an Leib und Seel' dir widerfahren?
Käthchen. Wo?
Gr. v. Strahl. Da oder dort.
Käthchen. Wann?
Gr. v. Strahl. Jüngst oder früherhin.
Käthchen. Hilf mir, mein hoher Herr.
Gr. v. Strahl. Ja, ich dir helfen,
Du wunderliches Ding — (Er hält inne.)
Besinnst du dich auf Nichts?

Und nun muß der Graf Stück für Stück von dem, was er hören will, aus ihr herausbringen, wie das beim magnetischen Verhör zu geschehen pflegt. Er wird freigesprochen, aber das Rätsel bleibt allen ungelöst. Erst in jener Scene unter dem Hollunderbusche wird der Schleier gelüftet. Käthchen schläft und hat die Augen fest geschlossen, giebt dies aber nicht zu. Sie gesteht ganz frei, daß sie dem Grafen „von Herzen" gut sei, — ja noch mehr: sie sieht nun in sein eigenes Innere, und sie, die früher froh war, wenn der hohe Herr sie nur nicht schlug,[1]) erzählt ihm nun: „O Schelm! Verliebt ja wie ein Käfer bist du mir." Auch auf diese Vertraulichkeit in der Ansprache, gegenüber dem sonstigen „Mein hoher Herr!" weist Du Prel als den Erfahrungen bei

[1]) In den „Unterhaltungen" (Hempel 16, 57) nimmt der Hausherr „die größte Hetzpeitsche von der Wand", und schwört, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle. Vgl. Käthchen III, 6: „er nimmt die Peitsche von der Wand". Sollte dadurch Kleist auf die wenig ritterliche, wiederholt erwähnte Peitsche gekommen sein?

Somnambulen entnommen hin. Aber die Schlafende weiß noch mehr: „Zu Ostern, über's Jahr, wirst du mich heuern,“ sagt sie mit einem Blick in die Zukunft; und als der Graf fragt, wer ihr das gesagt, steigt in ihr plötzlich die Erinnerung an jene Vision in der Sylvesternacht auf, die ihr abhanden gekommen war, „weil das somnambule Bewußtsein im Erwachen latent wird“, und der Graf erfährt hier endlich, was er so lange schon wissen will, und noch mehr als das. Käthchen erwacht, — und zwar, wie Somnambule, erinnerungslos.

Wir sehen also, daß Kleist sich mit dem Somnambulismus gründlich vertraut gemacht hatte. Aber wir dürfen uns nicht damit begnügen, die Ergebnisse der heutigen Forschung auf das Stück anzuwenden. Wir müssen untersuchen, was dem Dichter zu jener Zeit an Hilfsmitteln zur Verfügung stand, was ihm davon bekannt war, und werden dann gegebenfalls zu ermitteln trachten, welcher besondere Fall ihm etwa eine Anregung für die Gestaltung Käthchens geboten haben konnte.

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts war Mesmer mit der Theorie des „thierischen Magnetismus“ aufgetreten, die von Puiségur durch die Lehre vom „Somnambulismus“ weiter entwickelt wurde.[1] Hufeland (Teutscher Merkur 1780, abgedruckt Aufsätze zur Beförderung der Gesundheit 1794, S. 3) war der Erste, der diese anfangs auf viel Widerspruch stoßende Lehre der allgemeinen Beachtung empfahl. Lavater kolportierte sie zunächst nach Karlsruhe, dann nach Bremen, beidemal mit großem Erfolg. In Karlsruhe gab J. L. Böckmann ein „Archiv für Magnetismus und Somnambulismus“ (Straßburg 1787/88) heraus, in Bremen wurden u. A. Wienholt („Heilkraft des thierischen Magnetismus“, 3 Teile 1802/6) und Heinecken („Ideen und Beobachtungen des thierischen Magnetismus“ 1800) eifrige Apostel dieser zwischen Naturphilosophie und Medizin sich in der Mitte haltenden Lehre.

[1] Für das folgende vgl. Hirsch, Geschichte der medizinischen Wissenschaften in Deutschland, München und Leipzig 1893, S. 467 ff. Funck, Der Magnetismus und Somnambulismus in der Badischen Markgrafschaft, Freiburg i. B. und Leipzig 1894.

Von Karlsruhe wanderte die Entdeckung Mesmers nach Heilbronn, wo Eberhard Gmelin (1751—1809) seine Wunderkuren verrichtete und auch theoretisch für die Verbreitung des Mesmerismus zu wirken suchte. (Untersuchungen über den thierischen Magnetismus 1787/89, Materialien für die Anthropologie 1791/93).[1] Die Ergebnisse der Untersuchungen Heineckens und Gmelins verwertete Gotthilf Heinrich Schubert in seinen im Winter 1807 auf 1808 in Dresden gehaltenen Vorlesungen, die dann in Buchform als „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ (1808)[2]) erschienen. Schon in der Schweiz, wo sein Freund Zschokke,[3]) ein gründlicher Kenner des Somnambulismus, war, ihn auch literarisch verwertete und selbst somnambule Anlagen besaß (Du Prel a. a. O.), mochte Kleist sich mit diesem Problem beschäftigt haben. Aber erst in Dresden, wo Kleist gewiß Schuberts Vorlesungen besuchte, oder wenigstens dessen genanntes Werk studierte, und durch den persönlichen Verkehr mit diesem mystischen Naturphilosophen tief-

[1]) Heilbronn scheint damals ein Centrum der neuen Heilmethode gewesen zu sein. Eine Landvögtin aus Arberg, Madame Tschiffeli, brachte sie dorthin. Neben Gmelin magnetisierte dort ein Dr. Weber (Funck S. 21 ff.), ferner „ein französischer chirurgien Major“ (Gmelin, Ueber den thierischen Magnetismus, Tübingen 1787, S. 75) und viele Laien. Dies, sowie der Umstand, daß Heilbronn damals noch ein durchaus mittelalterliches Gepräge hatte (Goethe, Schweizerreise, Hempel 26, 59), und die poetische Tradition, die vom ersten deutschen Ritterstücke auf Kleist noch herüberwirken mochte, konnte maßgebend gewesen sein Heilbronn zum Schauplatz der Handlung zu machen. Gmelins Schriften, auf die Kleist durch Schubert (siehe das folgende) gekommen sein konnte, bieten keine Anhaltspunkte für das Kleistische Drama. Auch der von Schubert aus Gmelin herübergenommene und mit merkwürdiger Einmütigkeit und Beharrlichkeit in allen Aufsätzen über das Käthchen citierte Fall von der Heilbronner Rathsherrntochter hat, außer dem Allgemeinen des Somnambulismus, mit dem Drama gar nichts gemein. Auf Uebereinstimmungen mit Goethes Götz ist schon von anderen Seiten vielfach hingewiesen worden.

[2]) „Naturwissenschaft“, nicht „Naturwissenschaften“, wie die meisten Kleist-Forscher schreiben.

[3]) Zschokkes Novelle „Die Verklärungen“, die Weißenfels (Ueber französische und antike Elemente im Stil Heinrich v. Kleists. Braunschweig 1888, S. 6 Anmerkung) mit Kleists Drama verglichen hat, ist erst 1814 erschienen (vergleiche Goedeke, Grundriß 3, 670) und kommt daher hier nicht in Betracht.

gehende Anregungen empfieng, die noch in späteren Dichtungen ihre Spuren hinterlassen, — erst jetzt wurde Kleist dauernd für den Somnambulismus interessiert und eignete sich jene gründliche Kenntnis aller Einzelheiten an, die wir im „Käthchen“ zu beobachten Gelegenheit hatten.

In dem erwähnten Buche Schuberts werden, wie schon der Titel besagt, jene Gebiete menschlichen Erkennens besprochen, in welche die Forschung noch nicht einzudringen vermochte. Dabei werden die Grenzen menschlicher Erkenntnis nicht gerade eng gezogen, denn der Verfasser steigt von der Höhe des Fixsternhimmels bis hinab in die tiefsten Tiefen der menschlichen Seele. — Von dieser wird in den zwei letzten Vorlesungen gehandelt, und zwar nimmt der Magnetismus naturgemäß die Hauptstellung ein, aber auch andere Abnormitäten des Seelenlebens werden nebenher gestreift. — Sehen wir nun, wie Schubert sich dem Phänomen gegenüberstellt, das sich uns in der Traumscene darbietet. Er sagt einmal im Verlaufe seiner Ausführungen: „So ist denn auch zuweilen die Liebe des Geschlechts, wenn sie in Verhältnissen aufwacht und recht lebhaft wird, wo sie bloß innere heftige Neigung bleiben muß; wo sie das, was sie verlangt, nicht erreichen kann, mit geistigen Erscheinungen verbunden, welche ein ungeübter wohl schwerlich als das erkennen würde, was sie doch eigentlich sind. Zustände der Ekstase und der höchsten Begeisterung, in denen die arme, kranke Person in erhabenen Bildern und Worten, geist- und sinnvolle Dinge ausspricht, welche sich sehr häufig in das Lichtgewand religiöser Wahrheiten einhüllen; Zustände, welche auch in Hinsicht des Vorauswissens künftiger oder sonst verborgener (dem Raume nach entfernter) Begebenheiten jenen des magnetischen Hellsehens gleichen, in vielen anderen Beziehungen dieses noch übertreffen, zeichnen die merkwürdige Seelenkrankheit aus, von welcher hier die Rede ist. Sie treten plötzlich ein, scheinbar ohne alle Veranlassung, meistens jedoch in der Nähe des die Attraktion erregenden Gegenstandes, oder bei Veranlassungen, welche jene innere Anziehung heftig aufregen. Bei dem Erwachen aus jenen Zuständen, weiß die kranke Person, ebenso wie die wieder ins gewöhnliche

Leben erwachte Somnambüle nichts mehr von allen dem, was sie in höchster Begeisterung gethan und gesprochen." ([3] Dresden 1827, S. 270 f.)

Die Uebereinstimmung dieser Darlegungen mit Kleists Scenen ist auffallend. Käthchen befindet sich in derselben Lage, die als Grundbedingung für jene eigentümliche psychische Erscheinung gefordert wird. Der Graf nimmt ihr das Versprechen ab, ihn nicht mehr zu verfolgen. Sie verspricht es und fällt in Ohnmacht. Sie will ins Kloster, dann doch wieder zurück nach Heilbronn, den Grafen vergessen und den heiraten, den ihr der Vater bestimme. Aber eine merkwürdige Verkettung von Zufällen führt sie nach Schloß Wetterstrahl, und wieder ruht sie unter jenem Hollunderstrauch, wo sich der Zeisig das Nest gebaut hat, am Hang des Felsens, und ermüdet schläft sie ein. Und als nun der Geliebte in ihre Nähe kommt, er, den sie meiden soll, da tritt, scheinbar ohne alle Veranlassung, jener Zustand ein, von welchem Schubert berichtet, und in dem sie prophetisch in die Ferne sieht. Kein Zweifel, daß Kleist aus dieser Quelle geschöpft hat. Nun fragt es sich aber noch, auf Grund welcher Erfahrungen des praktischen Lebens Schubert die obigen Sätze theoretisch formuliert hat. Darüber läßt er uns nicht im Zweifel. Er verweist selbst auf „ein älteres Buch, worinnen sich manche wahrhafte Begebenheiten der Art finden," Stillings „Theobald oder die Schwärmer", (Leipzig 1784 bis 1785 = Sämmtliche Schriften, Band 6, Stuttgart 1837) — und hier stehen wir vor einer neuen Quelle Kleists.

Stillings Roman ist ein Tendenzroman: eine Geschichte, und zwar eine „wahre" Geschichte der Schwärmerei im vorigen Jahrhundert mit dem Zwecke, zu zeigen, „daß der Weg zum wahren zeitlichen und ewigen Glück zwischen Unglauben und Schwärmerei mitten durchgehe". Allerdings kommt über dieser Absicht das Poetische schlecht weg. Schon das Bestreben nichts als die Wahrheit zu sagen, und noch mehr die Menge von Material, die um den einen Helden gruppiert wird, hindern eine dichterische Verarbeitung. Nach seiner Technik könnte man den „Theobald" Stillings als Familienroman bezeichnen. Der Verfasser begnügt sich nicht

damit, die Schicksale des Helden von dessen Geburt an zu schildern, sondern er geht bis zur Lebensgeschichte des Großvaters zurück. Hans Theobald ist ein ehrsamer Bauer auf einem Dorfe bei Hochborn, — Theobald Friedeborn ist der Name des Waffenschmiedes von Heilbronn. Aber die Uebereinstimmung beschränkt sich nicht nur auf die Namen. Theobald ist eine durch und durch rechtliche Natur, er giebt dem Kaiser was des Kaisers und Gott was Gottes ist, und bekümmert sich weiter um nichts. Die Bibel, aus der er täglich vorliest, ist ihm der Inbegriff aller Weisheit. Mit Vorliebe ergeht er sich in biblischen Redewendungen, wie sein Namensvetter bei Kleist. Als Hochmann auch in jenes stille Thal mit seiner neuen Heilslehre siegreich eindringt, zieht er sich durch seine ablehnende Haltung die Mißbilligung des ganzen Dorfes zu. Seinem Sohne Dietrich, auf den die Nachrichten über Hochmann tiefen Eindruck machen, weiß er nur mit Kopfschütteln zu sagen: „Du hast ja den Schatz des Wortes Gottes im Hause, sagt dir der neue Apostel etwas Anders, so ist er ein Lügner, und sagt er das Nämliche, nun so brauchst du ihn nicht zu hören, so kannst du's selber lesen." Recht bezeichnend für diesen in engstem Anschauungskreise aufgewachsenen, aber durch und durch biedern Mann aus dem Volke. Aber er läßt den Sohn ziehen, und nun erwächst ihm die einzige Aufregung in seinem sonst eintönigen Leben: er gerät in einen Konflikt, der mit dem von Käthchens Vater einige Aehnlichkeit hat. Der Bauernsohn Dietrich verliebt sich nämlich in ein adeliges Fräulein, das er in jenen pietistischen Sitzungen kennen gelernt hat, und will sie hinter dem Rücken seines Vaters und ihrer Verwandten heiraten. Also dasselbe Motiv der Mißheirat, nur mit Umkehrung der Geschlechter, wie wir es im Käthchen angedeutet finden. Der Vater nimmt das Ereignis nicht ruhig hin. „Hei! ihr nichtsgutige Weißnasen, wollt klüger und frömmer seyn, als der große Gott da droben im hohen Himmel," äußert er sich einem Freunde Dietrichs gegenüber, mit derselben Vorliebe für derbe, volkstümliche Ausdrücke, wie sie den Reden des Heilbronner Waffenschmiedes eigen ist. „Da ist nun meinem Dietrich der Kopf verdreht; da dünkt er sich nun viel besser als sein alter Vater;

glaubt, er säß droben, unserm lieben Herrn Gott zu Füßen, und hängt sich an eine adeliche Jungfer." „Ich bin alt und grau geworden, und das mit Ehren" ruft er aus, so wie Käthchens Vater auf seine „drei und funfzig Jahre" pocht. „Guck! mein Junge hat sich nun für sein Lebtag verlappert, der Fehler kann nicht mehr geändert werden! das heißt, wenn er sie kriegt, die Fröle" u. s. w. Aber das Ganze nimmt eine bequeme Wendung zum Guten, das Fräulein verzichtet auf alle Vorrechte ihrer Stellung und wird schlichte Bauersfrau, ihr Bruder ist damit einverstanden, und die beiden Eheleute führen nun nach Rousseauschem Rezepte ein glückliches Dasein. Ihr ältester Sohn ist Samuel Theobald, der Held des Romanes. Er wird frühzeitig einem Pietisten zur Erziehung übergeben, entflieht aus dem Hause des Erziehers in einen einsamen Wald, kommt in eine Köhlerhütte,[1]) verliert aber bald den Geschmack am Einsiedlerleben und kehrt zurück, macht eine abenteuerreiche Jugend durch und bezieht endlich die Universität Altdorf, um Medizin zu studieren. Hier lernt er eines Tages auf einem Spaziergange eine Witwe mit ihrer Nichte, Sannchen Blond, kennen. Samuel Theobald, dem die beiden Damen, besonders die Jüngere, sehr gut gefallen, wird mit der Zeit näher mit ihnen bekannt und gelangt zuletzt zum Entschlusse Sannchen zu heiraten. Seit jenem Spaziergange aber geht mit Sannchen eine merkwürdige Veränderung vor. Sie wird still und in sich gekehrt. Die Ursache hievon weiß sie auf Befragen ihrer Tante nicht anzugeben. Bald darauf hat sie einen visionartigen Traum, in welchem Christus und Satan um ihre Seele streiten. Dieser regt sie so auf, daß sie an einem starken Fieber erkrankt. Theobald wird an ihr Lager gerufen. Demütig empfängt ihn die Kranke: „Ich armer Wurm, ich sündhaftes Geschöpf, bin nicht werth, daß mich ein solcher Mann besucht." Nach acht oder zehn Tagen zeigt sich ihr Zustand in ganz neuem Lichte. Sie gerät in eine Erstarrung des ganzen

---

[1]) Die Scene: Köhlerhütte im Gebirg (II, 4) scheint mir eher aus der Tradition des Ritterdramas als aus Stillings Roman genommen. (Vgl. Brahm, Das deutsche Ritterdrama, S. 157).

Körpers, „sie lag auf dem Rücken, und hatte die Hände auf der Brust gefalten," und hat nun ausgesprochene Visionen religiöser Natur, die sich von nun an täglich um dieselbe Stunde wiederholen. Nach einer solchen, die besonders feierlich war, erklärt sie, Jesus werde sie diese Nacht besuchen und ihr etwas sehr Wichtiges sagen. Theobald und die Tante bleiben auf ihren Wunsch wach. Nach Mitternacht, als die Vision vorüber, erfährt Theobald, daß das Vorausgesagte richtig eingetroffen sei. Da „empfand er eine tiefe Rührung in seiner Seele“ und sagt lächelnd: „Madmoiselle, ich weiß es, was Ihnen der Herr Jesus gesagt hat.“ „Wissen Sie's?“ „Ja, ich weiß es, wir sollen uns heirathen, hier ist meine Hand!“ Hier ist es also Christus selbst, der ihr den Bräutigam zuführt, wie den Grafen von Strahl ein Cherub in Käthchens Kämmerlein führt, nachdem sie Gott den Abend zuvor gebeten, ihr den Bräutigam im Traume zu zeigen. Bald trennen sich die so seltsam Verlobten, Sannchen kehrt ins Elternhaus zurück und verfällt dort wieder in den alten Schwermut, gegen den kein Mittel helfen will. Endlich gelingt es einem ehrwürdigen Landpfarrer, Sannchen zur Entdeckung ihres Geheimnisses zu bewegen, er übernimmt die Vermittlung zwischen Theobald einerseits und Sannchens Eltern andererseits und gelangt zu dem Schlusse, „daß sich beide junge Leute heirathen müßten, oder Sannchen würde darüber zu Grunde gehen.“ Die Hochzeit wird ohne Geräusch vollzogen, und Sannchen ist geheilt.[1]) Ich habe mich bei der Darlegung der Beziehungen zwischen Stillings Roman und Kleists Drama länger aufgehalten, als dies vielleicht unbedingt nötig scheinen könnte, damit man sehe, wie Kleist seiner Quelle gegenüber selbständig verfahren ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er bedeutende Elemente seiner Dichtung aus diesem Romane genommen hat, aber

---

[1]) Aus dem weiteren Verlaufe des Romanes wäre nur noch erwähnenswert, daß Samuel Theobald wegen Zauberei und schwarzer Künste angeklagt, und sogar beschuldigt wird mit dem Teufel in Verbindung zu stehen, was Kleist veranlaßt haben konnte, seinen Theobald dieselben Anschuldigungen gegen Wetter erheben zu lassen.

er hat sie in einen ganz anderen Zusammenhang gebracht und in ein ganz anderes Licht gestellt, so daß sie als etwas Neues und Selbständiges erscheinen. Der wichtigste Zug, den das Käthchen von Sannchen neben anderen erhalten haben kann, scheint mir der, daß sie nur in der Nähe des Geliebten sich wohl fühlt, von ihm getrennt aber in einen Zustand von Schwermut verfällt. Theobald, der ohne Zweifel Berührungspunkte mit dem alten Hans Theobald des Romanes hat, übernimmt gleichzeitig die Rolle des Dorfpfarrers, wenn er es wagen will, den Grafen um ein noch so bescheidenes Plätzchen für seine Tochter in dessen Nähe zu bitten, und hinzufügt: „Es ist besser, als daß sie vor Gram vergehe" (III, 1). Die Vision hat Kleist ihres religiösen Charakters entkleidet, wenngleich die Lichtgestalt des Cherubs noch an das Urbild bei Stilling erinnert. Vielleicht ist auch der Cherub, der Käthchen beim Einsturz des brennenden Schlosses beschirmt (III, 14), auf Rechnung der religiösen Visionen im „Theobald" zu setzen. Jedenfalls bildet dieser Roman eine Quelle für die traumhafte Vision Käthchens, und hat, wenn er sie nicht direkt veranlaßt hat, so doch zu ihrer realen Ausgestaltung wesentlich beigetragen.

Kehren wir nun wieder zu dieser Scene unter dem Hollunderstrauche zurück. Bonafous (S. 248) nennt sie die Hauptscene des Stücks. Von ihr aus verbreitet sich ja auch Klarheit über vieles, was dem Zuhörer und den handelnden Personen bisher dunkel gewesen war. Daß sie zu den Teilen des Dramas gehört, an die Kleist zuerst gedacht, sucht Brahm (S. 264) nachzuweisen. Nach ihm hätten dem Dichter, der vor allem auf die Charakteristik ausgieng, und dem daher von Anfang an die Hauptfiguren deutlicher vor Augen standen, als das Gefüge der Handlung, zuerst „die hell beleuchteten Gipfel der Dichtung" vorgeschwebt, nämlich die Feuerprobe, der duftende Hollunderbusch, und das Gepränge des Hochzeitszuges mit Käthchens Erhöhung, Kunigundens Demütigung. Für die erste dieser Scenen, die nichts als eine Weiterführung jener Wasserprobe ist, und für die letzte, die durch Hereinziehung von Motiven des Ritterdramas und des deutschen Märchens dramatisch gehoben wird, läßt sich die angeführte Ballade vom Grafen Walter

sofort heranziehn, für die Traumscene versagt sie gänzlich. Aber ich glaube auch nicht, daß die Ausführungen Schuberts und der Stillingsche Theobald die Traumscene unmittelbar hervorgerufen haben, obwohl sie ja Hilfen dafür dem Dichter boten.

Mir scheint vielmehr, daß Kleist für seine wichtigste Scene bereits ein Modell gehabt hat, als er noch nicht daran dachte, den Somnambulismus in sein Stück einzuführen, ein Modell vielleicht, daß geeignet war, ihn erst auf diese Idee zu bringen. Das würde der Arbeitsweise Kleists vollkommen entsprechen. Kleist liebte das Seltsame, Außergewöhnliche. Mit Recht weist Bonafous (S. 412) darauf hin, daß die Frage: „Ward, seit die Welt steht, so etwas erlebt?“ bei Kleist in den verschiedensten Gestalten wiederkehrt. Diese Vorliebe für das Seltsame leitete ihn auch bei der Wahl seiner Stoffe. Entweder griff er einen von Haus aus merkwürdigen Stoff auf, oder er suchte einen einfachen zu einem merkwürdigen Problem umzugestalten. Den letzteren Vorgang haben wir gegenüber der Ballade vom Grafen Walter bereits beobachten können. Aehnlich hat er beispielsweise in der „Marquise von O . . .“ (wenn wir mit Brahm und Bonafous Montaignes Erzählung als die Quelle annehmen wollen) einen ganz rohen Stoff in ein Gebiet hinübergeleitet, von dem, wie Otto Ludwigs Novelle „Maria“ zeigt, zum Somnambulismus nur ein Schritt war. Das alles wird uns berechtigen, auch für die Traumscene eine Quelle anzunehmen, zu welcher der Somnambulismus als etwas Sekundäres hinzugekommen ist. Eine solche glaube ich nun in einer englischen Ballade (Ramsays Tea-table miscellany 2,25) gefunden zu haben. In England scheint diese sehr beliebt gewesen zu sein (Vergl. Herder, Von deutscher Art und Kunst, Suphans Ausgabe 5,163); daß sie es auch in Deutschland war, beweisen die Uebersetzungen von Herder (Heinrich und Kathrine, a. a. O. 25,166) und Eschenburg (Lord Heinrich und Käthchen, Leipziger Musenalmanach 1776, S. 115, abgedruckt Ursinus, Balladen, Berlin 1777). Da beide dem Inhalte nach vollkommen übereinstimmen, lasse ich wegen des darin vorkommenden Namens „Käthchen“ lieber die Eschenburgs folgen:

Lord Heinrich und Käthchen.

Eine Romanze nach dem Englischen.

In England war vor langer Zeit
Lord Heinrich wohl bekannt,
Kein Ritter, ihm an Ruhme gleich,
War durch das ganze Land.
Für Ehre nur, durch Mut erkämpft,
Entbrannten seine Triebe,
Und keines Mädchens Reiz bewog
Sein kaltes Herz zur Liebe.

Ein schön'res Kind, als Käthchen, ward
Im Dorfe nie gesehn;
Der Morgen ist so heiter nicht,
Die Rose nicht so schön.
Ihr Stand war niedrig; doch vermocht
Sie jeden zu entzücken;
Kein Jüngling, der sie sah, entgieng
Der Macht in ihren Blicken.

Doch matt wird bald des Auges Glanz,
Die Wange welk und bleich,
Und all ihr Liebreiz stirbt dahin,
Nicht mehr sich selber gleich;
Kein Mittel hilft, und Niemand weiß
Den Ursprung ihrer Plage;
Mit Seufzern, Thränen, kurzem Schlaf
Verlebt sie Nächt' und Tage.

Einmal im Traume schrie sie laut:
Ach Heinrich! ich vergeh!
Verlassnes Mädchen! — — O! daß ich
Nie meine Qual gesteh!
Das ist der armen Mädchen Pflicht,
Die Wahrheit zu verstecken,
Eh will ich sterben tausendfach,
Als meine Lieb' entdecken.

Und eine Freundin hört' ihr zu,
Und lief zu Heinrichs Haus;
Nun, Mylord, sprach sie, haben wir,
Was Käthchen quält, heraus.

Noch keiner wußte, was so sehr
Das arme Kind betrübe;
Sie sagt's im Traum, und liegt nun da,
Und stirbt — für Sie — aus Liebe!

Und in des edeln Heinrichs Herz
Drang Lieb' und Mitleid ein.
Unglücklich Mädchen! rief er aus;
Doch ist die Schuld nicht mein.
Zu blödes Kind! o! wenn ich je
Dein Herz erraten hätte! — —
Ich rette Dich — — Und, wie ein Pfeil,
Flog er zu ihrem Bette.

Wach auf! so rief er, liebevoll,
Wach auf! Dir ruft Dein Freund.
Hätt' ich Dein liebend Herz gekannt,
Du hättest nie geweint!
Dein Heinrich ruft Dir; komm, laß sich
Dein Reiz aufs neu beleben!
Ich schütze vor Verzweifelung
In meinem Arm Dein Leben.

Sie hob, durch seine Stimm' erweckt,
Ihr sinkend Haupt, blickt' auf
Zum längst geliebten Jüngling hin,
Und fuhr vom Lager auf,
Und rief, indem sie seinen Hals
Mit brünst'gem Arm umfaßte:
„Du willst mich lieben? — willst Du das,
Mein Heinrich?“ — und erblaßte.

Hier wie bei Kleist ein stolzer Adeliger, hier wie dort ein Mädchen niederen Standes, das diesen liebt, aber scheinbar ohne Erwiderung. „Ein schön'res Kind, als Käthchen, ward im Dorfe nie gesehn,“ heißt es in der Ballade; und ähnlich sagt bei Kleist Theobald von seiner Tochter: „Ein Wesen von zarterer, frommerer und und lieberer Art müßt ihr euch nicht denken.“ Daß sie jeden zu entzücken vermochte, wird vom Käthchen der Ballade ausgesagt, und bei Kleist heißt es: „Vettern und Basen, mit welchen die Verwandtschaft seit drei Menschengeschlechtern vergessen worden war, nannten sie auf Kindtaufen und Hochzeiten ihr liebes Mühmchen,

ihr liebes Bäschen; der ganze Markt, auf dem wir wohnten, erschien an ihrem Namenstage und bedrängte sich und wetteiferte sie zu beschenken; wer sie nur einmal gesehen und einen Gruß im Vorübergehen von ihr empfangen hatte, schloß sie acht folgende Tage lang, als ob sie ihn gebessert hätte, in sein Gebet ein.“ „Kein Jüngling, der sie sah, entgieng der Macht in ihren Blicken,“ hören wir in dem Gedichte weiter, und Theobald erzählt, daß nun schon „fünf Söhne wackerer Bürger, bis in den Tod von ihrem Werthe gerührt,“ um die Fünfzehnjährige angehalten, und daß die Ritter, die durch die Stadt zogen, „weinten, daß sie kein Fräulein war“. Doch bald trübt sich der Glanz ihres Auges, und sie welkt dahin. „Kein Mittel hilft, und Niemand weiß den Ursprung ihrer Plage“, wird hinzugefügt, und ebenso berichtet Theobald: „Kein Mensch vermag das Geheimniß, das in ihr waltet, ihr zu entlocken.“ Und nun verrät das Käthchen der Ballade sein Geheimnis unfreiwillig im Traume, sowie wir bei Kleist die Lösung des Rätsels erst aus dem Munde des schlafenden Käthchens vernehmen. Da wird denn auch das kalte Herz Lord Heinrichs von Liebe gerührt und er eilt an das Lager der Schlafenden, wie wir auch beim Grafen von Strahl eine völlige und bleibende Umstimmung erst von der Traumscene an feststellen können. Hier hatte Kleist etwas, was von dem Hergebrachten abwich. Ein Weib, das dem Manne seine Liebe gesteht, und noch dazu ohne es zu wollen gesteht, das war in der That etwas Neues, „ein seltsamer Vorfall.“ Wenn Kleist nicht schon früher, dem Geiste seiner Zeit folgend, auf den Gedanken verfallen war, Käthchen zur Somnambule zu machen, so lag es jetzt sehr nahe, der Liebe Käthchens einen Zug des Unfreiwilligen, Geheimnisvollen zu verleihen. Dann hätte sich also erst von dieser Traumscene aus das somnambulistische Element über das ganze Stück verbreitet. Daß es nicht von allem Anfang an beabsichtigt war, scheint mir aus dieser Scene selbst deutlich hervorzugehen. Käthchen schläft bereits, als der Graf auftritt. Wollen wir nun ihren Schlaf als einen hypnotischen betrachten — (und das müssen wir nach dem früher Gesagten) — so steht diese Thatsache mit den Erfahrungen

auch der damaligen Wissenschaft in direktem Widerspruch. Man könnte einwenden, daß es nach allen Gesetzen des Schönen unmöglich sei, den Grafen auf der Bühne die Manipulationen eines Hypnotiseurs ausführen zu lassen. Gewiß; aber das wäre auch gar nicht nötig gewesen. Wir sahen schon in der Vehmgerichtsscene Käthchen unter dem Einflusse einer hypnotischen Suggestion, ohne daß von einer magnetischen Einschläferung irgendwo die Rede wäre. Aber hier liegen die Dinge ganz anders. Käthchen erscheint in der Versammlung und fällt, da sie den Grafen erblickt, aufs Knie. Man kannte schon zu Kleists Zeiten jene Hypnose, welche durch bloßen persönlichen Einfluß, ohne jede Berührung ausgeübt wird,[1]) und mit einer solchen hätten wir es dann in der Vehmgerichtsscene zu thun. In der Traumscene kann natürlich auch davon nicht die Rede sein. Daß Kleist aus Mangel an wissenschaftlicher Kenntnis des Problems sich diesen Widerspruch habe zu Schulden kommen lassen, dürfen wir nach dem oben Ausgeführten nicht annehmen. So bleibt uns nur die Erklärung übrig, daß in dem Dichter das Bild jenes Traumes in der Ballade so stark vorgeherrscht habe, daß er den durch die spätere Hereinziehung des Somnambulismus sich ergebenden Widerspruch entweder nicht merkte, oder (und das mit Recht) für poetisch erlaubt hielt. Auch die Mitteilung Gottschalks: „einmal, daß sie einen Schlaf hat wie ein Murmelthier; zweitens, daß sie wie ein Jagdhund immer träumt, und drittens, daß sie im Schlaf spricht," scheint mir aus der Erinnerung an jene Ballade hervorgegangen zu sein. Wir hätten also, wenn meine Ausführungen richtig sind, in der Ballade „Lord Heinrich und Käthchen" das Mittelglied zwischen der Ballade vom Grafen Walter einerseits und Schubert und Stilling andererseits zu erblicken, und zwar wahrscheinlich diejenige Quelle, welche Kleist zur Einführung des Somnambulismus in seine Dichtung direkt anregte.[2])

[1]) Gmelin, Materialien für die Anthropologie 1, 204: „Nur allein dadurch, daß ich vor ihr stund, setzte ich sie in Krise". Vgl. auch ebenda 1, 224, Funck S. 21 ff.

[2]) Allerdings könnte man sich auch eine umgekehrte Ordnung der Einwirkungen, nemlich: Eschenburg, Schubert, Stilling, Bürger denken, so daß Kleist zuerst die Traumscene somnambulistisch umkleidete und dann bei Bürger passendes

Nun bleibt noch ein Punkt jener Traumscene zu erörtern. Der Graf erinnert sich nämlich in derselben Sylvesternacht den gleichen Traum gehabt zu haben, der auch in den kleinsten Einzelheiten mit dem Käthchens übereinstimmt. Schon viel früher (II. 9) hören wir die alte Haushälterin Brigitte davon erzählen. Der Graf war nach einer „seltsamen Schwermuth, von welcher kein Mensch die Ursache ergründen konnte", an einem schweren Nervenfieber erkrankt. Er wolle gern sterben, so phantasiert er, denn das Mädchen, das fähig wäre ihn zu lieben, sei nicht vorhanden. Da erscheint ihm ein Engel und verspricht ihm, in der Sylvesternacht ihn zu dem Mädchen zu führen. Und in dem Augenblicke, da das Jahr wechselt, starrt er, als ob er eine Erscheinung hätte, ins Zimmer, „streckt alle Glieder von sich, und liegt wie tot". „Wir horchten an seiner Brust", erzählt die Alte, „es war so still darin, wie in einer leeren Kammer. Eine Feder ward ihm vorgehalten, seinen Athem zu prüfen: sie rührte sich nicht. Der Arzt meinte in der That, sein Geist habe ihn verlassen; rief ihm ängstlich seinen Namen in's Ohr; reizt' ihn, um ihn zu erwecken, mit Gerüchen; reizt' ihn mit Stiften und Nadeln, riß ihm ein Haar aus, daß sich das Blut zeigte; vergebens: er bewegte kein Glied und lag wie todt." Später aber erwacht er wieder, und auf die Frage seiner Mutter, wo er gewesen, versetzt er mit freudiger Stimme: „Bei ihr, die mich liebt! bei der Braut, die mir der Himmel bestimmt hat! geh, Mutter, geh, und laß nun in allen Kirchen für mich beten; denn nun wünsch' ich zu leben". Und von Stund an erholt er sich, und „ehe der Mond sich erneut, ist er so gesund wie zuvor." Diese Erzählung der alten Brigitte fehlt in der ersten Bearbeitung im „Phöbus" gänzlich. An einen Doppeltraum wird zwar Kleist auch damals schon gedacht haben,[1] aber jedenfalls

Material für die übrige Handlung fand. In welcher Reihenfolge Kleist mit seinen Quellen bekannt und von ihnen angeregt wurde, wird eine offene Frage bleiben müssen.

[1]) Hier hatte Kleist ein literarisches Vorbild in Wielands Oberon. Rezia erscheint dem träumenden Hüon (Oberon III. 58 ff.), Hüon der träumenden Rezia an der Seite Oberons, wie bei Kleist der Cherub den Grafen einführt. Beide verlieben sich sofort in einander, ohne sich bis dahin zu kennen.

hätten wir auch von diesem erst in der Traumscene etwas erfahren, gewiß zum Vorteile des Ganzen. Dabei bleibt noch der unerklärliche Widerspruch, daß derselbe Traum, von dem die ganze Strahlburg sich erzählt, und der auf Käthchen eine so tiefgehende Wirkung ausübt, bei Wetter ganz in Vergessenheit geraten ist.

Du Prel erklärt die Erscheinung des Doppeltraumes so, daß Käthchen jenen Traum, worin sie fernsehend den künftigen Bräutigam erblickt, „in unbewußter Fernwirkung auf den Grafen übertragen hat.“ Mir scheint das Gegenteil davon richtig. Nicht Käthchen erscheint ja dem Grafen, sondern umgekehrt. Sagt er doch selbst:

> Nun steht mir bei, ihr Götter! ich bin doppelt!
> Ein Geist bin ich und wandele zur Nacht! — —
> Was mir ein Traum schien, nackte Wahrheit ist's:
> Im Schloß zu Strahl, totkrank am Nervenfieber,
> Lag ich danieder und hinweggeführt
> Von einem Cherubim besuchte sie
> Mein Geist in ihrer Klause zu Heilbronn!

Hier wird noch dazu ausdrücklich behauptet, daß wir es nicht mit einem Traume, sondern mit einer wirklichen Erscheinung zu thun haben. — Trotzdem erst vor kurzem Kants „Träume eines Geistersehers“ wie ein reinigendes Gewitter in den Nebeldunst des Köhlerglaubens gefahren waren, gab es damals, auch in wissenschaftlichen Kreisen, noch Leute, welche allen Ernstes daran glaubten, daß die Seele (oder um mit Kleist zu sprechen: der Geist) unter gewissen Bedingungen sich vom Körper loslösen und Anderen leibhaftig und sichtbar erscheinen könne. Gerade hier zeigte sich deutlich, wie gefährlich halbe wissenschaftliche Erkenntnis ist, als der Mysticismus und Charlatanismus die neuen Lehren der Naturwissenschaft für ihre Zwecke ausbeuteten. So hat u. A. Stilling, gestützt auf die Theorien des tierischen Magnetismus und anderer mit diesem verwandter Erscheinungen, thatsächlich eine ganz abenteuerliche „Theorie der Geisterkunde“ (1809) aufgebaut. Hier werden wir auch die Erscheinung Wetters anzuknüpfen haben.

Sehen wir aber zunächst wie Schubert, den wir als Gewährsmann Kleists schon einmal kennen lernten, sich über derartige Fälle

äußert: „Der Magnetismus, welcher nicht selten ein Erstarren der Glieder wie im Tode, und andre, hiermit verwandte Symptome zur ersten Wirkung hat, ist auch hierin das im Kleinen, was der Tod im Großen und auf eine vollkommene Weise ist. Auch Ohnmachten und der noch tiefer mit dem Tod verwandte Scheintod ohne Bewußtseyn, zeigen sich öfters, so wie sie zuweilen von einem gleichen, oder vielmehr noch viel höheren Wonnegefühl begleitet sind als der Somnambulismus, nicht minder heilsam als der magnetische Schlaf, und die aus ihm Erwachenden sind meist von der vorhergegangenen Krankheit, die sie in diesen Zustand versetzt, vollkommen befreit, ja auf eine unbegreifliche Weise gestärkt." (a. a. O. S. 300.)

Es ist das Krankheitsbild Wetters, das wir hier in großen Zügen vor uns haben. Der Graf ist nicht in normalem Zustande, sondern er liegt „todtkrank am Nervenfieber", und erst in diesem Zustande der Störung des Nervensystems verfällt er in den von Schubert geschilderten Scheintod, dessen unbegreifliche heilkräftige Wirkung auch nicht ausbleibt. Wir haben also den Rahmen hier vorgezeichnet, nur über den realen Inhalt jenes „Wonnegefühls" läßt uns Schubert im Dunkeln. Hier kann Stilling aushelfen. In seinem oben genannten Werke (§ 100) bespricht er mit großer Ausführlichkeit den Fall, daß sich „ein Mensch bei lebendigem Leibe an einem entfernten Ort zeigen kann." Stilling sind Beispiele bekannt, „daß Kranke eine unbeschreibliche Sehnsucht bekamen, einen gewissen Freund oder Freundin zu sehen; bald darauf geriethen sie in Ohnmacht, und während der Zeit erschienen sie dem entfernten Gegenstand ihrer Sehnsucht." Ein Beispiel dafür wird auch angeführt, welches aber zu unserem Falle keine nähere Beziehung hat, als daß der Betreffende, während er einem weit entfernten Bekannten erscheint, „wie ein Todter" auf seinem Kanapee liegt. Also dieselbe Ursache und Wirkung wie bei Kleist. Auch Graf Wetter wird von einer „unbeschreiblichen Sehnsucht" erfaßt, auch bei ihm zeigt sich eine Art räumlicher Doppelheit seiner Natur, sein „Geist" erscheint in Käthchens Kammer, während er gleichzeitig scheintot auf seinem Schlosse zu Strahl liegt. Hatte

Schubert das Motiv des Scheintodes und der durch ihn bewirkten Heilung hergegeben, so konnte Kleist bei Stilling die mit dem Scheintode verbundene gleichzeitige Erscheinung an einem anderen Orte entnehmen.

Zuletzt erübrigt uns noch auf einen Faktor hinzuweisen, der neben der besprochenen Vorliebe für das Seltsame dem Dichter die Verwendung des Somnambulismus nahe legte, — seine Auffassung von der Stellung der Frau. Diese ist ihm dem Manne gegenüber ein Wesen untergeordneter Gattung. Ihre einzige Bestimmung ist die: „Mutter zu werden, und der Erde tugendhafte Menschen zu erziehen“ (Biedermann, Heinrich von Kleists Briefe an seine Braut, Breslau und Leipzig 1884, S. 85), ihre ganze Aufklärung: „vernünftig über die Bestimmungen ihres irdischen Lebens nachdenken zu können“ (a. a. O. S. 79.) Vollends in der Liebe ist Kleist ein egoistischer Tyrann. „Vertraue Dich mir ganz an!“ schreibt er an seine Braut Wilhelmine von Zenge (S. 26.) „Setze Dein ganzes Glück auf meine Redlichkeit! Denke, Du wärest in das Schiff meines Glückes gestiegen mit allen Deinen Hoffnungen, Wünschen und Aussichten. Du bist schwach, mit Stürmen und Wellen kannst Du nicht kämpfen, darum vertraue Dich mir an, mir, der mit Weisheit die Bahn der Fahrt entworfen hat, der die Gestirne des Himmels zu seinen Führern zu wählen, und das Steuer des Schiffes mit starkem Arm, mit stärkerem gewiß, als Du glaubst, zu lenken weiß!“ Aber Kleist will nicht nur der Steuermann sein, der die äußeren Schicksale der Geliebten lenkt, er will sie auch ganz und gar nach seinem Sinne erziehen. „Wäre ein Mädchen auch noch so vollkommen, ist sie fertig, so ist es nichts für mich. Ich selbst muß es mir formen und ausbilden“. (S. 57).

Daß Kleists Anschauungen auch in seinen Dichtungen hervortreten, ist selbstverständlich. Schon in den Schroffensteinern stellt Ottokar-Kleist an seine Geliebte die Forderung:

> Willst Du's? — — — Mit mir leben?
> Fest an mir halten? Dem Gespenst des Mißtrauns
> Das wieder vor mir treten könnte, kühn

Entgegenschreiten? unabänderlich,
Und wäre der Verdacht auch noch so groß,
Dem Vater nicht, der Mutter nicht so traun,
Als mir?

Alkmene, das Muster weiblicher Treue, „vor deren Seele nur stets des Ein und Einz'gen Züge steh'n", nennt Brahm eine „Vorstudie zum Käthchen" (S. 150). Nur in der Penthesilea hat der Dichter andere Wege betreten, — dafür will er nun im Käthchen „die Kehrseite der Penthesilea, ihren anderen Pol" schildern, „ein Wesen, das ebenso mächtig ist durch Hingebung, als jene durch Handeln." Ist Penthesilea dem Untergange geweiht, weil sie die dem Weibe zugemessenen Schranken übertreten hat, so wird das Käthchen von Heilbronn für seine willenlose Hingebung, für seine opferfreudige, unwandelbare Treue belohnt mit einer plötzlichen Wendung seines Schicksals, wie etwa die Griseldis des Volksbuches [1]), oder das Schneewittchen des deutschen Märchens, das an seiner Stiefmutter eine ebenso böse Feindin hat, wie Käthchen an Kunigunde. In der Ballade vom Grafen Walter hatte Kleist ein solches Wesen kennen gelernt, dessen Treue aus allen, auch den schwersten Prüfungen rein hervorgeht, wie lauteres Gold. Aber das genügte einem Dichter wie Kleist nicht. Eine außergewöhnliche Neigung sollte auch außergewöhnlich motiviert werden. Da erschloß sich ihm nun im Somnambulismus jene rätselhafte Macht, welche im Stande ist, den Menschen seines Willens zu entäußern und ihn dem Willen eines Anderen vollkommen gefügig zu machen. Hier hatte er, was er brauchte, und mit der Kühnheit des poetischen Psychologen griff er zu. Aus der rauhen Wirklichkeit, wo seine Ansichten so viel Widerspruch begegneten, zog er sich zurück in jene noch unerforschten Regionen, in denen seine Träume Wahrheit zu werden versprachen, aus der Gegenwart floh er in jene damals so gepriesenen Zeiten, in welchen man noch mit Kinderaugen in die Welt schaute und in naiver

[1]) Die Volksbücher konnten Kleist damals durch die 1807 erschienene begeisterte Schrift von Görres, „Die teutschen Volksbücher", nahegelegt worden sein.

Empfänglichkeit allerorten das Walten übernatürlicher Mächte erblickte. Beidemal folgte er da der Strömung der Zeit, wie wir uns ja überzeugen konnten, daß das Stück aus der Zeit und den Anschauungen des Dichters hervorgegangen ist. Aber Kleist gehörte nicht zu jenen kleinen Geistern, die ohne Rest in ihrer Zeit aufgehn. Wenn wir sein Käthchen mit den Vorbildern vergleichen, so merken wir, wieviel aus dem eigenen Innern des Dichters hinzugekommen ist, um diese trotz der verschiedenen Vorbilder so einheitliche Gestalt ins Leben zu rufen.

Wir erinnern uns an Prometheus, den edelsten und unglücklichsten aller Himmelsstürmer, wenn wir Kleist dem Größten unseres Volkes den Lorbeer streitig machen sehen. Und wie jener trotzige Titane kühn Menschen formte nach seinem Bilde, so hat Kleist der deutschen Bühne in seinem Käthchen eine ganz eigenartige Gestalt geschaffen, — nach seinen schönsten Träumen.

Clemens Brentanos Beziehungen zu Beethoven.

Von Alfred Christlieb Kalischer in Berlin.

I.

Schon mehrfach konnte ich in meinen der Geschichte Beethovens gewidmeten Arbeiten einer unserer Literatur besonders eignenden Dichtergattung, der Musiker-Dichter, eingedenk sein. Zu solchen musikalischen Dichtern gehören vornehmlich: Jean Paul, Leopold Schefer, Nikolaus Lenau, Franz Grillparzer, Otto Ludwig, Ludwig Rellstab und Theodor Körner. Nicht wenige von ihnen, wie Grillparzer, Körner, Lenau, sind denn auch mehr oder weniger mit der Geschichte des größten Tonmeisters unseres Jahrhunderts, mit Ludwig van Beethoven verbunden. Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich Grillparzers, Rellstabs und Körners Beziehungen zu Beethoven bereits eingehend behandelt.

Zu solchen Musiker-Dichtern gehört auch der ebenso geniale als unglückselige Clemens Brentano, der ebenfalls zu seinem um einige Jahre älteren Zeitgenossen Beethoven in mannigfache Beziehungen trat.

Clemens Brentano, geboren 1778, teilte seine musikalische Begabung, wie so vieles Andere, mit seiner geliebten gleichartigen jüngeren Schwester Elisabeth (Bettina), ohne diese in genialischer Erkenntnis der Musikweisheit auch nur annähernd zu erreichen.

Das Lieblingsinstrument für Dilettanten, zumal für romantische Dichter, bildete damals die Guitarre. Wie Theodor Körner, so besaß auch Brentano eine bedeutende Fertigkeit auf diesem Instrumente. „Und überall bezauberte der junge Dichter mit Gesang und Guitarrespiel und noch schönerem Vorlesen besonders die Herzen der Frauen“ — heißt es in einem biographischen Abrisse über unsern Dichter (Gesammelte Schriften 8, 44). Die Harfe, das symbolische Instrument für alles Singen, Sagen und Klingen der Dichtergeister, muß in diesen Zeiten immer mehr der Guitarre weichen, ohne jedoch als Wortbegriff von seiner ewigen Weihe einzubüßen. Schreibt doch auch der guitarrekundige Brentano einmal — im Jahre 1812 — besonders schön an Fouqué (Gesammelte Schriften 8, 167): „Ich war eine Goldharfe mit animalischen Saiten bezogen, alles Wetter verstimmte mich, und der Wind spielte mich, und die Sonne spannte mich. Und die Liebe spielte so leidenschaftlich Forte, daß die Saiten zerrissen, so dumm zerrissen, daß ich kaum ein Spinnrad mit dem Uebrigen besaiten kann. Dohnen draus zu stellen, sind sie zu stark gewesen. Nun habe ich die Harfe mit Feuer ausgeglüht und sie mit Metall besaitet, und spiele sie selbst.“ — —

Ueber Brentanos vielseitige musikalische Begabung weiß uns besonders Frau von Suckow (Emma von Niendorf) anmutig zu erzählen. Der Dichter sang und komponierte. Die schöne Stimme hielt ihm bis zum umnachteten Abend seines Daseins aus. Diese Erzählerin verlebte ihre „Sommertage mit Clemens Brentano“ erst ein Jahr vor dem Tode desselben — im August 1841. Und da sang er manchmal noch so wunderschön. Dabei sagte er: „Ich habe viele Melodien erfunden, aber immer nur auf der Straße oder wenn ich traurig bin.“ [1]) Der greise Dichter singt unter Anderem eine Komposition Bettinas über eines seiner Gedichte, deren Gesang er bei dieser Gelegenheit bis in die entlegensten Sterne erhob. „Gegen ihren Gesang“ sagt der entzückte Bruder, „war mir aller anderer, auch der der Catalani u. s. w. ledern“ (a. a. O. S. 90). Die Erzählerin hat in jenen Sommertagen eine wundersame Sängerin Magneta bei sich, deren Lied den armen Dichter verjüngend begeistert. Er lehrt diese holdselige Sängerin Bettinas Lieblingsmelodie. Clemens und Magneta duettieren. „Beider Stimmen vereint“, erzählt Emma von Niendorf, „das war als ob ein fernes Echo Philomelen geisterhaft antworte. Seltsam! Das Lied

[1]) Aus der Gegenwart. Von Emma von Niendorf. Berlin 1844, S. 90.



lautete — den Zwischensatz abgerechnet — Note für Note wie ein Sang, den Magneta als Kind komponierte" (a. a. O. S. 92).

Wie ein vorahnender Chopin preist Brentano das eigentümliche Wesen der Polonaise-Musik, als die scheinbare Ruhe über Seelenstürmen ausdrückend. Im Jahre 1816 schreibt er einmal in diesem Sinne an eine tief in sein Lebensgeschick eingreifende Dame[1]: „oft bin ich wie ein alter Greis, dessen Hände so zittern, daß die Kinder freudig darnach tanzen, und Nichts ist rührender, als wenn sie, müde zu tanzen, sich mir nahen, und mir danken, daß ich ihnen so ein lustiges Tempo angegeben mit den Händen, mir auch sagten, ich sollte nur aufhören zu zittern, sie könnten nicht mehr tanzen. Vielleicht ist es aus diesem meinem Zustande zu erklären, daß ich ein besonderes Wohlgefallen an der Polonaisenmusik habe, weil sich in ihr die schnelle Melodie[2]) im ruhigen Takt, wie jene meine Lebendigkeit in Melancholie oder, ehrlicher gesagt, in begründeter Schwermut über meinen Unwert und meine schwere Schuld bewegt."

Ueberhaupt giebt wie für so manche auserlesene Geister, so auch für Brentano die Musik mit ihren Stimmen- und Akkordmysterien die beste Basis für das Gleichnis des Daseins ab: die Tonkunst als Spiegelbild, als Abglanz des Weltwesens. So schreibt der noch jugendlich schwärmende Dichter einmal an seine Schwester Bettina (Clemens Brentanos Frühlingskranz S. 160 f.): „Die Konsequenz aber, welche etwas wert ist, ja allein den Wert des Menschen bestimmt, ist eine Musikalische, sie ist Harmonie im weitesten Sinne, und wird, insofern er mehr oder weniger das ganze Leben berührt, mehr oder weniger Tonarten und Modulationen umfasset, doch immer nur in harmonischen Uebergängen wechseln. Insofern er nun bloß das Thema der ganzen Musik ist, ist sein Gang aus sich selbst, und kann er einen Charakter haben, aber insofern er die Harmonie des ganzen mitbegründet, hat er nur den Charakter seines Instruments; sein Leben aber ist ohne Charakter, bloß ein Teil der ganzen Harmonie. Von dieser Konsequenz der Harmonie kann aber nur die Rede sein bei umfassenderen Menschen, denn um harmonisch zu werden, muß man schon eine gewisse Anzahl von Tönen umfassen, und ist hier die Rede nicht von jener Gattung, die nur insofern leben als ihrer etliche tausend wohl, wenn sie zusammentreten, eben so leicht alle zu einem tüchtigen Menschen gehörigen

---

[1]) Gesammelte Schriften, 8, S. 209. Brief „An eine Ungenannte." Die Ungenannte ist Luise Hensel.

[2]) Die „schnelle Melodie im ruhigen Takte" könnte als eine Art contradictio in adiecto angesehen werden. Würde statt „schnelle Melodie" nur „bewegliche Melodie" gesetzt, so verschwindet das Mißverständnis leicht.

Eigenschaften, als eine vollständige Kriegskontribution zusammenbringen könnten.“ —

So sehen wir Clemens Brentano praktisch wie theoretisch wohl vorbereitet und befähigt, einem Tongenius von der Singularität Beethovens Begeisterung und Verständnis entgegenzubringen.

II.

Wann die persönlichen Beziehungen Brentanos zu Beethoven ihren Anfang genommen haben, das läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, weil keinerlei Dokument darüber vorhanden ist. Hier müssen Mutmaßungen, mehr oder weniger gut begründet, aus der Mißlichkeit verhelfen.

Ich bin nun der Meinung, daß Clemens bereits bei Gelegenheit seines ersten Aufenthaltes in Wien im Jahre 1804 mit Beethoven persönlich bekannt ward. Schon hier sei kurz erwähnt, daß ich die neuerdings — namentlich von Reinhold Steig — vertretene Ansicht, wonach Brentano im Jahre 1804 gar nicht in Wien gewesen sei, nicht annehmen kann; die nähere Begründung hiefür wird weiter unten bei der Darstellung des direkten Verkehrs Brentanos mit Beethoven in den Jahren 1813 und 1814 vorgetragen werden.

Vorausgesetzt also, daß Brentano bereits 1804 oder ein wenig später flüchtig die schöne Donaustadt berührte: so mußten ihn hundert Gründe dazu bestimmen, den jungen Tonmeister Beethoven aufzusuchen.

Seine angebetete Schwägerin Antonie Brentano gehörte mit seinem Bruder Franz, ihrem Gatten, seit lange zu den bevorzugtesten Freunden des Tondichters. Lebten diese auch 1804 nicht in Wien, sondern in Frankfurt, so blieben sie doch in unausgesetztem brieflichen Verkehr mit Beethoven. Wie sollte sich also der musikalische Dichter jetzt, wo er seine Komödie „Ponce de Leon“ auf die Bühne bringen wollte, die Gelegenheit entschlüpfen lassen, den damals schon sehr einflußreichen Komponisten aufzusuchen, — aus objektiven wie subjektiven Gründen! Dazu kommt ein anderes wichtiges Moment. Brentanos damalige Gattin, die Dichterin Sophie Mereau, stand selbst bereits mit Beethovens Tonmuse in Verbindung. Eines ihrer reizendsten Lieder ist von Beethoven — wohl noch in seiner letzten Bonner Zeit — komponiert worden. Es ist Sophiens „Feuerfarb“, dessen erste Strophe also lautet:

> Ich weiß eine Farbe, der bin ich hold,
> Die achte ich höher als Silber und Gold;
> Die trag' ich so gerne um Stirn und Gewand,
> Und habe sie Farbe der Wahrheit genannt! —

Die einfache, herzige, schlichte Komposition erschien mit sieben anderen Liedern als op. 52 erst im Juni 1805. Das Lied wird

höchstwahrscheinlich noch in Bonn im Herbst 1792 kurz vor Beethovens Abreise von dort (Ende Oktober) entstanden sein;[1]) Ende des Jahres oder Anfang 1793 wird sie Beethoven, wie das so seine Gepflogenheit war, als Manuskript an seine Bonner Freunde geschickt haben.

Sophie, auf diese Weise mit Beethovens Tonschaffen in Kontakt gebracht, wird gewiß nicht ermangelt haben, bei einer so schwerwiegenden Veranlassung, wie es die Aufführung eines dramatischen Erzeugnisses bedeutet, ihren Gatten auf Beethoven in Wien hinzuweisen.

Noch ein drittes Moment möchte ich zum Beweise anführen, daß Brentano wirklich um die Zeit von 1804 in Wien in die Kreise Beethovens getreten sei.

Im Jahre 1804 bildete in der Wiener Musikwelt die neueste große Schaffensthat Beethovens — die Sinfonia Eroica (op. 55) das alles Andere hintansetzende Ereignis. Dieses symphonische Werk, das uns Beethoven zum ersten Male in seiner ganzen gewaltigen Eigenart als Symphoniker offenbart, ist höchstwahrscheinlich bereits 1803 in Angriff genommen worden, so daß es 1804 wohl nur noch vom Meister gefeilt und redigiert ward; jedenfalls verstand man die Eroica zu Anfang absolut nicht, so daß sich Beethovens Mäcen Fürst von Lobkowitz entschloß, das Werk auf längere Zeit behufs Privataufführungen anzukaufen. So kam es, daß der um diese Zeit in Wien anwesende selbst komponierende Prinz Louis Ferdinand von Preußen diese Schöpfung als höchste Rarität „Caviar fürs Volk“ durch des Fürsten Lobkowitz Kapelle zu hören bekam und — an einem Male lange nicht genug — sogleich drei Male hintereinander das gewaltige Werk in sich aufnahm.[2])

Gewiß — so meine ich nun — wird auch Clemens Brentano während seines ersten Wiener Aufenthaltes im Palais des Fürsten von Lobkowitz die Eroica gehört und dabei Beethoven gesprochen haben, um dann, voll von solchen Doppeleindrücken, die Eroica poetisch zu besingen. Unter seinen Gedichten befindet sich nämlich eines mit der Aufschrift „Symphonie“, welches offenbar, ohne daß Beethoven oder die Eroica mit Namen genannt werden, den Gang der Heldensymphonie zeichnet.

---

[1]) Die Korrespondenz Charlotte von Schillers mit Bartholomäus Fischenich — im Jahre 1793 — macht solche Annahme evident. — G. Nottebohm meint freilich: „Nr. 2 (Feuerfarb, op. 52) entstand um 1793“; vergl. dessen thematisches Verzeichnis der im Druck erschienenen Werke von Ludwig van Beethoven, 2. Auflage, Leipzig 1868, S. 50.

[2]) Vgl. L. Nohl: Beethovens Leben (Leipzig 1867), 2, 73 f.; 185 ff. — Siehe auch hinsichtlich der Entstehungszeit (1803—1804): A. W. Thayers Chronologisches Verzeichnis der Werke Ludwig van Beethovens, Berlin 1865, S. 57 (Nr. 115). — Derselbe, Ludwig van Beethovens Leben, 2, 251, Berlin 1872.

Brentanos Symphonie-Gedicht umfaßt folgende sechs fünfzeilige Strophen (Schriften, 2, 346):

Ruhe! — die Gräber erbeben;
Ruhe! — und heftig hervor
Stürzt aus der Ruhe das Leben,
Strömt aus sich selbsten empor
Die Menge, vereinzelt im Thor!

Schaffend eröffnet der Meister
Gräber. — Geborener Tanz
Schweben die tönenden Geister,
Schimmert im eigenen Glanz
Der Töne bunt wechselnder Kranz!

Alle in einem verschlungen,
Jeder im eigenen Klang,
Mächtig durchs Ganze geschwungen,
Eilet der Geister Gesang,
Gestaltet die Bühne entlang!

Heilige, brausende Wogen,
Ernst und wollüstige Glut,
Strömet in schimmernden Bogen,
Sprühet in klingender Wut
Des Geistertanz silberne Flut.

Alle in einem erstanden,
Sind sie sich selbst nicht bewußt,
Daß sie sich einzeln verbanden,
Fühlt in der eigenen Brust
Ein Jeder vom Ganzen die Lust!

Aber im inneren Leben
Fesselt der Meister das Sein;
Läßt sie dann ringen und streben;
Handelnd durcheilet die Reih'n
Das Ganze im einzelnen Schein!

Das Eröffnen der Gräber und Aehnliches in der Dichtung deutet auf den tiefsinnigen Trauermarsch (Marcia funebre) hin, des „Geistertanzes silberne Flut“ versinnbildlicht das Scherzo mit seinem geheimnisvoll vorüberhuschenden Anfang im Pianissimo. Das „Ringen und Streben“, das rastlose Handeln, brausendes Wogen und ähnliches drücken den Hauptgeist des heldenhaften Inhalts aus.

III.

Erst das Jahr 1811 macht uns mit neuen positiven Beziehungen zwischen Clemens Brentano und Beethoven bekannt.

Wir sehen Clemens in Berlin, wo er von neuem zehrenden Familienunglück Erholung suchte und fand. Einige Jahre nach dem

Tode seiner aufs innigste geliebten Gattin Sophie (Mereau, sie starb — 35 Jahre alt — am 31. October 1806) hatte sich Clemens mit der phantastisch abenteuerlichen Auguste Busmann, einer Nichte des Frankfurter Banquiers Bethmann, vermählt: im Spätherbste des Jahres 1809 ward in Berlin die Scheidung dieser Ehe eingeleitet und Anfang 1810 zum Abschlusse gebracht (Diel-Kreiten 1, 292). Neue ernste Weisen erklangen jetzt aus Brentanos befreiter Brust.

Der Tod der allgeliebten, allverehrten Königin Luise von Preußen († am 19. Juli 1810) begeisterte auch unsern Dichter zu einer aus tiefster Seele stammenden Huldigung. So entstand Brentanos Luisen-Cantate, deren Anfang also lautet:

O Herr! sie ist bei Dir, sie ist bei Dir,
Im Glanz der Himmlischen,
Im Kranz der Seligen!
Tief unter ihr
Ruht diese dunkle Erde.

Und aller Klagen Schall
Und aller Thränen Fall
Kauft sie nicht los,
Allmächtiger, aus Deiner Liebe Schoos.

Aber wir dürfen weinen,
Weinen um sie;
Uns gehöret die Erde noch
Und das Leid und die Trauer! —

Mit Recht hatte Brentano die Empfindung, mit dieser Cantate etwas Bedeutendes geschaffen zu haben, das würdig sei, von einem bedeutenden Tonmeister die Musikweihe zu empfangen. Auf wen anders konnten sich seine Blicke hinlenken als auf Beethoven, den ja bereits so mannigfache Fäden mit seiner Familie verknüpften? Hie Reichardt, hie Beethoven! Brentano wollte mit seiner Luisenkantate dem sonst unvermeidlichen Reichardt entgehen. Er wandte sich daher an seine Schwägerin Antonie Brentano (die Toni), die damals mit ihrem Gatten Franz wieder in Wien lebte.

Unterm 10. Januar 1811, in demselben Briefe, worin Clemens die Verlobung Arnims mit seiner Schwester Bettine vermeldet (Gesammelte Schriften, 8, 162 f.), trägt derselbe auch folgende Bitte vor: „Um Dir doch etwas von mir sichtbar zu machen, schicke ich Dir hierbei meine Cantate auf den Tod der herrlichen Königin von Preußen für Beethoven. Wenn sie Dir gefällt, so lasse sie Dir abschreiben und lege sodann das Original wieder in den Brief und schließe ihn und stelle ihn Beethoven zu. Ich möchte sie gern der Kaiserin von Oesterreich widmen, weil ich weiß, daß mein Lied nicht schlecht ist und daß die Kaiserin unsere Königin sehr geliebt hat, und weil Nichts den Dichter

mehr erfreuen kann, als der Gedanke, Herzen, die die Welt meistens dem Menschlichen entfernt, in den Minuten zu rühren, wo die Trauer oder die Freude die kalten Mauern ersteigt, in denen sie lebendig begraben sind. Ist es Dir daher möglich zu machen, daß mein Lied dieser guten Fürstin zu Handen komme, so lasse eine schöne zweite Abschrift davon machen und der Kaiserin übergeben. Clemens."

Daß Beethoven durch diese Vermittlung die Luisen-Kantate wirklich erhalten und auch — wenigstens indirekt — seine Meinung in einer Antwort kund gethan hat, ist längst bekannt.[1])

Gerade einen Monat nach dem Datum des ebenerwähnten Briefes sah sich Beethoven wieder einmal veranlaßt, an seine liebe Freundin Bettina nach Berlin zu schreiben. Es ist dies der zweite jener viel umstrittenen und viel besprochenen drei Briefe Beethovens an Bettina von Arnim, deren Authenticität wenigstens in Betreff der ersten zwei jetzt allgemein anerkannt ist: nur hinsichtlich des dritten (aus Teplitz 1812) — adhuc sub iudice lis est. —

In diesem zweiten Briefe — datiert aus Wien vom 11. Februar 1811[2]) — kommt nun auch unser Clemens nebst seiner Kantate vor. Da heißt es denn: „Wegen Clemens vielen Dank für sein Entgegenkommen. — Was die Kantate betrifft, so ist der Gegenstand für hier nicht wichtig genug, ein anderes ist sie in Berlin; was die Zuneigung, so hat die Schwester diese so sehr eingenommen, daß dem Bruder nicht viel übrig bleiben wird, ist ihm damit auch gedient?"[3])

Clemens Brentanos „Entgegenkommen" läßt sich wohl nur so

---

[1]) Wonach Diels Bemerkung 1, 314 zu berichtigen ist.

[2]) Dieser Beethovenbrief trägt meist das Datum „Wien am 10. Februar 1811" (Anrede: „Geliebte, liebe Bettina"), besonders deshalb, weil die Meisten sich dabei nach der Ausgabe in Bettinas „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" richten, wo dieser Brief — vgl. die 2. Auflage Berlin 1853, 2, 215—217 — also datiert ist. So datieren unter Anderen die Beethovenbiographen L. Nohl und A. W. Thayer. Anders aber Moscheles und Schindler, denen A. B. Marx folgt. — Die von Moscheles besorgte englische Ausgabe des Schindlerschen Beethoven (The life of Beethoven, edited by Ignace Moscheles, London 1841) hat denn auch, direkt von Bettina v. Arnim inspiriert, — 11. Februar (1, 265 f. und vorher). Ebenso darnach Schindler in seinem Buche: Beethoven in Paris, Münster 1842, S. 159; desgl. in seiner Beethovenbiographie, 3. Auflage (1860), 2, 348; ebenso auch A. B. Marx darnach: Beethovens Leben und Schaffen, 2. Auflage, 2, 117, wo sogar die Anrede „Geliebte, liebste Bettina" zu lesen ist.

[3]) In Bettinas „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" hat dieser Passus folgenden, etwas abweichenden Wortlaut (die Anrede lautet: „Geliebte, liebe Freundin"): „Wegen Clemens vielen Dank für sein Entgegenkommen. Was die Kantate — so ist der Gegenstand für hier nicht wichtig genug, ein andres ists in Berlin; was die Zuneigung, so hat die Schwester davon eine so große Portion, daß dem Bruder nicht viel übrig bleiben wird, ist ihm damit auch gedient?" —

erklären, daß auch dieser Dichter, wie so viele andere, unserem Tonmeister eine Operndichtung angeboten haben wird. In jenen Tagen konnte Beethoven ob solchen Entgegenkommens noch sehr erbaut sein. Die Kantate selbst, Brentanos obenerwähntes „Original“ befindet sich übrigens noch gegenwärtig in der musikalischen Abteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Dort wird unter anderen Beethovenschätzen auch der gesamte Schindlersche Beethoven-Nachlaß aufgehoben. In der Mappe III dieses Nachlasses (Autogr. 37) — mit der Aufschrift: „Papiere aus Beethovens Nachlaß, ihm zugeschickte Gedichte, Operntexte u. s. w., von ihm selbst gesammelt und so verpackt“ — befindet sich auch diese Luisen-Kantate von Brentanos Hand. Dieses Manuskript (Nr. 42 der erwähnten Mappe III) hat aber noch zu Anfang ein besonderes Zueignungsgedicht von Brentano, so daß trotz jenes Briefes an Antonie Brentano der Schluß gerechtfertigt erscheint: Brentano habe an Beethoven nicht sein oben erwähntes kouvertiertes „Original“ gelangen lassen, sondern vielmehr eine eigenhändige Abschrift davon, welcher der Dichter zugleich ein Einleitungsgedicht an die Kaiserin von Oesterreich beigab. Das Manuskript hat folgende Aufschrift:

Kantate auf den Tod Ihrer Königlichen Majestät Louise von Preußen

Der rührenden Zuneigung
Ihrer Majestät der Kaiserin von Oesterreich
für die Verewigte gewidmet.

Und nun folgt dieses — bisher unbekannte — Gedicht in Ottaven.[1]

Zueignung.

Sieh mild, o hohe Frau, auf diese Zeilen
Du liebtest Sie, wenn gleich Dir unbekannt
Als Du, von ird'schem Schmerze Dich zu heilen
Zur Vaterländ'schen Quelle Dich gewandt
Erweckte, Deine Liebe Ihr zu theilen
In Deiner Brust, die Sehnsucht Gottes Hand.
Auch Sie war krank in Sehnsucht, Dich zu sehen,
Sie wollt' zu Dir, Sie mußt' zum Himmel gehen.

Und weil auf Erden würdig keine Stelle,
Von Sünde und von Lüge unentweiht,
Daß Unschuld sich und Hoheit fromm geselle
Sich zuzuspieglen eine schön're Zeit,

[1]) Diel, der die herrliche Luisen-Kantate nach einem Manuskripte „aus dem Böhmerschen Nachlaß“ vollständig abdruckt (1, 427—441) erwähnt nichts von diesem Zueignungsgedichte. Die gesammelten Schriften enthalten bekanntlich diese Kantate überhaupt nicht. Uebrigens weist das Manuskript der Berliner Hofbibliothek erhebliche Abweichungen vom Abdrucke bei Diel dar. Bei diesem umfaßt das Ganze 450 Versreihen, im Brentanoschen Manuskripte nur 389 Verszeilen; auch sonst giebt es der Varianten nicht wenige, so daß eine Kollationierung des Dielschen Textes mit dem Manuskripte im Beethoven-Schindlerschen Nachlasse eine wohl zu unternehmende Arbeit wäre.

Rief Sie der Herr zu alles Lichtes Quelle.
Dort bleibt ein seelig Anschau'n auch bereit,
Wenn unter Dir auch ruht dies dunkle Leben,
Dem Deine Tugend noch muß Schimmer geben.

Verzeihe, daß der Tod mir herrlich scheinet
Erfüllet von des Schicksals Bitterkeit,
Hab ich als Mensch um deutsche Noth geweinet,
Als Christ erkannt des Lebens Eitelkeit —
Doch ist zum Felsengrab die Zeit versteinet
Durchbricht sie Christi Sieg mit Herrlichkeit.
Mit ihm erstehn, die treu mit ihm gestorben,
Es hat solch Heil, die Seelige erworben.

Wenn es nun auch Beethoven abgelehnt hat, Brentanos Luisendichtung in Musik zu setzen, so mag er sich doch wohl mit einem solchen Kompositionsgedanken getragen haben. Vielleicht ist unter den Skizzenblättern Beethovens, von denen die Berliner Königliche Bibliothek eine große Zahl besitzt, die Skizze zu einer Gesangskomposition — zwei Blätter umfassend — ein Hinweis, daß Beethoven doch wohl an eine derartige Komposition gedacht hat. Diese Skizze enthält nämlich unter den Noten, einmal auch seitwärts am Rande, mehrfach den Namen Louise; die sonstigen wenigen Worte sind nicht zu entziffern. (Autogr. Nr. 28: Konvolut „56 Blatt Skizzenblätter"; auf dem Deckel steht der Name „Fischhof".)

Während dieses Aufenthaltes in Berlin ist im Jahre 1811 auch Clemens Brentanos drastisch komisches Lied „Der Musikanten schwere Weinzunge" für Zelters Liedertafel entstanden (Gesammelte Schriften, 2, 552 ff., vgl. unten S. 90). In diesem Liede werden verschiedene Tonkünstler, wie Zelter, Himmel, Gluck, Reichardt und Andere teils durchgehechelt, teils gepriesen. Ein Soliste (Einer, eine Art Choragus) intoniert immer aufs neue; sobald der Chor einen Komponisten ins Gefecht führt. Am besten kommen Gluck und Beethoven fort. Ueber letzteren beginnt der Soliste also:

Ja auf Beethovens Spur
Fängts oft zu dunkeln an —,

worauf der Chor mit seinem Refrain einsetzt:

Er hat ihn nicht verstanden,
Der Wein macht ihn zu Schanden,
Klar, klar, klar, klar, klar
Sei der Wein —

um dann fortzufahren:

Ein Ferkel torkel ich
Trunken die Stoppelbahn
Jedweden Kork zähl' ich,
Wirt, schreib nicht doppelt an —

Und dann versetzt unser „Einer“:

> Was hör von Sterkel ich,
> Daß er nur stoppeln kann!

Offenbar wollte Brentano hier in guter Absicht dem Komponisten, Virtuosen und Abbé Sterkel eins auswischen. Joh. Franz Xaver Sterkel, 1750 zu Würzburg geboren, war lange Zeiten als Klavierspieler tonangebend; besonders waren seine in leichter gefälliger Manier geschriebenen Klavierkompositionen sehr beliebt. Auch er gehörte zu den Talentmännern, welche allerhand Kritiker dem eigene Wege wandelnden Genius Beethovens als nachahmenswerte Exempel ans Herz legten. — Vielleicht nahm der Beethovenbegeisterte Clemens auf diese Weise ein wenig Rache an Sterkel, der um diese Zeit als Kapellmeister des Fürsten Primas von Dalberg zu Regensburg wirkte. Sterkel starb als Kanonikus und Hofkaplan des Kurfürsten von Mainz im Oktober 1817. — Wie man übrigens weiß, war Beethoven noch als junger Bonnenser Musiker einmal auf einer Reise von Bonn nach Mergentheim mit Sterkel in Aschaffenburg zusammengetroffen. Die beiden Romberg, Simrock, Ries und andere Mitglieder der Bonner Hofkapelle lauschten dem Spiele Sterkels, der „sehr leicht, höchst gefällig und, wie Vater Ries sich ausdrückt, etwas damenartig“ spielte.[1]) Endlich mußte auch Beethoven spielen, trug dabei seine neuesten der Gräfin von Hatzfeld gewidmeten Variationen über das Righinische Thema „Vieni amore“ und andere damals für sehr schwierig angesehene Klavierwerke vor „und dies, zur größten Ueberraschung der Zuhörer, vollkommen und durchaus in der nämlichen gefälligen Manier, die ihm an Sterkel aufgefallen war. So leicht ward es ihm, seine Spielart nach der eines andern einzurichten.“ Mit Schindler werden auch viele Andere Beethovens Spielumwandlungsfähigkeit in Zweifel ziehen. —

IV.

Noch in demselben Jahre 1811, in welchem Clemens wegen seiner Luisen-Kantate mit Beethoven in Verbindung trat, verließ der Dichter Berlin, um sich nach Böhmen zu begeben. Sein Bruder Christian besaß dort mit anderen Geschwistern das Gut Bukowan, zu dessen Mitbewirtschaftung Clemens vom älteren Bruder Franz eingeladen ward. Bukowan im Prachiner Kreise besaßen die Geschwister Brentano seit dem Jahre 1808. Den Sommer 1810 hatte Clemens bereits daselbst in großem Behagen zugebracht. Jetzt sollte er also abermals die böhmische

[1]) Siehe Dr. F. G. Wegeler und Ferd. Ries. Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven, Koblenz 1838, S. 17.

Besitzung aufsuchen. Im Juli 1811 verließ der Dichter Berlin und traf Anfang August in Bukowan ein. (Vgl. Diel, 1, 338; auch 337 und 344.)

Auf dieser Hinfahrt kam Brentano nun auch nach Teplitz, wo er die Bekanntschaft Varnhagens von Ense machte. Da wir nun sattsam wissen, daß auch Beethoven im Sommer 1811 in Teplitz weilte und eine gefeierte Persönlichkeit inmitten des dortigen Varnhagen-Rahelschen Kreises bildete,[1]) so liegt es auf der Hand, daß auch Brentano und Beethoven sich daselbst näher treten konnten. Dort also wird der Dichter die triftigen, entscheidenden Gründe aus Beethovens Munde vernommen haben, die ihn von der Komposition der Luisen-Kantate zurückhalten mußten.

In dem Portrait, das Varnhagen von Clemens aus dieser Teplitzer Zeit entwirft,[2]) erscheint das Dichterbild nichts weniger denn geschmeichelt. „Endlich" — so erzählt Varnhagen — „im Sommer 1811, zu Töplitz, trat unerwartet Clemens zu mir ins Zimmer, nannte seinen Namen, und sagte er wolle mich kennen lernen da er die nächste Zeit in Böhmen und vorzüglich in Prag zu leben denke. Ich empfing ihn aufs beste, er benahm sich äußerst liebenswürdig, seine gute Laune, der Witz und die Schärfe seiner Bemerkungen erhöhten jeden Augenblick mein Wohlgefallen." — Doch bald trat eine arge Mißstimmung ein; Varnhagen entließ Clemens mit Worten, nach denen er „glauben mußte, ihn nicht wiederzusehen." — Doch Brentano fand sich bald nach Varnhagens Rückkehr nach Prag ebendort bei diesem ein — und ein Scheinfriede war hergestellt. — Auch Beethoven hielt sich jetzt kurze Zeit in Prag auf, wie Varnhagen selbst in seinem Rahel-Buche erzählt: also immer neue Gelegenheiten für den weiteren Verkehr auch zwischen Beethoven und Clemens Brentano.

In elegischer Stimmung tritt Clemens in das Jahr 1812 ein, wie aus einem Briefe an Schwägerin Antonia zu ersehen ist. (Prag, 1. Januar 1812): „Vivat Neujahr! Seit fünf Monaten sitze ich schon in Böhmen, mit vielem Vergnügen gewiß nicht. Dies Land und der Charakter seiner Bewohner sind mir in der Seele zuwider, und doch muß ich immer da hocken und an Christian zerren, um ihn zur Abreise zu Savigny zu bewegen; er hält mich von Termin zu Termin hin, und

---

[1]) Ich verweise hier auf meine Studie: „Beethoven und der Varnhagen-Rahel'sche Kreis" in der Illustrierten Berliner Wochenschrift „Der Bär" Nr. 1—4, Oktober 1887, wo auch Clemens Brentano unter der dort aufgeführten Geistes-Elite genannt ist; auch im Verkehr mit Varnhagen in Prag.

[2]) Biographische Portraits von Varnhagen von Ense. Nebst Briefen von Koreff, Clemens Brentano etc. Leipzig 1871, S. 62 f.

ich verzweifle fast. Als ich hier wegen Pässen auf der Polizei war, sah ich, daß Du in Karlsbad warst.“ (Gesammelte Schriften 8, 163 f.)

Varnhagen ist in seinem Urteile über Clemens ebenso wetterwendisch, voller Widersprüche, wie über dessen Schwester Bettina. Ein Wort aus seinen Denkwürdigkeiten sei jedoch auch hier verzeichnet: „Beethoven, der von Töplitz in Begleitung seines und meines Freundes Oliva nach Wien zurückreiste, hielt sich nicht lange in Prag auf; dagegen kam Clemens Brentano in der Absicht, den ganzen Winter hier zu verleben, und gönnte mir täglich seine zwar überaus erfreuende, aber, wie ich zu meinem Schaden erfahren sollte, auch gefährliche Gesellschaft; gefährlich, insofern sie das tiefste Vertrauen hervorlockte, ohne diesem doch Sicherheit zu gewähren.“ [1]) Natürlich sieht jedes Jahr, das Brentano auf dem Bukowaner Gut verbringt, den Dichter auch immer wieder in Prag, so auch das folgende Jahr 1813. Hier in Prag will er den Ausgang der Kriegsereignisse abwarten.

Daß die Chronologie in Brentanos Lebensgange trotz Diel und anderer Biographen des Dichters noch recht im Argen liegt: lehren auch die Jahre 1813 und 1814, zu denen wir hiermit gelangen.

Ein mannigfach anregendes Leben eröffnete sich für Brentano in Prag mit seinem diesmaligen Aufenthalte daselbst im Jahre 1813. Von Varnhagen war bereits die Rede. Jetzt verkehrt Brentano besonders viel mit Ludwig Tieck und dessen Kreise. Die Kenner des Rudolf Köpkeschen Buches über Ludwig Tieck werden wissen, wie anziehende Bilder das Werk auch über Clemens' Charakterwesen und über sein Zusammenwirken mit Tieck darbietet. Vermutlich durch das Köpkesche Buch irregeleitet schreibt Pater Diel in seinem Brentanowerke (1, 383): „Durch Tieck wurde er“ (sc. Clemens) „wiederum in andere literarische und künstlerische Kreise eingeführt und lernte besonders auch Beethoven (?) und Maria Weber kennen.“

Nun ist aber durchaus nichts davon bekannt, daß Beethoven auch im Jahre 1813 Prag berührt habe; im Sommer 1813 hielt

---

[1]) K. A. Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten meines Lebens. 2. Auflage, Leipzig 1843; 2, 356 (Kapitel: Prag 1812; vorher Töplitz 1811). — Man vergl. auch: Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense, Leipzig 1865 (aus dem Nachlasse), S. 273, wonach Varnhagen unterm 12. März 1837 über Bettina schreibt: „Vertrauen that ich ihr aber von jeher nicht; dagegen hatte mich früh ihres Bruders Clemens Bekanntschaft gewarnt und der arme Schelm hat mir im Voraus für alle Geschwister gebüßt, mich aber doch auch mit in die Strafe gezogen, denn die rohe Gewaltsamkeit, zu der er mich gegen sich gereizt, steigt in meiner Erinnerung oft genug unwillkommen und als ein häßlicher Flecken auf, den ich mit Widerwillen längst beweint habe!“ — Das ist bezeichnend! —

sich der Meister in Baden bei Wien auf, wo ihn besonders seine Schlachtsymphonie — auf Wellingtons Sieg bei Viktoria — (Juni 1813) beschäftigte. Ueberdies brauchte, wie wir bereits wissen, Clemens Brentano nicht erst auf Tieck zu warten, um mit Beethoven bekannt zu werden: selbst wenn man nicht zugeben möchte, daß Brentano bereits während seines ersten Besuches in Wien im Jahre 1804 die Bekanntschaft Beethovens gemacht habe.

Nur Tieck, nach Köpkes Aufzeichnungen (1, 356 f.), läßt Beethoven im Jahre 1813 in Prag sein und will selbst hier des Tonmeisters Bekanntschaft gemacht haben. Da jedoch Tieck hierbei Vorkommnisse aus Beethovens Leben erwähnt, die schlechterdings in eine weit frühere Zeit hingehören — etwa 1806/1808 —, so wird es begreiflicher, daß sich derselbe in Bezug auf Beethovens Prager Anwesenheit im Jahre 1813, wie überhaupt über seine Beziehungen zu Beethoven der Zeit nach so sehr irren konnte. Die Tieck-Beethoven-Angelegenheit will ich ein andermal erörtern.

Auch Karoline Pichler ist geeignet, diesen Tieck-Köpkeschen chronologischen Irrtum beseitigen zu helfen. In ihren „Denkwürdigkeiten“ erzählt dieselbe, daß sich „Clemens von Brentano“ bei ihr im Jahre 1813 „mittelst eines Briefes von Tieck“ einführte, (2, 239 ff.) und dabei lesen wir: „Tieck war im Jahre 1808 oder 1809 mit seiner Schwester öfter bei uns gewesen, und ich darf wohl nicht erst sagen, daß diese Bekanntschaft für mich großen Wert hatte und noch hat, und daß ich stolz darauf bin, daß Tieck meiner noch öfter freundlich gedacht, und mir die Bekanntschaft bedeutender Personen, wie z. B. noch viel später, des edlen unvergeßlichen Carl Maria von Weber verschaffte.“ Der Verkehr Tiecks mit Beethoven wird demnach wohl 1808 in Wien stattgefunden haben, mit nichten 1813 in Prag.

Brentanos Prager Aufenthalt währte bis Juli 1813. In der ersten Hälfte dieses Monates befand er sich bereits in Wien bei seinen Verwandten. Gleich das erste Zeugnis, ein Brief an Tieck, könnte beinahe auf den Gedanken bringen, daß Brentano die üppig schöne Donaustadt hier zum ersten Male erblickte, womit die positiven Versicherungen seiner besten Biographen zu Schanden würden, daß er im Jahre 1804 selbst in Wien die Einstudierung seiner Komödie „Ponce de Leon“ bewerkstelligte. Man könnte, wie gesagt, auf solche Gedanken kommen, wenn man Brentanos außergewöhnliche Zerstreutheit und Zerfahrenheit außer Acht ließe.

Unterm 12. Juli 1813 schreibt unser Dichter also an Tieck (Holtei 1, 103): „Ich bin nach einer dreitägigen Reise, auf welcher mich das Leben sehr en Bagatelle traktierte, in Wien angekommen, in der so mannigfach gepriesenen Stadt, der Eindruck, den sie mir

gemacht, ist ganz von meiner Erwartung verschieden, die Stadt, die ich bereits nach allen Seiten durchschritten, macht einen Eindruck wie Leipzig, Dresden und München durch einander, der herrliche Münster steht wunderbar, wie ein altes Gespenst, im modernen Getümmel, da sitzt die Spinne drinn, in deren Geweb alle die modernen Fliegen hängen, und gäb es einen ewigen wandelnden Jesus wie einen Juden, so stände sie da, wie ein solcher unter den Jesuiten." Derselbe Brief schildert uns seine Wohnung im Birkenstockschen Hause, Erdberggasse Nr. 98 und führt uns in seine Stimmung in jenen Tagen ein.

Auch an die Rahel schrieb Brentano im Juli und August desselben Jahres sehr interessante Briefe von Wien nach Dresden. —

Hier ist nun der Ort, die kleine Streitfrage zu erörtern, ob unser Brentano seine Komödie erst oder nur im Jahre 1814 in Wien zur Aufführung brachte, oder sowohl im Jahre 1804, als auch im Jahre 1814. Ich bin der Ansicht, daß der Dichter sein Lustspiel im Jahre 1804 in Wien unter dem ursprünglichen wirklichen Titel „Ponce de Leon", im Jahre 1814 aber neu bearbeitet unter dem neuen Titel „Valeria" ebendaselbst zur Aufführung brachte.[1]) Die Gründe sind folgende:

In einem Briefe Brentanos an eine Verwandte (Antonie Brentano) aus Marburg, den 22. Februar 1804, heißt es am Schlusse: „Meine Frau wird dort" (in Dresden) „ihr Zeichentalent weiter üben, und von da eile ich einmal über Prag nach Wien, oder weiter. Das sind Pläne! Sophie grüßt Dich und Franz herzlich." (Gesammelte Schriften 8, 121.)

Die dem achten Bande von Brentanos Gesammelten Schriften beigegebene „Lebensbeschreibung des Dichters" (1855) vermeldet mit Bestimmtheit, daß der Dichter in jenen Tagen — 1804 — Wien besucht habe. „Während Brentano," heißt es da (8, 38 f.), „von 1800 bis 1804 viel reiste, bald in Jena, bald in Marburg bei Savigny oder auf dessen Gut Trages, bald in Frankfurt, dann in Wien und auch viel an der Lahn und am Rheine war," u. s. w.

Derselbe Gewährsmann spricht auch dort unmittelbar vorher von einer ersten Aufführung des Ponce in Wien, also: „— — wurde der Dichter doch, nachdem er die Riesenarbeit überstanden, das Schauspielerpersonal dafür zu stimmen und es mit demselben einzustudieren, bei der ersten Aufführung in Wien von einem an die geist- und poesielosesten Fadaisen gewöhnten Publikum ausgepfiffen, was für den Dichter selbst und die Fruchtbarkeit seiner dramatischen Poesie nur von nachteiligen Folgen sein konnte." Dieser Biograph würde, wenn es

[1]) Vergleiche dagegen die Ausführungen unten S. 77.
Anmerkung des Herausgebers.

bei dieser „ersten“ Aufführung (1804) sein Bewenden gehabt hätte, sicherlich gesagt haben: bei der ersten und einzigen Aufführung in Wien.

Aehnlich sprechen sich die Biographen Diel und Kreiten aus (1877). Da lesen wir (1, 150): „Im Jahre 1804 arbeitete Clemens den Ponce für das Theater um. Man wollte in Wien die Aufführung übernehmen.“ Dann folgen weitere interessante Einzelheiten über die damalige Wiener Aufführung (1804).

Merkwürdigerweise muß für die im Jahre 1804 geplante Aufführung gerade R. Steigs Brentanobuch zeugen, der doch gerade gegen das Jahr 1804 in Bezug auf die Ponce-Aufführung in die Arena tritt. In einem Briefe Brentanos an Achim von Arnim vom 28. August 1804 — Gedichte und der Ponce waren beigegeben — heißt es: „lieber Freund, ich komme bald zu Dir.“ (Steig, Achim v. Arnim und Brentano S. 110 f.) Im November ist Brentano in Berlin und schreibt unterm 19. November 1804 an seine Gattin Sophie: „Arnim und ich arbeiten jetzt, den Ponce zusammenzuziehen, um ihn womöglich aufs Theater zu bringen. Auch haben wir einen Plan, unsre Lieder zusammen herauszugeben, den ich dir nächstens mitteile. Reichardt habe ich gestern nebst Arnim besucht; er wird die Lieder in dem Ponce componiren, wenn es dazu kommt“ (Steig S. 121).

Gewiß ist es nun — 1804 — dazu gekommen, oder sollten Arnim und Brentano damals ins Blaue hinein eine solche Bearbeitung unternommen haben? Brentanos Reise nach Wien kann demnach wohl im Dezember 1804 stattgefunden haben; möglicherweise aber auch erst im Jahre 1805.

Auch der „Rheinische Antiquarius“ kann für Brentanos Aufenthalt in Wien im Jahre 1804 zeugen. Dort erzählt Chr. von Stramberg unter Brentano: „Von seinem Aufenthalte in Wien, namentlich 1804, weiß ich nicht viel zu berichten.“ (II 1, 115.) Hieraus ist zu folgern, daß auch dieser Verfasser einen mehrfachen Aufenthalt Brentanos in Wien annimmt. — Besonders ergötzlich ist dort Strambergs freilich etwas phantastisch-verworrene Schilderung von der ersten Aufführung des Ponce zu Wien im Jahre 1804 zu lesen (S. 116—117). — Aber derselbe Autor erzählt in seinen Ergänzungen zum Brentano-Artikel eine artige Brentano-Anekdote aus des Dichters Wiener Leben, die doch wohl nur in das Jahr 1804 hineinpassen kann, nicht in die Jahre 1813 und 1814. „In jener unheimlichen Zeit, an einem Sonntage“ — so wird dort erzählt (S. 782), sucht der Dichter Zerstreuung im Wiener Prater. Die Langeweile treibt ihn in die Einsamkeit des Augartens. Brentano streckt sich ins Gras und vertieft sich in die Lektüre eines Buches, als er von einem Polizeidiener inquiriert wird:

„Wos mochens do?" fragt der Jünger der Hermandad. „Ich lese." — „So, was lesens guts?" — „Schlegels Lucinde, ein nichtsnutziger Roman." — „Gebens amohl her." — Der Wächter der Ordnung blättert im Büchlein und sagt nach einer Weile: „recht brav, foahrens furt, das zerstreut den Herrn und vertreibt die übl'n Gedoanken. Ich wüll ihna nimma störn." Brentano darf vorerst ruhig weiter lesen. — Wird sich Brentano noch 1813 oder 1814 ein einsames Plätzchen ausgesucht haben, um die im Jahre 1799 erschienene „Lucinde" zu lesen? Schwerlich. Im Jahre 1804 aber kann das wohl geschehen sein.

Uebrigens ließ der Policeman den Dichter nicht allzulange lesen. „Jetzt hoab'ns gnua gles'n" — sagt derselbe zum Dichter. „Deß vüli Studirn thut Ihna kan guat, setz'ns Ihna kani Grilln in Kopf, Sö wer'n davon tiefsinni, und springa auf d'letzt in Dona. Geng's lieba zruck in Proata obi, und trink'ns a holbi Lisinga Märzn Bier, und führ'ns a vernünftigs Gspräch mit vernünftigi Leut." — Und — so schließt v. Stramberg diese Erzählung — „den Augarten mußte der junge Mann räumen." — Der „junge Mann" paßt nun wieder wohl noch auf das Jahr 1804, nimmermehr auf 1814. —

In selbständigen Büchern mag es zuerst Emma von Niendorf gewesen sein, die (1844) merkwürdigerweise erwähnt: „Während des Kongresses in Wien wurde Brentanos Lustspiel Ponte di Leonce ausgepfiffen, was vielleicht auf sein ganzes Leben Einfluß hatte, weil der Dichter bald nachher abreiste" (a. a. O. S. 44).

Dann folgt Heinrich Schmidt (1856), der in seinen „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen" viel Wunderliches über Brentanos Aufenthalt in Wien im Jahre 1813 auftischt (S. 209 ff.). Sein Buch dürfte aber das erste sein, welches von einer Ponce-Aufführung aus dieser Zeit spricht, und dies unter dem neuen Titel: „Valeria." Schmidt schreibt (S. 210): Das Lustspiel „kam unter dem Namen „Valeria" zur Aufführung auf dem Burgtheater." Der Verfasser ist sehr schlecht auf Brentano zu sprechen, verfaßte auch einen Aufsatz „In der Nacht nach dem verhängnisvollen Valeriaabend. Wien, den 18. Februar 1814", betitelt „Von dem Theaterkritiker und Dichter aus Langensalza." Unter letzterer Ueberschrift schrieb bekanntlich Brentano seine Theaterkritiken für Bernards Theaterzeitung (Dramaturgischer Beobachter). — Das Positive hieran ist, daß Brentanos Ponce de Leon als „Valeria" am 18. Februar 1814 in Scene ging. Schmidt, der übrigens in chronologischen Dingen sehr unzuverlässig ist, giebt aber weder an, daß Brentano bereits früher in Wien gewesen, noch auch, daß er 1804 nicht in Wien gewesen ist. 1804 wirkte Schmidt in Eisenstadt im Dienste des Fürsten von Esterhazy.

Reinhold Steig will nur von einer Aufführung des Ponce

etwas wissen, von der durch Schmidt jüngst bekannt gegebenen „Valeria“-aufführung am 18. Februar 1814. Steig schreibt: „Mit seiner „Valeria“ aber, wie Brentano die bühnengerechte Bearbeitung des Ponce de Leon nannte, erlebte er die ärgste Enttäuschung. Nach Nro. 39 des dramaturgischen Beobachters wurde das Lustspiel „nur einmal“ am 18. Februar 1814 im Theater nächst der Burg gegeben. Es fiel gänzlich durch. Eine Flut von Zeitungsartikeln folgte; Clemens wurde im dramaturgischen Beobachter Nro. 24; 29; 39 in eine unerquickliche Polemik verwickelt.“ (S. 332.)

Jedenfalls nimmt Steig positiv an, daß Brentanos Lustspiel nur als „Valeria“ im Jahre 1814 zur Aufführung gelangte, „nicht schon im Jahre 1804, wie noch in den jüngsten Arbeiten über Brentano zu lesen ist“ (S. 366). — Das ist nicht überzeugend. Vielmehr rechtfertigt sich die Annahme, daß Brentanos Lustspiel als „Ponce de Leon“ wirklich um das Jahr 1804 in Wien zum ersten Mal in Scene ging. Um nun die unliebsamen Reminiscenzen an die Aergernisse und Mißerfolge des Jahres 1804 nicht schon durch den Titel wieder wachzurufen, wird sich Brentano, da er jetzt 1813/1814 aufs neue an eine Darstellung seines Werkes denken mußte, entschlossen haben, dasselbe umzutaufen: und so gab er ihm nicht mehr den Namen des Helden, sondern der Heldin Valeria, der Tochter seines armen Bürgers Valerio de Campaceo. —

Immerhin bedarf dieser Gegenstand noch weiterer Untersuchung und Aufklärung. Es sind doch zu viele gewichtige Stimmen vorhanden, welche Clemens schon 1804 in Wien sein lassen, als daß dies Alles so mit einem Schlage über den Haufen geworfen werden könnte. Bis also nicht zwingende Beweise vorliegen, bleibt es dabei: Clemens Brentano befand sich um das Jahr 1804 und 1813 in Wien. —

V.

Auch über den direkten Verkehr Clemens Brentanos mit Beethoven in diesem Jahre 1813 läßt sich nunmehr Thatsächliches mitteilen.

In allerjüngster Zeit fand ich bei neuem sorgfältigen Durchsuchen des Schindlerschen Beethoven-Nachlasses in der bereits erwähnten Mappe III zwei Manuskripte von Clemens Brentano. Wie schon angedeutet, enthält dieses Konvolut mannigfache Gedichte und Operntexte, die dem Tondichter zur Komposition zugegangen waren. Des einen Manuskriptes von Brentano (Nr. 42 dieser Mappe), der Luisen-Kantate nebst Zueignungsgedicht an die Kaiserin von Oesterreich, war bereits oben gedacht. Das zweite Manuskript, Nr. 28 dieses Paquets (Beethoven-Autographe Nr. 27), enthält vier bisher nicht beachtete Gedichte Brentanos an Beethoven, welche in der Ausgabe seiner Schriften fehlen.

Zum allgemeinen Verständnis oder zur Erklärung der Entstehung dieser Gedichte ist zu bemerken, daß Beethoven im Hochsommer 1813 Wellingtons Sieg bei Vittoria über die Franzosen (21. Juni) durch ein symphonisches Werk verherrlichte. Trotz der besonders drangvollen Umstände in Beethovens Lebensgange im Jahre 1813 schuf Beethoven mit seinem op. 91 „Wellingtons Sieg oder die Schlacht bei Vittoria“ für Orchester ein Werk, das einen glücklichen Wendepunkt für seine ganze künstlerische Existenz bedeuten sollte.

Der langjährige Gefährte und Biograph des Meisters, Anton Schindler, leitet den 5. Abschnitt des 1. Bandes seiner Beethoven-Biographie, wie folgt, ein (3. Auflage, 1, 191): „Wir stehen nun vor einem der wichtigsten Momente im Leben des Meisters, in welchem alle bisher dissentirenden Stimmen, mit Ausnahme weniger Fachmänner, sich endlich dahin geeinigt hatten, ihn des Lorbeers würdig zu halten. Wir haben nämlich über die am 8. und 12. Dezember 1813 in der Aula der Universität stattgehabten Aufführungen der A-dur-Sinfonie und der Sinfonie ‚Wellingtons Sieg oder die Schlacht bei Vittoria‘ zu sprechen, welche Feierlichkeit von dem k. k. Hofmechaniker Mälzel zum Vorteile der in der Schlacht bei Hanau invalid gewordenen österreichischen und bayrischen Krieger veranstaltet worden war.“

Der Erfolg der Schlacht-Symphonie war ein ganz erstaunlicher. Alles jubelte und grüßte dem Tonfürsten zu; in ganz hervorragender Weise nachher Journalisten und Dichter.

Schon im Januar 1814 erfolgte die Wiederholung dieser beiden symphonischen Erzeugnisse, diesmal im großen Redoutensaale; am 7. Februar, in demselben Raume, Wiederholung dieser Werke, wozu sich aber die erste Aufführung der 8. Symphonie (F-dur, op. 93) gesellte und die eines neuen Terzetts für Sopran, Tenor und Baß, Tremate, Empij, tremate (op. 116), vorgetragen von Frau Anna Milder-Hauptmann und den Sängern Siboni und Weinmüller. „Die Jubel-Ausbrüche während der A-dur-Sinfonie und der Schlacht bei Vittoria“, schreibt Schindler (1, 195), „in welch letzterer alle Teile infolge wiederholter Aufführungen schon präcise in einander griffen, überstiegen alles, was man bis dahin im Konzertsaale erlebt haben wollte.“ Außerordentlich bedeutsam erscheint namentlich das uneingeschränkte Lob in der damals tonangebenden Leipziger Allgemeinen Musikzeitung, worin der Referent über diese Dezember-Konzerte (in Nr. 4 vom 26. Januar 1814) unter anderen Lobeshymnen jubelnd verkündet: „Längst im In- und Auslande als einer der größten Instrumental-Komponisten geehrt, feierte bei diesen Ausführungen Hr. v. B. seinen Triumph. Ein zahlreiches Orchester, durchaus mit den ersten und vorzüglichsten hiesigen Tonkünstlern besetzt, hatte sich wirklich aus patriotischem Eifer

und innigem Dankgefühl für den gesegneten Erfolg der allgemeinen Anstrengungen Deutschlands in dem gegenwärtigen Kriege zur Mitwirkung ohne Entschädigung vereinigt und gewährte, unter der Leitung des Komponisten, durch sein präcises Zusammenwirken ein allgemeines Vergnügen, das sich bis zum Enthusiasmus steigerte."

Zu den Dichtern, welche in diesen Zeiten den Tonmeister und seine Schlacht-Symphonie feierten, gehört in hervorragendster Weise Clemens Brentano. Ich lasse nunmehr diese Gedichte nach dem Berliner Manuskripte folgen[1]):

Vier Lieder von Beethoven an sich selbst.

(Von Clemens Brentano.)

1.

Einsamkeit, du stummer Bronnen
Heil'ge Mutter tiefer Quellen
Zauberspiegel innrer Sonnen,
Die in Tönen überschwellen,
5 Seit ich durft in Deine Wonnen
Das bethörte Leben stellen,
Seit Du ganz mich überronnen
Mit den dunklen Wunderwellen,
Hab' zu funkeln ich begonnen
10 Und nun klingen all die hellen
Sternen Sphären meiner Seele,
Deren Takt ein Gott mir zähle.
Alle Sonnen meines Herzens,
Die Planeten meiner Lust,
15 Die Kometen meines Schmerzens
Tönen laut in meiner Brust.

---

[1]) Es empfiehlt sich, die Einheitlichkeit des Berliner Manuskriptes in dem Abdruck nicht zu zerstören. Nr. 1, 2 und 4 erschienen mit zwei anderen Gedichten unter der Ueberschrift „Nachklänge Beethovenscher Musik" und mit der Chiffre C. B. unmittelbar nach der Besprechung der oben erwähnten Akademie aus der Feder des mit Beethoven befreundeten Dichters Carl Bernard in dessen „Dramaturgischem Beobachter" vom 7. Januar 1814, worauf zuerst Nohl in seinen Neuen Briefen Beethovens 1867 S. 76, jedoch ohne Brentanos Autorschaft zu erkennen, aufmerksam machte. Ich teile die Abweichungen dieses Druckes (*B*) von der Handschrift in den Anmerkungen mit; die beiden anderen Gedichte folgen in der Beilage S. 68 f. Ich kann nicht umhin, dem Herausgeber dieser Zeitschrift für die Kollationirung des Berliner Manuskriptes mit den im Dramaturgischen Beobachter enthaltenen gleichartigen Gedichten Brentanos meinen innigsten Dank abzustatten. Die Berliner Königliche Bibliothek besitzt den Dramaturgischen Beobachter nicht.

Erstes Lied. 1 du Geister Bronnen, *B* 2 Mutter aller heilgen Quellen, *B* 4 Die berauschet überschwellen *B* 6 bethörte] betrübte *B* 9 funkeln] tönen *B* 11 Sternenchöre *B* 16 Klingen hoch *B* 19 Muß] Kann *B* 22 den Gipflen] der Allmacht *B* 23 Dein, o Ew'ger, mich erinnern! *B*

In dem Monde meiner Wehmuth
Alles Glanzes unbewußt
Muß ich singen und in Demuth
20 Vor den Schätzen meines Innern
Vor der Armuth meines Lebens
Vor den Gipflen meines Strebens,
Ewger Gott! mich dein erinnern.
Alles andre ist vergebens.

2.

Gott! Dein Himmel faßt mich in den Haaren,
Deine Erde reißt mich in die Hölle,
Herr, wo soll doch mein Herz bewahren,
Daß ich Deine Schwelle sicher stelle.
5 Also fleh' ich durch die Nacht, da fließen
Meine Klagen hin wie Feuerbronnen,
Die mit glühnden Meeren mich umschließen,
Doch in Mitten hab ich Grund gewonnen,
Rage hoch gleich räthselvollen Riesen,
10 Memnons Bild, des Morgens erste Sonnen,
Fragend ihren Strahl zur Stirn mir schießen
Und den Traum, den Mitternacht gesponnen,
Ueb' ich tönend, den Tag zu grüßen.

3.

Du hast die Schlacht geschlagen,
Ich habe die Schlacht getönt,
Es rasselt dein Sichelwagen,
Der über das Schlachtfeld dröhnt,
5 Ich hab' ihn hinüber getragen

Zweites Lied. 2 reißt] zieht *B* 3 Gott, wie soll ich doch *B* 4 Schwelle] Schätze *B* 5 Also fleht der Sänger und es fließen *B* 6 Seine Klagen *B* 7 weiten Meeren ihn *B* 8 hat er *B* 9 Rage hoch gleich] Und er wächst zum *B* 10 Morgens] Aufgangs *B* 11 Ihre Strahlen dir zur Stirne schießen, *B*

11a Klänge, die die alte Nacht ersonnen
12 Tönest du, den jüngsten Tag zu grüßen:
12a Auserwählt sind wen'ge, doch berufen
12b Alle, die da hören, an die Stufen. — *B*

Drittes Lied. Hiermit wendet sich der Dichter zur Schlachtsymphonie selbst. In *B* als fünftes und letztes Gedicht. 1 Wer hat *B* 2 Wer hat *B* 3 Wer hat den Sichelwagen, *B* 4 Blutfeld *B* 5 Harmonisch hinüber getragen, *B* 6 Daß sich der Schmerz versöhnt? *B* 7 Wen hat in *B* 8 Ein solcher Kranz *B* 9 Wer darf so herrlich ragen, *B* 10 Von Sieg und Kunst verschönt. *B* 12 Woget und wallet die *B* 14 Sternennacht. *B* 15, 16 fehlt *B* 17 Er spannt dir das Roß aus dem *B* 18 Und zieht dich mit Wunderakkorden *B* 19 Durch ewig tönende Pforten. *B* 20 Triumpf, auf Klängen getragen! *B* 21 Wellingthon, *B*

Und habe den Schmerz versöhnt,
Ich seh Dich in heißen Tagen
Mit blut'gem Kranz gekrönt,
Und ich werd' ewig ragen,
10 Der Dich im Ton verschönt.
Wellingthon, in Tones Welle
Wog' ich und wall' ich die Schlacht
Wie eines Vulkanes Helle
Durch die heilige Sternennacht,
15 Daß an der Zeiten Schwelle
Die schlummernde Zukunft erwacht.
Die Rosse entspann' ich dem Wagen
Triumpf! auf Tönen getragen,
Zieht mein Held ein, der Ewigkeit Pforten
20 Rufen in meinen Akkorden,
Wellington, Viktoria!
Beethoven! Gloria!

4.

Meine Lyra ist umkränzet
Und ich sing in hohem Ton,
Daß es klinget, daß es glänzet
Für den hohen Wellingthon!

5 Daß wir in dem Herzen tragen
Hohes Wort, Viktoria,
Hat er aus dem Feind geschlagen
Siegreich bei Vittoria!

Laßt uns singen, klingen, trinken
10 Für Hispaniens heilge Schaar,
Nimmer wird die Schwelle sinken,
Kämpft dies Volk am Hausaltar.

Nimmer auf des Herkuls Säulen
Baut sich des Tirannen Thron,
15 Vor Gibraltars Fels, dem steilen,
Steht der David, Wellingthon.

Viertes Lied. Dieses Lied hat Brentano — mannigfach verändert — späterhin in seine große Dithyrambe „Rheinübergang, Kriegsrundgesang" mit Refrain (Gesammelte Schriften 2, 33—42) aufgenommen. Dieses Chorlied hat 42 Strophen. Mit Strophe 15 beginnt der auf Wellington bezügliche Teil. Ich bezeichne die Lesarten mit *C*.

1—3 Aber nun den Becher kränzet
Stoßet an im hohen Ton,
Daß er klinget, daß es glänzet *C*
4a Wellington, die Wellen tönen
b Wogend dich um Albion,
c Und Hispanien, dich zu krönen,
d Treibet Lorberhaine schon.

5 Daß] Was *C* 7 Hast du *C* 8 Vittoria. *C* 9 Und dann laßt uns jubelnd trinken *C* 14 Bauet sich ein fremder Thron, *C* 17 Hoch schon auf *C* 19 Und kein Riese bleibt ihm stehen, *C*

Oben auf den Pirenäen
Sucht er seiner Schleuder Stein
Und der Feind bleibt ihm nicht stehen
20 Scheinet gleich der Gegner klein.

Groß ist nicht, wer viele, viele
Wie ein Xerxes überschifft,
Groß ist, wer zu heil'gem Ziele
Mit gerechtem Wurfe trifft.

25 Groß ist nicht wer breit und lange
Schatten in die Welt hinstreut,
Vor dem Sonnenuntergange
Wächst der Schatten alle Zeit.

Seht, wie Josua begehrte
30 Einst der Sonne Stillestand,
Hat der Held mit seinem Schwerde
Spaniens Sonne auch gebannt.

Und wie einst die Mauern sanken
Vor Trometten Gideons,
35 Sehn wir alle Vesten wanken
Vor dem Siegsschall Wellingthons

Klinge Lyra, ewig leben
Josua, David, Gideon
Und die Pyrenäen heben
40 Dir ein Denkmahl Wellingthon.

Diese Gedichte im Manuskripte bergen noch ein weiteres Interesse in sich. Sie sind offenbar rasch und feurig konzipiert und sogleich mit begleitenden Zeilen, die hier ebenfalls im Manuskripte unter den Liedern stehen, an den Tonmeister gesandt worden.

Diese Zeilen, das einzige briefliche Dokument Brentanos an Beethoven, lauten:

„Ich habe diese Lieder eine Stunde eher ich in ihre Musik gehe, geschwinde hingeschrieben, später würden sie besser geworden sein, das letzte Lied ist nicht ge-

---

21 Aber groß ist nicht, wer Viele *C* 31 seinem] frommem *C* 34 Posaunen *C* 37 Klinge Lyra] Trinkt dem Helden *C* 38 David, Josua, *C* 40 ein] das *C*. Nach 40 folgen in C noch weitere 17 Strophen. — Wie gerade dieses vierte schwungkräftige Lied ganz im Geiste Beethovens geschaffen ist, so beweisen dieses vornehmlich Sätze wie V. 23, 24, die das heilige Wesen der göttlichen Gerechtigkeit verkünden. Davon sind namentlich auch die Briefe Beethovens voll. So lesen wir z. B. in einem Briefe an den Registraturdirektor Tschischka in Wien (1817) das wunderbare hohe Wort: „Ich könnte auch sehr empfindlich sein, aber der Gerechte muß auch Unrecht leiden können, ohne sich im Mindesten vom Rechte zu entfernen. In diesem Sinne werde ich jede Probe bestehen und man wird mich nicht wanken machen.“

schlossen, denn Daniels Harfe, Gideons Posaune gehört Ihnen, Sie müssen den haßenden Saul heilen, verzeihen Sie, es ist lauter Liebe und ich werde besser kommen

ihr

Clemens Brentano."

Diese wenigen prächtigen Worte lassen den angenehmen Schluß ziehen, daß der Verkehr zwischen Sänger und Dichter in jenen Tagen ein ebenso herzlicher als auch namentlich für Clemens ersprießlicher gewesen sein muß. Die reinigende, erhebende Kraft, die von Beethoven aus auf so viele überging, muß sich auch an Clemens Brentano offenbar gemacht haben. Da ein Teil dieser Gesänge schon am 7. Januar im Drucke erschienen, so geht man kaum fehl, wenn man annimmt, daß sie unmittelbar vor der großen Beethoven-Akademie in den ersten Januartagen 1814 entstanden sind. — Gerade bei dieser Veranlassung sei auf die merkwürdige Aehnlichkeit hingewiesen, welche die Bildnisse Beethovens und Clemens Brentanos erkennen lassen.

VI.

Clemens Brentanos Aufenthalt in Wien dürfte etwa ein Jahr gedauert haben — vom Juli 1813 bis zum Juli 1814 — etwa bis zu der Zeit, wo auch seine Geschwister Franz und Antonie das Wiener Heim für immer aufgaben.

So weit Zeugnisse darüber vorhanden sind, war diese Wiener Epoche für Brentanos Leben von nachhaltig günstigem Einflusse. Er sah sich in Wien von den hervorragendsten Geistern geehrt und geliebt, gefiel auch, trotz mancher seiner Absonderlichkeiten, dem Wiener Phäaken-Völkchen ungemein gut. Seine kritische und schöpferische Kraft brachten in Wien manch kostbares Stück zustande. Die Zeit des allgemeinen kriegerischen Aufschwunges weckte auch in Brentano die Tyrtäischen Saiten zum Tönen herrlicher Kriegslieder. Besonderen Erfolg hatte der Dichter mit seinem Bühnenfestspiel „Am Rhein, am Rhein", das im Jahre 1814 über die Bretter ging und dem beglückten Verfasser sogar den offiziellen Dank der kaiserlichen Familie eintrug (Diel 1, 405). Noch am Abend seines Lebens — so belehrt uns Diel — redete Brentano oft von den Wiener treuen Freunden und von der Liebe, die ihm dort zu teil geworden war.

Auch Karoline Pichler versagt ihm nicht ihre Bewunderung und Anerkennung. Brentano gehörte ihr freilich — der neuen Geistesrichtung an, „und obwohl seine sehr markierte Originalität, sein poetisches Talent und seine geistreiche Unterhaltung" ihr manch angenehme Stunde bereitete, fand sie freilich auch Vieles so heterogen in der beiderseitigen



Denkungsart, daß sie ihn oft mit stillem Staunen zuhörte, „und eben so oft ganz und gar nicht begriff, was er meinte und sagte". (Denkwürdigkeiten 2, 240 f.)

Daß sich Clemens' Andenken im Herzen seiner Wiener Freunde sehr lebendig behauptete, sprach noch besonders Franz Gräffer einige Jahre nach des Dichters Tode in den kleinen Wiener Memoiren (Wien, 1845, 2, 37) aus.

Nach dem Friedensschlusse wünschten Clemens' Verwandte, daß er sich ihnen wieder in Berlin anschlösse. „Clemens war gegen Ende des Jahres 1814 mit Arnim und Bettina von Wiepersdorf nach Berlin übergesiedelt und wohnte bei seinem Schwager Savigny in der Oberwallstraße." (Diel 2, 4.) Schon dieser Biograph wies auf Brentanos Zeit der „strengen Theaterkritik" in dieser Berliner Periode hin. „Leider konnte nicht ausfindig gemacht werden, in welchem Blatte diese Aufsätze erschienen" klagt Diel (2, 93).

Glücklicherweise konnte hier Ludwig Geiger im Jahre 1890 etwas Positives ausfindig machen und darbieten, was direkt mit Beethoven in Verbindung steht. Dieser Literarhistoriker fand in der Berliner Spenerschen Zeitung 1815 eine mit C. B. unterzeichnete, offenbar von Clemens Brentano herstammende Kritik des Dichters über Beethovens damals zum ersten Male in Berlin aufgeführten „Fidelio", die ich, da mir der betreffende Jahrgang der Spenerschen Zeitung unzugänglich ist, nach seinem Abdruck citiere. Durch Veröffentlichung dieser Kritik konnte Geiger meine darüber veröffentlichten Arbeiten ergänzen.[1])

[1]) Vgl. des Verfassers Aufsatz: Die ersten Fidelio-Aufführungen in Berlin in der Illustrierten Berliner Wochenschrift „Der Bär" vom 10. und 17. April 1886 (Nr. 28 und 29); ferner L. Geigers Artikel in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung", (München) Nr. 331, vom 29. November 1890, unter dem Titel: „Clemens Brentano und Beethoven", ein Titel, der freilich durch den Inhalt des Artikels keineswegs gerechtfertigt erscheint. — Wenn hier ferner Geiger u. a. bemerkt: „Daß er (Brentano) aber in dieser thätigen, innerlich und äußerlich bewegten Zeit auch musikalisches Interesse bewies und unter die Berliner Zeitungsschreiber ging, war bisher völlig unbekannt. Weder seine noch die Biographen Beethovens wissen das Geringste davon" — so ist diese Unrichtigkeit durch die oben mitgeteilte Bemerkung Diels (2, 93) bereits festgestellt. Ja, schon beträchtlich lange vor der Dielschen Biographie war diese Brentanosche Thätigkeit aus den von Holtei edierten Briefen an Tieck (1864) zu entnehmen. Dort wird ein Brief von Ludwig Robert an Tieck aus Berlin, 30. März 1816 mitgeteilt (3, 143 f.), worin es heißt: „Die unberufene Feder, die sich in den Zeitungen über Dekorationen hat vernehmen lassen, ist die des konfusen, aberwitzigen, aber witzigen Brentanos, der mir als Schriftsteller und Dichter höchst zuwider, als litterarischer Hanswurst und lustiger Rat am Hofe des Apolls aber doch gar nicht übel ist." — In den Berliner Neudrucken (3. Serie 1. Band, Berlin 1892: Ludwig Achim von Arnim. Unbekannte Aufsätze und Gedichte. Mit einem Anhang von Clemens Brentano

Dieser höchst interessanten Kritik Brentanos über Beethovens Fidelio gleich nach der ersten Aufführung an der Berliner Oper (11. Oktober 1815) entnehme ich folgende Sätze: — — „Fidelio ist aufgeführt — meisterhaft aufgeführt — unser braver Weber[1]) hat dirigirt und zusammengehalten wie ein Ehrenmann, wie ein Freund aller Genialität — ich mag das Theater nicht so wie es heutzutage in der Welt ist — aber heute erfreute es mich durch Mark und Bein — heute habe ich gefühlt, was es vermag, wenn der Zufall ihm etwas Vortreffliches zumutet und das Vortreffliche das Talent und den besten Willen zu Hause findet.“ — — — „aber sie (sc. die Oper) hat sich anhören lassen, als wäre sie leicht, sie machte durchaus einen edlen einfachen großartigen Eindruck, alles ward verstanden und gefühlt, und die entsetzliche Absonderlichkeit bestand höchstens darin, daß heute Abend nicht Vetter Michel da war, der uns rührte, sondern, daß es einem manchmal zu Mute wurde, als wäre es der Erzengel Michael selbst und denkt euch, wir verstanden ihn alle, er war uns nicht zu hoch, er war uns eben gut genug. Das ist aber die Aufgabe und der Sieg der Kunst, daß sie das Höhere zum Menschlichen macht, so steigen die Götter zur Erde nieder, so können wir sie lieben, so werden wir zum Himmel ermuthigt. Dank dir, guter einsamer, in dir und deinen Tönen einsamer Beethoven[2]) für dein Werk, Dank dir geistvoller und das Beste redlich und tüchtig wollender Weber und euch allen, ihr braven Künstler, ihr habt eine Menge das Beste liebende Herzen begeistert und gerührt entlassen.“

Wenn man sich nun nochmals Brentano als Verherrlicher der Beethovenschen Schlachtsymphonie vergegenwärtigt, dann begreift man die letzten schwungvollen Worte jener Fidelio-Kritik als einen feierlichen Nachhall der hochgehenden Wiener Zeiten im Winter 1813/1814. Man höre: „In Beethovens Schlacht von Vittoria machte sich der ehrwürdige Salieri eine Freude daraus, das Chor der französischen Trommeln, Weigl das der englischen angeführt zu haben, und alle ersten Virtuosen Wiens füllten das Orchester.[3]) Es giebt eine Größe

---

S. 130 ff.) ist jetzt sowohl diese Fidelio-Kritik als auch manch ein anderes Gedicht Brentanos aus jener Berliner Zeit ans Tageslicht gezogen. Der Jahrgang 1816 der Spenerschen Zeitung böte Stoff zur Nachlese.

[1]) Bernhard Anselm Weber, der 1766 zu Mannheim geboren ward und als Königl. Hofkapellmeister zu Berlin im Jahre 1821 starb.

[2]) Diese Worte erinnern an das erste der oben mitgeteilten Gedichte Brentanos an Beethoven, welches den einsamen Meister besingt.

[3]) Die Stelle des bekannten von Beethoven abgefaßten Dankschreibens nach jenen Akademien am 8. und 12. Dezember 1813, spricht wohl von Salieri, aber nicht von Weigl, — nämlich: „Wenn Herr Schuppanzigh an der Spitze der ersten Violine und durch seinen feurigen, ausdrucksvollen Vortrag das Orchester

in der Kunst, welche wie die Seligkeit keinen Rang erkennt. Bei jenem Werk war ein ähnliches Gerede voraus, aber die heilige Woge, die Flut und Ebbe des Genius trug sie alle selig dahin, alle waren eins, es gab keinen Künstler, ja keinen Beethoven mehr und die Geister, die über der Woge schwebten, ließen sich auf alle herab. Das Werk ward lebendig, es ward geschaffen und erlebt. So aber wird ein Kunstwerk hoher Art allein zu stande gebracht." —

Die erste Leonore in Berlin war bekanntlich Frau Justizrat Josephine Schulze-Killitzschky, die in Reichardts Vertrauten Wiener Briefen gefeierte „schöne Böhmin mit der schönen Stimme"; erst in der zweiten Aufführung (14. Oktober) erschien Frau Anna Milder-Hauptmann, um als Fidelio die höchsten Triumphe zu feiern. — Nach ihrem ersten Auftreten widmete ihr nun Clemens Brentano in der Spenerschen Zeitung einige etwas wunderliche Strophen, die von L. Geiger aus derselben Quelle aufs neue zum Abdruck gebracht worden sind.

Uns mag es genügen, die dritte Stanze dieses vierstrophigen Gedichtes hier kennen zu lernen:

Bisarrheit wär' Pizarro der Tirann,
Der uns Beethoven, Herrn der tiefern Kunst,
Gefangen hielte gleich dem Florestan?
Nein, Schlendrian und Neid und Brettergunst
Verdrängten ihn; doch alten Leierbann
Brach nicht vergebens seine heil'ge Brunst,
Die Fesseln und der Menge Taubheit springen,
Sie hört ihn milder als Fidelio singen. — [1]

Auch die Schluß-Ottaven bringen noch viermal das Epitheton „milder" vor, um Anna Milderſche Künstlereigenschaften in das gebührende Licht milder Verklärung zu setzen.

---

mit sich fortriß, so scheuete sich ein Herr Ober-Kapellmeister Salieri nicht, den Takt der Trommeln und Canonaden zu geben; Herr Spohr und Herr Mayseder, jeder durch seine Kunst der obersten Leitung würdig, wirkten an der zweiten und dritten Stelle mit, und Herr Siboni und Giuliani standen gleichfalls an untergeordneten Plätzen." (Bei Schindler, 1, 193.)

[1] Durch Steigs Güte bin ich in der Lage, aus Brentanos Handschrift, die als Druckvorlage für die Spenersche Zeitung 1815, 21. Oktober diente, folgende Anmerkung mitzuteilen, die dieser dritten Strophe hätte hinzugefügt werden sollen, im Druck aber wegblieb: „Die dritte Stanze bezieht sich auf die ungemeinen Schikanen, die Bethoven erleiden mußte, biß er seine Oper in Wien auf der Bühne feststellte. Es war ein Lerm voraus, als würde die ganze menschliche Gesellschaft darüber zu Grund gehn. Und wir würden gewis bereits eine Menge herrlicher Opern von ihm haben, wäre es ihm eher gelungen, Aufführer zu gewinnen. Uebrigens war die heutige Aufführung des Fidelio nur dadurch von der ersten unterschieden, daß Fidelio durch das Uebergewicht der Künstlerinn einsamer stand als das erstemal, des Tiranns Stimme schien zu ohnmächtig, da er sich nicht wie Florestan durch lange Kerkerleiden entschuldigen läßt."
A. Sauer.

Seitdem Brentano hier noch einmal — geistesverwandt mit seiner Schwester Bettina — Beethoven als „Herrn der tiefern Kunst" gefeiert hat, verraten seine sonstigen schriftstellerischen Erzeugnisse, so weit sie uns überliefert sind, nicht, daß er sich noch viel um die Beethovensche Kunst gekümmert habe. Die Stetigkeit des Musikempfindens, ebenso der damit verbundene Enthusiasmus für Beethoven — unverwelkliche Ruhmesblätter in Bettinens Geistesleben — fehlen ihrem Bruder Clemens freilich.

Konnte ich auch nicht den Jahrgang 1815 der Spenerschen Zeitung zu Gesichte bekommen, so doch den von 1816, worin ich zu meiner Freude auch noch dem Namen Clemens Brentano als Mitarbeiter in musicis begegnete. So in Nr. 124 von Dienstag den 15. Oktober 1816 mit einer Kritik über die Sängerin Clara Metzger, „als sie die Mirrha im unterbrochenen Opferfeste darstellte. Bei ihrer Anwesenheit in Berlin in Begleitung ihres Lehrers und Pflegevaters, des königl. Baierschen Kapellmeisters Ritter von Winter." Erst kommen zwei Strophen Verse — höchstwahrscheinlich sonst nicht wieder gedruckt — und dann hochpoetische Prosa. Zu Ende: „Berlin den 13. Oktober 1816 Clemens Brentano."

Daß dem Dichter die Gabe des Gesanges wie in Worten so auch in Tönen bis zum Spätabend seines zuletzt so unglückseligen und doch so inbrünstig sehnsuchtsvollen Daseins treu blieb, wissen wir besonders aus Emma Niendorfs Aufzeichnungen, welche in ihm gerade damals (1841) „Etwas von Goethe im Gesichte" fand (a. a. O. S. 3). — Er hatte, ganz wie Beethoven, bei all seinen Schroffheiten, im Grunde etwas absolut Reines, Heiliges und darum Versöhnendes. So berichtet dieselbe (S. 37 f.): „Niemand in der Welt hat mir so bittere Kränkungen und grausame Worte gesagt, als Clemens, und doch konnte ich mich nicht zürnend von ihm wenden. Er sprudelte das so heraus wie im Wahnsinn. Ich wußte es genau, wenn wieder der rechte Brentano in ihm sprach und über den dämonischen siegte. Nie vermochte ich Groll zu hegen — war es doch Bettinas Bruder." —

Auch weniger romantische Naturen verkannten unter manchen Brentanoschen Seltsamkeiten und Wirrungen nicht den tiefen Goldgehalt seines Geisteswesens, der zu denken giebt. So auch Gubitz, der viel Interessantes über den rätselhaften Clemens erzählt. „Mir war er" — so belehrt uns derselbe (Erlebnisse 2, 149) — „bei aller Sonderbarkeit in seinem — von ihm nur lässig benützten — Geistreichtum immer eine anziehende Erscheinung, und daß er mir rätselhaft blieb, vermindert das Anziehende gewiß nicht, giebt mir vielmehr noch jetzt zu denken und zu erwägen."

Daß Clemens Brentano, der am 28. Juli 1842 morgens halb

9 Uhr von seinem Erdenleiden erlöst ward, noch heute mit gutem Grunde „zu denken und zu erwägen" giebt, das beweist gerade das rege, mannigfache Interesse, welches sich in unserer Zeit um dieses Dichters Leben und Weben bewegt.

Beilage.

Ueber Clemens Brentanos Beiträge zu Carl Bernards Dramaturgischem Beobachter.

An Reinhold Steig in Berlin.

Aus äußeren Gründen, des voranstehenden Aufsatzes wegen, sah ich mich veranlaßt, mich mit einer bisher noch wenig aufgeklärten Periode im Leben jenes Dichters zu beschäftigen, dem Sie, Hochverehrter Herr, im Laufe der letzten Jahre so eindringliche Studien gewidmet haben. Auf Ihre Mahnung hin ließ ich mich tiefer in die Sache ein, als meine nächste Pflicht und Absicht gewesen war. Gestatten Sie mir daher, daß ich die vorläufigen Ergebnisse meiner Forschung in erster Reihe an Sie als den warmen Freund und werkthätigen Förderer dieser Zeitschrift und den stets hilfsbereiten Berater ihres Herausgebers richte. Vielleicht setzen Sie dort ein, wo meine Belesenheit und Kenntnis versagt.

Der „Dramaturgische Beobachter", dessen einziges mir bekannte Exemplar aus der Wiener Hofbibliothek ich durch Herrn Hofrat Hartels Güte mehrere Monate lang um mich haben durfte, ist eine kurzlebige und bisher wenig beachtete Wiener Zeitschrift, über die sich weder in Zenkers Geschichte der Wiener Journalistik noch bei dessen kenntnisreichem Recensenten im Anzeiger für deutsches Altertum etwas Näheres findet. Sie beginnt am 15. September 1813 mit einer Doppelnummer, die das im Titel gegebene Programm ausführlich umschreibt, und schließt an Bernards zwei Monate vorher eingegangene Zeitschrift gleicher Tendenz „Thalia" unmittelbar an. Bis Ende Dezember erschienen 48 Nummern; vom Jahrgang 1814 liegen 36 Nummern vor (Nr. 27 fehlt im Wiener Exemplar), die letzte vom 23. März. Mehr ist auch kaum davon erschienen, obwohl es in der Anzeige am Schluß des Jahrgangs 1813 heißt, daß das Blatt vorläufig bis Ende 1816 begründet sei. Wenn Sie auf S. 333 Ihres Buches „Arnim und Brentano" die Nummer 39

erwähnen, so darf ich dies bloß als einen Druckfehler für Nr. 30 annehmen; denn in dieser Nummer vom 11. März schließt Brentano die Polemik über die Aufführung der „Valeria" mit seiner „Erklärung" ab. Das Blatt erschien dreimal in der Woche, zuerst bei Kupfer und Wimmer, seit Neujahr in der Geistingerschen Buchhandlung. Der Herausgeber ist nicht genannt. J. C. Bernards Name erscheint 1813 Nr. 11 unter einem Gedicht „Preis der Geliebten". Es ist der bekannte Textdichter des Spohrschen Faust und der Kreuzerschen Libussa (1780—1850), ein vielseitiger aber oberflächlicher Wiener Literat, der Herausgeber der Wiener Zeitschrift, später Hauptredakteur der Wiener Zeitung, dem man aber auch in anderen Zeitschriften und Almanachen jener Tage häufig begegnet. Auch in Schreyvogels Aglaja. Durch Schreyvogel (oder Deinhardstein?) mag er auch mit Grillparzer in Berührung gekommen sein oder wenigstens von dessen ungedruckten Gedichten Kenntnis erhalten haben. Die „Inschriften unter Bildnisse deutscher Dichter" am Ende der Aglaja für 1820, Distichen auf Klopstock, Goethe, Schiller, Wieland, Lessing, Herder, Voß, die Stolberge, Werner, H. Collin, Müllner, Kotzebue, Iffland scheinen mir durch Grillparzers Xenien auf Goethe, Schiller, Lessing, Müllner rc. aus dem Jahre 1818 (Sämtliche Werke [5] 3, 89 ff.) angeregt zu sein, die ungedruckt waren, aber wahrscheinlich in jenen literarisch angeregten Tagen ebenso die Runde durch Wien machten, wie in den späteren politisch aufgeregten Zeiten die politischen Epigramme des scharfen Spötters. Die beiden Inschriften auf Werner und Müllner sendet Schreyvogel in dem Briefe vom 24. Juni 1819 als Probe des Ganzen an Grillparzer nach Italien (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1, 181, 334.)

Das erste Vierteljahr des Beobachters, das wohl im wesentlichen auf Bernards Rechnung zu setzen ist, macht keinen bedeutenden Eindruck. Der Mann hat seinen Schlegel und Engel gelesen, greift auch noch auf den guten Ritter von Klein zurück. Man erhält ziemlich getreue Berichte über das Geleistete, ruhig, klar; selten eine schärfere epigrammatische Wendung, nirgends eine witzige Bemerkung. Er erhitzt sich gegen den Schwulst der „Räuber," der ihn in den ernsthaftesten Scenen zum Lachen reizt und sondert sich dadurch als Aufgeklärter von dem Pöbel, der allein an dem Stück seiner Meinung nach Gefallen finde. Wie Schreyvogel eifert er gegen die Verwendung der Pferde auf der Bühne. Gegen Körner ist er unduldsamer als die sonstige Wiener Kritik, vielleicht aus persönlichen Gründen: „Der vierjährige Posten" wird als gereimte Prosa abgethan, „Zriny" abfällig beurteilt; jedoch findet sich ein kurzer Nekrolog auf den Helden, später wird das Schwertlied abgedruckt und seine Gedichtsammlung anerkennend besprochen. Mit Vorliebe stürzt er sich auf schlechte Uebersetzungen, sticht pedantisch

einzelne Uebersetzungsfehler, unedle Ausdrücke, falsche Reime auf. Mit einem Wort: Das Blatt erhebt sich, so lang er den Ton angibt, nicht über die Mittelmäßigkeit. Neben Bernard kommen auch andere Beurteiler zu Worte. In Nr. 16, 19, 20 wird der Sensationstragödie jener Zeit, der „Schuld", der schuldige Tribut entrichtet (Arnim und Brentano S. 318). In Nr. 17/18 wird das satirische Schreiben eines Schauspielers abgedruckt. Von andern Beiträgern nennt sich Deinhardstein, der mehrere Gedichte, Proben aus seinem Alexandrinerlustspiel „Frauenlist," Aphorismen („Meinungen eines Dilettanten über das Theaterwesen") u. a. beigesteuert hat.

Ein F., der 1813 Nr. 28/29 die Frage: „Was ist bei einer Oper die Hauptsache? Text oder Musik?" beantwortet, bleibt mit andern anonymen Einsendern im Dunkeln, ebenso F—d in 1813 Nr. 47/48. V. R. G., der 1813 Nr. 26 „Noch einige Worte über dramatische Musik" äußert, entpuppt sich später als der Schauspieler V. R. Grüner und liefert Proben aus seinen poetischen Werken, darunter Bruchstücke aus einem Jambendrama „Griseldis." Chr. Kuffner ist 1814 Nr. 1 durch das Fragment eines didaktischen Gedichts „Die theatralische Deklamation" und am Ende des zweiten Vierteljahres durch ein „Tragisches Drama": „Andromache" vertreten. Mehr zur Signatur der Zeit als zur Charakteristik der Mitarbeiter seien die patriotischen Stücke erwähnt, die besprochen werden: ein Schauspiel der Weißenthurn „Hermann," ein historisches Melodrama „Hermann, Germaniens Retter" von Matthäus Stegmayer. 1814 Nr. 5 vereint ein gewisser Mayhofen „die teutschen Stämme" im Liede; 1814 Nr. 10 findet sich auch Arndts „Wo ist das deutsche Vaterland" abgedruckt. Darin könnte man aber vielleicht schon Brentanos Einfluß erkennen.

Die Teilnahme Brentanos an dieser Zeitschrift ist zunächst durch seine eigene Aeußerung gegen Arnim sicher gestellt, 5. April 1814 (Arnim und Brentano S. 336). „Ich habe zwei Monate lang in einem Blatt, der dramatische Beobachter genannt, weitläufige Theaterkritiken umsonst geschrieben, das Publikum zog sie den Lessingschen vor!! und das Blatt ward unterdrückt durch Komödiantenfreunde und -freundinnen." Auch lagen Ihnen einzelne Blätter der Zeitschrift in Brentanos Nachlaß vor. In früherer Zeit zog man die Möglichkeit seiner Mitarbeiterschaft hauptsächlich deswegen weniger in Betracht, weil seine Hauptchiffer C. B. auch auf Carl Bernard gedeutet werden konnte. Brentanos Teilnahme scheint erst mit dem neuen Jahrgang 1814 begonnen zu haben. Im alten Jahrgang deutet nichts auf ihn hin. Nur bei dem Gedicht „Turenne und Montecuculi" in der letzten Nummer 47/48 vom 31. Dezember 1813 könnte man vielleicht Brentanos Autorschaft in Erwägung ziehen. Es ist kräftig, anschaulich, trotz mancher Anklänge

an neuere Kunstdichter, volkstümlich im Ton: „Machmet Kuprogli“ im Reim auf Montecuculi erinnert an alte historische Volkslieder („Monsieur Kiuprili“ Ditfurth 1877 S. 33). Die kurze, vierzeilige Strophe ist der im Wellingtonlied und in anderen patriotischen Gedichten von ihm verwendeten nicht unähnlich. Es wäre gewissermaßen eine historische Vorstudie zu diesen Zeitgedichten. Aber Redensarten wie „Da kam das Heer zu zagen,“ die Ihnen bei Brentano nicht begegnet sind, entscheiden wohl für das Gegenteil.

Uebernahm Brentano mit dem neuen Jahr in dem neuen Verlag vielleicht die Redaktion der Zeitschrift? Die Biographie in den gesammelten Schriften 8, 54 meldet: „Auch Bernhards Theaterzeitung in Wien soll er damals einige Wochen lang redigiert haben.“ Es wäre ganz gut damit vereinbar, daß er seine Kritiken an den Herausgeber „des dramaturgischen Beobachters“ richtet, der Bernard geblieben wäre. Es ließe sich dann auch das Blatt bezeichnen, mit dem Bernard die Redaktion wieder übernommen hätte. 1814 Nr. 19 (14. Februar) heißt es unter der Ueberschrift „Chronik der Wiener Theater“: „Statt einer unnützen und langweiligen Vollständigkeit in Anzeige aller, auf allen Theatern gegebenen Stücke, in denen ewig wiederholt wird, wie vortrefflich oder wie minder gut Herr oder Madam N. gespielt haben, oder wie lang und kurzweilig das Stück sey, haben wir es für unterhaltender und der Kunst förderlicher gehalten, die gründlichen und genialen Bemerkungen eines bekannten Gelehrten und originellen Denkers über ein Theater zu geben, in der Ueberzeugung, daß dadurch auch die übrigen, ja das Theater und die Schauspielkunst überhaupt, eine wahre und eingreifende Beurtheilung gewinne.“ Zur Ergänzung wird nachträglich eine historische Ueberschrift über die Leistungen aller fünf Wiener Theater gegeben.

Mit Nr. 1 des neuen Jahrganges beginnt also Brentanos Mitarbeiterschaft und er weiht das Blatt sogleich mit einem wertvollen poetischen Beitrag ein, den ich ihm mit Ihrer Zustimmung zuweise:

Geheime Liebe.

Unbeglückt muß ich durch's Leben gehen,
Meine Rechte sind nicht anerkannt;
Aus der Liebe schönem Reich verbannt,
Muß ich dennoch stets ihr Schönstes sehen!

Nicht die schwache Zunge darf's gestehen,
Nicht der Blick verstohlen zugesandt,
Was sich eigen hat das Herz ernannt,
Nicht im Seufzer darf's der Brust entwehen!

Tröstung such' ich bey der fremden Nacht,
Wenn der leere lange Tag vergangen,
Ihr vertrau' ich mein geheim Verlangen;

Ist in Thränen meine Nacht durchwacht,
Und der lange leere Tag kommt wieder,
Still in's Herz steigt meine Liebe nieder.

B.

Es ist Brentanos zarter, süßer, melancholischer Ton. Sie haben aber auch sogleich den Lebenszusammenhang erkannt, in den das Gedicht zweifellos gehört. Es ist Ihrer Meinung nach an die Schauspielerin Madame Brede gerichtet und darnach in die Prager Zeit des Jahres 1811 zu setzen. Drei Wochen sei er in sie verliebt gewesen und habe ihr viel Lieder und Briefe geschrieben, auch eine ganze Nacht unter ihrem Fenster den Kometen angeschaut. Sie habe alle bescheiden und mit Grazie und vertraulich aufgenommen; er aber habe die Passion zierlich abgebrochen, weil zu viele Leute in sie verliebt seien und sie allen gleich artig sei. Uebrigens werde er sie immer sehr hoch halten, sie sei eine der anmutigsten Holdseligkeiten in der Welt. So berichtet er im Briefe an Arnim vom 10. Dezember 1811 (Arnim und Brentano S. 295). Sie haben den Brief Werke 8, 175 richtig als an Auguste Brede adressiert gedeutet und haben uns das an sie gerichtete Gedicht „Durch die stummen Wälder irrte" (Werke 2, 182) erst verstehen gelehrt (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1894 Nr. 178/148). Die Brede war ihrem Geliebten Graf Nostitz treu ergeben, Brentano liebte entsagungsvoll: das paßt zu der Situation unseres Gedichtes. Und auch die um ihretwillen durchwachte Nacht kehrt darin wieder. Es trifft sich hübsch, daß Madame Brede auch in dem Recensionsteil unserer Zeitschrift von Brentano flüchtig, aber lobend erwähnt wird. „Madam Brede" — heißt es 1814 Nr. 7 — „hat eine der kleinsten Stimmen, und weiß doch in vielen Rollen den größten Beyfall zu verdienen."

Daran reihen sich nun in Nr. 3 (7. Januar), mit C. B. unterzeichnet, die „Nachklänge Beethovenscher Musik", welche den Anstoß zu dieser Untersuchung gegeben haben. Ich lasse zur Ergänzung des oben S. 55 gesagten die beiden mittleren Stücke 3 und 4 hier folgen:

3.

Seelig', wer ohne Sinne
Schwebt, wie ein Geist auf dem Wasser,
Nicht wie ein Schiff — die Flaggen
Wechslend der Zeit, und Segel
Blähend, wie heute der Wind weht.
Nein ohne Sinne, dem Gott gleich,
Selbst sich nur wissend und dichtend
Schafft er die Welt, die er selbst ist,
Und es sündigt der Mensch drauf,
Und es war nicht sein Wille!
Aber getheilet ist Alles.

Keinem ward Alles, denn Jedes
Hat einen Herrn, nur der Herr nicht;
Einsam ist er und dient nicht,
So auch der Sänger!

4.

Nichts weiß ich von dir, o Wellingthon,
Aber die Welle
Tönt deinen Nahmen so brittisch.
Kleinod der Erde, England
Eiland, vom Meere gegürtet
Jungfräulich, Arche auf grünenden
Hügeln ruhend, der Sündfluth
Bist du entrücket, dich lieb ich,
Nicht um handelbequeme
Gestalt in mancher Vollendung,
Nein um dich nur, denn heilig
Sind wohl die Inseln. Die Sterne
Gürtet umsonst nicht das Blau,
Und die sehenden Augen,
Wunderinseln des Lichtes,
Schwimmen umsonst nicht im Glanz;
Was umarmt ist, ist Tempel,
Freistatt des Geistes, der die Welt trägt.
Wer möchte sonst leben?

Zwei andere Gedichte, die ihm sicher gehören, seien hier gleich angeschlossen. In Nr. 21 vom 18. Februar 1814 steht unter der Chiffer C. B. das Gedicht „Die drei Namen der Liebe des Oestreichers", das Sie Arnim und Brentano S. 332 aus der Handschrift mitgeteilt haben. In dem darauf folgenden Bericht über die Festvorstellung sagt Brentano selbst darüber, daß es in der Form der drei Worte des Glaubens von Schiller abgefaßt sei. Voran geht ihm in derselben Nummer eine zweite bei dem gleichen Anlaß entstandene Gelegenheitsdichtung, die seitdem nicht wieder gedruckt ist und die im Stil an das Festspiel „Victoria und ihre Geschwister" (Schriften 7, 279) aus dem Jahre 1813 erinnert:

Prolog.

Am Geburtstag unsers Kaisers in einer Privatgesellschaft vor dem Bilde Sr. Majestät; gesprochen durch einen Oesterreicher.

Zum schönsten Worte ist es mir vergönnt
Vor euch geliebte Freunde hier zu treten.
Von ihm, dem jedes Herz in Liebe brennt,
Von ihm, für dessen Heil wir alle beten,
Von ihm, den jetzt der Sieg von uns getrennt,
Von unserm milden, weisen Vater darf ich reden!
Wir stehen tief gerührt vor seinem Bilde,
Ihn trägt Viktoria auf starkem Schilde.

Heut ist der Tag, der uns den Herrn gebracht,
O segnender ist nie er aufgegangen,
Als heute aus verhängnißvoller Nacht.
In Siegessonnen sehn sein Bild wir prangen,
Das hohe Glück hat unserm Herrn gelacht,
Und um sein heilges Haupt sich Lorbeern schlangen;
Nichts können wir zu seinem Kranz ihm bieten
Als fromme Wünsche: Himmel! gib den Frieden.

O Vaterherz, das gleiche Wünsche hegt
Mit allen seinen Kindern, mit uns allen,
Wie reich sind wir! was dir die Brust bewegt,
Fühlt jeder auch in seinem Blute wallen,
Wie groß ist Franz, wofür sein Herz hochschlägt,
Muß aus Millionen Herzen wieder schallen.
So wirkt der Sonne Feuer, Licht und Glanz,
So wirkt ein Herrscher, Freund und Vater — Franz!

Aus seinem Geist strömt uns in hoher Milde —
Ein Quell des Rechts, ein Spiegel voller Güte,
Und unter seiner Vorsicht treuem Schilde,
Wie auch des Weltzorns Meersturm uns umwüthe
Und Völker rings verwilde und verbilde,
Reift doch zur Frucht, o Oestreich, deine Blüte!
Laß, Himmel, Ihn die goldne Frucht genießen,
Den Lorbeerkranz Ihn mit dem Oehlzweig schließen!
Laß bald, o bald sein treues Volk ihn grüßen! C. B.

Mit Nr. 8 (19. Januar 1814) beginnen Brentanos Theaterberichte. Er führt sich in Briefform als „Theaterkritiker aus Langensalza" ein, was, wie ich Ihnen nicht erst zu sagen brauche, natürlich nicht mit dem weimarischen Veteranen blos als ein Wortspiel zu erklären ist (Heinrich Schmidt, Erinnerungen S. 213: „Salz und langes Salz — zu verführerisch für einen wortspielenden Wortfänger als Kritiker"), sondern eine heitere Reminiscenz an seinen denkwürdigen Jugendaufenhalt in Langensalza bedeutet, wie sich auch specielle Anspielungen an seine Kaufmannszeit, an den Prediger in Langensalza 2c. in den Kritiken vorfinden. Aber natürlich läßt sich Brentano selbst den Wortwitz nicht entgehen. Am Schluß einer überlangen Einleitung (1814 Nr. 9) witzelt er: „Ich bin, wie Sie wissen, von Langensalza, verzeihen Sie also den langen Vorbericht — die Salza (italienische Sauce) deutsche Brühe oder Salzsole, welche ich Ihnen immer erst über tausend Dorne laufen lasse, um sie zu gradiren, daß die Kritik herauskomme, welche folgende ist."

Seine Kritiken gehen nun zunächst in zusammenhängender Folge bis Nr. 23 (23. Februar), die Einkleidung wird aber nach mehreren Nummern fallen gelassen. Er unterzeichnet C. B. oder C B d L R. d. h. Clemens Brentano der Langensalzer Recensent. Zweimal fehlt die Unterschrift. In Nr. 31 (14. März) folgt noch vereinzelt eine kurze

Besprechung des Lustspiels „Die Kolonie“, B. B. unterzeichnet, was entweder ein Druckfehler für C. B. oder absichtliche Vermummung ist. Alles zusammen sind 15 Theaterabende besprochen und zwar nur Aufführungen des Burgtheaters. Sie überblicken die besprochenen Stücke am besten in folgender Tabelle, in der ich seine Beiträge und was mit ihm zusammenhängt oder möglicherweise von ihm herrührt zusammenstelle.

Nr.	Datum	Titel der Beiträge	Unterschrift.
	Jan.		
1.	3.	Geheime Liebe	B.
3.	7.	Musik. Ludwigs van Beethoven Akademie. Nachklänge Beethovenscher Musik 1—5 . . .	C. B.
6.	14.	Theater. (8. Januar.) Das Intermezzo. Kotzebue. (An den Herausgeber des dramaturgischen Beobachters)	(Der Schluß folgt.)
7.	17.	— Dasselbe. (Schluß.)	C. B.
8.	19.	Theater. (10. Januar.) Der Bürgermeister. Graf Brühl. (Von dem Theaterkritiker aus Langensalza.)	(Der Schluß folgt.)
9.	21.	— Dasselbe. (Schluß.)	C. P.
		— (11. Januar.) Bürgerglück. Babo. . . .	(Der Schluß folgt.)
10.	24.	— Dasselbe. (Schluß.)	C. B.
11.	26.	Theater. (12. Januar.) Die Braut von Messina.	
12.	28.	An den Herausgeber des dramaturgischen Beobachters	R. F.
		Theater. (14. Januar.) Der Ring. Schröder .	(Der Schluß folgt.)
13	31.	— Dasselbe. (Schluß.)	CWdLR.
		Schöne Literatur. Almanach dramatischer Spiele. Kurländer.	
	Febr.		
14.	2.	Theater. (15. Januar.) Die Hagestolzen. Iffland. (16. Januar.) Der Lorbeerkranz. Ziegler.	C. B.
15.	4.	Theater. (17. Januar.) Die unglückliche Ehe durch Delikatesse. Schröder	C. B.
		(22. Januar.) Das Mädchen von Marienburg. Kratter	(Der Schluß folgt.)
16.	7.	— Dasselbe. (Schluß.) . . . . (18. Januar.) Othello	C. B.
17.	9.	Theater. (21. Januar.) Kabale und Liebe . .	C. B.
		Charade.	
18.	11.	Theater. (24. Januar.) Das Räthsel. Contessa. Der Verräther. Die Proberollen	(Der Schluß folgt.)
19.	14.	— Dasselbe. (Schluß.)	C. B.
		Chronik der Wiener Theater.	
21.	18.	Prolog	C. B.
		Die drey Rahmen der Liebe des Oesterreichers .	C. B.
		Schauspielabend im k. k. Hoftheater am 12. Februar, dem Geburtstag unseres allgeliebten Monarchen.	C. B.

Nr.	Datum	Titel der Beiträge	Unterschrift.
22.	Febr. 21.	Theater. (25. Januar.) Die kleinen Auvergnaten. Die seltsame Audienz	C. B.
		An den ornithologischen Langensalzer	K. P.
23.	23.	Theater. (27. Januar.) Der Mann vom Wort. Iffland.	
		Elisene im Wald bey Hermannstadt	K. P.
24.	25.	An den Herausgeber des dramaturgischen Beobachters (das Lustspiel: Valeria betreffend)	C. B.
		An den Herausgeber des dramaturgischen Beobachters	T—n.
		Ein Wort über die Tauglichkeit der „Februare" für die öffentliche Bühne.	
25.	28.	Theater. Die Bürger in Wien und der Kurier. Bäuerle. Leopoldstadt.	
		Damon und Pytheas. Ein Leisten für griechisch-moderne Lust- und Schauspiele. I. II. III.	K. P.
26.	März 2.	Schöne Literatur. Leyer und Schwert von Theodor Körner.	
		Kurzgefaßte Anweisung, ein jedes Schauspiel, es sey von welchem Werthe es wolle, auf eine unfehlbare Art durchfallen zu machen. Von einem alten Praktikus.	
		Die Charade im 17. Blatte des dramaturgischen Beobachters	A. P.
		Palindrom. (Um in dem ganzen Umfang es zu kennen)	
27. fehlt			
29.	9.	An den Herausgeber des dramaturgischen Beobachters	Friedrich Roose.
30.	11.	Erklärung des Verfassers der Valeria an den verehrten Leser in Hinsicht der Vertheidigung des Herrn Roose gegen das, was dieser als unrichtig in der kurzen Auseinandersetzung über die Art, wie dies Lustspiel auf die Bühne gekommen sey, erklärt	C. B. —
31.	14.	Theater. Die Kolonie	B. B.
33.	18.	Valeria. (Gedicht.)	E. v. M.
		Johanna Kobler, als Bauernjunge, in dem listigen Gärtnermädchen	P. A.
34.	21.	Die Eselshaut oder die blaue Insel. 10. März. Theater an der Wien	Eunm.
		Das Publikum. Einzig mögliche kritische Theaterzeitung	(Die Fortsetzung folgt.)
35.	23.	Dasselbe. (Fortsetzung.)	(Der Schluß folgt.)
36.	25.	Dasselbe. (Schluß.)	

Wenn man aber auch nichts über die Autorschaft dieser Recensionen wüßte, so müßte einem die gänzlich veränderte Art der Besprechung, der ganz verschiedene Ton auffallen. Und tausenderlei weist unverkennbar auf Brentano hin. Die Pedanterie und Langeweile des ersten Teils macht der genialsten Ungeniertheit und Burschikosität Platz. Heiterste Laune, heller Mutwille tummeln sich; der Mutwille der Gesundheit, den er selbst vom Lustspieldichter verlangt. Kein starres Referentenschema, keine genauen Inhaltsangaben; einmal allerdings — beim Mädchen von Marienburg — eine genaue Erzählung des historischen Faktums; sonst greift er aber das heraus was ihm paßt, meistens setzt er die Stücke als bekannt voraus, einmal sagt er gar: er habe den Titel des Stückes und die Namen der Schauspieler vergessen. Oder er macht Vorschläge zur Umarbeitung, dichtet die Situationen weiter. „Ich habe nicht leicht ein Schauspiel gesehen," sagt er von Brühls „Bürgermeister", „in dem so gänzlich ordentlich mit Kunst eine Menge guter Scenen, die mir während dem Zuschauen einfielen, vermieden wären." Er läuft aus dem Theater, wenn es ihm zu bunt wird, bleibt den Lesern den Bericht über den Schluß des Abends schuldig und bricht mit einem rücksichtslosen „u. s. w." ab oder er schließt gar mit Versen auf eine Schauspielerin. Bernard blieb immer bei der Stange, Brentano springt immer über die Schnur. Er unterbricht seine Berichte durch alles mögliche, um seine Leser zu unterhalten. Es wimmelt von spaßhaften Anekdoten; er citiert Sprichwörter, Volkslieder, parodiert Kinderlieder, spielt auf Märchen an. Er läßt mehrere junge Handlungsdiener beim Herausgehen aus dem Theater über das Stück miteinander reden. Er vergißt seinen Gegenstand manchmal so gänzlich, daß er z. B. an den Spott über die Vignette des Blattes (eine Eule auf einer Leier von der tragischen und komischen Maske umgeben) einen ornithologischen Exkurs anknüpft und sich aus der Stickluft des Theaters in eine reizende ländliche Idylle hineinträumt, oder zur Illustration eines Vergleichs eine ausführliche Erklärung des Golems einschiebt, die uns an Jakob Grimm, an Arnims Isabelle von Aegypten erinnert. Er steckt voller Schnacken und Schnurren, treibt allerlei Allotria, verschreibt oder verspricht sich absichtlich, wie in der Satire Gustav Wasa, stellt absichtlich die paradoxesten Behauptungen auf, gefällt sich in allen möglichen Wortspielen, Wortverdrehungen, Neubildungen (entsoffen = nüchtern u. a.). Was steckt nicht alles in so zwei, drei Zeilen: „Die Eule hat zwar kein Gesicht, welches lautet wie dramaturgisch, es ist etwas Traumerisches und Urgentes, etwas von der Hexe Urganta drinn, aber doch mehr Phantasmaturgisches und Urgisches in jedem Sinn." Und so fort in witziger, pointierter Rede. Daß es an originellen Bildern und Vergleichen nicht fehlt, können Sie sich denken. Ich greife aufs Gerathewohl eine Stelle

heraus: Von Madame Renner sagt er in Nr. 16: „Sie hat alle Komödiantenkoketterien, Minauderien, Affektationen, Rührereyen, Effektquickereyen, Naivanzereyen und dergleichen abgedroschene Theatermanieren der Stimme, die einem das Herz par force wie einen Ressonanzboden mit allerley süßen Katzenjammertönen zerschneiden wollen, höchstens aber eine Ohrenkolik hervorbringen, gänzlich aus ihrem Spiele verbannt, und das ist heut zu Tag, wo solcher Tonflitter beynah der ganze Schmuck der ersten Liebhaberinnen geworden ist, unendlich viel und bescheiden." Seine Lieblingsausdrücke würden gerade Sie am leichtesten wiedererkennen. Ich weise auf das mehrmals vorkommende Verbum „edeln" hin, das ich z. B. Werke 4, 445 in den „Briefen über das neue Theater" gefunden habe. Gerne flicht er auch, wie schon oben erwähnt, persönliche Erinnerungen ein; er spricht vom großen Wasser von 1784, citiert einen Ausspruch von Goethes Mutter, zieht die Weimarische Aufführung der „Braut von Messina" zum Vergleich heran, verwertet seine Berliner, Prager und sonstigen Theatererfahrungen: Schröder, Fleck, Iffland, Liebich, die Bethmann werden erwähnt.

Seine literarischen Urteile sind im Ganzen ziemlich gemäßigt. Er begegnet sich mit dem jungen Grillparzer in der Verurteilung von „Kabale und Liebe," dem er Bombast und Unnatur vorwirft, hebt dagegen die „Braut von Messina" auf den Schild. Die Verachtung Kotzebues, die bei aller Schärfe des Urteils im Einzelnen doch wohlwollende Anerkennung Ifflands, wie sonst bei ihm. In einer Parallele zwischen Iffland, Kotzebue und Schiller gipfelt das Literarische (Nr. 17): „Iffland dichtete beschränkend, Kotzebue zerstreuend, Schiller befreiend und erweckend. Iffland ist der Philister oder Bürger, Kotzebue der galante, leichte Pflastertreter und in den Taghineinleber, Schiller ist der Prophet, der Historiker, der Philosoph, der Herold besserer Zeit &c."

Breiter ist der dramaturgische und schauspielerische Teil. Mit großer Theaterkenntnis ausgestattet, hat er ein hohes Ideal von der deutschen Bühne vor Augen, das er in der Wirklichkeit nicht erreicht sieht. Nie werde etwas aus dem deutschen Theater werden, wenn es nicht von der Wurzel aus reorganisiert wird. Er verlangt einen einheitlichen Stil und in Folge dessen eine einheitliche Aufsicht, etwas wie einen Vortragsmeister. Er polemisiert gegen das moderne Theaterfachwerk, gegen die Abgränzung der Rollenfächer, gegen die Rollenjägerei, gegen Virtuosentum und Paraderollen; auch, um eine Einzelheit zu erwähnen, gegen die Besoffenen auf der Bühne. Mit Glück und Geschick wirft er sich zum Erzieher der Schauspieler auf, wie er das in der Abhandlung „Der Philister", die sich in den Partieen über das Theater auch sonst nahe mit diesen Recensionen berührt, 1811 an Goethe gerühmt hatte, rückt ihnen ihre Fehler bis ins einzelne vor, lobt sie, wenn er eine Besserung ver-

spürt, klopft sie bei Rückfällen in die alte getadelte Manier gleich auf die Finger und wird als echter Pädagoge nicht müde, immer wieder dasselbe zu wiederholen. Der Ernst muß manchmal aber auch dem Spott und der Bosheit weichen. Dazu reizt ihn besonders die übertrieben hochdeutsche Aussprache, die zum falschen Pathos führe, man könne nicht hochdeutscher als hochdeutsch sprechen. Koberwein hält er es immer von neuem vor, daß er jedes i zum ü, jedes ei zum eu, jedes eu zum äu verüppiche. „Das ist das größte Unglück, welches einem hochdeutschenden Heros begegnen kann; dänn ös üst eugentlich um keun Haar bösser, als wönn eun ödler Provünzüaldialöktspröcher, um hochdäutsch zu röten statt Roth, Rath, statt Brod, Brad, statt Person, Persan sprücht." Er ehrt die Veteranen, er achtet die reifen, wahren Künstler, er bleibt kühl gegen die blossen Routiniers, er ist nachsichtig gegen die Anfänger, er verfolgt mit leidenschaftlichem Anteil die Fortschritte talentvoller jüngerer Kräfte. Nirgends aber ist er hinreißender und liebenswürdiger, als wenn er aus ganzer Seele loben kann. So findet er für die bezaubernde Anmut und rührende Herzlichkeit der Toni Adamberger Worte, wie sie Körner selbst schöner nicht hätte finden können (feiert er sie — nach Ihrem Hinweise — doch auch gleichzeitig in den herrlichen Versen, die er dem Gefallenen in den Mund legt, Theodor Körner an Victoria, Schriften 7, 387); freilich meint er, daß mehr die Natur als die Kunst an ihren Erfolgen Anteil habe. Immer neue Kränze des Lobes reicht er Madame Korn dar, bis er endlich den Griffel des Kritikers mit der Leier des bewundernden Dichters vertauscht und, als sie ein seiner Meinung nach ganz unbedeutendes Stück, Ifflands „Der Mann von Wort", durch ihr Spiel allein gerettet und geadelt hat, sie in einem Akrostichon besingt (Nr. 23):

Weil die Künste groß und klein
Jetzt wie blinde Hühner sind,
Leuchtet recht das Sprichwort ein:
Heute hat ein Huhn, das blind,
Ein vortreflich Korn gefunden.
Leierlieder lahmer Leiden
Meilenlanger Weile Wunden,
Iulie, lieblich und bescheiden
Nur du hast sie heut geheilt.
Es wär heut der Diamant,
Kluges, kleines, klares Wesen,
Ohne deine Zauberhand
Richtig Spinne nur geblieben,
Nur du konntest uns erlösen.

Darum wollen wir dich lieben,
Und um dir genug zu thun,
Noch ein tröstlich Sprichwort sagen:

Es ist für ein hungernd Huhn
Für die Kunst in unsern Tagen
Größern Werths, als ein Demant,
Ein so edles Korn erkannt.

Brentano reiht sich durch diese Recensionen unter die besten Theaterkritiker des Jahrhunderts ein. Und ich meine, daß wir ihren Wert für die Theater- und Literaturgeschichte nicht leicht zu hoch anschlagen können. Statt der blutleeren Schemen der zünftigen Kritik zeichnet er wirkliche, anschauliche Gestalten. Aus tausenden von älteren Wiener Theaterkritiken, die ich gelesen habe, konnte ich für die wahrhafte Erkenntnis der damaligen Schauspieler nicht so viel Gewinn ziehen als aus der einen kurzen Charakteristik Ochsenheimers (als Finanzrat Wolrad in Babos Bürgerglück): „Recht natürlich macht es sich, wenn er aus seiner trockenen Monotonie plötzlich in ein höchstes, heftiges Quicken kam. Es ist als wenn man einen Stoß bestaubter Akten rückte und einem plötzlich ein pfeifendes Mausnest über den Leib läuft." Ich wünschte nur, daß er Raimund gesehen und so charakterisirt hätte wie Koch und Krüger, Korn und Koberwein, Heurteur und Schwarz, die Weißenthurn u. a. Es erhöht den Wert dieser Kritiken, daß sie aus einer der wichtigsten Perioden des deutschen Theaters stammen. Schreyvogels meisterhafte Kritiken endigen mit dem Jahre 1809, Costenobles unschätzbares Tagebuch beginnt erst 1818. Mitten hinein in diese Lücke fällt die kurze Kritikerlaufbahn Brentanos. Gerade zu der Zeit, da Schreyvogels Theaterleitung beginnt, entwirft dieser geniale Schilderer ein Bild von dem Zustand der Truppe, welche Schreyvogel zum Siege führen sollte. Wir sehen das Wiener Burg-Theater zu der Zeit des Wiener Kongresses, zu der Zeit als es Wilhelm v. Humboldt kennen lernte, zu der Zeit als der junge Grillparzer, den wir uns auch gerne als Leser dieser herrlichen Kritiken denken möchten, sich die entscheidenden Eindrücke fürs Leben holte.

Gewiß werden diese Recensionen einst einen wesentlichen Bestandteil von Brentanos Prosaschriften in einer vollständigen Ausgabe seiner Werke bilden. Aber dürfen wir eine solche Ausgabe bald erwarten? Wie machtlos der einzelne — Herausgeber und Verleger — solchen gewaltigen Aufgaben gegenüber ist, haben wir alle schon erfahren. Die Regierungen, die Akademien haben sich dieser Pflichten noch nicht besonnen. Auch literarische Privatvereine, die sich historischen Studien widmen, besitzen wir noch viel zu wenige. Vergebens bemühe ich mich seit Jahren um die Veranstaltung von Gesamtausgaben der Werke namhafter österreichischer Schriftsteller, wie Schreyvogels und Enks. Vor nicht gar langer Zeit habe ich in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien auf die Dringlichkeit einer Sammlung deutscher

Prosaiker — oder Prosaisten wie ich mit dem vorigen Jahrhundert lieber sage — hingewiesen, ohne einen lauteren Nachhall meines Aufrufes verspürt zu haben. Vielleicht daß die Jahresberichte, wenn die Reihe daran kommt, meinen Anregungen weitere Verbreitung und Beachtung bei den Fachgenossen verschaffen. So wird auch unser Wunsch nach einer Gesamtausgabe Brentanos der Erfüllung noch eine Weile harren müssen. Warum sollen aber diese wertvollen Dokumente für die deutsche Theatergeschichte, diese lehrreichen und zur Nachfolge anreizenden Zeugnisse des edelsten Journalismus, diese Prachtstücke unserer deutschen Prosa noch jahrelang im Dunkel liegen, nachdem sie acht Decennien lang verschollen gewesen sind? Hätte ich dieses Heft um 3—4 Bogen stärker machen dürfen, so hätte ich Ihnen die zusammenhängende Reihe dieser Kritiken in der That schon jetzt zu bequemerer Benutzung vorgelegt. Soll ich in späteren Heften Raum dafür schaffen? —

Die offene freimütige Art Brentanos scheint Anstoß erregt, insbesondere seine Urteile über die Schauspieler manchen Widerspruch hervorgerufen zu haben. Man warf ihm Parteilichkeit vor. So mischt sich in seine Kritiken allmälich ein polemischer Ton ein und die letzte größere Besprechung, die er geschrieben, in Nr. 23, schließt nach dem Gedicht an die Korn mit den ironischen Worten: „Wie immer lauter Partheilichkeit." Ob dies nur auf mündliche Aeußerungen zurückgeht oder ob dieser Gegensatz in anderen Wiener Zeitschriften Spuren zurückgelassen hat, das vermag ich zur Zeit noch nicht anzugeben. Der offene Bruch Brentanos mit den Schauspielern und dem Publikum datiert jedesfalls von dem kläglichen, skandalösen Mißerfolg der „Valeria", unter welchem Titel der „Ponce de Leon" im Burgtheater am 14. Februar 1814 aufgeführt wurde.[1]) Die Nummern unserer Zeitschrift, welche davon handeln, lagen auch Ihnen im Nachlasse Brentanos vor; ich berühre sie daher nur kurz. Brentano macht in seiner kurzen Zuschrift an den Herausgeber in Nr. 24 die Schauspieler für die Aufführung mit verantwortlich. Deinhardstein findet die Ursache des Mißerfolgs in einer falschen Besetzung. Der Schauspieler Roose verteidigt sich und seine Kameraden gegen beider Vorwürfe in Nr. 29 und be-

[1]) An eine Wiener Aufführung des Stückes im Jahre oder um das Jahr 1804, die Kalischer oben S. 50 ff. zu erweisen sucht, glaube ich ebenso wenig wie Sie. Brentano hätte ihrer sicherlich im Jahre 1814 Erwähnung gethan. In keinem Wiener Theater läßt sich die Aufführung nachweisen; Glossy hat auf meine Bitte das gesamte Repertoire vergeblich darnach durchsucht. Und ebenso wenig glaube ich an einen ersten Wiener Aufenthalt Brentanos vor 1814. Im Dezember 1804 bleibt am wenigsten Raum dafür. Wir wissen es fast für jeden Tag genau, wo sich Brentano aufhielt. Und dasselbe gilt für das ganze Jahr 1804, wie sich aus Ihrem Buche leicht zeigen läßt. Das Mißverständnis geht auf Stramberg zurück, den alle folgenden kritiklos ausschrieben.

richtigt Brentanos Darstellung in einigen unwesentlichen Punkten, die dieser in Nr. 30 zugiebt, ohne im übrigen seine Behauptung zurückzunehmen. Hat er sich also eigentlich direkt über das Stück im Beobachter nicht ausgesprochen, so hat er doch seinem Aerger in satirischer Weise darin Luft gemacht, in der kurzgefaßten Anweisung . . . . in Nr. 26, die ich ihm — sie ist ohne Unterschrift — unbedenklich zuweise. Hier bekommen die Schauspieler ihre Hiebe: „Mache es, wie gewöhnlich geschiehet, bey denen Komödiantenbanden. Halte über das neue Stück eine Leseprobe, in welcher die Personae Dramatis ihre Parten oder Rollen ablesen, doch unter kontinuirlichem Geplauder und Aus- und Einlaufen der eben nicht Lesenden, auch halte diejenigen, die etwa in einer oder anderen Scene nichts zu agieren haben, nicht dazu an, gegenwärtig zu seyn, oder lasse einzelne gänzlich ausgeblieben seyn, damit auf jeden Fall die meisten gar nichts von dem ganzen Contexte des zu agierenden Dramatis verstehen, und also ihr Part nur nach beliebter Manier herleiern, z. B. der erste Liebhaber, wie ein Lelio, die erste Liebhaberin, wie eine Isabella, Hanswurst wie Hanswurst und Grethel wie Grethel, ganz nach der Form und Weise, worauf selbige engagiret seyn, es sey auf Quicken, Krächzen oder Krähen oder Brüllen, es mag solches mit dem Charakter der Parten harmoniren oder nicht. Dieses ist gleich das erste Stuck ein wohlgegründetes Durchfallen zu procuriren.“ Und in ähnlicher Weise wirft er ihnen ein zu geringes Studium ihrer Rollen, überstürzte Proben, Mangel einer Generalprobe ꝛc. vor.

Es ist nun gewiß kein Zufall, daß mit dem Mißerfolg dieses Stückes die regelmäßigen Berichte Brentanos unter seiner Chiffre aufhören. Wie unsere Liste ausweist eben mit Nr. 23. Er wollte mit dem Theater, in dem er eine solche Niederlage erlitten hatte, wenigstens offiziell nichts mehr zu thun haben. Was gehört ihm also in diesem Schlußteile noch zu? In Nr. 31 die kurze Recension mit B. B., wie schon erwähnt. In Nr. 24 möglicherweise das satirisch gefärbte „Wort über die Tauglichkeit der ꝛc. Februare für die öffentliche Bühne“ gegen Werner und Müllners Stücke. Daß der Verfasser beide Stücke kurz auf einander im August 1812 in Halle und Leipzig gesehen haben will, spricht gegen Brentanos Autorschaft, der damals aus Böhmen nicht herausgekommen war, ebenso die zahlreichen Citate des Aufsatzes; den Schluß: er sehe nicht, was sich noch für ein Februar schreiben ließe, außer etwa ein „Dreißigster“, welcher aber notwendig ein Lustspiel seyn müßte — könnte man ihm wohl zutrauen. Weniger fraglich bleibt die satirische Schlußabhandlung über das Publikum in Nr. 34—36. In der Form einer gelehrten, systematischen, in 22 § abgeteilten Abhandlung macht sich der Verfasser über Schauspieler und Publikum lustig. Er definiert den Begriff

Publikum, er unterscheidet nach den Gegenständen ein politisches, ein literarisches, ein Sittenpublikum, ein Kunstpublikum und erörtert speciell den Begriff des Theaterpublikums u. s. w. Eine Anekdote über Julius von Voß, den er persönlich von Berlin her kannte und der ihn gleichfalls in seinen Schriften erwähnt, ein Citat aus Goethe deuten, wie die launige, karikiert trockene Form auf Brentano. Auch das, daß er die seiner Manier am stärksten widersprechende bloß chronikalische Art der Berichterstattung ironisch empfiehlt und daß er als Redakteur dem Paragraphisten ins Wort fällt und abbricht. An den „Philister" scheinen mir aber diese scherzhaften Abhandlungen doch nicht ganz hinanzureichen. Aergerlich und enttäuscht eilt der interimistische Redakteur dem Schlusse seiner angefeindeten Zeitschrift zu.

Die beiden Kritiken über die Vorstadt-Theater in Nr. 25 und 34 haben schwerlich mit Brentano etwas zu thun; ich weiß aber auch nicht, wer sich unter der Bezeichnung „Eunm." in Nr. 34 versteckt. Dagegen verlangt eine andere Chiffer für einen Augenblick unsere prüfende Aufmerksamkeit. In Nr. 22 begegnen zum ersten Male die Buchstaben A. P. unter einem satirischen Aufsatz, der gegen Brentanos Persiflage der Vignette polemisiert. Brentanos Ton ist darin nicht übel parodiert. Daß man ähnliches in Wien damals zu thun pflegte, beweist Heinrich Schmidts allerdings witzloserer Aufsatz über die Valeria, der „dem Theaterkritiker und Dichter aus Langensalza" selbst untergeschoben ist. (Erinnerungen eines weimarischen Veteranen S. 213). Aber dieser Aufsatz erschien in einem anderen Blatt, das Brentano nicht selbst redigierte. Verschwände Brentano von da ab ganz aus der Zeitschrift, so wärs auch hier nicht er, der spricht. So aber läßt sich annehmen, daß wir hier einen humoristischen Selbstangriff vor uns haben. In Nr. 23 besingt derselbe A. P. die Schauspielerin Koberwein in einer einzelnen Rolle (Elisene im Wald bei Hermannstadt) in einem Sonett, das nicht gerade hervorragend, aber auch so gut ist wie die Reimerei auf der vorhergehenden Seite über den „Mann von Wort", die sicher von Brentano herrührt. Sie werden sich aber doch schwerlich dazu entschließen, ihm eine Wendung wie die: „Das ist der Punkt, der einet alle Triebe" zuzumuten. Noch schwerer wird es uns an ihn zu denken bei der dialogischen Satire: „Damon und Pytheas. Ein Leisten für griechisch-moderne Lust- und Schauspiele," in Nr. 25, die man aber vielleicht einmal besser verstehen lernt, wenn man die specielle Veranlassung dazu sich klar machen kann. Auch begegnen wir der Verwendung des österreichischen Dialekts um jene Zeit mehrmals bei ihm. In Nr. 25 macht sich derselbe A. P. über die Charade in Nr. 17 des Beobachters, die dann wohl auch Brentano zufiele, in einer Weise lustig, die wir bei ihm schon kennen:

„Dachte hernach, ob Spurzheim für das Charadenerrathen
Einen eigenen Sinn gebe dem menschlichen Haupt.
Spurzheim, Wurzel der Sphinx, dich hämisch Heimliche brauch' ich —
Spurzheim, also daheim, fand ich die heimliche Spur."

und er hätte sich in Nr. 33 nur auf den Kopf gestellt, wenn er als P. A. nach den Schauspielerinnen die Tänzerin besingt. Ich füge das Gedicht hier ein, um Ihnen und andern die Nachprüfung zu erleichtern:

Johanna Kobler,
als Bauernjunge,
in dem listigen Gärtnermädchen.

Spring' ein zierlich Böckchen aus der Hecke,
Bey den Blumenstöckchen steht dein Döckchen;
In dem Tambourin das Glöckchen wecke,
Männlich deine Füß' und Arme strecke.

Lieber Knab' in dir dich selbst verstecke,
Nimm zur Haube noch das Frauenröckchen
Als ein Blumentöpfchen, Haubenstöckchen
Jenen kecken Gecken schelmisch necke.
Mit der Ruhe die Bewegung tauschet,
Augenlichter von dem Tische scheinen,
Sieht der Geck, und muß im Fieber beben.
Seh' ich bittend dich, die Arm' erheben,
Ist's als wolltest du die Gnad' erweinen,
Daß ein Spiel das Leben dir verrauschet. P. A.

Hier könnte uns die Vorliebe für die Innen- und Binnenreime, die Verwendung der Diminutiva und Wortspiele dazu verführen Brentano als Verfasser anzunehmen und dieses letzte Verschen zöge dann die andern nach sich. Unter den bekannteren Wiener Literaten jener Zeit finde ich einen A. P. nicht. Anton Pannasch, an den man vielleicht denken könnte, war damals fern von Wien und tritt erst später in die Literatur ein. Aber freilich, kennen wir denn den Verfasser des Epigrammes, Ch., in 1813 Nr. 47/48, den Recensenten des Erichsonschen Musenalmanachs, D . . . . k, in 1814 Nr. 20, den Recensenten des Castellischen Almanachs Selam, Dr. Grossing,[1]) in derselben Nummer?

Es genügt mir hier, darauf hingewiesen zu haben, daß Brentano vielleicht unter verschiedenen Gestalten in dem Schlußteil dieser Blätter spuke, und ich glaube, daß die Untersuchung auch dann nicht an Reiz verlöre, wenn es sich um minderwertige, raschhingeworfene Produkte der journalistischen Thätigkeit eines Mannes handelte, der durch seine genialen

[1]) Ein Grossing gab in den Achziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Dresden das Staaten-Journal heraus. Vgl. Fürst, Meißner S. 44. Einen Augenblick lang habe ich wegen des Namens Grossinger in der Geschichte vom braven Kasperl an ein Brentanosches Pseudonym gedacht.

Blitze auch das kleinste und niedrigste zu beleuchten wußte. Dem künftigen Herausgeber der Werke Clemens Brentanos wird niemand die Mühe, den Dramaturgischen Beobachter selbst in die Hand zu nehmen, völlig ersparen können.

Prag, Ostern 1895. August Sauer.

Zu Theodor Körners Leben und Dichten.

Von Reinhold Steig in Berlin.

1. Tod und Schwertlied.

Theodor Körners Leben und Dichten liegt in klarer Einfachheit vor unsrem Auge da. Seine Familie war mit den geistig am höchsten stehenden Persönlichkeiten ihrer Zeit verbunden, und daher sind Nachrichten von ihm und über ihn in reichem Maße vorhanden. Die Darstellung seines Lebens war für die Biographen immer eine leichte und dankbare Aufgabe.

Anders stand es mit dem, was man über seinen Tod wissen konnte. Körner fiel am 26. August 1813, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, bei Gadebusch in Mecklenburg. Die erste „authentische Nachricht" über seinen Tod gab Theodors Freund Wilhelm Kunze in der Vorrede der „Zwölf freien deutschen Gedichte von Theodor Körner, nebst einem Anhang", die er im November 1813 erscheinen ließ. „Wir verdanken die Nachricht (bemerkte er) einem Augenzeugen, dem Grafen Dohna, einem Freund und Waffenbruder des geliebten Toten, und wir geben sie absichtlich so, wie wir sie von ihm erhielten, weil wir überzeugt sind, daß alle, die ihn kannten, wohl zu wissen verlangen, wo und wie er starb — und wo er schläft." Kunzes Darstellung verblieb, wiewohl sich allmählich abschwächend, allen späteren biographischen Arbeiten über Theodor. Sie ging wörtlich in Brockhaus' „Deutsche Blätter" (4. Dezember 1813), inhaltlich in Gottfried Körners „Biographische Notizen" über seinen Sohn, sowie in Streckfuß' und in Försters Vorreden zu ihren Ausgaben der Werke Theodors über. Im Laufe eines halben Jahrhunderts kamen dann immer neue Einzelheiten hinzu, und aus all' diesen an innerem Werte durchaus verschiedenen Berichten bildete sich die uns heute geläufige Vorstellung von dem Tode Körners. Ein schriftstellerisch-ästhetisches Interesse war in gleicher Weise wie menschliche Teilnahme und patriotisches Hochgefühl an der Bildung dieser Vorstellung beteiligt.

Wilhelm Kunze schied, wie wir sahen, deutlich zwischen Theodors Fall im Gefecht und der später folgenden Bestattung. Ueber diese letztere war, bei der ruhigen Anwesenheit vieler Kameraden, eine Meinungsverschiedenheit nicht möglich. Dagegen konnte sein Fall im Gefecht naturgemäß bloß von wenigen wahrgenommen worden sein, und deshalb zog es Kunze vor, sich ausdrücklich auf die Autorität des Grafen Dohna zu berufen. Graf Heinrich zu Dohna-Wundlacken, nachmals Regierungspräsident von Cöslin, war Volontäroffizier im Freikorps und ein Schwager des Majors von Lützow, von dem er vielfach mit politischen Missionen und Verwaltungsgeschäften betraut wurde. Theodor Körners, 1893 von Emil Peschel ediertes, Kriegstagebuch erwähnt ihn zweimal, am 27. und 28. Mai 1813. Der Graf war den Angehörigen Theodors gewiß als ein diesem nahe stehender Kamerad bekannt.

Auf welchem Wege Kunze zu der „authentischen Nachricht" seiner Vorrede gekommen war, blieb unaufgeklärt, und deshalb war weder eine Kontrole seiner Angaben noch ihre Wertbestimmung möglich. Man übersah sie zuletzt ganz und gar, und der Name des Grafen Dohna wurde fast nicht mehr erwähnt. Ich habe nun die Quelle Kunzes aufgefunden. Es ist die eigentliche offizielle Urkunde über Körners Tod. Sie steht gedruckt im „Preußischen Correspondenten" vom 22. Oktober 1813.

Der „Preußische Correspondent" war eine vom 1. April 1813 bis zum Ende des Jahres 1814 täglich in Berlin erscheinende Zeitung. Niebuhr hatte sie auf Scharnhorsts Anregung gegründet, in der Absicht, sie für die Zeit der großen Kämpfe zu einem historischen Nationalblatt auszubilden. Vorübergehend führten in seiner Abwesenheit Göschen und Schleiermacher die Redaktion, bis Achim von Arnim am 1. Oktober 1813 auf vier Monate an Niebuhrs Stelle trat; auch Ernst Moritz Arndt und Jahn waren am Correspondenten thätig. Von der Regierung und aus der Armee gingen zahlreiche Berichte ein, die heute einen quellenmäßigen Wert besitzen. Aber neben den großen allgemeinen Ereignissen der Zeit wünschte Niebuhr auch die einzelnen Fälle festzuhalten, wo ein Offizier oder Soldat sich vor dem Feinde hervorragend auszeichnete, mit genauer Bezeichnung des tapferen Mannes, wie es in der österreichischen militärischen Zeitschrift damals üblich war. In diesem Sinne bat er seine einflußreichen Freunde für das Blatt thätig zu sein. Dieselbe Bitte wird er auch dem Grafen Dohna ausgesprochen haben, bevor dieser, wie Niebuhr in den „Lebensnachrichten" (1, 546) schreibt, am 10. April 1813 von Berlin zum Freikorps seines Schwagers ging. Graf Dohna war, wie Niebuhr und Arnim, Mitglied der von Buttmann gegründeten Gesellschaft der „Gesetzlosen" gewesen. Er hatte

auch an Arnims „christlich-deutscher" Tischgesellschaft Teil genommen. So findet es seine natürliche Erklärung, daß der Graf einen Nachruf Körners an den „Preußischen Correspondenten" einschickte.

Eine erste kurze Notiz von Körners Tode stand im „Correspondenten" freilich schon am 8. September 1813, während die Vossische und Spenersche Zeitung erst am folgenden Tage Berichte bringen konnten. Die neuerdings allgemein befolgte Angabe Gustav Partheys in seinen Jugenderinnerungen (1, 380), daß die Nachricht schon am 3. September nach Berlin gekommen sei, halte ich diesen Thatsachen gegenüber für einen Irrtum, durch Schreib- oder Druckfehler hervorgerufen. Einer der Berliner Zeitungsartikel wurde Theodors Vater zugeschickt. Da aber später ein Widerruf erfolgte, so blieben die Eltern in langer Ungewißheit über das Schicksal ihres Sohnes; noch am 3. November hatten sie, wie die Mutter an Kunze schrieb, keine entscheidende Nachricht. Diese ward ihnen endlich am 8. November in Großenhayn, erst durch den Hofrat Friedrich Parthey aus Berlin, dann durch Kunze und andere. „Uns allen (schrieb der Vater am 9. November an Kunze) war eine große Beruhigung, daß sein Ende so schmerzlos gewesen ist. Parthey schreibt mir, daß seine einzigen und letzten Worte waren, als man ihn fand: ‚Ich bin nur leicht verwundet.'" Diese tröstliche Mitteilung entnahm der Vater der Nachschrift zu einem Briefe Wilhelm Beuths aus dem Bivouak bei Wöbbelin vom 27. August 1813, die mit einem „P." unterzeichnet ist und lautet: „Die unglückliche Kugel ist erst durch den Hals des Pferdes gegangen. Zu dem ersten Jäger, der ihn auf der Erde liegend gefunden, hat er gesagt: ich bin nur leicht verwundet. — Das sind seine einzigen und letzten Worte gewesen." Es ist somit erwiesen, was Peschel auf S. 99 seiner Publikation vermutungsweise äußerte, daß die Nachschrift zu Beuths Briefe von Hofrat Parthey herrührt, dieser also der Empfänger ist und den Brief unter dem 29. Oktober von Berlin aus an den Vater Körner weitergegeben hat.

Beuths Brief war also von Mecklenburg bis Berlin wohl acht Wochen unterwegs gewesen. Eine schnellere Beförderung machte der damals noch gestörte Postenlauf unmöglich, und deshalb kann die früheste Nachricht im September nur durch einen direkt reisenden Kurier mit nach Berlin gebracht worden sein. Die Post, mit der Beuths Brief im Oktober anlangte, war ohne Zweifel die erste, die von den Lützowern nach Berlin durchkam; und da sie natürlich noch eine weitere Anzahl Lützower Briefe enthielt, so erklärt es sich, daß anfangs November den Eltern die Bestätigung des Todes gleichzeitig von den verschiedensten Seiten zugehen konnte. Diese Post brachte auch den Nachruf des Grafen Dohna mit, der am 22. Oktober im „Preußischen Corre-

spondenten" erschien. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Parthey diese Zeitungsnummer zugleich mit dem Briefe Beuths an Gottfried Körner nach Sachsen schickte, der seinerseits sie wieder an Wilhelm Kunze mitgeteilt haben mag. Der Nachruf lautet:

> Am 26. August fand Theodor Körner, Adjutant des Majors von Lützow, gleich zu Anfange eines Gefechtes, (wodurch in einem, im Rücken der französischen Armee gelegenen Versteck ohnweit Rosenberg an der Straße von Schwerin nach Gadebusch, eine bedeutende Anzahl Wagen mit der Bedeckung, den Franzosen abgenommen wurden), den von ihm oft besungenen schönen Soldatentod. Wir verlieren in ihm einen redlichen Freund, die vaterländischen Waffengefährten, die literarische Welt einen hoffnungsvollen Dichter, dessen Talent noch in der Blüthe stand. Von zwei schweren Kopfwunden, die er bei Kitzen erhielt, kaum hergestellt, hatte er die Waffen mit eben dem edlen Feuereifer wieder ergriffen, mit welchem er den Musen diente. Sein letztes Gedicht an sein Schwerdt setzte er kurz vor dem erwähnten Gefecht auf, und stürzte dann mit hohem, zu stürmischem Muthe gegen die feindlichen Bajonette. Eine Kugel, die vorher den Hals seines Pferdes durchbohrt hatte, traf ihn tödtlich in den Unterleib, und nach wenigen Minuten hörte er auf zu athmen, die sehr schnell angewandte Hülfe eines Wundarztes blieb leider ohne Erfolg, und wir haben nur die traurige Pflicht erfüllen können, die körperliche Hülle des liebenswürdigen Mannes nach unserm Staabsquartier Lübelow zu befördern, wo sie mit militairischen Ehrenbezeugungen unter einer Eiche bestattet worden ist. Unten folgt sein vorhin erwähnter Schwanengesang. Wittenburg, den 30. Aug. 1813.
>
> Graf zu Dohna-Wundlacken,
> im Namen der Freunde und Waffengefährten des tapfern Körner.

Hier haben wir die Urkunde, auf Grund deren Wilhelm Kunze — aber unter Hinzunahme anderer ihm vorliegender Berichte — noch im November 1813 seine „authentische Nachricht" über Körners Tod verfaßte. Eine Vergleichung beider Texte, die hier unterbleiben darf, setzt dies Verhältnis für jeden außer Zweifel. Kunze mäßigte jedoch mit richtigem Takte den Ueberschwang des Nachrufes und ließ das für seine Zwecke nicht Geeignete bei Seite, wodurch es sich erklärt, daß der Vater Körner über den ruhigen Ton dieses Vorwortes sich befriedigt äußern konnte. Andererseits war Kunze, entgegen der Darstellung des Grafen Dohna, auf eine schärfere Hervorhebung der einzelnen Momente bedacht gewesen. Schon heißt es bei ihm: daß Theodor — nicht zu Anfang des Gefechts, sondern — Morgens um 8 Uhr gefallen sei, während doch Beuth in dem erwähnten Briefe die Stunden zwischen 11 und 1 Uhr angiebt; daß Theodor ferner sein Schwertlied — nicht kurz vor dem Gefecht aufgesetzt, sondern — eine Stunde vor dem Anfang des Gefechtes beendigt und seinen Freunden vor-

gelesen habe, während wiederum durch Beuth unanfechtbar feststeht, daß das Schwertlied zwei Tage vorher in Kirch-Jesar gedichtet ist.[1]) Ein falscher Schluß Kunzes aber war es, daß Graf Dohna ein Augenzeuge des Vorganges gewesen sei. Streng genommen hätte sich Kunze nicht mit solcher Ausschließlichkeit auf den Grafen Dohna berufen dürfen; die Form dieser Berufung ist zum mindesten ungenau und mißverständlich.

Dem Nachruf folgt dann im „Preußischen Correspondenten" noch das Schwertlied. Es ist der allererste Druck desselben. Freilich fehlerhaft genug: aber ein Blick auf die bei Peschel nachgebildete Urschrift zeigt, wie leicht Graf Dohna, oder wer sonst die Abschrift herstellte, irren konnte. Kunze druckte im Anhang der „Zwölf freien Lieder" das Schwertlied gleichfalls ab, jedoch nicht nach dem Texte des „Preußischen Correspondenten", sondern nach dem der unrechtmäßigen, aus „Weimar, 13. November 1813" datierten Publikation aus „Theodor Körners Nachlaß". Die hier gewählte Ueberschrift „Schwerdtlied. Theodor Körners Schwanengesang, gesungen am 26. August 1813" und die Anmerkung dazu „Dieses Lied dichtete Körner wenig Stunden vor seinem Tode" hat Kunze wörtlich übernommen und Gottfried Körner dann in seiner „einzigen rechtmäßigen" Ausgabe von Leyer und Schwerdt (1814) beibehalten. In einem mit der Wahrheit sich irgendwie berührenden Verhältnis zu diesen Dingen steht die Angabe Adolf Wolffs (4, 146), daß Theodor Körner „einem Corpsgefährten, dem Grafen zu Dohna, kurz vor seinem Tode die später gedichteten Lieder übergeben" habe. Leider ist die ganze Stelle bei Wolff verwirrt. Er spricht dort von Kunzes „Zwölf freien Liedern" ohne Sachkenntnis; er hatte vielmehr, wie es scheint, die unrechtmäßige Ausgabe aus „Theodor Körners Nachlaß" in dem Sinne.

Ich nehme keinen Anstand zu bekennen, daß ich an die, namentlich unter Friedrich Försters Pflege entwickelte, Legendenbildung über Körners Tod nicht glauben kann. Sie ist zu kompliziert geworden, als daß sie vor einer absichtsfreien Vergegenwärtigung der einfachen Gefechtslage bestehen könnte, ganz abgesehen davon, daß die einzelnen Berichte und Erinnerungen sich in Haupt- und Nebensachen widersprechen. Die Darstellung des Grafen Dohna hat dagegen die einfache Wahrscheinlichkeit für sich. Sie enthält, was durch Nachfrage und Aussage der Kameraden mit genügender Sicherheit festzustellen war, und was Graf Dohna für sich und die übrigen Offiziere mit seinem Namen vertreten konnte — weiter nichts! Ja, dieser Nachruf konnte natürlich nur

---

[1]) Rudolf Brockhaus hat in seinem kostbaren Druckwerke „Theodor Körner. Zum 23. September 1891", S. 128, die einzelnen Angaben zusammengestellt.

mit Vorwissen und im Einverständnis des Majors von Lützow in die Oeffentlichkeit gegeben werden. Er bedeutet also den offiziellen Bericht des Freikorps selbst. In Zukunft wird man auf ihn als die eigentliche Urkunde zurückzugreifen haben. Mit dieser Wirkung verbindet sich noch eine andre. Als wir vor vier Jahren Körners hundertjährigen Geburtstag feierten, und die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet war, gingen über seinen Tod ganz neue, angeblich gut verbürgte Berichte durch die öffentlichen Blätter. Was sie enthielten, stand zum Teil im schärfsten Gegensatz zu dem bisher Geglaubten. Es lohnt sich nicht, auf sie zurückzukommen. Denn durch den offiziellen Bericht des Grafen Dohna sind sie endgültig widerlegt und abgethan.[1])

2. Theodor Körner und die Liedertafel in Berlin.

Im Frühjahr 1811 erschien Theodor Körner in Berlin, um seine Studien fortzusetzen. Er schloß sich namentlich an die ihm und den Seinigen befreundete Familie des Hofrats Friedrich Parthey an. Durch Zelter, den Direktor der Singakademie, erhielt er Zutritt zu dem Kreise erwählter Männer, die sich allmonatlich zur „Liedertafel“ versammelten.

Man findet die letztere Angabe am bestimmtesten, wiewohl nicht ganz korrekt, in Gustav Partheys Jugenderinnerungen (1, 200) ausgesprochen. Die Biographen aber pflegen sie, zumal da neuerdings unternommene Schritte nach dieser Richtung hin erfolglos geblieben waren (Jonas, Chr. G. Körner S. 219, 397), zu übergehen oder doch

[1]) Auf Theodor Körner ist vielfach Uhlands Wort „zugleich ein Sänger und ein Held“ angewendet worden, aus der Einleitungsstrophe seiner 1816 am Jahrestag der Leipziger Schlacht den Deutschen zugerufenen Mahnungen: wenn „ein solcher, der im heiligen Kriege gefallen auf dem Siegesfeld“ herniederstiege, der würde — nicht so, wie er (der Dichter) es künden werde, sondern — himmelskräftig, donnergleich sein Lied singen. Uhland trifft hier in Ausdruck und Gedanken merkwürdig mit Novalis zusammen. Im Osterdingen (Schriften 1815, 1, 161 f.) sagt dieser: „Der Krieg scheint mir eine poetische Wirkung. Die Leute glauben sich für irgend einen armseligen Besitz schlagen zu müssen, und merken nicht, daß sie der romantische Geist aufregt. . . Sie führen die Waffen für die Sache der Poesie. . . Viele Kriege, besonders die vom Nationalhaß entspringen, . . sind ächte Dichtungen. Hier sind die wahren Helden zu Hause, die, das edelste Gegenbild der Dichter, nichts anders, als unwillkürlich von Poesie durchdrungene Weltkräfte sind. Ein Dichter, der zugleich Held wäre, ist schon ein göttlicher Gesandter, aber seiner Darstellung ist unsere Poesie nicht gewachsen.“ Ob Uhland als er dichtete diese Stelle, voll tiefer Poesie und Wahrheit, vielleicht im Sinne hatte? Novalis spricht wie ein Prophet. Das ist ja das Große unsrer deutschen Kriege, daß sich der „romantische Geist“ mit kriegerischem Heldenthum verband. Diese Verbindung ehrt und liebt das deutsche Volk an Theodor Körner.

als unverbürgt und nebensächlich zu behandeln. Und dennoch besteht sie vollauf zu Recht, wie sich aus den Akten der Berliner Liedertafel (deren Benutzung ich Herrn Professor Blumner danke) und anderweitigem Quellenmaterial ergiebt.

Die Liedertafel, welche zur Rückkehr des Königshauses nach Berlin von Zelter gestiftet worden war, zählte außer ihrem „Meister" Zelter nur vierundzwanzig ordentliche Mitglieder. Aber dadurch, daß eine außerordentliche Mitgliedschaft eingerichtet wurde und die Zahl der einzuführenden Gäste, auch Damen bei gewissen Gelegenheiten, eine unbeschränkte war, bildete sie bald einen Vereinigungspunkt für die gesamte gute Gesellschaft in Berlin. Sogar nach auswärts erstreckte sich ihre Wirksamkeit. In vielen Städten wurden ähnliche Gesangvereine in das Leben gerufen. Bekanntlich bezeigte auch Goethe ein thätiges Interesse für Zelters Liedertafel, das sich naturgemäß auf diejenigen übertrug, die ihm nahe standen. Zu diesen gehörte die Familie Körner in Dresden.

Im Juni 1810 weilte Zelter, auf einer Badereise nach Teplitz, vierzehn Tage zu Dresden, in täglichem Verkehr mit Körners, bei denen die Pflege der Musik und des Gesanges heimisch war. Während dieser Zeit dichtete Theodor ein Lied, das Zelter kurz nach seiner Ankunft in Teplitz, am 26. Juni 1810, nach Berlin sandte, mit folgenden Begleitzeilen: „Meinem lieben Freunde, dem Vizemeister der löblichen Liedertafel, Gruß und Achtung. Ich sende dies Lied als ein Zeichen meines Lebens und Wohlseyns. Laßen Sie es sich dabey so wohl seyn wie mir das Andenken ist an meine lieben Genoßen und Freunde, die Mitglieder der Singakademie und der Liedertafel. Ich habe gestern das warme Bad zum zweiten Male genommen und hoffe und glaube an meine Besserung." Es muß dem Liede auch bereits Zelters Komposition beigelegen haben; denn schon am 3. Juli ließ es der Vizemeister Gern an der Liedertafel singen.[1])

Theodors Gedicht ist in den „Gesängen der Liedertafel" vom Jahre 1811 (S. 126) abgedruckt, aber ungenau und unter der willkürlich geänderten und noch dazu durch einen Fehler entstellten Ueberschrift „Dithyrambe, von Görner und Zelter". Darum blieb es auch wohl für die Werke Theodors unbeachtet, obwohl es die erste, bedeutsamste Gestaltung seines „Weinliedes" ist, dessen Anlaß und Absicht nur im Zusammenhange mit der Liedertafel verständlich wird. Dem

[1]) Am 8. Juli schloß Zelter seinem Briefe an Goethe nach Karlsbad (Briefwechsel 1, 408) eine Einlage für die inzwischen gleichfalls in Karlsbad eingetroffene Familie Körner bei, worin „etwas Musikalisches befindlich sei": wahrscheinlich war es Zelters Komposition des Weinliedes, die also hier durch Goethes Hand ging.

Abdruck lag nämlich nicht das Original zu Grunde, sondern eine für Zelters handschriftliches Exemplar der Gesänge der Liedertafel (jetzt auf der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek Berlin) hergestellte Kopie. Körners eigenhändige Niederschrift befindet sich in den Akten der Liedertafel. Hier die genaue Wiedergabe:

Weinlied!

Einer. Gläser klingen, Nektar glüht
In dem vollen Becher,
Und ein trunknes Götterlied
Tönt im Kreis der Zecher.
Mächtig stürmt das Evoe
Fröhlicher Gesellen,
Und das Blut braußt in die Höh,
Alle Sinne schwellen.

Chor. Im Rebensaft
Glüht Götterkraft,
In Nektar's Gluth
Braußt stolzer Muth
Drum, der uns Kraft und Muth verleiht
Dem WeinGott sey dies Glas geweiht.

Einer. Becher, Deinen Purpursaft
Schlürf ich froh hinunter,
Denn des Herzens stolze Kraft
Lodert im Burgunder.
Glüht er nicht mit deutschem Muth,
Und mit deutschen Flammen,
Eint er doch des Südens Gluth
Mit dem Ernst zusammen.

Chor Wer in sich Muth
Und Thaten Gluth,
Und stolze Kraft
Zusammenraft
Und wer im Wollen fühlt die Macht
Dem sey der Becher zugebracht.

Einer. Aber jetzt braußt Jugendlust
Im Champagners Schäumen,
Wie die junge muth'ge Brust,
Kühn in kühnen Träumen.
Leichtes Blut, verwegnes Herz,
Stolzes Selbstvertrauen.
Froher Sinn bey Leid und Schmerz,
Muthig vorwärts schauen.

Chor. Das Auge sprüht,
Die Wange glüht,
Es wogt die Brust
In trunkner Lust.
Der schönen frohen Jugendzeit,
Der sey dies volle Glas geweiht.

Einer. Doch des Südens ganze Pracht
Und ein schöner Feuer,
Und der Liebe süße Macht
Lodert im Tokayer.
Golden schäumt er im Pokal,
Hell, wie Himmelskerzen,
Wie der Liebe Götterstrahl
Glüht im Menschenherzen.

Chor. Der Liebe Glük
Wie Sonnenblik
Im Paradies,
So hold, so süß!
Der höchsten Erdenseeligkeit,
Der Liebe sey dies Glas geweiht.

Einer. Aber jetzt der letzte Trank,
Rheinwein glüht im Becher!
Deutscher Barden Hochgesang
Braußt im Ruf der Zecher.
Freyheit, Kraft und Männerstolz,
Männerlust und Wonne
Reift am deutschen Rebenholz,
Reift in deutscher Sonne!

Chor. Am Rhein, am Rhein
Reift deutscher Wein,
Und deutsche Kraft
Im Rebensaft.
Dem Vaterland, mit voller Macht
Ein dreyfach donnernd Hoch gebracht!

Einer. Unsern frohen Zecherkreis
Daß er ewig bliebe,
Führe auf des Lebens Gleis
Freiheit, Kraft und Liebe!
Drum, eh wir zum letzenmal
Unsre Gläser leeren,
Soll der Brüder volle Zahl
Diesen Bund beschwören!

Chor. Ein festes Herz
In Lust und Schmerz,
In Kampf und Noth,
Frey — oder todt! —
Und daß der Bund auch ewig währt,
Drauf sey dies letzte Glas geleert.

Das Lied besingt also in aufsteigender Linie die Macht des Weines, so, daß dem deutschen Rheinwein der höchste Preis gebührt. Nun hatte Zelter, nach Ausweis der Akten der Liedertafel, am 18. Dezember 1809 drei zu seinem Geburtstag ihm geschenkte Flaschen Wein — Rheinwein, Champagner und Burgunder — als Prämien für Lob- und Ehrengesänge auf des Königs Majestät ausgesetzt, und zwar sollte der Rheinwein dem ersten, der Champagner und Burgunder dem zweiten und dritten Sieger zufallen. Die Preise wurden auch in einer Festversammlung vom 16. Januar 1810, bei der eine glänzende Gastgesellschaft gegenwärtig war, verteilt, und dieser schöne Brauch wiederholte sich zum Geburtstag der Königin, am 10. März 1810. Körners Weinlied, das nur noch den Tokayer einschließt, ist also ein Weihelied zur Feier der Preisverteilung, wie Zelter es sich wünschen mochte. Auf Zelters Einfluß deutet auch der Ausdruck Evoe (an Goethe 3, 373. 5, 285), und der „frohe Zecherkreis" des Körnerschen Weinliedes ist der Kreis der Liedertafel in Berlin.

Als Theodor nun in der letzten Märzwoche des folgenden Jahres nach Berlin kam, war es selbstverständlich, daß er zur Liedertafel hinzugezogen wurde. Auch der Hofrat Parthey saß, nach Ausweis des Gastbuches, fast regelmäßig an der Liedertafel, und Theodor empfahl sich außerdem durch seine kräftige und klangvolle Baßstimme. Er muß der Versammlung vom 9. April 1811 beigewohnt haben. In dieser, besagt das Protokoll, wurde ein neues Lied von Clemens Brentano, komponiert von dem Arzte Friedrich Ferdinand Flemming, gesungen: „Der Musikanten schwere Weinzunge" (in den „Gesängen der Liedertafel" 1811 auf S. 236); Brentano, der zugegen war, las es selber vor; die Gesellschaft war „durch mehrere hiesige und auswärtige Gäste vermehrt, zahlreich, und schienen die Auswärtigen vorzüglich mit Liebe und Teilnahme aus der Liedertafel zu scheiden. Die Aufzeichnung der Gäste in das Fremdenbuch konnte nicht geschehen, weil dasselbe aller Nachfrage ohnerachtet, nicht herbeizuschaffen war." Durch das Fehlen des Fremdenbuches erklärt es sich, daß von Theodors Anwesenheit keine äußerlich sichtbare Spur in den Akten der Liedertafel zu finden ist. Aber eine Schilderung Zelters und der für den jungen Dichter interessanteren Gäste, wie außer Brentano gewiß auch Arnims und vielleicht Fouqués, muß ein — anscheinend für uns verloren gegangener — Brief Theodors an die Seinigen enthalten haben, auf den das Schreiben des Vaters Körner vom 18. April (bei Adolf Wolff, 4, 193) die Antwort ist.[1])

[1]) Clemens Brentano kannte also von Berlin aus Theodor Körner persönlich. In Wien, wo er 1813 nach Körners Abreise eintraf, verkehrte er in denselben

Ob Theodor auch die Mai-Versammlung besucht hat, läßt sich nicht ausmachen; ein immer heftiger auftretendes Fieber zwang ihn, Berlin nach kurzem Aufenthalte wieder zu verlassen. In späterer Zeit sang man noch sein Bundeslied

> Freudig traten wir zusammen
> Mit des Liedes hohem Gruß ꝛc.

und die Eingangsstrophe „der drei Sterne", zu welcher Bornemann, der Vater des preußischen Justizministers, noch drei andere Strophen hinzugedichtet hatte; beide Gedichte sind in den „Gesängen der Liedertafel" vom Jahre 1818 gedruckt. Als dann der Vater Körner nach Berlin übersiedelte, nahm auch er an den Versammlungen der Liedertafel eifrig Teil; am 20. Juni 1815 steht sein Name zum ersten Male im Fremdenbuch verzeichnet, und sein in den Akten erhaltener Brief, mit dem er sich um die ordentliche Mitgliedschaft bewarb, datiert vom 10. Januar 1816. Vom Vater Körner rührt ohne Zweifel auch die in den „Gesängen" vom Jahre 1818 (S. 451) unter dem Namen Körner abgedruckte freie Nachbildung der Horazischen Ode Integer vitae her; denn da die Ode in Flemmings Melodie zum ersten Male im November 1811 gesungen wurde, so kann Theodor, der um diese Zeit bereits in Wien war, nicht mehr der Verfasser gewesen sein. Andererseits wissen wir, daß der Vater Körner für die Singakademie einen Psalm aus dem Italienischen in das Deutsche übertragen hat. Es wären also die von Adolf Stern gesammelten Schriften Gottfried Körners auch um diese Nachbildung der Horazischen Ode zu vermehren. Sie ist freilich nicht gewandt, aber singbar bleibt sie immerhin, und für den lebendigen Gesang, der die Härten des gesprochenen Wortes mildert, war sie allein bestimmt.

Somit steht Theodor Körners Zusammenhang mit der Berliner Liedertafel außer allem Zweifel, und es fragt sich, welche Folgen sich daraus für den jungen Dichter ergaben. Die Liedertafel war zwar eine musikalische Vereinigung, aber vor allem pflegte und stärkte sie in ihrem Schoße den nationalen Gedanken, in duldender Hoffnung auf künftige Erhebung. Dieser preußische Geist ergriff hier Theodor in lebendiger Berührung mit Männern, die er liebte und schätzte. Von nun an regt sich mächtiger in ihm der vaterländische Freiheitsdrang.

Kreisen wie jener. Hier dichtete er noch für sein klingendes Spiel „Victoria und ihre Geschwister" die tiefempfundenen Strophen „Theodor Körner an Victoria" (Schriften 7, 387) mit dem feierlichen Nachwort: „Schön war sein Tod, ich traure nicht um ihn!" ꝛc. Da das klingende Spiel erst 1817 in Berlin gedruckt wurde, fanden Brentanos Strophen in der vom Vater Körner „für Theodor Körners Freunde" bereiteten Quartpublikation keine Aufnahme.

Die Idealgestalten der preußischen Kriegspartei, Königin Luise und Prinz Louis Ferdinand, sind fortan auch seine Ideale, die er preist. Unter Preußens Fahnen zieht er in den Freiheitskampf.

3. Das Sonett an Henriette Hendel-Schütz.

Um die gleiche Zeit wie Theodor Körner traf in Berlin Frau Henriette Hendel-Schütz, geborene Schüler, ein, dem Publikum als Schauspielerin von früherher bekannt.

Diese Frau lenkte damals durch mimische Darstellung von Meisterwerken der Kunst die allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich; die Tagesschriften jener Zeit sind voll der begeistertsten Berichte über sie. Sie hatte sich, durch die Attitüden der Lady Hamilton veranlaßt, mit Eifer auf die Ausbildung ihres mimischen Talentes verlegt und eine Vollkommenheit und Sicherheit der Kunstausübung erreicht, die in Erstaunen setzte, und vor der die ähnlichen Leistungen der Frau Elise Bürger, des Dichters dritter Gattin, fast verschwanden. Mit einer Verwandlungsfähigkeit sondergleichen ging die Hendel-Schütz aus einer Darstellung in die andre über. Man lese nur die Schilderung Wilhelm von Kügelgens in den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", wie sie in seinem Elternhause zuerst als Sibylle ein bekanntes Bild seines Vaters nachahmte, dann sich niederstreckend eine Sphinx darstellte, die Sphinx zur Jammergestalt einer büßenden Magdalena sich verwandelte, diese zur mater dolorosa sich erhob, um endlich in eine heitre, strahlend schöne Himmelskönigin sich zu verklären: mit einem Ruck, mit einem Schütteln ihrer Glieder war immer die Verwandlung vollendet. Selbst Goethe gab ihrer „bewegten" Plastik in den „Tag- und Jahresheften für 1810" seinen Beifall. Er schenkte ihr ein Stammbuchblatt, auf dem die Worte standen:

Dem lieben, unvergleichlichen
weiblichen Proteus
Henrietten Hendel-Schütz
dankbar
für sehr schöne, nur zu kurze Stunden.

Weimar. Goethe.

Er wird es ihr am 29. Januar 1810 geschrieben haben, als sie nach kurzem Aufenthalt in Weimar von ihm, laut seines Tagebuches, Abschied nahm.

Diese Zeilen Goethes sind unbeachtet geblieben, wenigstens vermißt man sie in unseren Kommentaren. Sie stehen in einem seltenen Büchlein, der „Blumenlese aus dem Stammbuche der Frau Henriette Hendel-Schütz" (Leipzig, bei Brockhaus 1815). Das Stammbuch, das

viele Blätter von der Hand bedeutender Personen aufzuweisen hatte, war den Freunden der Künstlerin längst als eine Kostbarkeit bekannt gewesen. Schon im Morgenblatt von 1808 und 1809 (Nr. 291 und 5) fand ich Mitteilungen und Auszüge aus demselben; in Kinds „Harfe" (1815, 1, 344; vgl. 3, 391) lieferte Karl Reinhard zwei sonst nicht bekannt gewordene Distichen „an Frau Professorin Schütz, auf ein Stammbuchblatt," datiert aus Altona, 19. Juli 1811. Im Jahre 1815 stellte Henriettens Gatte, der Professor Karl Julius Schütz, die „Blumenlese" her. Darin findet sich auch, auf Seite 88, das Sonett von Theodor Körner: er preist die „schönen Götterstunden", in denen sich durch die Macht ihrer Kunst das Irdische zum Himmlischen verklärte. Durch Sterns Ausgabe (Kürschners Deutsche National-Litteratur 152, 1, 279) gehört es jetzt dem Gedicht-Bestande Körners an. Stern hat es zwischen Gedichte der Jahre 1808 und 1809 eingereiht. Die Zeitbestimmung, die sich hieraus ergäbe, trifft indeß nicht zu. In diesen Jahren sind Theodor Körner und die Frau Hendel-Schütz nirgends an einem Ort zusammen gewesen.

Wir müssen von der bei Stern fehlenden Unterschrift des Sonettes, wie sie die „Blumenlese" bietet, ausgehen: „Wien. Theodor Körner." Aber während Körner, vom August 1811 bis in den März 1813, in Wien lebte, befanden sich die Frau Hendel-Schütz und ihr Gatte auf einer großen Kunstreise durch den Norden, die sie über Danzig (Mai 1811), Königsberg, Petersburg nach Stockholm und Kopenhagen ausdehnten, und von der sie erst im Mai 1813 nach Deutschland zurückkehrten. Konnte ich diese Daten aus damaligen Journalen und aus der Vorrede der „Blumenlese" gewinnen, so ergab sich mir aus dem Morgenblatt (1809, Nr. 6), daß die Künstlerin bis dahin Wien nur im Jahre 1809 besucht hat. Auf diesen Aufenthalt daselbst beziehen sich auch einzelne Wiener Stammbuchblätter, die die Blumenlese bietet, z. B. das des (im Juli 1811 verstorbenen) Dichters H. J. v. Collin, dessen „Regulus" Goethe besprochen hat. Das Sonett Körners kann also unmöglich in Wien entstanden sein; es gehört vielmehr nach Berlin, in den April des Jahres 1811.

Wie die damaligen Zeitungen ausweisen, gab Frau Hendel-Schütz am 8. April 1811 ihre erste pantomimische Vorstellung in Berlin. Dem Bericht des „Freimüthigen" zufolge, habe ihre Darstellung der Verklärung, nach der italienischen Schule sowohl wie nach der altdeutschen, die Zuschauer entzückt. Theodor Körner wohnte jedenfalls einer ihrer Vorstellungen bei und schrieb an die Seinigen — in uns nicht erhaltenen Briefen — begeistert über das, was er gesehen hatte. So erklärt sich, daß der Vater am 18. April bei Theodor anfragte: „Was ist denn das für eine Verklärung, die die Schütz darstellt? Die von Raphael fordert

ja viele Figuren. Wie macht sie das?“ Damals also in Berlin wurde Theodor mit der Künstlerin bekannt und dichtete das Sonett auf sie. Als Schütz die „Blumenlese“ zusammenstellte, war seiner Vorstellung nach die geistige Existenz des im Kampfe gefallenen Dichters an Wien geknüpft, wohin er deshalb auch das — vielleicht undatierte — Stammbuchblatt versetzte. Dies that er gewiß in gutem Willen. Mir aber macht es Freude, das Sonett für Körners Berliner Zeit zurückzufordern, als einen kleinen Zuwachs zu den Erinnerungen, die an Berlin in Körners Poesie verblieben sind.

Grabbes und Grillparzers „Hannibal“.

Von Anton Reichl in Brüx (Böhmen).

Auf Seite 132 des 12. Bandes der 5. Ausgabe von Grillparzers Werken findet sich nachfolgende jedesfalls aus dem Jahre 1835 stammende Bemerkung des Dichters: „Ein Liebhaber, ein Krieger, dessen Ehrgefühl durch die Vorwürfe seiner Geliebten rege geworden, und der hinzieht, mit Hannibal zu kämpfen, nimmt begeistert Abschied von dem Mädchen durch einen Kuß auf ihren Busen!“

Man erblickt in dieser Notiz gewöhnlich ein Motiv, welches der Dichter zu Papier gebracht, um es bei einer späteren Fortsetzung seines unvollendet gebliebenen „Hannibal und Scipio“ zu verwerten.

Gegen diese Ansicht läßt sich jedoch manches einwenden.

Auffällig ist zunächst, daß „Busen“, wie Herr Professor Sauer mir mündlich mitzuteilen die Güte hatte, in des Dichters Handschrift unterstrichen ist, auffällig ferner das Rufzeichen hinter dem Worte: in Bemerkungen wie die vorliegende pflegt sich Grillparzer nachweislich des Punktes zu bedienen.

Endlich, man erwäge den Sinn: ein Liebhaber, welcher Vorwürfe, die sein Ehrgefühl anstacheln, mit einem Kuß erwidert — einem Kuß auf den Busen seines Mädchens! — Sollte man nicht eher erwarten, daß er sie anfleht, ihn ihrer Liebe nicht für unwürdig zu erachten, nachdem sein Ehrgefühl eines solchen Spornes bedurft hat?

Ist nicht ein Kuß, sollte man glauben, ehrfurchtsvoll auf ihre Hand gedrückt, das Höchste, was der Zerknirschte erbitten darf?

Der Kuß auf den Busen, zumal so verwendet, ist Grillparzers unwürdig. Was sollen wir also mit der Notiz beginnen?

Im selben Jahre, wo dieselbe niedergeschrieben wurde, erschien Grabbes „Hannibal“. Im ersten Aufzuge dieser Tragödie nimmt der

junge Karthager Brasidas von Alitta, seiner Geliebten, die ihm Unmännlichkeit und Feigheit zum Vorwurf gemacht hat, Abschied, um ihrem Wunsche gemäß nach Italien zu Hannibal zu gehen. Bevor er sie verläßt, drückt er einen Kuß auf ihren — Busen.[1]) Nehmen wir endlich noch hinzu, daß sich Grillparzer im „Tagebuch auf der Reise nach Frankreich und England“ (1836) über Grabbes Originalitätssucht lustig macht,[2]) so kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß unser Dichter mit seiner im Jahre 1835 niedergeschriebenen Bemerkung an der Grabbeschen Stelle hat Kritik üben wollen, allerdings ohne das verspottete Werk oder seinen Verfasser näher zu bezeichnen.

Ja wir sind berechtigt, noch einen Schritt weiter zu gehen! Nicht bloß in dieser kurzen, flüchtigen Notiz, auch in dem großen Fragmente „Hannibal und Scipio“ dürfen wir Kritik erblicken, welche Grillparzer an dem ihn nicht zufriedenstellenden Werke Grabbes geübt hat. Statt in prosaischer Erörterung im einzelnen die Mängel der Grabbeschen Behandlung aufzuzählen, zeigt uns der Dichter, was aus einem Hauptmotiv der Grabbeschen Tragödie sich hätte machen lassen, und überläßt es uns, auf Grund beider Bearbeitungen desselben geschichtlichen Faktums uns ein Urteil auch über die Darstellung Grabbes zu bilden.

Es ist also wahrhaft schöpferische Kritik, welche in unserem Dichter durch die Lektüre Grabbes angeregt worden ist, Kritik, wie sie nur ein Dichter zu üben vermag. Zur Begründung dieser Ansicht diene eine Vergleichung von Grillparzers Fragment und der ihm entsprechenden Scene bei Grabbe.[3]) Wir geben zunächst den Anfang der Grabbeschen Scene wörtlich wieder:

Hannibal (mit zwei Hauptleuten).

Er kommt also — — das währte lange. — Nun muß ich auch noch das Warten lernen? — Ha!

(Scipio der Jüngere tritt auf mit zwei Hauptleuten; Hannibal winkt die Seinigen in einige Entfernung zurück, Scipio die Seinen ebenso. Beide Feldherren treten einander gegenüber und sehen sich lange stumm an.)

Hannibal.

— — Scipio, ich muß wohl der erste sein, welcher in dieser Stunde redet, denn ich bin der ältere.

Scipio der Jüngere.

Du bist es.

---

[1]) Grabbes Sämtliche Werke, herausgegeben von Oskar Blumenthal 3, 386, unten: „Brasidas. So nehm' ich diesen Kuß auf deinen Busen mit in das Feld, und oft noch wird er mich wärmen, lieg' ich zeltlos in kalter Nacht.“

[2]) Grillparzers Sämtliche Werke 20, 84: „englisch . . . worin meine Aussprache, aus dem pronouncing dictionary zusammengelesen, so originell ist, als Grabbes Tragödien oder die Romane des jungen Deutschland.“

[3]) Grillparzers Sämtliche Werke 12, 125 ff. und Grabbes Sämtliche Werke 3, 367 ff.

Wenden wir uns nunmehr zu Grillparzer. Den wenigen Worten Hannibals bei Grabbe vor Scipios Auftreten entspricht hier das ausführliche, für Exposition und Charakterzeichnung so bedeutsame Gespräch Hannibals mit dem Unterfeldherrn Mago.

Bei aller Verschiedenheit der Anlage und Durchführung beruht es doch auf demselben Grundmotiv: auch bei dem Wiener Dichter ist Hannibal der erste am Platze, auch bei ihm — und dies ist die Hauptsache — ist er unwillig, daß der Römer ihn warten lasse.

Diesen letzteren Zug suchen wir vergebens bei den Schriftstellern des Altertums: er ist eine Erfindung Grabbes, und von ihm hat ihn jedesfalls Grillparzer entlehnt. Während jedoch bei Grabbe, wie wir sahen, die Feldherren einander erst „lange stumm betrachten“, ehe der Punier das Wort ergreift, — ein dem Livius (XXX, 30) entnommener Zug — hören wir andererseits in dem Fragmente von Scipio, daß sich der Karthager von des Gegners Anschauen abwendet, was sich aus antiker Ueberlieferung nicht belegen läßt.

Was nun den Gang der Verhandlungen zwischen den beiden Gegnern betrifft, so finden wir in dieser Partie bei den zwei Dichtern bei auffallenden Abweichungen doch wieder so merkwürdige Uebereinstimmung, daß es unmöglich ist, an einen Zufall zu glauben. Man vergleiche: bei Grabbe sagt Hannibal [1]): „Wozu längerer Kampf zwischen

---

[1]) Ich kann es mir unmöglich versagen, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, wie stark sich gerade in dieser Scene der auf seine Originalität so stolze Grabbe an die alten Geschichtschreiber anschließt; abgesehen von der obgedachten Entlehnung aus Livius vergleiche man mit Hannibals Einleitung der Unterhandlungen Polybius XV, 6, 4 ff. (791): *Δεξιωσάμενος δὲ πρῶτος Ἀννίβας ἤρξατο λέγειν ὡς ἐβούλετο μὲν ἂν μήτε Ῥωμαίους ἐπιθυμῆσαι μηδέποτε μηδενὸς τῶν ἐκτὸς Ἰταλίας μήτε Καρχηδονίους τῶν ἐκτὸς Λιβύης· ἀμφοτέροις γὰρ εἶναι καὶ καλλίστας δυναστείας καὶ συλλήβδην ἂν εἰ περιωρισμένας ὑπὸ τῆς φύσεως.* Bemerkenswert ist vor allem, daß Grabbe hier sogar die Sentenzen dem alten Geschichtschreiber entnimmt. Man vergleiche nachfolgende Worte des Grabbeschen Hannibal: „. . . . Du, jugendlicher Feldherr, stehst auf der Höhe deines Ruhms, alles, was du bisher unternahmst, ist dir geglückt — Doch bedenke, wie leicht wechselt die launische Fortuna, wie schnell kann sich alles wenden in den centnerschweren Augenblicken, die über uns're Häupter heraufzieh'n! — Siehe mich: den Hannibal, der dein Land mit euren Niederlagen füllte, jetzt —“ mit Polybius XV, 6, 8 und 7, 1: *Ἐγὼ μὲν οὖν ἕτοιμός εἰμι τῷ πεῖραν εἰληφέναι δι᾽ αὐτῶν τῶν πραγμάτων ὡς εὐμετάθετός ἐστιν ἡ τύχη καὶ παρὰ μικρὸν εἰς ἑκάτερα ποιεῖ μεγάλας ῥοπάς, καθάπερ εἰ νηπίοις παισὶ χρωμένη· σὲ δ᾽ ἀγωνιῶ, Πόπλιε, λίαν, ἔφη, καὶ διὰ τὸ νέον εἶναι κομιδῇ καὶ διὰ τὸ πάντα σοι κατὰ λόγον κεχωρηκέναι κ. τ. λ.* und 7, 3: *Εἰμὶ τοιγαροῦν Ἀννίβας ἐκεῖνος, ὃς μετὰ τὴν ἐν Κάνναις μάχην σχεδὸν ἁπάσης Ἰταλίας ἐγκρατὴς γενόμενος“ κ. τ. λ.* Und ganz besonders die Rede Hannibals bei Grabbe: „Der Weise wählt das beste Gut und das geringste Uebel, muß er einmal unter beiden wählen. Siegst du heut', macht es dich glücklicher? Du hast Lorbeers genug. Verlierst du heut', ist all dein erworbener Ruhm dahin“ mit Polybius XV, 7, 5 ff.: *Εἰς ἃ βλέ-*

Rom und Karthago? Haben die endlosen Kriege nicht beiden einsehen lernen, daß sie am glücklichsten sind, wenn Rom sich auf Italien, Karthago auf Afrika beschränkt?" worauf Scipio höhnisch erwidert: „Dachtest du so, als du Spanien erobertest und die Alpen überschrittest?" Und daneben halte man nun die Parallelstelle bei Grillparzer:

Hannibal. Theils eigner Antrieb, theils Karthagos Auftrag,
Das Mitleid fühlt ob des vergossnen Bluts —
Scipio. Fühlt' es das Mitleid auch bei Cannae schon?
Am Trasimen und —? Doch verzeih die Unterbrechung.

Im weiteren Verlaufe zeigen sich indeß die stärksten Verschiedenheiten: engster Anschluß an Polybius bis zu wörtlicher Uebersetzung gehend — bei Grabbe; völlig freie Gestaltung, in völliger Unabhängigkeit von der Ueberlieferung bei Grillparzer. Sachlich ist vor allem das eine wichtig: bei Grabbe bietet Hannibal dem Römer aus freien Stücken „alle Besitzungen außer Afrika" im Einklang mit der Ueberlieferung. Im Bruchstücke hingegen, wo er überhaupt nicht wie in der Tragödie als demütig Flehender sondern als stolz Gewährender auftritt, will er zunächst bloß Italien räumen und Hasdrubal abziehen lassen, um sich dann, von Scipio gedrängt, auch noch zur Abtretung von Sicilien zu verstehen; aufs entschiedenste verweigert er indeß Hispanien, „die Wiege seines Geistes," noch ehe der andere es verlangt.

An dieser Weigerung zerschlagen sich die Unterhandlungen, und die Scene hätte ihr Ende erreicht, wenn sie Grabbes Muster folgte. Denn auch bei diesem kommt es zu keiner Einigung zwischen den Gegnern: als nämlich Hannibal sein Angebot gemacht, fordert der Römer, davon nicht zufriedengestellt, Hannibal und Karthago müßten sich unbedingt römischer Gnade übergeben. „Römischer Gnade!" — erwidert Hannibal voll Hohn — „Eher wollen wir es mit eurer Ungnade zum letztenmal versuchen!" Und Scipio „kalt" im Abgehen: „Dann erwarte mit deinen dünnen Haufen das Schicksal der Schlacht. Du, hättest du mein überlegenes Heer, handeltest nicht anders, ständest du an meiner Stelle." Und Hannibal, ihm nachrufend: „Es erwarten? Nein ich ruf' es; es war mir oft eine helfende Göttin. (Gegen sein Heer:) Schlacht! (Ab. Die Schlacht beginnt.)"

Auch bei Grillparzer zwar wendet sich Scipio nach dem Scheitern der Unterhandlungen mit einem „Lebe wohl!" zum Gehen, aber damit

---

ποντα παρακαλῶ σε μὴ μέγα φρονεῖν, ἀλλ ἀνθρωπίνως βουλεύεσθαι περὶ τῶν ἐνεστώτων· τοῦτο δ' ἐστὶ τῶν μὲν ἀγαθῶν ἀεὶ τὸ μέγιστον, τῶν κακῶν δὲ τοὐλάχιστον αἱρεῖσθαι. τίς οὖν ἂν ἕλοιτο νοῦν ἔχων πρὸς τοιοῦτον ὁρμᾶν κίνδυνον οἷος σοὶ νῦν ἐνέστηκεν; ἐν ᾧ νικήσας μὲν οὔτε τῇ σαυτοῦ δόξῃ μέγα τι προσθήσεις οὔτε τῇ τῆς πατρίδος, ἡττηθεὶς δὲ πάντα τὰ πρὸ τούτου σεμνὰ καὶ καλὰ δι' αὐτὸν ἄρδην ἀναιρήσεις.

hat die Scene noch nicht einmal ihren Höhepunkt, geschweige denn ihr Ende erreicht; alles Bisherige war vielmehr nur Vorbereitung für diesen Höhepunkt, den gewaltigen Kern der ganzen Dichtung, jenen großartigen Principienstreit zwischen den beiden Gegnern, der in Scipios siegverheißenden Worten gipfelt:

Wenn Hannibal erliegt, erliegt Karthago —
Wenn Scipio fällt, doch triumphieret Rom,

Verse, die nur der feurigen Ueberzeugung des jungen Feldherrn schlagenden Ausdruck geben, daß Roms Heil nicht wie das Karthagos, auf den zwei Augen eines einzelnen alle überragenden Mannes beruhe, sondern auf der Kraft, Tüchtigkeit und dem Opfermute aller Bürger des Gesamtstaates.

Dieser ebenso tiefen wie poetisch fruchtbaren Idee entbehrt jedoch völlig die Scene Grabbes, und nicht sie allein, sondern das ganze Werk; nicht ist wie bei Grillparzer die Frage gestellt, „wie viel ein Mann kann, und wie viel ein Staat," sondern was ein treffliches Bürgerheer vermag, das für den heimischen Herd kämpft, was eine Schar von Söldlingen und Sklaven, geführt von einem genialen Feldherrn, den die Vaterstadt nur ganz unzureichend unterstützt. Man sieht: es ist ein Aehnliches und doch ein ganz Anderes. —

Hinzuweisen auf Grabbes bettelhafte Armut in der Charakteristik seiner beiden Gestalten, auf den Mangel an innerem dramatischen Leben seiner Figuren, auf die Dürftigkeit seiner Erfindung, die es nicht verschmäht, sich mit antikem Sentenzenflitter aufzuputzen: dürfte überflüssig sein; überflüssig auch, daneben zu halten den königlichen Reichtum des Grillparzerschen Meisterwerkes mit seiner glänzenden Zeichnung eigentümlicher Charaktere, seiner Fülle an innerer Handlung, seiner mächtigen, ächt tragischen Steigerung!

Fassen wir aber nunmehr alle die gewonnenen Umstände zusammen: die spottende Kritik über eine Grabbesche Episode (Brasidas und Alitta), das geringschätzige Urteil über Grabbe als Dichter überhaupt, andererseits die unverkennbaren Anklänge an die Grabbesche Parallelscene, welche „Hannibal und Scipio" aufweist: so ergibt sich gerade aus Grillparzers Abweichungen mit Bestimmtheit, daß er den von einem anderen gefundenen, aber nicht gewürdigten Klumpen von Golderz zu schmelzen und auszumünzen gedachte. — Wie paßt dies doch so ganz zu der Art des Dichters, der in „Medea", in der „Jüdin von Toledo" und sonst, schon von anderen bearbeitete Stoffe vertieft, ihnen eine völlig neue Seite abgewonnen hat!

Studien zu Eduard Mörikes Gedichten.

Von Rudolf Krauß in Stuttgart.

Die „Gedichte“ von Eduard Mörike, wie sie den ersten Band seiner gesammelten Schriften ausmachen, bilden eine in sich abgeschlossene Sammlung, eine von dem Dichter selbst besorgte Auswahl des Besten von dem, was er geschaffen hat. Mörike hat dieser Sammlung in der 1867 erschienenen 4. Auflage, der letzten, die er selber redigiert hat, ihre endgiltige Gestalt gegeben. Die zahlreichen Neuauflagen, die die Gedichte seit Mörikes Tod erfreulicherweise erlebt haben, sind nur Abdrücke dieser 4. Auflage; erst in den letzten Ausgaben ist ein kleiner aus acht Nummern bestehender Nachtrag hinzugekommen. Die Summe dessen, was Mörike in seinem Leben gedichtet hat, ist freilich sehr viel größer, als die Summe der in die Sammlung aufgenommenen Stücke. Manches von dem, was darin nicht zu finden ist, hat unser Dichter selbst an andrer Stelle der Oeffentlichkeit übergeben: teils in verschiedenen Blättern, teils in den älteren Ausgaben seiner Gedichte; sorgfältig und vorsichtig, wie er jedoch in der Auswahl seiner Erzeugnisse für die Veröffentlichung war, hat er dann jene Sachen bei der letzten Redaktion seiner Gedichte nicht berücksichtigt. Weit größer ist jedoch diejenige Zahl von Mörikes Gedichten, welche er überhaupt niemals dem Druck übergeben hat. Erst nach seinem Tod ist ein Teil davon im Lauf der Zeit zerstreut an die Oeffentlichkeit getreten. Gewiß muß alles, was von Eduard Mörike herrührt, unsere Teilnahme erwecken, verdient auch das relativ Minderwertige Beachtung, weil es irgend eine Seite an ihm neu zu beleuchten, irgend einen individuellen Zug aufzuweisen pflegt; gewiß steht manches nicht in der Gedichtsammlung, was ihr ganz wohl anstünde: aber dennoch ist in ihr das enthalten, was den großen Lyriker ausmacht; sie ist das wahre Vermächtnis seines Geistes, die Quintessenz seines poetischen Wesens und Wirkens. Dieser Gedichtsammlung muß sich darum die Aufmerksamkeit des Forschers in erster Linie zuwenden. Aesthetische Würdigung hat sie schon zur Genüge gefunden; dagegen ist ihr eine historische Be-

trachtungsweise in größerem Maßstab noch niemals zu teil geworden. Und doch bildet diese die zuverlässigste Grundlage jener. Mit nachstehenden Untersuchungen, die zum größeren Teil auf bislang unbenutztem handschriftlichen Material fußen, soll der Anfang gemacht werden, die vorhandene Lücke in der Kenntnis Mörikes auszufüllen.

1. Zeit der Entstehung.

In den 3 ersten Auflagen der Gedichte Mörikes (1838, 1848, 1856) finden sich keinerlei Angaben über die Abfassungszeit. Erst bei der 4. Auflage (1867) entschloß sich der Dichter, im Inhaltsverzeichnis hinter jedem einzelnen Stück zu vermerken, wann es entstanden ist. Er schrieb darüber am 28. Februar 1867 an seinen bekannten Freund, den Pfarrer Wilhelm Hartlaub: „Ich stecke wirklich[1] mitten in der Korrektur der Gedichte, und man ist bereits am 20. Bogen. Es wird vermöge der Druckeinrichtung ein ziemlich starker Band. Der von Dir empfohlene „Scherz"[2] ist aus dem Chamisso-Schwabischen Musenalmanach[3] unverändert aufgenommen. In dem Inhaltsverzeichnis sollen nach dem Wunsch mehrerer Freunde die Jahre der Entstehung beigesetzt werden; Du, lieber W., hast mir früher einmal deshalb Notizen geschickt, die ich jedoch nicht finde, und möchte Dich auf's neue darum bitten. Es muß aber bald geschehen." Mörike selbst war demnach außer Stand, die Entstehungszeit seiner Gedichte festzustellen. Niemals hat er über seine Erzeugnisse genau Buch geführt, ja man darf annehmen, daß er sie nicht einmal alle aufbewahrt hat. Dagegen hatte er die Gepflogenheit, seine Schöpfungen alsbald irgend einem guten Freund oder Bekannten — meist in mehrfachen Ausfertigungen — mitzuteilen. Namentlich ist an Hartlaub jedes Gedicht Mörikes sofort nach der Vollendung gesandt oder doch zum mindesten darüber Bericht erstattet worden. Und da jener alles, was von des Freundes Hand herrührte, sorgsam aufbewahrte, war er wohl in der Lage, die erwähnten Notizen, dem Wunsch des Dichters entsprechend, zu liefern. So sind die chronologischen Angaben, wie sie der 4. Auflage der Gedichte beigegeben und aus dieser wörtlich in alle folgenden Ausgaben herübergenommen worden sind, im wesentlichen Hartlaubs Werk. Schon die Art, wie die Liste zustande gekommen ist, läßt nichts Vollkommenes erwarten. In der That ist sie weder vollständig noch von Irrtümern frei. Im folgenden sollen nun auf Grund des Mörike-Hartlaubschen Briefwechsels und mit

---

[1]) Schwäbisch für „gegenwärtig".
[2]) Gedichte S. 122. (Wo „Gedichte" ohne Zusatz citiert ist, sind stets die neuen Stereotyp-Ausgaben gemeint.)
[3]) 5. Jahrgang, für das Jahr 1834.

Beiziehung andrer Hilfsmittel einige Ergänzungen und Verbesserungen gegeben werden. Wo mehrere Fassungen desselben Gedichts vorliegen, ist für die Datierung natürlich die älteste maßgebend. Denn wenn auch manche Schöpfung Mörikes sich in formaler Hinsicht unter seiner nachbessernden Hand allmählich bedeutend umgewandelt hat, so hat sich ihm dabei doch die leitende Idee niemals verschoben: er hat alle Gaben der Muse nach Inhalt und Wesen mit Einem Schlag empfangen. Anders steht es in den Fällen, wo die Erfindung des Stoffs und dessen künstlerische Gestaltung zeitlich auseinanderliegen, wie z. B beim Märchen vom sichern Mann, das Mörike schon 1824 im Kopf zurecht gelegt, aber erst 1838 zur Darstellung gebracht hat. Hier kann nur die Zeit der wirklichen Ausführung in Betracht kommen.

a) Zu folgenden im Register undatierten Stücken konnten sichere Daten ermittelt werden:

An den Schlaf (S. 172)	1838 (nachdem schon 10 Jahre vorher mißlungene Uebersetzungsversuche gemacht worden waren).
An — (S. 297)	1837.
Auf ein Ei geschrieben (S. 313)	1847.
Crux fidelis (S. 402)	1846.
(An Herrn Dr. Albert Zeller (S. 406)	1831; das Datum steht richtig unter dem Gedicht, aber nicht im Register.)

b) Eine Aenderung der Angaben über die Entstehungszeit im Register ist bei nachstehenden Gedichten notwendig:

Rat einer Alten (S. 14)	1832[1])	nicht 1833.
Jägerlied (S. 18)	1838	„ 1837.
Ein Stündlein wohl vor Tag (S. 18)	1837[2])	„ 1838.
Storchenbotschaft (S. 19)	1837[3])	„ 1838.
Schön Rohtraut (S. 58)	1838	„ 1837.
Der Feuerreiter (S. 67)	1824 erste Fassung	
	1841 zweite Fassung	nicht 1847.
Des Schloßküpers Geister zu Tübingen (S. 70)	1827[4])	„ 1837.
Lose Ware (S. 105)	1837[5])	„ 1838.
Charwoche (S. 127)	1830	„ 1832.
Zwei dichterischen Schwestern (S. 275)	1845	„ 1852.
Der Petrefaktensammler (S. 292)	1844	„ 1845.
Abschied (S. 324)	1837[6])	„ 1838.

[1]) Am 5. Juni 1832 als „kürzlich gemacht“ an J. Mährlen gesandt.

[2]) Vergl. Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike S. 21.

[3]) Vergl. Briefwechsel zwischen Kurz und Mörike S. 22 (wo unter „Märchenbotschaft“ die „Storchenbotschaft“ zu verstehen ist) und S. 32.

[4]) Wenigstens wüßte ich die bezügliche Bemerkung im Briefwechsel zwischen Kurz und Mörike S. 11 nicht anders zu deuten.

[5]) Vergl. ebenda S. 11 und 22.

[6]) Vergl. ebenda S. 8 und 22. Mörike sandte das Gedicht am 6. Juni 1837 an Kurz unter dem Titel „Der kommt nimmer.“

2. Art der Entstehung.

Die Art, wie eine Anzahl hervorragender Gedichte Mörikes ins Dasein getreten sind, kennen zu lernen, verlohnt sich wohl der Mühe, zumal da die einzelnen Beispiele allgemeine Rückschlüsse zulassen. Besonderen Reiz muß es vollends gewähren, diesen Werdeprozeß aus des Dichters eigenem Mund, also in unanfechtbarer Darstellung, zu vernehmen. Ueber die Entstehung der allbekannten und viel gesungenen Ballade Schön Rohtraut (Gedichte S. 58) berichtet er in einem Brief vom 18. Juli 1868 an Moriz von Schwind folgendermaßen:[1] „. . . Solche Momente plötzlicher Eingebung sind gerade nicht selten. Das Stärkste dieser Art, was ich an mir erfuhr, ist die Entstehung der Ballade „Rohtraut.“ Ich stieß einmal — es war in Cleversulzbach — zufällig in einem Fremdwörterbuch auf den mir bis dahin ganz unbekannten altdeutschen Frauennamen. Er leuchtete mich an als wie in einer Rosenglut, und schon war auch die Königstochter da. Von dieser Vorstellung erwärmt, trat ich aus dem Zimmer zu ebener Erde in den Garten hinaus, ging einmal den breiten Weg bis zur hintersten Laube hinunter und hatte das Gedicht erfunden, fast gleichzeitig damit das Versmaß und die ersten Zeilen, worauf die Ausführung auch wie von selbst erfolgte.“ Damit stimmt freilich nicht überein, daß Mörike die Ballade alsbald nach ihrer Vollendung an Freund Hartlaub mit dem Vermerk geschickt hat: „Gedichtet Cleversulzbach den 31. März 1838 morgens im Bette.“ Wir sind natürlich von vornherein geneigt, der erstern Erklärung recht zu geben, doch spricht unleugbar auch mancherlei für die andere. Vor allem der Umstand, daß sie zeitlich dem Ereignis ganz nahe liegt, während jene 30 Jahre davon entfernt ist. Auch ist es Thatsache, daß Mörike das Bett sehr geliebt und häufig, ohne es zu verlassen, morgens nach dem Erwachen gedichtet hat. Immer aber bleibt das sehr wahrscheinliche Auskunftsmittel, daß sich die beiden Darstellungen vereinigen lassen und Mörike die Ballade nach Idee und Stoff so empfangen hat, wie er es in dem Schreiben an Schwind schildert, während die förmliche Ausführung andern Tags im Bett zustande gekommen ist.

„Im Frühling“ (Gedichte S. 32) wurde zu Scheer in Oberschwaben, wo Mörike damals bei seinem Bruder, dem Amtmann Karl Mörike, zu Besuch weilte, am 13. Mai 1828 früh morgens in Einem Zug gedichtet und sofort an Freund Johannes Mährlen mitgeteilt. Der Dichter bemerkt dazu: „Hier sitz' und schreib' ich in dem besonnten Garten des hiesigen katholischen Pfarrers. Die Laube, wo mein Tisch und Schreibzeug steht, läßt durch's junge Geißblatt die Sonne auf mein

[1] Vgl. Blätter für literarische Unterhaltung 1894 Nr. 10 S. 146.

Papier spielen. Der Garten liegt etwas erhöht; über die niedrige Mauer weg, auf der man sich, wie auf einem Gesimse, setzen kann, sieht man unmittelbar auf den Wiesenplan, auf welchem die Donau ihre Scheere bildet. Links mild ansteigende Hügel, rechts ein weiter Bogen von Bergwald. Eine Wachtel schlägt in der jungen Saat." Das sind Oertlichkeit und Situation, wie sie so recht zu jenem herrlichen lyrischen Erguß passen.

„Fußreise" (Gedichte S. 34) ist im September 1828 entstanden. Mörike ging zur Zeit mit dem Gedanken um, sich ganz von der Theologie loszusagen, und bekam darüber von jemand „herzbrechende Vorwürfe" zu hören. Um den unangenehmen Eindruck, den diese auf ihn gemacht hatten, zu verwischen, trat er alsbald von Stuttgart, wo er gerade weilte, eine kleine Fußreise an und machte sich „zum Trost" die erwähnten Verse.

Ueber das 4 Wochen nach seiner Mutter Tod verfertigte Gedicht „An Philomele" (Gedichte S. 295) schreibt Mörike an Hartlaub folgendes:[1]) „Am 22. Mai (1841) abends saß ich im Dahinfelder[2]) Wald nicht weit vom Eingang unter einer hohen Eiche und las eine Zeit lang in der Bibel (es war meiner lieben Mutter ihre). Ganz nah bei mir schlug eine Nachtigall. Ich machte das Buch endlich zu, hing meinen eigenen Betrachtungen nach und hörte dazwischen auf den Gesang der Vögel. Die Nachtigall wiederholte einigemal jene schöne Stufenreihe gezogener Töne, welche, allmählich mit Gewalt anwachsend, aus der Tiefe in die Höhe gehen und mit einer Art von Schnörkel oder Sprützer schließen. Dabei fiel mir von ungefähr ein komisches Gleichnis ein, und während des Heimgehns war ich, ganz im Gegensatz zu dem, was mich jetzt einzig beschäftigen sollte, durch den Geist des Widerspruchs genötigt, den Gedanken in ein paar Strophen auszubilden, indem mir unaufhörlich das alkäische Versmaß in den Ohren summte. Die erste Strophe hat sich sozusagen von selbst ohne mein Zuthun zusammengefügt. Das Komische liegt teils in der poetischen Anwendung einer an sich treffenden, jedoch prosaischen Vergleichung, teils im Kontrast der feierlichen Versart. Ich sprach es auch dem Mayer[3]) vor, der sehr davon ergötzt war."

„Die Schwestern" (Gedichte S. 64) wurden am 7. November 1837 an Hartlaub gesandt. In dem Begleitschreiben heißt es: „Etwas Nettes hab' ich erlebt, das muß ich Dir gleich frischweg mitteilen. Ich ging heute Morgen, etwa um halb elf, bei ziemlichem Wind, aber sehr schöner Sonne, am Bach hinunter spazieren. Wir beide,

[1]) Vgl. Pressel, das Pfarrhaus in Cleversulzbach. S. 31.
[2]) Dahenfeld (Oberamt Neckarsulm) liegt nahe bei Cleversulzbach.
[3]) Dem Dichter Karl Mayer, Uhlands und Kerners Jugendfreund.

glaub' ich, haben den Weg nie zusammen gemacht. Er ist auf der rechten Seite des Bachs, hart am Börrenberg hin, und man sieht durch das Erlengebüsch über die Wiesen weg auf die nahe Chaussee (die Neuenstadter nämlich), mit der man lang in gleicher Linie bleibt. Auf einmal höre ich Mädchengesang, mehrere Stimmen, vom Städtchen her, und ich bleibe stehen. Es dauert kurze Zeit, so kommen ihrer drei hinter dem Vorsprung jener hohen Wand herum, an der Du mit Konstanze schon vorübergingst. Die eine, die schlankste des Kleeblatts, lief in der Mitte und sang besonders klar und keck im rüstigen Daherschreiten, die andern wenigstens nicht falsch. Die Melodie schön, eigentümlich, was man nur sagen kann. Vom Text verstand ich nur von Zeit zu Zeit ein Wort: „Wir Schwestern — wir schönen." — Dies kehrte immer wieder. Endlich hörten sie auf. Im Heimgehen sann ich nach, wie ich den Text am schicklichsten bekomme. Und sieh! in weniger als zehn Minuten hatte ich ihn. Ich gehe nämlich durch den Garten und finde die ledige Johanne B., die uns gewöhnlich arbeitet, mit Schoren beschäftigt. — „Hanne, kann sie nicht ein Lied? — es kommen die und die Worte drin vor." — Sie besann sich ein wenig. „Ja wohl kann ich's, Herr Pfarr." — „So sag sie's her! Nur ohne Anstand." — Was sagst Du zu diesem Geschichtchen? . . . . . Was aber das Liedchen von vorhin betrifft, da hab' ich Dir einen kleinen Bären aufgebunden. Es ist von mir und hat sich neulich morgens im Bett unmittelbar nach dem Erwachen wie von selbst gemacht. Ich wollte nur, daß Du es unbefangen lesen sollst (was nun geschehen ist) und mir dann schreiben, ob es den Eindruck eines Volkslieds auf Dich machte oder nur halb oder gar nicht." — Vielleicht ist die Annahme nicht zu gewagt, daß die Erzählung doch nicht bloß, wie Mörike selbst es hinstellt, nachträgliche Erfindung ist, daß er vielmehr jene ländlichen Sängerinnen — zwar nicht in Wirklichkeit, aber in Gedanken, nach dem Erwachen vor sich hinträumend — gesehen und gehört hat und auf diese Weise zu seinem Lied inspiriert worden ist.

Jedenfalls erhellt aus diesen Beispielen allen,[1]) wie unmittelbar Mörike aus dem reinsten Quell der Poesie geschöpft hat, wie sich ihm die Gegenstände seiner Dichtungen von selbst ohne eigenes Zuthun aufgedrängt haben, wie mühelos, fast spielend er produciert hat.

3. Verschiedene Fassungen.

Mörike hat bei seinen meisten Gedichten die Erfindung des Stoffs der augenblicklichen Stimmung, der plötzlichen Eingebung verdankt, und

[1]) Einige weitere finden sich bei Günthert, Mörike und Notter S. 7 ff.

gewöhnlich ist, sich unmittelbar daran anschließend, die erste Ausführung sehr rasch erfolgt. Nicht immer aber ließ es sich der Dichter an diesem ersten Entwurf genügen, häufig bildete und glättete er eifrig daran, bis er ihn fertig aus seiner künstlerischen Werkstatt hervorgehen ließ. Oft wurden noch nach Jahren ganze Strophen oder doch einzelne Ausdrücke geändert. Man braucht, wenn man von dieser Thätigkeit Mörikes die richtige Vorstellung erhalten will, nur einzelne Stücke, wie sie im „Maler Nolten" (1832) oder in der ersten Ausgabe der Gedichte (1838) stehen, mit dem jetzigen Text zu vergleichen.

So ist, um auf bestimmte Fälle überzugehen, namentlich die Gestalt der Peregrinalieder bedeutendem Wechsel unterworfen gewesen. In ihrer ursprünglichen Fassung (1824) sind sie niemals bekannt geworden; als der Dichter sie zum erstenmal (1832 im „Maler Nolten" S. 557 ff.) drucken ließ, waren sie bereits überarbeitet. Nr. 1 (Gedichte S. 129)[1]) bestand anfangs aus 2 Strophen, die (nach einer Handschrift in der K. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart) also lauten:

Agnes, die Nonne.

Der Spiegel dieser treuen, braunen Augen
Ist wie von innrem Gold ein Widerschein;
Tief aus dem Busen scheint er's anzusaugen,
Dort mag solch Gold in heil'gem Gram gedeih'n.
In diese Nacht des Blickes mich zu tauchen,
Unwissend Kind, du selber läd'st mich ein,
Willst, ich soll kecklich dich und mich entzünden —
Weg, reuebringend Liebesglück in Sünden!

Einst ließ ein Traum von wunderbarem Leben
Mich sprießend Gold in tiefer Erde seh'n,
Geheime Lebenskräfte, die da weben
In dunkeln Schachten, ahnungsvoll verstehn;
Mich drang's hinab, nicht konnt' ich widerstreben,
Und unten, wie verzweifelt, blieb ich stehn:
Die goldnen Adern konnt' ich nirgend schauen,
Und um mich schüttert sehnsuchtsvolles Grauen.

Von dem 2. Stück der Peregrinalieder (Gedichte S. 130), das im „Maler Nolten" von 1832[2]) und in der ersten Auflage der Gedichte (S. 231) einerlei Gestalt hat, aber später verändert worden ist, liegt

[1]) In der 1. Auflage der Gedichte (S. 231) völlig gleichlautend wie in den neuen. In „Maler Nolten" (1832) steht das Gedicht unter dem Separattitel „Warnung" an 2. Stelle. Die einzige Variante ist im 7. Vers „Dich und mich" statt „mich und Dich."

[2]) Hier Nr. 1 unter dem Separattitel „Die Hochzeit."

keine ältere Fassung vor, wohl aber von dem dritten (S. 132). Dieses lautet in der Niederschrift vom 6. Juli 1824 also:

Ein Irrsal kam in die Mondscheinsgärten
Einer fast heiligen Liebe,
Und mit weinendem Blick
Hieß ich nun das zauberhafte
Schlanke Mädchen
Fern von mir gehen.
Und ihre weiße Stirn,
Drin ein schöner, sündhafter Wahnsinn
Aus dem dunkeln Auge blickte,
War gesenkt, denn sie liebte mich.
Aber sie zog mit Schweigen
Fort in die graue,
Stille Welt hinaus.

Von der Zeit an
Kamen mir Träume voll schöner Trübe,
Wie gesponnen auf Silbergrund,
Wußte nimmer, wie mir geschah,
Und war seliger, leidender Krankheit voll.
Oft in den Träumen zog sich ein Vorhang
Finster und groß in's Unendliche
Zwischen mich und die dunkle Welt.
Hinter ihm ahnt' eine Haide ich,
Hinter ihm hört' ich mit einemal
Halb verhalten, wie Nachtwind, sausen.
Auch die Falten des Vorhangs
Fingen bald im Sturme an sich zu regen;
Gleich einer Ahnung strich es dahinten.
Ruhig blieb ich und bange doch;
Immer leiser wurde der Heidesturm. —
Siehe! da kam's.
Aus einer Spalte des Vorhangs
Guckte plötzlich der Kopf des Zaubermädchens,
Lieblich war er und doch so beängstend.

Soll ich die Hand ihr geben
In ihre weiße Hand?
Bittet ihr Auge nicht,
Sagend: „Da bin ich wieder
Hergekommen aus weiter Welt?"

Ein späterer, ebenfalls handschriftlich erhaltener Text weist einige Zusätze auf, und noch mehr Erweiterungen hat das Gedicht in der Fassung erfahren, in der Mörike es zuerst drucken ließ (im „Maler Nolten" von 1832[1]) und damit gleichlautend in der 1. Ausgabe der Gedichte S. 232. So, wie wir das Gedicht jetzt lesen (Gedichte S. 132), ist es stark gekürzt, das ganze Gleichnis mit dem Vorhang,

[1]) Unser dem besondern Titel „Scheiden von ihr."

das dem reiferen Geschmack Mörikes zu undeutlich und verschwommen dünken mochte, ist gestrichen. Schade darum! Das Gedicht ist auf diese Weise klarer, aber auch nüchterner geworden.

Nr. 4 stammt aus etwas späterer Zeit. Es findet sich im „Maler Nolten“ von 1832 noch nicht, wohl aber in der Gedichtausgabe von 1838 (S. 234); es hat nachträglich (S. 133) nur geringfügige Veränderungen erlitten. Das 5. und letzte der Peregrinalieder ist in 3 verschiedenen Gestalten gedruckt (1. im „Maler Nolten“ von 1832;[1]) 2. in der ersten Gedichtausgabe S. 234; 3. in den neueren Ausgaben S. 134); eine ältere handschriftliche Fassung ist mir nicht bekannt.

Von 7 Sonetten, die Mörike an seine Braut Luise Rau[2]) gerichtet hat, hat er selbst nur 5 seiner Gedichtsammlung eingereiht (Am Walde, Liebesglück, Zu viel, Nur zu! An die Geliebte. S. 167—171). Die ursprüngliche Gestalt des vierten dieser Sonette hat Richard Weitbrecht in einem „Aus Mörikes Dichterwerkstatt“ betitelten Aufsatz,[3]) der auch sonst dankenswerte Beiträge zu diesem Gegenstand liefert, mitgeteilt. Bei den 4 übrigen Stücken ist der Unterschied zwischen den handschriftlichen und gedruckten Fassungen ganz unbedeutend, erwähnenswert ist höchstens, daß in „Zu viel“ die 2. Strophe ursprünglich also gelautet hat:

„Wenn ich den Blick nun zu den Bergen richte,
Die duftig meiner Liebe Thal umhegen —
O Herz, was hilft dein Wiegen und dein Wägen,
Daß all der Wonne herber Streit sich schlichte!“

Das 6. Sonett hat zuerst R. Weitbrecht[4]) bekannt gegeben, und es steht nun auch unter dem Titel „An L.“ im Nachtrag der Gedichte (S. 404). Das 7. ist dagegen in seiner ersten Form noch nirgends veröffentlicht worden. Später hat es Mörike umgedichtet und seiner Braut Margarete von Speth, seiner nachmaligen Gattin, gewidmet. In dieser Gestalt ist es gedruckt.[5]) Der ursprüngliche Text ist folgender:

Ich sehe Dich mit rein bewußtem Willen
Gelassen Dich in Deinem Kreis bewegen,
Noch sanft durchglüht vom letzten Vatersegen,
Mit Heiterkeit des Tages Pflicht erfüllen.

Du magst so gerne unbelauscht im stillen
Die zarten Blüten Deines Geistes pflegen
Und kindlich, um das höchste Wort verlegen,
Den Reichtum Deiner tiefern Brust verhüllen.

---

[1]) Mit der Ueberschrift „Und wieder“.

[2]) Die Verlobung wurde nach mehr als 4jähriger Dauer (1829—1833) wieder rückgängig gemacht.

[3]) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1888 Nr. 32 f.

[4]) Am genannten Ort.

[5]) Deutsche Dichtung Band 10 (1891) S. 265.

Wer so Dich kennet, ja, der glaubt auf's neue,
Daß Unschuld, Wahrheit, Demut, fromme Treue
Noch immer nicht von dieser Erde schieden.

Doch wenn es wahr ist, daß ein göttlich Walten
Den schönsten Kranz der Tugend vorbehalten:
Wer wäre würdig, Dir ihn darzubieten?

Wir lernen ferner aus dem erwähnten Aufsatz Weitbrechts die Umwandlungen kennen, welche die Gedichte „Charwoche“ (S. 127), „An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang“ (S. 3) und „An den Schlaf“ (S. 172) durchgemacht haben. Besonders charakteristisch ist der Entwicklungsprozeß des zuletzt genannten Gedichts für Mörikes künstlerische Gewissenhaftigkeit. Ein ebenso interessantes Seitenstück hierzu bildet die Entstehung von „Crux fidelis“ (S. 172), die der Dichter in einem (noch ungedruckten) Brief an seinen Bruder Karl vom 22. Februar 1832 schildert.

Auch der Text zu den Elementen, wie er in der ersten Ausgabe der Gedichte (S. 158) steht, weicht wesentlich von der ursprünglichen Form ab. Namentlich stehen hier an Stelle der dortigen ersten Strophe zwei, die folgendermaßen lauten:

Am schwarzen Berg da steht der Riese,
Steht hoch der Mond darüber her,
Die weißen Nebel auf der Wiese
Und Wassergeister, die vom Meer
Gekommen zu der Erde Räumen
Nach mancher ungestümen Wacht,
Und nun in halben dumpfen Träumen
Bewegen sie sich in der Nacht.

Hier hielt, eh' sie das Thal bedeckten,
Der Tod ein Fest im nassen Grün,
Und bleiche, schöne Leiber streckten
Sich von erschlagnen Menschen hin.
Und jene saugen in die feuchten
Todwunden sich begierig ein,
Die wunderbar von Blute leuchten
In Nebelduft und Mondenschein.

Für die zweite Auflage seiner Gedichte unterzog Mörike „die Elemente“ einer nochmaligen Ueberarbeitung. Er legt darüber in einem Brief vom 3. Dezember 1841 an Hartlaub Rechenschaft ab. „Ich habe neulich angefangen, meine Gedichte für den Fall einer neuen Ausgabe durchzugehen und mit aller Diskretion für das Gute, das der ursprüngliche Wurf im allgemeinen hat, verschiedene Verbesserungen vorzunehmen. Am meisten schien mir deren die Romanze vom Feuerreiter und das Gedicht „Die Elemente“ zu bedürfen. Beide sind noch in Tübingen

im Jahr 1824[1]) gemacht (der erstere im Sommer auf einem schönen Rasenplätzchen beim Philosophenbrunnen, das andere im Winter). Diese Stücke genießen bei Freunden und Bekannten eines gewissen herkömmlichen Ansehens, das ohne Zweifel dazu beitrug, mich gegen ihre Fehler blind oder, sofern ich sie zum Teil ganz deutlich fühlte, sicher und gleichgiltig zu machen. Auch geschieht es einem bei ältern Gedichten manchmal, daß eine Art von Pietät jede Kritik verdrängt. Der Riese in den Elementen steht offenbar der Natur zu äußerlich gegenüber, oder vielmehr seine Thätigkeit ist lediglich an eine äußere Maßgabe, an die Weisung eines engen Schicksals, einer ängstlichen Vorsehung gebunden. Dies hat mich von jeher geniert. Mit 4 veränderten Zeilen in der 4. Strophe und einer Korrektur in der 8. ist diesem Uebelstand vollkommen abgeholfen. Es tritt nun die freiere Ansicht, die mir schon bei der ersten Konzeption vorschwebte, klar und befriedigend heraus, so daß mir das Gedicht erst jetzt wirkliche Freude macht." In dieser Form stehen „Die Elemente" auch in den neuesten Ausgaben von Mörikes Gedichten (S. 177).

„Der Feuerreiter", heißt es dann weiter in jenem Schreiben, „hat einen neuen Vers[2]) zwischen dem 2. und 3. erhalten, wodurch er ohne Note und ohne das Prädikat „wahnsinnig" in der Aufschrift verständlich wird. Auch möchte ich das grillende Jammerglöcklein mit einem ordinären Feuerglöcklein vertauschen." So wurde die ursprünglich dreistrophige Romanze (Maler Nolten von 1832 S. 45 und Gedichte, 1. Auflage, S. 85) in eine vierstrophige verwandelt. Bei der Revision seiner Gedichte für die 3. Auflage nahm Mörike abermals Verbesserungen an dem Feuerreiter vor. Er schreibt im Jahr 1855[3]) darüber an Freund Hartlaub: „Im Feuerreiter Strophe 2 ist es nötig, daß vor der Phantasie des Lesers der Zwischenraum bis zur Brandstätte mit einem Wörtchen im Flug vorübergehe. Auch stört die Windsbraut, zumal weil kurz vorher ein anderes Bild (die Feuerleiter) steht. Demnach heißt es künftig:

— — — — — Feuerleiter!
Querfeldein durch Qualm und Schwüle
Rennt er schon und ist zur Stell'.
Drüben aber schallt es hell:
  Hinter'm Berg — — ꝛc.

Ich war auch versucht, aus dem grillenden Glöcklein in der ersten Strophe ein gellendes zu machen, ließ es aber bewenden, be-

[1]) „Die Elemente" nach dem Inhaltsverzeichnis 1823. Welche Jahresangabe richtig ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

[2]) Mörike meint: Strophe.

[3]) Der Brief ist nicht datiert.

sonders in Ermanglung passender Reime. Dazwischen hörte ich einmal den seligen Prokurator[1]) in dem bekannten Tone sagen: „Wenn Dir's an einem Wörtle fehlt zu „gellt", wie wär's? — Du könntest ja sagen:

Seht ihr dort nicht im Gewühle
Rottenmeister Seyfferheld?"

Als Mörike seine Gedichte für die 4. Auflage von 1867 einer letzten Revision unterzog, tilgte er doch noch das grillende Glöcklein und setzte dafür:

Und auf einmal welch Gewühle
Bei der Brücke, nach dem Feld!
Horch! das Feuerglöcklein gellt u. s. w.

„Im bisherigen Text war das „toll Gewühle" immer störend," bemerkt er dazu; „besonders aber ist der Ausdruck „das Glöcklein grillt" unpassend, viel zu stark." Gleichzeitig stellte er am Schluß die ursprüngliche, eine Zeit lang verdrängte Lesart „Ruhe wohl, Ruhe wohl drunten in der Mühle!" wieder her.

Zu den lyrischen Erzeugnissen Mörikes, die besonders starke Wandlungen durchgemacht haben, gehören auch „Der junge Dichter" und „Erinnerung. An K. N." Ersteres Gedicht lautet in seiner ältesten Form also:

Der junge Dichter.

(Im September.)

Jetzo sind die ernsten Tage,
Wo der wundersam verschlossne
Rätselgeist selbst der Natur,
Der im Nebelgrau des Herbstes
Wehmutsvollen Ganges schreitet,
Nun mit tief und süßen Tönen
An die morgenfrische Seele
Leise anzuschlagen scheinet,
Jede tonverwandte, liebe
Stimme der Erinnerungen
Lang entschlafner Kindheit weckt.

Und wenn mir nun solch Empfinden
Nicht so rein und völlig immer,
Wie es in der Seele lebte,
In des Dichters zweite Seele,
Den Gesang, hinüberspielte;

Wenn zu groß die innre Stimme
Und zu ungeduldig mahnend:
Sollt' ich dann nicht mutlos werden,
Sollte mich nicht selbst verklagen,
Daß ich oft mir nicht genüge?

[1]) Obertribunalprokurator Mörike, ein Onkel des Dichters.

Aber, Mädchen, sieh! bei dir
Bin ich plötzlich wie verwandelt.
In der kleinen, stillen Kammer
Bei dem Dämmer dieser Lampe,
Wo ich neben dir darf weilen,
In dem Kreise, wo du atmest,
Ach, so hold bescheiden redest.

Wie du dann geruhig deine
Lieben Lockenhaare schlichtest,
Also legt sich, schön geglättet,
All dies ungestillte Dichten,
All des Herzens ander Sorgen,
Vielzerteiltes Thun und Denken,
Und wie Psyche, leicht gefiedert,
Flieg' ich aus der Dichtung engen
Rosenbanden, daß ich nur
Noch in ihrem reinen Dufte,
Wie im Elemente, schwebe.

Oder sage mir, o Kind!
Bist du gar die Muse selber,
Die mich hält in ihren Armen,
Daß ich selber, eins mit ihr,
Nur ein zart Gedicht erscheine?

Allerlieblichste, du lächelst,
Schüttelst, küssend mich, das Köpfchen
Und begreifst nicht, was ich meine;
Möcht' ich selber es nicht wissen!
Wissen nur, daß du mich liebest,
Daß ich in dem Flug der Zeit
Diese kleinen Hände halte.

Zunächst wurde nun das Gedicht bedeutend erweitert und erhielt folgende neue Fassung:

Der junge Dichter.

(Im September.)

Wenn der Schönheit sonst, der Anmut
Immer flüchtige Erscheinung
In dem Schattenspiel des Lebens,
Wie ein heller Glanz der Sonne,
Einmal vor die Sonne wieder
Mit der Neuheit Zauber trat,
Daß ein stille trunken Jauchzen
Wie der Ausruf lautern Dankes
An solch süßes Dasein war;

Oder kam einmal die Stunde,
Wo der wundersam verschlossne
Rätselgeist selbst der Natur,
Der im Nebelgrau des Herbstes
Unsichtbaren Ganges schreitet,

Nun mit tiefverhaltnen Lauten
An die morgenfrische Seele
Dunkel anzuschlagen scheinet
Und durch die erregte Glocke
Dieser Seele unaufhaltsam
Lauter stets und voller ringet,
Jede tonverwandte, liebe
Stimme der Erinnerungen
Lang entschlafner Kindheit weckt,
Bis er plötzlich in dem Hauche
Kühnerer Begeisterung,
Weithin schweifender Gedanken
Ungestümer wächst und kreiset,
Daß die überdrängte Glocke
An die stillen goldnen Saiten
Meiner Leier sich zu legen,
Zu entladen, nimmer ruhet:

So wenn all dies reiche Leben
In dem Herzen auf und nieder
Ruhelos sich mir bewegte,
Drang's mich, dieses auch in schöner
Abgeschlossener Gestaltung
Und durch Klänge so in Einklang
Mit mir selber zu erschaffen,
Daß ich heiter, wie ein Gott,
Ueber der gediegnen Schöne,
Die aus mir herausgetreten,
Die ich ganz mein eigen nenne,
Ruhig, klaren Auges schwebe.
Denn zu schaffen, ward der Geist ja,
Und zu einen liebt er, was erst
In bedeutsam losen Streifen
Ihm das helle Licht des eignen
Stets bewegten, wirksamen
Himmels augenblicklich sandte,
Ach, was ihm des Lebens Gunst
Reizendes an Farben zeigte.

Aber wenn ein solch Empfinden
Nicht alsbald so rein und völlig,
Wie es in der Seele lebte,
In des Dichters zweite Seele —
Den Gesang hinüberspielte,
Wenn zu groß die innre Stimme
Und zu ungeduldig mahnend,
Sollt' ich dann nicht mutlos werden,
Sollte mich nicht selbst verklagen,
Weil ich oft mir nicht genüge?
Und ich kann es doch nicht lassen,
Kann es nicht so stumm ertragen.

Aber, Liebchen, sieh! bei dir
u. s. w.

Der Schluß des Gedichts ist sich gleich geblieben, von einigen geringfügigen und einer größeren Aenderung abgesehen; statt des einen Verses

„Die mich hält in ihren Armen"

stehen in der Neubearbeitung die drei:

Die, wie wahre Dichtung pflegt,
Selbst unwissend, wo sie ist,
Mich in ihren Armen hält.

Später mußte sich das Gedicht wieder bedeutende Kürzungen gefallen lassen: in solcher Gestalt wurde es zum erstenmal (Gedichte, 1. Auflage, S. 9) gedruckt. Endlich erhielt es die Fassung, in der wir es jetzt lesen (Gedichte S. 10).

„Erinnerung. An K. N." ist das älteste Stück (aus dem Jahr 1822), das Mörike in seine Gedichtsammlung aufgenommen hat. 1865 wurde es einer gründlichen Ueberarbeitung unterzogen (Gedichte S. 5), über die er Hartlaub gegenüber Rechenschaft ablegt: „‚Denn das Herz schlug zu gewaltig, Beide merkten wir es schweigend' geht noch an. Aber ‚Jedes schob im stillen des Gesichtes glühnde Röte Auf den Widerschein des Schirmes' — wie konnte dies so bestimmt von ihr ausgesagt werden. Ferner: die Beziehung der farbigen Regenschirme auf den Regenbogen ist doch läppisch und mußte durchaus entfernt werden. Mit dem, was dafür eingeschaltet ist, erhält nun das Gedicht eine zweifache Erinnerung, wovon die frühere auf Klärchens Geburtsort Benningen geht, die andere auf einen Besuch, den sie von Bernhausen aus in Stuttgart machte. Da waren beide keine Kinder mehr. In der neuen Fassung wurde das Stück nur um vier Zeilen vermehrt. Durch den Wegfall der zwei letzten wird der Schluß nur gewonnen haben." Aber auch der erste Druck (Gedichte, 1. Auflage, S. 3) weicht in wesentlichen Punkten von der ursprünglichen Gestalt ab. Das Gedicht ist zuerst aus der Hand des Dichters folgendermaßen hervorgegangen:

Erinnerung.

Jenes war zum letztenmale,
Daß ich mit dir ging, o Klärchen;
Ja, das war das letztemal,
Daß wir uns wie Kinder freuten!

Als wir durch die sonnenhellen
Regnerischen Straßen liefen,
Unter'm seidnen Schirme eilend,
Endlich einmal Arm in Arme!

Wenig wagten wir zu reden,
Denn das Herz schlug zu gewaltig,
Beide merkten wir es schweigend,
Und ein jedes schob im stillen
Des Gesichtes glühnde Röte
Auf den Widerschein des Schirmes. —
Ach, ein Engel warst du da!
Wie du auf den Boden immer
Blicktest und die blonden Locken
Um den hellen Nacken fielen.

Wie in einem Feenstübchen
Ganz allein wir auf der Erden,
Und du ganz mir hingegeben!

„Jetzt ist wohl ein Regenbogen
An dem Himmel," sagt' ich einmal;
Dann in meinem frohen Mute
Sprach ich weiter diese Worte:
„Käm' auch keiner mehr am Himmel,
Wär' es gar nicht zu verwundern,
Denn die Leute ziehn ja selber
Seine bunten Bogenstreifen
Zu sich nieder auf die Gassen.
Sieh nur, wie sie sich beeilen!
Jeder mit dem Regenschirme
Führet einen andern Farben-
Bogen über seinem Haupte,
Jeder springt mit seinem Raube,
Blaue, grüne, violette —
Alles nehmen sie mit fort."

Und du lächeltest und bogest
Mit mir um die letzte Ecke.
Darauf sann ich kindisch weiter
Ueber jene Farbendeutung:
Jeder nehme doch vom Himmel,
Was der hat an schönen Gaben,
Bald die Hoffnung, bald die Freude,
Unschuld, Demut, aber mir
Ward das hohe Rot der Liebe,
Ward der Inbegriff von allem.
An dem fremden Haus, wohin
Ich dich zu begleiten hatte,
Standen wir nun; weißt? ich drückte
Dir die Hand und wankte heimwärts.

Dieses war zum letztenmale,
Daß ich mit dir ging, o Klärchen;
Ja, das war das letztemal,
Daß wir uns als Kinder freuten!

Das Gedichtchen „Zum Neujahr“ (Gedichte S. 288), als Glückwunsch zum 1. Januar 1845 mit einem Taschenkalender an Wilhelm Hartlaub gesandt, hatte nachstehende längere Fassung:

Grüßt ein Philister „Prost Neujahr!“,
Von Kindheit ging mir's wider die Haar;
Verlegen freundlich, stumm beinah'
Und wie ein Simpel steh' ich da.
(Dagegen hatt' mich's nie verdrossen,
Wenn mir ein Mann von Lebensart
„Genesung!“ rief, weil ich genossen,
Und brummte mein „Schön Dank!“ in Bart.)
An solche Wünsche federleicht u. s. w.

Die Kürzung wurde schon durch die falsche Participialbildung „genossen“ (von niesen), einen übrigens in Schwaben sehr gebräuchlichen Provinzialismus, notwendig.

Von dem Gedicht „Tag und Nacht“ (Gedichte S. 175 und damit fast ganz gleichlautend 1. Auflage der Gedichte S. 156) sind zwei abweichende Strophen des ursprünglichen Textes mitteilenswert.

2. Strophe. Auch der Saiten sanftes Tönen
Kann man nächtlich lauschend hören;
Doch scheint alles seiner Schönen,
Seiner Teuren zu gehören.
Wenn sich Schatten tiefer senken,
Muß er der Geliebten denken,
Träumt sich in ein ander Land.

6. Strophe. Auch die Mutter kennt sein Sehnen,
Ist dem Fremdling wohl gewogen,
Trocknen kann sie nicht die Thränen,
Doch sie zieht den Friedensbogen,
Und ihm ist, als fühlt' er Frieden,
Aber jene sind geschieden,
Sind getrennt wie Tag und Nacht.

Der Anfang von „Rat einer Alten“ (Gedichte S. 14 und schon in derselben Gestalt 1. Ausgabe S. 14) lautet im ersten Entwurf:

Ihr hübschen Mädchen,
Ihr saubern Knaben,
Wollt ihr mich hören?
Ich weiß euch was.

Schön rote Kirschen
Am Bäumchen hangen,
Da wässert einem
Der Mund nur so.

Bin jung gewesen,
Kann auch mit reden,
Und alt geworden,
Drum gilt mein Wort.

Endlich sollen hier noch einige bemerkenswerte Einzelheiten verzeichnet werden. In der frühesten Niederschrift, die sich von „Jung Volkers Lied“ (Gedichte S. 55) erhalten hat, heißt es im 3. Vers der ersten Strophe: „Sie war ein schlank Zigeunerweib“; das ist schon beim ersten Druck (Maler Nolten von 1828 S. 453) in das ungleich charakteristischere „Sie war ein schön frech braunes Weib“ umgeändert. In der ursprünglichen Fassung von „Gute Lehre“ ist der Held nicht wie in der späteren (Gedichte S. 314 und ebenso 1. Auflage der Gedichte S. 210) ein Bauer, sondern ein Schneider, wodurch auch sonstige kleine Varianten bedingt sind. Was die Idylle „Der alte Turmhahn“ betrifft, so schickte Mörike den Anfang im Mai 1840 an Hartlaub mit der Bemerkung: „Hieraus ersehet ihr, was ich für eine Acquisition gemacht habe. Ihr könnt nicht glauben, wie der alte Kerl sich freut, bis er euch den Brettacher Weg herfahren sieht!“ Das Gedicht beginnt:

„Zu Klepperfeld[1]) im Unterland
An die 200 Jahr ich stand
Auf dem Kirchenturn ein guter Hahn“

u. s. w. mit dem jetzigen Text — von geringfügigen Varianten abgesehen — gleichlautend bis „noch andre Cour“. Daran reihen sich die beiden Verse:

„Ich, auf des Pfarrers Taubenschlag,
Beschließ' in Frieden meine Tag'!“

so daß Mörike damals offenbar das Gedicht als abgeschlossen betrachtet hat.

Eine Umwandlung, wie man sie sich gründlicher kaum denken kann, hat das Gedicht „Auf einer Wanderung“ (Gedichte S. 136, erster Druck in der 2. Auflage der Gedichte von 1848 S. 138) erfahren. Wenn man die Art kennen lernen will, wie Mörike gearbeitet hat, muß man die beiden Fassungen[2]) dieses Stücks genau miteinander vergleichen. Es diente ehedem als Eintrag in das Poesiealbum von Frau Dr. Marie Mörike in Neuenstadt am Kocher, einer Kousine des Dichters.

4. Idylle vom Bodensee.

Schließlich dürfte es von Interesse sein, einiges über den Werdeprozeß der Bodensee-Idylle an der Hand von Auszügen aus Briefen des Dichters an Hartlaub zu erfahren. Einzelne Motive, wie z. B.

[1]) So pflegte Mörike seinen Pfarrsitz Cleversulzbach scherzhaft zu nennen.
[2]) Die ältere bei Günthert, Mörike und Notter S. 10 und bei Krauß, Mörike als Gelegenheitsdichter S. 128.

der des Glockendiebstahls,[1]) reichen offenbar in sehr frühe Zeit zurück. Die Ufer des Sees kannte Mörike von wiederholten Ausflügen dorthin. Die eigentliche Erfindung des Stoffs, die, wie er selbst betont wissen wollte, ohne Einschränkung sein geistiges Eigentum ist, dürfte in den Anfang der Mergentheimer Zeit fallen, und die Ausführung ist ihr auf dem Fuß gefolgt. Herbst 1843 hatte Mörike Kränklichkeit halber sein Cleversulzbacher Pfarramt aufgegeben, hatte dann den nächsten Winter bei seinem Freund Hartlaub im Pfarrhaus zu Wermuthshausen bei Mergentheim zugebracht und war im Frühjahr 1844 nach Hall verzogen. In dieser ganzen Zeit — namentlich war ihm auch das Klima in letztgenannter Stadt unzuträglich — ließ sein unbefriedigendes körperliches Befinden keine Lust zu poetischer Arbeit aufkommen. Erst nachdem Mörike im Spätjahr 1844 nach Mergentheim übergesiedelt war und sich in der dortigen milden Luft zu erholen begonnen hatte, mehrte sich ihm die künstlerische Schaffensfreude wieder. So reifte die liebliche „Idylle vom Bodensee" heran. In den Briefen Mörikes an Hartlaub ist zum erstenmal am 16. Juli 1845 davon die Rede; dabei ist indessen zu bedenken, daß bei der Nähe von Mergentheim und Wermuthshausen die Freunde sich häufig persönlich trafen und jedenfalls unter ihnen schon vorher mündlich von der werdenden Dichtung die Rede gewesen war. Unter dem genannten Datum schreibt der Dichter: „In der Glocken-Idylle habe ich gestern die Erzählung des alten Fischers von dem Teufelsspuk und dem ländlichen Aufzug zur Kapelle samt deren Einweihung vollendet. Im ganzen stehn 230 Hexameter jetzt auf dem Papier; was weiter kommt, wird ungefähr ebensoviel betragen." In einem Schreiben vom 30. August 1845 heißt es: „Für die Glockenidylle werde ich erst in Wermuthshausen die gehörige Stimmung wieder finden, die mir gänzlich verschwunden ist." Am 10. August war nämlich Oberstlieutenant von Speth, Mörikes Hausgenosse, der Vater seiner nachmaligen Gattin, nach schwerem Leiden verschieden. Aus einem Brief vom 29. September 1845: „Die Glockendiebe, deren Arbeit eine große Pause erlitt, werden doch in der Kürze fertig sein, wenn ich zum letztenmal hinter sie komme. Ich ließ einige Lücken (Uebergänge, welche aufhielten), auch fehlt noch der Schwanz."

Am 24. Oktober 1845 schreibt Mörike an Hartlaub: „Wenn Klärchens[2]) Uebel länger als bis Anfang November dauern sollte und sie auch fahrend nicht hinüber könnte, so komm' ich jedenfalls auf ein

---

[1]) Vgl. den Brief Mörikes an Kauffmann in der Deutschen Rundschau April 1895 (Heft 7) S. 75.

[2]) Mörikes Schwester.

paar Tage und bringe mein Gedicht bei Dir in's Reine. Es wird, glaub' ich gewiß, euern Beifall erhalten. Durch die ausführlichere Behandlung der episodischen Liebesgeschichte (welche ausdrücklich der ländlichen Muse selbst in den Mund gelegt wird), erhält sie mehr gemütliche Fülle, leidenschaftliche Bewegung und Zartheit, auch größere Ausdehnung. Es werden immer 700 Verse werden, die sich von selbst in 3 Gesänge (zwei größere und einen kleinern „Schlußgesang") teilen. Auf welche Art das Stück erscheinen soll, ob einzeln oder mit anderm, wollen wir alsdann bald ausgemacht haben. Das erstere gefiel mir nicht übel; in Form einer kleinen eleganten Broschüre mit Goldschnitt rc. und — wie z. B. Voßens Theokrit oder Schwencks homerische Hymnen — immer nur 12 Hexameter gebrochen, also 24 Zeilen auf die Seite." In einem Brief vom 4. Februar 1846 steht zu lesen: „Cotta, dem ich die 4 ersten Gesänge meiner Idylle, soviel in's Reine gearbeitet und abgeschrieben war, zur vorläufigen Einsicht mitgeteilt habe, wird sie ohne Zweifel verlegen. Ich fand für nötig, sie in 6 Gesänge zu teilen: es wird ein ziemlich ansehnliches Stück Arbeit, und ich will sorgen, daß es auch in der Ausstattung etwas Apartes bekomme. Ich will Dir das Geschriebene nicht schicken, sondern lieber vorlesen." Am 11. Mai 1846 zeigte Mörike dem Freunde seine demnächstige Ankunft in Wermuthshausen an. „. . . . . Und dann zum zweiten brauch' ich in Beziehung auf mein Gedicht, wovon das Manuskript noch vor Ende des Monats an Cotta abgehn muß, notwendig Deinen Rat: ich möchte vorzüglich den Kontrakt, die Einrichtung des Drucks und eine projektierte Dedikation (an den Kronprinzen) rc. mit Dir besprechen."

Wider Erwarten kam indessen eine Einigung zwischen dem Dichter und dem Cottaschen Verlag nicht zu stand, und so überließ jener seine Dichtung dem Stuttgarter Buchhändler Schweizerbart. Für Mörike unterhandelte ein alter Bekannter von ihm, Heinrich Brutzer aus Riga, Professor am Stuttgarter Polytechnikum, der die Interessen seines Klienten sehr gut wahrzunehmen wußte und die Sache rasch zum Abschluß brachte. Es würde zu weit führen, das buchhändlerische Geschäft und die darüber gepflogenen Verhandlungen ins einzelne zu verfolgen. Ueber das endliche Ergebnis berichtet Mörike an Hartlaub am 8. Juli 1846: „Ich habe seine (Schweizerbarts) nachträglichen Wünsche, wonach jede Auflage 1500 Exemplare stark und von der zweiten an eine jede definitiv mit 550 fl. honoriert werden soll, erfüllt und den Kontrakt auf diese Weise unterzeichnet, da ich mir selbst die Billigkeit seiner Gründe, wie sie dir schon bekannt sind, nicht habe leugnen können, und 50 Karoline für ein Büchlein von wenig über 7 Bogen von Zeit zu Zeit ohne weitere Müh' einzunehmen, ist wahrlich schön

genug.“ Die Herstellung des Buchs ging nun ohne Unterbrechung vor sich. Schon am 21. September 1846 konnten die Aushängebogen der Idylle nach Wermuthshausen gesandt werden, und am 24. Oktober ging ein fertiges Exemplar dorthin ab mit der Bemerkung: „Hier wäre denn das mehr besprochene Büchlein, das vom Verleger immer noch nicht angezeigt und verlegt werden darf.“ Die Erlaubnis, das Werk dem Kronprinzen Karl zu widmen, war nämlich aus dem Königlichen Kabinet noch nicht eingetroffen. Sie verzögerte sich noch 14 Tage. Endlich am 10./11. November konnte Mörike dem Freund die erwünschte Mitteilung machen. „Am letzten Samstag, nachdem Tags zuvor die offizielle Nachricht von der Genehmigung der Dedikation durch einen Brief des Sekretariats an mich gekommen war, schickte ich mein Begleitungsschreiben für die drei fürstlichen Personen (den Kronprinzen, seine Gemahlin und die Prinzessin Marie) an Schweizerbart, welcher den Einband dieser Exemplare in Stuttgart nach meiner Angabe besorgte. Dem König von Preußen wollte ich nach besserer Ueberlegung keines schicken; es hieße, sich doch wirklich weggeworfen nebst dem Geld. So unterblieb auch die beschlossene Sendung an A. Humboldt und an Tieck. Dafür haben Hetsch,[1]) A. Stahr in Oldenburg[2]) . . . und andre um so eher bedacht werden können. Im ganzen hab' ich 32 Exemplare verschickt.“ Der Kronprinz übersandte dem Dichter zum Dank für die Widmung einen wertvollen Brillantring, die Kronprinzessin eine Geldspende. Dazu bemerkt Mörike Hartlaub gegenüber: „Das Goldgeschenk der Kronprinzessin, weil es Geld war, hat mich nur halb gefreut. Hätte sie's lieber in irgend einen schönen Gegenstand verwandelt. Eigentlich habe ich von ihr kaum was erwartet.

Nicht zu hart und nicht zu weich,
Glitzig, rund und flach zugleich,
Ohne Salz und ohne Schmalz —
Essen wir es jedenfalls.“

Beilage.

Ein ungedrucktes Jugendgedicht Mörikes.

Die folgende kleine epische Dichtung Mörikes, die einer auf der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Handschrift entnommen ist, ist wahrscheinlich bald nach seinem Abgang von der Hoch-

---

[1]) Der Komponist Ludwig Hetsch (1806—1872), der zahlreiche Lieder seines Freundes Mörike in Musik gesetzt hat.

[2]) Adolf Stahr (1805—1876), damals Konrektor am Gymnasium in Oldenburg.

schule (Herbst 1826), möglicherweise aber auch schon in den Universitätsjahren entstanden. Sie sei hier als merkwürdige Spiegelung der politischen Ereignisse anhangsweise mitgeteilt.

Nachtgesichte.

A.

Hörst Du die Winde nicht rasen? Sie freuen mich, wenn sie bei Nacht oft
Mich erwecken; ich bilde mir ein, daß nun in den Lüften
Losgelass'ne Gespenster sich würgen und laut mit Geheule
Sich verfolgend begegnen, ein gräßlich verschlungener Knoten,
Der dann pfeifend zerstäubt. Es schüttern die lockeren Scheiben
Sich am Kammerfensterchen, und sein grünlicher Vorhang
Hellt sich auf Augenblicke beim aufgerissenen Mondlicht.
Und ich halte die Augen mir wach, indeß die Gedanken
Ferne schweifen; ich schwebe zum Meer, ich schaffe mir selber
Furcht und Gefahren: mein Haus verwandelt sich eilig zum Schiffe,
Sich zur Kajüte die Kammer, ich fühle das Schwanken des Fahrzeugs,
Und des Matrosen Pfeife vernehm' ich, die dumpfe Bewegung
Auf dem Verdecke, man eilet vor meine Thür' —

B.

O halt inne!
Plötzlich erweckest Du mir ein Gesichte, das heutige Nacht mich
  Und nun auf's neue mit Lust wie mit Entsetzen erfüllt.
Denn seit längerer Zeit zum erstenmal zeigte sich wieder
  Mir Napoleon, ihn hab' ich, wie lebend, erblickt.
Siehe! nach Griechenland war ich geschifft. In einsamer Gegend
  Herbstlicher Haiden und fern, ferne von Menschengeräusch
Lief ich mit staunender Lust, und zweifelnd fragt' ich mich öfters,
  Lispelnd: Ist es gewiß, daß Du in Griechenland bist?
Aber nicht Eine Ruine! kein halber Tempel! man rät nur
  Aus der Berge Gestalt dieses gefeierte Land.
Frostig wehet die Luft; warum auch mußt' ich am Abend
  Erst anlanden! O komm, Sonne, noch einmal herauf!
Aber gen Westen — was schimmert? Ein leuchtender Streif nun mit einmal
  Legt sich, noch scheidend, dort auf die entferntere Bucht.
Eine Reihe von Säulen erkenn' ich: schlanke Geschwister,
  Klären sie ruhig nunmehr heller und heller sich auf,
Golden bräunt sich ihr Rasen am letztverglühenden Strahle,
  Und violettes Gebirg' dunkelt im hintersten Grund.
Ja, dies ist wirklich. Du bist es, mein Hellas. O drückt euch, ihr Hände
  Fest auf die Augen! denn dies dürfen die meinen nicht sehn.
Dieses Herrliche — nein, ich ertrüg' es nicht, nicht so alleine.
  Ohne Genossen, weh! dem ich es zeigte, bin ich
Feige, dies Wunder zu schauen, das wie im Rausch mich betäubet,
  Und ohne Zeugen — ich weiß — glaubt man zu Hause mir nicht.
Aber umsonst. In die Ferne, die Nähe hinschweifen die Blicke,
  Und ich eratme mich tief in der hellenischen Luft.
Vorwärts eilend und laut auflachend, im Fluge berühr' ich
  Griechischen Boden, ich selbst fühle Sandalen am Fuß.

Dunkel ward es indeß. Bald steht ein kolossisch Gebäude
  Vor mir, welches sich als Amphitheater entdeckt.
Grauliche Steine lagen zerstreut und im inneren Raume
  Sproßte dorrendes Gras zwischen den Platten hervor.
Tiefere Stille nun herrscht; es schaut ein wolkiger Himmel
  In das offene Rund, und ich bewege mich nicht.
Jetzo erhebt sich gelinde der Nachtwind, es streichet ein scharfer
  Regen dazwischen, der schräge die Wand mir trifft.
Und in demselben Momente gewahr' ich tief im Theater
  Stehend eine Gestalt, ganz mit sich selber allein,
In den Mantel gehüllt, das Haupt um etwas gesenket,
  Aber ich kenne den Hut, kenne das blasse Gesicht.
Wie ich bebte, daß nur sein Auge nicht auf mich falle!
  Ja, ich betete fast, machte mich selber zu Stein.
Angefesselt, atemlos an einem Pfeiler
  Stund ich und zählte mir fast jeglichen Puls in der Brust.
Endlich bewegt er sich, sieht dich — noch nicht! — er schreitet nach hinten.
  Weh mir! wo ist es? Hinweg! — Ja, so verschwindet ein Geist.
Und nun ergriff mich unnennbares Schrecken, ich stürzte zu Boden,
  Schrie um Hilfe; sogleich werd' ich von Regen erstickt.
Wimmernd streng' ich mich an. — Sieh da! es beugt sich die Schwester
  Ueber mich her, und es stehn alle Geschwister um mich:
„Ach, was hast du doch? raffe dich auf!“ — „Ja, lasset uns eilen!“ —
  Und im Sturme sogleich flogen wir sausend hinweg.
Vorwärts liegend bestreifen wir kaum mit der Zehe den Boden
  Ueber Gebirge davon, über Gewässer dahin,
Angstvoll und öfters kreuzend, ein wunderbares Geschwader;
  Grau liegt die Ferne, es liegt unten ein gelbliches Meer. —
„Dorthin nicht! ich beschwöre, laßt rechts die Inseln! Aegypten
  Liegt dorthin, es erneut eine gespenstische Schlacht
Sich um die Pyramiden, denn nimmer ruht auch der Tote;
  Kriegerisch Schattenspiel zeigt ihm entschwundenen Ruhm,
Klanglos rührt sich die Trommel, man ziehet totes Geschütz auf,
  Und ein verhallend Geschrei schwingt sich mitunter empor.
Haltet, o höret mich an! Ich könnte den Mächtigen jetzo
  Nicht ertragen vor Angst, Mitleid und Jammer zugleich.
Haltet! auch dorthin nicht! Denn jetzt Italiens Küste
  Wandelt der fürstliche Geist Julius Cäsars entlang.
Wendet nach Norden um! wir lassen die Kette der Alpen
  Links vorbei — — was ist dies?“ — Plötzlich erhub sich um uns
Ein entsetzliches Lachen, und ich erwachte vor Schrecken.

Unbekanntes und Ungedrucktes von Ferdinand Freiligrath.

Mitgeteilt von Wilhelm Buchner in Eisenach.

Im ersten Teile des 1882 bei M. Schauenburg in Lahr erschienenen zweibändigen Werkes „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen" habe ich eine Anzahl von Gedichten mitgeteilt, die der etwa zwanzigjährige Jüngling in westfälischen Lokalblättern, dem Soester Wochenblatt und dem Mindener Sonntagsblatt, als Erstlinge abdrucken ließ, darunter Dichtungen von trefflicher Schönheit, wenn auch der achtundzwanzigjährige Freiligrath in der ersten Auflage seiner Gedichte 1838 nur ganz weniges als das Vollendetste aufnahm. Es hat mich viel Mühe gekostet, von diesen ein halbes Jahrhundert alten, damals wohl nur im engsten Kreise gelesenen, zum größten Teile längst zerflatterten Unterhaltungsblättern einen Abdruck wieder aufzufinden; das Ergebnis der Nachforschungen war jedesfalls, daß wir über F. Freiligraths dichterische Anfänge so genau unterrichtet sind, wie das bei wenigen deutschen Dichtern der Fall ist.

Nach Stellen seiner Briefe zu schließen, hat Freiligrath Ende der zwanziger Jahre noch ein drittes in Westfalen erscheinendes Unterhaltungsblatt zur Veröffentlichung seiner Erstlinge benutzt; es wird bald „die zu Hamm erscheinenden Unterhaltungsblätter", bald „die Münster'schen Unterhaltungsblätter" genannt. Trotz umfassender Bemühungen war es mir bei Abfassung meines Werkes 1880 nicht gelungen, diese Unterhaltungsblätter aufzufinden. Dagegen befand sich, wie das 1, 69 meiner Arbeit mitgeteilt ist, „unter den hinterlassenen Papieren des Dichters ein gedrucktes Doppelquartblatt, S. 95 bis 98 bezeichnet, zweispaltig, welches mit dem Soester Wochenblatt und Mindener Sonntagsblatt große Aehnlichkeit hat, aber nicht dazu gehört; dasselbe enthält $4^1/_2$ Spalten eines mit Freiligraths Namen unterschriebenen Gedichtes; eine Anzahl Druckfehler sind von seiner zierlichen Hand verbessert. Wir können den Anfang nur erraten: Der Teufel kommt zum Dichter mit einem Höllenroß und erklärt sich

bereit, ihm dasselbe zu einem Ritt in weite Ferne zu leihen; das Bruchstück beginnt mitten in des Dichters Antwort:

> Auch wünsch' ich nicht zu eilen um die ganze Kugel im Flug!
> Nein, ein paar hundert Meilen sind schon für mich genug!
> So schnell, es wäre schade! Nein, im gemäßigten, sachten
> Galopp will mit Pomade die Welt ich mir betrachten!"

Es folgt nun in meinem Buche das Bruchstück, 23 stattliche Strophen in sehr frei behandeltem Nibelungenmaß. Der Teufel ist mit der Bedingung des jungen Dichters einverstanden und schlägt ihm zunächst einen Ritt nach des Südens prangenden Auen vor, dessen Herrlichkeit er in elf prachtvollen bilderreichen Strophen, die an Freiligraths beste tropische Dichtungen erinnern, schildert. Aber der Dichter weist den Versucher mit seinen üppigen Bildern von Lebens- und Liebeslust zurück und begehrt einen Ritt nach dem Norden. Der Teufel ist auch damit zufrieden; der Rappe wird fertig gemacht, und der Dichter steigt auf zum höllischen Fluge.

> Was weiter sich begeben und mit mir zugetragen,
> Will ich, bei Lust und Leben, im zweiten Liede sagen! —
> Dies erste? — nur beklommen hab' ich es euch bescheert!
> Darf ich auch wiederkommen? habt ihr mich gern gehört?

Daran schließt mein Buch die Bemerkung: „Wir brauchen das Bruchstück nur zu überlesen, um zu erkennen, daß wir es hier mit einem nächsten Zeitgenossen des „Moosthee", mit einem Gedicht Freiligraths zu thun haben, welches deutlich die Spuren einer Erstlingsarbeit an sich trägt in der Ueberfülle der aneinander gereihten Scenerien aus der Tropen- und Polarwelt, in dem bisweilen dreisten Ausdruck, unregelmäßigen Versbau, zugleich aber eine überreiche Phantasie, eine merkwürdige Sprachgewalt bekundet. Freiligrath hat hier offenbar alle Farben seiner Palette gleichzeitig auftragen wollen. Möge es einem Glücklicheren beschieden sein, das unbekannte Blatt und damit vielleicht noch andere verschollene Jugenddichtungen Freiligraths aufzufinden!"

Auch nach dem Abschlusse meines Buches ließ mir der Reiter des teuflischen Rosses keine Ruhe, wenn ich mich auch erst im Mai 1888 an den Besitzer der Grote'schen Buchhandlung zu Hamm, Herrn J. Griebsch, mit der Bitte um erneute Nachforschung wandte. Es gelang ihm zwar nicht, am Druckorte selbst ein Exemplar der Unterhaltungsblätter aufzutreiben, aber der freundliche Mann nannte mir als eine Fundgrube alter westfälischer Literatur die Büchersammlung des Herrn Apothekers W. Grevel zu Steele an der Ruhr.

Auf meine Zuschrift an diesen Herrn erhielt ich sofort eine Reihe von Jahrgängen des so lange gesuchten Unterhaltungsblattes; es ist

daraus im Nachfolgenden alles Wesentliche mitgeteilt. Sofern Herr Grevel noch unter den Lebenden weilt, sei ihm nochmals von Herzen Dank gesagt; ist es nicht der Fall, so wird doch wohl dafür Sorge getragen sein, daß sein westfälischer Bücherschatz hübsch beisammen geblieben ist. Außerdem teilte Herr Grevel mit, daß gerade zu derselben Zeit in Herford eine andere Zeitschrift erschien, „Westfalen und Rheinland“, die ebenfalls Gedichte von Freiligrath enthalte; ein vollständiges Exemplar der Zeitschrift besitze Freiherr von Vely-Jungken auf Haus Hüffe bei Preußisch-Oldendorf (Minden). Ich habe es seltsamerweise unterlassen, mich an ihn zu wenden, daher auch hier möglichenfalls eine Nachlese zu halten ist; über den Jahrgang 1837 des Herforder Blattes, den ich ebenfalls von Steele erhielt, werde ich nachstehend berichten.

Die so lange vergeblich gesuchte Zeitschrift heißt: Allgemeine Unterhaltungsblätter für Verbreitung des Schönen, Guten und Nützlichen, Münster in der G. A. Wundermannschen Buchhandlung; so in den drei ersten Jahrgängen 1827—1829; seit 1830 ist dagegen als Ort des Erscheinens Münster und Hamm genannt, und es erklärt sich auf diese Weise der Widerspruch in den Aeußerungen des jungen Dichters.

Der Jahrgang 1827 hat mir nicht vorgelegen; indes da der folgende nichts mit Freiligraths Namen enthält, auch nichts was nach Form oder Inhalt auf ihn hinwiese, so ist anzunehmen, daß Freiligrath erst Frühjahr 1829 mit der Veröffentlichung seiner Gedichte begann, wie das auch im Soester Wochenblatt der Fall war, meistens Uebersetzungen aus dem Englischen, nur ab und zu ein Originalgedicht. Betrachten wir den Inhalt der Münsterschen Unterhaltungs-Blätter näher.

Der Jahrgang 1829 bringt zunächst im zweiten Maiheft, S. 223 f., drei Gedichte nach Walter Scott, Noras Gelübde, Der Einfall und Das Mädchen von Toro, so formvollendet, daß Freiligrath sie in die Sammlung seiner Gedichte aufnahm. Hier sind sie unterschrieben L (oest) Φ Θ. Ein weiteres Gedicht nach Walter Scott, Der Troubadour, mit derselben Unterschrift, bringt das zweite Juliheft S. 35. Dagegen finden wir im ersten Septemberheft S. 105 das erste Originalgedicht „Ibrahim vor Missolunghi“, bezeichnet als „Skizze nach einem Kupferstich“, mit derselben Unterschrift in griechischen Buchstaben. Wir sehen, daß der Freiheitskrieg der Hellenen auf den jungen Dichter nur als Anregung der Phantasie wirkte, ihn ganz und gar nicht zu sittlicher Teilnahme entzündete. Es ist, soweit ich überschauen kann, das erste Gedicht morgenländischen Stoffes, technisch trotz der reichen Sprache noch skizzenhaft, wie er denn in der 1. und 5. Strophe den Vollreim durch den Klangreim ersetzt; im übrigen ist die Schilderung flott genug

für den 18jährigen Poeten. So mag es sich erklären, daß wir das verschollene Gedicht hier wiedergeben.

Ibrahim vor Missolunghi.

An der Spitze seines Heeres
Hält der Pascha Ibrahim;
Dumpf wie das Gebraus des Meeres,
Sammelt sich die Schaar um ihn.

Hoch vor seiner Krieger Menge
Ragt der Führer stolz hervor;
Wild, im stürmischen Gedränge,
Stehn sie vor der Feste Thor.

Horch! Die dumpfe Trommel rühret
Dort der Janitscharen Schwarm:
„Ibrahim, zum Siege führet
Uns dein starker Heldenarm!“

Auf Arabias leichtem Rosse
Schwenkt sich keck der Mameluk;
Mit der Spahis wildem Trosse,
Reich in blanker Waffen Schmuck.

Und an ihrer aller Spitze
Hält der Pascha Ibrahim;
Seine Augen flammen Blitze,
Wolken seine Stirn umziehn.

Weiß sein Kaftan wie die Flocken
Frischen Schnees — ein schönes Rund
Schlingt sich um die dunkeln Locken
Roth und weiß — des Turbans Bund.

Seine Damascenerklinge,
Scharf und fest, von hartem Stahl,
Und des Panzers Schuppenringe
Funkeln in des Frühroths Strahl.

Seine Rechte, hochgeschwungen,
Zeigt auf Missolunghis Schloß;
Und die Linke, markdurchdrungen,
Zügelt leicht das muth'ge Roß.

Dort, beim Zelte des Nomaden,
Auf Arabias wüstem Strand,
Auf des Schilfmeers Uferpfaden
War des Rosses Vaterland.

Seht, es horcht mit offnen Nüstern
Auf der Schlachtdrommeten Ruf;
Durch des Windes säuselnd Flüstern
Tönt so fest sein leichter Huf.

Seht, wie voll und dicht die Mähne
Um den schlanken Hals sich legt;
Wie es um die scharfen Zähne
Kaum der Stange Zwang noch trägt.

Wie es nur mit Müh gezügelt,
Keck und trotzig um sich blickt;
Und, als wäre es geflügelt,
Kaum des Grases Spitze knickt.

Das 2. Oktoberheft bringt S. 177 eine Romanze von Dunois nach Walter Scott, das zweite Novemberheft ein Trauergedicht Freiligraths auf den Tod seines väterlichen Förderers Clostermeier; dasselbe zeigt uns zur Abwechselung den jungen Poeten auf Höltys Spuren in antikem Odenmaß; das Gedicht ist S. 30 ff. meines Buches mitgeteilt. Endlich das erste Dezemberheft enthält die auch in die Gesammelten Gedichte aufgenommene meisterliche Verdeutschung von Walter Scotts Donald Caird ist wieder da. Im übrigen machen F. Freiligraths Beiträge zwischen den novellistischen und lyrischen Sächelchen, den Anekdoten, geschäftlichen und naturwissenschaftlichen Anzeigen 2c. des Blattes eine gleich überraschende Wirkung, wie das in den anderen westfälischen Zeitschriften der Fall ist.

Der Jahrgang 1830 der Münster-Hammschen Unterhaltungsblätter wird eingeleitet durch das treffliche Wiegenlied auf den Sohn eines schottischen Häuptlings, nach Walter Scott; eine Uebersetzung von dessen Pilgrim findet sich im ersten Maiheft. Das erste Oktoberheft S. 151 bringt wieder eine nachmals verworfene Originaldichtung Freiligraths, die Ballade Ossian, eine in der Sprache treffliche, aber gedehnte und völlig handlungslose Arbeit; doch verdient sie immerhin aus der Vergessenheit wieder auferweckt zu werden.

Ossian.

Es steht auf fels'gem Meeresstrand
Ein hoher blinder Greis.
Die Harfe hält er in der Hand;
Sein Haar ist silberweiß.
Er steht auf grünem Uferhang,
Am Fuße grauer Klippen,
Und Schlachtenlied und Skaldensang
Entströmet seinen Lippen.

Er singt von Morvens Eichenthal
Und seiner Haiden Duft;
Von Selmas altem Heldensaal
Und Gormals jäher Kluft.

Er singt von Erins grüner Au
Und seiner Buchten Spiegel;
Er singt der Meereswellen Blau
Und Cromlas wald'gen Hügel.

Er singt den sturmdurchtobten Forst,
Der Haide welk Gestripp,
Des Adlers wolkennahen Horst,
Der Brandung Felsgeklipp.
Er singt der Sonne letzten Strahl
Auf laub'gem Waldeskegel,
Gefallner Helden graues Mal
Und weiße Schiffessegel.

Er singt den wilden Ocean,
Wenn er sich thürmend bäumt;
Er singt den schwachen kühnen Kahn,
Den weiß die Fluth umschäumt.
Er singt des Stromes Wellenschooß,
Des Waldbachs lautes Rauschen;
Singt grauer Eichen flüsternd Moos
Und scheuer Rehe Lauschen.

Er singt des Donners dumpfen Schall,
Wenn er das Thal durchdröhnt,
Wenn ihm der Felsen Wiederhall
Durch Lena's Haide tönt;
Er singt der Nebel feuchten Kranz,
Wenn sie sich wirbelnd kräuseln;
Er singt der Frühlingswinde Tanz,
Wenn sie die Flur durchsäuseln.

Er singt voll Muth und Kampfeslust
Die Helden allzumal,
Auf hohem Haupt den Helm, die Brust
Umhüllt vom blauen Stahl.
Er singt die Helden auf der Jagd
Mit Pfeil und krummem Bogen;
Er singt sie in der Männerschlacht
Und auf des Meeres Wogen.

Er singt des Vaters Kampfesgluth,
Singt Fingals gutes Schwert;
Wie es vergießt des Starken Blut,
Doch mild den Schwachen ehrt.
Er singt, wie bang vor Fingals Kraft
Das Banner Lochlins zittert,
Wie Swarans ficht'ner Lanzenschaft
An Fingals Schild zersplittert.

Er singet Morins graues Haar,
Gauls wilde Schlachtenlust,
Cuthullins blaues Augenpaar
Und Cathbas weiße Brust.

Er singt Duchomars finstre Brau
Und Oskars schnelle Hüfte,
Wie er durchschießt der Haide Grau,
Rasch wie ein Hauch der Lüfte.

Er singt, wie sie mit Schwert und Schild
Ins Schlachtgetümmel ziehn,
Von Thatendurst und Kampflust wild
Auf brauer Wange glühn;
Wie ihrer Streiter lange Reihn,
Geschaart in finstre Gassen,
Sich mit erhob'nem Arm bedräun,
Gleich schwarzen Wolkenmassen.

Er singt die Helden nach der Schlacht
In Selmas grauem Saal.
Da sitzen sie bis in die Nacht
Beim frohen Muschelmahl.
Da lauschen sie in süßer Ruh —
Gestillt ist ja ihr Sehnen
Nach Kampf — dem Lied der Barden zu
Und Ullins Harfentönen.

Und auch der Helden Liebesspiel
Singt er, so heiß, so warm.
Er singt der holden Mädchen viel
Mit weißem weichem Arm.
Er singt ihr braunes Feueraug',
Singt, wie ihr Haar sich kräuselt,
Wenn es des Abendwindes Hauch
Mit leisem Kuß durchsäuselt.

Er singet ihren rothen Mund
Und ihre weiche Hand,
Und ihre vollen Brüste rund,
Wie an des Meeres Strand
Zwei Hügel; weiß wie Schnees Flaum
Auf Gormals Bergeshöhen;
Weiß wie der Wellen Silberschaum
Auf rohrumrauschten Seeen.

Doch was er singt, es ist entflohn,
Wie Spreu im Wind entfleucht,
Allein steht Fingals grauer Sohn,
Von tiefem Schmerz gebeugt.
Erloschen ist der Augen Licht:
Was glühend er gesungen,
Das schauen seine Augen nicht,
Weckt nur Erinnerungen.

Vier Steine stehn am Bergessee,
Vom nahen Wald umrauscht,
Auf Fingals Grab; das braune Reh
Huscht drüberhin und lauscht.

Die Helden, die ihn einst umringt,
Sie alle sind gefallen.
Er steht allein, der sie besingt,
Der letzte noch von allen.

Auch Oskar, jugendlich umwallt
Von blonden Locken, fiel;
Sein letzter Schmerzensruf verhallt'
Im wirren Schlachtgewühl.
Horch, wie des Greises Harfe gellt;
Verstummt sind seine Lieder,
Und von der grauen Wimper fällt
Heiß eine Thräne nieder.

Des Dichters Name erscheint zum erstenmale im zweiten Oktoberheft S. 180 mit einer metrischen Uebertragung von Byrons Mazeppa, dazu die Anmerkung: „Herr Freiligrath hat auf unsere Veranlassung die Uebertragung des trefflichen Byronschen Gedichtes übernommen; daß die Uebersetzung gelungen, werden die Leser dieser Blätter selbst ermessen." Die beiden November- und die beiden Dezemberhefte bringen den Schluß der meisterlichen Arbeit, die Freiligrath selbst nachmals nicht in seine Gedichte aufnahm. Dagegen ist der Mazeppa mit der einzigen Novelle, die der Dichter jemals schrieb, „die Eggestersteine", 1883 von Frau Ida Freiligrath in einem artigen Büchlein „Nachgelassenes von Ferdinand Freiligrath" bei Göschen in Stuttgart wieder abgedruckt worden.

Endlich im Jahrgang 1831 kommen wir zu der Geschichte vom höllischen Roß, die zu dieser ganzen Untersuchung Anlaß gab. Das Gedicht ist so lang, daß ich es auch hier nicht vollständig mitzuteilen wage; es geht vom 2. Januarheft S. 30 bis ins 2. Heft des Februar, in drei großen Abteilungen. Der Anfang lautet:

Da draußen wirbeln Flocken, da starren Fluß und Bach,
Die Spindel und der Rocken durchschnurren das Gemach.
Die Mädchen und Weiber spinnen und hüten fröstelnd das Haus,
Am warmen Ofen sinnen und hecken sie Geschichten aus.

Da tönen alte Mähren von alter Weiber Munde;
Da kann man erzählen hören vom schwarzen Knüppelhunde,
Von Vorgeschichten und Zwergen und von der weißen Frau,
Und von bezauberten Bergen und von der Bräutigamsschau;

Von Riesen und von Rittern, von Elfen und von Fei'n;
Und wie die Bauern zittern, wenn Nachts im Mondenschein
Mit schaudererregendem Gellen des wilden Jägers Horn erschallt,
Wenn seine Rüden bellen und seine Peitsche knallt.

In dieser behaglich erzählenden Weise geht noch durch sechs Strophen die Schilderung der Spinnstube und der in derselben von Mund zu Mund gehenden Gespenstergeschichten. Dann fährt der Dichter fort:

Jetzt ist die Zeit der Mähren! gern kürzt man mit Geschichten
Den Abend. Wollt ihr mich hören, so will ich euch eine berichten!
Da sollt ihr Wunder schauen — Geduld, ich schneide die Feder! —
Doch wollt ihr euch recht dran erbauen, so hört sie beim Schnurren der Räder.

Merkt auf und spitzt die Ohren! zwar Ritter nicht und Knappen,
Zwar nicht perlengeschmückte Mohren, doch Samojeden und Lappen
Und Eisberge will ich euch zeigen, und die Wolken, meine Zofen,
Und am Pol das ewige Schweigen und meinen jüngst gesetzten Ofen.

Ja, gestern Abend glühte mein Ofen von außen und innen;
Ein lustig Feuer sprühte und knisterte, prasselte drinnen;
Und vor dem Ofen saß ich und schürte mitunter das Feuer;
Am warmen Ofen vergaß ich, daß grimmige Kälte heuer;

Und daß ich den Teich überflogen auf geschnäbeltem Schuh von Stahl,
Und daß ich jubelnd durchzogen das weiß bereifte Thal;
Und daß ich den Eichbaum, den festen, in wilder Lust gerüttelt,
Und daß ich von Tannenästen den lastenden Schnee geschüttelt.

Eine milde Wärme durchwallte das kleine trauliche Zimmer;
Meine gelbe Lampe, die alte, verbreitete dämmernden Schimmer;
Die Bilder an den Wänden, halb beschattet, halb erhellt,
Sie schienen mir Grüße zu senden aus einer andern Welt.

Der Byron dort, der sinnend hinblickt auf Meer und Boot,
Der alte Hebel, der minnend der kleinen Schwäbin droht,
Der Goethe und der Schiller und Avons süßer Schwan
Und der Waldhorniste Müller, sie sahn mich alle an,

Und lächelten so behäglich herab aus der obern Luft,
Es freute sie unsäglich der bratenden Aepfel Duft,
Die ich ihnen allein zu Ehren auf meinem Ofen briet,
Um stracks sie zu verzehren, wenn sie genug durchglüht.

Der Dichter fährt nun fort in der etwas lang ausgesponnenen Beschreibung seines Zimmers. An der Wand hängt ein Bild der heimischen Eggestersteine; Freiligrath widmet ihnen ein Preislied von zehn Strophen; er schildert ihre malerische Schönheit, er sieht die Hermannsschlacht an sich vorüberbrausen, er hört die frommen Gesänge christlicher Pilger vor den uralten Steingebilden im Felsen. Und so endet mit vollen 27 wuchtigen Nibelungenstrophen das erste Drittel des Gedichtes.

Im folgenden Hefte, S. 63, nimmt der Dichter seine Erzählung wieder auf. Ein anderes Bild an der Wand erinnert ihn an sein stilles liebes Detmold und das verlorene Paradies der Kindheit.

So saß ich denn und wärmte am warmen Ofen mich baß;
Das Feuer heulte und lärmte; ich dachte dies und das.
Ich dachte alter Zeiten und mußte mich härmen und freuen,
Und dachte: Was bereiten dir fürder wohl die neuen?

Und daß ich bei Grabbe, dem Gährenden, verwichne Ostern war,
Bei dem Sprudler, dem Dramengebärenden, mit dem wirren, weißlichen Haar.
Er ließ sich just rasiren vom blassen Tonsor Schmerz,
Und wies mir seine Orgel und sein sogenanntes zerriss'nes Herz.

Ich dachte: Wie sind die Kränze beim Spiegel dort schon so trocken!
Und dachte der Blumen im Lenze und meiner nassen Socken,
Und daß ich ach so gerne die Welt, die prangend geschmückte,
Und den Glanz, den Schimmer der Ferne, das Meer und die Alpen erblickte.

Da klopft es in tiefer Nachtstille ans Fenster. Der Dichter tritt heran, aber er kann durch die gefrorenen Scheiben nicht sehen. Von draußen gellt der Ruf: Du fauler Gesell, wach' auf! Der Dichter nimmt sein Terzerol und öffnet das Fenster:

Schnell sind die Flügel offen; die Waffe drück' ich los!
Doch zurück fahr' ich betroffen, denn hoch und riesengroß —
Aus seinen Nüstern sprüht Feuer, das hell die Finsterniß macht —
Schwebt vor mir ein Ungeheuer, ein Roß, schwarz wie die Nacht.

Mit perlenbesetztem Leder ist es gar reich gezäumt;
Von Muth strotzt sein Geäder um Nas' und Stirn; es schäumt.
Um die silberne Stange sickert hervor des Schaumes genug,
Und den schneeweißen schlickert es auf den rabenschwarzen Bug.

Es wiehert und weist die Zähne, als röch' es Stut' und Heu;
Tief wallt herab die Mähne bis auf die Wolkenstreu,
Auf der es steht. — Ja Wolken, die tragen das stampfende Roß,
Blauweiße, wie frisch gemolken die Milch, die dem Euter entfloß.

Und ein Mann mit Feuerblicken, im Koller von rothem Leder,
Sitzt auf des Hengstes Rücken; eine rothe Hahnenfeder
Schmückt den Hut; sein Fuß, — o Wehe! O Weh dir, frommer Christ,
Und noch einmal dir: Wehe, nun weißt du, wer es ist!

Wie's dumpf, dumpf, dumpf, dumpf dröhnend durch das Orchester rauscht,
Wenn Samiel verhöhnend den Gimpel Max belauscht,
So pochte dumpf an die Wände der Brust mein Herz, von Furcht gepackt,
Und schlug die Rippen behende, als wären es Saiten im Sechzehnteltakt.

Doch — mit Wölfen muß man heulen! spricht ein gutes altes Wort,
Drum bitt' ihn zu verweilen und weis' ihn ja nicht fort!
Hübsch sonder Scheu und Zweifel! Es lächelt dir ja sein Blick!
Sonst dreht dir, beim Teufel! der Teufel den Hals noch um im Augenblick!

Ich wollt' ihn höflich grüßen; doch eh' ich's noch gethan,
Sprang schon mit flinken Füßen der feurige Kumpan
Herab und sagte: Bange nicht, Bursch! ich komm' herein!
Und band an die Rinnenstange das Roß bei der Nüstern Fackelschein.

Und drauf behende hüpfte durchs Fenster er ins Zimmer,
Ward immer kleiner, schlüpfte in den Ofen, von dem Schimmer
Der Flammen umglüht, umfächelt, sperrt auf des Ofens Thür,
Und spricht: Mich friert! und lächelt, und grinset aus dem Ofen herfür.

Ich setze mich mit Bangen an meinen alten Platz.
Was das gibt, soll mich verlangen. — Er spricht: Merk auf, mein Schatz!
Und legt dann, ohne zu kratzen, — ein Gleiches sah ich nie! —
Seine lang bekrallten Tatzen auf meine zitternden Knie.

„Ich möchte gern dir dienen! du reis'test gar zu gerne!
Drum bin ich dir erschienen; es friert! hell blitzen die Sterne!
Besteige mein Roß zur Stunde, wofern es dir gefällt;
Das trägt dich in einer Sekunde rund um die ganze Welt."

Das wäre gar nicht übel! sprach lächelnd ich dagegen.
Doch steht nicht in der Bibel, du brächtest keinen Segen?
Und warnte mich meine Mutter nicht vor dem Satanas?
Und warf nicht Doctor Luther nach dir das Dintenfaß?

Vielleicht für den Gefallen, dein Rößlein zu beschreiten,
Müßt' ich in deinen Krallen einst zappeln ewige Zeiten!
Du drücktest mir zu die Kehle, zerbrächst mir das Genick!
Zur Hölle führ' die Seele — Ade dann, Himmelsglück!

Nein, nein! — „Nun, welch Gewinsel!" rief er und lachte laut.
„Traun, solchen zagen Pinsel hab' ich noch nie geschaut!
Nein! wenn du auch die Erden auf meinem Gaul umritten,
Magst du doch selig werden in der lieben Englein Mitten!

Magst Abrahams Bart berupfen, magst fromme Hymnen singen!
Magst den Engel Gabriel zupfen an seinen güldnen Schwingen!
Und reicht dir auch jetzt Mephisto in Gnaden die krallige Hand,
So bleibst du doch in Christo ein Himmelsaspirant!"

Das Gespräch zwischen Dichter und Teufel wird auf S. 94 des folgenden Heftes also fortgesetzt:

„Drum magst du sonder Bangen auf meinem Gaule schwärmen,
Nichts will ich dafür verlangen, als daß ich hier mich wärmen
Und braten kann; denn wisse, daß ich die Höllengluth
Hier oben sehr vermisse — ich habe kaltes Blut!"

Wohlan, so will ich's wagen! — „Ha, nun bist du mein Mann!"
Ich lange meinen Kragen und schnalle die Sporen an.
Wie? sagst du, in einer Sekunde um die ganze Welt? Nein, lieber
Wär's mir, eine ganze Stunde zu Roß, und wär's auch drüber.

Auch wünscht' ich nicht, zu eilen um die ganze Kugel im Flug
u. s. w.

Es folgt nun jene glänzende Reihe von Schilderungen, in welchen der Teufel dem Dichter den Ritt in den sonnigen Süden empfiehlt, der Dichter dagegen das Eismeer und das Grausen des Nordpols vorzieht, ein Prachtstück von Poesie, welches ich bereits auf S. 69 ff. des ersten Bandes meines Freiligrath-Buches mitgeteilt habe. Der Dichter sitzt auf und der Höllenrappe trägt ihn von dannen.

Was weiter sich begeben und mit mir zugetragen,
Will ich, bei Lust und Leben, im zweiten Liede sagen!

Soweit mir bekannt, hat Freiligrath dieses zweite Lied nicht gedichtet. Was hätte er auch noch den beiden früher erwähnten Schilderungen Indiens und des Eismeeres hinzufügen sollen? So sehr das Gedicht für die glänzende Beherrschung der Form, die Fülle der Phantasie des zwanzigjährigen Dichters Zeugnis ablegt, so leidet es doch an dem Mangel des Ueberreichtums, der allzu großen Länge. So ist es denn auch in die Gedichte nicht aufgenommen worden.

Das zweite Aprilheft desselben Jahres 1831 bringt Das Mädchen von Isla, nach Walter Scott, das auch in den Gedichten erscheint, das erste Maiheft ein nachmals unterdrücktes Gedicht „Maria Stuarts Klage", nach dem Englischen, das erste Juniheft zu unserer großen Ueberraschung eine Verdeutschung der ersten Ode des dritten Buches der horazischen Oden in vierzeiligen Reimstrophen. Das zweite Juniheft enthält dann wieder ein Originalgedicht, „Das Schiff" überschrieben; es bringt eine Reihe von Gedanken, die in einigen späteren Gedichten der ersten Sammlung reicher entwickelt werden, so daß Freiligrath dieses sein erstes Meergedicht wohl verwerfen konnte. Es ist gleich einer Anzahl früherer mit Σ. Φθ. unterzeichnet; es lautet:

Das Schiff.

Die Segel flattern, blähn sich auf,
Der Wind rauscht in den Seilen;
Fort fliegt das Schiff im schnellen Lauf —
O könnt' ich mit dir eilen!

Du eilest hin, du eilest her
Von Strande wohl zu Strande;
Ein Bote auf dem grünen Meer,
Eilst du von Land zu Lande!

Du fliegst, du schwimmst von Port zu Port,
Umstürmt bald, bald geborgen,
Von Nord gen Süd, von Süd gen Nord,
Gen Abend und gen Morgen!

O könnt' ich, Schifflein, mit dir gehn
Nach nie geschauten Fernen,

Nach andern Thalen, andern Höhn,
Bestrahlt von andern Sternen.

Wie kühlig würde mir die Fluth
Den Busen dann umwallen!
Tief unten säh' ich, roth wie Blut,
Die zackigen Korallen.

Und Fische, seltsam, mancherlei,
Die nahten Schiffes Kiele;
Sie kämen allzumal herbei
Im wimmelnden Gewühle.

Tief, tief wohl in der Wellen Blau
Säh' ich mit den Tritonen
Im kühlen Muschelgrottenbau
Den Erdumgürter wohnen;

Wie er, versenkt in süße Lust,
Des Stürmens müd', und träge,
An Amphitritens keuscher Brust,
Der Alte, schlummernd läge.

Am fernen, fernen Mohrenland
Schwämm' ich wohl auf und nieder!
Mir wehte zu vom sand'gen Strand
Der Wind der Neger Lieder.

Nachts brüllten mir ein Schlummerlied
Am Ufer zott'ge Löwen;
Mich weckte, eh' der Morgen glüht,
Der Flügelschlag der Möven.

Bald hie, bald dort, bald dort, bald hie
Würd' ich herum dann irren;
Janeiros bunten Kolibri
Säh' ich um Blüthen schwirren.

Tahitis blauer Golf, o Lust!
Wär' mir aus Stürmen Retter;
Der Landhauch trieb' mir um die Brust
Der Kokospalme Blätter.

Durch Nordens Trübe, Südens Glanz
Fort, weiter auf dem Meere!
Der Ganges zeigt' im üpp'gen Tanz
Mir seine Bajadere.

Mir lachte an der Hoffnung Cap,
Versteckt im dunkeln Laube,
Von ihren Hügeln schön herab
Constantias volle Traube.

Mich wiegte immerdar die Fluth —
Ach, seh' schon fern dich treiben!
Ade, ade! Du Schifflein gut!
Muß wohl zu Hause bleiben!

Das zweite Juliheft 1831 enthält die nachmals verworfene Verdeutschung eines Gedichtes von Walter Scott Auf das Blutbad von Glencoe. Durch zwei Hefte des August und September geht ein langatmiges erzählendes Gedicht „Die Zerstörung von Persepolis“, nicht weniger als 36 stolzgebaute Stanzen. Das Gedicht zeigt deutlich, wie Freiligrath während der Soester Zeit noch zwischen seinem eigenen Pfade und der Nachahmung fremder Dichtung schwankt. So dürfen wir an dem Gedicht vorübergehen; die beiden Eingangsstrophen teilt Freiligrath mit einiger Selbstgefälligkeit am 27. Juli 1829 einem Freunde mit; der Brief steht S. 77 meines Buches.

Im zweiten Oktoberheft finden wir in gelungener Uebersetzung ein längeres Gedicht von James Hogg, Malcolm von Lorn; Freiligrath hat wohl wegen des allzu weichlichen Inhaltes das Gedicht nachmals nicht in seine Sammlung aufgenommen, wohl aber die glänzende Uebersetzung von Coleridges Altem Matrosen, welcher wir in den beiden Novemberheften und dem ersten Dezemberheft begegnen. Das Schlußheft des Jahres bringt eine lange Ballade „Schloß Cadyow“ nach Walter Scott.

So reich das Jahr 1831 an Beiträgen von F. Freiligrath ist, so arm dagegen das Jahr 1832, wohl aus dem Grunde, weil der junge Dichter mit Eingang des Jahres in Amsterdam eingetreten war. So finden wir nur im ersten Maiheft eine schöne Verdeutschung von Wordsworths reizendem Gedicht „Wir sind unserer sieben“; Freiligrath hat sie auffallenderweise nicht in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen. Da der ganze übrige Jahrgang nichts von F. Freiligrath bringt, so ist wohl anzunehmen, daß er von da ab seine Beziehungen zu den Unterhaltungsblättern abbrach, die im Uebrigen mit Ende des Jahres zu erscheinen aufhörten.

Wie schon erwähnt, habe ich leider verabsäumt, die zu Herford im Verlag von A. Helmich erschienene schöngeistige Zeitschrift „Westfalen und Rheinland“ in gleicher Weise eingehend zu prüfen; denn auch an dieser Zeitschrift beteiligte sich Freiligrath, wenn auch allem Anscheine nach nur mit Uebersetzungen, zu schließen nach dem mir von Steele zugegangenen Jahrgang 1837. Er bringt ein Gedicht nach Lamartine, fünf nach Reboul, darunter das wunderschöne Gedicht „Der Engel und das Kind“, eines nach Victor Hugo, eines nach Felicia Hemans. Es hat keinen Zweck, für eine Zeit, in welcher Freiligrath bereits die ihm eigene dichterische Richtung eingeschlagen hatte, einzelnen Gedichten nachzugehen; mag es mit dieser Erwähnung genug sein und anderen überlassen bleiben, wenn sie es für wünschenswert halten, etwa diese Zeitschrift aus den früheren dreißiger Jahren nach Originalgedichten von Freiligrath zu durchspüren.

Und nun von dem jugendlichen zu dem alten Freiligrath, vom Dichter des Löwenritts zum Dichter von Hurrah Germania! Wie Freiligrath durch sein Glaubensbekenntnis 1844 mit der bisherigen Dichtungsweise brach und sich in die politische Lyrik warf, wie er als deren leidenschaftlicher und jedenfalls begabtester Vertreter dauernd auf die Heimat verzichten mußte, in der Schweiz und mit einer kurzen Pause Jahrzehnte lang in England verweilte und erst, als die Zeit der politischen Kämpfe durch die große Entscheidung von 1866 beschlossen war, in die Heimat wiederkehrte, um 1870 mit voller Jugendfrische seine Lieder in den Franzosenkrieg hinauszuschmettern, das ist bekannt. Nicht bekannt aber ist, daß der Mann, der sonst nicht die Gewohnheit hatte, für Fürsten zu schwärmen oder Fürsten anzusingen, unter dem unmittelbaren Eindruck der ersten Siegesnachrichten im August 1870 zu Ehren des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, des Helden von Weißenburg und Wörth, dessen Ausgang im Jahre 1888 in so traurigem Gegensatz zu seiner Heldenlaufbahn steht, ein Reiterliedchen dichtete. So mag denn, nachdem beide, der Kaiser und der Dichter, lange dahingegangen sind, dieses bisher von der Familie zurückgehaltene Lied in die Oeffentlichkeit treten, ein rasch hingeworfenes Gedicht, aber ein neues Zeugnis für F. Freiligraths warmes deutsches Herz; nur die freudig erregte Vaterlandsliebe konnte dem bis ans Ende republikanisch gesinnten Mann die Feder zum Preis eines Fürstensohnes in die Hand geben.

Die Kunde von den ruhmreichen ersten Siegen am 4. und 6. August 1870 scholl durch das Land; in tiefster Seele freudig bewegt, schrieb F. Freiligrath am 8. August folgendes Gedicht nieder:

Ein Reiterstückchen für die dritte Armee.

Trarah! Nun schwingt euch in den Sitz!
Trarah! Nun schwenkt die Mützen!
Es gilt heut nicht dem alten Fritz,
Es gilt dem jungen Fritzen!

Trarah! Bei Weißenburg und Wörth,
Wie ließ er da es blitzen!
Da machten die Franzosen Kehrt
Mit ihren Kugelspritzen!

Trarah! Nun wird bald in Paris
Sein junger Säbel blitzen!
Marsch, vorwärts! die Trompete blies!
Vorwärts mit unserm Fritzen!

mög' ihm keck
Hoch Fritz! Und wird ihm einst die Mütz'
grauem Haar noch
Auf grauen Haaren sitzen,
Dann
So avancirt der junge Fritz,
Trarah! Zum alten Fritzen!

Ferd. Freiligrath schrieb gerade in denselben Tagen an seinen Schwiegersohn Wiens in London und legte dem Briefe das Liedchen noch warm aus der Esse bei, sogar noch ohne den Wortlaut der letzten Strophe ganz festgestellt zu haben. Als der Brief fort war, kamen ihm Bedenken, die durch politisch Gleichgesinnte aus den achtundvierziger Jahren bestärkt wurden; er telegraphierte nach London, man möge bis auf weiteres keinen Gebrauch von den Versen machen; im nächsten Briefe, 22. August 1870, schrieb er dem Schwiegersohn:

> Lieber Heinz! Habe Dank für Deine willkommenen Zeilen vom 16. d. M. Ich freue mich, daß Du meinen Wink in Bezug auf das Reiterstückchen noch rechtzeitig empfingest. Du wirst inzwischen, nachdem Du das Lied gelesen, selbst herausgefunden haben, warum ich dasselbe nicht mit meinem Namen bekannt gemacht sehen mag. Ich nehme (und glaube es bewiesen zu haben) an dem gegenwärtigen Kampfe gewiß so patriotischen Anteil, wie nur irgend ein Mensch in ganz Deutschland: ich bin aber auch zugleich immer noch der alte 48er und halte fest an den revolutionären Traditionen, die mir die poetische Verherrlichung irgend welcher hoch- und höchststehenden Persönlichkeiten verbieten.
>
> Ich erkenne die Tapferkeit und die Intelligenz unserer Führer im Streite gewiß an, aber ich muß mich in acht nehmen, das in einer Weise auszusprechen, die mißdeutet werden könnte. Das blutende, mutig sich opfernde Volk thut ja doch die Hauptsache. Also haltet den Witz (denn die paar Verse sind ja eben nur dem lustigen Einfall zulieb geschrieben worden) hübsch für Euch in der Familie und verbreitet sie nicht weiter. Ich verlasse mich darauf.

So blieb das „Reiterstückchen" fortan im Pulte verschlossen, und das ist schade. Es ist zu bedauern, daß Freiligrath die frischen lustigen Strophen nicht gleich damals hinausgehen ließ, daß er der warmen begeisterten Aufwallung seines Herzens nicht folgte und sich durch übergroße Bedenklichkeit bestimmen ließ, sie zurückzuhalten; getragen von einer glücklich erfundenen Weise, wäre das Lied mitgezogen bis Paris, wäre vielleicht heute noch eine lebendige Erinnerung an jene große Zeit.

Der Apotheker von Chamouny

oder

Der kleine Romanzero.

Von Gottfried Keller.[1])

Vorrede.

In den gleichen Tagen, in welchen Heine's „Romanzero“ erschien, lief durch die Zeitungen die Geschichte von dem Apotheker von Chamouny, dessen tragikomisches Geschick dem nachfolgenden Scherze zur Einfassung dient. Die Zeitungsromanze vom Montblanc schien für ein Requiem poetischer Willkür einen guten Rahmen abzugeben und so wurde er denn, wie vorliegendes Büchlein zeigt, allmählig ausgefüllt und zwar immer in Zeiten, wo die alten „Schwarmgeister“ durch die Luft flirrten, vor und nach Heine's Hingang.

Zürich im Januar 1860.

I.

Unbefangener Anfang der eigentlichen Romanze.

In dem Thal von Chamouny
Lebten zwei geschworne Liebste
Kußvertraut und herzergeben;
Und sie lebten, wie sie's freute.

Laura hieß sie und er Bertram,
Beide waren schön und feurig;
Apotheker von Chamouny[2])
War er und zugleich ein Jäger.

Planmäßige Einführung eines Hauptmotives.

Darum hieß er froh willkommen
Die Erfindung jener schlauen,
Weißen, weichen Schießbaumwolle,
Die er reichlich nun verfertigt.

---

[1]) Die ältere Fassung der großartigen Literatur-Farce von Gottfried Keller ist in ihren Abweichungen und Zusätzen trotz aller Uebereinstimmung mit der seit 1883 bekannten Form so charakteristisch, daß der Literaturhistoriker einen Abdruck an dieser Stelle nicht ungern sehen wird. Ueber alles Weitere vgl. meine Keller-Biographie 2, 325 ff.

Zürich, März 1895. J. B.

[2]) Keller scandiert den Namen: ⏑ ⏑́ ⏑ und ⏑́ ⏑.

Wenn er nicht die Wache hatte
Nächtlich in der Apotheke
Bei dem dürren Krokodille,
Sägefisch und Straußenei,

Stand er unter hohen Tannen,
Wo der Mond den Schnee beglänzte,
Weiße Wolle in der Büchse;
Weiß stieg auch der Berg zum Himmel.

That er aber keins von beiden,
Lag er, wo's noch weißer war:
An dem trotzig wilden Busen,
An dem schlanken Leibe Lauras.

Dort vergaß er Schnee und Bären,
Krokodill und Balsambüchsen;
Denn dies Alles, Glanz und Balsam,
Fabelei und hohe Jagd,

Fand er dreimal schöner wieder
In dem Bette der Geliebten;
Die Geheimnisse und Wunder,
Fährlichkeiten, Abenteuer,

Leidenschaften, Seligkeiten
Waren unergründlich neu
In den stählern festverschränkten
Federarmen Donna Lauras.

Wenn die wilde Tiefe ihres
Wesens er nicht mehr begriff,
Und berauscht es ihr gestanden,
Schloß vergnügt sie ihre Augen,

Legt ihr Kinn auf seine Achsel,
Lächelt neben seiner Wange
Still in seine goldnen Locken,
Daß er es nicht sehen konnte.

Einstmals aber lag sein Kinn
Gleicherzeit auf ihrer runden
Marmorschulter; während Laura
In die goldnen Locken lächelt,

Eintritt des Verhängnisses.

Flüstert er in das Gewirre
Ihrer sammetschwarzen Locken,
Dicht an ihrem ros'gen Oehrchen
Zitternd: O du süße Klara!

Und sie sperrte auf die Augen,
Hörte auf zu lächeln, horchte,
Ließ die Arme etwas locker,
Fast unmerklich, um den Aermsten,

Der ob seinem Wort erschrocken,
Doch zu spät, nun mäuschenstill war.
Still blieb er den Rest der Nacht,
Daß kein Athem war zu hören.

II.

Kurze Geschichte der von Hause aus unschuldigen und harmlosen Klara.

Eine kleine süße Klara
Wohnte wirklich in dem Thale,
Doch abseits, man sah sie selten,
Eine seltne Bergesblume.

Ihre Augen glänzten tief,
Wie das Blau der Genziane,
Hochroth waren ihre Lippen,
Gleich dem Kelch der Alpenrose.

Aber wenn der schöne Bertram
Auf der Jagd vorüberstreifte,
Glühten auch die weißen Wangen
Und der Hals bis in den Busen

Reizend rosenröthlich an,
Gleich dem milden Schnee der Berge
Nach dem Untergang der Sonne.
Und der Jäger sah die Röte. —

Aber Laura sah sie auch;
Und sie setzte eine Blässe
Gleich dem Gletschereis dagegen,
Welches bleich im Mondschein starret.

Wirkungsreiche Gegensätze.

Grünlich fahl erglänzet dieses,
Wenn die Mondnacht auf ihm lagert,
Und dazwischen kracht's und donnert's
Manchmal in den tiefen Schründen.

III.

Zunehmende Entwickelung jenes Hauptmotives.

Romantische Ausführung.

Eine lange warme Binde
Strickte Laura nun für Bertram,
Nahm dazu die feinste Wolle
Von der Iris sieben Farben.

Künstlich ließ zu Schlangenringen
Sie die Maschen sich gestalten;
Und die schwarzen Fischbeinnadeln
Tanzten eifrig in den Nächten,

Wo der Liebste, wie er sagte,
In's Gebirg auf Anstand ging.
Als die schöne Binde fertig,
Nahm sie viele Schießbaumwolle,

Weiß und zart, die nach und nach
Sie aus Jägers Tasch' entwendet;
Damit stopft sie dicht die Binde,
Daß sie noch viel wärmer wurde.

Romantisch tödtliche Schalkheit einer Eifersüchtigen.

Eines herbstlich kühlen Morgens
Als sich Bertram von ihr trennte
Schlang sie diesen warmen Zierrath
Kosend zweimal um den Hals ihm.

Und die bunten Zipfel fielen
Stattlich nieder bis zum Gürtel,
Daß er aussah wie ein Brite,
Der den Montblanc will besteigen.

Freute sich des warmen Schmuckes
Für die Jagd an Wintertagen;
Die Besorgnis jener Nacht
Schwand nun ganz aus seinem Herzen.

Männiglich hat ihn bestaunt in
Chamouny, wo er einherging,
Und am Abend selben Tages
Spielte Klara mit der Binde.

Scharfe Pointe.

IV.

Traurig wackelte der Sägfisch
Im Gewölb der Apotheke,
Traurig war der Apotheker
Und er wußte nicht warum.

Stimmungen

Denn daß wegen ihrer Sünden
Ihnen unbehaglich wäre,
Dieses kommt den schnöden Männern
Leider niemals in den Sinn.

und moralische Entdeckung.

Zwischen zwei geliebten Frauen
Unstät wie ein Weberschiffchen
Flog sein Herze hin und wieder,
Daß es irr und schmerzlich wurde.

Und im Ueberfluß beschlich ihn
Das Gefühl der nackten Armuth,
Als ob er sich selbst verloren;
Auch sah er kein Ende ab.

Aber Laura sah das Ende,
Wußte, daß die Todesschlange
Lauernd ihm am Halse liege
Und des Funkens ruhig harre.

Und sie selbst glich dieser Schlange;
Alle Reize ihrer Schönheit,
Alle Farbe ihres Witzes
Ließ erhöht sie wechselnd spielen,

Wärmte Bertram mit den Gluten
Der in Haß verkehrten Liebe,
Wie man einem armen Sünder
Gern das Henkermahl gestattet.

Ja, in seiner tiefen Trauer
Und in seiner Todesweihe
Liebte sie ihn wie ein Kleinod,
Wie die Schlange das Kaninchen.

Leidend ließ er es geschehen;
Aber all' das tolle Treiben,
Die gespenstigen Manieren
Und des Todes krause Wollust

Romantische Stimmungen

Trug er aus der Kammer Lauras
In die stille Kammer Klaras,
Klaras mit den unschuldvollen
Blauen Genzianenaugen.

und weitere Verwicklungen.

Und in ihre stille, reine
Quellenklare Mädchenliebe
Streute er die Leidenschaft
Der Verzweiflung und der Sünde.

Wie wenn man ein junges Täubchen
Speis't mit weingetränktem Brode,
Oder eine weiße Rose
Taucht in schwärzlich rothen Wein,

Gleichnisse und

So verlor sie Halt und Farbe
Ihrer eignen guten Art;
Ohne Schuld und deren Ahnung
Zeigte sie die Art der Schuld'gen.

Doch der zarte Körper folgte
Nicht der oktroyirten Richtung;
Er ging seine eignen Wege
Auf den Kirchhof Chamouny's.

pikante Wendung.

V.

Auf dem Kirchhof in Chamouny
Liegt ein Grab, ein kleines Wäldchen
Steht darauf von hochgewachs'nen
Engverschränkten Alpenrosen.

Bedenklicher Dualismus auf einem Mädchengrabe: romantische Ausführung und Beschreibung desselben.

Kleine Däumlingsgemslein weiden
In dem Innern dieses Wäldchens,
Kleine Brummebärchen reiben
Sich vergnüglich an den Stämmchen.

Niedlich kleine Amoretten
Jagen nach den wilden Thieren,
Aus Versehen schießen sie
Christenelfchen in die Herzchen.

Heidnische und christliche Dämonen.

Christenherzen gleichen freilich
Auch den Bären, die sich kratzen
Wo sie's juckt und den erdrosseln,
Der sie im Geschäfte stört.

Ungehörige Einschaltung, eben so trivial, als gemein.

Und in einem Baumeskrönlein
Hat ein Gnom sich angesiedelt,
Zwischen purpurrothen Blüthen
Ein Kapellchen sich gebaut,

Fortgang der Erzählung.

Lässet dort zu Gottes Ehre
Jeden Tag ein Glöcklein schallen,
Daß es lieblich in dem Wäldchen
Mit dem Jagdhorn harmoniret;

Hält das Hochamt, peitscht den Rücken
Mit dem langgeflocht'nen Bärtchen,
Welches er beim Bibellesen
In das Buch als Zeichen legt,

Wenn er merket, daß ihn schläfert.
Alsdann schläft er vor der Bibel,
Denn er legt sich nie zu Bette;
Aber aus dem Baume schlüpfet

Nächtlich leise eine Dryas,
Nestelt auf sein langes Bärtchen,
Kämmt und salbt und flicht es neu,
Zierend es mit rothem Bändchen.

Kraut ihn sachte hinter'm Ohre,
Daß er gar behaglich träumet,
Knurrt und schnurrt gleich einem Kätzchen,
Bis das Nymphchen lachend weghuscht.

Und am Morgen schreibt er zierlich
Auf das feinste Pergamentchen
Ein Legendchen mit gemalten
Goldenen Initialen:

Wie die Königin des Himmels
Ihm allnächtlich sei erschienen
Und sein Bärtchen hab' geflochten
Und mit frischem Band geschmücket.

Und er hängt die bunten Blätter
Auf zum Trocknen an die Zweige
Rings um seine luft'ge Zelle,
Daß sie in der Sonne flimmern.

Und er weiht sein Gotteshäuschen
Nach dem zarten Wunder fromm
Uns'rer lieben Frau vom Bärtlein.
In dem Bäumchen lacht die Dryas,

Daß das Stämmchen sammt der Krone
Wild sich schüttelt und die Kelche
Ihren hochgefüllten Thau dem
Mönchlein auf die Glatze gießen.

Also spukt die tolle Wirthschaft
In dem Wäldchen auf dem Grabe;
Manchmal rauschen alle Wipfel
Vom Gelächter der Dryaden,

Gemslein springen, Bärlein brummen,
Jäger jagen, Hörner schallen,
Pfeile schwirren, Elfen seufzen
Und des Paters Glöcklein bimmelt.

Doch das Grab ist hohl und leer.
Hoch am Montblanc ragt ein Zacken
Lautren Eises in die tiefe,
Kalte, blaue Himmelsdecke.

Die Fabel eröffnet neue, tiefsinnige Allegorieen.

In der klar durchsicht'gen Säule,
Die in's Thal wie Silber glänzet,
Sitzt gebannt und eingeschlossen,
Bleich und still die todte Klara.

Schilderung der Lokalitäten, in welchen eine eigentümliche Klasse von Sündern nach ihrem Tode gereinigt wird.

Dorten büßt sie die Manieren
Der Verzweiflung und der Sünde,
Die sie bei unschuld'gem Herzen
Einst auf Erden angenommen.

Nämlich diejenigen Menschen, welche durch unterschiedliche Zufälligkeiten, bei einem sonst löblichen Innern, zu einem schlimmen Aussehen gerieten und sich als Taugenichtse gerirten,

Denn die Schlimmen, die mit frommen
Worten einst die Welt betrogen
Mit Manieren der Gerechten,
Braten ewig in der Hölle.

Doch die Guten, die in schlimme
Sitten einst sich eingehüllet,
Müssen sich von diesen rein'gen,
Bis sie weiß sind, wie der Montblanc.

Nicht der Wolf im Lämmleinspelze
Ist allein ein schlimmer Tartüff,
Auch das Lamm im Tigerfelle
Macht sich großer Sünde schuldig.

Und der ganze Berg ist mit
Solchen Büßenden bevölkert,
Die für böse Teufel galten
Und im Herzen Lämmchen waren.

ferner solche, welche blos aus einer schiefen Richtung ihres Ehrgeizes hinieden ein böses Teufelthum zur Schau trugen, während sie innerlich mehr gute Teufel waren.

An den himmelhohen Wänden,
Auf den wolkigen Gesimmsen
Steh'n sie längs im Eis gereihet
Gleich des Apothekers Büchsen.

Manch ein pfiff'ger Macchiavelli,
Manch geriebner Staatsminister,
Der als Schlaukopf sich gerirte
Und im Grund ein Esel war,

Gute Hausväter, aber gefährliche Staatslenker.

Manch ein rother Kopfabschneider,
Der kein Hühnchen würgen konnte
Und den Finger dumm emporhielt,
Wenn er sich darein geschnitten,

Theoretische Blutrichter, aber friedliche Liebhaber einer heilen Haut an aller Kreatur,

Mancher Spötter, der mit alten
Witzen alte Frauen schreckte,
Doch vor witzgen Schicksalspfeilen
Ernsthaft und empfindsam floh:

und verrufene Spaßvögel, die gar keinen Spaß verstehen und es nicht so schlimm meinen, wenigstens mit sich selbst nicht,

Alle solche Teufelsbraten
Werden auf die angeborne
Unschuld des harmlosen Herzens
Hier gemüthlich reduziret.

u. s. w.

Das Kristallhaus Klaras aber
Schmilzt schon an der Sonnenseite;
Bald wird in den blauen Aether
Ihre Lichtgestalt entschweben.

Doch ihr Eiszapf schließt sich wieder;
Klaras Purgatorium
Ist zum Voraus schon bestellet
Ach! für einen deutschen Dichter,

Hier nähert sich der kleine Romanzero stark seinen Absichten.

Dessen Tod die Welt belauschet,
Höll' und Himmel still erwarten;
Doch der letzt're wird ihn haben
Und am Montblanc putzen lassen.

VI.

Im gebenedeiten Jahre
Achtzehnhundert ein und fünfzig
Füllte Deutschland ein aufdringlich
Scharfer Duft von Patschuli,

Eine ungemessene Abschweifung beginnt, welche den polemischen Teil dieser romantischen Dichtung enthält.

Als die Gräfin Ida Hahn-Hahn
Mit Geräusch katholisch wurde;
Was dies heißen will, weiß Jeder,
Der im Traum pferdlos geritten.

Hochgestellte Reformirte
Nun turnirten mit der Gräfin,
Und das kräft'ge Lutherthum
Stritt mit einem kranken Weibe.

Das Erscheinen des großen Romanzero wird hier und im folgenden beschrieben.

Und im selben Jahre stieg
Eine Wolke Rosenduftes
Auf gen Himmel, und dazwischen
Roch's nach jungem Most von Chios.

Denn nach vielen glaubenslosen
Und verpönten Heidentagen
Dachte sich mit höchstem Glanze
Heinrich Heine zu bekehren.

Und er baute kunstreich einen
Berg aus griech'schen Tempeltrümmern,
Den behing er mit Tapeten,
Wundervoll gestickt in Seide,

Wo auf glänzend grünem Rasen,
Abgetheilt durch Silberbäche,
Mit Granat- und Mandelbäumchen
Auf das Artigste besetzt,

Ein Gewimmel sich bewegte
Bunter menschlicher Figuren
Von der allerfeinsten Hosen-
Träger und Pantoffelarbeit:

Schwarze Nonnen, hüllenlose
Weiße Nymphen, braune Mönche
Ritter und brokatumstarrte
Frauen mit geschwung'nen Hüften.

Heil'genscheine und Agraffen,
Kreuze, Kämme, Säbelscheiden
Und das Licht der blonden Haare
Waren ächt in Gold gewoben.

Und in brennendrother Seide
Glänzten all die schönen Lippen;
Doch das Fleisch in blasser Seide
Mahnte an Pariser Trikot.

Doch die Tropfen hellen Blutes,
Welche mancher Brust entquollen,
Waren köstliche Rubinen
Und die Thränen ächte Perlen.

Ebenso der Thau der Blumen;
Er bestand aus Solitären;
Jeder Jude nähm' die Sachen
Unbedenklich in Versatz.

Die Tapeten hingen etwas
Schlottrig auf dem griech'schen Schutte,
Mancher Ritter hingefaltet,
Wie ein alter Unterrock.

Ein Rabbiner zeigte schrecklich
Wie ein Dromedar zwei Höcker;
Dieses waren zwei verborg'ne
Mächt'ge Karyatidenbrüste.

Einem schmalen Schmachtetasso
Ragte lächerlich ein Hängbauch,
Weil er über eines Satyrs
Dickes Steingesäß gespannt.

Also war der Berg beschaffen
Und der Dichter rief dem Volke;
Ein brillantes Publikum
Sammelte sich auf der Fläche:

Beschreibung eines gewissen Publikums,

Ritterschaft der Gourmandise,
Bourgeoisie des falschen Witzes
Mit der Serviett' im Knopfloch
Und dem Stocher in den Zähnen,

welches mit witzigen Brocken

Aufgeputzte Hungerschlucker,
Schnüffelnd in den dünnen Lüften
Nach dem Flug gebratner Tauben
Eines Witzes à tout prix;

und mit Schnurrpfeifereien an der Nase herumgeführt wird.

Jungfräuliche dumme Jungen
Flüsternd: Ach, der schlimme Heinrich!
Oder alte Amateurs,
Die mit Grund den Schein verehren.

Eine beiläufige Betrachtung.

Denn der Pfeil des wahren Witzes
Ist aus ganzem Holz geschnitten,
Und er birgt den feinen Markstreif
Innerer Berechtigung,

Fährt nicht tückisch in den Rücken
Oder tölpisch in den Bauch,
Auch nicht zwecklos in den Stiefel,
Sondern in das Herz der Sache.

Weitere Thaten.

Als die Völker nun versammelt,
Da bestieg er, ein Bouquet
Frischer Blumen in den Händen,
Feierlich den hübschen Berg,

Lächelt' lieblich von der Höhe,
Warf den Blumenstrauß herunter,
Nahm die schöngeschweifte Lyra;
Stille ward es plötzlich unten.

Und er griff mit weißer Hand
In die schöngeschweifte Lyra,
Rührte rasch die neuen Saiten,
Daß sie blitzten im Ertönen

Gleich dem sonnigen Geflimmer
Eines Quells auf Frühlingsbergen;
Schön ist's, wenn die junge Sonne
Spielet auf den Wassersaiten.

Diese Weise kennt er wohl,
Und sie wird ihm nachgesungen
Auf den rhein'schen Uferbergen,
Auf des Meeres fernen Dünen;

Und der Studio im Grünen
Singt sie, wenn die Lust ihn rühret.
Jetzo aber spielte Heinrich
Hastig ein Präludium,

Eine Verkündung Gottes nach neuester Mode.

Riß die Finger durch die Saiten,
Und im gleichen Zug mit Grazie
Schwenkt die Hand er in die Lüfte,
Schlug ein Schnippchen, rümpft die Nase,

Und, indem der Ton verklungen
Und die Nase sich verzogen,
Rief er aus den Namen Gottes,
Dekretirt das höchste Wesen.

Seit der Advokat von Arras
Das Vergnügen sich gewährte,
Aus dem souveränen Witze
Eine Gottheit zu verfassen,

Hatte (freilich ausgenommen
Master Smith, Haupt der Mormonen,
Der im Westen ganz gemüthlich
Auch ein bischen komponirte)

Niemand solcherlei Genüsse
Sich gestattet. Angenehmes
Grauen fuhr in die Gebeine
Der Blasirten, die da unten

Sehnlich auf den Witz geharret.
Aufgehoben ward zum Spasse
Wiedermals der elegante
Kammeratheismus, lustig

Gährt's und brodelt's in den Häuptern,
Und goutirt ward das Vergnügen
Mytholog'scher Urzustände,
Welche Götter einst gebaren.

Tausendfach entstanden Götter,
Die sich in den Haaren lagen,
So viel Köpfe, so viel Sinne!
So viel Herzen, so viel Götter!

Fische zeugen keine Vögel, — Abermalige Betrachtungen
Feigen wachsen nicht auf Disteln,
Närr'sche Menschen, närr'sche Götter!
Keiner kann aus seiner Haut!

Keiner kann aus seiner Haut; — von Streit und Geräusch
Aber unverschämt ist Jeder,
Jeder tanzt auf seinem Seile,
Seine kurze Spanne Zeit!

Jeder schnappet nach dem Andern,
Schreit und ruft: Ich tanze gut!
Schreit und fällt und — hält das Maul
Nun durch alle Ewigkeit.

Denn des Schweigens hohe Schule — und endlicher Stille.
Ist das Grab, und Christ wie Heide,
Pfaff und Hanswurst, alle Schreier
Lernen schweigen unter'm Gras.

VII.

Doch im Ernst zu reden, Heinrich — Eine Krankengeschichte.
Heine war mit Pein geschlagen,
Und er lag in tiefen Schmerzen
Auf dem vollen Lorbeerkissen,

Auf dem drallen Lorbeersacke; — Vom Ruhme
Theuer ist ein solches Bett,
Fährlich ist ein solcher Hausrath,
Sei's zur Hochzeit, sei's zum Sterben.

Hochzeit hat er wohl gehalten
Auf demselben Lorbeerbette
Manche Nacht; jedoch es nun
Ging an's Sterben, mocht' er nicht,

Und verfiel dem unvermeidlich — und anderen, minder angenehmen Dingen.
Menschlichen Gedankengange
Der Gebrechlichen und Kranken,
Wie noch Manchem wird geschehen.

Wer da stirbt, der wünscht zu leben,
Wer da hungert, wünschet Brod;
Aber macht der Wunsch ihn satt,
Und ist Keiner noch verhungert?

Ein Narr fragt bekanntlich mehr,
Als zehn Weise wissen können;
Doch Ein Menschenherz wünscht mehr,
Als zehn Götter geben können.

Frage die verschmähte Liebe,
Ob ihr Wünschen sei Gesetz?
Und mit Thränen wird sie sagen:
Leider nein! Niemand befolgt es. —

Philosophie der Geschichte in zwei Versen.

Ueber sich hinaus zu schnappen
Ist des Menschen große Gabe,
Die ihn von dem Thiere scheidet,
Ist die Hälfte der Geschichte;

Von dem Schnapp zurückzukommen
Der Geschichte andre Hälfte,
Welche anfängt zu beginnen.
Doch zurück zu Heinrich Heine!

Fragen ohne Antwort.

Sind die grünen Bäume weiser
Oder jene, welche dorren?
Pfeift der Vogel, der den Pips hat,
Schöner, als wenn er gesund ist?

Heinrich Heine hat den Pips,
Und der Tod ist ihm verschrieben;
Ohne sich nun zu geniren,
Wendet er sich gleich zu Gott,

Seine Seele zu versichern;
Denn er hat sich nie gezieret,
In dergleichen zarten Sachen
Nie ein Freund vom Resigniren.

Und er hebt sich mitternächtig
Schwankend von dem Schmerzenslager,
Hüllt sich in das weiße Lacken,
Zieht ein langes Lorbeerreis

Aus dem Kissen seines Ruhmes,
Schlingt es zierlich ineinander
Um den schöngewölbten Scheitel;
Auch das Büchlein Romanzero,

Fromm in schwarzen Sammt gebunden
Und mit feierlichem Goldschnitt,
Nimmt er zwischen beide Hände;
Und er macht sich auf zu Gott.

VIII.

Auch eine Himmelfahrt Heinrich Heines.

Mitternächtig wandelt er
In dem Lacken, mit dem Buche
Auf dem wunderbaren Pfade
Und spazieret gravitätisch

Aus der guten Welt hinaus.
Wo die letzten Lebensbäume
Säuselnd an dem Wege steh'n
Und die letzten Silberwölkchen

Er verläßt die wirkliche Welt.

Durch die grünen Kronen weh'n,
Sitzet dort die Nachtigall
In dem luft'gen Laub verborgen,
Und sie singt mit süßem Spotte:

„Tio tio tio tüüh!
Heinrich Heine will nicht sterben,
In den Himmel will er gehen,
Und ist doch die Welt so schön!"

und die Kreaturen verspotten den ungern Scheidenden,

Zornig nimmt er einen Stein
Wirft ihn nach des Baumes Krone;
Doch die Nachtigall erhob sich,
Welteinwärts entfloh sie lachend.

was ihn ärgert.

Und ein kleines Stückchen weiter
In dem letzten Wassertümpel,
Der im letzten Sternchen schimmert,
Sitzt ein lautvergnügter Frosch.

„Kroax kroax, ruft er fröhlich,
Zweimal ist im Jahr nicht Kirchweih!
Besser ein lebend'ger Hund,
Wahrlich, als ein todter Löwe!

„Mehr ist ein lebend'ger Frosch,
Als ein todtes Menschenherz!
Heinrich Heine will nicht sterben.
Kroax kroax! lacht ihn aus!"

Heinrich strampelt in den Tümpel,
Um das Fröschlein platt zu treten;
Doch das tauchet gurgelnd unter
Und stößt Blasen in die Höhe,

Die noch leis des Armen spotten.
Jetzo ist er ganz am Rande,
Wo auf allerletztem Schöllchen
Nächtlich schwarz ein Heimchen zirpet:

„Zirpe zirpe zirpe zirp!
Dichterherz und Heimchenleben
Brechen, wenn sie ausgezirpet —
Heinrich Heine, wo hinaus?"

Heftig spuckt er nach dem Heimchen;
Doch es springt ihm auf den Kopf,
Und um dort es zu vertreiben,
Schlägt er einen Purzelbaum

Wüthend zweimal oder dreimal
In das leere Nichts hinaus;
Als er wieder aufrecht stand,
Glänzt vor ihm die Himmelspforte.

Ein Uebergang vom Endlichen in's Unendliche.

IX.

Ragend in der dunklen Nacht
Stand das ungeheure Thor,
Seine eh'rnen Flügel glänzten
Wie von fernem Morgenroth.

Allegorische Beschreibung des ewigen Lebens, sehr unmaßgeblich!

Hart und kalt erglänzten sie,
Wie benetzt von Silberthau;
Dieses war der Niederschlag
Von den ungezählten Seelen,

Die hinein zu dringen strebten
Und am kalten Erz zerflossen,
Seelen, die in ihrem Leben —
Weder Meister noch Gesellen —

Von wahrhaft Glücklichen.

Nichts gekonnt und nichts ersonnen
Und hier in krystall'nen Tropfen,
Schuldlos, wie ein Frühlingsregen,
Und bewußtlos niederflossen.

Doch als unser Wandrer keck
Mit dem Büchlein Romanzero
Dreimal an die Thüre schlug,
That sie lautlos weit sich auf.

Er betrat die Dämmerhalle
Schweigender Unsterblichkeit,
Wo die Schuld des Selbstbewußtseins
Bittersüß den Geist beseligt.

Denn, was Einer einst geschaffen,
Schwindet hier in Nichts zusammen
Gegen das, was er nun einsieht
Und was dort er unterlassen.

Schweigsam und beinahe mürrisch
Geh'n die Meister auf und nieder,
Denkend an die vielen Böcke,
Die sie schmählich einst geschossen.

Er geht gar nicht so hoch her!

Und ihr irdisch Thun und Wirken
Liegt so duftig leicht beisammen
Wie ein Bündel trockner Blumen,
Reu' und Sehnsucht nur erweckend.

Reu- und sehnsuchtsvoll verbessern
Sie die Werke ihrer Tage;
Jeder spinnet in Gedanken
Eifrig seine Welt nun fertig.

Aber nichts wird mehr gedruckt
Und noch weniger „besprochen“;
Alles bleibet schattenhaft,
Und sie selber sind nur Schatten.

Keinen einz'gen schlechten Vers
Können in der That sie ändern,
Und die dämlichsten Gedanken
Bleiben leider nun unsterblich.

Betrübliche Thatsache.

X.

Weitere Beschreibung eines ziemlich mageren Gegenstandes.

Unabsehbar war der Raum
Und mit feinem Duft erfüllet,
Der sich dämmernd weit ergoß
Und die Schatten leicht umhüllte.

Dünn gesät spazierten sie
Weithin durch dies ew'ge Leben,
Und den Dunst erhellte Jeder
Farbig um sich in die Runde,

Spiegelnd drin sein einsam Denken,
Malend drauf sein Welterinnern.
Wie in ird'schen Nebelnächten
Da und dort Laternenträger

Durch die stillen Gassen gehen,
Gingen die berühmten Herren
An einander hier vorüber,
Jeder still im eig'nen Scheine.

Doch als Heinrich nun erschien,
Rochen sie sein rothes Blut
Und den Flachs von seiner Leinwand
Und den Lorbeer seines Hauptes.

Ja die trock'nen Lorbeerblätter,
Die auf Erden einst gewachsen,
Auf bethaut' lebend'gen Fluren,
In besonnten grünen Hainen,

Ach, sie dufteten allmächtig
Und gewaltig durch die Räume,
Daß ein lüstern' und ein sehnlich'
Späh'n und Wittern rings begann.

Heine begegnet einen alten Bekannten,

Gleich am Eingang wacht' ein Schatten
Jählings auf aus stillem Brüten;
Und es war der edle Platen,
Plötzlich hub er an zu singen:

bei dem er nicht viel ausrichtet.

„Lorbeer wächst auf meinem Grabe,
Und das Grab liegt an dem Meere,
Das da blaut so tief und himmlisch
Und wie Gottes Seele leuchtet!

„Ehr- und Freiheitsliebe trank ich
Aus demselben klaren Brunnen;
Denn mein Herz vertrug nicht Beides:
Dichter und ein Hund zu sein!

„Manch ein schön und silberklingend
Lied gelang mir im Gesang:
Und mein Schatten wallt nun glänzend
Jenes deutsche Volk entlang!"

Zornig stutzte unser Heinzchen
Und ersah den stolzen Schatten.
Und er rief mit hellem Aerger:
„Also rühmst du dich noch immer?“

Doch mit duft'gen Geisterhänden
Winkte Jener ihm zur Ruhe,
Und fast traurig sang er weiter:
„Schmäher! wohl erkenn ich dich!

„Aber laß, o Thor! dir sagen:
Nichts auf Erden, noch im Himmel
Wird durch Worte je erzwungen;
Was er ist, das gilt ein Jeder,

„Gilt ein Jeder doch am Ende
Und kein Jota mehr noch minder!
Keine Witze und kein Selbstlob
Können einen Mann vermindern,

„Oder einen Werth erhöhen!
Und kein Eifern hilft, kein Schmähen,
Auch kein Rühmen und kein Lügen:
Was er ist, das gilt ein Jeder!

„Hier in dieser kühlen Luft
Wird kein Narrenwerk getrieben;
Jeder weiß, woran er ist,
Und die Willkür hat ein Ende!“

Diese himmlische Moral,
Ach! so einfach und begreiflich,
Nicht verstand sie Heinrich Heine,
Denn noch war er ja nicht todt!

Schnöd erwiedert' er dem Schatten:
„Dies verlangt' ich nicht zu hören!
Sag' mir lieber, wo ist Er,
Unser aller Herr und Meister,

„Der die Welt sammt allen Meistern
Hat erfunden und geschaffen?
Ich bin unwohl und ich möchte
D'rum zum rechten Doktor gehen!“

Doch mit leichten Geisterhänden
Winkte Jener ihm von hinnen,
Schüttelte das Haupt und schwieg,
Sich in lichte Nebel hüllend.

XI.

Er sieht verschiedene große Meister.

Murrend ging Herr Heinrich weiter,
Viele kurze Menschenschritte;
Er passirte manche farbig
Hingehauchte Nebelwelt,

Die ein mehr und minder großer
Todter emsig um sich spann.
Da gewahrt' er eine starke
Lieblich heit're Säule Lichtes,

Die in allen Farben strahlte
Und von tausend Bildern lebte.
Felsgebirg und gold'ne Auen,
Festes Land und weite Meere,

Land und Leute, Meer und Schiffe,
Grüne Bäume, kecke Männer,
Liebe Frau'n und weiße Wolken
Und die zahllos schlanken Thiere:

Ei! das zog und flog so fleißig,
Rasch und fleißig unablässig,
Klug und innig, sacht und leise,
Ruhig strahlend in einander,

Daß ein blindgebornes Auge
Daran wäre sehend worden.
Doch wer schafft und webt das Alles?
Zwei weitoff'ne Sonnenaugen

Webten, webten unermüdlich,
Wie zwei gold'ne Schwesterspinnen.
In der Mitt' all dieses Mährchens
Glühte dieser Doppelstern.

Und es webt sich und es dreht sich —
Plötzlich aber steht es still.
Und der ganze Spuk verschwindet,
Bis auf diese Zauberaugen,

Angehörig einem schönen,
Alt und hohen schlichten Mann;
Ohne Reu und heiter steht er,
Und er sagt: „Hier wehet Erdduft!“

Heine grüßet: „Dieser kommt von
Mir, o großer Herr und Goethe!
Doch entschuld'ge, daß zugleich ich
Auch nach Medizinen dufte!“

Jener drauf: „Sie riechen lieblich!
Und ich seh' die vielgeliebten
Pflanzen all' der Höh'n und Tiefen
Mit den duftig feinen Oelen,

Der große Goethe wird durch Heines Arzneigeruch nur an die blühenden Gewächse der Erde erinnert.

„Mit den heilsam edlen Salzen;
Duft'ges Harz in laut'ren Tropfen
Seh' ich in der Sonne blinken.
Sehet jenen weißen Tropfen!

„Wie Krystall hängt er am Baume,
Gelbes Licht durchblitzt ihn fröhlich
Und es wird azurnes Blau. —
Froh und lehrreich war die Erde!“

verfällt auf seine alten physikalischen Schnurren, auf die Farbenlehre

Er versank in tiefes Sinnen;
Und dann sprach er, leicht erseufzend:
„Eines nur bereu' ich dennoch,
Aber wahrlich nur das Eine!

„Die Geschichte mit den Weibern
Ließ ich mir zu Herzen gehen,
Und von Anfang bis zum Ende
War mein Blut zu ernst und ehrlich!

und schließlich auf die Weiber. Die Gedanken, welche er über diese Materie äußert, werden dem Verfasser als unächt und paradox ausgelegt werden.

„Wo ein Herz ist, wie das meine,
Da versammeln sich die Raben,
Raben mit den schönen Augen
Und den anspruchsvollen Schnäbeln.

„Und ich ward um mich betrogen
Von den Kleinen, von den Großen,
Und am Ende war ich König
Aber ohne Königin!“

XII.

„Allzu gut ist gar nicht gut,
Golden ist die Mittelstraße!“
Rief ein andrer hehrer Schatten,
Der sich unversehens nahte.

Schiller gesellt sich hinzu und sagt seine Meinung.

„Feurig wußt' ich auch zu singen,
Aber ohne mich zu brennen.
Spärlich war mein Liebeskummer,
Niemals raubt' er mir den Schlaf.

„Danklos Schmachten liebt' ich nicht;
Aber als ein munt'res Schwäblein
Ging ich handlich an das Freien.
Spaß ließ ich mir nicht gefallen.

„Also baut' ich meinen Herd,
Saß daran und schürt' und schaffte,
Und zunächst am hellen Feuer
Saß mir gar ein holdes Weib.

„So verlor ich keine Zeit,
Und das Herz war mir beruhigt;
Nöthig war mir diese Weise,
Denn mein Leben war zu kurz.

„Wohl die Hälfte meiner Bahn
Ist mit Sternenlicht gezeichnet;
Doch das End', das mir entrissen,
Bleibt ein diamant'nes Räthsel.

„Schön und köstlich ist das Räthsel.
Und es schimmert mir zum Ruhme.
Doch zu kurz war mir das Leben!
Klag' und tanz' mit mir, o Bruder!"

Nämlich der Gedanke an das, was er bei längerem Leben noch geleistet hätte. Das Unbekannte glänzt in geheimnißvollem Lichte.

Und vereint begannen Beide
Sich in Einem Kreis zu drehen,
Und sie webten Ein Gewebe
Wie mit tausend Weberschiffchen,

Daß Gestalten an Gestalten
Leuchtend sich vorüberjagten
Und die beiden guten Helden
Dicht in ihre Kreise hüllten.

Mit im Tanze ging Mephisto,
Transparent, wie glüh'ndes Eisen,
Eine weiß erglühte Klinge,
Eben aus der Ess' gezogen!

Und so grimmig war der Teufel:
Heinrich wäre fast gestorben.
Er, der selber prahl'risch glaubte
Weidlich schlimm und bös zu sein.

Trotz seiner pikanten Gesinnungsweise findet Heinrich doch, daß es pikantere Gesellen schon vor ihm gegeben hat, welche mit mehr Ruhe auch einen „starken Tabak" rauchten.

Solcherlei Gedankenstärke
Wollt' ihm nimmermehr behagen —
„Hier ist nicht zum Wort zu kommen!"
Brummt er und begab sich fürbas.

Dies gefällt ihm nicht.

XIII.

Als er lange Zeit gegangen,
Sah er einen einzlen Mann
Ohne Schein und Bilder gehen,
Fest und dunkel schritt der hin.

Lessing erscheint.

Lessing hieß der tapfre Waller
Mit dem kräft'gen Zopf im Nacken;
Freudlos, doch auch kummerlos,
Fest und dunkel schritt er hin.

Und er summte diese Worte:
„Was ich werth bin, weiß die Welt.
Was sie werth ist, weiß ich auch.
Das ist meiner Weisheit Ende!

„Vom Bedürfniß müd gehetzt,
Sehnte sich mein Sinn nach Gold,
Ach, an dem wir alle hiengen,
Einen Hauch von Glück zu kaufen!

„Daß ich mich nach Golde sehnte,
Ruh' und Frieden nur zu kaufen,
Das verzeih' der Welt ich nimmer,
Die mich hämisch dazu zwang.

„Nicht verzeih' ich's! aber zornlos,
Ohne Groll mag ich es sagen.
Denn Verzeih'n und nicht Verzeihen,
Keines rühret mehr mein Herz!

Mild und streitbar, Mann und Kind,
Sah ich in der Nacht die Sonne;
Ewig geh' ich mit der Helle
Eines frühen Morgensterns."

„„Lieber Mann! Könnt Ihr mich weisen:
Ist der liebe Gott zu finden
Hierum oder dieser Enden?““
Also fragt ihn unser Heinz.

Heinrich unterbricht dessen Selbstgespräch und redet ihn an.

Jener drauf erwidert freundlich:
„Was ein Mann ist, hilft sich selber.
Suchet, wessen Ihr bedürfet
Und was sich will finden lassen!

„Doch ich rath' Euch, thut die Kräuter
Dort vorerst von Eurem Kopfe!
Denn Er ist ein großer Herr,
Der sich nicht läßt imponiren!

„Ferner stellt Euch stramm und fest
Und vernichtet Euer Siechthum!
Denn, wer einem Gott will nahen,
Muß den Menschen erst verwinden.

„Könnt Ihr's nicht, so geht und sterbt erst
Und das Weit're wird sich finden! —
Gebt indessen mir das Buch dort,
Neugier quälet mich darnach!

„Ist's ein geistlich Buch?" „„Gewiß!
Les't es nur!““ sprach Heinrich foppend;
Denn weil jener kindlich blickte,
Glaubte Heinz, es sei ein Kindskopf!

XIV.

Heinrich gab den Romanzero,
Für sich selber also sagend:
„Lies, du Prahlhans! und bewund're,
Was wir heutzutage schaffen!

Ein gerechter Stolz erfüllt ihn,

„Schaffen auf dem Bett des Todes,
Abgewelkt vor Schmerz die Glieder;
Wie die Echo, fast vernichtet,
Wiederhallte laut von Liedern.

welcher nicht zu schmälern ist.

„Schau' die lust'ge Geisterflamme,
Die aus einem traurig thönern'
Lampenscherben hoch aufleuchtet,
Und dann nenn' mich einen Schwächling! —

„Suchen muß ich aber dennoch,
Wie ich einen Trost gewinne!
Unter diesen Selbstvergnügten,
Freilich, weilet kaum ein Gott!“

Suchend gieng er wieder weiter,
Als ein seltsam kühles Wehen
Und ein schneidend Windesbrausen
Ihm das blasse Antlitz fegte,

Er beginnt der Gegenstand einer sonderbaren Behandlung zu werden.

Und sein weißer Leintuchmantel
Flattert', wie ein Blatt im Sturme,
Aus dem Sturme rief ein Wesen:
„Folge mir, so wirst du finden!“

„„Endlich, endlich!““ sagte Heinrich,
„„Scheint sich etwas zu ereignen!
Seltsam schlottert mir die Seele,
Und doch bin ich guten Muthes!““

Unverdrossen und begierig
Schwankt er mit dem Wirbelwinde,
Hielt sich mühsam kämpfend aufrecht,
Ohr und Nase ward ihm eisig.

Eisig seine Nasenspitze,
Daß er an der dicken Finstre
Fast sie abgebrochen hätte,
Denn es ward erbärmlich dunkel.

Und der Wind mit rauhen Händen
Rieb so gröblich seine Ohren,
Wie kein ird'scher Schultyrann
Seiner Buben Köpfe walket.

Taumelnd, schwindelnd ächzte Heinrich:
„Ach, was sind das für Manieren!
Geht es also zu im Himmel,
Möcht' ich erst die Hölle sehen!“

Doch jetzt legte sich das Wetter;
Es begann ein feines Tönen,
Und ein lieblich rother Glanz
Strahlte ruhig durch das Dunkel.

Ein Licht scheint ihm aufzugehen,

Diesem Glanze folgt' er eifrig,
Näher kam er ihm und näher,
Bis er selbst im rothem Scheine
Glüht' wie in bengal'schem Feuer.

welchem er hoffend folgt.

Und dem Herde dieses Feuers
Stand er endlich gegenüber:
Ein Altar stand aufgerichtet
Und darauf von rothem Glase —

Ein höchstes Mysterium scheint sich zu zeigen.

Seltsam freilich und befremdlich —
Stand ein mächtig großer Teller,
Auf dem Teller eine Glocke
Von demselben rothen Glase.

Und darunter war der Glanz.
Heinrich schüttelte den Kopf;
„Solche Dinge, sprach er heimlich,
Braucht' ich grad' nicht hier zu suchen!"

Doch das Glas erklang melodisch,
Wie ein fernes Festgeläute,
Und darunter glüht es stärker,
Wie ein Sonntagsmorgenroth.

Aus der Glocke tönte jetzo
Jene Stimme freundlich wieder:
„Hebe diese Glock' empor
Und du wirst das Leben schauen!"

„„Ländlich, sittlich! sagte Heinrich,
Die skurrile Form, sie soll mich
Nie und nimmermehr verhindern,
Einen guten Kern zu suchen!""

Und er griff die Glock' am Knopfe
Keck und kühn mit beiden Händen;
Was nicht wich und was nicht wankte,
War jedoch die Wunderglocke.

Wie er zog auch und sich stemmte,
Daß ihm bald die Arme schmerzten,
Haftet' unverrückt die Glocke.
Dennoch plötzlich gab sie nach,

Und so plötzlich: auf dem Boden
Saß Herr Heinrich von dem Rucke,
Keine Glocke in den Händen,
Und kein Altar war zu sehen.

Allein der Held dieser Dichtung sieht sich gefoppt

Sondern dicht ihm gegenüber
Saß der And're, Ludwig Börne,
Der ihn so gehänselt hatte,
Und jetzt lachte wie ein Dämon.

durch einen alten Bekannten.

XV.

Doch bald hört' er auf zu lachen,
Als ihm Heinrich in's Gesicht spie.
Und erbost wie wilde Katzen,
Prusteten die Zwei sich an.

Alte Liebe rostet nicht.

Schneuzten, daß es weithin zischte.
Lessings Schatten, angelockt,
Kam herbei und sah dem Streite
Menschlich liebenswürdig zu.

Lessing erscheint abermals mit alter Lernbegierde und Theilnahme.

Doch es wollt' ihm nicht gefallen,
Schüttelte den Kopf und sagte:
„Andre Juden sah mein Auge,
Als ich meinen Nathan schrieb!

Er stellt Vergleichungen an

„Wo sind jene ruhevollen,
Wohlgesinnten Morgenländer,
Ein Spinoza, selbst mein guter,
Sanfter Moses Mendelssohn?"

welche zum Vortheil älterer Juden ausfallen.

Also sprach er; doch dann ward er
Plötzlich zornig ob dem Zischen,
Und er packte alle Beide,
Den Lebend'gen und den Todten,

Und übt sich unversehens in alten Praktiken.

Beide mit der einen Faust,
Hielt am Kragen in die Luft sie,
Wie ein Jägersmann zwei Hasen
Fröhlich den Gefährten zeigt.

Und er rief: „Ihr Schwerenöther!
Welche köstlich schönen Gaben
Habt ihr nicht verzischt, verschliffen,
Welch' ein Pfund habt ihr vergraben!

„Was wir uns'rer Zeit kaum ahnten,
Solche Federkraft der Schönheit
Sonnbeglänzter Stahl der Sprache,
Welch' ein Witz war Euch gegeben!

„Doch ihr war't nicht Schwerterschmiede,
Sondern Scheer- und Messerschleifer,
Nadler; und mit Nadelstichen
Habt ihr klein genug hantiert!

„Fast so klein, daß jeder Schneider
Fähig ist, Euch nachzunähen;
Und es pfeifet manches Bübchen
Unverdrossen euer Lied!"

Also grollt' er und er schüttelt'
Abermals die beiden Zappler,
Die sich unversöhnt bekämpften
Und behend zu beißen suchten.

„Wollt ihr ruhig sein? rief jener,
Wahrlich wär't ihr nicht gekrönte
Meister, und mit Recht gekrönet,
Beide schmiss' ich in die Tinte!

„Wißt ihr, was die Tinte ist?
Seh't hier!" und mit wenig Schritten
Trug er sie zu einem Pförtchen,
Einer Art von Hinterthüre,

Die sich unversehens zeigte;
Stieß sie auf und stellte beide
Arme Sünder flugs darunter.
„Sehet hier die and're Seite

Unsers wohlbesorgten Himmels!"
Und sie sah'n im fahlen Lichte
Weißlich grau ein todtes Feld,
Das sich hier und da bewegte.

Hier erhebt sich dieses Gedicht zu wahrhaft Dante-schen Szenen.

Denn es war die Schimmeldecke
Ueber einem Tintenmeere;
Manchmal hob sie sich und zuckte,
Wie vom Kampf der Abgrundsthiere.

Einen langen Eisenhaken
Nun ergriff der tapfre Lessing,
Riß damit ein tüchtig Loch
In den weißlich grauen Schimmel,

Daß die gallig bittre Fluth
Schwarzaufquellend sich erzeigte,
Und auch stracks zwei, drei Skandäler
Auf im falben Zwielicht tauchten,

Abgebrühte Ungeheuer,
Abenteuerliche Würme,
So die triefend schwarzen Häupter
Grinsend aus den Wellen hoben.

Und dazwischen schwammen traurig
Abgebiß'ne Bein' und Arme,
Abgeschnitt'ne Menschenehren
Und zerfress'ne gute Namen.

Und der tapfre Lessing rief:
„Sehet hier die Willkürbestien!
Wie sie ewig Tinte saufen,
Alle, die nicht Recht thun mochten!

„Die's nicht konnten und nicht wollten,
Wenn sie's konnten, doch nicht wollten,
Wenn sie's wollten, erst nicht konnten!
Alle, die nicht Recht thun mochten!

Eine Strophe voll psychologischer Erörterungen.

„Dankt dem Schöpfer, ihr zwei Lümmel!
Daß er euch Talent verliehen!
Denn bei eurem sonst'gen Wesen
Kämt ihr zu den dummen Teufeln,

„Die hier in der Tinte patschen!"
Heinrich schaut' verduzt hinunter,
Sorglich seinen weißen Mantel
Vor den Tintenspritzen wahrend;

Denn sie patschten und sie plumpten
Gar zu grauslich in der Schwarzfluth;
Manchmal kamen ganze Klumpen,
Rattenkönige zum Vorschein;

Verschiedene Erscheinungen.

Manchmal jagten ganze Schaaren
Hinter einem einzeln, fetten,
Rundgeschwoll'nen Tintenmolch,
Oder zaus'ten einen Mag'ren,

Daß er noch elender wurde.
Jezuweilen schlug der gute
Lessing seinen Eisenhaken,
Wie im Traum vergang'ner Tage,

Einem Seehund auf dem Kopf.
Doch so bunt und manigfaltig
Das Gewürm sich auch bewegte,
Dennoch fehlte ihm der König,

Der es mächtig wird beherrschen.
Jener große Tintendrache,[1])
Der seit fünfundzwanzig Jahren
Nun durch Deutschland würmisiret.

Handelt von einem noch lebenden Uebelthäter, der sich und Andern längst das Leben zur Hölle macht und deßhalb dem schwarzen Sumpfe nicht entgehen wird.

Fünf und zwanzig Jahre schreibt er,
Und noch denkt er wie ein Junge!
Immer zankt er, aber taktlos,
Ungeschickt zu Schutz und Angriff.

Sogar wo er Recht hat, scheint er
Eitel Unrecht nur zu haben;
Aber wo er Unrecht hat,
Ist er völlig unerträglich.

Schlimmes Geschick.

Mit den Jungen und den Jüngsten
Keift und balgt er sich alltäglich;
Auf der literar'schen Gasse
Läuft und lärmt er unablässig.

Unruhe, Angst, Zorn und Eifer.

Kein Gewicht in seinem Herzen,
Keine Weih' auf seinem Haupte,
Wird er nie ein Herze treffen,
Ob er hundert Jahre ziele!

Persönliche Mangelhaftigkeit

Von Papier ist seine Welt
Und papieren ist sein Witz,
Nie saß er an frischen Quellen,
Er, der Mann aus zweiter Hand!

und dürftige Erziehung.

Am natürlichsten noch paßt ihm
Jene näselnde Malice;
Aber wo er brav will sein,
Zeigt er seine Eselsohren!

Natürliche Anlagen

und unglücklicher Verrath.

[1]) Karl Gutzkow.

Auf den Kopf wird er noch stehen
Und mit seiner Füße Zehen
Bücher an der Decke schreiben,
Nur um obenauf zu bleiben!

Krampfhafte Anstrengungen.

Doch dann ist die Zeit gekommen,
Wo man ihn zu aller Frommen
Endlich bei den Beinen packt
Und hier in die Tinte stecket!

Ende

Grämlich wird er auf dem Grunde
Wie die alte Seeschlang' liegen;
Aber kömmt ein neuer Tintrich,
Wird er fürchterlich rumoren! —

und ewige Pein!

An dem Meere stand Herr Heinrich,
Und es ward ihm bang zu Muthe;
Er beschaute seine Hände,
Wie die bange Lady Makbeth.

Und er rief mit schlauem Lächeln:
„Rein ist meine Hand von Tinte,
Denn schon lang schreib' ich mit Bleistift
Meine allerschlimmsten Sachen!"

Da erhielt er einen Stoß,
Rücklings, unversehns von Börne,
Daß er köpflings untertauchte
In die schwarze, bittre Nacht.

Tückische Rache.

Und mit schreckgelähmter Seele
Fuhr er endlos in die Tiefe,
Die so unerforschlich dunkelt',
Wie der Satz im Tintenfasse

Höllenfahrt

Eines schlimm obskuren Schmierers!
Plötzlich aber sah er Licht,
Hochaufathmend schaut' er um sich
In der schönsten Morgensonne.

Freundlich schien sie auf sein Bett
In der alten Stadt Paris,
Und er lag auf diesem Bette
Wohlgepflegt und ziemlich munter.

und nochmalige Gnadenfrist.

Freundliche Eckermännchen standen
Aufmerksam an seinem Lager,
Schreibbereit mit ihren Griffeln,
Die sie still im Aermel hielten,

Kein Deutscher ist so schlimm daran.
Er hat noch seinen Eckermann;
Und wo ein Faust zum Teufel fährt,
Fühlt sich das Wagnertum verklärt.

Jetzt besann er sich und sagte:
„Liebe Herrn und edle Freunde!
Nur Geduld noch! und dann bitt' ich:
Unterschiebt mir keine Witze!

„Denn soeben träumt ich seltsam,
Und ich werd' im Himmel froh sein,
Wenn ich nicht noch fremde Spässe
Einst auf dem Gewissen habe!

„Ja, mir schwanen böse Dinge:
Wenn die Säue wieder grasen
Und die tollen Tische tanzen,
Wird man mein Gespenst zitiren.

„Spuken werd' ich in Berlin,
Wo das tollste Holz wird klopfen,
Und Sottisen werd' ich sagen
Aus dem Hirne alter Weiber.

„Schmachgesellen werden kommen,
Die sich meine Freunde nennen,
Und in meine Todtenhände
Ihre schlechte Feder drücken.

„Werden so mich schreiben lassen
Oh! die schnödesten der Verse,
Und mit selben Handel treiben,
Schnöden Handel und Trafik."

XVI.

Viele Tage lag der Dichter
Witzig lächelnd noch am Sterben;
Veilchen blühten und verwelkten,
Endlich aber brach sein Herz.

Der Tod des Einzelnen tödtet nicht,

Und er starb unwiderruflich.
Seine Sterne blieben stehen,
Wie ein Uhrwerk stille stehet;
Doch ihr Glanz wird rosig flimmern,

aber der Tod Aller.

Bis all' uns're Stern' erbleichen
Und in and'rer Tage Sonnen
Eine Sage werden sein;
Denn vergänglich sind wir Aermsten!

Unterdessen aber zogen
Schwarze Rößlein seine Leiche
Durch's Gewühl der großen Babel
In die stille Todtenstadt,

Die sich auf den Höhen lagert,
In das Meer von Marmorblöcken,
Von Cypressen, Sykomoren,
Trauerweiden überwachsen,

Und von Rosen, die das Jahr durch
Einen Wald von Dornen bilden
Und nur wenig Sommertage
Blumen tragen und erröthen.

Welch ein Heervolk liegt hier oben!
Leicht und bunt, wie Waldesblätter,
Die der Hauch des rauhen Herbstes
Auf den Boden hat geschüttet.

Wohl bedarf's der Marmorlasten,
Solch ein Heervolk zu beschweren;
Denn ein Lufthauch jagte sonst
All' das Flattergebein von dannen!

Angeschürft wird das Planetchen
Nun um eines Menschen Länge
Und ein Bettchen aufgelockert
In der duftig weichen Erde.

Ja, die alte braune Mutter
Duftet freundlich in die Nase;
Und sie frißt die todten Kinder
Selber wieder, wie die Katzen!

Aber wenn sie einst satt ist, wird die Zeit erfüllt sein.

Und der Dichter, kaum versenket,
Wird von ihr mit Hast umarmet,
Und wie Goethe einst auf weißen
Nacken hat zu Rom skandiret,

So skandirt sie dichterlich
Jetzt mit Schollen auf dem Sarge,
Auch ein Schädel poltert hurtig
Auf dem Deckel zwei Trochäen.

Gelehrte Uebungen der Alten.

Aber endlich wird es stille;
Und der Hügel ist errichtet,
Und der Gute liegt beruhigt,
Unsichtbar ist er geworden,

Sie vergeistigt ihre Kinder wahrhaft bis zur Unsichtbarkeit.

Unsichtbar für jetzt und immer!
Und der Fuhrmann fährt von hinnen
Mit dem schwarzen Leichenwagen
Und den schwarz verhüllten Gäulen.

während das sichtbare Leben sich in grober Munterkeit ergeht.

Und er reitet auf dem Einen,
Läßt die Peitsche lustig knallen,
Fährt im Trab den Berg hinunter,
Daß die Tücher weit sich bauschen.

Röthlich glühet seine Nase,
Lebensfroh und luftgebadet;
An der ersten Schenke hält er,
Einen feur'gen Schluck zu nehmen.

Die Rose ist todt, es lebe die Rose!

Freunde kommen und er schwinget
Seinen mächt'gen, florbehang'nen
Trauerdreispitz voller Freuden,
Und er nimmt ein zweites Gläschen.

Doch die Stunde ist zu günstig;
Eine Flasche wird gestochen,
Auch von Beranger ein Liedchen
Singen sie geschwind dazu.

Und sie trinken und sie singen,
Bis die Sonne niedergehet;
Ihre braunen Pfeifchen glühen,
Und die Aeuglein funkeln listig.

Aber oben auf dem Berge
Röthet sich das weiße Steinmeer,
Und die Wipfel rauschen leise
Ueber einem neuen Grabe.

XVII.

Unabsehbar in der Runde
Schwimmt Paris im Abendgolde,
Das den Rauch und Duft durchflimmert,
Draus die alten Thürme ragen.

Da und dort erblinkt die Seine,
Eine Magd, die ewig wandert
Und doch nicht den Herrn entrinnet,
Die ihr an der Schürze hangen.

Dort erstrecket Malepartus
Grau verschleiert seine Zinnen,
Wo der große Rattenfänger
Seine pfiff'ge Pfeife bläs't.

Seht die Künste, die er treibt!
Wie ein Storch auf einem Beine
Steht er, mit dem Fuß des andern
Reibt er sich vergnügt die Wade.

Jetzo dreht er das Gesicht
In's Genick und bläs't nach hinten,
Gräulich anzuseh'n; nach vornen
Nickt er mit dem Hinterkopfe;

Wirft die Pfeife in die Lüfte
Fängt sie auf mit seiner Nase,
Von der Spitze bis zur Wurzel
Muß sie auf und nieder tanzen.

Wieder hält er sie im Munde;
Doch er bläs't nicht, Todtenstille
Herrschet ringsum, seine Augen
Glüh'n wie die der Klapperschlange.

Lässig spielt er mit den Fingern;
Doch es tönt nicht, stechend blickt er,
Und mit aufgeriss'nem Munde
Gafft Europia, der Maulaff!

Plötzlich gellt ein schriller Triller —
Gleich darauf wird's wieder stille,
Und Europa's Millionen
Flüstern: Hört, es hat gepfiffen!

Wenig ist's womit er wirket,
Fast zum lachen schlicht und einfach.
Denn er kennet seine Leute
Und die Dummheit schlechten Volkes.

Und die seiner Pfeife lauschen,
Die ihm in die Augen starren,
Alle wird der Teufel holen,
Wird sie holen, und mit Recht!

Kinder, Kinder sind sie alle,
Aber leider ohne Unschuld!
Und mit Recht erwürgt er Alle,
Die nach seiner Pfeife tanzen.

Eine Metze ist die Welt.
Doch ich habe stets vernommen,
Daß die Mähre schlechter sei,
Als der Reuter, der sie reitet! —

Aber hinter Malepartus,
Weiterhin im fernen Süden
Raget, in dem rothen Dunste
Glühend, eine runde Kuppel.

Pantheon hat sie geheißen
In den Tagen, die verschwunden;
Auf der edlen Rundung scheinet
Jetzt ein goldnes Kreuz zu funkeln.

Nachdem sich der Romancier auf das Eis begeben und eine dünne Stelle passirt hat, erreicht er wieder ungefährlichen Boden.

Wie's auch funkle, nur die hohle
Hirnschal' eines todten Riesen,
Deren Inhalt ist vertrocknet,
Dünket mich die ferne Kuppel.

Und vertrocknet hängen drinnen
Zwei, drei Fasern, die einst lebten;
Von Gedanken sind's Gespenster:
Voltaire, Rousseau, Mirabeau.

Und gespensterhaft erscheinet
Drüben jetzt die runde Wölbung
Als ein grauer bleicher Schemen,
Da die Sonne ist verschwunden.

Und der letzte Dämmerschein
Auf dem Gräberberg verglühet.
In der Heimath stillen Schatten
Schöner ist ein trautes Grab.

XVIII.

Westlich sank die rothe Sonne;
Doch im Osten, wo der Rhein geht
Und die deutschen Wälder schlafen,
Steht der Mond am blauen Himmel.

Das Gedicht erhebt sich abermals in die Geisterwelt.

Leise kommt der weise Wandler,
Traurig kommt der traute Träumer
Aus den Eichen, aus den Linden,
Tauchend aus dem Sängerstrome.

Und er kommt, Gericht zu halten
Weise über seinen Todten,
Und mit seinem Silberschlüssel
Schließt er auf die stillen Gräber,

Oeffnet er die Marmormäler,
Und es steigt die todestrunk'ne
Wohnerschaft rings aus der Tiefe,
Nachbar und Frau Nachbarin.

Nachbarsleut' aus Nord und Süden,
Aus dem Ost und aus dem Westen,
Unruhvoller Kirmeströdel,
Der erstarrt im tollen Tanze.

Pariser Todtenvolk.

Sieh, das Haar der Trauerweide,
Bis zur Erde niederhängend,
Oeffnet sich, aus seinem Schatten
Tritt die Tänz'rin von Granada,

Schlägt zurück den langen Mantel
Ihrer schwarzen Sammethaare,
Daß aus seinem tiefen Schatten
Arm und Busen silbern glänzen.

Und sie schlägt die Castagnetten
Mit vier weißen Todtenbeinchen,
Feine Knöchel eines Kindes,
Welche hell und lieblich klingen.

Und vom Schatten der Cypresse,
Schlank und dunkel, wie sie selber,
Löset sich des Tibro Tochter,
Die den Saltarello tanzet.

Kaum gesellt sie sich zu Jener
Mit geschwung'nem Tamburine,
Dessen Reif der Mond durchleuchtet,
So erbraust die Sykomore;

Denn aus ihren Wurzeln windet
Heftig sich die Bajadere,
Und sie schwingt sich auf die Sohlen,
Die am Ganges einst geflogen.

Mit den feinen Saffranarmen
Schlägt sie klirrend wild die Cymbeln,
Wie wenn große Nachtigallen
Wüthend ihre Schnäbel wetzten.

Bald liegt ihr Gewand am Boden,
Doch kein Aug' sieht ihre Reize;
Denn nur Einen bleichen Lichtstreif
Zeigt der Wirbel ihres Tanzes.

Von dem wilden Schall der Becken
Zittert eine hohe Tanne,
Deren Aeste, schwarz und düster,
Einen Rasen tief beschatten.

Aus dem Rasen steigt die Böhmin,
Steigt die böhm'sche Musikantin
Mit den böhm'schen Diamanten
Um den Hals und an den Armen.

An den weißen Handgelenken
Funkelt es mit sieben Farben,
Wenn sie auf der Geige spielet,
Die sie an die Schulter drückt;

An die Schulter rund und blendend,
Wie sie quillt aus grünem Sammet;
Und im Schatten starker Brauen
Glüh'n die Augen süß und dunkel.

Also zieht sie mit dem Bogen
Klagend, singend lange Töne,
Welche zitternd, immer stärker,
Endlich einen Walzer singen.

Manch gedieg'nes Muttersöhnchen
Hat sie mit dem Fiedelbogen,
Mit dem Glühn der dunklen Augen
Wortlos und behend verführt.

Jetzo rauscht es in der Fichte,
Und es knacken ihre Aeste,
Aus der wilden Krone springet
Hohen Sprungs die Amazone,

Springt die schöne Reiterpolin,
Die getanzt auf der Schabrake
Manchesmal, daß die Pariser
Außer sich vor Freuden klatschten.

Tadellos am ganzen Leibe,
War kein Teil, den sie nicht tollkühn
In der Luft zu zeigen wußte,
Hoch ob dem gejagten Pferde.

Ueber'n Handschuh, durch das Reifchen
Vor- und rückwärts, eine Schlange,
Und das Unterste zu oberst,
Stob und flog sie um sich selber.

Alles dies genügt' ihr nicht;
Einen Großen zu gewinnen,
Der im Cirkus mächtig prunkte,
Wagte sie das Unerhörte.

Fort jetzt mit der alten Leier!
Fort jetzt mit dem Nacheinander!
Rief sie; jetzt das Nebeneinander
Gilt's mit Einem Blitz zu zeigen!

Und schon schwebt sie in den Lüften,
Unbeschreiblich in der Lage —
Doch den Gaul erreicht sie nimmer,
Und im Sand brach sie den Hals.

Aber lachend springt die Polin
Nun auf Heinrichs neuen Hügel
Und sie tanzt darauf, als wär' es
Eines Renners schmaler Rücken.

Aber sieh! ein Grabmal öffnet
Glänzend seine gold'ne Thüre,
Und in starrer schwarzer Seide
Rauscht hervor die falsche Gräfin.

Rauscht die reizende Lorette,
In Lutetia geboren,
Welche ihre lange Grabschrift
Leider selber nicht kann lesen.

Eine Million gewonnen
Hat sie in den Blüthetagen
Jenes Kaiserreichs des Friedens,
Spielend im Champagnerrausche.

Da entgieng ein Mann ihr nicht,
Stattlich mit Manschett' und Degen;
Und nach Kirchen und Spitälern
Fuhr sie fürhin mit zwei Füchsen.

Doch die allzu strenge Tugend
Knickte vor der Zeit ihr Leben;
Der Gemahl ließ sie bestatten,
Wie es einer Gräfin ziemte.

Aber jetzt erwachen wieder
Ihre vielgeliebten Rücken
Von dem Ball der großen Oper,
Aus den Sommergartennächten.

Und sie schüttelt ihre Locken,
Ihre braunen Seidenlocken,
Und sie wiegt die schönen Schultern,
Und sie schürzt das Kleid zum Tanze.

Und sie schwingt die runden Hüften,
Und sie wirft den fein chaussirten
Fuß empor zum Sternenhimmel
Dreimal wohl in der Sekunde,

Daß der keusche Mond mit Grauen
Blitzen sieht den anmuthreichen
Arg entweihten weißen Schooß
Die mißbrauchten edlen Glieder. —

Jetzo rauschen alle Bäume
In dem mitternächt'gen Winde,
Welcher kalt die Luft durchwehet,
Daß die Gräber in sich schaudern.

Und die todten Nymphen alle
Geben sich die weißen Hände,
Die nur Zuckerbrod gebrochen
Und darum so weiß geblieben.

Und sie mischen ihre Tänze
All' zu einem Todtentanze
Um das Grab des todten Sängers;
Und sie hören auf zu lachen.

Nachdem die Nationen nun versammelt, konstituiren sie sich unter dem Vorsitz der keuschen Luna zum Gerichtshofe.

Wunderlich gestaltet sich
Nun der Tanz, und die Gesichter,
Sie verziehen sich unsäglich,
Und sie singen stöhnend, klagend:

Klaglied der Herzlosen.

„Moder sind wir, Staub und Moder!
Klagt ihr Armen! Klaget Schwestern!
In den zierbegabten Brüsten
Hat uns nie ein Herz geschlagen!

Moder sind wir! Staub und Moder!
Hätten wir ein Herz besessen,
O, wie hätten wir's gezeiget,
Stolz gepfleget wie ein Kindlein!

Moder sind wir, Staub und Asche!
Herzlos, ungelehrt und kindisch
Lebten wir ein sündig Leben,
Wie wir's besser nicht verstanden.

Moder sind wir, Staub und Asche!
Doch wir schienen, was wir waren;
Ohne Herz und ohne Wissen,
Gaben wir uns, wie wir waren.

Und der Esel hier, der Dichter,
Der ein wohlgebildet Herz,
Das getaucht in edle Rheinfluth,
In der reichen Brust getragen,

Anklage.

Kindisch hielt er es verborgen,
Mühte sich mit Staubgeberden
Uns zu gleichen und den reichen
Schatz beharrlich zu verläugnen!

Moder sind wir, Staub und Asche!
Aber unverfälschter Moder!
Schwestern! Duldet keinen Heuchler,
Der ein Herz in's Grab geschmuggelt!

Er, der sich mit Prahlen rühmte,
Tigerkrallen zu besitzen,
(Mäuse fing er mit den Krallen
Zierlich freilich, wie ein Kätzchen)

Dieser große Herzverläugner
Sei von uns heraufbeschworen,
Daß er büße sein Vergehen,
Eh' er sich des Schlafs erfreut!

Wache auf und steig' herauf
An das kluge Licht des Mondes!
Mancher narrt die gold'ne Sonne;
Doch der Mond, er sieht die Herzen.

Manches glaubt die gold'ne Sonne,
Denn sie funkelt selbstzufrieden;
Das bescheid'ne Mondesviertel
Zwinkert still durch Menschenrippen.

XIX.

Leise regen sich die Schollen
Und entlassen Heinrichs Schatten,
Leicht und luftig schon die Füße,
Doch noch erdenschwer die Augen.

Der Angeklagte erscheint und fällt der reinigenden Buße anheim.

Wie ein Kind, aus erstem Schlafe
Aufgeschreckt, die Augen reibet,
Unwirsch klagt und nicht erkennt,
Weder sich, noch wo es ist,

Drückt er die gerung'nen Hände
An die schwer umflorten Augen,
Und er seufzet tief und schüttelt
Schlafestrunken, matt das Haupt.

Doch wie eine Windsbraut wirbelt
Sich empor mit ihm der Reigen,
In die Luft wie eine Lerche
Jählings schießt die blasse Schaar.

Und nach Süden geht der Flug;
Ueber monderhellten Wolken
Und vorbei den gold'nen Sternen
Schwebt der neue Frauenlob.

Die Nationen entführen Heinrichs Schatten nach dem Montblanc.

Sechs enthüllte Schultern tragen,
Zwölf verschränkte Arme wiegen
Ihn durch die azurnen Höhen,
Und schon lacht der Dichter wieder.

Doch er sieht nichts von den Sternen;
Denn die weh'nden Rabenhaare
Seiner Trägerinnen hüllen
Ihn in duftig dunkle Nacht.

Unter ihm erglänzen silbern
Zwölf beflügelt leichte Füße,
Gleich den Schwingen weißer Tauben
Schimmern weithin ihre Sohlen.

Alles flattert, weht und leuchtet,
Haar, Gewänder, Knie' und Füße;
S' ist ein aufgeflog'nes Grabmal,
Doch bedenklich ist der Styl.

Könnt' er ewig also schweben,
Fahren durch den weichen Aether,
Ach, dem Schelmen wohl gefiel es,
Und er würde sich nicht rühren!

Doch ein minder gutes Ziel
Ist ihm ja schon längst beschieden;
Nach Südosten unaufhaltsam
Durch die Lüfte fährt die Sippschaft.

In der Tiefe dunkelt Frankreich,
Rechts hin blinket die Loire;
Und schon bellen auch die Füchse
In den Wäldern der Côte d'or.

Auf den Weiden der Saone
Schlafen träumend Thier' und Hirten;
Doch dort rauschen schon die Tannen
Schwarz am Juraberg empor.

Helvetisches Idyllion.

Schau dort vor dem hellen Spiegel
Ihres Sees die edle Genf!
Wahrlich ein Grisettenhäubchen
Trägt sie traurig auf dem Ohr,

Während ihre alte Krone,
Ihre gold'ne Mauerkrone
Auf dem grünen Tisch verschleudert,
Dort ein Schächer und ein Thor.[1])

---

[1]) James Fazy.

Weiter! laut erbrauſ't die Arve,
Schäumend durch Geſtein und Klüfte;
Wände ragen über Wolken,
Dumpf verhallt Lauinenchor.

Jetzt aus ihren Rieſenſchleiern
Endlich glänzt die nackte Wüſte,
Und mit allen ſeinen Schrecken
Tritt der weiße Berg hervor.

Flattert dort vom Sturm entführet,
Eine Hand voll Schmetterlinge
An dem ew'gen Eis der Firne,
Auf dem tauſendjähr'gen Schnee?

Nein! es ſind die Todtenmädchen
Von Paris mit ihrem Dichter,
Dem ſie einen Kerker ſuchen,
Daß er büßend in ſich gehe.

Wie es vorgeſagt in dieſer
Dichtung, welche rühmlich endlich
In die Gegend wieder einlenkt,
Wo ſie prahlend ausgegangen!

Denn das Beſt' iſt nicht das Waſſer,
Wie einſt Pindar hat behauptet.
Daß ein Ende naht den Dingen
Und ein Ende den Trochäen,
Dieſes dünket mich das Beſte!

Romantiſche Selbſtironie, welche in dieſem Gedichte nicht fehlen darf.

XX.

Von Granit ſchwarz und verwittert,
Zieht ſich weit ein Felsgeſimſe;
Wunderliche Eisgebilde
Stehen längs darauf gereiht.

Eishölle und Aufenthalt der verſtellten Grimmigen,

Auf dem ſchmalen Gletſcherſteige
Wandeln jetzt die Tänzerinnen,
Und ſie tragen unverdroſſen
Ihre leichte Schattenbürde.

Aus dem Berge tritt ein Männchen
Ihnen weiß und ſtarr entgegen;
Von der Scheitel bis zur Zehe
Klirrt von Eis ihm Haar und Bart.

von einem gemüthlichen Zwerg bewacht,

Und ein Büſchel ſeines Bartes
Hält er hoch wie eine Ruthe
Von bereiſtem Birkenreiſig;
Glashell glänzen ſeine Augen.

der ſie mit einigen gefrorenen Barthaaren regiert.

Freundlich ſchwingt er ſeine Ruthe,
Und er ruft mit guter Laune:
„Kommt ihr, meine Schaar zu mehren,
Meine Heerde, die ich hüte?

„Meine Schäflein, meine Lämmlein,
Meine Bosheitsdilettanten,
Die ich hier im kühlen Eise
Für den Himmel temperire?

„Seht! sie sitzen wohlgeordnet
Mir im Block, in Zack' und Nadel,
Und das böse Höllenmüthchen
Kühlt sich langsam, aber sicher!"

Alle Mädchen rufen lachend:
„„Freilich! diesen tollen Burschen
Bringen wir, mit Höllenkünsten
Hat die Schwachen er geärgert!

„„Hinter einer Satyrmaske
Hielt er störrisch sich verborgen,
Und durch ihre leeren Augen
Schabte er den Leuten Rübchen.

„„Wie ein volles Veilchentöpfchen — Wiederholte Anklage.
War sein Herz, das aufgegangen
Just am schönsten Frühlingsmorgen,
Alle Kelche schwabblich voll

„„Von dem klarsten Thaugeflunker!
Aber gräuliche Gesichter
Schnitt er, als ob er im Busen
Schnöd ein Nest von Disteln trüge!""

„Her mit ihm! ich kenn' die Sorte!
Rief das weiße Männchen fröhlich.
Folgt mir nur! es ist ein Deutscher,
Wie ich an den Augen sehe!

„Seht! der Schlingel will die Maske
Auch im Tod nicht lassen fahren!
Wart' nur, in Krystall gedrückt
Sollst du sie zurück mir lassen!

„Hab' schon eine schöne Sammlung
Solcher Larven, die possierlich
Oder grämlich mich belust'gen,
Während ihre wack'ren Eigner

„Lange schon auf Himmelsauen
Harmlos wie die Zicklein spielen.
Vorwärts mit dem guten Kauze,
Daß wir sein Quartier besorgen!"

Und er führt den Zug der Mädchen
Munter fort durch das Gefrorne,
Drin gar wunderlich und schnurrig
Allerlei Gestalten sitzen.

Manche fletschen noch die Zähne,
Manche strecken noch die Zunge,
Andre sitzen still gekauert,
Wie das Kind im Mutterleibe,

Manigfaltige Zustände der Büßer.

Und beginnen in den Urstand
Ihrer Unschuld rückzukehren,
Und sie werden klug und weislich
Mit sich selber wieder einig.

Liebliche Wiederherstellungen.

Jetzo ragt ein langer schmaler
Zinken mächtig in die Lüfte,
Gleich der Stange eines Landsknechts
Spießt er eine Nebelflocke.

„„Halt! hier ist ein leerer Zacken!
Schreien unverweilt die Weiber:
Prächtig kann da unser Wildfang
In die höchste Spitze fahren!““

Doch der Alte ruft: „Mit Nichten!
Dieser lange, lange Zapfen
Muß noch lang zur Höhe wachsen
Für den längsten aller Sünder.

„Denn es wird ihn einst bewohnen
Jener lange Karl, der Heinzen,
Der seit fünfzehn langen Jahren
Theoretisch Köpfe schneidet,

„Aber friedevollen Herzens
Noch kein Tröpflein Bluts vergossen,
Während schweigend die Tyrannen
Morden, daß die Erde raucht!

„Aber hier ist, was wir suchen!
Ein verführtes Mädchen sitzt mir,
Schön geläutert, hier im Eise;
Lassen wir das Täubchen fliegen!

„Und den wildgeword'nen Dichter
Sperren wir an seine Stelle
In den kühlen Mädchenzwinger,
In's krystall'ne Kämmerlein!“

Also sprach der kleine Hüter,
Und er hielt mit seiner Schaar
Unverseh'ns vor einer Säule,
Die mit klaren Silberkanten,

Zierlich eingefaßt vom Reife,
Und mit schönen Spiegelflächen
In der Bergnacht tiefes Schwarzblau
Sich erhob und lieblich glänzte.

Alle standen vor dem Thürmchen,
Heinrich auch ward aufgestellt.
Und sie sah'n ein schönes Wunder
Mit verblüfften Todtenaugen.

Hinter dem durchsicht'gen Eise
Stand der Morgenstern am Himmel,
Groß und glänzend, und sein Licht
Strahlte durch die klare Wohnung.

Beschreibung von Heinrichs anmuthiger Strafzelle.

Einen zarten Mädchenumriß
Zeichnete der Glanz des Sternes
Freundlich in das klare Prisma
Der gefeiten Himmelswasser.

Ohne deren Lauterkeit
Nur um einen Hauch zu trüben,
Schwebt darin das Lichtgebilde
Gleich dem Umriß eines Engels,

Den ein Meister in das Trinkglas
Seiner Liebsten leis gegraben.
Doch in dunkelblauem Feuer
Glühten zwei gar süße Augen

Still, als wären es zwei Sterne,
Die im fernen Osten ständen.
Alles Andre war so farblos,
Wie das Wasser junger Quellen.

Jetzt erschloß das Hütergreischen
Leis und sanft die lichte Zelle,
Klatschte freundlich in die Hände,
Und das schöne Bild entfloh

Lächelnd in den tiefsten Himmel,
Wo die großen Sterne flammten.
Dieses war die schöne Klara
Aus dem Thal von Chamouny.

„Rasch jetzt, eh' das Nest erkaltet,
Rasch hinein den Versedrechsler!
Einen wackern Harfenengel
Will ich aus dem Sünder machen!“

Also rief der alte Weiße.
Und sie schoben ihn zur Stelle;
Aber siehe da! mein Heinrich
Ward auf einmal wild und munter.

Sperrte sich mit Händ' und Füßen,
Strampelte mit beiden Beinen,
Schlug um sich und schrie gewaltig:
„Macht mir keine schlechten Witze!

Er will aber nicht hinein.

„Ihr erträumtes, schlecht erfund'nes
Lumpenpack der Phantasie
Eines schnöden Nachgebornen!
Was? Ihr wollt mich maltraitiren?

Letzter Widerstand und letzte Trümpfe.

„Laßt mich! daß aus meinem todten
Armen Hirn ich schnell euch solche
Höhnisch grimm'ge Spottgeburten
Auf den magern Buckel jage,

„Daß ihr heulend mir davonstäubt!
Froh, wenn in den hohlen Schädel,
Dem ihr unbedacht entflohen,
Wieder könnt zurücke kriechen!“

„„Ruhig, ruhig! sprach der Alte,
Schicke dich! du hast gesprochen!
Nun mußt du durchaus erdulden
Spruch und Rede auch der Andern!

Vernünftige Vorstellungen

„„Kein Atom von deinem Werthe
Wird man dir herunterkratzen!
Wie du bist, wirst du bestehen!
Einspazirt nun ohne Zaudern!““

und wiederholt ausgesprochene Wahrheit, welche die lebenden Schreihälse nicht beherzigen.

Und den Scheltenden berührte
Er mit seiner Silberruthe;
Sogleich gieng er still und willig
In die funkelnde Behausung.

Schon erglänzten von Krystallen
Leichenhemd und Kranz und Locken;
Und der Alte schloß die Wohnung
Mit dem Hauche seines Mundes,

Mit dem Hauche starr und eisig.
Aus der Tiefe rief das Schneehuhn
Durch die stillen Alpentriften
Seinen ersten Morgengruß.

Plötzlich schwanden jene Nymphen
Aufgeschreckt in alle Lüfte,
Schneller als ein Flug von Spatzen
Einem Flintenschuß entflattert.

Und der Alte, still und einsam,
Reinigte mit seinem Barte
Wohlgefällig noch die hellen
Spiegelscheiben an dem Eise,

Welches schon der Frühschein streifte,
Daß es anfieng zu erglühen
Zwischen dunkelblauem Aether
Und der dunkelblauen Tiefe.

Und die weißbereiften Haare
Knisternd auf dem Boden schleppend
Gieng das gute Zaubermännchen
Endlich in den Berg hinein. —

Zierlich ist das Silbermücklein,
Das im gold'nen Bernstein sitzet;
In der heitren Ostseesonne
Schimmert es am Hals der Frauen;

Mit einer ethischen Erwägung schließt endlich die ungemessene polemische Abschweifung des kleinen Romanzero.

Und erhaben ist der Mamuth,
Der im Eiskoloß verschlossen,
Von dem Nordlicht falb erhellet,
Auf den dunklen Meeren schwimmt.

Eine Million von Jahren
Künden beide, Mück' und Mamuth;
Doch das Maaß für ihre Größe
Reichet über meinen Sinn.

Manchmal scheint das Rüsselthier
Winzig mir, wie eine Mücke;
Manchmal aber schwillt die Mücke
Mir zum Elephanten an!

Aber mein in Eis gesetzter
Wohl verwahrter deutscher Dichter:
Menschlich sittlich tritt er mir
Und belehrend freundlich nahe!

XXI.

Jetzo kann die Bergromanze
Füglich ihren Schluß ereilen,
Und vergnüglich lauf' ich mit ihr
Heimwärts durch die Alpenrosen.

Und die Erzählung kehrt zu ihrem ursprünglichen Thema zurück.

Denn der Kropf der Episode,
Der so gräulich überwuchert,
Glücklich ist er eingebunden
In der Willkür weiten Kragen,

In die bunte Schicksalsbinde,
Die der arme Apotheker
Von Chamouny, wenn er jagt,
Immer noch am Halse trägt.

das schießbaumwollene Motiv wieder aufnehmend

Denn noch immer geht er fährlich
In dem schnöden Bann des Todes,
In der Schlinge, womit Laura
Tödtlich schmollend ihn umwunden.

Und er wußte nicht, warum sie,
Wenn er nächtlich sie besuchte,
Sorglich ihm die Binde löste
Und sie weit vom Feuer legte.

Statt der tück'schen Todesschlinge
Schlang sie dann die weichen Arme
Wieder um die breiten Schultern
Und bestrickend um den Hals ihm.

Und kein Wort von Klaras Leben
Und kein Wort von Klaras Tode
Ward je zwischen ihnen laut,
Und sie wußten's alle Beide.

Und sie kos'ten falsch und glühend,
Und sie spielten grimmig lüstern
Mit den Leibern, wie mit Puppen,
Während sich die Seelen haßten.

Liebesleben

Nicht verzieh sie ihm die Untreu,
Nicht verzieh sie ihm sein Schweigen,
Nicht verzieh er ihr das Wissen
Um die Untreu und das Schweigen.

Nicht verzieh er ihr, daß sie nicht
War so gut und fein wie Klara,
Die er in den Tod verdorben,
Die er in das Grab gesendet.

Ausgezogen war die Liebe
Aus den Herzen und die Freude
Und der Friede; mit der Schönheit
Spielten grimmig zwei Gespenster.

und Weltschmerz.

Und sie kos'ten falsch und glühend,
Und sie tranken süße Küsse
Ohne Dank und ohne Güte;
Jedes schlang für sich den Honig.

Weltschmerz

Jedes schlang für sich den Honig,
Gleich zwei nächtlichen Dämonen,
Die entzweit, doch an einander
Festgebunden und verdammt sind,
Aus demselben Topf zu naschen.

und Liebesleben.

XXII.

Eines Tages lief die Kunde
Hundertstimmig durch die Thäler,
Daß ein alter und gewalt'ger
Steinbock auf den Flühen hause.

Eine neue Person tritt auf zur Lösung des Knotens.

Einsam springe dort der Steinbock
Auf den hohen Felsenspitzen,
Wie seit einem Menschenalter
Keiner sei gesehen worden.

Und die Jäger sprangen gierig
Wie die Teufel von den Sitzen;
Jach das edle Tier zu fällen,
Griffen sie zu ihren Büchsen.

Also wirft sich die Gemeinheit
Auf das Selt'ne und das Edle,
Ihm die Haut vom Leib zu ziehen
Und es schleunig zu zerlegen.

Sträflicher Vorwitz.

Gleich den Kindern, die ihr Spielzeug
Ungeduldig demoliren,
Das Zerstörte nun begaffend.
Und das nennt man Böcke schießen!

Bertram auch entriß sich eilig
Seiner Feindin üpp'gen Armen,
Und für viele Tage stieg er
Jagend in's Granitgebirge.

Jagte hin und jagte wieder
Auf und nieder durch die Gletscher,
Wild erregt durch edle Fährten.
Kühn und listig floh das Thier.

Vorwitzige Unruhe

Manchmal sah er's oben stehen
In des Herbstes Rosensonne,
Wie ein Traum von hohen Zinnen
Sah es lauschend in die Thäler.

Doch sobald die Büchse blitzte,
Schwand es, eh der Knall erfolgte,
In die Wolken, in den Bergduft,
Und die Kugel schlug auf Felsen.

So geschah es, daß der Jäger
Finster auf den Firnen irrte,
Und das kühne Wild, es äffte
Seine dunkle Leidenschaft

Unruhige Jagd.

Unerreicht auf Himmelsklippen,
An dem Rand der Todesschluchten;
Und er taumelt ohne Sinne
Ueber tausendfache Gräber.

Underdessen faßte Laura
Plötzlich Neubegier und Unruh,
Daß sie auffuhr und ihn suchte,
Den sie in den Flühen wußte.

Jagendes Verhängniß.

Ahnend, daß ein Ende nahe,
Wußt' sie selbst nicht, ob die Rachlust,
Ob ein Rettungstrieb sie packe
Und nach seinen Spuren jage.

Und begierig, wie es komme
Und was da geschehen würde,
Schnöd getheilten hohlen Herzens
Lief sie an den wilden Bächen

Aufwärts in die große Bergwelt;
Höher stieg sie, immer höher,
Daß die Schuhe bald in Fetzen
An den zarten Füßen hiengen.

Und die Hände, nur gewöhnt an
Leichtes Thun und leichte Spiele,
Bluteten vom rauhen Steine,
Aber hastig stieg sie aufwärts.

Grau gethürmte Wände hüllten
Ihren Pfad in kalte Schatten;
Doch auf sonnig grünem Rasen
Sah sie die Marmotten spielen.

Zerrissenheit.

In der Sonne vor dem Hause
Saß die Murmelfrau und säugte
Ihre Buben, die zu naschen
Ab und zu vom Spiele kamen.

Fremdes Glück.

Doch der Mann, der scharf bewehrte,
Rüstig mäht' er Gras und Kräuter;
Kundig, wie ein Apotheker,
Wählt' er nur, was fein und würzig.

Ausgebreitet lag die Aerndte,
Trocknend in dem warmen Scheine,
Und die Kinder schlugen fröhlich
Purzelbäume auf den Mahden.

Doch der alte Schwiegervater
Legt sich jetzo auf den Rücken,
Der schon lange kahl gescheuert,
Und er streckt empor die Beine.

Und mit Heu, das herrlich duftet,
Wird er emsig hoch beladen,
Daß ein Fuder zierlich schwillt
Fast von eines Zwerges Höhe.

Und am Schwänzel mit den Zähnen
Wird das Fuhrwerk jetzt gezogen,
Stattlich schwankt es nach der Tenne,
Nach der klug gebauten Hofstatt.

Lust und Freude rings umhüpft es,
Nur die Mutter hegt Besorgniß,
Denn hoch oben auf dem Heuberg
Sitzt ein Bübchen, macht sein Männchen.

Und es wird den Kopf sich stoßen
An des Thores niederm Bogen;
Aber sieh! der Schelm, er duckt sich,
Jubelnd fährt er mit hinunter.

Und sie sprangen und sie sangen,
Tranken aus den klaren Quellen,
Und der Alte kroch zu Tage,
Putzte lachend sich den Pelz.

Laura schaut' den gold'nen Frieden
Dieser guten Murmelleute;
Doch die Wächterpfeif' ertönte,
Und das Volk floh in den Berg.

Wieder klomm sie ruhlos aufwärts
Und sie kam in eine Wolke
Schweren Nebels, der die Locken
Und die Kleider ihr benetzte.

Dunkel wards vor ihren Augen, Verlorenheit.
Suchend streckte sie die Hände,
Wo sie mit dem Fuße tappte,
Gähnte rings der dunkle Abgrund.

Graue Flechten, von der Arven
Knorrigen Aesten niederhängend,
Triefend wie Tritonenbärte,
Schlugen ihr die heiße Stirne.

Denn sie stand auf einem schmalen,
Hohen, schwarzen Felsenthurme,
D'ran die Nebel niederthauten,
Die sein Haupt in Dunkel hüllten.

Doch auf einer and'ren Kuppe,
Die im hellen Schein erglühte,
Ragte regungslos der Jäger,
Apotheker von Chamouny.

Um den Hals die bunte Schlinge,
Roth und weiß und blau erglänzend,
Schaut er spähend in die Runde,
Ob das edle Wild sich zeige.

Und wahrhaftiglich, den Steinbock Letzte Täuschung.
Sieht er dort auf dunkler Klippe
Zierlich auf den Füßen stehen,
Halb im grauen Duft verschleiert.

Die gekerbten Riesenhörner
Mächtig auf den Rücken lehnend,
Wittert er in weite Ferne,
Abgekehrt vom gier'gen Jäger.

Ahnend nicht, daß nur die Sonne
Auf den silbergrauen Nebel
Sich ein Spiegelbild gemalet,
Sandte dieser hin die Kugel.

Dicht im Rücken ihm entschwand
Hohen Sprungs der wahre Steinbock.
Doch von jener schwarzen Säule
Hallt' ein greller Menschenschrei,

Widerhallend durch die Wüste,
In der Einsamkeit des Berges:
Rücklings stürzet dort ein Weib
Aus der Wolke in den Abgrund.

Doch der Jäger sah es nimmer.
Hauptlos sank er in die Tiefe;
Denn ein Funke seines Schlosses
Hatte Lauras Shwal entzündet.

Grauenvolles Ende.

XXIII.

Fabula docet.

Dieses ist das Lied der Willkür,
Und es sei nun ausgesungen,
Ausgeklungen nun und immer,
Und begraben sei die Leier!

Legt sie unter grünen Rasen,
Blumen lasset drüber wachsen!
Aber wendet eure Augen
Nach der Sonne des Gesetzes!

Ihm, dem Todten, sei die Ehre;
Doch die Lehre den Lebend'gen!
Lasset uns die Blicke wenden
Nach der Sonne des Gesetzes!

Und es gibt nur Eine Sonne,
Die von Anbeginn geschienen,
Und es gibt nur Eine Schönheit
Und in reiner Schale strahlt sie!

Die ihr euch der Jugend freuet,
Lebt und weihet euch dem Morgen!
Sorgenbrecher, Herzerneuerer
Bleibt der ewig reine Morgen.

Täglich steigt er aus den Meeren,
Reich an Ehren, frischen Glanzes;
Täglich schenkt er euch die Macht
Ueber das beschmutzte Gestern.

Tragt des Morgens klare Fahne
Aufrecht über Wahn und Nöthen!
Röthen werden sich dann wieder
Ungebrochner Greise Wangen.

Firn und edel wird der Wein
Guter Berge mit den Jahren,
Ein gemeiner Säuerling
Wird am Ende schnödes Wasser.

Schwinde das Geschlecht der Stümper,
Das mit halber Kraft gefahren
Und der Jahre Mitte ruhmlos,
Mit gestrichner Flagge sah!

Flieht den Midas, den Beherrscher
Uebermüthig schlechter Zeiten,
Wo die Mode völlig toll wird,
Ehe das Verhängniß naht!

Ungeschmack ist Hofes Sitte,
Wo das Laster König ist;
In der Mitte der Verkehrten
Lernet wieder einsam sein!

Jeder sei für sich ein Mann,
Schöpfend aus des Guten Urquell!
Was er kann, mit innern Gluthen
Bring' er's ruhig zu dem Ganzen!

Wollt ihr eure Zeit erbauen,
Laßt sie schauen lichte Züge!
Frauen, die in Hoffnung leben,
Zeigt man weislich schöne Bilder.

Abgesang.[1]

(November 1859.)

Jüngst war es auf braunen Bergen,
Schnee und Regen floß hernieder,
Trostlos rangen alle Gipfel
Mit den schweren grauen Wolken.

Von den Büschen troff es klagend;
Jeder Dorn war eine Traufe,
Die herab von Dorn zu Dornen
Unaufhörlich floß und weinte.

Und kein Schimmer frohen Lichtes
War in weiter Welt zu schauen,
Aber tief ins Herz hinein
Schauerte die feuchte Kälte.

Sieh! aus dunklen Forsten wankte
Irren Schritts ein Weib hervor,
Zart gebaut, in dünnem Kleide,
Aber fruchtbeschwerten Leibes.

Schlotternd und mit starren Fingern
Las sie nasses Laub und Reisig;
Mühsam sich zur Erde bückend,
Sammelt' sie ein zaghaft Büschel.

[1]) Vgl. Gottfried Kellers Gesammelte Werke 10, 153.

Und der Brombeer' wirre Schlingen
Hiengen sich an ihre Füße,
Daß sie strauchelt', und das Weinen
Hieng ihr in den Augenlidern.

Kam ein zweites Weib gegangen,
Groß und stark und schwangern Leibes;
Schwere Hölzer auf dem Haupte,
Schritt sie aufrecht her und trotzig.

Und sie rief mit lautem Lachen:
„Ei, Gevatt'rin! wie ich sehe,
Sind wir beide guter Hoffnung?
Hei! wahrhaftig muß ich lachen!"

Doch die Andre fing urplötzlich
Bitterlich nun an zu weinen,
Und die regenschwere Schürze
Drückt' sie schluchzend an die Augen.

„Wieder soll ich nun gebären!"
Sprach sie kummervoll in Thränen,
„Und ich habe nicht, wovon ich
Mir ein warmes Süppchen koche!

„Und ich weiß nicht, wie das endet,
Leben soll zu Leben kommen,
Und das drängt sich und das mengt sich,
Und das Herz ist krank zum Tode!

„Wie ein Thier auf wilder Haide
Schein' ich mir, das ohne Gott,
Ohne Gott und ohne Sterne
Hungernd irrt und sich vermehrt!"

„„Hei! was ficht dich an, du Blöde?
Rief die And're, heller lachend,
Lustig bau'n wir uns're Wölbung,
Lustig in das Reich hinaus!

„„Fäuste geb' ich meinen Kindern
Und gesunde weiße Zähne,
Sieh! das Jüngste hat mir neulich
Hier den Ohrlapp weggebissen!""

„Du bist stark und du bist frech!"
Sagte wiederum die And're,
„Ich bin zag, und das Gewissen
Liegt mir leider in der Art."

Also standen beide Weiber
Hohen Leibs sich gegenüber,
Und je lauter jene lachte,
Desto bittrer weinte diese.

Und es kam der Nordlandswind
Mächtig rauschend über die Berge,
Und die Thränen der Bedrängten
Trocknete sein scharfes Wehen.

In der Höhe schwamm im Blauen
Plötzlich die Novembersonne,
Und im hellen Golde flammten
Wie ein Morgenroth die Wälder.

In der Tiefe trieben wogend
Aufgejagt die zerrissenen Nebel,
Und vor'm wehenden Riesenhauche
Stürmten sie verscheucht empor.

Doch ein prächtiges Festgeläute
Ueberklang das mächtige Rauschen,
Und im Glanze der blitzenden Sonne
Stand im Thal eine strahlende Stadt.

Lang hinwallende Bürgerzüge
Sah man schimmernd sich drin bewegen,
Und es wehte die fliegende Seide
Reichgebildeter Banner voran.

Herrlich rauschte der Wind von Norden
Und die Glocken erklangen mit Macht,
Da ertönten auch starke Posaunen,
Helle Trommeten in schwellender Pracht.

Und die singende Menschenstimme
Deutlich man dazwischen vernahm,
Seltsam neu und herzerschütternd,
Wie der selig gewordene Gram.

„Freude, schöner Götterfunken!"
Hallte herüber der klingende Sturm;
War kein Kirchenlied und kein Kriegslied,
Doch die Glocken schallten vom Thurm.

Horchend standen die armen Frauen,
Und die Lacherin wurde still,
Und sie sprach: „Wer doch nur wüßte,
Was das Alles bedeuten will?

„Einer rief, den zu Thale laufen
Ich mit eiligen Schritten sah:
Daß die bessere und die schönere
Und die größere Zeit sei nah!

„Aber komm', du zage Klagende!
Was es immer bedeuten mag,
Freuen wir uns in meiner Hütte
Ueber den unbekannten Tag!

„Bringe die weinenden, deine Kleinen
Zu den meinigen schnell zur Stell'!
Wir entfachen ein lustiges Feuer,
Daß es brenne warm und hell!

„Brod und Wein hab' ich im Hause,
Nüsse für die junge Brut;
Und bei'm frohen Mütterschmause
Fassen wir einen guten Muth!"

Friedrich Ast an Creuzer.

Landshut, 3. August 1806.

.... Gegenwärtig beschäftigt mich die Ausarbeitung der Encyklopädie der philologischen Wissenschaften, die ich vielleicht herausgeben werde. Außerdem ist der Platon mein nächstes Studium und wird es für alle Zeiten bleiben. Ich bin geneigt, den Phädrus mit einem Kommentar herauszugeben, der hauptsächlich exegetisch sein soll, also zunächst die philosophische Idee erläutern wird. Denn durch die Heindorf'sche Bearbeitung, die mehr auf die Kritik des Einzelnen geht, hat der eigentliche Platon wenig oder gar nichts gewonnen, sowie auch Schleiermacher's Uebersetzung und Einleitung den Phädrus, wie ich glaube, noch nicht richtig dargestellt hat, denn sowohl im Ganzen kann ich der Schleiermacher'schen Ansicht von Phädrus nicht beistimmen, als auch in mehreren einzelnen Stellen seinen oder Heindorf's Erklärungen, Verbesserungen u. s. w. nicht Recht geben. Schleiermacher ist nicht tief genug in den Geist der Platonischen Philosophie und Platonischen Schriften eingedrungen und scheint mir überhaupt auch nicht die nötigen gründlichen Vorkenntnisse der griechischen Philosophie zu haben, so sehr ich ihn sonst als einen Mann von geistreichen Kenntnissen schätze. Heindorf aber ist ein guter in der Wolf'schen Schule gebildeter Kritiker, aber für einen vollendeten Philologen kann ich ihn nicht halten, da ihm grade der höhere Geist der Philologie abgeht, und er diesen Mangel an Philosophie nicht wie andere große Philologen durch andere Talente ersetzt, wie z. B. Wolf den Mangel an Philosophie durch seinen Spürsinn und die Gelehrsamkeit ersetzt und die Holländer durch die Profundität ihrer grammatischen und lexicographischen Kenntnisse, wenn sie es auch sonst nicht einmal bis zur Heyneschen Aesthetik d. i. Geschmacks-Philologie gebracht haben. Voß ist zwar auch ein großer Philolog, ebenfalls in dem Sinn, daß er zwar weder poetischen noch philologischen Geist besitzt, aber sehr gründliche und kritisch geläuterte Altertums-Kenntnisse als in der Mythologie, Geographie, Sprachen u. s. w. hat. Bei keinem der Philologen aber, die mir bekannt sind, und die jetzt einen großen Ruf genießen, finde ich die höhere und geistigere Bildung, die die Menschen selbst verklärt, und nicht bloß äußerer Prunk einer mühsam zusammenstudierten Gelehrsamkeit ist. So ist Wolf bei seinen großen Naturgaben doch nichts weniger als ein gebildeter und musikalischer Mann, vielmehr ein gebildeter Cyniker. Voß ist ein Pedant, denn das Gemütliche, das er hat, und das den Schein des Edlen in sich trägt, ist nichts Anderes als eine natürliche Gutherzigkeit und ländliche Anhänglichkeit an seine Bekannten, die so wenig innere Bildung offenbart, daß sie sich vielmehr augenblicklich in Empfindlichkeit und Bitterkeit verwandelt, wenn sie nicht die gleiche Anhänglichkeit findet und ein Widerspruch sich ihr entgegenstellt. Eichstädt ist ein gemeiner Mensch. Wer mir interessant zu sein scheint, ist Hermann in Leipzig, in dessen Schriften sich ein Wahrheitssinn und eine Gradheit darstellt, wie sie selten sind. Ich bedaure,

daß ich ihn nicht besuchen konnte, als ich das letzte Mal in Leipzig war. Beck ist ein gelehrter, aber schwachherziger Mann und Schütz ein unnützer Schwätzer. Liebenswürdig und mit schönen Talenten geschmückt ist mein Lehrer Jacobs in Gotha; seine Talente sind nicht eminent, wie dies sich einzeln bei großen Philologen findet, z. B. in Kritik und Gelehrsamkeit steht er anderen weit nach, in archäologischen und historischen Kenntnissen übertrifft ihn ein Böttiger, ein Voß u. s. w. bei weitem, aber eine schöne Mischung von vorzüglichsten Eigenschaften, die ein Philologe besitzen muß, ist der Charakter seiner Bildung.

Der Schreiber dieses Briefes G. A. F. Ast 1778—1841, seit 1805 in Landshut, war in Gotha geboren, — daher die Bekanntschaft mit Jacobs — und drei Jahre Dozent der Philologie in Jena gewesen. Dort war er zur Philologie durch Eichstädt gewonnen worden, der wohl nicht das schroffe Urteil verdient, das er hier erhält. Eine Encyklopädie der Philologie der Wissenschaften von Ast ist nie erschienen, wohl aber wenige Jahre nach unserm Briefe 1808 „Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik“, ein, wie auch die übrigen Astschen Lehrbücher, damals beliebtes Kompendium. Die Platostudien des Briefschreibers, die ihm das obenstehende harte Urteil über die Fachgenossen abnötigten, bilden sein Lebenswerk; bis zu ihrem Erscheinen vergingen freilich viele Jahre, ja Jahrzehnte. Auf Platos Leben und Schriften, (Leipzig 1816) folgte eine Ausgabe der Werke des Platon mit lateinischer Uebersetzung (9 Bände, Leipzig 1819—27), Annotationes zu Protagoras, Phaedrus, Gorgias und Phaedo (1829—1832), endlich das Lexicon Platonicum (3 Bände, Leipzig 1834—1838, vgl Allgemeine deutsche Biographie 1, 626 f. und Bursian, Geschichte der klassischen Philosophie S. 735 ff.)

In dem hier nicht veröffentlichten übrigen Teil des Briefes spricht der Schreiber über seine Stellung, mit der er ebensowenig zufrieden ist, wie mit seinem Aufenthaltsort Landshut, ferner über die politische Lage. Am Schlusse grüßt er, auch im Namen seiner Frau, den Adressaten, den er mit „theuerster Freund“ anredet, und dessen Frau unbekannter Weise, außerdem seine Heidelberger Bekannten Thibaut und Fries, „vorzüglich auch Herrn Brentano und seine Frau Gemahlin“ (gemeint ist Clemens Brentano und Sophie Mereau). Geht schon daraus hervor, daß der Brief an einen Heidelberger Philologen gerichtet ist, so kann die Vermutung, Creuzer als Adressaten anzunehmen, nicht gewagt sein. Die Schrift, für die sich der Briefschreiber in dem ausgelassenen Anfang des Briefes bedankt — er nennt sie niemals ausdrücklich — wären dann die Historicorum graecorum antiquissimorum fragmenta (Heidelberg 1806); der Briefschreiber erwartete von dem Adressaten eine Darstellung der Fragmente des Timaeos und der Pythagoräer. Merkwürdigerweise gedenkt Creuzer weder in seiner Selbstbiographie (Deutsche Schriften V, 1) noch in seinen Skizzen zur Geschichte der Philologie (ebenda V, 2) Asts. Das Letztere ist um so auffallender, da an einer Stelle (S. 228) viele der hier von Ast besprochenen Platoniker zusammengestellt werden.

Die Urteile, die Ast fällt, sollen hier nicht im einzelnen geprüft, bestätigt oder widerlegt werden. Nur zur Erklärung des schroff abweisenden Urteils über Eichstädt, mehr den Menschen als den Philologen, sei darauf hingewiesen, daß in der von Eichstädt herausgegebenen Jenaischen Literaturzeitung 1804 Nr. 256 ff. Voß' Recension der Sophokles-Uebersetzung von Ast gestanden hatte, die viel scharfen Tadel enthielt. Dagegen veröffentlichte Ast eine Erklärung, in der er die „Autorität des deutschen Homers“ abwies: eine „Antwort des Recensenten“, an der Goethe mitbeteiligt war (vergleiche Goethes Briefe an Eichstädt S. 106, 267 ff.), war maßvoll und vornehm kurz. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Ast wegen beider Zurechtweisungen dem Herausgeber der Zeitschriften wie dem Recensenten grollte.

L. G.

Ein Sprachdenkmal aus den Befreiungskriegen.

Mitgeteilt von Emil Fromm in Aachen.

In Goedekes Grundriß, 2. Auflage Band 5, ist in § 279 unter Nr. 90 Karl Justus von Gruner neu aufgenommen. Neben Rotermund hätte auf Ersch und Gruber I, 95, 284 - 292 verwiesen werden müssen, da gerade hier eine eingehende Würdigung Gruners als Schriftsteller durch R. Pallmann versucht ist. Von den Schriften Gruners war außer dem unvollendet gebliebenen Roman „Leidenschaft und Pflicht. Eine Sammlung moralischer Gemälde" (erster und einziger Teil, Berlin 1800) sicherlich auch die romanhaft eingekleidete Reisebeschreibung „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des 18. Jahrhunderts" (2 Teile, Frankfurt a. M. 1802/3) zu nennen. Während über den Roman „der Genius der Langweiligkeit seine bleiernen Fittige breitet" (vgl. Neue Allgemeine deutsche Bibliothek 64, 376), hat schon Pallmann mit Recht den stimmungsvollen Ton und die glückliche Gruppierung der Personen in den einzelnen Genrebildern der „Wallfahrt" hervorgehoben und den Verfasser wegen dieser interessantesten seiner Schriften unter die deutschen Klassiker zählen wollen. Anführenswert waren aber auch die zahlreichen Erlasse Gruners aus den Jahren 1813 und 1814, welche fast sämtlich durch die edle deutsche Gesinnung, die sie aussprechen, und, was hier mehr wiegt, durch ihre schwungvolle, enthusiastische Sprache hervorragen. Während die Erlasse aus dem Jahre 1814 im Rheinischen Merkur von Görres abgedruckt sind, ist eine „Aufforderung", welche Gruner am 17./29. November 1813 als provisorischer Generalgouverneur des Großherzogtums Berg „an die deutschen Jünglinge und Männer zum Kampfe für deutsche Freiheit" richtete, bisher, soweit ich sehen kann, nur bruchstückweise und in diesen Bruchstücken ungenau von Rud. Goecke in seiner Schrift über das Großherzogtum Berg 1806—1813 (Köln 1877, S. 90 f.) mitgeteilt. Dieser feurige, in seiner kraft- und poesievollen Fassung geradezu hinreißende Aufruf verdient aber als ein deutsches Sprachdenkmal in den Annalen unserer Literatur verzeichnet zu werden und ich lasse den Text daher nach einem mir vorliegenden Originaldruck (4 S. 4°), von dem sich gewiß nur wenige Exemplare erhalten haben, hier folgen:

Die Stunde der Rache hat geschlagen; die Morgenröthe der Freiheit ist aufgegangen; nach einer langen, dunkeln Nacht voll Druck und Elend, voll Schmach und Noth, voll Verfolgung und Entehrung bricht endlich der helle Tag eines neuen künftigen Lebens an.

Deutschland ist frei! Deutschland ist wieder geboren! Von den Ufern des Niemen bis zu den Fluthen des alten ehrwürdigen Rheins tönt der einstimmige Ruf der Freude, der Freiheit, der Liebe, der alten Treue, der neuen Einigkeit. Untergegangen ist in dem bodenlosen Meere fremde Unterjochung, jegliche Zwietracht, jede kleine Eifersucht. Die deutschen Zungen sind gelöset; die deutschen Herzen haben sich wieder gefunden und für immer vereint. Ein Bund ist geschlossen, ein heiliger, hehrer Bund, ohne Wort und Form, nicht durch das Aeußere entstanden, noch für das Aeußere gebildet. Er ist ausgegangen von dem höchsten und herrlichsten, was die Welt gesehen, von dem dreifachen Bunde der erhabensten Beherrscher der Erde. Er hat die Gemüther erfaßt und über das irdische Dasein erhoben. Freudig opfern sie dieses, um ein höheres zu erringen, und unsterblich glänzen die Namen beispielloser Helden in den Geschichtsbüchern unserer Zeit.

Ein fremdes, treues, tapferes, selbständiges Volk hat Deutschland den Anklang gegeben; freudig sind seine Völker gefolgt. Oesterreich, Preußen, Sachsen, Bayern und Hessen, alle Theile des gemeinsamen Vaterlandes, haben sich mit begeisterter Kraft und Heldenmuthe erhoben für die gemeinsame Freiheit. Gott, der unwandelbare, ewige, gerechte Gott hat sie gesegnet und bis hieher geführt.

Sie sind gekommen und haben die schmachvollen Fesseln gebrochen, unter denen dieses Land so jammervoll seufzete; sie haben die fremden Räuber verjagt, welche das Mark der Völker aussogen, das Recht zur leeren Form entwürdigten, keinen Zweck der Verwaltung hatten, als ihre Geldgier zu befriedigen, mit frevelnder Hand bei ihrer Flucht selbst der Wittwen geheiligtes Gut mit sich schleppten, kein Andenken hinterließen, als den tiefsten Schauder von den unnatürlichen Verfolgern deutscher Freiheit und Ehre. Der Fluch ist ihnen gefolgt; die Thränen der Verzweiflung haben sie begleitet. Sie haben uns nichts gelassen, als die Kraft und den Entschluß der Rache.

Auf denn, meine Mitbürger! eilen wir ihn auszuführen. Befreiet sind wir, aber noch nicht für immer frei. Wollen wir bewahren, was die siegreichen Heere uns gewährt, so müssen wir selbsten es sichern.

Nur der verdient der Freiheit heiliges Geschenk, der es zu erhalten wagt und weiß. Dieses ist jetzt unsere Pflicht. Sie sei unser angestrengtes und schleuniges Bemühen. Was unsere deutschen und russischen Brüder gethan, müssen auch wir thun; wie sie uns, müssen auch wir unsern Brüdern jenseit des Rheins Freiheit und Frieden bringen. Ihre Wiedervereinigung mit uns ist die alleinige sichere Basis unserer Selbstständigkeit; ihre Freiheit die einzige Bürgschaft der unsrigen.

Auf denn zum Kampfe! zum freiwilligen Kampfe für des Vaterlandes Rache, Ehre und Sicherheit! Viel haben wir zu rächen; viel haben wir zu schützen. Kein Jahrhundert wird das Andenken von tiefen Leiden verwischen, welches dieses deutsche Land erduldete: Sein tief gesunkener, einst so blühender Gewerbfleiß, sein zerrütteter Handel, seine zahllosen Steuerbedrückungen, die lange Vertilgung unserer Nationalsprache, die Entehrung unserer Sitten, die Verfolgung der Deutschen durch Deutsche und Fremdlinge bis in unsere geheimsten Verbindnisse.

Sind diese Gräuelerinnerungen nicht hinreichend, zum ernsten, blutigen Kampfe uns zu mahnen! Giebt es einen Deutschen am Rhein, an der Sieg, Wupper, Dill und Lahn, der jene Gräuel, der die verflossenen furchtbaren sieben Jahre wieder erleben möchte? Wäre nicht der Tod für Vaterland, für Weib und Kind, für Eigenthum und Ehre, für Wahrheit und Tugend tausendmal willkommener, als ein solches Leben voll Schande, Furcht und Elend?

Brüder! Söhne des Vaterlandes! eilet herbei; sehet unsere märkischen Nachbarn, wie sie in zahllosen Haufen hinziehen für ihren König zu sterben, ihre unvergeßliche Königin zu rächen, und sich dem Kampfe zu weihen für Recht und Ehre; lasset uns, gleich ihnen und mit ihnen, ziehen. Wir alle kämpfen für eine Sache, für der Menschheit heiligste, theuerste Güter, für Freiheit und Vaterland. Wer leben und sterben will für diese, der trete freiwillig herzu. Alle, die so kommen, werden den Kern unserer Verteidiger bilden unter dem Namen:

Schaar deutscher Freiwilligen vom Rhein und der Sieg.

Die äußern Bestimmungen dieser Bildung ergeben die nachfolgenden Festsetzungen. Wer Theil an ihnen nehmen will, der eile. Schon haben sich viele gemeldet; schon hat sich in Dillenburg ein edler Haufen auserlesener, herrlicher junger Männer aus freiem Antriebe dazu gestellt und eine eigene Jägercompagnie gebildet; schon haben angesehene Väter ihre einzige, und eine eben so angesehene Wittwe ihre drei Söhne dargeboten; und wenn dieser hohe Sinn sich fortpflanzet, so werden wir es, obgleich nicht an Zahl, doch an Eifer und Erfolg, jedem unserer deutschen Mitvölker gleich thun.

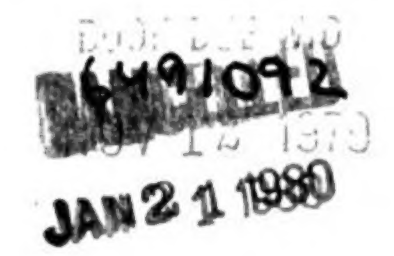
Wie die unsterbliche Schaar jener dreihundert Helden, die einst unter dem unsterblichen Leonidas für ihr Vaterland fielen, so sei und handele auch unsere Schaar der Freiwilligen. Fallen dann auch unsere Brüder, wie die heldenmüthigen Thebaner, so leben sie doch ewig, so lange Deutschland besteht und ein Männerherz in deutscher Männerbrust schlägt.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Inhalt des zweiten Heftes zweiten Bandes (1895).

Recensionen und Referate.




6491092
JAN 2 1 1980



